

Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel


VE
RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Sechsundsechzigster Band.

April 1889 bis September 1889.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1889.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiunddreissigster Jahrgang. Sechsundsechzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

sechsundsechzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 744. — Alberti, Konrad, in Berlin, 45. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 697. — Berlepsch, H. E. von, in München, 640, 785. — Brauns, C. W. E., in Halle, 546. — Chroust, Anton, in Graz, 528. — Dincklage, Emmy von, in Lingen, 561. — Euler, C., in Berlin, 131. — Fischer, Theobald, in Marburg, 305. — Gaedertz, Karl Theodor, in Berlin, 239. — Gerstmann, Adolf, in Berlin, 202, 333, 481. — Glümer, Claire von, in Blasewitz, 510. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 467, 574. — Hanstein, Adalbert von, in Berlin, 656. — Harten, Theodor, in Berlin, 590, 729. — Heinemann, Lothar von, in Halle, 124. — Hoffmann, Hans, in Freiburg i. Br., 614. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 187. — Kohler, Joseph, in Berlin, 328. — Kollbach, Karl, in Bonn, 453. — Lammers, August, in Bremen, 409. — Ledebur, Adolf, in Freiberg, 254. — Lemmermayer, Fritz, in Wien, 29, 171. — Löher, Franz von, in München, 106. — Müller, Adolf, in Krofdorf, 534, 681. — Niethe, Eugen, in Kiel, 353. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 799. — Raabe, Wilhelm, in Braunschweig, 1, 137, 273. — Richter, Wilhelm, in Hattingen, 196, 821. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 754. — Schumann, Constantin, in Wunsiedel, 115. — Steub, Ludwig †, 624. — Trinius, August, in Berlin, 88. — Villinger, Hermine, in Karlsruhe, 816. — Vischer, Friedr. Theodor †, 395. Vogel, H. W., in Berlin, 224. — Wachenhusen, Hans, in Wiesbaden, 59. — Wechsler, Ernst, in Berlin, 372. — Wichert, Ernst, in Berlin, 417.

Inhalt

des sechsundsechzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum sechsundsechzigsten Bande.

33. Jahrg. April 1889. Heft 391.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Der Lar.

Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte

von

Wilhelm Raabe.

I.

„O bitte, schreiben auch Sie doch wieder mal ein Buch, in welchem sie sich kriegen!"

Das Vorwort.

Der kann gut werden, hat unser Leibarzt gesagt," sagte Doktor Kohl, als er bei der Taufe seines Erstgeborenen auf seine eigene Geburt zu sprechen kam und erzählte, wie ihn die weise Frau zehn Minuten, nachdem er, „wie die anderen sagten", das Licht der Welt erblickt hatte, „quatsch auf den Boden fallen ließ."

„Meine selige Mutter war natürlich nicht im stande, sich viel darum zu kümmern; aber meinen Vater bekümmerte es nach überwundenem Schrecken sehr, daß er ganz unnötigerweise nach ärztlicher Hilfe geschrien hatte. ‚Das konnten wir auch machen — den Jungen abwischen, abwaschen, einwickeln und uns trösten: diesmal hat es ihm gottlob noch nichts geschadet.' Übrigens sollst du nochmals leben, Röschen!"

„Du auch, närrisches Menschenkind!" sagte die junge, glückliche Mutter. „Aber jetzt sprich endlich auch mal ein vernünftiges Wort. Was soll das Kleine da nebenan von dir denken?"

„Das ist mir so einerlei, wie es meinem seligen Papa einerlei war, was ich manchmal über ihn dachte. Du sollst noch einmal, zum drittenmal leben, Schatz."

„So ist er nun!" sagte Frau Rosine Kohl, geborene Müller, seufzend, aber „im Grunde ihn doch nicht anders sich wünschend".

„Wissen Sie was, Frau Gevatterin?" sagten die Gäste, Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk eingeschlossen. „Er muß auch so bleiben. Verbrauchen Sie ihn also, wie er ist, und zwar mit Gesundheit. Das übrige wird sich dann schon finden. Es lebe das Haus!"

„Einverstanden!" sagten die zwei jungen Alten, und das Kleine im Nebengemach krähte auch sein Einverständnis, und so — tauften sie weiter und auch nicht bloß mit Wasser. Es war nicht die erste Bowle, die der glückliche junge Vater zusammenrührte und mit der vollen Über-

zeugung, daß sie gut sei, rund um den Tisch in die Gläser guter Kameraden und Kameradinnen, Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk, sowie Freund Blech, der schöne Bogislaus Blech, eingeschlossen, auslöffelte.

* * *

Das wäre nun einmal wieder so ein Eingang, von dem meine selige Tante, wenn sie noch lebte, sagen würde: „Nein, so was!“ Aber sie ist tot, die Gute; und da ich auf ihren ästhetischen Ordnungssinn seinerzeit keine Rücksicht genommen habe, so sehe ich nicht ein, weshalb ich anderen — fremden Leuten und Liebhabern einer angenehmen, leichten Lektüre gegenüber meiner „Fahrigkeit“, meinem „springenden Wesen“ mehr Zwang anlegen soll als gegenüber der guten alten Tante, die mich doch auch in ihr Testament gesetzt hat, was meine übrigen lieben, alten und jüngeren Leser leider nicht thun werden.

Ja, sie hat mich in ihr Testament gesetzt. Sie war meine erste Kritikerin und hat jedenfalls voll Mitleid gedacht: „Was ich dazu thun kann, den unvernünftigen närrischen Menschen vor dem Verhungern zu schützen, das mag geschehen; gegen mich hat er sich wenigstens immer anständig und höflich aufgeführt.“

Gesegnet sei ihr Andenken! Ihre fünfhundert Thaler sind längst verputzt; aber in herzlicher Dankbarkeit gegen beide — die Tante und ihre fünfhundert Thaler — werde ich mich von hier ab bemühen, alles was ich diesmal zu erzählen habe, so kurzweg und regelrecht wie möglich zu berichten. Es soll mich wirklich selber wundern, wie mir die Nase zur Sache steht und was dabei für mich und meine Lieben vor diesen Blättern herauskommt.

Das Buch.

Das Haus Kohl bestand schon einmal aus Vater, Mutter und Kind. Der Vater, der alte Doktor Kohl, war einer unserer unbekannteren Germanisten, die Mutter war die Frau Professorin Kohl und das Kind war unser jüngerer Doktor Kohl, eben der Kohl, welcher auf Seite Eins wieder taufen läßt und also das Geschlecht fortgepflanzt hat.

In den Büchern sitzt solch ein mit dem deutschen Altertum sich beschäftigender Universitätsprofessor gewöhnlich in einem Museo und Heimwesen, bei dem einem unwillkürlich der Name „Altdorf“ im Sinn und in der Phantasie aufsteigt. Wenn der gelehrte Mann aus den Fenstern seiner Studierstube nicht die Krähen im Schnee auf dem klosterhofähnlichen kleinen Marktplatz spazieren gehen sieht, so blickt und riecht er in blühende Lindenbäume und hat bei angezündeter Lampe abends das Fenster zu schließen, um nicht bei seiner grüblerischen Arbeit zu sehr durch das geflügelte vielgestaltige nächtliche Schwarmgesindel aus der Wissenschaft des Kollegen der Insektologie, gegenüber am Marktplatz, gestört zu werden. Ein Gaudeamus — ein Stoßt an, Erfurt — Dillingen — Rinteln — Wittenberg soll leben! von ferne, vollenden das Stimmungsbedürfnis des modernen Lesers, und jeder Codex, ja jeder Schweinslederband, der in die moderne Mietswohnung, drei Treppen hoch, des Professors Dr. Kohl kommt, spricht dem Dinge Hohn und macht ein verwundert Gesicht zu seiner neuesten Umgebung.

Professor Dr. Kohl sah Zeit seines Lebens weder im Winter noch im Sommer auf irgend einen zu seinen Studien passenden Klosterhof hinaus; er hatte sich ganz wie unsereiner mit seinen Idealen und Realitäten in den ganz gewöhnlichen Mietskasernen des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar meistens im dritten Stockwerk, zu behelfen. Und noch dazu in einer Universitätsstadt, die sich bereits ganz bedenklich zu einer Großstadt ausgewachsen hatte: nämlich dem zweiten Hunderttausend ihrer Bewohner ziemlich nahe gekommen war, wenn sie es nicht schon überschritten hatte. Das ist kein Vergnügen für einen scheu angelegten Menschen. Zumal wenn er eine Frau

hat, die den Fehdehandschuh, welchen ihr das heutige Leben jeden Tag vor die Füße wirft, jedesmal wacker aufnimmt und — das Bessere immer drei Häuser oder drei Gassen weiterab liegend wähnt.

Die Familie zog und fand überall dasselbe. Der Nagel, den man inwendig einschlug, kam überall draußen wieder zum Vorschein. Die Öfen rauchten überall und die Frau Professorin, die „Mama", rauchte dann überall auch, aber wie ein Vulkan, der neue Lava in sich gekocht hat und bereit ist, jeden beliebigen Augenblick sie über die nächste Umgebung zu ergießen. Die Thüren hatten sich überall „geworfen" und jedes Haus hatte sich „gesetzt", was stets recht unangenehme Risse in den Tapeten hervorbringt. Die Hauswirte hatten überall nur ihren „eigenen Eigennutz" im Auge, und die Hauswirtinnen waren noch gräßlicher als die Hauswirte. Einen Gesamtstolz auf sein Geschlecht kennt ja das Weib nicht, also konnte auch von der „Mama", von „meiner Frau", von der Frau Professor Kohl nicht verlangt werden, daß sie sich der Energie der jedesmaligen Mietgeberin im Blick aufs allgemeine freue oder sie nur gelten lasse.

Professor Dr. Kohl fand also in dieser unruhevollen Welt eine bleibende Stätte nicht; weder für sich, noch seine Codices, noch seine eigenen Manuskripte. Er befand sich leider mit seinem Schreibtisch und mit dem Stuhl vor demselben auf einer fortwährenden Wanderschaft; und sein Sohn schiebt's pietätvoll nur darauf, daß sein „braver Alter" es auch zu nichts Bleibendem in seiner Wissenschaft gebracht hat.

„Ich versichere Sie," pflegte der brave Sohn zu sagen, „es ging dieses ewige Rücken keinem mehr gegen den Strich als mir. Ich reagierte auch nach Möglichkeit dagegen; zuerst mit kindlichen, sodann mit jugendlichen Kräften. Meine bleibende Stätte, nämlich den untersten Platz auf der Schulbank in jeglicher Klasse, vom ABC-Buch an bis in die Prima des hiesigen Ottoadalricheums, hielt ich fest bis zum äußersten. Zu etwas Bleibendem in den Wissenschaften habe ich es sonderbarerweise auch nicht gebracht. Aber finden Sie es nicht lächerlich unlogisch, daß mein Papa dann gerade hierüber Gewissensbisse hatte und kummervoll es aussprach: es thue ihm leid, mich in die Welt gesetzt zu haben? ‚Der Knabe ist das reine Vieh. Er giebt weder Thränen, wenn man ihn mit der Hand der Liebe streichelt, noch giebt er Funken, wenn man ihm mit härteren Anmahnungen an seine bodenlose Nichtsnutzigkeit näher geht. Ich weiß nicht, was aus dem Jungen noch einmal werden soll; von mir hat er diesen betrüblichen Widerwillen gegen alles über das gewöhnliche, tagtägliche Bedürfnis Hinausliegende nicht,' sagte mein Vater. Wenn dann wieder meine Mama fragte: ‚Soll das etwa ein Stich auf mich oder meine selige Mutter sein?' so war es immer ein wahres Glück und eine Erlösung, wenn die in voriger Woche gemietete Magd in die stille Studierstube meines ratlosen Erzeugers eintrat, um der Familie anzukündigen, daß auch sie am nächsten Ersten wieder ziehen werde und sich wieder zu verändern wünsche."

* *
*

Wir haben alle jeden Augenblick wenn nicht die Lust, so das Bedürfnis, uns zu verändern. Wir legen uns von der rechten auf die linke Seite und von der linken auf die rechte; und zuletzt legen wir uns von der Erde in dieselbe, aus dem Leben in den Tod: auch nur aus tiefinnerlichstem, wenn auch nur selten mehr als dunkel empfundenem Bedürfnis nach Veränderung.

Professor Dr. Kohl zog zum letztenmal und überließ dieses Mal auch seinen wissenschaftlichen Apparat ohne Herzbeben und Nervenkrämpfe seinem guten Weibe ganz zu freier Verfügung nach besserem Verständnis in solchen Angelegenheiten. Er kam von einer letzten Universitätsvorlesung nach Hause, und er schrieb einen

letzten Satz in einer Abhandlung über den Straßburger Eidschwur Ludwigs des Deutschen nicht zu Ende. Sein Schlingel von Junge fand ihn, wie einen Helden der Wissenschaft gefallen, die Feder in der erstarrten Hand, vor seinem Schreibtische. Und da er damals schon selber als Student die Universität, wenn auch nicht die Vorlesungen seines Vaters, besuchte, so war er gefaßt und vernünftig genug, nicht ein tolles Geschrei zu erheben und seine Mutter vom Küchenherd ohne alle Vorbereitung zu dem größten Schrecken ihres Lebens herbeizuzetern. Er ging leise zu ihr hinaus in die Küche und brachte ihr die Trauerkunde so sanft als möglich bei, nachdem er ihr den Rührlöffel aus der Hand genommen und ihr einen Stuhl untergeschoben hatte. Nachher sagte er: „Er (der alte Herr) hat zu viel in sich hineingefressen an Ärgernis und Grimm. Mit einem so verdorbenen Magen wie der seinige geht doch selten ein Mensch aus der Welt. Er dachte nie zuerst an sich selber und gab deshalb auf seine liebe Verdauung nicht die geringste Achtung. Ach, hätte er doch stets auf sein wahres Innere den Nachdruck gelegt und immer seinen augenblicklichen Chylus im Auge behalten! Alles, alles, nur kein Sodbrennen als Produkt seelischer Aufregung! O Gott, was für ein freundlicher Siebzigjähriger hätte er werden können, wenn die Welt um ihn her so behaglich gewesen wäre, wie er es verdiente!"

Dagegen sprachen die guten Freunde und Bekannten: „Die arme Frau! die arme Witwe! Sie hat wahrhaftig das Ihrige ausgestanden mit diesem nervösen, eigensinnigen, unpraktischen, weltfremden, abstrus-gelehrten Idioten. Sie könnte ordentlich von frischem wieder aufleben. Übrigens soll es mich wundern, wie sie mit dem Grobian, ihrem vierschrötigen Flegel von Jungen, sich demnächst im Leben einrichten wird. Die Vermögensverhältnisse werden recht bedenklich sein, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn in dieser Hinsicht der Tod des Alten nicht doch als ein Verlust zur Geltung kommen würde."

Seltsamerweise lebte die Frau Professorin nach dem Tode des Gatten nicht von frischem auf; sondern im Gegenteil. Sie verkam, und nicht allein unter der Einwirkung der in Wahrheit recht schlechten Vermögensverhältnisse, in denen sie von dem wissenschafts- und pflichtgetreuen gelehrten Germanen zurückgelassen worden war.

„Er war ein wunderlicher Mensch, mein Junge," seufzte sie. „Du bist gottlob anders. Du hast mehr von mir. Aber er fehlt mir doch! Er fehlt mir hier, er fehlt mir da, er fehlt mir überall, und es ist mir seit seinem Hingange in der Welt nichts mehr, wie es sein sollte. O Gott, das geht bis zu seiner Sorte Tabak! Du hast den Rest davon aufgeraucht, und nun qualmst du mir eine andere Sorte, die nicht mehr dein seliger Vater ist. Da steht sein Schreibtisch; ich sehe ihn mit jeder seiner Bewegungen daran sitzen — bitte, Warnefried, geh davon weg, sitze nicht so drauf und baumle mit dem rechten Bein; es macht mich zu nervös, und ich halte es nicht aus. O mein armer, guter Kohl! so unversehens! so unvermutet! so ohne daß man es dir bei herzlicher, bitterer, letzter Pflege hätte noch sagen können, wie gut du warst, und wie ich alles, was ich that, nur um deinetwegen that, auch wenn du den Kopf dazu schütteltest! ... Jawohl, du hast leider, leider recht, Warnefried, du wächst mir nicht mehr in seine abgelegten oder jetzt ja hinterlassenen Kleider hinein, also bringe mir nur euren Universitätsjuden; aber — weißt du was — mache die Sache mit ihm möglichst hinter meinem Rücken ab. Ich kann, kann diesmal nichts damit zu thun haben!"

„Na, alte Frau, kommst du jetzt aus dir heraus?" brummte der gute Sohn mit den Zähnen auf der Unterlippe, aber wahrlich nicht aus Grimm. „Na, laß es nur sein; ich weiß schon. Von wunderlichen Heiligen soll man nur bei euch Frauenzimmern reden. Entwickelt sich jetzt die Gloriole, der helle himmlische

Schein um die alte liebe Tüllmütze? Laß es nur gut sein, bist uns beiden, dem Alten wie dem Jungen, die einzige Vernünftige in der Familie gewesen und wirst es bleiben, des Hauses Mama, dem Alten dadrüben in der vierten Dimension, und dem Jungen hier in den verruchten drei bekannten anderen. Liebe, liebe Mutter, so beruhige dich doch nur!"

Die letzten acht Worte sind nicht hinter den Zähnen gesprochen worden. Der Junge hielt dabei die alte Frau im Arm, und die alte Frau weinte.

* * *

Von dem Tode des Professors Dr. Kohl hatte die Welt doch Notiz genommen. Die Lokalblätter hatten der Nachricht von seinem Ableben mit einigen weiteren Ausführungen über Tag und Jahr seiner Geburt, über seinen Studiengang, über seine verdienstlichen litterarischen Leistungen begleitet. Die Fachzeitungen hatten ausführliche Nekrologe gebracht und seiner Bedeutung für seine Wissenschaft einen würdigen Raum gegeben. Auch mündlich war mit Anerkennung von ihm gesprochen worden: er gehörte zu den Toten, die eine Spur, wenn auch eine nicht von Horizont zu Horizont reichende, hinter sich lassen. Seine alte mürrische Frau ließ gar keine Spur hinter sich. Ihr Name erschien nur noch einmal in der Kirchenliste; und dann noch einmal in der Zeitung, nämlich als der Tag der Versteigerung ihres Nachlasses dem Publikum bekannt gemacht wurde.

Und der Junge, „unser Sohn", unser Paul Warnefried, konnte nicht das Geringste gegen diese Versteigerung machen. Er konnte nur zusehen, aber mitbieten konnte er nicht, als man seine Kinder- und Jugenderinnerungen, als man seiner Eltern, seiner Mutter letzte Habseligkeiten unter den Hammer brachte.

Die Auktion mußte abgehalten werden, um die letzten Bequemlichkeiten des letzten Lebensjahres der Witwe, um die Schulden ihres Sohnes zu bezahlen, und in dieser Auktion ging alles dahin, was begünstigtere Leute an alten, älteren und ältesten Erinnerungszeichen in ihr Leben weiter mit hineinnehmen. In dieser Hinsicht ist es sogar ein Glück, daß die Erinnerungen nicht auch an den Wänden der Wohnungen heutiger Durchschnittsmenschen haften. An den Wänden unserer Mietswohnungen haften die Erinnerungen so wenig wie die Nägel, welche die Photographien, die Farbendrucke und die Spiegel daran festhalten sollen. Nun wurden auch der Mutter Mantel, ihre Überschuhe und ihr Regenschirm dem Meistbietenden zugeschlagen. Es ging die Wärmflasche fort, die der gute Sohn ihr in ihrer letzten Krankheit so oft ins Bett geschoben hatte. Und ihr alter Theekessel, und die beiden lächerlichen alten Vasen, die ihr von den Polterabendsgeschenken sich erhalten hatten. Der Student sah nicht bloß die Stühle und Tische seiner Eltern, er sah auch sein altes zerschnitzeltes Stehpult, an dem er meistens was anderes als wissenschaftliche Beschäftigungen getrieben hatte, unterm Hammer. Er hatte die Fäuste dazu, den Halunken zu hauen, der es unter verächtlichem Grinsen erstand als „Brennholz", und er hatte sich zu bezwingen und seinen Grimm an der erloschenen Cigarre zu verkauen. Da setzte sich eine dicke Person mit dreidoppeltem Unterkinn in seiner Mutter Korbstuhl und bot von da aus mit auf des Vaters alten Papierkorb, und er, Warnefried, durfte nur ganz im Inneren einen Wunsch denken, der laut ausgesprochen und von Erfolg begleitet, „das Tier in die Luft gesprengt und in Atomen an die Wände geschmettert" haben würde. Er suchte sich gegen das: Zum Ersten — Zum Zweiten — Zum Dritten und Letzten zu helfen, indem er an Bekannte dachte, die den ganzen Ballast ihres Vordaseins mit sich herumschleppten, unter ihm keuchten und sich mit ihm lächerlich machten. Aber es half ihm wenig: er bot doch bei jeglichem Stücke innerlichst zum Ersten und zum Zweiten und zum Dritten und Letzten mit und versetzte jedesmal dem laut zum Letz-

ten Bietenden einen Tritt, der ihn „bis über den Horizont hinaus aus unserer besten Stube" beförderte.

Er bezwang alles, was doch so den Menschen bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten an Wehmut anfliegt, und brachte es richtig wieder fertig, daß man sich an ihm ärgerte und daß man seine wohlverdienten Bemerkungen über ihn machte.

„Das soll der Sohn vom Hause sein, der so 'ne Gesichter und Witze hierzu macht?" fragte die dicke Trödlerin in der Mutter Stuhl. „Na, mein Junge sollte es sein! dem würde ich noch vor meinem seligen Abscheiden ein paarmal als Gespenst erscheinen!"

„Ich kenne den Lümmel ganz genau und habe ihm wirklich ein paarmal so um Mitternacht oder nach Mitternacht meine Meinung über ihn mitgeteilt als Mietsherr," brummte der Hauswirt, der auch mitbot in der Versteigerung und trotzdem, daß er alles noch billiger kriegte, als er vermutet hatte, doch nicht seine Gefühle gegen den „letzten aus meinem dritten Stock" zu bändigen vermochte.

Es hat aber alles auf Erden ein Ende und also auch eine Auktion.

„Wollen Sie die Güte haben, meinen Hausschlüssel nicht zu vergessen, Herr Kohl?" sagte der Hauswirt merkwürdig höflich-vorsichtig vor dem letzten Gesicht und Gestus seines „Exinquilinen" in seinem Hause. „Sie werden ihn ja wohl noch zufälligerweise in der Tasche bei sich besitzen, und ich erlaube mir nur, daran zu erinnern. Ha, ha, ja davon trennen sich ja die jungen Herren am schwierigsten? Es that mir recht leid — diese letzten traurigen Erlebnisse Ihrer werten Familie in meinem Hause. So ein gelehrter Herr! Und es war eine so liebe Frau, Ihre Frau Mutter, die Frau Professorin! Wohl ein bißchen scharf —"

„Wollen Sie sonst noch was, Herr Betzger?"

„Nun, da Sie selber darauf kommen, vielleicht noch in der Küche die gesprungene Fensterscheibe —"

„Wollen Sie die Gewogenheit haben, mir mit der Frau Gemahlin und den übrigen lieben Ihrigen gewogen zu bleiben," sagte der Student.

Übrigens hatte der Mann und Hauseigentümer mit allen Hypotheken über sich und seinem „Eigentum" sehr recht. Der Student trug seinen, des Wirtes, Hausschlüssel noch bei sich in der Tasche und hatte ihn abzuliefern als das Letzte von seinem sogenannten Vaterhause.

* * *

„Was noch? sagt der Dichter, die Welt ist weggegeben," sagte drüben in der Gasse dieser gemütlose junge Mensch, die Hände in beide Hosentaschen schiebend, in denen er leider nur zu gut Bescheid wußte, um in ihnen lange nach irgend etwas, das nach einem Trost in der Verlassenheit sich anfühlen lassen konnte, zu suchen. Alles, was es auf der Erde Gutes, Angenehmes, Wünschenswertes gab, lag vor ihm — alles! Ja alles! Es war alles noch für ihn zu haben.

„Eine saubere Situation!" brummte er. „Ich danke für so 'ne Stellung des Einzelnen gegen das Ganze. Nun braucht bloß noch der liebe Himmel zu kommen und zur unfreiwilligen Eigentumslosigkeit die beiden anderen Gelübde fortwährender Keuschheit und ewigen beschränkten Unterthanenverstandes zu verlangen, und das Vergnügen am Dasein ist vollständig. Ich danke ganz gehorsamst — i mein Je, Rosine! was ist denn das? Ziehen Sie denn auch wieder, Fräulein Rosinchen?"

„Wie Sie sehen, Herr Kohl."

„Das ist ja reizend! Zwei Seelen und ein Gedanke — zwei Schicksale und ein Möbelwagen! Kann ich Ihnen behilflich sein, Fräulein Rosine? Soll ich Ihnen was tragen? Die Lampe vielleicht? Oder den Vogelbauer? Ich bin gänzlich frei von aller irdischen Last und stelle mich Ihnen vollständig zur Verfügung. Da fängt es auch wahrlich leise an zu regnen. Was haben Sie denn da so hübsch eingewickelt?"

„Unsere alte Uhr. Wenn Sie wirklich nichts Besseres anzufangen wissen, so nehme ich Ihre Freundlichkeit an. Da — spannen Sie mir den Schirm auf und halten Sie ihn mir über. Ach, diese Aprilschauer! Man kann sich doch nie auf die Sonne in seinem Leben verlassen. Nun, mein Pianino habe ich gottlob wenigstens trocken drüben."

„Die Familienuhr könnte ich doch vielleicht auch tragen?"

„Ne, Herr Warnefried. Lieber nicht. Aber behalten Sie mir meinen Dienstmann und seinen Ziehkarren ein bißchen mit im Auge. Man kann nie zu vorsichtig sein."

„Du lieber Himmel, wenn ich doch Ihre Welterfahrung mein nennte, Fräulein Rosine!"

„Die könnte Ihnen freilich vielleicht manchmal von einigem Nutzen sein. Ja, wenn man von seinen jüngsten Jahren an sich ohne Vater und Mutter hat durchschlagen müssen. Sie haben doch Ihre lieben, seligen Eltern, Ihre auch mir so gute liebe Mutter, wenigstens bis in ein vernünftigeres Alter hinein behalten dürfen."

„Glauben Sie?"

„Jawohl glaube ich! Und wenn Sie das Glück, das Sie gehabt haben, nicht besser benutzt haben, so ist das Ihre Schuld, Herr Kohl, und Sie sollten sich was schämen, wenn Sie daran zweifeln, daß es das höchste Glück ist, sich in seine liebsten Erinnerungen einzuwickeln wie in ein warmes Tuch."

„Sowohl mein Papa wie meine Mama sind nie in ihrem Leben ihres einzigen Kindes wegen, nämlich meinetwegen, Fräulein Rosine, beim Photographen gewesen. Und einem Maler in Öl oder Schwarzkreide haben sie ihrem Jungen zuliebe auch nicht gesessen. Ihre Hinterlassenschaft deckt eben die Kosten ihres letzten betrüblichen Aufenthalts in diesem Jammerthal. Den Hausschlüssel habe ich abliefern müssen. Wickeln Sie sich mal in meine Familienerinnerung wie in ein warmes Tuch, Fräulein Rosine. Ich ziehe mit den Händen in den Hosentaschen —"

„Den Regenschirm halten Sie ja über mich und meine alte Uhr."

„Es war auch nur symbolisch gesprochen. Aber nun ganz unsymbolisch: das Möbel, das doch auch Sie nur, Rosinchen, mir in die Hand gaben, schickt der Herrgott aus dem innersten Sprichwort heraus im richtigen Augenblick dem geschorenen Lamme. So habe ich doch wenigstens noch ein paar Gassen lang ein Dach über dem Kopfe. Fräulein Rosine, Aprilwetter, Gründonnerstagswetter, Osterwetter. Ein sauberer Osterhas, der uns zwei armen Waisen seine Eier ins Versteck legt!"

„Und da biegt der Mensch natürlich in die unrechte Straße ein. He, Sie da, Menschenkind, Dienstmann — rechts herum. Jesus Christus!"

Der Student zog den ausgespannten Regenschirm ein, überließ die junge Dame und alte Hausfreundin seiner verstorbenen Mutter nebst ihrer Stutzuhr dem Aprilschauer und sprang lieber ihrem übrigen fahrenden Hausgerät zu Hilfe; und dazu war's die höchste Zeit. Man biegt an einer wimmelnden Straßenkreuzung nicht ohne Gefährdung seiner Last von der falschen nach der richtigen Ecke hinüber, wenn man einen hochbeladenen Handwagen hinter sich her zieht.

„Esel! Büffel! Kamel!" schrie ein ältlicher Herr, der auch seinem Umzugskarren das Geleit gab, wie mitten aus einem Handbuch der Zoologie heraus, Fräulein Rosines Dienstmann an, und ebenso aus der Naturgeschichte klang es zurück:

„Selber'n Kamel! selber'n Büffel! selber'n Esel!" aber mit dem Zusatze aus der Gesellschaftslehre, aus der Wissenschaft des Verhältnisses von Mensch zu Mensch: „Holla, Pollizei! So was soll man sich gefallen lassen? Und noch dazu auf offener Straße? Erst beweisen, wer hier schuld dran ist. Sie oder ich, oder lieber mein Fräulein hier?!"

„Aber nur nicht gleich zwischen Kollegen nach die Pollizeih schreien, Kollege," mischte sich gottlob beruhigend-vorwurfsvoll der Karrenzieher des Alten

ein. „Was liegt, liegt, Schafskopf! Erst auffuchen, dann auseinander wickeln und dann meinetwegen ewige Feindschaft oder 'n brüderschaftlichen Kümmel — meinetwegen auch mit Kalmus. Aber Herr Doktor Schnarrwergk, ich meinte, Sie wären doch viel zu sehr von der Wissenschaft und Philosophie, um um solch 'ne Kleinigkeit so'n Aufheben zu machen. In zwei Minuten haben mein Kollege und ich ja alles wieder in Ordnung."

„Bist du denn das, Kohl?" fragte der als Herr Doktor Schnarrwergk angeredete alte Herr. „Zum Henker, dann halte mir doch ausnahmsweise nicht deine gewohnten Maulaffen feil, sondern greif mit zu. So lassen Sie doch die dummen Scherben da, Dienstmann, und kommen Sie hierher! Die ganze Bescherung im Dreck."

Die „dummen Scherben" stammten natürlich von den drei oder vier armen Blumentöpfen Fräulein Rosines. Mit den Scherben war freilich nichts mehr anzufangen, aber die Erde um die Wurzelstöcke der Myrten und Reseden war „wie ein Pudding aus der Form" gekommen, und so war das Unglück für die junge Dame zottlob nicht sehr groß.

„Wir setzen sie in neue Erdenware und das Zeugs treibt wie toll weiter, Rosinchen," sprach der Student. „Na, und nun wollen wir hier mal sehen, was wir vom Weltuntergang retten können. Sie auch auf dem Umzuge, Herr Pate. Das ist ja wieder die reine Völkerwanderung, würde mein seliger Vater sagen. Übrigens zuerst: Recht guten Morgen, Herr Pate Schnarrwergk. Sie befinden sich?"

„Ausgezeichnet, mein Lieber," schnarrte der Alte, seinem Namen alle Ehre machend. Daß er innerlich hinzusetzte: Dummer Lümmel! ist vorauszusetzen. „Willst du mit zugreifen, Kohl, oder nicht?"

„Wir sind ja schon dabei. O Mensch, Mensch, mit welchem Ballast schleppst du dich!"

Der alte Herr blickte von unten auf seinen jungen, wie es schien, nur zu gut Bekannten scharf an, dann murmelte er etwas Unverständliches; und da die Dienstmänner derweilen rasch und geschickt das Ihrige gethan hatten, die Verwirrung zu lösen und den Schaden zu mindern, so konnte jeder seines Weges weiterziehen unter Anwendung von etwas mehr Vorsicht als vorher.

Daß die Aprilsonne, die Sonne „so um Ostern herum", jetzt wieder lustig und unschuldig hernieder lachte, war auch was wert, wenn auch der „Pate" Schnarrwergk hinter seinem Karren schreitend, von unten auf zu ihr emporblinzend, ein Gesicht machte, wie: Ja, thu nur so!

In Bewegung hatten sich beide Karren gesetzt; aber nicht, um sich in entgegengesetzter Richtung voneinander zu trennen. Fräulein Rosines Habseligkeiten zogen voran und Schnarrwergks irdische Güter folgten ihnen, während die Eigentümer und der junge Kohl auf dem Bürgersteige nebenher schritten. Der junge Kohl nicht mehr mit den Händen in den Taschen, sondern unter jedem Arm den topflosen, erdverfilzten Wurzelstock eines jungfräulichen Myrtenbäumchens tragend.

„Haben Sie mich je schon einmal so gesehen, Rosine?" fragte er.

„Nein!" lachte die junge Dame. „Es ist auch zu freundlich von Ihnen, Herr Warnefried, und ich bin Ihnen auch wirklich recht sehr dankbar für Ihre Güte."

„Das ist doch auch wohl das Wenigste, worauf ich aus unserer alten Bekanntschaft her Anspruch habe, Fräulein," brummte der Jüngling, und in demselben Augenblick sagte Herr Schnarrwergk hinter den beiden jungen Leuten:

„Es soll mich doch wundern, wie lange diese Prozession noch beieinander bleibt? Kindsvolk, dem der Verdruß noch Spaß — sogar den besten Spaß machen kann!"

Höflichkeitshalber hatte der jüngere Mann über die Schulter natürlich die Unterhaltung auch mit dem älteren aufrecht zu erhalten. „Ziehen Sie denn auch, Herr Schnarrwergk?"

„Etwa nicht? Wenn das ein Witz sein soll, so hast du da neben dir ein

empfänglicheres Verständnis für dergleichen dumme Fragen zu erwarten. Wünschest du noch was zu wissen?"

Ganz kleinlaut sagte der Jüngling mit den Myrtenstöcken: „Gar nichts! Doch — vielleicht — wenn ich fragen darf: wohin denn?"

„Geht dich das was an? Gottlob gar nichts. Aber wenn du einmal doch den alten Tierarzt Schnarrwergk nötig haben solltest, so merke dir meinetwegen noch einmal meine Adresse. Auch schon deines seligen Vaters wegen. Hanebuttenstraße Numero dreiunddreißig, drei Treppen hoch."

Ehe der junge Kohl die bündige Versicherung abgeben konnte, daß er nicht gewillt sei, Hanebuttenstraße dreiunddreißig, drei Treppen hoch, umgehend eine Visite abzustatten, hatte er von neuem seine Aufmerksamkeit der jungen Begleiterin zuzuwenden.

„Ach Herr Je! ach Herr Je!"

„Na, was haben Sie denn, Fräulein Rosine?"

„Aber das ist ja auch meine jetzige Adresse: Hanebuttenstraße Numero dreiunddreißig, drei Treppen."

„Nicht möglich!"

„Ja doch, ja wohl! Ich bin auch auf dem Wege nach der Hanebuttenstraße und nach derselben Hausnummer und nach demselben Stockwerk. O Herr — Herr — Schnarrwergk, Sie haben wohl bei dem Herrn Professor und bei der lieben Frau Professorin nicht auf mich acht gegeben. Mein Name ist Müller, Rosine Müller."

„Möglich! Mein Name ist Schnarrwergk, Tierarzt außer Dienst," brummte der alte Herr. „Stelle mich nur dann und wann noch einmal der Menschheit im spontanen Affekt zur Verfügung, Fräulein Rosine Müller."

„Möglich!" sagte Fräulein Müller. „Schade, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann! Ich halte mir keinen Kanarienvogel."

* * *

Herr Schnarrwergk, bei seinem höher und schwerer bepackten Karren sich haltend, blieb jetzt ein wenig zurück. Die zwei jungen Leute, das leichtere Gepäck der jungen Dame im Auge behaltend, schritten rascher weiter und waren also dem Alten bald aus der Gehörweite.

„Das ist ja ein gräßlicher Mensch! Und ich habe mir bei Ihrer seligen Mutter so große Mühe gegeben, auch ihn gern zu haben!" rief Fräulein Rosine, scheu über die Schulter zurücksehend. „Ist das wieder ein Verdruß und eine schöne Geschichte! So ein Greuel Wand an Wand! Solch ein Grobian! Nein, sehen Sie ihn doch nur an! Sehen Sie ihn hinter uns her hinken. Gucken Sie das Gesicht! Wie kamen nur Ihre lieben guten Eltern zu der so genauen Bekanntschaft mit solchem Untier?"

„Sie glauben vielleicht, daß er mich einmal aus spontanem Affekt, aus freiwilligem Mitleid aus der Taufe gehoben habe?" lachte der Student. „Nein, ganz so tief war ich doch selbst in den Windeln noch nicht herunter, Fräulein Rosine. Ne, er that es nur auf wiederholte Aufforderung, und ich habe es einfach herablassend gelitten. Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, welch ein liebenswürdiger Hausfreund meines seligen Papas und meiner seligen Mama er immer war. Ich habe ein gewisses freundschaftliches Verhältnis mit ihm in der Phantasie immer aufrecht erhalten. Für mich hat er hoffentlich wenigstens die Teilnahme eines Onkels des verlorenen Sohnes im Evangelium. Er selber schlachtet natürlich kein gemästet Kalb meinetwegen; aber er kommt, wenn der Besserungs-Fest-Braten mal auf dem Tische steht, doch — ebenfalls nur auf Einladung. Und, Rosinchen, ich lade ihn mir ein, wenn es einmal so weit mit mir ist. Ich möchte ihn dann um keinen Preis bei dem Vergnügen missen —"

„Bitte, aber auf mich rechnen Sie dann lieber nicht bei Tische, Herr Kohl! Mich hat er doch stets ein wenig zu abwehrend in Ihrer lieben Eltern Wohnung behandelt!" lachte Fräulein Müller, aber mit

einem tiefen Seufzer fügte sie hinzu: „Nun, da sind wir ja aber in der Hanebuttenstraße, und da ist die Nummer dreiunddreißig. Jetzt halten Sie mir den Daumen über das Wort: Gesegnet sei dein Eingang, Herr Kohl. O Gott, Gott, ich habe nun wieder einmal das tiefinnerste Gefühl, als sei ich vom Regen in die Traufe gekommen!"

„Na, vor dem Papa Schnarrwergk brauchen Sie sich doch nicht zu fürchten," beruhigte der Student.

„Ach Gott, wer denkt denn noch an den? Hat man denn nicht tausenderlei anderes schon von länger her auf der Seele, wenn man so wieder einmal ins Unbekannte hinein muß? Versetzen Sie sich doch mal in meine Stellung in der Welt! ... Kann er denn Musik vertragen?"

„Donnerwetter, ja — das weiß ich nicht!" rief der junge Begleiter. „Bei mir zu Hause, wissen Sie ja, wurde keine gemacht; da wurde mit ihm nur Schach, oder höchstens ein solides Whist gespielt. Und bei ihm? ne, da habe ich auch nichts bemerkt, was auf die Firmen Stradivarius oder Steinwayius hindeutete. Musikfromm? Bei Gott, leider keine Ahnung, Fräulein Rosine!"

„Na, dann muß das mir auch einerlei sein. Mein Leben muß ich mir machen, und an mein Piano laß ich mir nur den Klavierstimmer, aber nicht den Tierarzt kommen. Das können Sie ihm dreist sagen, wenn Sie wirklich noch im vertraulichen Verhältnis mit ihm stehen."

„Ja, in — einem — sehr — vertraulichen," sagte der junge Mann ziemlich kleinlaut. „Aber wissen Sie was, Fräulein?" fuhr er erheitert fort. „Ich könnte es Ihretwegen zu verbessern suchen!"

„O, legen Sie sich doch meinetwegen ja keinen Zwang auf, Herr Kohl!" erwiderte Fräulein Müller. „Ich habe mich, Gott sei Dank, auch ohne fremde Hilfe bis jetzt ganz gut durchgeschlagen."

* *
*

Wann mochte diese Hanebuttenstraße wohl den idyllisch-ländlichen, von Hecken, Ackerfeldern, Wiesen und Gärten erzählenden Namen erhalten haben? Sie, jetzt ein wimmelnd Gäßchen im volkreichsten, getösevollsten Teile der Stadt! Außer ihrem Namen erinnerte jetzt hier nichts an Heimstätte, Duft und Farbe der wilden Rose. Aber auf den neuesten Stadtplänen kann man immer noch recht gut den Lauf der Ummauerung und Umwallung — erst nach dem Muster Meister Albrecht Dürers und später der Kunst Sebastian Le Prètre de Vaubans oder Menno van Coehoorns verfolgen; und das ist die Sache. Die Hanebuttenstraße ist sicherlich auch einmal ein grünumbuschter Weg unter der mittelalterlichen Stadtmauer oder auf dem „Glacis" des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen.

Da man gegen das Ende des achtzehnten Säkulums oder im Anfange des neunzehnten endlich einsah, daß weder Vauban noch Coehoorn den Feind abhielten, innerhalb der Gräben und Wälle die erklecklichsten Brandschatzungen auszuschreiben und die unverschämtesten Kontributionen einzufordern, so war man so vernünftig, auf den mißlichen Schutz ganz zu verzichten. Zumal da er in Friedenszeiten auch noch dazu gesundheitsschädlich war und die frische Luft viel zu sehr abhielt. Die Mahl-, Schlacht- und Judensteuer ließ sich ja doch an den Thoren aufrecht erhalten, und den Sperrgroschen konnte der Unteroffizier auch ohne schweres Geschütz, ohne die Bastionen, Halbmonde, Kurtinen und Ravelins dem atemlos eine halbe Minute zu spät anlangenden Publikum abnehmen.

Die Stadt ist längst aus ihren Mauern und Wällen heraus und auch über die Vorstädte aus der Zeit des alten Fritze, oder unseres letzten Kurfürsten, oder, oder, oder 2c. weggewachsen. Die ältesten Häuser in der Hanebuttenstraße sind von 1774 und die jüngsten sind von heute. Die Nummer dreiunddreißig aber stammt aus den zwanziger oder dreißiger Jahren unseres gegenwärtigen Jahrhun-

derts, das heißt aus der schändlichsten, dummsten Bauepoche, welche die Welt- und Kunstgeschichte je gesehen hat. Aus der Zeit, in welcher unsere doch sonst auch gar nicht dummsten und ganz braven Väter und Großväter jeden Kreuzgang als „eine alte Kegelbahn" abbrachen, und sich noch etwas darauf zu gute thaten, wenn sie zum Beispiel den Dom von Goslar für 1504, schreibe fünfzehnhundertundvier Thaler losgeschlagen hatten.

Regen wir uns nicht unnötig auf: wir brechen jetzt schon, zur Sühne, ihre Architekturprodukte wieder ab. Wir sind eben so pietätlos wie sie, unsere Väter und Großväter. Mit Fug und Recht reißen wir ihnen ihre, von ihnen doch auch manchmal für längere Dauer berechneten Bauwerke wieder ein. Und jeder anständig ästhetisch veranlagte Mensch bietet gern beide Hände dazu, und, wenn er es hat, auch das Kapital. Letzteres freilich nicht, ohne sich vorzusehen und zu vergewissern, ob es auch die gehörigen Zinsen tragen werde.

Von der Nummer dreiunddreißig in der Hanebuttenstraße ist gar nichts zu sagen, als daß der dritte Stock der höchste war, oder der oberste: Herr Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk wünschte nie mehr was anderes als Katzen, Ratzen und Mäuse über seinem Haupte zu haben; er hatte die Kinder und die Nähmaschinen überm Kopfe längst satt.

Zur Rechten und zur Linken und von gegenüber her wurde das Haus durch die allerneuesten Architekturleistungen hoch überragt. Geduckt, kahl, alltäglich lag es da mit zwei messingenen Barbierbecken an der Thür, einem Viktualienladen im Keller und einem Fensterspiegel am ersten Stock; und in Farbe ganz wie der alte Schnarrwergk gelbgrau vom obersten bis zum untersten Stockwerk, vom Hute bis zu den Gamaschen. Er trug nämlich noch die richtigen Veterinärkamaschenschuhe, der Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk.

Öde, kahl und alltäglich, diese Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße! Dem Ansehen nach durchaus nicht von der Mutter Natur zum Nesterbauen für kleine Vögel von der Art Fräulein Rosine Müllers hergerichtet und vorbestimmt. Aber, na, na; Schwalben kleben ihre Nester ja auch oft dahin, wo kein Mensch wohnen möchte, und Schwalben sind doch wirklich nicht nur recht nette, flinke Tierchen, sondern auch wunderhübsch reinlich in ihrer äußeren Erscheinung in den Lüften außerhalb ihrer Wohnung. Innerhalb der letzteren sollen sie leider stets sehr von Wanzen geplagt werden, welche naturhistorische Bemerkung aber nicht das Geringste mit Fräulein Rosine zu thun hat.

Sie sahen beide jetzt am Hause hinauf, die jungen Leute. Dann fragte Herr Kohl:

„Kann ich Ihnen nun noch bei irgend etwas behilflich sein, Fräulein? Verwenden Sie mich ruhig zu allem, wozu Sie mich gebrauchen können. Meine Zeit steht vollständig zu meiner Verfügung, also noch viel mehr zu der Ihrigen."

„Nein, ich danke recht schön. Nein, gewiß nicht. O, ich bin's ja schon seit lange gewohnt, mir selber zu helfen."

„Hurra, was hat der alte Schnarrwergk?" rief Kohl. Der Herr Tierarzt war derweilen mit seinem Gepäck ebenfalls vor der neuen Wohnung angelangt und wiederum in arger Verunzürnung mit seinem Lastträger.

Diesmal kam's über einen Affen her. Nicht etwa einen, den sich der Dienstmann vor Feierabend gezeugt hatte, sondern einen, der ihm vom alten Schnarrwergk zu besonders vorsichtiger Behandlung anempfohlen worden war und mit dem er nach der Behauptung seines gegenwärtigen Arbeitgebers lange nicht genug behutsam umging.

„Mein Pithecus! mein Pithecus! Mensch, geht man so mit seinem Urgroßvater um? Packt man so den Urahnen seines Stammes im Nacken wie 'ne Katze, die man ins Wasser trägt? Mann, würgt man so seinen Vater, seinen Bruder, seinen nächsten besseren Vetter?"

„Selber Ihr Vater!" murmelte der Mann, das ausgestopfte Vieh etwas vorsichtiger auf den Bürgersteig niedersetzend

und in seiner entrüsteten Menschenseele es zu den schnödesten Anzüglichkeiten für den alten Herrn benutzend. Laut und verdrossen brummte er: „So sagen Sie denn nur, was Sie zuerst ins Trockene haben wollen von den Habseligkeiten. In fünf Minuten besehen wir wieder den schönsten Platzregen, und mir ist ja alles einerlei."

„Bist du noch da, Kohl? Nun, diesmal ist das ja fast ein Segen. So fasse doch mit an."

„Verwenden Sie mich ruhig zu allem, wozu Sie mich gebrauchen können, Herr Pate. Wo soll ich anfassen?"

„Ebenbild Gottes, hier meinen Pithecus Satyrus schaffe mir unlädiert ins Trockene und die Treppe hinauf; aber vorsichtig, wenn ich bitten darf, junger Pavian."

„Sie kennen mich doch!" grinste der gute Jüngling, als ob ihm eben die größte Schmeichelei gesagt worden wäre.

„Was soll ich denn nun zuerst nehmen, Herr Doktor?" fragte der Dienstmann. „Die Bücher oder die Bettsponde?"

„Sie bleiben gefälligst hier unten auf den Siebensachen sitzen und halten mir Menschen- und Hundevolk von den Herrlichkeiten ab, bis ich aus dem Fenster rufe; — ne, bis ich wieder herunterkomme. Vorsichtig mit dem Stammvater, Kohl!"

Und der Alte schwang das eiserne Feldbett sich auf die Schulter und stieg mit ihm in das dritte Stockwerk der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße hinauf, als trüge er nur ein leichtes Federkopfkissen. Der junge Mann folgte mit dem ausgestopften Pithecus wie mit einem kranken Kinde auf dem Arm. Und als sie oben im obersten Stock anlangten, lachte Fräulein Rosine aus ihrer Thür und rief:

„Nein aber, Warnefried! Herr Kohl!"

„Jawohl, da bringe ich den Lar, den Penaten, Rosinchen. Sehen Sie sich das Untier nur mal genau an, Fräulein! So haben Sie vor einigen platonischen Jahren auch mal ausgesehen. Ihr Nachbar Schnarrwergk behauptet es, und er ist ein Mann vom Fach und muß es wissen."

„Wenn er weiter nichts weiß, dann Dank für meinen Nachbar Herrn Schnarrwergk, und sein Hausgott ist noch lange nicht der meinige."

* *
*

„Da in die Ecke mit dem Lar, aber behutsam. Nicht anstoßen, Kohl!" sagte Regimentsroßarzt sowie Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk und sah dabei seinem Orang-Utang unfraglich ähnlicher als wie Fräulein Müller, seine jetzige Nachbarin.

„Wie als wenn Sie's selber wären," sprach der höfliche Jüngling. „Sie sehen doch, wie ich mit dem Hausgott umgehe. Keine Motte kommt drin durch mich zu Schaden. Homo simia hominis! Bin ich nicht ganz und gar bei der Sache? Sitze ich nicht vollständig in Ihren Gefühlen?"

Der alte Herr richtete aber seine Bettstatt auf, ohne auf den jungen Laffen hinzuhören. Als er fertig war, meinte er:

„So! Da kannst du dich also hinsetzen und den Esel zu Grabe läuten und mir auf die Neigung des Menschen zum Stehten Achtung geben. Hatte mir den da so lange im Auge, bis ich den Kerl von unten mit dem übrigen Ballast und Verdruß nach oben schicke. Kannst übrigens auch jetzt noch deinen eigenen Geschäften nachgehen, wenn's dir besser paßt, mein Sohn. Ich halte dich nicht."

„Aber Sie haben mich doch über die Taufe gehalten! Verlassen Sie sich möglichst lange auf meine Dankbarkeit; und einen Affen kaufe ich mir nur, den stehle ich mir nicht. Bitte, haben Sie noch einiges Vertrauen: ich gehe nicht mit dem Ihrigen durch!"

Unverständliches brummte der alte Schnarrwergk im Niedersteigen auf der Treppe.

Statt den Affen im Auge zu behalten, ging der Jüngling natürlich sofort nach drüben, das heißt über den Vorplatz zu Fräulein Müllers Thür, fand sie aber verriegelt und erhielt auf sein Anklopfen nichts weiter als erst die Frage: „Sind Sie's, Herr Kohl?" und dann die Benach-

richtigung: „Augenblicklich zu sehr beschäftigt."

„Lächerlich," sprach der zierliche Knabe und saß nun wirklich auf dem eisernen Bettgestell, den Pithecus betrachtend: „Kramt Wäsche ein! hängt Röcke und Unterröcke an den Nagel. Na, nun kann sie aber rufen, wenn sie mich braucht!"

Es dauerte eine geraume Weile, ehe der Dienstmann des Paten Schnarrwergk mit der ersten Ladung der irdischen Besitztümer des alten Tierarztes den obersten Stock der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße erstieg.

Man hörte ihn aber schon weit herauf aus der Tiefe brummen, knurren und fluchen, und als er den Tisch niedersetzte, erkrachte das Haus und that der Stammvater des Menschengeschlechts einen Sprung.

„Ist das ein alter Satan! Hören Sie, junger Herr, und wenn es Ihr nächster Onkel wäre, so können Sie ihm dreist von mir bestellen — na ja, freilich, unsereiner kann ja auch wohl mit Reden und Anspielungen aufwarten; aber bei dem da unten hört doch alles auf selbst für unsereinen. Da ist ja das Vieh! Sollte man nicht meinen, das Gesichte säße noch einmal drunten auf dem Karren und dirigiere wie ein Tyrann? ... Na, Kollege, wie geht es denn bei dir da drüben?"

„Na, leichte Arbeit. Die paar Schachteln! und das Kinderbettchen! ... Was ich dazu thun konnte, so sind wir mit der Einrichtung fertig. Alles hübsch und reinlich an Ort und Stelle; der Bräutigam kann unsertwegen jeden Augenblick kommen. Gu'n Morgen, Kollege."

„Nimm mich mit die Treppe hinunter. Wir sind noch lange nicht fertig, mein Kliente und ich. Und 'nen Bräutigam brauchst'e uns auch nicht zu schicken; aber wenn du 'nem Polizeidiener begegnen solltest, so avisiere ihn doch, er möge sich ein bißchen in der Hanebuttenstraße in der Nähe von Numero dreiunddreißig aufhalten. Vielleicht gäbe es noch eine Gelegenheit für ihn, sich nützlich zu machen und Mord und Totschlag zu verhüten."

Drüben, oder vielmehr nebenan, wurden zum erstenmal in der neuen Wohnung einige Accorde angeschlagen; und der Jüngling stand wieder draußen und ließ den Affen Affen sein und fragte wieder an Fräulein Rosines Thür:

„Darf man denn jetzt den ersten nachbarschaftlichen Besuch abstatten, Fräulein Müller?"

„Nachbarschaftlichen Besuch?" klang es zurück. „Sie gehören doch nicht ins Haus. Nun, warten Sie! Hier haben Sie gar nichts zu suchen; aber in ein paar Minuten werde ich mich drüben einmal bei Ih— bei meinem jetzigen Herrn Nachbar, beim Herrn Tierarzt Schnarrwergk umsehen."

Der Packträger kam eben wieder mit einer Last Lebensgepäck des alten Schnarrwergk die Treppe heraufgestolpert, warf sie ab und bestellte:

„Passierte seinem Apothekikus was —"

„Pithecus."

„Meinswegen. Passierte seinem Pithecus was, läßt er Ihnen sagen, so wüßte er nicht, was er thäte. Sie möchten vor allen Dingen keine Frauenzimmer dran lassen. Drunten im Hause hätte er schon die ganze Weiberschande um sein Naturalienkabinett," sagte der Mann. Vertraulich erklärend setzte er hinzu:

„Er hat nämlich seine übrigen Mißgeburten und Gerippe der heutigen veränderlichen Witterung wegen vorerst im Hausflur aufgestellt. Die Schensäler will er selber herauftragen. Ich bringe nur noch Tisch und Stuhl, die paar Kledagen und was so zu so 'nem alten Junggesellen gehört."

„Darf man jetzt hereinsehen?" fragte Fräulein Rosine, ihr Näschen um den Thürpfosten schiebend. „Jesus, welche Wirtschaft! Gott, welch ein häßliches Tier! Aber nein, eigentlich ist er doch gar so übel nicht. So komisch, wenn man sich erst ein bißchen an ihn gewöhnt hat. Bitte, lassen Sie mich ihn mal streicheln. Du bist ja ein ganz reizendes Tierchen, ein ganz allerliebster Kerl; — und jetzt, Warnefried — Herr Kohl, wenn Sie jetzt so gut sein wollten. Ich habe noch ein

paar Nägel einzuschlagen und eine Kommode zu rücken und könnte Sie wirklich für einen Augenblick nützlich verwenden."

„Für einen Augenblick? Das Leben für den Zaren!" grinste der höfliche Jüngling. „'s ist ja schon ein indogermanisches Sprichwort, Fräulein, daß ein langer Kerl eine halbe Leiter im Hause ist. Verbrauchen Sie ruhig den ganzen Esel, Fräulein Müller. ... Hier sind wir also — nein, das ist aber wirklich schon recht sauber, recht hübsch hier! Ja, das versteht ihr! Selbst meine selige Mutter, die, wie ich leider glauben muß, wenig davon verstand, wußte in solchem Falle zehntausendmal mehr als ich und mein seliger Vater. Was soll denn da noch weiter einzurichten sein? Für unsereinen ist's ja schon bis zum Exceß nett bei Ihnen, Rosinchen!"

„Den Spiegel möchte ich noch etwas anders hängen haben. Und dann vor allem diesen Haken in die Stubendecke! Ich habe hier so meine hübsche Ampel mit meinem Schlinggewächs. Aber wie komme ich da oben unter die Balken?"

„Kleinigkeit! Wollen wir schon besorgen. Hupp auf!"

„Himmel, Sie treten mir ja mein Mahagonitischchen in Grund und Boden!"

„Ich will Ihnen was sagen, Fräulein, das können Sie eigentlich vom Himmel nicht verlangen, daß er bei mir persönlich Ihretwegen sofort die Schwerkraft aufhebt. Aber in Ordnung sind wir hier oben. Jetzt reichen Sie mal gefälligst den irdenen Topf mit dem Grünkraut, oder was Sie sonst eine Ampel nennen, herauf. Da haben wir die hängenden Gärten der Semiramis!"

„Ich danke Ihnen freundlichst, Herr Kohl. Himmel, was ist denn das? Ist das unser Herr nebenan? Was hat er denn, Ihr alter Herr Pate?"

Wenn der alte Herr drüben nicht verrückt geworden war, so that er zum wenigsten so. Er mußte jetzt seinen Aufsichtsposten drunten in der Gasse aufgegeben haben, um sich oben zu überzeugen, wie es da aussah. Und es hatte sicher nicht so ausgesehen, wie er es erwartet zu haben schien.

Die Hausbewohnerschaft unter ihm hatte in diesem Augenblick unbedingt das Recht, bedenklich nach der Stubendecke hinaufzustarren und zu ächzen: „Na, gnade Gott, haben wir da aber ein Trampeltier über den Kopf gekriegt. Das kann ja recht gemütlich werden, wenn dieses auch bei Nacht so weiter geht! Darauf dürfte man sich wohl mal seinen Mietskontrakt ansehen."

Ein Trampeltier? Wie ein Dutzend, wie eine ganze Karawane Trampeltiere trampelte Herr Kreistierarzt Schnarrwergl in seinem neuen Heim umher, und als die beiden jungen Leutchen von den hängenden Gärten der Semiramis aus zu ihm hinüberstürzten, oder vielmehr hinüberstürzen wollten, warf er eben seinen Packträger aus der Thür und verriegelte sie ihnen und ihm und der Welt vor der Nase, nachdem er dem jungen Menschen, dem Kohl, noch einen Blick und den Ziernamen „Winselaffe!" geschenkt hatte.

„Mir das?" fragte der junge Kohl, nicht nur überrascht, sondern in der That gekränkt ob des Wortes.

Der „Halunke" von Dienstmann sagte nur, indem er sein Honorar nochmals nachzählte: „Ich kenne ihn schon lange. Wenn man nichts mit ihm zu thun hat, so kann man schon mit ihm auskommen. Viele von uns kleinen Leuten haben ihn beinah sogar ganz gern. Mir kann er also sagen, was er will. In unserem Geschäfte macht so was auf unsereinen keinen Eindruck. Was können wir denn dafür, wenn bei einem Umzug nicht alles ganz glatt abgeht? Weshalb zieht die Menschheit denn, wenn sie keinen Schaden an ihrem Eigentume sehen kann. Mir ist es ganz einerlei, was für 'ne Kuriosität er ist."

„Aber mir nicht!" rief Fräulein Rosinchen Müller, die Hände zusammenschlagend. „Gütiger Gott, mit Dem Wand an Wand! Das ist ja ein fürchterlicher Mensch — und ich dachte mich doch diesmal zu verbessern!"

„Verbessern thut man sich niemalen, Fräulein," sprach der Dienstmann kopfschüttelnd aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen heraus. „Ich wünsche übrigens den jungen Herrschaften einen schönen guten Morgen, und dem Fräulein alles Glück in der neuen Wohnung. Wenn Sie mich übrigens am nächsten Ziehtermin brauchen sollten, so ist meine Adresse Friedrich Jordan, Karrenführerstraße vier, über den Hof rechts eine Treppe hinauf. Ich garantiere für gute Behandlung. Daß wir den Apothekus drüben ein bißchen platt gedrückt haben, dafür konnte keiner was. Und dann sollte ja auch eigentlich der junge Herr hier im besonderen darauf acht geben."

* *
*

„Guten Morgen, Herr Jordan," sagte Fräulein Müller höflichst, und dann standen die beiden jungen Leute allein auf dem Vorplatze in Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße und sahen sich an und lachten.

„Was sehen Sie denn so nachdenklich aus, Herr Warnefried?" fragte dabei Rosinchen. „Wenn einer ein schiefes Gesicht ziehen soll, so meine ich, bin ich das doch bei solcher angenehmen Aussicht auf nachbarschaftlichen Verkehr."

„Ich gäbe ein Königreich darum, wenn ich da eben eingezogen wäre," seufzte der junge Mann.

„Sie?" fragte gedehnt das Fräulein. „Nun, da müßt ich mir doch freilich überlegen, ob mir das lieber wäre als der alte Schnarrwergk. Ihre selige Mama hat zwar viel Gutes an mir gethan, und ich bin ihr auch ewig dankbar, aber Sie —"

„Ich bin Ihnen natürlich ganz was anderes! Selbstverständlich. Da gilt keine Jugendfreundschaft wie zwischen Ihrer Mama und meiner Mama. Da hat Ihr Herr Vater dem meinigen ganz umsonst aus der Patsche geholfen, als Ihren Herrn Vaters Verhältnisse noch gut und die meines Vaters wie immer schlecht waren. Aber Sie haben recht. Sie haben es in der Welt zu etwas gebracht. Sie haben auf dem Leipziger Konservatorium Ihre Matrikel abverdient. Sie haben gebüffelt und haben sich eingepaukt nach Noten. Ja, Sie können Ihr Leben vom Blatte abspielen, und zehntausend Backfische renommieren schon damit, bei der Müller Klavier zu lernen. Können Sie es mich auch nicht noch lehren? Ne, Sie können es nicht. Wenn Sie statt der Drahtkommode die Orgel schlügen, könnte ich Ihnen vielleicht die Bälge treten. Das ist die einzige musikalische Begabung, die ich in mir habe. Das Kommersbuch rechnen Sie selber wahrscheinlich nicht. Und dann überhaupt Begabungen! In unserer schönen Jugendzeit, als Sie noch in meinem Vaterhause das einzige freundliche Licht waren, haben Sie mich doch ein bißchen gekannt. Haben Sie damals jemals irgend ein anderes Talent, als in die Ecke gestellt oder aus der Stube geschmissen zu werden, an mir entdeckt? Das Kamel möchte ich sehen, das dergleichen möglich machte! Haben Sie einen Hausschlüssel, Fräulein Rosine?"

„Nun natürlich," sagte die junge Dame halb ärgerlich, halb ängstlich und ganz unfähig, sich in dem Redewust ihres „Jugendfreundes" zurechtzufinden.

„Natürlich! Auch in der Hinsicht kann ich nicht mehr mit Ihnen auf die Mensur gehen. Meinen letzten in dieser Welt hatte ich, ehe ich das Vergnügen hatte, noch einmal mit Ihnen, liebes — Fräulein, im Leben zusammenzutreffen, eben abgegeben. Kennen Sie Hölderlin, Fräulein?"

„Großer Gott, nein, bester Herr Warnefried!"

„Etüden hat der verrückte Kerl freilich nicht geschrieben; aber wissen Sie was, Rosinchen? er hat mich ganz genau gekannt —"

„Wie kann der Sie gekannt haben? So viel Litteratur weiß ich doch auch. Der Arme ist ja lange vor Ihnen im Irrenhause gestorben."

Der Pate des alten Schnarrwergk drehte sich vor Entzücken über das letzte Wort

der errötenden jungen Dame dreimal im Kreise auf dem rechten Bein. Dann rief er zuerst lachend, darauf aber in das donnerndste Pathos fallend:

„Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne; denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Tier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrene Seele gegeben.

Ja, ja, Rosine, gratulieren Sie sich nur selber, daß Sie nur zu den hübschen Talenten gehören und nicht zu uns Genies! Sie haben Ihren Hausschlüssel; aber ich habe den meinigen, meinen allerletzten vielleicht, vorhin abgeben müssen. Ich versichere Sie, der selige Hölderlin hat mich ganz genau gekannt, als er mich nicht zu den Talenten, sondern zu den blindesten aller Göttersöhne zählte. Da regnet es wieder in Strömen! Na, aus alter Freundschaft und Jugendbekanntschaft, Fräulein Rosine, wenn Sie heute Abend unter die warme Decke kriechen, dann denken Sie noch ein einziges Mal an mich unter der Dachtraufe —"

„O Gott, das ist ja aber schrecklich!" rief das arme junge Mädchen, trotzdem daß es nie alles, was ihm der „Jugendbekannte" je mitzuteilen wußte, für „bare Münze" genommen hatte, was übrigens, beiläufig gesagt, auch sehr unvorsichtig gewesen wäre.

„Nicht wahr, es ist schauderhaft? Und um so schauderhafter, als es wahr ist."

„Aber ist es wahr?" fragte die junge Dame mit einem doch auch jetzt wieder ziemlich zweifelnden Blick auf den vierschrötigen, wohlgenährten, blonden, fröhlichen jungen Germanen, der sie in solche Tiefen des Elends blicken ließ. „Ihre guten Eltern —"

„Waren doch so anständige Leute. Ich danke. Wenn ich einmal einen Jungen haben sollte, dann würde ich mich anständiger gegen ihn aufführen. Nun, es hat gottlob bis zum letzten gerade gereicht, und der alten Frau ist nichts abgegangen — bis zum letzten. Sie ist mit einem silbernen Löffel im Munde gestorben, und der Doktor hat für das überflüssige letzte Rezept auch das Seinige gekriegt. Machen Sie doch kein so betrübtes Gesicht, Rosinchen. Sehe ich aus, als ob ich eines schnitte. Der Mensch ist dazu da, daß er das Seinige in der Welt erfährt. Der wüste Pate Schnarrwergk dort hinter der Thür hat es mir schon angeboten, mich ebenfalls auszustopfen und neben seinen Pithecus auf die Kommode zu stellen; aber so weit sind wir noch lange nicht. Wenn Sie erlauben, Rosine, frage ich demnächst einmal wieder vor und erkundige mich, wie es Ihnen in der neuen Wohnung gefällt und wie Sie mit dem Papa Schnarrwergk und seinem Stammvater Nachbarschaft halten. Behalten Sie mich lieb, darf ich leider wohl nicht sagen; aber behalten Sie mich in einem möglichst guten Angedenken: diese Wendung darf ich mir erlauben. Also: behalten Sie mich in einem möglichst guten Angedenken, Sie — — lieber Schatz. Guten Morgen, Rosine! und wir waren doch einmal gute Freunde in unserer — Jugendzeit!"

* * *

Fräulein Müller war im stande, war im Begriff, dem „unzurechnungsfähigen Menschen" ein: „Aber Warnefried, Herr Kohl, ich bitte Sie! wo wollen Sie denn hin?" nachzurufen, doch die neue Nachbarschaft in der ungewohnten Umgebung litt es nicht.

Kreistierarzt Schnarrwergk öffnete seine Thür und blickte heraus, wie als wenn er fragen wolle: ob denn das Geschwätz auf dem Vorplatz nie zu Ende kommen werde.

„Guter Gott! Gerade so, wie wenn er bei der Frau Professorin vom Whist sich nach mir umsah!" hauchte die junge Dame zusammenschreckend und in ihr Nestchen zurückfahrend, und wie's Eichhörnchen in Hey-Spekters Fabeln das Schlupfloch nach der Windseite verstopfend. Sie schlug ihre Thür zu. Tierarzt Schnarrwergk, sein Haupt zurückziehend, schloß die seinige ganz geräuschlos: man hörte fürs erste gar nichts mehr aus dem dritten Stock

der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße. Es war, als ob nicht nur die Weltgeschichte (was nicht viel besagen will), sondern auch diese Geschichte sehr bequem ohne ihn auskommen könne, und mögliches Geräusch aus ihm her durchaus nicht mit in Rechnung nehme.

* * *

Der heimatlose Genius, der junge Mann ohne Hausschlüssel, ging fest auftretend die Treppe hinunter. Daß in dem Augenblick, als er die Gasse wieder erreichte, die Sonne schien, durfte ihm willkommen sein; denn wer keinen Hausschlüssel mehr besitzt, der besitzt nur sehr selten noch einen Regenschirm. Es war ihm aber höchst gleichgültig; unser Herrgott sorgt nicht nur für das geschorene Lamm, sondern auch für den haarigen Bock. Unserem armen Teufel von Waisenknaben hatte er das gehörige rauhe Fell für gutes wie für schlechtes Wetter gegeben.

„Jetzt soll es mich doch wundern!" sagte er vor der Thür der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße zum blauen Oster-Frühlingshimmel voll hastig treibenden Gewölks emporblickend. „Wundern soll's mich, was das lächerliche Institut mit mir vorhat."

Es ist kaum glaublich, aber er meinte mit dem „lächerlichen Institut" das schreckliche Fatum, das unvermeidliche Schicksal, welches man sonst wenigstens doch noch verschieden benennt und es kennzeichnet als das vernünftige, das spinozistische, das astrologische, das türkische, das stoische. Ihn kümmerte es nicht, ob andere die Notwendigkeit als eine absolute oder eine nur hypothetische auffaßten. Ob er im Grunde viel darüber nachgedacht hatte, können wir nicht sagen; aber wenn je einer „die alte Dame machen" ließ, so war es in diesem Augenblick unser junger Freund und mittelloser Held.

„Nachher komme sie mir mit der Verantwortlichkeit!" brummte er.

Jedenfalls gingen die Leute rund um ihn her alle zum Essen, und auch er spürte, daß es Zeit dazu sei. Er hatte Hunger; aber alle die Orte, von denen er wußte, daß man denselben da befriedigen konnte, die wußten auch von ihm und seinen Verhältnissen, die kannten ihn nur allzu gut.

Das Schicksal hatte nicht nur für alles Gute, sondern sogar für alles Notwendigste, was es dem armen Schlucker zugedacht hatte, dermaßen freies Feld, solche tabula rasa vor sich, daß es fast zum Erbarmen war. Man hat noch nicht herausgebracht, ob es im stande ist, zu grinsen; aber wenn dies die Möglichkeit sein sollte, so hatte es auch in diesem Falle eben die beste Gelegenheit dazu.

„Es ist beinahe, um nochmals zum alten Schnarrwergk hinauf zu stiefeln," sagte die verlassene Waise. „Wenn ich den Versuch machte, ihn von dem Gipfel der Unverfrorenheit zu überwältigen? Bei guter Laune pumpt er nicht; wenn ich ihm in seiner jetzigen Stimmung den Vorschlag machte, sich eine Güte anzuthun und mit mir im Römischen Kaiser zu speisen? Oder wenn ich ihm zur Feier des fröhlichen Aufenthaltswechsels auf diesem wechselvollen Erdball einlüde, mir mit fünfzig Mark unter die Arme zu greifen? Ja, wenn ich mich ihm zum Ausstopfen anböte? Den leeren Magen garantiere ich ihm, und den leeren Kopf hat er mir, seit er mich aus der Taufe zog, verbürgt! Ne, ne, es geht nicht, es geht nicht. Rosinchen kommt doch mit ihm auf einen nachbarschaftlichen guten Fuß, und die Idee, das gute Kind aus Glasaugen anzuglotzen, und vielleicht aus der vierten Dimension heraus von ihr die Frage zu hören: Herrgott, ist denn das Warnefriedchen Kohl, da in der Ecke? ist doch zu wenig verlockend. Es geht nicht, es geht nicht. Gesegnete Mahlzeit — lieber Heu fressen als damit ausgestopft sich vor der kleinen Müllerin blamieren. Gehen wir um die Ecke, das Stehenbleiben hilft zu gar nichts. ‚Soll ich dich etwa holen, Flegel?' fragte meine selige Mutter, wenn sie mir eine Ohrfeige von ihrem Lehnstuhl aus verabreichen wollte. ‚Geh den Wei-

dern zart entgegen,' sagte Goethe. ‚Zaudere nie zu lange an einer Ecke,' sprach mein seliger Vater. ‚Du erfährst es für deine Ataraxia, deine Gemütsruhe nie rasch genug, ob dir die Moira aus der nächsten Gasse an den Hals springen oder um den Hals fallen will.'"

Er ging oder, wie er sich ausdrückte, er schob weiter und traf hinter der nächsten Ecke, in der nächsten Gasse auf jemand, der ihm den Weg vertrat und die erstaunlichen Worte zu ihm sprach:

„Ich habe sechs Mark für Sie, Herr Kohl."

„Donnerwetter! Halten Sie mich, ich falle!" lallte der Jüngling. „Nein, zum Donner, geben Sie her, Briefträger! Woher? Von wem? Für was?"

„Das ist ja aber eine wahre Kunst, Sie aufzufinden, Herr Kohl. Ich habe Sie natürlich noch einmal bei Ihrem verstorbenen Herrn Vater gesucht. Von München! Da ist der Schein — Bleistift genügt nicht. 'nen Tintenstift haben Sie? — so, da wären wir richtig auseinander. Gesegnete Mahlzeit, Herr Kohl."

„Erst doch wohl in meine Arme, Wonneengel! Da, da — kleine Münze habe ich nicht für Sie, aber — da, da — nehmen Sie dies und dies, und dieses — so!"

„Na, so was!" stammelte der Briefträger. „So was ist mir doch in meinem ganzen Leben nicht passiert." Er starrte noch eine geraume Weile hinter dem Enteilten her. Er rieb sich zweifelnd die rechte Wange. Er rieb sich die linke. Es war kein Traum, er hatte statt des Trinkgeldes zum erstenmal in seinem Berufsleben einen Kuß gekriegt. Einen Kuß? Sechse — drei auf jede Backe. „Wenn ich dies an unseren Herrn Stephan, Excellenz, telegraphieren dürfte, so telephonierte er mich auf der Stelle ein Gedichte zurück. Das ist auch noch nicht anders als unter ihm vorgekommen!" ächzte der Mann.

Im fliegenden Lauf riß derweilen der beseligte Günstling des Glücks die Umschläge von den ihm eben eingehändigten Postsachen. Der Brief war von der Redaktion der Fliegenden Blätter und eine Nummer der letzteren folgte unter Kreuzband anbei. Wir werden uns wohl hüten, den Witz, den die Redaktion gut befunden, angenommen und auf die glänzendste Weise honoriert hatte, hier nochmals mitzuteilen. Kohl hielt ihn nachher selbst für zu dumm, beschloß aber damals dessenungeachtet, oder vielmehr gerade darum, fürs erste nichts weiter zu thun, als ununterbrochen dergleichen zu leisten.

Daß die begleitende Zeichnung ausgezeichnet war, zog er nicht in Betracht, oder hielt sich fest an die Überzeugung, daß ein mittelmäßiger Originalwitz immer noch seltener sei als eine gute Zeichnung. Der Maler, welchem ihn das Schicksal — natürlich immer das Schicksal! — in die Arme führte, malte „Porträt" und fragte einfach: „Bist du verrückt geworden, Puppe?"

„Entschuldigen Sie — ja, du bist es, Blech? Ich war auf dem Wege zu dir. Ich ziehe."

„Wohin?"

„Der Mensch fragt noch! Zu dir!"

„Sei willkommen," sagte der Freund, ohne die geringste Verwunderung auf seinem hübschen, unbärtigen Antinousgesicht zu zeigen. „Rennst du deinem Möbelwagen voran oder läufst du hinter ihm drein?"

„Omnia mea mecum porto."

„Mir auch recht."

„Aber ich habe Geld."

„Donnerwetter, Puppe, und das sagst du so ruhig? So komm rasch!" rief Bogislaus Blech, auf dessen unschuldigschönem Jünglingsgesicht sich jetzt nicht nur grenzenlose Verwunderung, sondern auch ungemessenes Entzücken kundgab, bis nicht ungerechtfertigter bänglicher Zweifel ihn beschlich, verdrießliches Gewölk sich ihm über die reine Stirn legte und er mit verächtlichem Nachdruck sprach: „Kohl, du lügst."

„Sechs Mark. Da! Und zwar für den verschollensten Meidinger des Jahrhunderts. Da — sieh mal hier: Ersuchen

Sie, von Zeit zu Zeit dergleichen weiter für uns zu finden und einzusenden. Ergebenst —"

„Dies ist freilich großartig. Also mit einem Sprung an die Spitze des ästhetischen Bedürfnisses der deutschen Nation in dieser Hinsicht! Da nimm meinen Glückwunsch: Mit ausgezeichneter Hochachtung dein Bogislaus. Aber nunmehr komm mit beförderter Schnelle hier herunter. Die nächste Speisekarte die beste. Das weitere können wir ja in meinem Atelier bereden. Ich sage dir, liebe Puppe, ich nahm mir wahrhaftig eben die Freiheit, verschiedene Fragen unfrankiert an das Schicksal zu richten, als das Scheusal dich mir in den Weg führte — dich Glückspilz! Sie sei gepriesen, die Moira. Du zahlst heute mittag, und ich überlasse dir heute abend mein Sofa. Kohl, ich wäre im stande, dir einen Kuß zu geben, wenn ich nicht befürchten müßte, dich dabei anzufressen. Mensch, es ist Donnerstag — sie haben hier heute Sauerkraut, gelbe Erbsen und Pökelfleisch auf ihrer —"

„Bogislaus!"

„Nicht wahr, es reizt? Der Mensch ist freilich nur Gras, und seinerzeit wird auch Heu aus ihm; aber Kohl, Herzenspuppe, dann und wann hat das Leben —"

„Halt uns hier gar noch durch alberne Reden auf der Treppe auf, Blech!" ächzte der Jüngling mit den sechs Mark vorwurfsvoll.

„Aha! Zu den heiligen Tönen, die jetzt deine ganze Seele umfassen, will mein tierischer Laut nicht passen. Liebe Puppe, du hast recht. Knurre nicht und komme rasch."

Sie verschwanden beide treppunter in dem Speisekeller. Der Götterjüngling mit dem letzten besten deutschen alten Witz der letzten Monate und der beste deutsche Bildnismaler in spe, Herr Bogislaus Blech, dessen Wiege an der Warthe, der „polnischen Frau Warthe", gestanden hatte, und der also seinen Taufnamen wahrscheinlich nicht bloß einem ästhetischen Bedürfnis seiner germanischen Eltern verdankte.

* * *

Als sie beide wieder zum Vorschein kamen, herauskamen, die Treppe emporstiegen, sagten sie beide: „Brr!"

Es regnete nicht mehr bloß aprilhaft, mit Sonnenschein untermischt; es regnete landregenhaft aus dem Grau ins Graue hinein. Es regnete einen Regen, der die feste Absicht zeigte, acht Tage und acht Nächte durch anzudauern.

„Da freut es mich doch, daß Rosinchen unter Dach und Fach ist. Na, wir gehören ja gottlob nicht zu den Schmetterlingen, denen jeder Tropfen Feuchtigkeit den Farbenstaub von den Flügeln schwemmt."

„Liebe Puppe, du warst groß mit deinen sechs Mark; ich werde dir beweisen, daß ich noch größer sein kann. Warnefried, ich rühme mich noch eines Restes alten Cognaks: steigen wir hinauf ins Atelier, lassen wir's regnen und raten wir ferner daran herum, was das Leben eigentlich mit uns vorhat."

„Nach dem Tode fürs Vaterland weiß ich nichts, was mir jetzt, bei so überfütterter Stimmung behaglicher erschiene," stöhnte Kohl.

Sie kamen aus der Tiefe und stiegen in die Höhe. Sie hatten sehr hoch zu steigen, fast turmhoch. Es war ein „brillantes", aber auch sehr billiges Nordlicht, was der gegenwärtige Inhaber des „Ateliers" seinen Freunden und Gönnern an seinem Dachbodenverschlag rühmen konnte. Daß einer der ersten Gesichtermaler Deutschlands hier aus den Windeln kriechen konnte, war möglich; aber kein kunstsinniger und zum Befördern der Kunst mit den nötigen Mitteln versehener deutscher Mäcen wäre ihm hierher hinauf zugeklettert.

„Woher sollten auch sonst die vielen Farbendrucke über die Sofawände kommen?" fragte Bogislaus gelassen. „Und ich bitte Sie, die Prämienblätter der Kunstvereine wollen doch auch unter Glas und Rahmen! Wie wohlthuend ist es, sein eigen Interesse an unserem heiteren Schwindel, für sechs Mark jährlichen Beitrags, durch ganz Germanien in jedem besten Zimmer wiederzufinden und sich

sagen zu können: Guck, der ist auch Mitglied!"

Kohl kannte das „Heim" seines Freundes, aber da er es seit vierzehn Tagen nicht betreten hatte, blieb er doch auf der Schwelle stehen und sprach: „Irre ich mich oder fehlt mir wirklich hier etwas? Zum Henker —"

„Du vermissest?"

„Nun, beim Satan, so ziemlich alles, was der Mensch doppelt zu haben pflegt, wenn er dem Menschen Gastfreundschaft anbietet. Die vier Haimonskinder ritten ja wohl auf einem Gaul, aber wer kriegt den einen Stuhl da, wenn wir beide sitzen wollen?"

„Du. Wenn du den Tisch nicht vorziehst."

„Und dein Sofa, welches du mir vorhin zur nächtlichen Ruhestatt zur Verfügung stelltest?"

„Ist mir selber ganz unbegreiflicherweise nicht mehr da. Die — die — Person muß es eben jetzt während meiner Abwesenheit mir abgeholt haben. Liebe Puppe, siehe das ist Freundschaft: dir fehlt hier nichts, was mir nicht ebenfalls mangelt."

„In deinem Malkasten kann ich nicht schlafen."

„Aber ich überlasse ihn dir zum Kopfkissen —"

„Und mit der Staffelei decke ich mich zu. Es lebe die Kunst!"

„Sie lebe!" sagte Bogislaus ernsthaft-vorwurfsvoll. „Kann ich dafür, daß mir in meines Vaters Kohlenkeller in Landsberg die Idee aufgegangen ist, daß noch immer der Mann nicht gefunden sei, der den Begriff Philistervisage in Verbindung mit der nötigen Lichtwirkung aus der öden Außenwelt auf die höchste Stufe menschlichen künstlerischen Könnens erhoben habe? Kann ich was dafür, daß ich diesen verbohrten Esel in mir gefunden zu haben glaubte? Und übrigens, weshalb bringst du deine Möbeln nicht mit, wenn du die meinigen nicht mit mir teilen willst? Du siehst, mein Dach über meinem Haupte ist noch vorhanden, und mein Lager hat man mir auch noch gelassen. Ich kann auch das noch mit dir teilen, da ich mich noch nicht verheiratet habe während der letzten Wochen, in welchen du mir nicht das Vergnügen hier oben schenktest. Dabei wird es Sommer. Man stellt überall die Bänke wieder ins Freie. Nahrhafte Pilze schießen überall auf. Man geht wie König Nebukadnezar in den Salat, den man natürlich nicht auf dem Wochenmarkt käuflich erwirbt. Nahrhafte Wurzeln lassen sich binnen kurzem überall auf den Feldern ausgraben. O, und

— nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das immer lauter bleibt,
Und einen Trunk der frischen Welle,
Der mir das Blut geschwinder treibt —

ich habe es dir nicht einmal, ich habe es dir hundertmal anempfohlen, Platen zu lesen, nichts als Platen zu lesen. Ich lese weiter nichts als Platen. Der weiß, wie unsereinem zu Mute ist. Um den war es auch leer, was das Hausgeräte anbetraf. Dem war es auch manchmal recht öde im Magen, und er hat aus dem Hohlen heraus für uns gesungen, liebe Puppe —

Denen, die da werden leben,
Sei dein Sein dahin gegeben;
Laß der Gegenwart Erscheinung
Ruhig dir vorübergaukeln;

übrigens brauche ich es dir wohl nicht schriftlich zu geben, daß ich auch für mein Teil diese gegenwärtigen Zustände bis zur äußersten Übersättigung ausgekostet habe. Du bist mir willkommen; suche es dir bequem zu machen. Lege ab, Kohl."

* * *

Er schleuderte den regennassen Filz zu Boden und der Freund folgte nur seinem Beispiel; denn sonst hatte er ja wohl weiter nichts „abzulegen"? Nachher betrachtete er — Kohl — die letzte Leistung des Freundes auf der Staffelei und sagte nach einer geraumen Weile:

„Du mußt es ja wissen; aber mir wird die Sache immer dunkler. Das ist doch kein Menschenbildnis mehr?"

„Nein, diesmal Architektur," sprach Bogislaus Blech. „Ich habe in der Leere um mich her den Versuch gemacht, mich auf sie zu legen."

„Und was ist denn hier Weißes in das Bogenfenster geweht?"

„Schnee!" sagte van Dyck.

„Hm, da stehe ich wohl nicht in der richtigen Entfernung von dem Produkt, um es so würdigen zu können, wie du vielleicht mir und dem Publikum zumutest. Höre mal, ich bin ja freilich in der letzten Zeit mit dir herumgekrochen in Kellern und Küchen, in Grüften und Krypten, auf Treppen und Türmen bei deinen mir bis zu diesem Augenblick gänzlich rätselhaften neuen Studien; aber dies wird mir zu bunt! Zu bunt? ne, zu schwarz in Schwarz! Und dafür glaubst du mehr zahlungswillige Liebhaber zu finden? Höre mal, mein Sohn, was sehen will der größte Maniak von Kunstwahnsinnigen, der einen Goldrahmen an deinesgleichen wendet. Womit soll denn so ein Kerl renommieren, wenn er vor dem Frühstück oder nach Tische einen Mit-Sachverständigen vor solch ein Stück ägyptische Finsternis führt?"

„Mit meinem Schnee."

„Mit deinem Schnee!"

Der höfliche Kritikus trat noch einmal einige Schritte zurück, betrachtete das für den Laien freilich etwas unbestimmt-grauliche Kunstobjekt durch die hohle Hand, wendete sich sodann ernst zu seinem Freunde und sprach:

„Es ist möglich, daß ein späteres, mit schärferen Sinnen begabtes, verrückteres Jahrhundert das mit Gold zudeckt; aber augenblicklich wär's besser, du legtest dich aufs Illustrieren meines Privat-Heiligen."

„Sankt Meidingerus?" fragte Bogislaus Blech verächtlich.

„Hat er dich heute nicht gespeist und getränket? Des Paten Schnarrwergks Lar, sein ausgestopfter Pithecus ist nicht mehr der allgemeine Urvater des gesamten Menschengeschlechts als wie der eben von dir genannte Heilige dein und mein Urzeuger. Liebes Kind, es haben schon einige vor dir Klosterhöfe im Schnee gemalt. Du bist der erste nicht. Die Welt hat sich, seit dein allerletzter Vorgänger in dieser Specialität elend steif fror, nachdem er vorher verhungert war, auf Tauwetter, auf aufgeweichte Landstraßen mit Schnee gelegt. Lege dich auf was anderes, lege dich auf was anderes, Bogislaus."

„Wir wollen wirklich uns besinnen," sagte der idealische Porträt- und Architekturmaler, völlig über den warnenden Freund hinweg, wie hinein in die glänzendste, nahrhafteste, ruhmreichste Zukunft. Plötzlich aber wie aus dem blauesten Empyreum in die andringlichste Wirklichkeit zurücksinkend, fragte er:

„Wieviel haben wir noch?"

„Den Kaffee, den ich dir im Domino abgewonnen habe, hatte ich natürlich auch zu zahlen. Aber anderthalb Mark — Herr du meine Güte!"

„Was ist? zum Henker, Puppe, was kann denn nun noch los sein?" rief Bogislaus, zum erstenmal, seit wir seine Bekanntschaft gemacht haben, mit etwas wie Angst, Spannung, Aufgeregtheit auf dem hübschen Gesichte. „Zum Donner, was ist? was fehlt uns noch zum Vergnügen? Unbehagliche süße Puppe, gaffe mich nicht so dumm aus der letzten Schanze meines Stoicismus heraus! Was ist passiert?"

Der andere gaffte in Wahrheit dumm um, mit beiden Händen krampfig in den Hosentaschen. Er lächelte, wie Menschen das Nichts anlächeln sollen, wenn die Verbindung mit dem Was, dem Etwas, dem Irgendetwas vollständig vor und hinter ihnen zusammengebrochen ist. Er wendete sie nach außen — beide Hosentaschen —

„Kohl, du hast doch nicht ...?"

„Ich hatte, du hattest, er hatte — ich habe gehabt. Himmel und Hagel, das ist doch zu großartig. Auch das noch!"

„Sieh noch mal im Stiefel nach."

Der andere saß bereits, ohne auf diesen Rat gewartet zu haben, auf dem Bettrande und that in zitternder Hast, was der Gastfreund riet:

„Nichts als auch ein Loch!" sagte er

wie jemand, der nichts mehr zu sagen weiß, zu dem Gastfreund emporstarrend.

Letzterer hatte nach etwas zu bemerken, nämlich:

„Und Das maßt sich an, Kritik zu verüben? Und Das will ein Urteil haben? Salch ein Abgrund van irratianeller deutscher Viehzucht! salch ein bodenlases Rindvieh!"

— — — — — — — — — — — —

Es ist eine fadenscheinige Redensart: einen Schleier fallen lassen. Aber wir lassen doch einen Schleier fallen. Ach, wer dach nach einmal in salch einer Haut steckte, aus welcher die beiden eben, jeder für sich aus seiner, herauszufahren wünschten!

Wir haben gattlab drin gesteckt und uns unsäglich wohl drin gefühlt. Es ist leider lange, lange her; wir haben uns seit der Zeit erkleckliche Male mehr gehäutet, und wir haben uns nicht verbessert. Ach Gott, ach Gott, wir geben die Weisheiten, die wir errungen, die Erfahrungen, die wir gewonnen haben, billig, sehr billig her.

Wer hilft uns wieder in jene Haut hinein, in der wir steckten, als wir nach unser letztes Vermögen durch das Loch in der Hosentasche hinunter zum Loch in der Schuhsahle hinaus vergeblich suchten! Es kammt ein Hauch aus jener Zeit, wie wenn es zu Ende April oder Anfang Mai in die Baumknospen regnet, und es warm ist, und die Welt sagt: Nun wird's aber grün! Wir schnupfen jetzt; aber haben seit Jahren — sagen wir seit dem vierzigsten — den Stockschnupfen; aber um desto wehmütiger stimmt uns der Hauch.

Wir lassen den Schleier fallen: Herrgotthimmelsakrament, es wäre uns damals außergewöhnlich unangenehm gewesen, wenn jemand durch den Druck die Welt damit bekannt gemacht hätte, wie wir uns zu helfen wußten und nicht nur gesund dabei blieben, sondern es fertig brachten, daß uns immer wahler in unserer Haut wurde.

Um davan mit vollem Verständnis nach innigem Bedürfnis zu reden, müßten wir sa zu zweien und dreien zusammen sein. Sa nach Mitternacht im Winter, wenn der Sturm den Schnee an die Läden der alten Schenke treibt und wir den Hausschlüssel in der Tasche und die Frau und die Kinder im Schlaf im warmen Bette, alsa beides in Sicherheit waissen. Dann — wenn der Schwarm sich verlaufen und der Herr Oberkellner die Gasflammen bis auf die über unserem Tische, unserem Stammtische im Winkel, ausgeschraben hat, dann — geht uns eben das Herz über und der Mund auf: wir arbeiten dann aber auch nicht für den Druck. Ach, lassen wir den Schleier fallen und den fallengelassenen ruhig hängen, und malen wir hier nur drei dicke schwarze Kreuze hin:

† † †

Das genügt für die schlechte Welt; die wirklich gute alte Tante aber weiß damit ebensagut ganz genau Bescheid, und vielleicht nach viel besser; denn sie reibt sich mit der Stricknadel die liebe alte Nase und sagt kapfschüttelnd, lächelnd: „Na, na!" und nach einer Weile: „Na, na, na!" und wieder nach einer Weile: „Ja, wenn wir alten Leute auf unsere jungen Tage kommen."

Dieses letztere sagt sie jedach nicht; sie denkt es nur und kann sich dabei sehr in ihre Gedanken vertiefen.

* *
*

Fünfzehn Jahre sind nach Tacitus eine sehr lange Zeit für das kurze Menschenleben; aber auch fünf Jahre können dem Erdenbewahner im Guten und Bösen dann und wann ebensaviel bieten wie — dann und wann die kürzesten fünf Minuten.

Bleiben wir als Eidher der Alte bei fünf Jahren! Es ist durchaus nicht nötig. als Eidher der ewig Junge zu singen:

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Nach fünf Jahren kann Eidher der Alte dach vielleicht noch einmal wiederkammen und zusehen, waie es dann aussieht, und

ob der Mensch das Ganze noch immer als Nunc stans ansieht und mit Prügeln nicht aus der Ansicht herauszutreiben ist, daß die Gegenwart die Hauptsache bei der ganzen Geschichte ist.

Fünf Jahre, nachdem wir unseren Preis-Witzbold vom Bettrande seines Freundes Bogislaus ins Leere starrend gelassen haben, legen wir von neuem die Hand auf ihn und finden, daß diese fünf Jahre den Kohl nicht fett gemacht haben. Das nichtsnutzige Witzemachen! Es hat den armen Teufel nicht in die kleinste Anwartschaft auf den Konsistorialrat, den Reichsgerichtsrat und, am allerwenigsten, den Kommerzienrat hineinbefördert. Es giebt solche Talente, die dem Menschen nur deshalb gegeben werden, um ihn höchlichst erstaunt am Ende seiner Laufbahn anlangen zu lassen. Und ist es gewöhnlich noch für ein Glück zu nehmen, daß er nicht mehr hört, was die Leute hinter ihm drein zu sagen sich erlauben.

Des Menschen Weg auf Erden! Ja, ja; wo man erst tänzelte, gleitet man aus, setzt sich — aber nicht in einen Lehnstuhl, sondern meistens auf ganz was anderes und rutscht abwärts, mit fabelhafter — nein, mit durchaus nicht fabelhafter Geschwindigkeit abwärts hinein in den Beruf oder das Schicksal, von welchem die Parzen in diesem Falle an der Wiege sangen.

Wer kann denn, wenn er sich seiner jugendlichen, seiner kindlichen Illusionen erinnert, dafür, daß er die Worte, den Inhalt des Liedes nicht verstand, des Liedes, der Weissagung, die ihm bei Sonnen- und Lebensaufgang gesungen wurde? Nur zu viele Sänger und Sängerinnen haben es an sich, daß sie den Text nicht zur Geltung bringen für das Ohr, sondern nur die Noten,. und der Teufel soll's dann verstehen, was sie eigentlich da kundgeben. Und die Parzen haben das auch so an sich; ja haben vielleicht diese Art, die Menschen in dumpfe Stimmungen, Gefühle und Einbildungen einzulullen, zuerst in die Welt hineingebracht.

Wer kann es ins einzelne schildern, wie unser Held sich durch die besagten fünf Jahre durchschlug!

„Sind Sie ein Sohn des alten Kohl? Sie sind ein Sohn des alten Kohl?" fragte man unseren jungen Kohl auf drei oder vier Universitäten; und wenn das gelehrte Volk sich auch noch so arg in den Haaren liegt, dem Abkömmling eines mehr oder weniger berühmten oder berüchtigten Wissenschaftsverwandten hilft's (und vorzüglich „wenn der alte Narr" tot ist) auf die eine oder die andere Weise weiter durch Empfehlungsbriefe, Stipendien, Freitische und Erlaß der Kollegiengelder.

Der wütendste germanistische Gegner des alten Kohl hat dem jungen wahrhaft rührend väterlich durch ein ganzes Semester in Erlangen ausgehalten:

„Sie sind Philologe? Der Sohn des alten Sünders, wollt ich sagen meines Herrn Kollegen Kohl, ein exakter Lateiner, ein feiner Grieche! He, he, he, nehmen Sie es mir nicht übel, junger Herr; aber der selige Papa — nun, nun, wir wollen nicht weiter darauf eingehen. Junger Freund, Ihr lieber Vater und ich haben gerade in dieser Richtung mehrfach unsere kleinen Kontroversen durch den Druck ausgefochten. Nun, es freut mich, Sie, seinen Sohn, kennen gelernt zu haben. Wenn ich Ihnen hier bei uns in irgend einer Weise nützlich sein kann, so wenden Sie sich dreist an mich."

Sich dreist an alles im Leben wenden zu können, das war auch ein Geschenk, welches das Schicksal dem jungen Kohl in die Wiege gelegt hatte.

Nur ein einzigmal während der jetzt schon mehrhaft erwähnten fünf Jahre unbestimmbaren Wandels auf Erden sagte er fast beschämt und nur schüchtern zugreifend: „Das kann ich ja eigentlich gar nicht von Ihnen annehmen!" Aber dieses war auch an dem sonderbaren Tage, an welchem ihm die philosophische Fakultät zu Göttingen sein Diplom als Doktor der Weltweisheit überreichte; und durchs Staatsexamen fiel er natürlich um so glänzender durch.

Wir können nicht behaupten, daß er sich

eigentlich darüber selber gewundert hätte; wir können leider nur mitteilen, daß er sich durch ein wahrhaft schreckliches Concetto völlig vor sich selber rechtfertigen zu können glaubte. Nämlich!

„Es ist nicht jedem gegeben, nach Korinth zu gehen, und wenn er auch noch so große Rosinen im Sacke hätte."

Wenn er Trost aus der schauderhaften Eräußerung zog, so können wir ihm denselben höchstens nur gönnen. Wir können in der Richtung vieles ertragen und — gleichfalls einiges leisten; aber zu hoch darf man den Wechsel auf unser sittliches und ästhetisches Gefühl nicht ziehen. Wir schließen also diesen Abschnitt ab, indem wir mit möglichster Fassung auch die Welt noch für einige Seiten um Schonung, um Nachsicht bitten.

Mit allen seinen großen Rosinen im Sacke ist Kohl in seine Heimatsstadt zurückgekehrt, und: „Nicht mal Eine weißgekleidete Jungfer am Thor!"

* * *

Dagegen fand er verschiedene, sogar eine ganze Menge Freunde, wenn auch nicht am Thor, so doch in den Gassen.

Diese fragten sämtlich: „Kerl, lebst du denn noch?" und das ist eine sehr hübsche Redensart und wird ihrer herzlichen Innigkeit oder innigen Herzlichkeit halben fürs erste nicht ausgehen im bruderschaftlichen Verkehr der Menschen allhier auf dieser Erde.

„Wenn du es erlaubst," ist die Antwort darauf, und das ist keine Redensart, sondern ein Wort von unendlichem Inhalt und grimmiger Bedeutung, so lachend, so gleichgültig oder so dröhnig es auch hingesprochen werden mag.

Geht nur mal dem Dinge etwas tiefer als bis auf die oberste Haut und fragt euch, wer von eurer Bekanntschaft recht vom Herzen aus euch die Erlaubnis giebt, noch zu leben und das Leben auch weiter zu behalten?

Wenn ihr nicht auf ein gutes Mädchen trefft, getroffen seid, das sich selber den lieben Hals für euch abschneidet, sich für euch zu Tode hungert und ihren letzten Unterrock versetzt, um euch beim Leben und guter Laune zu erhalten, so spielt nur den Diogenes mit der Laterne. Von Mama soll natürlich nicht die Rede sein; die ist selbstverständlich hors de concours; aber ist nicht schon euer eheleiblicher Papa im stande, mit ziemlicher Kühle zu bemerken: „Mein Sohn, bedenke, daß ich allmählich mein möglichstes an dir gethan habe. Liege mir also nicht ferner auf der Tasche, komm mir nicht zu häufig mit deinen Angelegenheiten in meinen Weg. Es ist nichts unangenehmer, als wenn einer einem an jeder Ecke im Wege steht. Du lebst, und das ist mir eine Genugthuung; aber nun sei auch dankbar und komme mir nicht weiter in den Weg! Mache mir Ehre, lieber Junge, bringe es zu etwas und lade mich meinetwegen so oft, wie du willst, als Großpapa zu Gevatter. Auf die silbernen Patenlöffel soll es mir nicht ankommen. Grüße deine gute Frau, und ich komme gerne morgen zu Tische; aber mit deinen Wechseln verschone mich. So im Großvaterstuhl muß der Mensch endlich einmal an sich allein denken dürfen."

Kohl junior hatte, wie wir wissen, keinen lebenden Vater mehr zum Großvater zu machen. Daß ihm die Mutter nicht mehr lebte und ihm das beste Leben vom Herzensgrunde aus, trotz aller eigenen Bedrängnis, wünschen durfte, ist auch bereits gesagt worden. Die Mädchen aber, die sich den Hals für einen abschneiden lassen und sich noch gar ein Vergnügen daraus machen, die findet man nicht sogleich, wenn man nach ihnen sucht; und sie suchen einen gar nicht. Solche Sache macht sich jedesmal nur ganz und gar durch Zufall; solchen süßen Fund thut man nur, wenn man beim Spazierengehen, auf dem Marsche oder mitten im Gedränge an so was am allerwenigsten denkt. Nachher giebt's aber auch eine um so größere Verwunderung über das himmlische Wunder. Der Glücksfall verdient jedesmal genau aufgeschrieben zu werden, wird es aber, Gott sei Dank, nicht.

„I Puppe," rief an einer der Straßenecken der Vaterstadt jemand, der sich in den letzten fünf Jahren ebenfalls recht verändert hatte, und zwar wie die Mehrzahl der Menschheit mit Recht sagen durfte — zu seinem Vorteil. „Dies geht denn doch über die Puppen! Du lebst noch, Kohl?"

„Mein Bogislaus!" flötete der alte beste Freund und Bekannte auf jenem Loche der Flöte menschlicher Empfindung, welches es möglich macht, sofort in die Redensart überzugehen: „Wenn es dir Vergnügen macht, so kannst du auch mir gewogen bleiben."

„Du kommst nicht an mein Herz?" frogte aber diesmal seltsamerweise der frischgebackene Doktor der Philosophie, sofort mit dem großen Rest der Menschheit anfügend: „Mensch, du siehst aber famos aus! Merkwürdig wohlgenährt und ohne Schmeichelei höchst anständig. Und dieser Stich ins Pastorale? Mensch, woher hast du diesen Bauch und diesen Rockschnitt? Und woher diesen Haarschnitt, und — Donnerwetter, diesen Moschus- und Chlorkalkgeruch?"

„Das bringt nun einmal das Geschäft so mit sich, mein bester Kohl."

„Das Geschäft? Zum Henker, was für ein Geschäft denn?"

„Wenn du lieber willst, liebe Puppe — die Kunst!"

„Die Kunst? Mensch, muß man denn aussehen wie ein Bonze, um der erste Porträt-, Kirchen- und Kreuzgangmaler Deutschlands zu sein? Und was hat unser früheres Herumkriechen in allen möglichen Kellern und Kathedralen mit diesem nichtswürdigen Parfüm zu thun, halb wie ein Sterbezimmer und halb wie eine Centralfriedhofskapelle?"

Mit dem wohlwollenden Lächeln eines Mannes, der aus der wohlgesicherten Höhe auf drunten sich abängstendes Gewimmel herabblickt, sagte Herr Bogislaus Blech, indem er eine ziemlich umfangreiche, ernsthaft aussehende schwarze Ledermappe mit Silberpressung unterm Arm vor nahm, sie öffnete und dem erstarrenden Freunde zur Einsichtnahme hinhielt: „Meine jetzige Specialität."

„Barmherziger Himmel, auch du?"

„Auch ich."

„Photograph?"

„Photograph."

„Ist das eine Specialität? Ja — alle Hagel und Wetter, was ist denn das? und dies? Ein totes Kind in Blumen — ein — siehe Hamlet, Akt fünf, erste Scene — seit neun Jahren verstorbener Lohgerber —"

„Geheimer Kommerzienrat von Bromberger."

„Blech," schrie der Freund, jetzt fast wie wütend die Mappe zusammenklappend und sie dem Freunde wieder unter den Arm schiebend, „Blech, jetzt endlich damit heraus: wie bist du zu diesem komfortablen Bauch gekommen, und wie kommst du zu dieser lugubren Insektensammlung?"

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

„Das nennst du Kunst? Und das nennst du eine heitere Kunst?"

„Nein, liebe Puppe, ich citiere dir den hohen Dichter nur deshalb, um dir an seinem Beispiel zu zeigen, daß die größesten Idealisten sich am meisten zu irren pflegen. Ernst sei die Kunst, um das Leben möglichst heiter zu verbringen. Geschäft nenn ich dieses."

„Kerl, ich habe es satt, mich hier an dieser Ecke mit dir im Kreise herumzudrehen. Was hast du aus dir gemacht, Bogislaus? Was bist du geworden?"

Er hatte den Freund an der Brust gepackt und drückte ihn gegen die nächste Hauswand.

„Leichenphotograph, offiziell!" sagte Bogislaus, durchaus nicht mit einer Stimme wie aus dem Grabe heraus, sondern freundlich, leichthin, wie jemand, der auf eine Frage eine eigentlich ganz selbstverständliche Auskunft giebt, eine Erklärung, an die der andere bloß zufällig augenblicklich gerade nicht selber gedacht hatte.

Doktor Kohl hatte denn auch nichts hierauf zu erwidern; er that nur noch eine Frage. Nämlich: „Gehst du eben in dein Atelier oder zu Tische?"

„Zu Tische,“ sprach Bogislaus, und der andere sagte:

„Dann gehe ich mit.“

* * *

Es war derselbe Speisekeller, in welchen wir die beiden Freunde schon einmal hinunterbegleitet haben. Sie brachten gottlob denselben guten Magen und gesegneten Appetit mit sich die Treppe hinunter wie vor fünf Jahren; und sie fanden auch dieselbe Ecke frei wie vor fünf Jahren; aber Doktor Kohl hatte diesmal „keinen vergilbten Ulk, keinen schlechten Witz, keinen Meidinger zu verkneipen.“

„Erst zählen, dann zahlen,“ murmelte er; brummte jedoch dann um so lauter: „In welcher Nacht der tausend und einer kommst du doch schon vor, unheimliches Geschöpf, fettglänzend nächtlicherweile mit Messer und Gabel auf einem Leichensteine sitzend und schmatzend? Ich habe so eine dunkle Erinnerung, daß du mir auch aus jenen alten Sagen wieder auftauchst. Leichenphotograph! Zum Henker, Blech, wer war es doch, der in jenen süßen Mären mittags im Kreise seiner Familie mit einem Ohrlöffel sich fütterte, um den Appetit unversehrt für das Abendessen, die Mitternacht und den Kirchhof aufzuheben? So hilf mir doch, alter Gulerich! Du mußt es ja am besten wissen und kommst auch vielleicht mit ihm in der Gesellschaft zusammen heute abend.“

Bogislaus reichte wohlbehaglich seinem Freunde Warnefried die Speisekarte:

„Heute mittag erlaubst du mir wohl —“ und Dr. Warnefried Kohl erlaubte es.

Nachher tauschten sie ihre Erlebnisse und Erfahrungen während der letzten fünf Jahre aus. Diejenigen Kohls kennen wir im allgemeinen, was vollkommen genügt. Hören wir also noch, was der andere zu erzählen hatte.

„Man steht vor einer Thür und möchte gern hinein, und man findet sich vor einer Thür — nämlich wieder herausgeworfen. Wie man in eine Kunst hineingerät, schiebt man auf sich und hält es für sein eigenes ungeheures Verdienst; wenn man wieder aus ihr heraus ist, schiebt man's natürlich auf andere. Liebe Puppe, ich will selbstverständlich sagen, nicht alle thun solches. Einige besinnen sich zwischen Thür und Angel, in der unangenehmsten Epoche ihres Daseins eingeklemmt, auf sich selber und nehmen Vernunft an. Viel seelisches Verdienst ist nicht dabei, die große Offenbarung kommt einfach aus dem Magen, aber es sind nicht die Dummsten, die von diesem Organ aus bei sich selber endlich wirklich einkehren; das kann ich dich versichern; denn ich gehöre selber zu den seltenen Species, welche unser Herrgott in seiner Käfersammlung abseits des profanen Vulgus eines speciellen Korks würdigt.“

„Weniger Blech und mehr —“

„Kohl willst du sagen, und hast vollkommen recht. Aber sei nur ruhig — et tua fabula narratur; wie ich hoffe, erzähle ich zum Teil auch deine Geschichte, lieber Kohl.“

„Als Vates, als Seher vielleicht — hoffentlich. Nur zu.“

„Wie ich in die Kunst hineingeraten bin, weißt du und hast in jüngeren, grüneren Jahren mit mir in dem Wunsche geschwelgt, deinen Freund als Akademieprofessor auf der Spitze der Leiter zu sehen.“

„Ist mir nicht im Traume eingefallen. Höchstens teilte ich damals deinen Wunsch, daß sämtliche Akademieprofessoren nur einen Hals, ne, nur einen anderen, mehr nach hinten, nach dem Hofe zu gelegenen Körperteil haben möchten. Du machtest mir Spaß, wenn du in deinen gehobenen Stimmungen gegen die Wand tratest. Ich erinnere mich, daß du einmal in der Verzückung sogar eine Thürfüllung eingetreten hast.“

„Ja, ja,“ seufzte Bogislaus, „Luft machen muß man seinem Herzen doch, nicht wahr?“

„Natürlich.“

„Siehst du, ich bin zwar nur aus Landsberg an der Warthe und genug Wasserpolacke, um euch sogenannten unverfälsch-

ten Germanen allerhand Stoff zu allerlei faulen Redensarten und schlechten ethnographischen Witzen zu geben, aber wenn ich aus Athen, Florenz, München und anderen dergleichen Kunststädten zu gleicher Zeit gewesen wäre, könnte ich heute nicht genauer wissen, daß nichts seine Grenzen sich so nahe hat als wie der Drang nach dem Ideal. Für die gesunde Natur natürlich! Liebe Puppe, ich hatte es in den Fingern; — ich hatte Talent, ich hatte Talente aus Landsberg euch mitgebracht. Was bei ausgiebig warmem Ofen im Winter, was bei ausnehmend fetter Verpflegung und sehr anständigem Getränk zu jeder Jahreszeit aus mir geworden wäre, weiß ich nicht. Vielleicht wenig. Aber bei notdürftiger Verköstigung würde unbedingt nicht nur in der Architektur, sondern auch im Porträt was Mächtiges, was Großartiges, was Epochemachendes aus mir möglich gewesen sein, — das weiß ich. Dem krassen, blassen Hunger war dein armer Freund nicht gewachsen, Kohl. Du redetest vorhin von dem Ohrlöffel lieblicher orientalischer Sagen; mir war dies Fütterungsinstrument eine unliebliche Wirklichkeit. Neulich dein erster guter Witz bedeutete meine letzte gute Mahlzeit. Ich sah ins Bodenlose, du verschwandest mir in demselben. Hätte ich mich an jenem ersten April noch für ein einziges halbes Jahr satt fressen können, so würde ich den Gipfel erreicht haben; aber —

> Beim Entern hat ein Schiffsbeil
> Die Faust ihm abgehackt,

singt Freiligrath —"

„Und fährt fort," citierte Kohl —

> „Er stürzte jäh zurücke,
> Das Meer begrüßt ihn dumpf.
> Hier warf's ihn aus, noch blutet
> Der unverbundene Stumpf."

„So ist's," sprach dumpf wie der Ocean Bogislaus Blech. „Kellner, noch einen Schoppen und dem Herrn auch einen! was ein wasserpolackisch-germanischer Magen fürs Ideal ausstehen kann, leistete ein solcher wahrscheinlich zum erstenmal in höchster Vollendung, und leider in mir, in mir — hier unter dieser Weste. Es wurde damals ja Sommer und allerlei Feldfrüchte wuchsen mitleidsvoll der Kunst, der hohen Göttin in den Hals. Ich grub draußen nach Wurzeln, und wurde beim Rübenausziehen ertappt und wegen Felddiebstahl vors Tribunal geschleift. Meine Studienmappe rettete mich noch einmal. Ich hatte selbstverständlich einzig und allein als Stilllebenmaler mir meine Modelle auf der Flur gesucht; aber ich sagte mir doch: arme Puppe, gieb's auf; dies geht so nicht länger, laß andere Vegetarianer dran, du hast dich genug geopfert; die Gottheit will den ästhetischen Dampf nicht, der vom Altar, von dir zu ihr emporwallt. Und ich gab es auf. Ich trat diesmal in meiner letzten höchsten Erregung nicht gegen die Wand, sondern gegen meine letzte Leinwand, welche der Pfandleiher nur dann nehmen wollte, wenn ich sie erst chemisch von der darauf befindlichen Farbenleistung gereinigt haben würde. Du kennst Bögler. Du kanntest doch Bögler, Kohl?"

„Habe nicht das Vergnügen."

„Thut gar nichts. Er war nicht in Landsberg an der Warthe mit dem Drang nach dem Ideal auf die Welt gekommen. Er war einfach aus Berlin und wußte von den Windeln an, was die Welt heute will: Panoramen und Photographien. Das Genie widmet sich im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts den ersteren, das bescheidene Talent legt sich auf die letzteren. Ich hatte ihn jahrelang tief unter mir gesehen; jetzt sagte er zu mir: ‚Wenn Sie eben nichts Besseres vorhaben, so kommen Sie doch einmal zu mir herauf, Blech. Ich habe einen architektonischen Hintergrund nötig und komme damit in drei Teufels Namen nicht zu stande. Vielleicht haben Sie eine Idee, welche dem Publikum imponiert und es anregt, zu Haufen seine Rückseite dagegen zu kehren. Eine Kleinigkeit thut da Riesenhaftes in einem Aushängekasten an einer belebten Straßenecke. Einen Stich ins Porträtfach haben Sie ja auch wohl?' Der Herr hält einem oft sonderbare Finger auf der Höhe hin; ich ergriff diesen

mit beiden Fäusten und stieg zu Bögler hinauf. Und als ich oben gewesen bin, bin ich selbstverständlich oben geblieben. Ich hatte nicht nur eine Idee, ich hatte mehrere. In dieser Hinsicht bin ich nicht ohne Nutzen mit dir, Freund, Puppe, alter braver Kerl, alter lieber Kohl, herumgekrochen. Natürlich hatte Bögler sich nicht zu dem Publikum gerechnet, dem imponiert werden sollte. Aber ich rechnete ihn ebenso natürlich dazu und imponierte ihm, wie Michelangelo im Cinquecento der Société de Rome imponiert hat. Am nächsten Abend trank ich mit meinem Leo dem Zehnten Brüderschaft, und vierzehn Tage später waren wir Bögler und Compagnie; und das sind wir auch heute noch."

„Erlaube mir aber —"

„Der gute Kerl! Wem ein Gott auf die Stirn klopft und die Augen für seinen angeborensten Beruf öffnet, der wird innerhalb vier Wochen mit den zu demselben gehörigen Handgriffen fertig, wenn das Handwerk danach ist. Ich brauchte vierzehn Tage, um Bögler all das Seinige abzusehen. Und dann that ich das Meinige hinzu, und rund um unsere Firma her barsten die Konkurrenten vor Neid, Gift und Galle. Ein volles, glückliches Jahr durch ging mein lieber, lieber Bruder und Compagnon jeden Mittag gegen zwölf Uhr in den Hauptstraßen der Stadt und belauschte selig und incognito — ich hatte ihm natürlich seinen Künstlerhaarwuchs bescheren lassen — vor den Photographiekästen von Bögler und Compagnie, was das Publikum dazu sagte. Du hast den guten, guten Kerl, du hast Bögler nicht gekannt, Kohl; ich werde ihn dir nachher zeigen, in meiner Mappe — in meiner Mappe. Als Specialist kann ich leider ihn dir heute noch vorweisen: als zum erstenmal königliches Blut und Fleisch sich bei uns melden ließ und vorfuhr, ging er mir auseinander. Du sollst ihn unter seinen Lorbeeren sehen in meiner Mappe. Ich habe mir selbstverständlich alle Mühe gegeben und die Platte ist wundervoll geraten —"

„Er ist tot, und du hast ihn dir auch photographiert?"

„Tot und photographiert. Er war nur für einen mittleren Erfolg gemacht. Den höheren, den höchsten ertrug er nicht. Er mußte sich zu Tode saufen, wenn der über ihn kam. Es ist ein Glück, daß die arme liebe Dame nichts davon weiß, aber sie hat ihn auf dem Gewissen — Königliche Hoheit Prinzeß Amalasuntha hat ihn auf dem Gewissen. Ich schickte natürlich ihn im Frack hin, das Dutzend abzuliefern, und am Abend feierten wir selbstverständlich dies größeste Erlebnis in seinem Dasein. Er war im Frack geblieben, und heiß ging er an meinem Arme durch die Novembernacht heim, und acht Tage später war er kühl, sehr kühl, so abgekühlt, wie auch wir zwei einmal sein werden, lieber Kohl. Wenn es dir recht ist, mein Junge, gehen auch wir jetzt heim; man kommt so unwillkürlich im Erzählen auf Dinge, die einem doch auf die Nerven fallen, man mag die Sachen noch so tischredenhaft färben. In einer Beziehung stehe ich vor dem Seligen wie vor einem vollständigen Rätsel. Er hatte meine Specialität mit Entzücken aufgegriffen und meine Erfolge mitgenossen; in seinen letzten Stunden war es ihm aber schauderhaft, ihr gleichfalls anheimzufallen und in einem Aushängekasten friedlich auf dem lorbeerumkränzten Lager zu liegen. Er verbat es sich in seinen Phantasien höchlichst, und ich habe ihm nachgegeben. Ich habe ihn nicht mit ausgehängt; ich habe ihn nur in meiner Mappe und dort will ich ihn dir heraussuchen. Gehen wir? Ich wohne in der Hanebuttenstraße."

Sie gingen.

(Fortsetzung folgt.)



Genua.

Eine Skizze
von
Fritz Lemmermayer.

I.

Will man das Stadtbild Genuas in seiner Totalität überschauen, thut man gut, in den Hafen hinauszufahren, oder noch einfacher, man geht an dem Quai entlang bis zum großen Leuchtturm, dem alten Wächter der Stadt, an deren äußerstem Westende. Aus Felsen und seltsam verschlungenem Mauerwerk wächst der Turm, alles grau in grau, heraus, in die Luft hinein, Meer und Land beherrschend. Eine Laterne bekrönt ihn, die ihr vielfach gebrochenes Licht in den Nächten weit übers Meer sendet, den Schiffen ein freundlicher Stern, der ihnen die „città di Maria Santissima“ verkündigt. So heißt Genua. An jedem der alten Stadtthore steht das Bildnis unserer lieben Frau, mit Blumen bekränzt, des Abends wohl auch mit Lichtern geschmückt. Doch hat Genua noch andere Bezeichnungen. Der Italiener, immer höflich, zur Begeisterung geneigt, liebt es, Land und Stadt mit Kosenamen zu versehen. Ein Redner, ob er nun in prunkender Uniform vor einer Staatsversammlung, ob er in schlichtem Civilkleid auf dem Katheder oder in ärmlichem Gewand eines Kleinkrämers in den Straßen zum Volke redet, seine Ware anpreisend, er nennt das Wort „Italia“ nicht, ohne ein epitheton ornans beizufügen, und spricht er das Wort „Genova“ aus, so setzt er, anmutig den Hut lüftend, hinzu: „illustra città“. Der Schiffer, der den Ankömmling in den Hafen hinaus rudert, erklärt, mit stolzer Armbewegung auf das Panorama hinweisend, „Genova la Superba“, aber mit den Augen blinzend und verschmitzt lächelnd fährt er fort: „mare senza pesci, montagne senz' alberi, uomini senza fede, donne senza vergogna.“ Auch ist er gewillt, die città di Maria Santissima in eine città di diavolo umzutaufen. Und in allem hat er recht. Die Fischer in dem nahen Pegli wissen zu erzählen, daß auf einen Fischer ein Fisch komme, der Uferlärm vertreibt die Tiere von der Küste; die Apenninerberge haben thatsächlich keine Bäume; nun, und die Sitte ist locker, wie überall, wo das leidenschaftliche Volk der Welschen wohnt. Aber auch Genua, das prächtige, ist in voller Wahrheit prächtig wegen der Großartigkeit seiner Lage und seines Reichtums. An Schönheit kommt es seiner alten Rivalin im Mittelalter, kommt es Venedig nicht gleich, dieser Poesie unter den Städten, dem zauberhaften Steinmärchen im Meere mit seinen süßen melancholischen Reizen. Jedoch wenn Venedig ein düsteres Bild des Verfalls bietet, so gewährt Genua das freudige lebendigen Gedeihens.

Am Fuße des Leuchtturms stehend, welch ein Anblick! Nach dem Süden das Mittelländische Meer, unübersehbar; nach

Osten begrenzt den ausschweifenden Blick ein ins Meer hinausragender, jäh abspringender Felsen; nach Norden endlich der Hafen von den Riesenarmen der Molen umfaßt und an ihm, halbkreisförmig aufwachsend, die Stadt: ein ungeheures Gebirgs-Amphitheater. Im Osten drängt sich die Hauptmasse der Häuser zusammen, in allen Farben schimmernd, rot, grün, lila, gelb gefärbt; aus dem Steingewirr hervorragend alte Türme und Kuppeln, über allen stehend die Kirche Maria di Carignano. Von Osten nach Westen, bis zur Laterne und der neben ihr hingebauten festungsartigen Kaserne San Benigno, zieht sich die Stadt in einem langen Streifen, wie eine Blumenguirlande, um den Hafen, und nach Norden klettert sie die Gebirge hinan, in Häusergruppen und verstreuten Häusern, in Kirchen und Mauern, und dazwischen liegend eine Fülle von Gärten, oft hängend wie die der Semiramis; alles abwechselungsreich und eigenartig. Hier gedenken wir des herrlichen Ausblicks von der Villa Rosazza. Allmählich hören Häuser und Gärten auf, es beginnt die Region des Öden, in der kaum ein Baum mehr dem Blick sich darbietet, nur Grashügel und an deren Spitzen die altersgrauen Befestigungswerke mit ihren Türmen, Wällen und Mauern, am höchsten Punkt der Stadt das Fort Castellaggio. Genua ist eine Festung. Im Süden liegt als natürlicher Schutz gegen den Feind das Meer; vom Westende des Hafens über die Berge des Nordens entlang, die ganze Stadt umfassend, bis zum Ostende erstrecken sich starke Mauern und Bastionen, Kanonen sind überall aufgestellt und daneben aufgeschichtet schwarze Granaten. In ihrer tüchtigen, natürlichen und künstlichen Fortifikation möchte man die Stadt für uneinnehmbar halten, aber dennoch wurde sie des öfteren gewonnen und zerstört, in alter und neuer Zeit.

Frühzeitig mußte jener ligurische Küstenstrich, gelegen an einer Stelle des Mittelmeeres, wo dieses wie eines Menschen Knie etwas eingebogen erscheint, und an der Wurzel der Berge, welche gegen die Stürme der Mitternacht einen Damm bilden, zur Anlage einer Stadt auffordern. Die Urgeschichte ist in Dunkel gehüllt. Wir wissen weder den Namen des Erbauers, noch die Zeit der Erbauung. Die Römer, die Handelsbedeutung des Platzes erkennend, nahmen ein paar Jahrhunderte vor Christo von ihm Besitz. Deren Erbfeinde, die Karthager, waren die ersten, die unter der Anführung des Mago, eines Bruders des Hannibal, die Stadt einnahmen und zerstörten. Nach der Verheerung ward sie von den emsigen Römern wieder auferbaut und mit einem Hafen zu sicherer Schiffsstellung versehen. In der Sturmzeit der großen Völkerzüge im frühen Mittelalter, etwa 660 n. Chr., bemächtigten sich ihrer die kühn vordringenden Longobarden unter ihrem König Rotha, deren Eigentum sie bis auf Karl den Großen blieb, den Napoleon jener Zeiten, welcher sie seinem Weltreich einfügte, einen Statthalter dahin entsendete und ihr viele Freiheiten zuerkannte. Stark und mächtig geworden durch die Kühnheit, den Unternehmungsgeist und die Arglist seiner Bewohner, konnte Genua die Sarazenen abwehren, die ihre Raubfahrten bis an die ligurische Küste ausdehnten; ja noch mehr, die Genuesen, mündig und findig, rüsteten eine Armada aus, zogen nach Corsica, vertrieben die Sarazenen und eroberten das Eiland. Hierauf verbündeten sich die Sarazenen mit den Karthagern, überfielen die Stadt, erwürgten die Einwohner und schleppten Weiber und Kinder nach Afrika. Bald wieder gekräftigt, schwang sie sich zu einem der ersten Handelsplätze des Mittelalters empor. Große Unternehmungen zu Wasser und zu Land, ansehnliche Siege gegen die Feinde der Christenheit erweiterten die Grenzen der Herrschaft, deren Zügel das reiche Patriciat ergriff, in einer Zeit, wo Karls entnervte Nachkommen in Deutschland regierten. Die vornehmen Kaufherren waren zugleich die Admiräle, deren Schiffe in allen Meeren segelten, welche den Handel mit dem Orient vermittelten,

bis ins Schwarze Meer hinein Faktoreien und Stapelplätze gründeten und durch kluge Handels- und Eroberungspolitik Genua zu einer Macht erhoben, welche mit der Republik Venedig, diesem Wunder an Staatskunst, hierin vielleicht nur von der in der Welt einzigen florentinischen Republik übertroffen, wetteifern durfte. Erfolgreiche Kriege wurden geführt, Pisa, die Beherrscherin im Westen des Mittelmeeres, ein Jahr lang belagert und vernichtet, Livorno geängstigt, Cypern bezwungen. In dem langen, schweren Streit zwischen Guelfen und Ghibellinen, der die schönste Zeit des Mittelalters währte, in den Kämpfen mit den Nachbarvölkern waren die genuesischen Galeeren häufig von Ausschlag gebender Bedeutung, in höherem Maße als die Galeeren Venedigs, welches nicht ohne Eifersucht das Gedeihen des jungen Staates beobachtete. Um das Jahr 1258 entstand der denkwürdige hundertjährige Streit zwischen Venedig und Genua. Unter dem greisen Dogen und Helden Dandolo hatten die Venetianer Konstantinopel erobert und das lateinische Kaisertum gegründet. Ihre Republik, durch eine fein erdachte und furchtbar streng durchgeführte Verfassung nach innen und außen in stolzem Ansehen, wurde nunmehr auch die Herrin des Orients. Diese zu bewältigen, war das



Der Leuchtturm des neuen Hafens.

Bestreben Genuas. Der Streit entschied zu seinem Nachteil; Venedig, der Rivalin nicht allein an Macht, sondern auch an Schönheit überlegen, schlug sie nieder.

Zu dieser Niederlage kamen verderbliche Zwistigkeiten der städtischen Adelsgeschlechter, welche die Staatsgewalt an sich gebracht hatten. Auch in Genua war die Aristokratie in Guelfen und Ghibellinen gespalten, die Fieschi waren die Häupter

der einen, die Doria die der anderen Partei. Die Geschichte Genuas beginnt sich die alte Freiheit wurde unterdrückt. In das kräftig blühende Staatswesen wurde



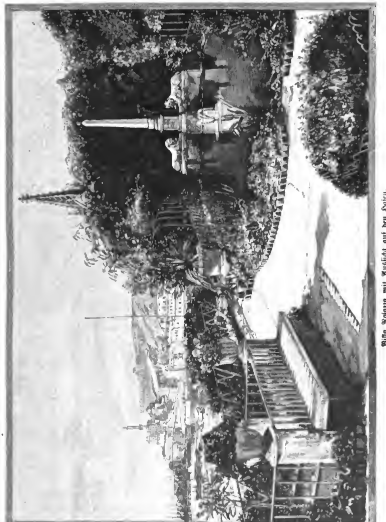
Ansicht von Genua mit Hafen.

nun zu verwirren. Der Adel, in unsinnige Fehden verwickelt, wurde zum Tyrannen, der Keim der Verwesung gelegt, der zwar langsam, doch stetig um sich griff. Infolge



Genuesische Studienköpfe.

der inneren Geschlechterkämpfe geschwächt, unfähig sich selbst zu erhalten und zu regieren, lieferte es sich bald diesem, bald jenem Machthaber aus, ein Vorgehen, das ihm nicht ohne Grund den Vorwurf der Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit zugezogen. Dante und Alfieri urteilten schlimm über die Genuesen, während der doppelzüngige Petrarca für Genua schwärmte, wenn er es gerade nicht für Venedig that. Pisa, dessen Fuchs der Greif im Wappen Genuas zugleich mit



Villa Rosazza mit Aussicht auf den Hafen.

dem Adler des Deutschen Königs in seinen Klauen hielt, brachte jenen bösen Spruch auf von „den Männern ohne Treue und den Weibern ohne Scham“. Aber wie

furchtbar und heillos auch die Parteikämpfe zwischen den adeligen Sippen wüteten, das Volk, kräftig und waghalsig, blieb von der Verderbnis unberührt; ja noch mehr: die kühnen Meeres-Unternehmungen, deren trübe Kehrseite das abenteuernde Piratenleben bildete, und die viel verwickelten Kämpfe verliehen dem Volke geistige Mündigkeit und Selbständigkeit. Der Qualen der bestandslosen Geschlechterherrschaft müde, wählte es sich im Jahre 1339 nach dem Vorgange Venedigs einen Dogen zum Staats-Oberhaupt, dem sechs Adelige und ebensoviel Volksvertreter zur Seite standen. Jedoch auch unter dieser neuen Verfassung kam das Staatswesen zu keiner Ruhe und keinem ersprießlichen Wachstum. Die Venetianer blieben im Felde die Sieger, der Zank der Adeligen um die Dogenwürde war der Wohlfahrt abträglich. Veränderungslustig — von der Veränderungslustigkeit der Italiener wußte schon Papst Äneas Sylvius ein Lied zu singen —, ergab sich Genua Karl VIII., König von Frankreich. Bald wieder der Franzosen satt, hing es sich an den Herzog von Mailand. Lange währte auch dieser Zustand nicht; neuerdings wurde die Dogenwürde eingeführt, und mit ihr kamen neue Parteikämpfe über den Staat.

Porta del Castello

In diese Zeit fällt das Aufblühen der Bank von Sankt Georg in Genua. Von aristokratischen Kaufleuten geleitet, hatte sie ihre eigene Verfassung, welche die Regierung beschwören mußte: ein Akt, durch den sie sich der Bank als ihrer Herrin unterordnete. In ihr war der Reichtum der Stadt verkörpert. Sie nahm als Handelsemporium eine Weltstellung ein; sie besaß ihre eigenen Truppen und Flotten und wußte den geprüften Staat noch einige Zeit in Ansehen zu erhalten. Da jedoch der Wankelmut der Bürger von einem Herrn zum anderen trieb, bald aus den heimischen Geschlechtern einen Herzog wählte, bald sich unter die Oberhoheit eines Ausländers stellte, mußte das Verderben kommen. Als sich Ludwig XII. von Frankreich Mailands bemächtigte, begaben sich die Genuesen unter



Holzwagen von der Riviera.

seinen Schutz. Nach kurzem Gehorsam rebellierten sie und wählten einen Tuchhändler zum Herzog, dem der König den Kopf abschlagen ließ. Nach vielfachen Kämpfen gegen die französische Hegemonie wurde im Jahre 1528 wiederum ein neuer

Zustand geschaffen. Der Flottenführer in französischen Diensten, Andreas Doria, warf sich, weil König Franz I. ihn beleidigt und die zugesicherten Freiheiten Genuas mißachtet hatte, dem König von Spanien und Deutschen Kaiser Karl V. in die Arme. Genua wurde zur selbständigen Republik erhoben mit Doria als Herzog an der Spitze. Die Verfassung wurde von Grund aus verändert. Jedes adelige Geschlecht, das sechs Häuser in der Stadt besitzt, bildet ein Albergo, an das sich minder begüterte Familien anschließen. Solcher Alberghi entstehen achtundzwanzig. Aus ihnen wird jährlich der große Rat, der Senat, gewählt. Er besteht aus vierhundert Mitgliedern, die neben dem Dogen-Herzog das Regiment führen und die Republik repräsentieren. Der Senat ist unumschränkt. Er entscheidet in allen schweren Händeln. Er besetzt alle Staatswürden: die Signorie; die Procuratori, denen die innere Verwaltung obliegt; die fünf Sindici, eine Art oberster Richter, welche auch angerufen werden, wenn jemand eine Klage gegen den abtretenden Dogen vorzutragen hat; die kleineren Beamten; den kleinen Rat, der, aus hundert Häuptern bestehend, in geringeren Angelegenheiten die Entscheidung fällt; endlich wählt er den Dogen. Die Wahl desselben ist umständlich und wird mit höchster Bedachtsamkeit durchgeführt. Er bekleidet seine Würde zwei Jahre, während welcher Zeit er im Palazzo Ducale wohnt und fünfhundert deutsche Soldaten als Leibwache hat — „als ob er ein absoluter Fürst wäre", so meldet eine alte Chronik. Er geht in Purpur. Er hat eine große Autorität in der Stadt und legt allein dem Rate Vorschläge vor.



Denkmal Mazzinis bei der Aquasola.

Will ein Senator einen Antrag machen, muß er vorher beim Dogen erst anfragen. Im Grunde ist er aber doch nur ein Strohmann,



Denkmal des Columbus.

ein symbolisches Oberhaupt, das den Glanz der Republik nach innen und außen vorstellt. Ihre Kraft und Macht liegt thatsächlich in den Händen des aristokratischen Senats. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erheben sich in den italienischen Städten große und kleine Tyrannen, Usurpatoren, welche mit allen erschreckenden Mitteln der Gewalt und des Unrechts die Herrschaft an sich reißen und zu erhalten streben. Selbstsucht und Willkür rasen wie eine Furie durch das Land, jede kräftige Entwickelung im Keime zerstörend, jedes

Menschenrecht verhöhnend. Es ist die Zeit, wo die Gründung der Throne durch Massenmorde und die scheußlichsten Mittel ins Werk gesetzt wird. Den jesuitischen Spruch, der Zweck heiligt die Mittel, acceptieren auch jene Tyrannen. Im Besitze der Macht, führen sie ein Leben, wahnwitzig wie das der römischen Cäsaren, und einsam. Das Volk fürchtet sich und steht in scheuer Ehrfurcht, welche gewaltsame und phantastische Größe, denn auch an solcher fehlt es nicht, immer erweckt, zur Seite. Sie lassen sich kniend bedienen, reiten im Bettlerstolz des illegitimen Emporkömmlings mit dem goldenen Scepter in der Hand durch die Stadt und gefallen sich, um ihrer tollen Eitelkeit zu genügen und Eindruck auf das schaulustige Volk zu machen, in pfauenhaftem Prunk. Der Henker ist ihnen stets zur Seite, denn Furcht ist dem Despotismus geläufig, und am Ende geht sein Bestreben nur mehr darauf aus, sich um Gottes willen zu erhalten. Die Kerker in ihren Burgen sind voller Gefangenen. Die Bürgerschaft kann die Steuern kaum aufbringen, welche die Tyrannen für ihren Sack begehren. Was Wunder also, daß sich die Stadtrepubliken vor solchen psychologischen Ungeheuern zu bewahren suchten.

Kirche S. Annunziata.

Venedig beschränkte die Macht des Dogen auf das äußerste, denn es wollte keinen Tyrannen, und jeder Versuch nach Selbständigkeit seitens des Dogen wurde

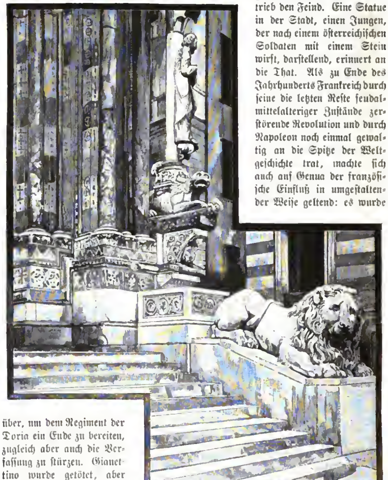




Inneres der Kirche S. Annunziata.

schrecklich geahndet. Darum die finstere Strenge des Rates der Zehn. In Genua war es nicht viel anders. Auch hier fürchtete man die Herrschaft einzelner ehrgeiziger Geschlechter, und mit gutem Fug. Andreas Dorias Neffe, der rohe und wüste Gianettino, hatte alle Gelüste, die Republik in eine Tyrannis zu verwandeln.

Ihm stellte sich Graf Fieschi, der Vertreter und Abgott des Volkes, an der Spitze einer Anzahl Verschworener gegen- über, um dem Regiment der Doria ein Ende zu bereiten, zugleich aber auch die Verfassung zu stürzen. Gianettino wurde getötet, aber Fieschi fiel ins Meer und ertrank. An weiteren Verschwörungen des Adels gegen den Adel fehlte es nicht in der unbeständigen Geschichte Genuas. In seiner auswärtigen Politik hielt es seit Andreas zu Spanien. Ludwig XIV. ließ die Stadt bombardieren und eroberte sie. Die späteren Schicksale entsprechen der ganzen launenhaften Art der Genuesen. 1746 wurde Genua von österreichischen Truppen besetzt. Das Volk, alter Größe eingedenk, sammelte sich und vertrieb den Feind. Eine Statue in der Stadt, einen Jungen, der nach einem österreichischen Soldaten mit einem Stein wirft, darstellend, erinnert an die That. Als zu Ende des Jahrhunderts Frankreich durch seine die letzten Reste feudalmittelalteriger Zustände zerstörende Revolution und durch Napoleon noch einmal gewaltig an die Spitze der Weltgeschichte trat, machte sich auch auf Genua der französische Einfluß in umgestaltender Weise geltend: es wurde in die ligurische Republik mit demokratischer Verfassung umgewandelt. Girolamo Durazzo war unter den Dogen der letzte, ein bloßer Schatten der Vergangenheit. Später fügte es der dämonische Eroberer seinem Staatenkonglomerat bei. Die


Vom Domportal.



Inneres des Domes.

Engländer bestürmten die genuesischen Forts, Genua gehörte fortan den sardinischen Staaten an, bis endlich unter der großen Politik Viktor Emanuels und seines weisen Beirates Cavour die Einheitsbestrebungen der zerstreuten italienischen

Völker fast ohne Krieg in Erfüllung gingen und sich auch Genua an den Segnungen dieser Einheit erfreuen durfte. Es ist der erste Handelsplatz des Königtums.

Will man Genua verstehen, muß man es mit historischem Auge betrachten; denn die Geschichte, alte und neue, hat sich auf die Straße gedrängt wie in den meisten Städten des Landes. Für seine gegenwärtige merkantile Bedeutung giebt vor allem der Hafen ein starkes Zeugnis, in den alljährlich Tausende und Abertausende von Schiffen einlaufen aus allen Meeren und allen Ländern der Welt. An seinem Busen liegt Genua, aus ihm Kraft und Leben saugend. Der alte Hafen genügte den gesteigerten modernen Bedürfnissen längst nicht mehr; darum wird schon seit Jahren vor ihm ein anderer gebaut, ein Antiporto, der bereits Millionen, herbeigeschafft durch die edle Freigebigkeit des verstorbenen Marchese Deferrari und seiner nun auch verstorbenen Witwe, der Herzogin Galliera, verschlungen hat.

Der alte Hafen wird von zwei Molen umschlossen; an dem größeren nun, dem sogenannten neuen Molo, wurde ein dritter angelegt, der seiner Vollendung entgegengeht und aus der See aufragt wie die Rippe eines ungeheuren vorweltlichen Tieres, welche das Meer ausgespien. Ein interessantes Schauspiel, dieser Molobau! Zuerst wird vom Meeresboden herauf eine Ausmauerung vorgenommen. Riesenhafte Steinblöcke werden in das Wasser gesenkt und fügen sich allmählich zu einer festen Straße zusammen. Wenn nun die Schichtung in einer gewissen Höhe aus der Oberfläche des Wassers aufragt, wird ein Damm darauf gebaut, der auf beiden Seiten einen breiten Weg freiläßt. Unaufhörlich sind die Barken in Bewegung, welche die Steinmassen herbeiführen, und gewaltige Dampfkräne sind in steter Thätigkeit, um die Blöcke in den Abgrund des Meeres zu versenken. Auch in dem alten Hafen, seiner ganzen Ausdehnung entlang, wird gearbeitet, verbessert, erweitert. Überall ist Leben und Bewegung, überall Häuser, Magazine, Werkstätten. Hier werden schadhafte Schiffe ausgebessert, dort wird gebadet und gereinigt. Schlagen, Sägen, Hämmern, alle Geräusche gewerblicher Arbeit erfüllen die Luft, dazwischen hinein das Schreien des erregbaren italienischen Volkes. Mächtige Barken mit Kohlen, aus Deutschland und England eingeführt, denn das Land ist an diesem Material arm, liegen im Hafen; Männer, halbnackt, geschwärzt bis ins Weiße der Augen, schleppen die Säcke hin und her. Von dem Porto Franco, dem um 1751 errichteten Handelshafen, führt ein Schienenweg nach dem Bahnhof. Die Züge bringen die Güter herbei, deren Beförderung die ansehnliche Korporation der Facchini besorgt, Bergamasken, die schon im Mittelalter mit vielen Vorrechten ausgestattet waren. Es sind kräftige und geschäftige Leute. Des Auf- und Abladens der Fässer, Kisten, Ballen mit tausenderlei Waren ist kein Ende. Zahlreiche Hebel, mittels Dampfkraft getrieben, schaffen die Lasten auf die Schiffe — in allem ein buntes, lärmendes Gewimmel.

Ein merkwürdiges Gebäude liegt an der Hafeneisenbahn: jene schon erwähnte berühmte Bank von Sankt Georg, die, 1346 gegründet, in ihrem ersten Geschoß noch die Statuen der um sie verdienten Männer zeigt. Geht man den Quai weiter nordöstlich, gelangt man zum ehemaligen Kriegshafen. Als Ruine steht das Arsenal da, historisch denkwürdig schon deshalb, weil sich hier die Brücke befand, von der Graf Fieschi ins Meer fiel und, weil er vom Kopf bis zum Fuß in Eisen war, untersank. Viele Marmorbrücken führen ins Meer, und dazwischen und davor stehen, den Hafen malerisch schmükkend, die Schiffe in allen Farben und Größen: Barken, Dampf- und Segelboote, Küstenfahrer, Warenschiffe und Fregatten. Man schaut in einen Wald von Masten und Rahen, der in seiner unbeweglichen Ruhe einen eigentümlichen Gegensatz zu dem ewig beweglichen Meere bildet. — Fesselnd ist besonders ein Auswandererschiff. Es ist ein gewaltiges Haus und hat für Tausende Raum. Aus allen Pro-

vinzen Italiens, am zahlreichsten aus den südlichen, strömt das Volk in Genua zusammen, um sich einzuschiffen. Die Genuesen selbst bleiben daheim, denn ihre Stadt nährt alle. Die Reise geht nach Südamerika, vornehmlich nach Buenos Ayres und Valparaiso. Es fehlt im Lande an Arbeit und Brot; in der Fremde hoffen die armen Leute beides zu finden. Zu Erdarbeiten verwendet man gern die Kraft des Italieners. Fast alle vierzehn Tage liegt ein Emigrantenschiff vor Anker. Vom Schiff zur Brücke wird ein schmaler Steg gelegt; darüber ziehen nun die Menschen in endlosem Zuge, junge, starke Bursche, blühende Weiber, aber auch Greise, gebrechliche Matronen und kleine Kinder. Wenn der Sohn geht, geht häufig die ganze Familie, deren Stütze er ist, mit. Jeder trägt etwas in der Hand, einen Koffer, einen Korb oder einen Sack mit den eingenähten dürftigen Habseligkeiten. Manche Miene ist sorgenvoll und abgehärmt. Doch der Italiener ist nicht sentimental; nirgends Jammer, nirgends Abschiedsscenen, da und dort höchstens ein „Buon viaggio!" Ernst und still gehen die Leute zu Schiff, aber nicht traurig; man sieht niemanden weinen, den einen oder anderen aber lachen und die Buben springen. Mit dem Vaterland haben sie abgeschlossen, von ihm erwarten sie nichts mehr, doch hoffen sie, daß sich ihre Not in Amerika wende, das einer der Ihrigen entdeckt hat: Christoph Columbus. In Genua, seiner Vaterstadt, steht hart am Bahnhof, auf einem von aufsteigenden Häusern sonderbar begrenzten Platze sein Standbild. An Bord des Schiffes werden die Pässe der Auswanderer visiert, ein Arzt schaut auf den Armen der Kinder nach den Kuhpocken. Dann lagern sich die Familien in ihrem neuen Heim; die einen bleiben auf dem oberen Verdeck, die anderen, müderen, begeben sich in die Kajüten. Die Alten legen sich nieder, die jüngeren Männer unterhalten sich, die Kinder gehen neubegierig auf Entdeckungen aus. Das Schiff, wie ungeheuer es auch ist, ist vollgepfropft, und man hat Angst für das ungewisse Schicksal so vieler. Rinder und Lämmer stehen auf dem Verdeck hart aneinandergepreßt; nicht besser haben es die Leute unten in den dumpfigen Räumen. Ein Ruhelager, nicht breiter als ein Mensch, reiht sich an das nächste. Hier liegen sie, eng gedrängt, neben- und übereinander, ein kurioser Haufe.

Wie anders dagegen die Kriegsschiffe, die aus aller Herren Ländern im Hafen einlaufen. In ruhiger Majestät, wie eingewachsen, steht die Fregatta in der Flut, ein wahrhaft königlicher Bau. Massig, dem Sturme trotzend, in ihrem Körper, elegant geschnäbelt, leicht und anmutig im Takelwerk, graziös beflaggt und bewimpelt, bildet sie eine enge und doch mächtige Welt für sich. In allen Räumen glänzt und spiegelt es, ein Muster an Reinlichkeit für die menschlichen Wohnungen. Ernst und schweigsam verrichtet die Mannschaft, bestehend aus kräftigen, schlanken und flinken, an unbedingten Gehorsam und an Ordnung gewöhnten Burschen, ihren Dienst. Überall stehen Kanonen, spiegelblank, von immenser Schußweite, in dem Beschauer das grauenhafte Gemälde des Krieges heraufbeschwörend. Überall herrscht erquickende Wirtschaft, anheimelnd insbesondere sind die Kabinen der Offiziere, nicht selten mit Blumen, Bildern und Büchern ausgestattet, also dem besten und schönsten Schmuck einer Wohnung. Und dennoch atmet man freier und glücklicher auf, wenn man aus der dunklen Umschlossenheit wieder hinaufgestiegen ist an das Tageslicht und die Meeresluft, die in ihrer Art balsamisch und stärkend ist wie der Würzhauch in unseren deutschen Eichen- und Tannenwäldern, und einen befriedigenden Blick auf das glänzende Genua wirft.

Im Osten des Hafens dehnt sich das alte Genua, Genova antica, sagen die Eingeborenen: ein Labyrinth, in dem man, um sich zurechtzufinden, eines Ariadnefadens bedürfte. Italienisch im vollsten Sinne des Wortes. Wunderlich hängen die Häuser, zu sechs und auch neun schmalen Stockwerken sich auftürmend, inein-

ander. Hier fährt kein Wagen, denn die Gassen und Gäßchen mit ihren Winkeln und Ecken, diesen Schrullen und Launen der Stadt, sind so eng, daß kaum zwei Menschen nebeneinander schreiten können.

Porta San Andrea.

Hierher verliert sich selten ein Sonnenstrahl, es ist mittelalterlich finster, doch im Sommer kühl und ein Schutz gegen den glühenden Scirocco, wie im Winter gegen die kalte Tramontana, die aus Norden bläst. In diesem alten Stück Welt steht mancher Palast von bedeutender Geschichte und lehrreicher Architektur, wie der Palazzo Pauli in der Nähe der berühmten Via dei Giustiniani; die stolzesten Geschlechter haben in dieser vornehm stillen Enge gehaust, manchen blutigen Strauß gekämpft, manchen Streich geführt, der für die Bevölkerung geschickbestimmend war. Freilich haben sie, von dem neuzeitlichen Bedürfnis nach Licht nicht weniger durchdrungen als der Bürger, längst dieses dumpfe Steingewirr verlassen, um sich in weiteren und freieren Räumen anzusiedeln. Wo früher die Nobili in Pomp und Pracht lebten, hantieren jetzt Gevatter Schneider und Handschuhmacher: der Palast ist das Wohnhaus des Volkes geworden, oft des unteren Volkes. Die Häuser sind von einer Unregelmäßigkeit, von einer Buntheit, die fröhlich ist, von einem Leben, das nicht aufhört, Neues und Fesselndes zu bieten. Bei der Porta San Andrea sind derartige Bilder häufig. Von Fenster zu Fenster, von einem Hause zum nebenstehenden und gegenüberliegenden ziehen sich Stricke, und auf diesen hängen Wäschestücke in allen Gattungen und Formen. Wo sich ein größerer Platz befindet, steht in der Regel ein Wasserbekken, an dem die Wäscherinnen ihres Amtes walten, plaudernd, des Abends mit dem feiernden Mannsvolk schäkernd. Nebenher tummeln sich die Kinder, den Fremden mit unwiderstehlichem Lächeln um einen Soldo — in Genua sagt man Balanca — bittend.

(Schluß folgt.)



Silvio Pellico.

Eine litterarische Studie
von
Konrad Alberti.

In jenem Blumenstrauß teils mehr, teils weniger gelungener kleiner Ausstellungen aus allen möglichen Kulturgebieten, mit welchen nach italienischer Sitte das behäbige Bologna im Frühjahr 1888 die Gäste seiner Universitätsjubelfeier zu gleicher Zeit begrüßte, schimmerte auch eine „Ausstellung zur Erinnerung des nationalen Aufschwungs“, und zwar nicht als die unscheinbarste und geringwertigste Blüte. Hier trat wenigstens für den Fremden jene in Italien leider nicht ungewöhnliche Lückenhaftigkeit und Oberflächlichkeit nicht so verletzend zu Tage wie in den der Musik und der Industrie gewidmeten Abteilungen. Mit reger Teilnahme durchschritt man diese freundlichen, hohen Zimmer des anmutigen Gebäudes auf der Höhe von San Michele in Bosco, bald durch eines der breiten Fenster den Blick schweifen lassend über die roten Ziegeldächer, die seltsamen schiefen Türme der alten, am Fuß der Hügel sich ausbreitenden Stadt und die endlose, üppig grünende, villenbesäte Ebene, bald ihn forschend versenkend in jene Masse moderner Reliquien, welche an den Wänden, auf den Tischen, in Glasschränken sich weithin ausbreitete. Überall alte, zerfressene, vergilbte Papiere, Aktenstücke, Protokolle, alte Drucke, Flugblätter, Berichte, Verlustlisten, Bildnisse, Zeichnungen und Bilder von Schlachten und Gefechten, rostige Waffen und zerfetzte Uniformen, zerschossene Fahnen, Kugeln, Denkmünzen: Tausende von Erinnerungen an die Einheitsbestrebungen, die Kämpfe, Aufstände, Leiden der letzten hundert Jahre; den Anteil jeder Provinz, jeder Stadt an dem nationalen Werke schildernd und die Streiter, die Märtyrer, die Helden verherrlichend, welche Gut und Leben und Geist eingesetzt für das große und heilige Ideal: die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, von dem geistigen Sklavenjoch, und die Schöpfung eines großen, starken und einigen Vaterlandes aus den Brocken und Splittern der zahlreichen verfallenden und dahinsiechenden Kleinstaaten.

Vielleicht fiel unter diesen Hunderten mannigfaltiger Dinge dem aufmerksamen Beobachter auch das Bild eines schmalen, starkknochigen, feingeschnittenen Kopfes auf, die klugen, forschenden Augen hinter großen Gläsern, die lange, spürende Nase mehr die eines Gelehrten als eines Dichters, der schmale, festgeschlossene Mund mehr von hohen Gedanken und tiefen Leiden erzählend als von tollkühnen Verschwörungen und leidenschaftlichen Volksreden: ein vertrautes deutsches Professorengesicht, seltsam befremdend unter den glühenden Augen, den buschigen Locken, den schwellenden italienischen Lippen rings um ihn.

Dieses Antlitz war das Silvio Pellicos.

Es mag wenig genug beachtet worden sein auf jener Ausstellung, die sonst die lebhafte Teilnahme des Landes erregte. Und obwohl Franzosen und Italiener als durchaus litterarische Nationen ihren berühmten Dichtern weit größere Pietät bewahren als die Deutschen, so zweifle ich doch, ob die Werke dieses Mannes noch in den Händen vieler Söhne des heutigen Italiens sind. Man spielt seine Stücke nur noch selten, nur ausnahmsweise greift man zu seinen „Kerkern", seine „Pflichten des Mannes" sind wohl gänzlich vergessen, und selten erinnert man sich, daß Namen und Schriften dieses Mannes einst in Mund und Händen nicht nur seines ganzen Vaterlandes, sondern der ganzen Welt waren und große Thränenströme um ihn geflossen sind. Die Helden des modernen Italiens sind Garibaldi, Mazzini, Viktor Emanuel, Cavour, d'Azeglio; schon bei dem Namen Manzoni kräuseln sich leicht die Lippen, und auf den Pellicos folgt meist ein achtungsvolles Schweigen. Steigen ja doch dem modernen Italiener sogar bei dem Namen der Medici mehr peinliche als freudige Erinnerungen auf, weil die großartige Kunstpflege derselben für ihn mit der Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit verbunden erscheint.

In Deutschland aber ist das Gedächtnis Pellicos noch frisch und stark. Mehrfache neue Ausgaben der „Gefängnisse" beweisen, daß noch immer zahlreiche empfindsame Seelen sich durch das Schicksal des edlen Dulders zu Thränen rühren lassen, und sein Name wenigstens ist wohl keinem Gebildeten fremd. Der litterarische Geschmack der Zeiten und Völker wird so gut von ewigen Gesetzen bestimmt wie irgend ein mechanischer Vorgang in der Welt, und das Gesetz der Anpassung, auf diesen Fall angewendet, lehrt, daß jedes Volk denjenigen Dichter zu seinem dauernden Lieblinge erklären wird, welcher seinem eigenen Wesen, seinen eigenen Anschauungen in der ethischen Grundlage und der litterarischen Erscheinungsform am nächsten kommt. Ob dieser Dichter sein Landsmann ist oder ein Ausländer, spielt gar keine Rolle. So lieben die Franzosen Vergil, wir Homer; jene verehren fast ausnahmslos Heine, der bei uns von sehr vielen verabscheut wird. Auf unseren Bühnen wird Shakespeare öfter dargestellt als in England. Ja, bis auf die Auswahl einzelner Werke und Gedichte erstreckt sich dies Gesetz. Die Slaven verehren von Shakespeare hauptsächlich Hamlet, von Goethe vor allem Faust, deren grüblerische, unentschlossene Charaktere dem ihren entsprechen; wir lieben ohne Widerspruch von Heine nur die Lieder, in welchen sich wirkliche Innigkeit ohne ironische Beimischung spiegelt, die „Lorelei", „Leise zieht durch mein Gemüt", „Du bist wie eine Blume", „Die beiden Grenadiere".

Dieses Gesetz veranlaßt auch die sonderbare Erscheinung, daß Silvio Pellico als Schriftsteller sich in Deutschland größerer fortwährender Beliebtheit erfreut als in Italien, wo man nur noch den um sein Vaterland leidenden Patrioten in ihm sieht. Dazu kommt noch der Umstand, auf den schon Schopenhauer hinwies: daß der Italiener dem Deutschen geistig und gemütlich weit näher steht, weit sympathischer sein muß als der Franzose. In der That, die anmutigen, keuschen, anspruchslos innigen Schriften eines Salvatore Farina könnte wohl auch ein Deutscher geschrieben haben, doch kaum ein Franzose. Auch die Persönlichkeit Silvio Pellicos ist ein Beweis für diese psychische Verwandtschaft. Innige Familienliebe ist eine der schönsten Eigenschaften der Italiener — in Deutschland bezweifelt man dies oft, doch dies beweist stets mangelnde Kenntnis —, bei Pellico findet sie sich aber in geradezu außergewöhnlichem Grade. Die Italiener haben zumeist eine Abneigung, fremde Sprachen zu lernen, besonders germanische: Pellico war wie ein Deutscher Polyglott, er sprach vortrefflich französisch, deutsch, englisch und andere Sprachen. Für die Befreiung und Einigung Italiens glühend, führte er doch nie das Stilett oder den Revolver; er

stiftete keine Geheimbünde, er erließ keine glühenden, donnernden Brandreden und Flugschriften, kein Fluch über seine Unterdrücker kam je über seine Lippen: still und ruhig arbeitete er ohne Unterlaß für sein Land, ohne einen Laut des Unmuts duldete er in Ketten und Banden für dasselbe. Ordnung, Loyalität und Gottergebenheit! war seine Losung. Das war gewiß keines Carbonaris Art, das war nicht im Sinne Mazzinis — keiner der „Göttinger Sieben“ hätte in gleichem Falle eine mildere Haltung bewahrt. Italien liebt die Phrase, die glänzende, blendende, feurige, stilistische Dialektik — nicht eine gedrechselte Redewendung findet sich in Pellicos sämtlichen Werken, nicht ein Versuch, die äußere Form über die Bedeutung des Inhalts zu erheben, einfach, schlicht und klar fließt seine Sprache, ohne jede schönrednerische Pose.

Allerdings war er ein Norditaliener — das erklärt viel. Noch weit tiefer und einschneidender nämlich als zwischen dem Nieder- und Oberdeutschen (oder um dem Gebrauch zu folgen, Nord- und Süddeutschen) ist der Gegensatz zwischen dem Nord- und dem Süditaliener. Sie scheinen verschiedenen Welten zu entstammen. Jener fest, tüchtig, fleißig, ruhig, klar, solid — der andere biegsam wie Rohr, gesinnungslos, arbeitsscheu, aufgeregt, falsch, aufdringlich, ein Schreier, phantastisch, betrügerisch, sittenlos: zum Teil dies alles freilich erst geworden unter dem Druck der endlosen, entsetzlichen Fremdherrschaft. Wie bei uns der Main, so bildet hier der Tiber eine natürliche volkspsychologische Scheide.

Silvio Pellico war Piemontese. Am 24. Juni 1789, gerade vor hundert Jahren, wurde er zu Saluzzo geboren,* einem ansehnlichen Provinzialstädtchen an den Vorbergen des Monte Viso, blühend durch Handel und Industrie. Piemont ist das Preußen der Apenninischen Halbinsel. Seine Bewohner sind nicht posierende Romanen, Männer der äußeren Form, sondern ein eigentümlicher Stamm harter, rauher Kelten, durch Klima und Lage zu beständiger ernster Arbeit gezwungen, ohne die der Boden seine Schätze und Kräfte nicht hingiebt. Es ist nicht das Land der flötenden, scherzenden Liebessänger, der schönheitstrunkenen Künstler, der Farbenfreudigkeit, der prunkhaften Mäcene wie Rom, Toscana, Venetien — es ist das Land der Krieger und der Staatsmänner; nicht das Land der Leidenschaften, sondern der Entschlüsse. Die Geschichte der italienischen Kunst thut es mit wenigen Zeilen ab — das Werk der nationalen Einigung ist hier fast allein ersonnen und durchgeführt worden. Turin ist diejenige Stadt der italischen Halbinsel, die von allen am wenigsten italienischen Charakter hat: die Regelmäßigkeit der Häuservierecke beschämt Mannheim — aber die herrliche, natürliche Lage am Fuß der Alpen entschädigt für alle nüchterne Langweile des Orts. So unromantisch sind auch die Piemontesen, aber auch so klar und schlicht; von bescheidenem Geschmack, doch von eisernem Fleiß und politischer Reife.

Was Silvio Pellico war, ist das natürliche Ergebnis seiner Landsmannschaft, seines elterlichen Erbes, seiner Erziehung und der Zeit, in welcher er aufwuchs. Sein Vater, Onorato Pellico, war ein vortrefflicher Mann, der sein engeres und sein weiteres Vaterland mit inniger Wärme liebte, lebhaft an den politischen Bewegungen seiner Zeit teilnehmend, ein Beamter von strenger Pflichttreue, ein vorzüglicher Gatte, ein begabter lyrischer Dichter. Die Mutter, eine geborene Tournier, war eine Savoyardin aus Chambery, eine vortreffliche Frau, die ihre Kinder selbst stillte, sie in der Furcht

* Quellen für Silvio Pellicos Biographie: Maroncelli, addizioni alle „mie prigioni“. Paris 1835. — Chiala, vita di Silvio Pellico. Florenz 1852. — Pietro Giuria, Silvio Pellico e il suo tempo. Voghera 1855. — Bourdon, Silvio Pellico, sa vie et sa mort. Paris 1875. — Epistolario di Silvio Pellico pubbl. p. G. Stefani. Florenz 1856. — Revue des deux mondes. Jahrgang 1842. — La marchesa Giulia Faletti di Barolo. Turin 1864. — Reuchlin, Geschichte Italiens Bd. I. Leipzig 1859. — Roux, histoire de la littérature italienne contemporaine.

Gottes streng erzog und als ihre erste Lehrerin ihnen die Grundlagen der Bildung, Lesen und Schreiben, beibrachte. Die Familie war zahlreich. Zwei Geschwister, Luigi und Giosessina, gingen Silvio voran, der als Zwilling zugleich mit einer Schwester, Rosina, das Licht erblickte. Ein Bruder und eine Schwester folgten noch später. Silvios erste Jahre fallen in die Periode, in welcher der Jakobinismus, die Begeisterung für die republikanische Staatsform alle Throne Europas erschütterte. Auch bis über die kottischen Alpen drang die Bewegung von Frankreich herüber. Onorato hielt fest an der Treue zum Hause Savoyen, den Hohenzollern Italiens, ernsten, maßvollen und energischen Politikern, und war gezwungen, mit den Seinen vor dem erwachenden Sturme zu fliehen. Guter Hoffnung, an den Händen die Kinder führend, wanderte die Mutter über die Gipfel der Berge. Bald aber ward die Ordnung wiederhergestellt, die treuen Unterthanen kehrten zurück, und die Feinde, die ihn eben vertrieben, suchten jetzt an Onoratos Herde selbst Schutz, den der edle Mann ihnen gern gewährte. So sprechen Silvios erste Eindrücke von dem jähen Wechsel alles Menschlichen, vom endlichen Triumphe des ewigen Rechts, von der schönsten Tugend, Böses mit Gutem zu lohnen.

Silvio war ein schwächliches Kind, die Ärzte gaben seinen Eltern wenig Hoffnung auf seine Erhaltung am Leben. Unablässig kränkelte er, und sein ganzes Leben hindurch war er auch von schweren Leiden geplagt. Um so eifriger waren die Eltern, ihn zu lehren, daß es Pflicht sei, dieselben durch Standhaftigkeit und Gottvertrauen zu überwinden und nie gegen sein Los zu murren. An ehrbaren Erlustigungen im Elternhause fehlte es nicht: der Vater schrieb kleine Theaterstücke für die Kinder, welche dieselben mit Hilfe einiger Spielkameraden auf einer aus Tischen und Stühlen hergestellten Hausbühne darstellten. Die Liebe für die dramatische Kunst ward so früh in ihm geweckt. Mit inniger Liebe hingen Eltern und Geschwister aneinander, und Silvios Jugendleben gewährt uns das entzückende, uns heimisch vertraut anmutende Bild eines herzlichen oberitalienischen Familienlebens.

Dasselbe setzte sich unverändert fort, als die Familie Saluzzo verließ und zuerst nach Pinerolo, sodann nach der Hauptstadt Turin übersiedelte, wo der Vater eine Stellung in der Postverwaltung erhielt. Die Knaben waren mittlerweile herangewachsen, und der Vater wollte, daß sie so zeitig als möglich sich als Glieder eines großen Gemeinwesens fühlten und ihre Pflicht begriffen, als Männer alle Kraft zum Nutzen des Staates zu verwenden, dem sie durch Geburt angehörten. In den Gemeindeversammlungen erschien er daher nie anders als seine Knaben an den Händen. Ist das nicht ein Zug, würdig eines alten Hellenen oder Römers? Doch auch zarte, rührende Gefühle fanden Platz in der Brust des Heranwachsenden. Ein Knabe noch, empfand er die innigste und tiefste Neigung zu einem Nachbarsmädchen seines Alters: die Kleine starb plötzlich, Silvio war aufs heftigste erschüttert, und bis in sein Alter hat er die kleine Carlottina, ihr Schicksal und seinen Schmerz nicht vergessen, so wenig wie Dante seine Beatrice.

Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden. Da riß ihn ein unerwartetes Ereignis aus den Arbeiten seiner engen Studierstube plötzlich mitten hinein ins brausende Leben. Ein Vetter seiner Mutter, welcher in Frankreich lebte, warb um die Hand seiner Zwillingsschwester Rosina, die zu einer Schönheit ersten Ranges aufgeblüht war. Er fand Gehör, und Silvio begleitete die Schwester in ihre neue Heimat, in das Haus ihres zukünftigen Gemahls nach Lyon. Und jetzt trat die Wandlung ein, welche bei einem jungen, frischen Menschen natürlich erscheint, der aus seiner engen Klause, aus beschränkten Verhältnissen zum erstenmal in den vollen, flutenden Strom glänzenden, üppigen

Großstadtlebens gerät. Ein Taumel erfaßte ihn, alles erschien ihm neu, verlockend, wunderbar, alles Gleißende dünkte ihm eitles Gold, wie Sirenensang umspielte ihn die unendliche, rauschende Melodie des öffentlichen Treibens mit ihrem seltsamen Klange, aus dem Millionen der verschiedenartigsten Instrumente heraus-



Silvio Pellico.
Nach einem im Museum zu Brünn befindlichen lithographischen Druck.

zutönen scheinen. Jedes Vergnügen dünkte ihm Genuß, jede Erregung schien ihm Begeisterung, jede Aufwallung verwechselte er mit Leidenschaft, Üppigkeit erschien Behaglichkeit, Zügellosigkeit Freiheit. Er vergaß seine Heimat, sein Haus, seine Sprache; er wußte nichts von den Leiden, die über sein unglückliches Vaterland hereinbrachen, als es, von den Lockungen der napoleonischen Phrasen verführt, seine Söhne Jahrgang um Jahrgang auf die Schlachtbank des neuen Cäsar lieferte, nichts von den Enttäuschungen, dem Jammer daheim, der durch alle Provinzen in den Herzen der Verzweifelnden aus dem tiefsten Grunde zum erstenmal ein neues, unbekanntes Gefühl hervorzerrte: daß sie alle im Grunde doch eines Stammes, daß sie nicht nur Piemontesen, Genuesen, Römer, Napolitaner — daß sie vor allem Italiener seien. Silvio wußte nichts davon, er scherzte und lachte und wollte nichts sein als ein eleganter Franzose.

Da fiel ihm eines Tages ein kleines, dünnes Heft in die Hände. Es waren Verse, italienische Verse, in Brescia gedruckt: „Die Gräber“, von Ugo Foscolo. Dieses Buch wollte erzählen von den Hel-

den und Dulden des Vaterlandes. Und Silvio las es, verschlang es, und heiße Thränen stürzten aus seinen Augen. Was hatten andere für das Land gethan, in dem er geboren! Wie schön, wie groß, wie heilig war dieses Land! War es nicht ein Verbrechen, es nicht zu lieben, ihm nicht zu dienen bis zum letzten, ersterbenden Atemzuge? Wie groß seine Kunst! wie schön seine Frauen! wie erhaben seine Kultur! wie süß seine Sprache, die er fast vergessen! wie gewaltig seine Geschichte! Und sein Vaterland! Und es litt und darbte und blutete aus tausend Wunden, und er saß hier und freute sich und trank die Weine Frankreichs, deren Feuer dem Gewächs seiner heimatlichen Berge nicht gleichkam... Aus diesen schlichten, schwarzen Buchstabenreihen flogen brennende Flocken der Scham in seine Seele hinüber. Die fremde Sprache schien ihm trocken und unmelodisch, das kokette Lachen der französischen Frauen freche Grimasse. Auf dem Titelblatte jedes Buches, das er zur Hand nahm, glaubte er die „Gräber" und den Namen ihres patriotischen Dichters zu lesen; das Thal des Po mit seinen Reisfeldern, seinen Maulbeerbäumen lag beständig vor ihm; er sah die Eltern, die Örtlichkeiten seiner Kinderspiele, die kleine Carlottina. Dieses Buch war sein Kuhreigen — das Heimweh war in ihm erwacht, mächtig, unstillbar; alle Grundsätze und Lehren seiner Jugend stürmten auf ihn ein, die er rücksichtslos verleugnet. Fort, nur fort aus dem ihm plötzlich verhaßten Lande! Und jeder Blick, jeder Atemzug, jeder Gedanke sollte fortan allein Italien gelten und seiner Befreiung, seiner Einigung, seiner Erhebung!

Der Vater war mittlerweile nach Mailand übergesiedelt, die Hauptstadt der Lombardei, der Mittelpunkt jenes städtereichen Gebiets, dessen Bevölkerung alle Vorzüge und alle Fehler der italischen Rasse zu vereinigen scheint: so geschickt wie stolz, so fleißig wie unruhig, voll bürgerlich-demokratischen Selbstbewußtseins. Hierher siedelte auch Silvio zunächst über und nahm eine Stelle als Lehrer der französischen Sprache am Militärwaisenhause an. Zu jener Zeit war Mailand auch der geistige Brennpunkt Italiens, wo sich alle litterarischen Bestrebungen vereinigten. Monti und Foscolo waren die beiden Sterne, zu denen alles mit Begeisterung emporblickte: jener fein, ironisch, geistvoll, zurückhaltend, vornehm, konservativ — dieser leidenschaftlich, stürmisch, sprudelnd, aber sich über seine Ziele nicht immer völlig klar, mehr einem dunklen, unbewußten Drange folgend. Seinem Charakter gemäß hatte Silvio zunächst nicht übel Neigung, sich jenem inniger anzuschließen, allein als er zufällig Gelegenheit hatte, einen Blick in die Werkstätte des gefeierten Dichters zu thun und ein großes Sammelheft schöner Stellen und Stoffe aus allen möglichen Litteraturen entdeckte, die Monti gelegentlich wie sein Eigentum verwendete, schwand ihm der Zauberschimmer dieser Größe völlig, und er erkor sich die aufbäumende Eigenart des anderen zum Gefährten. Damals war es, daß er auf der Bühne ein kleines, zartes Mädchen sah, Carlotta Marchionni, ein holdseliges Geschöpf, die verkörperte Poesie. Und im Geiste malte er sich dieses noch halb kindliche Wesen gereift und erwachsen aus: ihr Organ kräftig und melodisch, ihre Blicke voll Feuer, die Bewegungen, der Ausdruck leidenschaftlich und fortreißend. Und dieses Bild der eigenen, der Natur vorauseilenden Phantasie verließ ihn nicht mehr, er sah es beständig auf der Bühne sich bewegen und die Zuschauer zu Thränen rühren, indem es Worte sprach — seine Verse. Aus dem Munde einer solchen Lichtgestalt seine Worte zu hören, das mußte jedes Dichters höchster Lohn sein: und von diesem Glück hingerissen ward er zum Dichter. Er schrieb zwei Tragödien: Francesca von Rimini und Laodicea. Dantes Gedicht gehört der Weltlitteratur an: keinem Deutschen ist die herrliche Stelle der „Hölle" unbekannt, welche das Schicksal Francescas und Paolos schildert, die sich lieben, wiewohl menschliches Recht es verbietet, verführt durch das Lied von Lan-

celot und Ginevra. Als Pellico seinem Freunde Foscolo die Handschrift des Trauerspiels brachte, gab ihm dieser den Rat, dasselbe zu verbrennen und die Schatten Dantes ruhen zu lassen. Einige Tage später brachte er ihm die Laodicea. „Ah," sagte der Freund, „das ist das richtige! auf diesem Wege fahre fort!" Und Silvio ging hin und — verbrannte Laodicea, aber bewahrte die Francesca sorgfältig. Noch mehrere Jahre blieb die Handschrift in seinem Pulte ungewürdigt, fast von ihm selbst vergessen. Da kehrt eines Tages wieder eine Truppe in Mailand ein ... und an der Spitze derselben, als gefeierte Tragödin, steht Carlotta Marchionni. Die alte Begeisterung erwacht in Pellico: er entreißt sein Stück dem Staube ... die Künstlerin liest es, ist entzückt, sie studiert sofort die Rolle ... das Stück erscheint auf der Bühne, die Zuschauer rasen ... Carlotta trägt es weiter auf ihren Wanderungen, durch ganz Italien, bis zur Südspitze Siciliens — überall die gleichen Beifallsstürme — und ehe wenige Wochen vergangen, ist keines Dichters Name so in aller Munde, so gefeiert ohne Widerspruch wie der Silvio Pellicos.

„Laodicea" ist unwiederbringlich verbrannt, wir wissen daher nicht, wie weit Foscolos Urteil über dieselbe gerechtfertigt ist. Schlimm ist nur, daß man seiner Ansicht über „Francesca" als unverblendeter Kritiker eigentlich beipflichten muß. Die ganze fünfaktige Tragödie bringt auch nicht entfernt eine ähnliche packende Wirkung hervor wie die wenigen, uns gewaltig erschütternden Terzinen Dantes. Bei diesem sind Francesca und Paolo wirklich schuldig, ihr gemeinsamer Tod ist eine echt tragische Sühne. Bei Pellico schwanken sie unablässig zwischen Leidenschaft und Pflicht, und ohne einen wirklichen Fehltritt zu begehen, werden sie von dem wütenden Scheusal Lanciotto umgebracht. Jene tief ergreifende Symbolik Dantes, die kupplerische Wirkung der Poesie, fehlt bei Pellico vollständig: die beiden kennen einander schon längst vor Beginn des Stückes, sehen sich wieder und suchen und fliehen einander nun durch fünf Akte. Die Sprache entbehrt jeder Kraft, jeder originellen Wendung, jedes Naturlauts; sie ist die frostigste akademische Rhetorik. Nicht in einem Augenblick überkommt uns eine tiefere Bewegung; Pellico hat nichts gethan, als die in ihrem granitnen Lakonismus erschütternde Poesie Dantes verwässert. Und woher doch der ungeheure Erfolg? Er ist nur verständlich, wenn man den entsetzlich tiefen Stand der Poesie und des Theaters in Italien am Beginn dieses Jahrhunderts bedenkt. Jeder Schimmer von Wahrheit und echter Empfindung schien aus derselben entwichen; das Gespenst einer hohlen, mißverstandenen Klassicität herrschte: das Dichten war ein Kunsthandwerk geworden, die Regeln und Schablonen Boileaus und der französischen Tragiker wurden mit trostlosen, am Schreibtisch ausgeheckten Gebilden befolgt und ausgefüllt, geistreichelnde Wortspiele galten als höchster Triumph, zwischen Kunst und Leben bestand nicht die geringste Verbindung, der trostloseste Konventionalismus lastete über der Poesie. Solchen Zuständen gegenüber mußte freilich Francesca als ein Meisterwerk erscheinen. Statt der ewigen biblischen und römischen Helden und Heldinnen einmal wieder nationale, jedem Italiener vertraute Gestalten auf der Bühne, statt der langweiligen Sentenzen und endlosen Redeübungen wenigstens der, wenn auch unglückliche, Versuch der Darstellung wirklicher, menschlicher Leidenschaften!

Silvios Vater war inzwischen nach Turin zurückgerufen und als Abteilungsvorsteher im Kriegsministerium angestellt worden, die Familie folgte ihm. Der Dichter allein blieb zurück. Er hatte einen Posten als Erzieher des jungen Grafen Odoardo Briche angenommen, den er jedoch bald wieder aufgab, um in derselben Eigenschaft in das Haus des Grafen Porro Lambertenghi di Como überzusiedeln. Die beiden jungen Grafen Giacomo und Giulio waren hier seiner Obhut anvertraut,

zwei Jünglinge von trefflichem Charakter und guter Begabung. Das Haus des Grafen Porro war das erste in Mailand, alle Fäden des geistigen Lebens Italiens strömten in demselben zusammen, und welcher Fremde von Bedeutung immer Italiens Boden betrat, er verfehlte nicht hier vorzusprechen, der liebenswürdigsten und gastfreiesten Aufnahme sicher. Mit welchen Leuten kam Silvio in Berührung! Die Staël und ihr damaliger Reisebegleiter A. W. v. Schlegel, Lord Brougham, Thorwaldsen, Hobhouse, Davis, Byron, sie alle erschienen hier meist zu längerem Aufenthalt, und mit allen pflegte Pellico den engsten Verkehr. Welche Fülle von Eindrücken und Anschauungen empfing er da, wie wußte er durch seine bescheidene Sicherheit die Achtung aller zu erringen! Mit Byron besonders verband ihn innige dichterische Sympathie: er übersetzte den „Manfred“, und der Dichter-Lord erwiderte die Teilnahme durch eine Übertragung der „Francesca“. Mit seinen beiden Zöglingen verband ihn die aufrichtigste Freundschaft, der Graf liebte ihn wie einen Sohn, sein Land verehrte ihn: es waren herrliche Jahre. Da sollte er plötzlich aus diesem Frieden herausgerissen werden, auf das sturmdurchtobte Meer der Politik, welches ihn an den Rand des Verderbens trieb.

Napoleons Herrschaft war bei Leipzig und zuletzt bei Belle-Alliance zusammengebrochen unter den Keulenschlägen Blüchers und Gneisenaus. Was die Völker in heißer Freiheitsbegeisterung sich erstritten, verdarben und vernichteten wieder die Minister. Die alten verrotteten Zustände wurden wieder hergestellt, in Deutschland wie in Italien, aus Furcht, dem verwünschten „Jakobinismus“ nur das kleinste Zugeständnis zu machen. In Neapel zogen die Bourbons ein, und mit ihnen die ganze alte Fäulnis und Tyrannei, und fürchterlich lastete wieder über der Lombardei die Hand Österreichs. Dumme, engherzige Schreiberseelen, Metternichs Kreaturen, zertraten alle eingewohnten Sitten und Gebräuche, knechteten schamlos den Geist. Die Lombarden sollten für immer vergessen, daß sie Italiener seien, und sich nur als getreue Unterthanen des Kaisers von Österreich fühlen! die Erinnerungen ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte, ihre Sprache, ihre Sitten sollten mit einemmal verschwinden, und wenn jene sich nicht auf der Stelle schmiegten und fügten, so sollte der Stock des Korporals ihnen den Kitzel der Widersetzlichkeit aus den Seelen prügeln! Die diplomatische Weisheit jener Zeit lachte über den Begriff des Nationalgefühls: es gab ja keine geborenen Deutschen, Romanen, Slaven, die Menschen waren ja von Natur alle gleich — was ein Herder, ein Rousseau wissenschaftlich zu beweisen bemüht gewesen, was ein Goethe litterarisch durchführte, übersetzte ein Metternich sogleich ins Praktische — das Nationalbewußtsein war thöricht und unnatürlich; es gab nur Herrscher und Unterthanen, und die Grenzen der Länder wurden mit Lineal und Zirkel bestimmt.

Aber gerade unter diesem fürchterlichen Drucke, der auf allen Geistern lastete, ward der in den äußersten Windungen des Gehirns verborgene Funke des Nationalgefühls hervorgetrieben, und er entwickelte sich weiter und weiter, bis zur lodernden Flamme. Der allgemeine Jammer war zu groß, der Stillstand jeder geistigen Bewegung, die systematische Volksverdummung zu arg, das Spioniersystem, die Angeberei fraß zu weit um sich, die öffentliche Bildung, Kultur, Industrie, Handel, die Sicherheit der Person, des Eigentums sanken zu tief. Kein Brief kam uneröffnet in die Hand des Empfängers. In den Herzen der Edelsten erwachte der Patriotismus, der glühende Wunsch, das Vaterland von diesem Fluche zu befreien. In allen Volksschichten regte sich das Verlangen, Italien von der Schmach der Fremdherrschaft zu erlösen. Der zornige Pöbel rottete sich zusammen und ermordete in seiner Wut den Finanzminister Prina, den man für eine Kreatur Metternichs hielt. Auch diesmal hatte die

Wut des Pöbels einen Unschuldigen getroffen, während die Schuldigen frei ausgingen. Die fürchterliche That erregte den vermehrten Haß, erneute Verfolgungen des Feindes und die Bestürzung aller Edlen. Dieser Weg führte nicht zur Befreiung und Einigung des Vaterlandes, das schien klar — von innen heraus mußte die Wiedergeburt erfolgen, aus dem Geiste der Nation, die erst politisch und social reifen mußte. Und so trat denn im Hause des edelsten der Mailänder Patrioten, des Grafen Porro Lambertenghi, eine Gesellschaft von Männern zusammen, welche für die geistige Erhebung Italiens mit dem Endzweck der Befreiung, der Einigung des Vaterlandes Kraft und Leben einsetzen wollten. Mit allen gesetzlichen Mitteln, auf allen Wegen sollte für diesen Zweck gekämpft werden, mit Ausschluß eines einzigen: des Verrats. In Neapel hatten die fürchterlichen Verfolgungen der Bourbons gegen alle politischen Gegner, die wahnwitzigen Grausamkeiten der neuen Regierung den grimmigsten Haß in dem leidenschaftlichen Volke wach gerufen: Geheimbünde hatten sich gebildet, Carbonari nannten sich ihre Mitglieder, mit dem Zwecke der Vorbereitung einer allgemeinen Empörung. Von solchen Zielen war der Mailänder Bund weit entfernt. Der ruhige, milde, gottergebene Pellico hatte wahrhaftig nicht das Zeug zu einem Verschwörer, er, dem jede Gewalt wie jede Verstellung verhaßt war. Wohl entzog er sich der allgemeinen Stimmung nicht, wohl beeinflußte sie auch sein poetisches Schaffen. Er schrieb eine Tragödie Eufemio di Messina, eine neue poetische Gestaltung des Judith-Motivs. Der sicilianische Feldherr Eufemio ruft, um sich der Herrschaft zu bemächtigen, den Feind ins Land, die Sarazenen, und die Tochter des Königs Theodor giebt sich ihm hin, um Gelegenheit zu haben, den Verräter zu ermorden. Und wohl mag dem Dichter bei der Zeichnung der Sicilianer und Sarazenen mancher Gedanke an das Schicksal seines engeren Vaterlandes mit untergelaufen sein: die österreichische Regierung glaubte Anspielungen darin zu finden und verbot die Aufführung.

Jene patriotische Gesellschaft war ins Leben getreten, das Haus des Grafen Porro war ihr Sitz, Pellico ihr Schriftführer. Alle bedeutenden Geister Mailands schlossen sich derselben mit Begeisterung an. Nur Monti, der große Monti nicht: er war alt geworden, er verstand den Geist der Zeit nicht mehr und ging auf in leeren Versspielereien. Um so eifriger trat Alessandro Manzoni in die Schranken, das größte litterarische Talent des modernen Italien, auch er ein ruhiger, zurückhaltender, strenggläubiger Mann wie Pellico, nicht die Spur eines Verschwörers. Man beschloß die Herausgabe eines Blattes: „Der Vermittler", welches für die Anschauungen der Gesellschaft wirken sollte auf politischem, wissenschaftlichem, litterarischem Gebiete. Gioja, Romanosi, Graf Arrivabene bearbeiteten unter anderem den politischen Teil, Rasori wirkte für Vervolkstümlichung der neuen medizinischen Anschauungen, die Ergebnisse der auch in Italien immer kräftiger emporblühenden Naturforschung stellten Plana, Carlini, Mussotti dar; für die neuen ästhetischen Theorien kämpften Pellico, Manzoni, Camillo Ugoni, einer der geistreichsten Kritiker Italiens, Scalvini, Lodovico di Breme, Borsieri: ohne Ausnahme Männer von tiefem Geist und Wissen. Die Politik durfte natürlich nur gestreift werden, unter scheinbar harmlosen litterarischen und ästhetischen Bemerkungen mußten alle Anspielungen versteckt werden; jenes Rätselspiel begann auch hier, wie wir es aus Deutschlands politischer Leidenszeit kennen, aus Börnes doppelsinnigen Theaterkritiken, in denen er das deutsche Volk meinte, wenn er von Hamlets Unschlüssigkeit und Trägheit sprach. Im Gebiete der Poesie aber führte man eine rücksichtslose Umwälzung herauf. Fort mit dem Zopf des langweiligen Konventionalismus, des mißverstandenen Klassicismus, war die Losung: Leidenschaft, Begeisterung,

Natur! Und aus Deutschland holte man sich die Waffen zu diesem Kampfe. Berchet übersetzte Bürgers Lenore und schleuderte sie als Fehdehandschuh den Pedanten ins Antlitz, Manzoni holte sich von Schlegel die Anregung zu einer neuen Theorie des Dramas und schrieb im Sinne derselben seinen „Carmagnola“, indem er, der Lessing Italiens, kühn mit den berüchtigten drei Einheiten brach. Die Romantik hielt ihren siegreichen Einzug. Man wollte eine Kunst- und eine Lebensanschauung, welche der Individualität, der Leidenschaft, der Natur, der wissenschaftlichen Erkenntnis, dem Nationalgefühl ihr Recht ließen und dabei streng auf katholisch-rechtgläubiger Grundlage ruhten, da alle diese Männer strenge Gläubige waren — eine seltsame, unmögliche Mischung, aber in ihrer widerspruchsvollen Absonderlichkeit ganz jener Zeit entsprechend, in der alte und neue Ideale im Streit lagen, sich vergeblich auszugleichen trachteten, in der die Geister schwankend und unsicher sich nach entgegengesetzten Seiten gleich stark hingezogen fühlten, da man an der alten Wahrheit zweifelte und von der neuen noch nicht überzeugt war. Man erfand ein Schlagwort für diese seltsame Richtung: Cormentalismus; und das ideale Vorbild der Kunst glaubte man in Dante gefunden zu haben, der zugleich freier leidenschaftlicher Geist, Mann der Wissenschaft, Staatsmann und Katholik gewesen. Eine neue Zeit der Danteforschung begann. Bis dahin vom rein litterarischen Standpunkt betrachtet, fast wie ein großes Wörterbuch, suchte man jetzt den Italienern die nationale Bedeutung seiner Werke klar zu legen und die Vaterlandsliebe an ihm zu stärken. Doch nicht nur mit Wort und Schrift wirkte man für die Hebung des Volksgeistes. Man begründete ein ständiges italienisches Theater in Mailand: die österreichische Regierung unterdrückte es. Graf Confalonieri studierte das Schulwesen im Auslande und errichtete daheim nach dem Muster desselben Volksbildungsanstalten. Kurz, in jeder Weise, auch auf industriellem Gebiete, suchte man die nationale Kultur zu fördern.

Allein das Werk sollte nicht von Bestand sein. Überall witterten Metternichs Kreaturen Hochverrat; jedes italienische Wort, jede Erinnerung an die vaterländische Geschichte war Revolution. Der „Vermittler“ führte einen furchtbaren, aussichtslosen Kampf mit der Censur, welche oft selbst die harmlosesten Bemerkungen strich, weil sie die Tendenz der Empörung dahinter witterte. Tausend Schwierigkeiten wurden dem Erscheinen in den Weg gelegt. Nicht einmal das Geheimnis des Briefverkehrs blieb gewahrt, die K. K. Post öffnete jedes Schreiben. Eines Tages erhielt Pellico einen Brief seines Vaters, in dem amtlich alles unleserlich gemacht war bis auf die Anrede und die Unterschrift. Abneigung und Erbitterung wuchsen auf beiden Seiten. Die bedrohlichen Nachrichten aus Neapel vom furchtbaren Anwachsen des Carbonarismus lauteten immer schlimmer; Metternich zitterte in seinem Wiener Palais, und der Befehl kam nach Mailand, mit Maßregeln strenger Abschreckung vorzugehen. Die italienischen Genossen wurden gewarnt, der Bund zerstreute sich, Graf Porro entfloh glücklich, Pellico ward mit vielen anderen bei der Rückkehr von einer Reise nach Venedig verhaftet.

Man brachte ihn zunächst in das Gefängnis von Santa Margherita, ein ehemaliges Kloster, in Mailand, von da nach Venedig, in eine jener engen Kammern im obersten Stock des Dogenpalastes, unter den berüchtigten Bleidächern. Es war Sommer, der Zeit seines Lebens kränkliche Mann litt fürchterlich unter der Hitze und den Stichen der wütenden Mücken, welche in dieser Zeit Venedig zu einer Hölle machen. Sein ganzer Körper war eine Wunde. Dazu die fortwährenden anstrengenden Verhöre, in denen man ihn, der nie etwas gegen das Gesetz gethan, durchaus zu einem Hochverräter machen wollte. Ich kann kurz sein in der Schilderung dieser und der folgenden Leiden: sind es doch die gleichen, die hunderte

der edelsten deutschen Patrioten zur Zeit der Demagogenverfolgungen überstehen mußten, weil sie das Verbrechen begingen, von einem großen, einigen und starken Vaterlande zu träumen und zu schwärmen. Jene wie diese haben die Menschen erniedrigt und mißhandelt; aber die Geschichte hat sie gerächt! Und bei allen Leiden des Körpers und Geistes besaß Pellico so viel Seelenstärke, in der geliebten Poesie Trost zu finden und die Dramen Iginia d'Asti und Esther von Engaddi zu entwerfen, sowie mehrere kleine Epen. Lesen durfte er nur zwei Bücher; diese freilich waren ihm zwei Welten: die Bibel und Dante. Eines Tages führte man ihn und seinen Freund Maroncelli nach der Piazzetta hinunter, auf ein Schafott, das daselbst angesichts der schimmernden Lagune errichtet war. Man las das Erkenntnis vor: wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, aber vom Kaiser begnadigt zu fünfzehnjährigem schwerem Kerker.

Man brachte ihn nach dem Spielberg, jenem Hügel in der Nähe von Brünn, dessen Höhe eine Citadelle krönt und der seitdem eine so trübe Berühmtheit erlangt hat. Zelle an Zelle schmachteten dort die edlen Patrioten, die unglücklichen Opfer des Argwohns und der Unterdrückung, einsam, ohne Licht, ohne Luft, hinter dicken, kahlen, feuchten Mauern, bei karger, ekler Speise, auf harter Pritsche, ohne Bücher, ohne Trost, frierend und kränkelnd, nicht selten mit den Qualen des Todes ringend, am Fuß die schwere, rasselnde Kette! Jahr um Jahr verging in gleicher fürchterlicher Not. Aber auch in dieser entsetzlichen Lage verlor Pellico nicht den Gleichmut seiner Seele, den Glauben an seinen Gott, seine Unschuld, sein Vaterland. Er suchte Trost im Gebet, in der Poesie, in der Erinnerung des Guten und Schönen, was er je genossen. Seine Festigkeit verschaffte ihm die Zuneigung seines Kerkermeisters Schiller, eines wackeren Mannes, der ihm manche kleine Erleichterung gewährte, soweit sie die furchtbare Strenge der Hausordnung zuließ, und ihm wenigstens das entgegenbrachte, was jedem Unglücklichen schon unendliche Labe ist: Teilnahme. Pellico vertraute der Zauberkraft der Poesie, die ihn aus seinem Leid hinwegtragen könnte in das Land der Schönheit, der Gerechtigkeit. Er verfaßte Dramen, Gedichte — doch er konnte sie nur seinem Gedächtnis anvertrauen, da ihm auch das kleinste Stück Papier versagt war.

So vergingen lange, lange Jahre. In der fürchterlichen Kerkerluft stand Pellico oftmals dicht am Abgrund des Todes. Manche seiner Unglücksgefährten sanken dahin, nur scheinbare Wunder retteten ihn. Endlich gestattete man ihm, eine Zelle mit seinem Freunde Maroncelli zu bewohnen. Wie Brüder pflegten und hegten sie einander. Ein schweres Leiden entwickelte sich bei Maroncelli zufolge der entsetzlichen Verhältnisse des Aufenthaltsorts; ein Bein mußte ihm abgenommen werden, ein gewöhnlicher Barbier verrichtete die Operation, und der todkranke Pellico, von Fiebern durchschüttelt, wachte Tag und Nacht am Lager des Freundes. Die Nachricht von seinen Schicksalen, seinen Leiden durchlief Europa und stachelte überall die fürchterlichste Wut gegen die Metternichsche Herrschaft auf. Im Jahre 1828 verbreitete sich die falsche Nachricht von Pellicos Tod — ein Jammern und Klagen erhob sich durch ganz Italien wie bei einem Nationalunglück.

Der piemontesische Gesandte in Wien unterließ nicht, für seine Freilassung zu wirken — umsonst, an der Starrheit des Kaisers Franz scheiterten alle Bestrebungen. Da drangen nach Wien die ersten Meldungen von der Pariser Junirevolution. Ein beklommenes Gefühl der Furcht zog in die Herzen der Bureaukraten an der Donau, am grünen Tisch zu Rat sitzend blickten sie wohl plötzlich scheu auszuckend um sich, ob sich da nicht unter ihrem Sessel etwas geregt, ob der Tisch nicht eben wie von selbst gewankt habe. Man wollte es doch nicht aufs äußerste ankommen lassen — ein Strahl der Gnade sollte auf das unterdrückte Land fallen: Silvio Pellico ward mit

einigen Genossen in Freiheit gesetzt — nach zehnjähriger, entsetzlicher Kerkerhaft, einem Toten ähnlicher als einem Lebenden.

Wer schildert die Thränen beim Wiedersehen der Eltern und Geschwister, die Umarmungen der Freunde, den brausenden Jubel der ganzen Halbinsel! Wie jedermann sich bemühte, durch die ausgesuchteste Liebe ihn für all sein Unglück zu entschädigen, das er unschuldig um der nationalen Sache willen erlitten! Alles umdrängte, verehrte, liebkoste ihn! Der Marquis und die Marquisin von Barolo nahmen ihn in ihr Haus auf, welches er wie das seinige betrachten sollte. Man war glücklich, in seine Nähe zu gelangen, den Erzählungen seiner Leiden lauschen und sie beweinen zu dürfen, und knirschte mit den Zähnen, wutentbrannt über die Mißhandlung dessen, der nur das Beste gewollt.

Pellico benutzte inzwischen seine Freiheit, um der nationalen Bühne neue Stücke zu schenken. Ihn selbst hatte Österreich aus der Knechtung entlassen, seine Thätigkeit aber knebelte man weiter, indem die Censur die meisten seiner Stücke verbot. Außer den beiden schon genannten, Francesca und Eufemio, besitzen wir noch folgende von ihm. Esther von Engaddi ist die Tragödie der Verleumdung. Der Hohepriester verfolgt das Weib des Azarias mit Anträgen, sie weist ihn ab, er rächt sich, indem er die Tugendhafte des Ehebruchs mit einem anderen beschuldigt. Die Angeklagte wird getötet; zu spät stellt sich das Mißverständnis heraus, daß der Mann, den sie heimlich empfangen, ihr Vater gewesen. Thomas Morus ist ein antiprotestantisches Tendenzstück: der englische Kanzler wird hingerichtet, weil er standhaft den Glaubensübertritt verweigert. Leoniero di Dertona ist eine Art italienischer Brutus: hier schildert Pellico die Kämpfe seiner Zeit unter dem Bilde der Kriege der Guelfen und Ghibellinen — jene bedeuten die Italiener, diese die Österreicher. Aber nichts in diesem Stücke ist Rache, Haß, Empörung, sondern alles Trauer, Klage, Entsagung. Außerdem besitzen wir von ihm noch eine Herodias, einen Konradin und eine Gismonda. Allen diesen Werken fehlt der große Stil, der ergreifende Zug der Ursprünglichkeit, das Elementare; es sind kühle stilistische Übungen. Pellico fehlt vollständig die hinreißende Dialektik der Leidenschaft, welche ein Dramatiker nicht entbehren kann: er besaß sie vielleicht aus demselben Grunde nicht, den Vischer für Uhland anführt, diese Pellico so verwandte Natur: weil er ein zu edler, sanfter, leidenschaftsloser Mensch war. Und eine große, edle Seele spricht aus allen seinen Schöpfungen, eine Seele, die sich vor allem um eines bemüht: zu verstehen und zu vergeben. In Versen stammen noch von Pellico eine Reihe kleiner Heldengedichte, cantiche genannt, Tancreda, Ildegarde, Rosilda u. a. m., romantische Geschichten aus dem Mittelalter, rührenden Inhalts, voll Entsagung und Aufopferung. Eine Sammlung „poesie inedite“ enthält einige zum Teil reizende Elegien, Rückerinnerungen aus den Tagen der Jugend, kleiner Freuden im Elternhause.

Ein kleiner Traktat „über die Pflichten des Mannes“ giebt jungen Leuten beherzigenswerte Ratschläge für ein gesundes, thatkräftiges, solides Wirken, und auch hier ist der Grundgedanke, daß an Gottes Segen alles gelegen sei.

Dasjenige Werk aber, mit dem Silvio Pellico seinen Namen in die Geschichte der Weltlitteratur eingetragen hat, ist „Meine Kerker“ (le mie prigioni). Mit Recht gilt es überall als das charakteristischste Erzeugnis seiner Feder. Es enthält die ganze Geschichte seiner Leiden von der Verhaftung bis zum Wiedereintritt ins Vaterhaus, in schlichter, herzbewegender, stimmungsvoller Darstellung. Nicht ein Laut der Anklage, des Vorwurfs wider seine Gegner tönt daraus, nicht ein Wort von Politik; aber sorgsam zeichnet der Verfasser jede Bezeigung eines Wohlwollens, jedes Liebeszeichen auf, das ihm in dieser traurigen Zeit widerfahren: die Zuneigung der kleinen Zanze, die Biederkeit des rauhen Schil-

ler, kleine, empfindsame Abenteuer, der erschütternde Tod des Unglücksgefährten Oroboni. Man merkt ihm das Behagen an, wenn er durch einen kleinen Zug beweisen kann, daß selbst in seinen Peinigern der Rest eines edlen Gefühls gelebt habe. Das Ganze ist eine große Umschreibung des: Was Gott thut, ist wohlgethan, jede Schickung kommt von ihm und ist eine Prüfung, wir müssen unseren Feinden vergeben, damit Gott uns vergebe.

Für uns Deutsche liegt der Vergleich mit einem ähnlichen Werke eines Mannes nahe, der beinahe dasselbe Schicksal aus denselben Gründen erlitten: mit unseres Fritz Reuters „Ut mine Festungstid“. Und da gebührt dem deutschen Werke wohl der Preis; denn es enthält eines, was dem empfindsamen Pellico vollkommen fehlte und worüber der Deutsche selbst in den fürchterlichsten Lagen seines Lebens gebot: einen Schatz des herrlichsten, unversiegbaren Humors. Pellico zerdrückt eine Thräne und vergiebt, Reuter lächelt mit wassererfülltem Auge. Solche Kabinettstücke quellender Laune an dem düstersten Orte, wie die Jagd nach den weißen Mäusen, das Fischessen u. a., sucht man bei Pellico vergebens, da zerschmilzt alles fortwährend in Rührung. Ohne Zweifel war Reuter eine tiefer angelegte Natur, der energischere Mensch, den der Kerker nicht mürbe gemacht hatte. Säuseln und winseln war nicht seine Sache, er brachte seine tüchtige Empörung aus dem Orte des Schreckens mit heim, und nie wäre Pellico im stande gewesen, jenen Satz niederzuschreiben, den wir bei Reuter finden: „Und denn wunnern sil de Lüd noch, wo einer Demokrat warden kann. As wi inspunnt wurden, wiren wi't nich, as wi rute kamen, wiren wi't all.“ Pellico ist der bessere Christ, aber Reuter die kräftigere Individualität.

In raschem Laufe durchwanderte das Buch ganz Europa. In alle Sprachen der Welt ward es übersetzt und allen guten Menschen entlockte es Thränenströme. Die Unschuld des Verfassers, die bitteren Leiden, sein vergebender Edelmut, seine Religiosität wurden in der ganzen Welt bewundert, und besonders die Deutschen sprachen diese Eigenschaften heimisch und verwandt an. Immer neue Übertragungen und Ausgaben erschienen hier, das Buch war in jedermanns Händen. Zum erstenmal war durch einen klassischen Zeugen die Art der österreichischen Tyrannei bis in alle Einzelheiten dargelegt, ohne die Absicht der Aufreizung, und gerade diese Zurückhaltung wirkte so ungeheuer. Die allgemeine Stimme empörte sich gegen Österreich, und die Zuneigung aller Guten wandte sich auf die Seite Italiens.

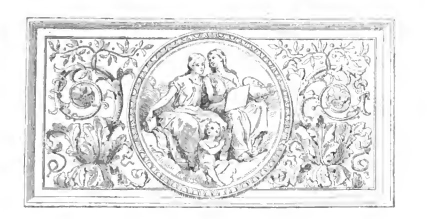
Kurz, überall warb sich das Buch mitleidige, begeisterte Freunde; nur in Italien selbst fand es geteilte Aufnahme. Hier hatte sich die allgemeine Stimmung furchtbar verändert. Das Gefühl tief eingefressener Erbitterung bemächtigte sich aller Gequälten, die geheime Wut gegen die Fremdherrschaft, gegen die vorsichtigen, zaghaften Regierungen und gegen die Kirche, welche alles gehen und die allgemeine Verdummung und Unsicherheit immer anwachsen ließ. Die Überzeugung bildete sich, daß das Volk aus sich selbst heraus handeln müsse, ohne und wider die Obrigkeiten. Auf die erste Epoche der gesetzmäßigen vorbereitenden Agitation folgte die zweite, die der kleinen provinziellen Aufstände, Kriege und Revolten. Garibaldi und Mazzini wurden die Männer, zu denen man mit Begeisterung aufsah. Gleichgültigkeit gegen die Dynastie und Hierarchie, ja Haß gegen Monarchie und Religion begannen zu erstehen. Man hatte von Pellico einen donnernden Ausbruch des Hasses erwartet, des Zorns gegen die Unterdrücker, der das ganze Land zu einem Schrei der Rache, einem Entschluß der Befreiung aufrütteln würde — und es erschien dieses Buch, in dem jede Seite Vergebung, Entsagung, Strenggläubigkeit atmete. Ein tiefer Zwiespalt brach auf zwischen ihm und der Mehrheit seines Volkes. Man ließ ihn fühlen, wie sehr man sich von ihm enttäuscht sah. Folgende Stelle aus einem Briefe an die Gräfin Venerello wird seine Stimmung und Ver-

hältnisse am besten charakterisieren: „Das größte Ereignis dieser Woche war der Durchfall meines Konradin. Das Stück war schlecht, aber statt es ganz sanft zu Boden fallen und dem wenigen Leidlichen, was es enthält, Gnade widerfahren zu lassen, hat es die jakobinische Clique mit Behagen ausgepfiffen, um mich endlich einmal zu bestrafen, daß ich ein Frömmler bin. Hübsche anonyme Briefe haben mich mit jeder Art Beleidigungen beehrt. Man wirft mir meine Gläubigkeit vor und meine Beziehungen zu Leuten höherer Stände, man rät mir, durch einen Wechsel meiner Anschauungen die Achtung der anständigen Leute wiederzugewinnen. Die Narren! habe ich je, selbst während meiner Gefangenschaft, während meines Traumes glücklicher politischer Veränderungen in Italien mit den Volksverführern Brüderschaft gepflogen? Nie! Wie einfältig, zu glauben, ich könnte mich ihnen jetzt anschließen, ihre kindischen Ratschläge oder Drohungen könnten mich veranlassen, meine Anschauungen zu wechseln und aufzuhören ein Christ zu sein."

Verstimmt vergrub sich Pellico immer tiefer in die Einsamkeit. Er lebte im Hause der Markgräfin von Barolo, welche den größten Teil ihrer riesigen Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken verwendete, zum Unterhalt von Spitälern, Waisenhäusern u. dergl. Die Oberaufsicht darüber, die Kontrolle der Verwendung der Gelder, die gesamte Oberleitung lag in Pellicos Hand, sein ganzes Dasein war der Sorge für die Armen und Unglücklichen geweiht. Er begann zwei historische Romane. Da erschienen Manzonis „Verlobte", jenes denkwürdige Werk, mit welchem der Dichter in so genialer Weise den Schritt von der Romantik zum Realismus machte und den Sieg des letzteren in Italien herbeiführte. Pellico las es, eine innere Stimme sagte ihm, daß er diese grandiose Leistung nicht werde übertreffen können, und er legte seine Arbeiten beiseite. Gioberti und Balbo machten damals den Versuch, ähnlich wie Lammenais in Frankreich, die politische Bewegung der Zeit in die Bahn des Katholicismus zu leiten, eine Mischung von Demokratie und Hierarchie zu begründen. Pellico begleitete den Versuch mit Zustimmung und Erwartung. Er schlug gänzlich fehl; und nun zog sich Pellico immer weiter und weiter vom öffentlichen Leben zurück. Die Ideale seiner Jugend waren ihm nur noch leere Träume. Unbedingte Strenggläubigkeit war seine Grundanschauung. Als ihn gelegentlich einer Romreise der Papst in Audienz empfing, achtete er diesen Tag für den schönsten seines Lebens.

Am 31. Januar 1854 starb Pellico, ein einsamer, verbitterter Mann, mitten in einer Zeit, die ihn nicht mehr verstand. Die letzte, dritte Epoche der italienischen Einheitsbewegung sah er nicht mehr anbrechen: die Herstellung des neuen Einheitsstaates unter dem Hause Savoyen, seinem Fürstenhause. Bei seinen Anschauungen hätte er sich auch wohl schwerlich mit ihr befreundet. Er, der strenge Katholik — und das Exterritorialgesetz, die unbedingte Herrschaft des religiösen Indifferentismus im modernen Italien!

Über Pellicos Wirken und Leben im ganzen hat niemand gerechter geurteilt als Charles Didier: „Und somit hat Pellico weder eine Schule gestiftet, noch ewige Gestalten geschaffen. Er steht auf anderer Schultern, niemand auf den seinen. Dichter einer Übergangszeit, berührt er zwei grundverschiedene Kulturperioden, ohne einer von beiden seinen Stempel aufzudrücken. Man kann ihm allerdings keine Ungeheuerlichkeit in seinen Gedanken vorwerfen, noch Auswüchse in der Darstellung; allein was Kunstwerken ewige Dauer sichert, ist nicht der Mangel von Fehlern, sondern der Gehalt eigener Schönheiten. Dennoch wird der Name Silvio Pellicos fortleben: der Gefangene verbürgt dem Dichter die Unsterblichkeit."

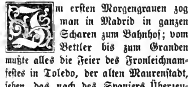


Der Elefanten-Lord.

Erzählung nach dem Leben

von

Hans Wachenhusen.

m ersten Morgengrauen zog man in Madrid in ganzen Scharen zum Bahnhof; vom Bettler bis zum Granden mußte alles die Feier des Fronleichnamfestes in Toledo, der alten Maurenstadt, sehen, das nach des Spaniers Überzeugung, soweit die katholische Kirche herrscht, nirgendwo so glänzend begangen wird wie dort.

Hals über Kopf stürzte sich also am Perron alles in die Wagen, die sich in wenigen Minuten überfüllten. Wer keinen Platz mehr gefunden, ward für den nächsten Zug durch die Beamten hinausgedrängt. Nur vor einer hohen, majestätischen Männergestalt, die regungslos und aufrecht, mit stoischem Gleichmut vor einem der Coupés stand, traten sie in unwillkürlichem Respekt mit spanischer Höflichkeit zurück.

Der Haufen hatte den Perron verlassen, der Schaffner lief den Zug entlang, die Thüren schließend, hielt aber auch vor dem unbeweglichen Herrn inne, der in leichtem elegantem Reisekostüm die blauen Augen unverwandt in das noch offene Coupé auf einen leeren Eckplatz richtete, dann ebenso gravitätisch zurückschaute, als erwarte er, daß ein anderer diesen Platz einnehmen werde, endlich entschlossen in das Coupé stieg und einer jungen Dame sich gegenübersetzte, die in ihrer einfachen Kleidung, die schwarze Mantille über den Scheitel gebunden, daß die Spitzen über ihre Stirn hingen, ein kleines Päckchen in weißer Serviette im Schoß, seiner nicht achtete und zum Fenster hinaus in das Morgengrau blickte.

„Mylord, eine Depesche, die eben angekommen!“ rief da plötzlich, als der Zug sich schon ruckweise in Bewegung setzte, eine Stimme in englischer Sprache ins Coupé. Ein Diener hatte sich, auf dem Tritt hängend, durch das offene Fenster hereingebeugt, streckte den Arm ins Coupé und verschwand wieder; und jetzt erst, wo der Zug ins Freie hinausflog, blickten sich die übrigen, dicht gedrängt sitzenden Passagiere den Fremden an, der

gleichgültig die Depesche in die Brusttasche gesteckt hatte und im ersten durch das Grau des Himmels dringenden Morgenlicht mit Interesse sein schönes Visavis betrachtete.

Lord Lewis Hountingdon war's, attachiert der englischen Gesandtschaft in Madrid, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der schon seit Monden im „Salon“ des Prado, der öffentlichen Promenade, durch seine Gestalt, seinen glänzenden blonden Bart und die vornehme Ruhe, mit welcher seine blauen Augen über die ganze Gesellschaft hinwegschweiften, namentlich den Damen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen und, wenn man ihn auch nicht schön nennen konnte, doch etwas so ausnehmend Aristokratisches hatte, daß man mit Staunen zu ihm aufblickte.

Man wußte auch sehr bald, daß er einer der reichsten Grundbesitzer in England, daß er dort einer der leidenschaftlichsten Sportsmen, daß er der verwegenste Jäger sei und die Diplomatie nur aus Langerweile treibe, da der Sport ihn nicht ausreichend beschäftigte; man wußte ferner, daß er der Hand, die ihm die Madrider Gesellschaft gereicht, nur einen Finger gegeben und in ihr nur bei besonders festlichen Gelegenheiten erschien, daß er von merkwürdiger Schweigsamkeit sei und jede innere Regung durch äußeres Gleichmaß decke; daß er im übrigen ein groß angelegter Charakter, daß er im Klub große Summen verspielte, ohne eine Miene zu verziehen, und nur an Langerweile leide, weil er den Zusammenhang mit der Welt nicht liebte.

Heute zog auch ihn wahrscheinlich die große Kirchenfestlichkeit nach Toledo. Mit seinem unstörbaren Gleichmut saß er da, in die Ecke gelehnt, nur besorgt, mit seinen langen Beinen das junge Mädchen ihm gegenüber nicht zu belästigen, aber dasselbe saß ihm so nahe, so gerade in seiner Sehlinie, es mußte der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden.

Weniger als jeder andere ein Kenner des weiblichen Geschlechts, bemühte er sich, diese anspruchslose, kleinbürgerliche Kleidung mit dem Gesicht, dem unverkennbar distinguierten äußeren Wesen in Einklang zu bringen. Wie sie nämlich mit der zierlichen Hand die zusammengebundene kleine Serviette im Schoße haltend, in deren einem Zipfel er sogar ein gesticktes Wappen erkennen wollte, die schwarzgesäumten großen Mandelaugen zum Fenster hinaus richtete, auch wohl ohne Verlegenheit zufällig den seinigen begegnete, that sie, als sitze ihr gar niemand gegenüber, und auch das verriet eine Unabhängigkeit, die zu denken gab.

Lord Lewis kam schließlich in seiner Beobachtung zu dem Resultat, daß sie trotz dem Adel ihrer Züge und einer Anmut, die von seiner Erziehung rede, das Kind einer bürgerlichen Familie sein müsse, denn eine vornehme Dame werde nicht mit dem kleinen Bündelchen reisen, das ohne Zweifel Mundvorrat enthielt, wie er dies bei mittleren und unteren Klassen in Spanien auf der Reise gesehen, und hierin bestätigte sie selbst ihn, der, obgleich er leidlich spanisch sprach, noch nicht gewagt, ein Wort an sie zu richten — indem sie endlich ebenso unbefangen mit den zarten Fingern die Serviette öffnete und die Glieder eines sauber zerlegten gebratenen Rebhuhns vor seinen Augen auf ihrem Schoße lagen. Und selbst er, der Unstörbare, wechselte jetzt die Farbe, als sie die Augen zu ihm aufschlug, die Serviette hob und ihn mit etwas tiefer, aber so melodischer Sprache lächelnd fragte: „Quiere usted?“

Ihm war's schon passiert, daß auf der Landstraße die Arbeiter, die aus ihrem Tuch ihr Mahl verzehrten, nach Landessitte mit dieser Frage: Darf ich Ihnen anbieten? zu ihm getreten, hier aber überraschte ihn dieselbe aus so lieblich und naiv lächelndem Munde und mit so bezauberndem Aufschlagen der großen dunklen Augen. Verlegen, keine Ablehnung wagend, streckte er die Hand aus und nahm ein Knöchelchen, und jetzt erst wagte er eine Unterhaltung, die ihn entzückte, denn das Mädchen sprach mit einer Offenheit und sogar Vertraulichkeit, die nur ihn überraschen konnte, dem das

Familienleben der Spanier und deren Herzlichkeit gegen Gäste noch unbekannt geblieben.

Lord Lewis hatte sich alsbald so in die schwärmerisch melancholischen Augen des Mädchens verloren, daß er erschrak, als plötzlich schon die Türme und Zinnen Toledos vor ihm auftauchten, als der Zug ihn unbarmherzig zwischen die Felsen der Tajo-Brücke führte, die Festungswerke, die Ringmauern mit ihren Sarazenentürmen und endlich das alles überragende Maurenschloß, der Alcazar, mit seinem rötlichen Gewände und dem riesigen Doppeladler Karls V. vor ihm lag.

Sonst, wenn er bei früheren Besuchen der alten, weltberühmten Waffenfabrik diesen gewaltigen Felsenblock, auf welchem terrassenförmig die alte noch vom Maurengeist durchwehte Stadt liegt, erblickte und über die in den Stein gesprengte Brücke von Alcantara zog, hatte ihn alles dies in jene Zeit zurückversetzt, da hier der „Schatten Gottes“ über die kriegerischen Maurengeschlechter herrschte, bis das Kreuz den Halbmond verjagte; heute sah er nur diese schwarzen Augen, an die er die Frage knüpfte: Wer kann sie sein? Und diese letztere beschäftigte ihn namentlich. Aber der Zug hielt plötzlich, er sprang zuvorkommend hinaus, half der Nachbarin beim Aussteigen, und sie verschwand ihm in dem Gedränge, ebenso anspruchslos, wie sie ihm gegenüber gesessen.

Ein prachtvoller, klarer Sonnentag blaute über der alten Stadt mit ihrem orientalischen Gepräge, die engen Gassen hatten sich mit festlich geputzten Menschen gefüllt, mit Hunderten von aufgeputzten Mulas, Mauleseln, war die Landbevölkerung hereingezogen, von den Balkonen hingen die alt-flamänischen und spanischen Teppiche bis auf das mit weißem Sand und Blumen bestreute Pflaster herab, als Lord Lewis die von festlich gekleideten Castilianern überfüllte Straße zur Santa iglesia Toledana, zu der schon von dem Gotenkönig Recaredo geweihten, von den Mauren zur Moschee umgestalteten, dann zerstörten und von Ferdinand III. wieder hergestellten Kathedrale schritt.

Der Gottesdienst sollte eben beginnen. Zaudernd stand er noch auf den Stufen des altertümlichen, imposanten Portals, andächtig dem heiligen Geräusche lauschend, das aus dieser reichsten aller spanischen Kirchen drang. Sein Auge schweifte über die auf den Marmorfliesen zwischen den mächtigen Säulen des Inneren in kostbaren Gewändern knienden Frauen, über die mittelalterlich in weiße Seide und Sammet gekleideten, den Dienst am Hochaltar verrichtenden Pagen, als er, gestört in diesem Anblick, plötzlich zurücktreten mußte, um einer in ein reiches mit Spitzen besetztes Atlaskostüm von Malvenfarbe gekleideten jungen Dame Raum zu geben, die eben die Stufen heraufschritt.

Betroffen schaute er auf die schlanke, schöne Gestalt, wie sie mit der natürlichen Anmut der Castilianerin, den Fächer in der Hand, eine rote Kamelie in dem glänzenden schwarzen, von der Mantille, dem Spitzenschleier, halbbedeckten Haar, das Portal erreichte, und wie eine Bildsäule stand er, in dieselben Augen blickend, die lächelnd ihn streiften und dann hinter dem Fächer verschwanden.

Es war wohl mehr der Reiz des Unbekannten, was ihn unwillkürlich zwang ihr zu folgen, und so sah er, wie sie sich inmitten der Andächtigen auf eine Matte niederließ, wie sie der Messe lauschend da kniete, das Antlitz senkend, und mit der unnachahmbaren Grazie der Spanierin den Fächer über der Brust bewegte. Er sah nur sie, die so anders, als sie ihm am frühen Morgen erschienen. Sie mußte also doch einer vornehmen Familie angehören, und die Frage beschäftigte ihn noch, als plötzlich eine dumpfe Erschütterung des Marmorbodens ihn erschreckte.

Er hatte vorhin den Klang des Glöckchens nicht vernommen, das alle niederknien hieß; er allein stand inmitten des Kirchenschiffes aufrecht, der frommen Sitte nicht achtend, mit seiner hohen Gestalt da, und so war denn einer der Kirchen-

diener in Landsknechtstracht mit der massiven silbernen Keule hinter ihn getreten, hatte diese auf den Marmorboden gestoßen und deutete entrüstet mit der Hand auf den Boden. Lord Lewis verstand ihn. Aber er vor einem fremden Gott niederknien? Niemals! Mit stolz gehobener Stirn schritt er zur Kathedrale hinaus.

Draußen stand er lange, ihrer wartend. Aber alle kamen nach Beendigung der Messe — sie nicht; und sich selbst einen Vorwurf daraus machend, daß er um eines Weibes willen sich in Gedanken versenke, für die er gar kein Motiv in sich wußte, schritt er durch das Gewühl der Menschen, folgte er endlich dem Strom derselben nach einer bestimmten Richtung, und wie sie alle sah er sich schließlich gegen ein Haus, unter einen Balkon der mit Blumen bestreuten Hauptstraße gedrängt. Man erwartete den Festzug, und in zwei Reihen, aus denen seine hohe blonde Gestalt wie ein Turm herausragte, garnierte die Menge die Straße.

Und der Zug kam; langsam näherten sich Musik und Gesang. Man sah bereits die Träger dem Zuge voran mit dem großen silbernen Kreuz, die Kustodie, ein ganzes Bergwerk von Gold, den aus der Ferne daher blitzenden Diamantschmuck der Madonna von Toledo auf der Brust der Mutter Gottes, und jetzt warf sich alles nieder auf die Knie — nur er blieb aufrecht, verlegen wohl über sich selbst, aber nicht im stande, seine Knie zu beugen.

Das Volk umher ward, aufmerksam auf ihn, schon unwillig; er vernahm Rufe, Verwünschungen rechts und links um sich; aber aufrecht stand er noch immer. Da gewahrte er die ungeduldige Bewegung eines Fächers auf dem von Damen gefüllten Balkon gegenüber, von denen die eine ihm einen ängstlichen Wink mit dem Fächer gab. Sie schien ihn zu rufen aus Furcht, daß ihm Übles widerfahre, und er — er starrte hin, erkannte sie, und über einen der vor ihm Knienden hinweg schritt er quer über die Straße, durch die ihm Raum gewährenden vor dem Hause Knienden, und trat in das letztere.

Am Fuß der Treppe schon kam ihm ein Diener entgegen. Donna Josefa lasse bitten, hinaufzutreten, meldete er, mit Respekt zu der hohen Gestalt hinaufblickend, und eigentlich wider seinen Willen stand der Lord gleich darauf in einem Gemach, in welchem ihm die draußen über die beiden Balkons Gelehnten den Rücken zuwandten — nur sie nicht; sie opferte um seinetwillen die schöne Prozession, kam ihm lächelnd und wieder mit der spanischen Vertraulichkeit entgegen und führte ihn auf den Balkon.

Erst als alles vorüber, umgab ihn die Gesellschaft mit ausgesuchter Artigkeit, und Josefa führte ihn ihrer vermählten Schwester und den übrigen zu, ohne daß er im stande, alle die langen Namen zu behalten; dann lud man ihn zu einem „Refresco“ ein. Zu seiner Verlegenheit ward er unvermeidlich der Mittelpunkt desselben.

Es ist die Gewohnheit des spanischen Familienlebens, eingeführten Fremden wie alten Bekannten zu begegnen, und so hörte denn der Lord, als er seinen Namen genannt, sich gleich als „Don Lewis“ angeredet; nicht so von Josefa, die förmlicher gegen ihn ward, als errate sie, daß ihm dieser Ton mehr zusage; aber als er sich nach einer Stunde verabschiedete, erfuhr er doch von ihr, daß er ihr um eine gewisse Tagesstunde mit ihrem Vater in Madrid im Prado werde begegnen können. Lord Lewis, als er wieder auf die Straße kam, war unzufrieden mit sich. Er hätte doch lieber vor der Prozession das Knie beugen mögen, denn ihm war, im Grunde genommen, diese Gesellschaft lästig gewesen. Aber sie — Josefa! — Doch er wies auch den Gedanken zurück, wie schön, wie liebenswert sie ihm unter den übrigen auch erschienen war. Diese Begegnung sollte vergessen sein, sobald er wieder in Madrid war.

Inzwischen erging es ihm wie allen, welche den engeren Zusammenhang mit der Welt meiden wollen: ein Anknüpfungspunkt, den ihnen der Zufall bereitet, hält um so fester. Sich selbst fast unbewußt,

suchte er im Prado und fand sie mit ihrem Vater, einem ehrenwerten Herrn aus altem Geschlecht Andalusiens, der nur für ein paar Wochen hier mit den Seinigen verweilte. Er sah sie danach täglich und begann in sich eine Gedankenmalerei, in der sie die Hauptperson. Er sah nämlich das schönste seiner Schlösser, Whitecroß, wohin er die Sportsmen der Londoner Klubs in jedem Herbst zur Jagd zu laden gewohnt, und sah in demselben eine schöne schwarzäugige Schloßherrin, die ja dort auch walten könne, wenn seine Unruhe ihn zuweilen hinaus in die Welt ziehe, und die Folge war, daß er Josefa eines Tages im Prater lächelnd und mit der größten Gemütsruhe seine Hand antrug.

Josefa erbleichte bei dem Antrag, aber ihr Vater, der neben ihr stand, wechselte einen Blick mit ihr, der ihr etwa sagte: Kind, sei nicht thöricht! und am nächsten Tage gab ihm Josefa ebenso bleich ihre Zusage, die Lord Lewis mit demselben Phlegma annahm, mit welchem er sie gefordert.

Was ihn eigentlich bewogen, dieser schönen Spanierin eine Ehre zu erweisen, deren er, wenn er früher überhaupt daran gedacht hätte, nur die Tochter einer der höchsten Tory-Familien für würdig gehalten haben würde, darüber machte er sich nicht klar. Er kehrte vom Prado zurück mit so nüchternem Bewußtsein, als habe er Josefa für morgen zu einer Promenade eingeladen. Unbequem erschien ihm nur der Vater, dieser ehrenwerte Senor de Pavesa mit den vielen Vornamen, der ihm erzählt hatte, er besitze in Granada ein Haus; dasselbe sei von einem vornehmen Mauren erbaut, der, als die Provinz von den Christen wieder erobert ward, in der Hoffnung auf seine Rückkehr vor bald vierhundert Jahren den Schlüssel desselben mitgenommen. Aber dieser alte Herr sollte ihm nicht lästig sein, und das war's ja, was ihm eine Ehe bisher überhaupt als nicht wünschenswert hatte erscheinen lassen: er hatte in keinerlei verwandtschaftliche Beziehung zu einer Familie treten wollen, und die Josefas in Spanien konnte ihm nicht störend werden.

* * *

Auf Lord Lewis' Gemütsbildung hatte nie ein Weib irgend welchen Einfluß geübt. Als Waise ward er in die Kriegsakademie von Woolwich geschickt, trat dann in die Horse-Guards, übernahm nach seines Oheims Tode die großen Güter und Schlösser desselben und lebte abwechselnd in diesen, in London oder auf Reisen. Eine Schrulle war's von ihm gewesen, sich der Diplomatie zu widmen, und als eine solche betrachtete man jetzt auch seine, die Mitglieder der Klubs und alle die Sportsmen seiner Bekanntschaft überraschende Vermählung mit Donna Josefa de Pavesa.

Er selbst hatte sich die Ehe, bevor er sie geschlossen, wie ein natürliches Zusammenthun zweier Individuen vorgestellt, deren gegenseitiges Verständnis ihm ein notwendiges Ergebnis erschien, und in der That schien sich diese Anschauung zu bewähren: die beiden lebten in ihrer Ehe beieinander oder voneinander entfernt in großem Friedensstil, d. h. im Schlosse von Whitecroß begegneten sie einander nur bei Tafel, in dem ihm gehörigen reizenden Cottage im Westend von London empfingen sie ihre Freunde oder wurden von ihnen empfangen, und waren sie im Winter in Nizza, im Frühling bis zur Season in den Pyrenäen, so bewohnten sie stets eine ganze Villa mit Dienerschaft und Equipagen und jedes von ihnen ging seinen Neigungen nach. Die Geburt eines Mädchens störte sie nicht in ihren Gewohnheiten; er als Sportsman liebte die Klubs, sie in ihrem spanischen Phlegma einen Komfort, der ihm langweilig war. Für Äußerungen des Herzens, der Neigung waren sie beide nicht disponiert, sie begehrten sie auch nicht voneinander, und so verstrichen ihnen fünf Jahre im besten Einvernehmen, weil dieses keiner Prüfung ausgesetzt ward, doch war bei der ab-

soluten Gleichgültigkeit beider gegeneinander zu vermuten, daß eine solche verhängnisvoll werden könne.

Er nämlich empfand nichts für sie als eine Befriedigung, die schöne Frau in Schloß und Chalet walten zu sehen, wenn er mit ihr unter einem Dache wohnte. Sein Kind vermißte er nicht, wenn es in den Händen der Wärterinnen war. Sein Familienleben, wenn von einem solchen die Rede sein konnte, war so großen, vornehmen Stils, daß das Gemüt darin keine Rolle spielte.

Josefa ihrerseits machte den ausgedehntesten Gebrauch von der Opulenz ihres Daseins. Träg wie alle Spanierinnen, war sie äußerlich die allbewunderte Repräsentantin des vornehmen Hauses, doch ohne Zeichen irgend welchen inneren Lebens. Sie verstand die Sitten dieses Landes, dieser Gesellschaft nicht und gab sich auch keine Mühe, sich dahineinzuleben; sie vermißte auch den Gatten nicht, wenn er Monde lang abwesend, fragte nicht, wo er sei, denn er liebte das Briefschreiben nicht.

Im letzten Jahre nun hatte sie es vorgezogen, des Kindes wegen das Chalet nicht zu verlassen; sie wollte in London bleiben. Lord Lewis also reiste auf seiner Dampfjacht, kehrte erst zum Herbst allein nach Whitecroß zur Jagd zurück und rief seine Jagdgesellschaft dorthin.

Diese vermißte hier zum erstenmal die Schloßherrin, und sogar mit einer dem Lord auffallenden Absichtlichkeit, die ihn verdroß. Einer der Herren vergaß sich sogar, abends nach der Rückkehr von der Jagd beim Gelage die Äußerung gegen einen der Gäste zu thun, Don Eugenio, ein Verwandter derselben an der spanischen Gesandtschaft, suche Trost bei Donna Josefa für den Verlust seiner eigenen Gattin, nachdem er seinen Sohn zur Erziehung nach Spanien geschickt.

Lord Lewis hörte dies; er erhob sich, legte dem Freunde die Hand auf die Schulter und bat ihn um ein Wort unter vier Augen. Ohne eine Fiber in seinem Antlitz zu regen, kehrte er zurück. Am nächsten Tage hob er unter einem Vorwande die Jagd auf und begleitete seine Gäste nach London.

Jener Don Eugenio hatte seit drei Jahren mit seiner kränklichen Gattin im Hause des Lords verkehrt. Der Lord sah ihn mit anderen Augen als früher an, als er ihm bei seiner Ankunft in seinem Cottage begegnete. Acht Tage darauf lud er seine Gattin ein, mit ihm und dem Kinde einige Zeit auf der Insel Wight zu verbringen; die Seeluft werde ihr wohlthun; er werde die Jacht bereit halten. Er gab seine Einladung zum erstenmal wie einen Befehl, und Donna Josefa nahm diesen sichtbar mit gepreßtem Herzen hin. Sie war verstimmt bis zur Abfahrt und blieb so, als er sie in ein elegantes Landhaus führte.

Lord Lewis machte tägliche Ausflüge mit seiner Jacht. Als er eines Abends heimkehrte, begrüßte ihn sein Freund Don Eugenio. Die halbe Nacht verbrachte er danach schreibend in seinem Zimmer, fuhr dann in die Stadt und lud nach seiner Rückkehr am Abend, als er wiederum Don Eugenio vorfand, diesen für den nächsten Morgen zu einem Frühstück auf seiner Jacht ein. Don Eugenio, ein schöner Mann von echt spanischer Galanterie, nahm dies an. Lord Lewis soupierte danach in seiner gewohnten Stimmung mit seiner Gattin, die leidend war, und mit ihm.

Am nächsten Morgen dampfte die Jacht in den Kanal hinein. Artig führte Lord Lewis seinen Gast in den Salon, in welchem dieser zu seinem Befremden auf der langen gedeckten, aber leeren Tafel an jedem Ende nur eine Pistole liegen sah. Der Lord trat schweigend an die Uhr des Salons, stellte den Zeiger und schritt dann zum anderen Ende des Tisches.

„Ich lud Sie ein, sich mit mir zu schießen. Das Frühstück ist drüben im kleinen Salon für den Überlebenden gedeckt!“ sprach er mit ruhiger Stimme. „Das Warum ersparen Sie mir wohl als Gentleman! Einer von uns muß bleiben; unsere Schüsse sallen beim Schlage der Uhr; wir haben noch eine Minute!“

setzte er mit einem Blick auf die Uhr hinzu.

Erschreckt starrte Eugenio ihn an, der eben die Waffe vom Tische nahm, dann ebenso zur Uhr. Auf des Lords Antlitz hatte er gelesen, zu was dieser entschlossen, und wie zur Wehr erfaßte auch er betroffen die schon gespannte Waffe.

Da hob die Uhr an; zwei Schüsse fielen, und Don Eugenio sank, in die Brust getroffen, zu Boden.

Bald darauf stoppte der Dampfer und das Boot ward herabgelassen; ein furchtbar häßlicher Matrose, unterstützt von einem Schiffsjungen, schaffte den Unglücklichen hinab; er allein ruderte mit ihm an eine öde Stelle des Ufers, an der er einem Fischer winkte. Er übergab demselben eine gefüllte Börse und sagte ihm, was er dafür zu leisten habe. Danach kehrte das Boot zurück, und die Jacht steuerte gen Südwesten zum Ausgang des Kanals.

* *
*

Fünfzehn Jahre waren seitdem verflossen und die Winterszeit gekommen, um welche die Messagerie-Dampfer vor Alexandrien ihre Reisenden ans Land senden. Die Hafenstadt sowohl wie die Residenz füllten ihre Hotels mit nilsüchtigen Fremden, und die Esbekieh, der große Platz von Kairo, ward also wieder der Tummelplatz mehr oder minder auffallender touristischer Gestalten aus aller Herren Ländern, die großenteils immer das Bedürfnis fühlen, sich noch orientalischer zu kostümieren als die Eingeborenen.

Es war um die Mittagszeit. Fast terzengerade brannten die Strahlen der Sonne auf die dunklen Kronen der inmitten dieses Platzes umhegten alten Sykomoren; die Dattel- und Orangen-Verkäuferinnen hockten mit durch das indigofarbige Fellachenhemd halb verschleierten Gesichtern zu beiden Seiten des großen Kaffeehauses, und die Eseljungen lagen schnarchend mit ihren Grautieren demselben gegenüber im Sande, als plötzlich eine hohe, fast riesenhafte Männergestalt unter den Sykomoren heraustrat und auf das Kaffeehaus zuschritt, in welchem sich nicht nur die Reisenden, sondern auch alle die abenteuerlichen Existenzen, deren Theater Ägypten ist, ihr Rendezvous geben; denn während unten die Tamarinde und der Curaçao geschenkt werden, öffnet oben gegen Abend die griechische Spielbank ihre verhängnisvolle Roulette.

Von der Bedienung respektvoll begrüßt, schritt der Fremde durch den Raum des Café, vorüber an den um diese Tageszeit fast nur von levantinischen Gästen besetzten Tischen, ließ sich in der Ecke an einem der Fenster nieder, lüftete den grauen Korkhut und gestattete dem schräg hereinfallenden Sonnenlicht, ein Antlitz zu bescheinen, das wie in den hell porphyrfarbenen Granit der Nilkatarakte gehauen erschien. Es war ein interessanter Kopf, würdig einer Studie. Das graublonde Haar bedeckte nur dünn und wie gedörrt von der Sonne die hohe, gleichsam wagerecht in zwei Hälften geteilte Stirn, deren untere samt den Schläfen bis dahin, wo der Hut sie gedeckt, eine rötlich dunkle Färbung zeigte, während die obere dem Elfenbein glich. Ebenso versengte buschige, halb ergraute Brauen beschatteten tiefliegende, schon erblichene, gelbgraue, von Runen an den Schläfen umkritzelte Augen; wie gegerbt erschien die Gesichtshaut mit den scharf und fast unbeweglich eingegrabenen Falten bis hinab auf den ergrauten, großen und dichten, ebenfalls vom Sonnenbrand versengten Vollbart, und wie Leder genarbt und gefärbt war die Hand, in die er eben die eine Wange legte, als er sinnend vor sich hinstarrte und die von den Gamaschen bedeckten dicksohligen Schuhe unter dem Tisch vor sich streckte.

Es war eine Erscheinung, die in souveränster Weltverachtung ihr innerstes Wesen und ihren Beruf zur Schau trug: zunächst den Stempel eines Mannes von Geburt und Unabhängigkeit, denn Gestalt, Haltung, Gewohnheit und Blick verrieten diese; dann aber zeugten seine grobe, derbe

Jagd-Touristenkleidung, der Sonnenbrand auf Antlitz und Händen, so ein gewisses „Der Teufel hol's!" in seinen harten Zügen, daß er, losgelöst von allen hemmenden Banden, die Welt nur wie einen unermeßlichen Raum betrachte, in der ihm nichts im Wege stand und nichts für ihn der Rücksicht wert, die er selbst von ihr nicht zu begehren schien.

Man hatte ihn vor einer Reihe von Jahren hier besser gekannt als jetzt, da er erst nach fast zehn Jahren, ergraut und mit mumienhaftem Antlitz wieder aufgetreten. Damals war er in seinem besten Mannesalter gewesen, doch schon ein Sonderling, der allen durch seine majestätische Gestalt aufgefallen, aber niemandem nahbar gewesen, der immens reich sein mußte, denn man erinnerte sich, er hatte damals einen der schönsten Nildampfer gekauft, ihn mit des Klimas gewohnten, kräftigen Männern besetzt, diese mit englischen Rifles bewaffnet und war den Nil hinaufgezogen.

Wiederum hatte man ihn nach einigen Jahren in Kairo auftauchen und durch seine rauhe und rohe Jagdkleidung auffallen gesehen, aber wiederum stets allein, abgesondert von der ganzen bunten Gesellschaft der Stadt, und damals hatte denn auch eine der französischen Zeitungen Kairos erzählt, Lord Hountingdon, der interessante Weltreisende, sei im Begriff, eine Expedition in die Äquatorialländer auszurüsten. Er, der immens reich sein solle, habe einen neuen Dampfer gekauft, der draußen bei der Insel Roda liege; er lasse soeben wieder einen Trupp verwegener Männer werben, mit welchen er eine in ihrer Dauer unberechenbare Reise zu Jagdzwecken in die oberen Nilländer antreten werde.

Danach waren fast zehn Jahre verflossen, ohne daß man von ihm gehört, und legendenhaft war seine Person, als man ihn endlich bei seinem Wiederauftreten erkannte. Jene selbe Zeitung hatte nämlich, nachdem er seine lange Reise angetreten, eine höchst indiskrete, romanhaft klingende Nachricht über ihn gebracht, in welcher es hieß: man habe wohl annehmen können, daß Lord H., dieser enorm reiche Engländer, von dessen abenteuerlichen Fahrten in Sennar und Abessinien kürzlich erzählt worden, durch besondere Lebensschicksale auf so gefahrvolle Bahnen gedrängt worden. Aus intimer Quelle vernehme man, daß er, der große Grundbesitzer, Weib und Kind verlassen und sich selbst expatriiert, nachdem er aus leicht zu erratenden Gründen einen Freund, Don E., im Duell auf seiner Jacht erschossen.

Der Reiz dieser Nachricht wurde damals auch nicht beeinträchtigt, als dieselbe Zeitung kurz darauf schrieb, sie werde von seiten des englischen Konsulats ersucht, die Lord H. betreffende Mitteilung dahin zu berichtigen, daß nach amtlich eingezogener Erkundigung dieser Don E. am Ufer der Insel Wight beim Baden ertrunken sei.

Und jetzt, da dieser Mann wieder da, sorgte dieselbe Zeitung dafür, die Erinnerung an ihn in den buntesten Farben aufzufrischen. Sie fabelte, seine Rückkehr verkündend, von seinen Jagden, seinen Abenteuern in Sennar, von dem riesigen Vorrat an Elefantenzähnen, den er in Dongola am Gazellenfluß während all der Jahre aufgestapelt, von den Säcken voll Goldsand, die er in seinem draußen bei Bulak liegenden Dampfer bewahre, von seinem Einfluß auf die Negerfürsten, die ihn nur den Elefantenlord nannten, und wie dieser seltene Mann jetzt gegen seine frühere Gewohnheit sich den Menschen wieder zu nähern scheine, denn er pflege im Hotel Shepheard zu speisen.

Infolgedessen war denn in diesem Hotel die nur aus Muskeln, Sehnen und Knochen bestehende hohe Gestalt ein Gegenstand des höchsten Interesses für die Gäste; man suchte neugierig zu lesen in den Runen seines lederharten und lederfarbigen Gesichts und trat respektvoll vor ihm zurück; er aber sah und hörte sie kaum.

„Lord Hountingdon, der Elefantenjäger!" flüsterte man ihm nach, und die Damen ließen sich mit einem gewissen Schauder den Inhalt jenes jetzt wieder

aufgewärmten Zeitungsartikels erzählen. Er war, mit einem Wort, wieder eine der interessantesten Erscheinungen im öffentlichen Leben Kairos geworden, obgleich er jede Gemeinschaft mit demselben vermied. Allein wanderte er am Morgen vom Ufer Alt-Kairos in die Stadt, allein bewegte sich seine hohe Gestalt in der grauen, durch den Ledergürtel über den Hüften geschlossenen Jagdjoppe, das weite graue Beinkleid in den Gamaschen, durch die Straßen, aufrecht, festen Schrittes, ohne Teilnahme für das buntgestaltige Straßenleben, und das Haupt beugend trat er täglich zu einer bestimmten Stunde durch die niedere Thür eines Hauses der Muskieh, der schmutzigen Handelsstraße der Stadt.

Nur ausnahmsweise sah man ihn, wenn er zur Stadt kam, von einer abenteuerlichen Persönlichkeit begleitet, von der er sich an einer bestimmten Straßenkreuzung mit gravitätischem Kopfnicken trennte, und diese hatte ihm auch schon mehrmals Rapporte gebracht, wenn er im Frühstückszimmer des genannten Hotels saß. Die Bedienung hier wußte, wer auch dieser Mann sei, denn der Lord hatte Order gegeben, seinen „Reis", seinen Schiffsführer, zu ihm zu lassen, wann derselbe nach ihm begehre, und diesen schien der Lord auch heute im Kaffeehause erwartet zu haben, als er, die tief gebräunte Wange in die knochige, wie mit narbigem Leder überzogene Hand gelehnt, plötzlich auf und zur Thür blickte, in welcher der Reis erschien und mit der verwitterten blauen Schiffsmütze in den braunen, behaarten Händen seines Winkes harrte.

Lord Hountingdon hob denn auch das Antlitz; durch Ausstrecken eines Fingers gab er dem Reis die Aufforderung, näher zu treten, und so stand denn ein Original vor ihm, das seinesgleichen suchte: eine gedrungene, kurzhalsige Gestalt mit hohen Schultern und vorgebeugtem, plattschädeligem, von grauem, krausem Haar bis tief auf die Stirn herab bewachsenem Haupt, fast so braun wie das eines Berberiners, mit gelben Streifen über Stirn und Wangen, nämlich den tiefen Falten, in welche die Sonne nicht zu dringen vermocht, goldenen Ringen an den behaarten Ohrläppchen und einem Galgengesicht, dem der graue Bart bis fast unter die Augen gewachsen, die wiederum von grauen, borstigen, auf die Wurzel einer doggenartigen Nase sich senkenden Brauen bedeckt waren. Seine Kleidung bestand aus einer groben blauen Matrosenjacke über einem von Schweiß in der Farbe verblichenen, auf der haarigen Brust offenen Flanellhemd; ein schon gedunkelter Ledergürtel, der jahrelang seine Dienste gethan, hielt über einem roten Shawl das gleichfarbige Beinkleid über den hochstehenden Hüften; seine Stiefel reichten bis zu den Knien und rollten sich über diesen in Wülsten, ein schmutziger, lederner Tabaksbeutel hing auf der einen Seite an seinem Gürtel, ein Messer in geschwärzter Holzscheide an der anderen.

In der Art und Weise, wie beide einander anschauten, lag auf der einen Seite Wohlwollen und Vertrauen für ein Scheusal, das unter den Menschen äußerlich etwa dasselbe, was das Krokodil unter den Tieren, auf der anderen Seite die unbedingteste Subordination unter die Gewalt, die des Lords hoheitsvolles Wesen auf eine in ihrer Gemeinheit so ausgeprägte Natur üben mußte. Aber beide schienen sich zu verstehen; die lange Gewohnheit, die Gemeinsamkeit gewaltsamer Erlebnisse mochten den Reis nicht nur zu einer unterwürfigen, sondern auch zu einer dankbaren Kreatur dieses Mannes gemacht haben, denn wie er dastand mit seinem in den Schultern nach vorn gebeugten, ebenso nusknlösen wie mißgestalteten Körper, ein Monstrum von Häßlichkeit mit dem Stempel des niedrigsten Instinktes, wie er den Lord mit seinen schiefen, gelben, von buschigen Bogen überdeckten Augen anschaute, verwischte ein Lächeln die Garstigkeit dieses Gepräges; er glich einer Bestie, die ihrem Bändiger die Füße zu lecken bereit ist.

Lord Hountingdon blickte noch einmal sinnend vor sich. Für ihn schien dieser

Mensch nichts Abstoßendes zu haben. „Hast du gethan, was ich dir auftrug, Dick?“ fragte er mit Wohlwollen.

„Ja, Eure Herrlichkeit!“ Der breite, klaffende Mund verzog sich unter dem verwilderten Bart zu einem Lächeln. „Der Rest der Leute ist abgelohnt und die Hälfte der Jagdbeute ist unter sie verteilt, die andere Hälfte verdanke ich Eurer Herrlichkeit Gnade. Aber Mylord haben wenig Dank von den Leuten.“

Lord Hountingdon winkte überdrüssig mit der Hand.

„Mylord gedenken also wirklich nach England zurückzukehren?“ fragte Dick zaudernd und zweifelnd. „Und was haben Eure Lordschaft über mich beschlossen, der ich so glücklich war, in Ihrem Dienst bleiben zu dürfen, als Mylord damals von Wight nach Alexandrien ...“

„Du magst mich heimwärts begleiten.“

Dick schüttelte vor sich blickend den Kopf. „Mylord werden dort ebensowenig Freudiges zu erwarten haben wie ich armer Kerl, der schon als Knabe mit dem Gericht unserer Grafschaft in Zwistigkeit kam! Besser wär's für mich gewesen, da oben unter der Sonne zu bleiben, die wir doch schon gewohnt waren. Wer zehn Jahre in der Wüste gelebt, der taugt unter die Menschen nicht mehr! Und auch Eure Lordschaft ...“ Er wagte es, seinen Herrn in mitleidiger Teilnahme anzublicken. „Eure Lordschaft hatten auch keine Lust mehr an der Welt! Ich darf jetzt wohl davon reden, da wir ...“

Lord Lewis schloß die Augen und legte die Hände übereinander vor sich auf den Tisch.

„Was du als Knabe gethan, ist verjährt, und was mir die Ehre gebot ... Müde, wie ich bin, will ich heimwärts und mein Kind suchen, das doch meine Erbin ist. Es trug ja keine Schuld!“

„Eure Lordschaft waren damals zu hitzig! Ich kenne mich nicht auf Weiber, denn mich hat nie eins angesehen; selbst die Bestien in der Wüste, sie wußten nicht, für was sie mich halten sollten, und hatten Furcht vor mir!“ fuhr Dick mit einem breiten Lachen fort. „Für mich wär's besser gewesen, ich wäre unter den Negern geblieben, mit denen ich's noch aufnehmen konnte, und wären Eure Lordschaft nicht immer so gnädig gegen mich gewesen und wüßt ich, wie ich wieder zurück könnte ... Die Nilroßjagd ist noch immer nicht die schlechteste, und die Händler bezahlen die Haut so gut, um Nilruten daraus zu schneiden. Was gedenken Eure Lordschaft mit dem ‚Delphin‘ ...?“

„Er mag dir gehören, wenn du es vorziehst, im Lande hier zu bleiben!“

Dicks Augen hafteten weit geöffnet auf dem Lord, er preßte die Schiffsmütze auf der haarigen Brust in beiden Händen und fletschte in freudiger Überraschung seine großen, noch so weißen Zähne. „Eure Lordschaft scherzen nicht?“ rief er mit fliegendem Atem. „Der Dampfer gehört mir? Und mit allem, was an Bord ist?“ Er trat in freudiger Aufregung zu seinem Herrn und streckte die rauhen Hände nach denen des Lords aus, der ihn gleichgültig abwehrte. „O, dann bin ich ein reicher Mann! Dann fahr ich die Reisenden von hier nach Assuan und zurück! Dank, Eure Lordschaft!“ Die häßliche Gestalt kniete vor ihm nieder und küßte den Saum seines kurzen Jagdrocks.

„Heut abend will ich zum letztenmal an Bord sein,“ fuhr Lord Hountingdon fort, ihn von sich schiebend. „Schaffe morgen beizeiten meine Habseligkeiten und mein Jagdzeug in das Hotel, du kennst es, und dort will ich dir dann die Hand zum Abschied drücken. Sei glücklich, denn du hast es um mich verdient!“

Er winkte ihm überdrüssig, zu gehen, und Dick taumelte hinaus, faßte sich draußen an die Schläfe, um sich zu besinnen, ob das alles wahr, ob er ein selbständiger, unabhängiger Reïs werden solle; dann schritt er zur Muskieh und setzte sich in eine griechische Lokanda, um sich vor Freude einen Rausch zu trinken und sich dann einen Tarbusch, einen roten Fes an Stelle seiner schmutzigen Matrosenmütze zu kaufen, denn er war jetzt ein wirklicher Reïs; er konnte Fürsten und Könige, wie sie

hier den Nil auf und ab fuhren, an Bord seines Dampfers nehmen und zwischen Bulak und den Katarakten fahren!

Lord Lewis schaute ihm schweigend und ausdruckslos nach. Das Schweigen war ihm eine Gewohnheit geworden in der überwältigenden Stille jener Wüsteneien, in denen er eine Bande von Strolchen und weltflüchtigen Missethätern kommandiert, die stets bereit gewesen, wenn er sie aus den Augen gelassen, die Negerdörfer zu überfallen, Menschen und Vieh wegzutreiben und sie an die Sklavenhändler von Chartum zu verkaufen. Und selbst jetzt, da er wenigstens die Schwelle dieser so lange von ihm gemiedenen Welt wieder betreten, fand er, der zehn Jahre hindurch nur die Stimme der gewaltigen Gottesnatur über und um sich gehört, in dem ihn hier umgebenden Lärm des orientalischen Pöbels nur eine neue Aufforderung zur Vereinsamung, denn wie stählern auch sein Körper, er kämpfte innerlich mit einem Nervenzustand, der ihn zurückgetrieben in die Welt der Civilisation. Er hatte, unschlüssig mit sich selbst, die letzte Zeit im nördlichen Nubien verweilt, dort die Mehrzahl seiner Leute entlassen, nur die besten von ihnen um sich behalten und ein Eremitenleben geführt; dort hatte er Landsleute, englische Touristen, bei den Katarakten wiedergesehen, und der wenn auch nur flüchtige Verkehr mit ihnen war ihm gewissermaßen eine Brücke zurück in die Welt geworden. Aber er fand die Anknüpfung mit dieser nicht mehr, er scheute ihre Berührung. Und da sollte denn, nachdem er acht Tage lang gezaudert und unschlüssig draußen bei Roda in seinem Dampfer gelegen, Dicks Erscheinen vor ihm an diesem Morgen den Ausschlag über seine Zukunft geben. Der Anblick dieses Menschen, wie wohl er ihm auch immer gewollt, er gemahnte ihn an den Ekel, den er schließlich an der Roheit und Sittenlosigkeit nicht nur seiner Leute, auch jener unglücklichen Völkerschaften empfunden; er durchschnitt also auch das Band, das ihn an diesen Menschen noch knüpfte, und als er ihn durch das Fenster hinter den Bäumen der Esbekieh verschwinden sah, atmete er hoch auf; er hob die Arme, legte die Hände über die Augen und verweilte so sekundenlang.

„Fünfzig Jahre, und mir ist, als liege ein Jahrtausend hinter mir!“ stöhnte er vor sich hin. Und so saß er, in sich verloren, ein Feind der Menschheit, der gern Friede mit dieser geschlossen hätte, wenn einer von ihr ihm diesen Frieden geboten hätte; losgelöst von allem und doch bedürftig nach etwas, das er sich selbst nicht vorzustellen vermochte. Er starrte hinaus über das bunte Getreibe auf dem Platz, aber das fesselte ihn nicht, er sah es durch das Glas der Fenster wie ein Diorama mit kaltem, teilnahmslosem Auge, bis endlich laute Stimmen seiner Heimatsprache von der Straße an sein Ohr schallten und eine Gruppe junger und älterer Niltouristen hereintrat, die sich in heiterem Gespräch auf der anderen Seite des Lokals an einem Tisch niederließ.

Er erkannte sie; es waren dieselben Gentlemen, die er vor wenigen Monden im nördlichen Nubien von seinem Dampfer aus auf die Jagd geführt — und dann doch plötzlich in seinem Einsamkeitsbedürfnis wieder gemieden, weil ihm der Weltton dieser Herren vom Army and Navy-Club fremd und unbequem geworden, den er doch selbst in London einst angegeben. Der Zufall also gab ihm heute neue Gelegenheit zum Anschluß; aber er vermochte es nicht über sich. Belästigt erhob er sich, und von den Fremden unbemerkt, trat er hinaus. Er hatte die Brücke zu jener trostlos öden Welt hinter sich abgebrochen, als er den „Delphin“ verschenkte, und fand die nicht, die ihn zu seinesgleichen zurückführen sollte, obgleich er vor ihr stand.

Er hatte die Menschen gehaßt, geflohen, und jetzt, da es ihn wieder zu diesen zog, fürchtete er sich, verstand er es nicht, sie zu lieben. Ihn schreckte der Weltlärm, das Geräusch der Stimmen war ihm unerträglich, der so viel Jahre hindurch nur die schweigende Subordination seiner

Leute gewohnt und im Mangel an Verkehr mit Menschen sogar seinen Gott vergessen hatte, diesen nur in den immensen Offenbarungen des Weltalls erkannt, mit denen er täglich zu kämpfen gehabt. Und so stand ihm nur eins vor, was er schon zu Dick geäußert: er wollte das einsamste seiner Schlösser suchen, und fand er sein Kind noch am Leben, vielleicht war dies im stande, ihn mit der Welt wieder auszusöhnen; ihm selbst fehlte jede Initiative hierzu.

* * *

In dem großen, zumeist von Engländern gesuchten Hotel Shepheard an der Esbekieh saß eine Gesellschaft von Touristen auf der Terrasse, sich in den Wiegestühlen schaukelnd, in das Lesen der englischen Zeitungen vertieft, rauchend oder über der Brustwehr hinweg sich mit den das Hotel belagernden Eseltreibern, zerlumpten gelben Fellahjungen unterhaltend. Man wartete auf das Läuten der Glocke zum Lunch, zum Frühstück.

Es war wieder einer jener erdrückenden kairinischen Vormittage, an denen der Reisende, wenn er sich aus dem Muskitonetz seines Lagers herausgewunden und hinaus, hinauf schaut auf das wunderbare, durch kein weißes Wölkchen gestörte Blau des Himmels, diesem ein stilles Dankgebet sagt, wenn er keine Wüste mehr zu durchwaten, keine Pharaonengräber mehr zu besuchen, keine Pyramiden mehr zu besteigen hat, sich mit der von dem Klima geforderten Trägheit beschaulich dem Treiben der Hauptstadt hingeben und mit dem Sinken der unerbittlichen Sonne seine Promenade in der Schubraallee machen kann, um dort im silbernen Mondesglanz einen Teil der Nacht zu verträumen.

Zu jener Zeit hatte noch Ismael Pascha, der verschwenderischste, aber gastfreieste Fürst des heutigen Morgenlandes, den Vicethron Ägyptens inne, und das war eine Epoche, die allen unvergeßlich, welche diese Gastfreundschaft genossen, die freilich mit dem Ruin des schönen und unglücklichen Landes enden sollte, aber um so denkwürdiger ist, als sie nicht mehr wiederkehren wird, seit die englische Prosa mit ihrem Kontobuch sich im Lande der Pharaonen etabliert.

Das Hotel war überfüllt, denn man war im Monat Dezember; es beherrbergte eben illustre Gäste, neben diesen eine Anzahl europäischer Touristen, blondhaarige Misses, deren sommersprossige Gesichter von der Nilreise angehaucht, junge deutsche Offiziere in Civil, die ihren Urlaub verreisten, und Diplomaten, die in amtlicher Sendung gekommen. Träge, in bleischwerer Langerweile, kein Wort redend, saßen sie auf der zwar schattigen, aber heißen Terrasse, die Hände im Nacken, sich wiegend, mit blasierten Gesichtern, einer den anderen nicht beachtend, bis endlich der Glockenschall sie von ihren Plätzen in den Speisesaal rief.

Nur einige von ihnen, zaudernd, wie es so manches Gewohnheit in den Hotels ist, die letzten bei der Tafel sein zu wollen, traten noch an die Balustrade, durch den Lärm der Eseljungen aufmerksam gemacht auf eine Scene, die vor dem Hotel sonst nichts Ungewöhnliches.

Am Fuße der Terrasse nämlich hielten eben zwei „Burikos“, zwei Grautiere, auf deren Rücken zwei Reisende saßen, während ein dritter mit über den Nacken gehängtem leichtem Gepäck eben noch herantrabte.

Zwei junge Männer waren es, die in graubraunem Reisekostüm, den weißen Shawl um den grauen Korkhut gewunden, staubbedeckt, gefolgt von einem alten, auf seinem Grautier keuchenden Diener, die Sättel ihrer Esel verließen: der eine ältere, der eben die Treiber ablohnte, eine Gestalt von mittlerer Größe, schlank, energisch in seiner Bewegung, mit gebräuntem Antlitz, schwarzem krausem Haar, dunklen feurigen Augen und kurz gehaltenem Vollbart; der andere schmächtiger, elastischer in seiner Haltung, mit dunkelbraunem, in kurzen Locken unter dem Hutrand hervorquellendem Haar, fein gezeichnetem Profil und mandelförmigen, an die Hindu-Rasse erinnernden, schwermütigen Augen, die mit

der Neugier eines Knaben um sich schauten. Er mochte ersichtlich etwa zehn Jahre jünger sein als der andere, der eben die Eseltreiber ablohnte, dem er dann lustig voran die Terrasse hinaufsprang.

Diese hatte sich geleert, denn alles saß schon beim Lunch. Mit Respekt empfing die Dienerschaft die beiden jungen Leute, die staubbedeckt die Treppe erstiegen, nachdem der Portier des älteren Wünsche entgegengenommen.

„Mylord befehlen?“ Der Portier lüftete, sich zum Portal wendend, ehrerbietig die Mütze vor einer majestätischen Männergestalt, die eben im einfachen Promenadenkostüm die Terrasse heraufgekommen und, in der Thür stehend, ihm einen Wink gegeben.

„Wer sind die beiden jungen Leute?“ fragte Lord Lewis Hountingdon mit einer Lebhaftigkeit, die selbst den Portier überraschte, denn noch hatte dieser seit acht Tagen im Hotel wohnende Gast weder ihn noch sonst jemand eines Wortes gewürdigt.

„Mylord, es sind zwei vornehme junge Herren, Brüder wahrscheinlich, aus ... ich kann nicht genau sagen — aus Italien, aus Spanien ...“

„Ihre Namen?“

„Ich bedaure unendlich, Mylord; sie sind seit gestern abend hier und gaben das Fremdenbuch zurück, ohne sich eingeschrieben zu haben; es ist das hier im Lande ja auch nur eine Form.“

„Sie werden die Namen erfahren!“

„Zu Befehl, Mylord; ich werde den Diener fragen.“

„Aber sogleich! Ich erwarte hier Auskunft!“ Lord Lewis trat auf die Terrasse zurück, und an eine Säule gelehnt, die Arme kreuzend, starrte er vor sich hin, die Lippen tonlos bewegend und sichtbar erregt.

Der Portier trat nach einigen Minuten wieder zu ihm.

„Mylord,“ meldete er, „der Diener sagt, er sei nicht befugt, Auskunft zu geben. Seine jungen Herren reisten inkognito; sie seien aber draußen gewesen, um eine Barke nach Philä und der Insel Elefantine zu mieten, sie wollen also wohl die Katarakte besuchen und haben schon mit einem Reïs Vertrag geschlossen.“

„So werden Sie den Namen der Barke erfahren!“

„Die jungen Herren, sagte mir der Diener, hätten für sich allein einen Dampfer gemietet, der bei Bulak liegt und vor zehn Tagen erst von Nubien zurückgekehrt ist. Sie müssen also wohl sehr reich sein.“

„Den Namen des Dampfers!“ Lord Hountingdons Fuß stampfte ungeduldig den Boden.

„Sogleich, Mylord!“ Der Portier eilte fort und brachte ein grobes Stück Papier, auf dem der Lord mit Zeichen der Überraschung eine ihm wohlbekannte, schwere, des Schreibens ungewohnte Hand und den Namen „Dick Potter, Eigentümer des Dampfers Delphin“ las. Sich abwendend, den Korkhut tiefer über die Stirn drückend, reichte er den Zettel zurück.

„Es ist gut! Ich danke Ihnen! ... Elefantine!“ klang es von den trockenen Lippen des Schweigsamen. Zaudernd stand er noch einige Minuten, dann zog er sein Carnet aus der Brusttasche, schrieb mit Blei eine Zeile, riß das Blatt heraus, trat die Stufen der Terrasse hinab und winkte einem der unten im Schatten der Bäume lagernden Eseljungen. Frohlockend über das Backhschisch, das ihm der Lord in die Hand gedrückt, trabte der Junge davon.

Kaum zwei Stunden darauf, als Lord Lewis, abseits von den übrigen Gästen, sein Frühstück eingenommen, dann sein Zimmer gesucht und hier abwechselnd unruhig dasselbe gemessen und an das Fenster getreten war, sah er den Eseljungen endlich zurückkehren und ihm zur Seite Dick Potter mit dem roten Tarbusch über dem Gorilla-Gesicht, in einer neuen Joppe, einen neuen breiten roten Shawl um den ungestalteten Leib, auf einem anderen Esel dahertraben.

„Du hast Glück, Dick!“ rief er dem Eintretenden zu, ihn musternd in seiner

neuen Tracht, in der er sichtbar den wohlhabenden Reïs vorstellen wollte. „Ich höre, dein Schiff ist heute schon gemietet worden! Wann wirst du den Anker lichten?"

„Morgen, Eure Lordschaft! Scheinbar reiche und vornehme junge Leute, die bis Philä wollen und zweihundert Pfund vorausbezahlt haben!" Dick zog seinen alten Lederbeutel, der ihm schon auf allen Jagden gedient, und wog ihn in der Hand. „Eure Herrlichkeit würden Ihre Freude haben, wenn Sie den Delphin wiedersähen."

„Ich werde es! Auch ich werde morgen an Bord sein und mit dir fahren. Du hast für arabische Mannschaft gesorgt?"

Dicks Antlitz strahlte bei der Nachricht.

„Eure Herrlichkeit wollen also doch wieder ...?" fragte er dann, überlegend, ob er recht gehört.

Der Lord winkte unwillig. „Frage nicht! Ich selbst werde zu dieser Mannschaft gehören! Keiner von derselben darf dies anders wissen; du wirst mir das Steuer übergeben. Du weißt, es wird in guter Hand sein."

„Zu Befehl, Eure Lordschaft!" Dick verstand das nicht, aber er war gewohnt, blind zu gehorchen, und innerlich doch hoch erfreut.

„Ich danke dir, Dick! Geh! Morgen vor Sonnenaufgang bin ich an Bord!" Er winkte ihm und Dick ging, getragen von der Überzeugung, sein einstiger Chef und Gönner werde ihm seine Anerkennung sagen, wenn er sehe, was alles er für den Delphin gethan, als er den ganzen Ertrag seines Beute-Anteils und seiner Löhnung verwendet, um das in den Äquatorialgegenden stark mitgenommene Schiff wieder in glänzenden Zustand zu setzen. Es erging ihm ja wie so vielen anderen, die ohne Aussicht auf reellen Erwerb nach Landsknechtsart ihr Leben in die Pfanne schlagen, aber endlich zu Besitz gekommen, die größten Geschäftsegoisten werden. Dick war der einzige der ganzen von Lord Hountingdon geworbenen Bande, soweit sie nicht dem Klima oder den Gefahren der Jagd erlegen, der von Glück sagen konnte. Abgelohnt von diesem, trieben sich nämlich seine bisherigen Kameraden, verwildert, untauglicher als vordem für die bürgerliche Gesellschaft, in den griechischen Spelunken umher, in denen das ganze in Ägypten eine gewohnte Zuflucht findende Gesindel des Littorale, das man unter dem Sammelnamen „Malteser" begreift, sich zusammenklumpt, ein Hohn für die Sicherheitsbehörde, die ihm aus dem Wege geht; er hingegen, Dick Potter, war jetzt ein Mann, der auf eigenen Füßen stand. Er war auch äußerlich nicht mehr das Scheusal, das Ungeheuer, als welches er in seiner Schiffstracht erschienen, vielmehr eine Karikatur, wie er eben, das Hotel verlassend, auf der Terrasse dastand, dem Eseljungen winkend. Wie er dann mit dem langen schwarzen Schweif seines Tarbusch über dem Nacken auf dem Buriko davon nach Bulak trabte, glich er von rückwärts gesehen einer dicken Seeschildkröte, die aus ihrem Panzer die Hinterfüße über die Flanken des Tieres streckt.

Er hatte so viel noch zu besorgen heute, und das Gold in der Tasche, um Einkäufe zu machen, einen Koch zu dingen, die angenommenen Schiffsleute an Bord zu rufen für die erste Fahrt, und das ließ sich nur auf dem Rücken eines Esels erledigen.

* * *

Dicke Nebel wälzten sich auf der gelben Wasserfläche des Nil; die ersten goldenen Blitze der aufgehenden Sonne durchzuckten den dichten Schleier, diesen zerreißend und in langen Gazefetzen an die Ufer drängend. Die Morgenbrise ballte sie wieder zusammen und hob sie gleich großen Seifenblasen in die blaue Luft.

Im Morgentraum, ein Märchenbild, lag das Zauberschloß Gesireh mit seinen zierlichen Filigranbogen, umgeben von paradiesischen Gärten; und von drüben aus der Wüste erhob die Sphinx ihr riesiges steinernes Haupt, die wiederkeh-

rende Sonne begrüßend. Die Palmen streckten ihre Kronen über Roda, die Insel, in deren Schilf die Pharaonentochter einst den kleinen Moses gefunden; hoch aufstrebende Jasmine, Granaten, Rosen, die saftige Magnolie und die strotzende Orange, Myrten und Heliotropen mischten ihre Düfte, verschlangen ihr Laub durcheinander, und hoch über sie hinweg ragten die stolze Nilakazie, die ernste, dunkle Sykomore. Eine Schar von Möwen flatterte über der Goldfläche des Wassers, ihre Flügel in dieselbe tauchend, den Schwänen gleich zogen die Segel der Fischer zwischen der Insel und der taubenhausähnlichen Front von Bulak, von Alt-Kairo; auf den Galerien der schlanken Minarets erschienen die Imam, um die Gläubigen aus dem Schlummer zum ersten Gebet zu rufen, und mit ihnen kamen die Wasserträger, um ihre Schläuche zu füllen, kamen die Weiber mit ihren Krügen, und auf den niederen Verdecken der Schiffe knieten die Erwachenden nieder, ihr Antlitz gen Mekka wendend.

Und lebendig ward es am Ufer, lebendig in den Rahen der Schiffe, in welche die Negerknaben gleich Affen hinaufklommen, und so auch auf dem Delphin, auf dessen Verdeck die schlummernde Fellachen-Mannschaft die Köpfe aus ihren blauen Hemden erhob, um dem Ruf des Reis zu folgen, der sie ans Tagewerk mahnte.

Die Hand über die Augen legend, stand Dick Potter schon auf dem Oberkastell des niedrigen Verdecks, nach Bulak hinabschauend, von wo er seine Passagiere erwartete. Hinter ihm neben dem Steuer lag eine lange graubärtige Männergestalt, das bis zum Fuß hinabreichende indigofarbene Fellachenhemd über einem grauen Wams, den Scheitel unter der Kapuze des Hemdes — Lord Lewis, der schon vor Morgengrauen, als die Mannschaft noch schlafend auf dem Verdeck lag, an Bord gekommen.

Ein Pfiff des Reis jagte die Leute an ihre Posten. Der Schlot des Schiffes, der schon seit der Nacht seine Rauchsäule emporgewirbelt, stieß weißen Dampf heraus; das Boot ward ausgesetzt, um die Passagiere aufzunehmen, deren Wagen eben in der Straße sichtbar, und wenige Minuten später sprang schon der braunhaarige Knabe, gefolgt von dem älteren und dem Diener mit dem Gepäck, über den flachen Bord, trat in die Thür des Hinterkastells und stand freudig überrascht durch die Eleganz des Salons, dessen einst sehr wertvolle Einrichtung allerdings durch lange Benutzung in heißer Zone stark gelitten, aber doch immer von dem Reichtum seines früheren Besitzers, auch von seiner Beschäftigung zeugte, denn an den Wänden, auf dem Boden hingen und lagen noch die seltsamsten Jagdtrophäen und plumpe Negerwaffen; ausgestopfte unbekannte Vögel blickten aus den Ecken, und das gegerbte Fell eines Riesentigers breitete sich unter dem Tische aus.

Ernster, aber teilnehmend trat ihm der ältere Bruder nach, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Unsere Fahrt ist lang,“ sagte er mit bewegter Stimme, „mehr als fünfhundert englische Meilen, die zwanzig Tage erfordern! Gott gebe uns Gelingen! Suche dir die bequemste Koje; ich werde mein Nachtlager hier im Salon und draußen auf dem Deck nehmen; Bob wird sich nach seinem Belieben unterbringen. Hoffentlich giebt es ein wenig Jagd unterwegs, um die Zeit zu kürzen, und angenehm ist's ja, daß unser Kapitän ein geborener Engländer, ein so großes Scheusal er auch von Person ist,“ setzte er, sich an des Knaben Ohr beugend, leiser hinzu, dem eben eintretenden Diener das Jagdzeug abnehmend und es in die Ecke des Salons legend.

Inzwischen spie der Schlot von neuem seinen weißen Gischt aus, der Anker war heraufgewunden, die Räder setzten sich in Bewegung. Dick stand auf dem Oberdeck und rief seine Befehle, und in tiefstem, stillstem Ernst saß der graubärtige Fellah hinter ihm, das Steuerruder führend; kein Wort ward zwischen ihnen gesprochen, während der Dampfer dahinschoß, hinter

der Insel die breite Flut gewann und, umkreist von den Möwen, vorüber an den zahlreichen Fischerbarken, dem Fayum zusteuerte.

Staunend stand der Knabe auf dem Flachdeck, nach rechts und links, auf die Pyramiden vor ihm und auf die hinter ihm verschwindenden Minarets und das sich noch im Morgennebel verhüllende Mokkotagebirge blickend; auf dem niederen Bord saß der Bruder, das Jagdzeug ordnend, zwei interessante, jugendfrische Gestalten, auf welchen die schrägen Augen des Reis vom Oberdeck herab mit Wohlwollen hafteten. Waren sie doch seine ersten Passagiere, die ihm Glück für die Zukunft verhießen! Sie hatten freiwillig das Doppelte von dem bezahlt, was er nach der Usance hätte begehren dürfen, und wie vornehm und reich sie sein mußten, sie waren so bescheiden und leutselig! Dick war kein Menschenfeind wie sein Herr, wenn die Menschen es auch ihm seiner Häßlichkeit wegen gewesen; er hatte ja eine Existenz erreicht, auf die er nie gehofft, und hier an Bord seines Eigentums durfte er so häßlich sein, wie er wollte.

Er gab also, als sie den breiten Strom erreicht hatten, seinem fellachischen Koch die Order, sofort das Frühstück im Salon aufzutragen, und als darauf der Knabe zu ihm trat, ihm die Hand auf die Schulter legte, ihm lachend in das garstige Antlitz blickte und ihn bat, an dem Frühstück teilzunehmen, ließ er eine Flasche des besten Weines, mit welchem er für die Passagiere sein Schiff proviantiert, heraufholen und setzte sich zu ihnen. Er wäre auch gern recht gesprächig geworden in seinem frohen Gefühl, zum erstenmal den Schiffseigentümer und Wirt spielen zu dürfen, aber er erinnerte sich des Befehls, den ihm der andere Gast da über ihm gegeben, als der vor Morgengrauen an Bord erschienen, mit den Fremden kein Wort mehr zu sprechen als sein Dienst erfordere, und so hielt er's denn für erlaubt, diese ausfragen zu wollen. Doch wie freundlich die beiden gegen ihn waren, sie achteten dieser Fragen nicht. Der ältere von ihnen, ein Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren, Kavalier in jeder Bewegung, mit ernstem, bewußtem, edelgeschnittenem Profil und leicht gebräunter Gesichtsfarbe, war gegen den jüngeren lebhafteren Bruder von peinlich besorgter Aufmerksamkeit, und der letztere seinerseits, den ein wärmeres Temperament zuweilen zu einigem Übermut gegen Dicks plumpe Manier und Häßlichkeit hinriß, folgte dann gefügig dem Blick des anderen, mit dem dieser zu mahnen schien, er möge des Zweckes ihrer Reise eingedenk sein. Eine echt brüderliche Herzlichkeit äußerte sich zwischen beiden, aber was verstand oder fühlte Dick von dergleichen; er war ein Kind der Armut, des Elends, und seine Empfindungen waren nie über Hunger und Durst und die Befriedigung beider hinausgegangen.

So fand er denn seine Freude daran, wenn der Knabe, sich an seine Häßlichkeit gewöhnend, sich immer mit seinen freundlichen Augen an ihn wandte und Auskunft begehrte, und der ältere mit dem ruhigen, ernsten Wesen ihm sein Wohlwollen und seine Zufriedenheit zeigte. Und so verstrich nun ein Tag nach dem anderen; der Delphin, der viel erprobte, dampfte, seit alle Niete und Schrauben der Maschine wieder frisch angezogen oder erneuert und Ofen und Schlot ausgebessert, mit bewährter Kraft stromauf, und Dick pflegte, wenn alles ruhig an Bord, in seine Koje zu gehen und die zweihundert Pfund zu zählen, die er in blanken Guineen in Empfang genommen.

Die Ufer des Nils bieten nicht die überraschenden Wechsel unserer europäischen Ströme, großenteils nur ein Wüstenbild, unterbrochen von grünen Wiesen und Feldern, Zuckerrohrpflanzungen, von Mais- und Baumwollenfeldern und Palmen- und Akazienhainen oder den dunklen Kronen der Sykomoren, von den sogenannten Sakiehen, den plumpen Wassermühlen zur Berieselung der Felder, gesäumt näher oder ferner von nackten, rotgrauen Hügelketten, zu deren Fuß sich die armen

Fellahdörfer mit ihren kegelförmigen Lehmhütten hinstrecken; etappenweise erscheinen die Städtchen mit ihren schlanken Minarets und den Landhäusern der reichen Paschas, belebt am Ufer von nackten Kindern, den Fellachenweibern mit ihren Krügen auf der Schulter, schönen, hohen und klassischen Gestalten, deren melancholische aus dem blauen Schleiertuch blickende Augen dem Vorüberfahrenden das Leid ihrer armseligen Existenz klagen.

Stille herrschte zumeist während der Fahrt den Tag hindurch unter dem bleiernen Druck der Sonne auf dem Verdeck, nur etwa unterbrochen durch den melancholischen Gesang eines Knaben in einer der den Strom herabtreibenden Baumwollenbarken. Die beiden Passagiere vertrieben ihre Zeit mit Zeichnen und Lesen, und erst abends, wenn der Dampfer an irgend einem Dorf anlegte, zogen sie mit ihren Büchsen landeinwärts, denn auch der jüngere wußte die seinige zu handhaben.

In wandellosem Gleichmaß also verstrichen die Tage. Dick Potter zeigte sich als ein vorzüglicher Reis. Erst wenn das Schiff am Ufer eines Dorfes rastete und alles an Bord ruhig, stieg er auf das Oberdeck und lagerte sich hier neben seinen schweigsamen Steuermann, aus dessen Absichten er noch immer nicht klug geworden, denn dieser empfing ihn, wenn er sich ungesehen in gewohntem Respekt zu ihm gesellte, mit immer derselben apathischen Ruhe; es lag eine Weihe, eine Feierlichkeit auf seinem Antlitz, für welche Dicks rohe Natur kein Verständnis hatte, am wenigsten an diesem Manne, vor dessen eisernem Willen und Thatkraft er sich zu beugen gewohnt gewesen.

Als man sich endlich dem Ziele näherte, als die Ufer schon einen grotesken Charakter annahmen, die Felsen sich an denselben türmten, die Gesichter der Fellachen in die Negerfarbe hinüberspielten und die Grenze Nubiens in einigen Tagen erreicht werden sollte, schien Dick, wenn er nachts das Oberdeck betrat, auch etwas auf dem Herzen zu haben, eine Frage nämlich; aber er brachte dieselbe nicht über seine Lippen, wenn ihm die kalten, abweisenden Augen begegneten, und kopfschüttelnd stieg er wieder hinab.

Erst als die Granitklippen ihre Vorposten zeigten und man nachts vor Assuans Felsensäulen lag, sah er seinen Steuermann auf das Unterdeck herabsteigen. Er trat ihm, eines Auftrags gewärtig, entgegen und folgte ihm auf einen Wink in seine eigene bescheidene Koje.

„Dick," sagte hier der Lord zu ihm, „du wirst mich morgen auf der Insel finden; dorthin führst du selbst deine Passagiere; ich denke sie dort zu empfangen." Danach warf er sein Fellahhemd von sich, stand in seinem Jagdkostüm und bedeckte sich mit dem Korkhut.

„Eure Lordschaft gedenken wieder die Insel zu bewohnen?" fragte Dick erstaunt. „Unser Gourbi, unsere Hütte, werden die schwarzen Fellachen bezogen haben, seit wir es verlassen."

„Sie werden mir Raum geben und du wirst mich dort finden!" Er trat hinaus, schritt an den schlafenden Schiffsknechten vorüber, erreichte mit einem Sprung das Felsenufer und verschwand in der hellen Mondnacht hinter den grauen Lehmhütten eines armseligen Dorfes.

„Ich habe wohl meine Gedanken, aber ich werde nicht klug daraus!" brummte Dick kopfschüttelnd und trat in die Koje zurück. „Er hat kein Jagdzeug, nichts der Art mit sich; was sucht er noch hier!"

* * *

Zwei Tage später, als der Delphin vor Assuan selbst lag, kommandierte Dick die Schiffsknechte, das Boot hinabzulassen; er wollte es eigenhändig nach der reizenden Nilinsel Elefantine hinüberrudern. Aufrecht stand er am Steuer, vor ihm saßen die beiden Passagiere, deren Blicke sich mit einer gewissen Spannung auf das von Palmen und hohen Nilakazien umgürtete Eiland richteten und schweigend mit sichtbarem Schauder das Auge zuweilen zu den seitwärts aus den Strudeln emporstarrenden Granitfelsen hinüber-

schweifen ließen. Der Knabe war heute nicht so heiter, wie er sich sonst gezeigt, er hatte mit unverkennbarer Besorgnis den Arm um den des neben ihm sitzenden Begleiters gelegt und erschrak, wenn die Strudel zuweilen ihre Wellen gegen das Boot trieben. Dieser aber saß in tiefem Ernst, schweigend unter dem Eindruck der großartigsten und zugleich lieblichsten Naturoffenbarung und wohl auch eigener Gemütsregung.

„Wenn es umsonst wäre!“ hörte Dick den Knaben seinem Bruder zuflüstern, während er sich an diesen schmiegte. „Mir ist so bange!“

Der andere schwieg, aber seine Miene verdüsterte sich, vielleicht in demselben Gefühl. Dick machte inzwischen kühne Schwenkungen mit dem Steuer, denn er kannte hier jeden der Kataraktenausläufer und die Untiefen des schwierigen Fahrwassers.

„Bin doch neugierig!“ brummte er in den Bart. „Irgend etwas muß doch ...“ Er schaute mit so sonderbaren Augen vor sich auf den Knaben hinab, dessen Antlitz mit wachsender Spannung an dem Ufer vor ihnen haftete, und mit einem Gesicht, das eben sagte: da sind wir ja wieder! half er seinen Gästen auf dasselbe. Die Hände in die breiten Hüften stemmend, blickte er auf den großen steinernen Thorbogen, die einzige aus der Zeit Alexanders des Großen datierende monumentale Überlieferung der Insel, dann umher auf die elenden Lehmhütten, die sich kegelförmig unter den Palmen und Akazien zerstreut umher erhoben.

Seine Gäste standen in sichtbarer Aufregung, den Blick hinaus auf die Felsen, auf die Strudel gerichtet, befangen von dem seltsam überraschenden Eindruck. War doch die Insel bis vor nicht lange noch ein lockender Zielpunkt derjenigen Touristen, die sich nicht mit einem Ausfluge bis nach Luxor begnügt, das heißt bis durch Englands Schuld der ganze Sennar in die Hände der Mahdisten fiel, deren Vorposten alles plündernd und verwüstend, heute schon bis nach Assuan schweifen, während ihre Banden beim zweiten Katarakt, bei Wadi Halfah lagern und die englischen Truppen bis nach Assuan auf dem qui vive erhalten.

Dick, auch noch unschlüssig umherschauend, sah sich inzwischen von einem Rudel nackter, brauner und schwarzer Kinder umringt, die, ihn wiedererkennend, ihm bettelnd die Hände ausstreckten. Sie trugen nicht mehr den Stempel der Fellachen, der Abkömmlinge der alten Ägypter, denn hier, wo einst die Grenze des römischen Reiches, herrscht bereits der nubische Schlag, das Negerblut, und hier auf dieser Insel hatte Lord Lewis fast ein Jahr hindurch mit den Resten seiner Leute gehaust; hier hatte er, als das Heimweh nach europäischer Gesittung ihn wieder gen Abend zog, mit seinem Dampfer am Ufer und in seiner Hütte auf der Insel gelegen, lange mit seinem Menschenhaß kämpfend, ob er den Fuß weiter setzen solle; er hatte jagend das nördliche Nubien durchzogen, bis ihn die elende Jagd auf den Steinbock, den Schakal oder allenfalls einen durstigen, sich zum Nil verirrenden Panther ermüdete, auch einige seiner besten Leute ihn aus Langerweile verließen und sich anderen Expeditionen anschlossen. Eine ihm durch den Gouverneur der Provinz übersandte Botschaft des Chedive, der, wie es seine Gewohnheit, den interessanten Reisenden kennen lernen wollte, um Nachrichten über die von diesem durchstreiften Äquatorialländer zu erhalten, hatte endlich den Ausschlag gegeben; Lord Lewis hatte sich, halb willenlos, nilabwärts treiben lassen — und jetzt hatte es den Unstäten dennoch wieder hierher zurückgeführt! Aber was nur? Darüber zerbrach sich Dick den Kopf, über die Insel suchend hinwegschauend, während auch die schwarzen Bewohner aus ihren Hütten krochen und die Gruppe fragend anschauten.

„Mr. Potter,“ vernahm er jetzt die Stimme des Knaben, der ihm die Hand auf den Arm legte. „Mein Bruder und ich wir sind jetzt am Ziel unserer Reise und möchten hier gern Ihre Hilfe in Anspruch nehmen!“

Dick schaute wie immer mit Behagen in das hübsche Knabengesicht. „Well," sagte er, „ich stehe zu Dienst. Aber kommen Sie in jene Hütte da an der alten Ruine, wir haben sonst die ganze Gesellschaft der Insel um uns!" Er führte seine Passagiere in eine von Stroh und Lehm errichtete, an den alten Thorbogen gelehnte Hütte, vor der sich verscheucht einige kleine Neger flüchteten. „Noch alles in Ordnung, wie wir es verlassen," brummte er zufrieden, nahm Bob, dem Diener, die Plaids vom Arm, breitete sie unter dem aus Palmblättern und Papyros gefertigten Vordach auf den Boden und lud zum Sitzen auf dem Boden ein. Den Tarbusch von der Stirn zurückschiebend, die Beine kreuzend, blickte er erwartend den Knaben an.

„Sie sagten uns bisher nicht, Mr. Potter, daß Sie auf dieser Insel so bekannt seien," fuhr dieser fort, während der letztere einigen scheu in der Entfernung auf ihn schauenden Fellachen seinen Gruß winkte.

„Goddam, ob ich hier bekannt bin!" lachte er. „Wir hatten zwar längst keinen Kalender mehr, um die Zeit zu berechnen, aber es können doch wohl mindestens an die zehn Monde gewesen sein, die wir hier mit Lord Hountingdon ..."

Eine freudige Bewegung der beiden machte ihn plötzlich schweigen. Die letzteren hatten ihm unterwegs bereits verschiedene Namen vornehmer englischer Touristen genannt und ihn gefragt, ob er ihnen schon auf dem Nil begegnet, unter diesen auch den seines Gönners; aber eingedenk seiner Instruktion hatte er sich in Schweigen gehüllt, und jetzt hatte die Erinnerung an das träge Leben hier auf der Insel ihm den Namen selbst auf die Zunge gebracht.

„Eben ihn suchen wir ja hier!" rief der ältere, die Hand auf Dicks Arm legend, und dieser schaute ihn an, sich ärgernd über sich selbst, und wie er den jungen Mann, der beim Niedersetzen den Hut in den Schoß gelegt hatte, sich so dicht zu ihm beugen sah, preßte er mit einer Grimasse Augen und Lippen zu, öffnete aber, vor sich blickend, die letzteren wieder, um ein „damn'd my eyes!" in den Bart zu knurren.

„Er galt in England längst als verschollen," fuhr der ältere der Brüder fort, während Dick bald den einen, bald den anderen mit halb geöffneten, mißtrauischen Augen anblickte und sich vergeblich fragte, weshalb sie ihn suchen könnten, weshalb der Lord ... Aber er wollte schweigen; er hatte schon zuviel gesagt und hörte ihn mit verdrossener Miene fortfahren: „Die englischen Zeitungen brachten schon vor sechs Jahren die Mitteilung eines bekannten Afrikareisenden, er sei verunglückt auf der Jagd, und niemand zweifelte an der Wahrheit dieser Meldung; da hieß es vor kurzem in den Blättern, Lord Hountingdon sei am Leben, glaubwürdige Reisende seien ihm auf dieser Insel begegnet, sie hätten mit ihm gejagt."

„O, sagen Sie uns, ob er derselbe ist, den wir suchen!" rief der Knabe mit Ungeduld. „Wir machten uns auf, ihn zu suchen. Lord Hountingdon, Lewis Hountingdon, o mein Gott, wenn er es wirklich wäre!" Auch er packte Dicks Arm und schaute ihm mit banger Spannung in das garstige Gesicht.

Dick sah sich in die Enge getrieben, er kraute sich unter dem Tarbusch im Nacken das Haar und glotzte vor sich hin. Da fiel über die Gruppe ein langer dunkler Schatten; es war des Lords hohe Gestalt, die vor ihm erschien und wenige Schritte entfernt auf die Dasitzenden herabschaute.

Überrascht erhoben sich die Brüder, beide das graubärtige, regungslose Antlitz des Steuermannes erkennend, den sie täglich in seiner stummen, einförmigen Thätigkeit auf dem Oberdeck des Schiffes beobachtet und der jetzt hoch aufgerichtet in seiner Jagdkleidung, sie mit strengem Blicke messend, vor ihnen stand. Auch Dick hatte sich erhoben; die beiden Daumen in den Gürtel steckend, trat er zurück.

Sekunden verstrichen. Lord Hounting-

dons Augen hafteten auf dem Knaben. Und da bewegten sich endlich die schweigsamen Lippen: „Harriet, was führt dich hierher? Ich erkannte dich an den Zügen deiner Mutter! Was suchst du hier?"

Erbleichend starrte der Knabe ihn an, in den verwitterten Zügen suchend und kein Wort findend.

„Wie kommst du in diese Tracht? Wer hieß dich, nach mir, deinem Vater, suchen? Und wer ist dieser junge Mann, der dich begleitet?" Lord Hountingdons Stimme klang streng und unmutig; er maß jetzt beide mit Argwohn, ohne daß seine Züge irgend welche Bewegung zeigten.

Harriet wagte vor der Strenge derselben noch nicht aufzuschauen. „Ich unternahm es, Sie zu suchen, Vater," sprach sie mit bebender Stimme. „Wir hielten Sie lange für tot, bis von hier aus ein Lebenszeichen zu uns drang."

Des Lords Antlitz zeigte noch immer keine Regung, und dennoch mochte es in ihm stürmischer sein, als er zeigte. „Und deine — Mutter — sie duldet es?" fragte er ebenso streng.

Harriet senkte das Antlitz. „Sie ist nicht mehr seit drei Jahren! Sie starb in Granada, wo ich unter ihren Augen erzogen ward."

Auch diese Nachricht nahm er unbewegt entgegen; nur seine Augen, die sonst so glanzlos, zeigten einen lebhafteren Schimmer.

„Ich ward damals nach ihrem Tode nach Schloß Whitecroß gebracht, fremde Leute umgaben mich und vollendeten meine Erziehung, bis mir die Freudennachricht ward."

„Und wer ist der junge Mann, ich wiederhole es, der dich begleitet?" Seine Augen flackerten unheimlich.

„Es ist Anatol, der um meine Hand wirbt!" Glühende Röte bedeckte die Wangen des Mädchens. „Ich allein wagte es ja nicht, mich den Gefahren dieser Reise auszusetzen; unter dem Schutz meines alten Dieners nahm ich Anatols Erbieten und diese Kleidung an."

„Und die Sehnsucht nach mir gab dir diese Mission?" fragte der Lord wieder in feindseliger Anwandlung. „Sei aufrichtig gegen mich; ich, der ich vor so langen Jahren die Unwahrheit der Welt geflohen, will nicht hierher und sogar mit der Zunge meines Kindes von der Lüge verfolgt sein, in die du dich gekleidet!"

Er deutete auf das Kostüm, und Harriet, der es während der langen Fahrt gelungen, die mit europäischen Sitten unbekannte arabische Schiffsmannschaft zu täuschen, sie wechselte jetzt mit mädchenhaftem Schamgefühl die Farbe wieder und wieder; sie preßte die Hand auf die Brust und suchte nach Worten; dann hob sie entschlossen das Antlitz, und überzeugt, vor einem Manne zu stehen, der sich nicht täuschen ließ, sprach sie entschlossen, wenn auch mit unsicherer Stimme:

„Als Anatol, der einer der edelsten spanischen Familien angehört und mich schon liebte, da ich noch ein Kind war — als er nach Whitecroß kam, um meine Hand zu werben, hatte eben mein Vormund mir die Zeitungsnachricht gebracht, daß man Sie am Nil gesehen; er sagte mir, ich, Ihr einziges Kind, sei zwar in Ihrem zurückgelassenen Testament zu Ihrer Erbin eingesetzt, aber eine Bestimmung desselben untersage mir, solange Sie am Leben, einem Manne ohne Ihre Einwilligung meine Hand zu reichen. Anatol entschloß sich deshalb gern, mich hierher zu führen; der Himmel war mir gnädig, er ließ mich Sie finden!"

Die Lippen des Einsiedlers preßten sich zusammen, seine Augenlider sanken einen flüchtigen Moment. „Du bist aufrichtig, ich danke dir!" sagte er, wieder aufblickend. „Deine Mutter hat dich niemals mich lieben gelehrt? Beantworte auch dies mit gleicher Offenheit!"

Harriet senkte das Haupt, sie verneinte schweigend, und dies rief den weltfeindlichen Zug auf sein Antlitz zurück. Er ließ einige Sekunden verstreichen, während welcher sein Blick kalt und zerstreut über die Insel und die unter den Zwergpalmen versammelten Eingeborenen schweifte.

„Und wer ist also dieser junge Mann, für den zugleich du bittest?“ fragte er, mit sichtbarer Überwindung diesen musternd.

„Anatol de Valdepenas, Mylord, Attaché der spanischen Gesandtschaft in London,“ stellte dieser sich mit demütiger Verbeugung vor.

Der Name schien die riesige Gestalt des Lords wie ein Schlag zu erschüttern; er legte die magere narbige Hand auf die Augen und stand da, nach Fassung ringend. Aber wieder fanden seine Züge ihre Ruhe und Kälte. Er ließ forschend unter gesenkten Lidern die Augen noch einmal auf dem jungen Manne haften.

„Ihr Vater — lebt?“ fragte er nicht ohne leichtes Zittern der Stimme.

„Mylord, er fand seinen Tod in den Wellen am Ufer der Insel Wight, als ich noch ein Knabe war!“

Regungslos, einer Bildsäule gleich, vernahm der Lord, was ihm schon eine Ahnung gewesen, als er der beiden im Hotel in Kairo ansichtig geworden. Er hatte damals sein Kind an der schlagenden Ähnlichkeit mit der Mutter erkannt, und auch die Züge des sie begleitenden jungen Mannes hatten in ihm eine verhängnisvolle Erinnerung geweckt. Ahnungsvoll hatte es ihn mit den beiden getrieben, all die langen Tage hatte er sie, nur sie gesehen und beobachtet, wie er unerkannt auf dem Oberdeck des Schiffes gesessen; lauschend hatte er über ihnen die Abendstunden verbracht, wenn sie plaudernd auf dem flachen Bord oder unter ihm im Salon saßen, und jetzt hatte er aus beider Munde vernommen, was in ihm langsam schon fast zur unseligsten Überzeugung geworden.

Auch auf Dick hatten die Worte des jungen Mannes ihre Wirkung geübt. Am Ufer der Insel Wight in den Wellen ... Das war's ja gewesen, was den Lord damals hinausgetrieben, was er in der Einöde so auf der Stirn desselben gelesen, wenn diesen die Erinnerung in oft grauenhafter Einsamkeit gequält, wie er dies auch zu verheimlichen suchen mochte! Er, Dick, aber war Zeuge dessen gewesen, was in dem Salon der Jacht vorgegangen; er hatte den zum Tode Verwundeten ans Land gerudert, den armen Fischern am Ufer das Geld in die Hand gedrückt, damit sie aussagen sollten, ein Unbekannter sei im Meer, vermutlich beim Baden, verunglückt, daß sie ihn verscharren sollten, damit auch niemand erfahre, was zwischen dem Lord und seiner schönen Gattin sei; und selbst ihn, diese Mißgestalt, die nie in einem seelischen Zusammenhang mit der Welt gestanden, wandelte jetzt ein Gefühl der Mitschuld an, als auch er in den Zügen des älteren Fremden die jenes toten Mannes zu erkennen meinte, ein Gefühl der Rührung zugleich, als er die beiden betrachtete, wie sie, bange vor des Lords Entscheidung, ahnungslos sich die Hände reichten, als solle nichts sie trennen. Ihm ward's auch so seltsam bei dem Gedanken, daß er, der sonst gegen alles gefeite wetter- und willensharte Mann, der herzlos alle Bande zerrissen, die ihn an die Menschheit gefesselt, selbst hier in seiner Weltabgeschiedenheit vom Schicksal erreicht worden und sich unter dem Schlage desselben wand.

Er, Dick, war ja auch so weltflüchtig wie dieser; er, der wegen seiner Mißgestaltung Gemiedene, hatte mit den Bestien der Wüste mehr Verwandtschaftlichkeit gefühlt als mit Gottes Ebenbild, aber heute empfand auch er ein Herzpochen, das er angesichts der größten Gefahren nicht gekannt; er empfand mit seinem Gönner, empfand mit den beiden jungen Geschöpfen, empfand, daß das eine „damn'd situation“ und daß die Wellen des ganzen großen Oceans wohl nicht im stande seien, hinwegzuspülen, was zwischen diesen war. Aber er wagte kein Wort, keine äußere Regung, wie leid ihm auch die beiden thaten, wenn er das schöne dunkle Auge des Mädchens so flehend auf den Vater gerichtet sah. Die Sache war ihm zu heikelig, als daß er sich einzumischen gewagt hätte.

Lord Hountingdon schien inzwischen überwunden zu haben, was ihn bestürmt;

er senkte das jetzt fast blöde erscheinende wässerige Auge auf die vor ihm Stehenden, ohne Ausdruck, dann aber, als er Anatol die Hand seines Kindes so fest umschlingen sah, als das leidenschaftliche Auge des jungen Mannes dem seinigen mit einem gewissen Trotz, einem Vorwurf begegnete, der ihm zu sagen schien: was war dir dein Kind bisher, und willst du, ein pflichtvergessener Vater, auch heute seinem Glück entgegen sein? da verfinsterte sich sein Antlitz wieder; die Falten desselben preßten sich tiefer in die harte Haut, unter der das Blut zurückgetreten.

Empfand er diesen Vorwurf und regte sich in seinem längst für die Welt erstorbenen Herzen eine Mahnung, ein Weckruf, so mahnten ihn doch die Züge Anatols an eine That, die ihm die Ruhe seines ganzen Lebens gekostet, und was er damals in seinem zurückgelassenen Testamente bestimmte und längst vergessen wie dieses Kind selbst, es erschien ihm heute, als habe es ihm eine prophetische Stimme zugeflüstert. Nein, nicht so durfte die That gesühnt werden, niemals, und war auch sein Gegner im ehrlichen Zweikampf gefallen, es war Blut zwischen diesen Ahnungslosen, sie durften nicht! Eine unsichtbare Hand hatte sie hierher geführt, damit er es verhüten solle!

Seine Lippen bebten, sich bewegend, wie dürstend, aber er sprach das Wort nicht aus; der Anblick Anatols war ihm unerträglich, der seines Kindes rief ihm die Schuld der Mutter ins Herz. Er hätte es nicht vermocht, dem Mädchen ein versöhnendes Wort zu sagen, obgleich es doch keinen Teil an derselben, und er, der es hatte aufsuchen wollen, um ihm ein schützender Vater zu sein, er erschrak vor dem neuen Konflikt, den das Schicksal gebrütet! Er wandte sich zu Dick mit starrer, unerbittlicher Miene und streckte den Arm zum Wasser aus nach der Stelle, an welcher der Delphin vor den Stromschnellen lag, trat aber unwillig überrascht zurück, denn Harriet hatte Anatols Hand gelassen, sie warf sich auf die Knie und hob flehend die Hände.

„Vater," bat sie mit weher Stimme, zu ihm aufblickend, „zum erstenmal, seit ich mir meines so früh vereinsamten Lebens bewußt bin, rufe ich diesen Namen, und du hörst ihn nicht! Du verließest die arme Mutter, du verließest dein Kind! Man nannte dich einen Menschenfeind, aber was that ich dir! Die Mutter liegt fern begraben, fremder Wille, der über mich gesetzt wurde, gebot mich in die Heimat zurück, fremde Menschen umgaben mich in dem einsamen Schloß! Anatol folgte mir, seine Liebe war mein einziges Glück; ich sah mich ja als Waise, die über ihr Schicksal zu bestimmen haben werde! Da plötzlich brachte man mir die Botschaft, du seiest am Leben! O, ich war so froh, ich wollte dich suchen, du solltest mir sagen, warum du dein Kind verstoßen; Anatol sollte mich als mein Gatte begleiten; dich zu finden, wo es auch sein mochte, war mein einziger Gedanke! Da aber sagte man mir, wie du über mich bestimmt habest, ehe du von uns gingest, und trostlos standen wir vor deinem geschriebenen Willen! Du lebtest, aber mein armes Herz war tot, es vermochte nicht aufzujauchzen vor Freude, dich wiederzusehen! Da kam Anatol; er hatte Lord Thorsby aufgesucht, der dich hier auf dieser Insel gesehen, und heimlich verließ ich das Schloß mit meinem alten Diener, um mit Anatol dich zu finden! Gott war mit uns, aber du empfingst mich, dein Kind, so kalt und herzlos, wie man dich mir geschildert; ich, die ich mich dir in die Arme hatte werfen wollen, ich verlor die Hoffnung, den Mut beim Anblick meines Vaters! O mein Gott, sag mir, was habe ich verschuldet, daß du mich von dir weisen willst! Sei barmherzig, denn sieh, ich, deine Erbin, verzichte ja auf alles, ich will nur Anatol, den ich liebe; o gewähre mir mein Glück!"

Sie senkte das Antlitz auf die erhoben gefalteten Hände, nicht wagend, den Spruch auf seinen Lippen, in seinen Augen zu lesen, und er, die hohe Gestalt, stand da mit halb geschlossenen Lidern, schlaff herabhängenden Armen; er sah nicht sie, er

sah nichts. Jedes ihrer Worte hatte sich den Weg in sein nur der physischen Thätigkeit noch gewohntes Herz gebahnt; zum erstenmal vernahm er in seiner Weltabgeschiedenheit, in seiner Existenz unter rohen Naturen die Herzenslaute eines ihm so nahe stehenden Wesens, und sein Inneres kämpfte unter einer Krise, die ihn vielleicht der Menschheit zurückgegeben hätte; aber da stand vor ihm noch ein anderes Antlitz, ihm den Fluch zurückrufend, der ihn hinausgejagt hatte, und das konnte, durfte kein Segen für sein Kind sein!

Minuten vergingen, bis seine Lippen sich wieder bewegten. „Steh auf!“ sprach er fast tonlos. „Ich danke dir, daß du mich suchtest, aber begehre nicht jetzt ...“ Er schaute sie an, wie sie sich erhoben und vor ihm stand mit zitterndem Herzen; aber in der Furcht vor seinen eigenen noch ungesprochenen Worten, ergriff er hastig ihre Hand, preßte dieselbe und blickte dann auf den in plumper Rührung dastehenden Dick. „Führe sie auf das Schiff! Ich erwarte dich hier!“ sprach er mit gepreßter Stimme. Mit einer schroffen Bewegung wandte er sich ab und verschwand in dem Thorbogen der Ruine.

Schweigend folgten die beiden dem Wink des Reïs, der ihnen mit traurig gesenktem Haupte voranschritt.

„Er ist ein harter Mann, aber er ist gerecht!“ sagte Dick am Ufer tröstend, als er die feuchten Augen, das bleiche Antlitz des Mädchens sah, und auch das Anatols streifend, brummte er vor sich hin: „Es stehen keine Toten auf, aber man sollte meinen, sie wären nicht gestorben!“

In trübseliger Stimmung saßen Anatol und Harriet gegen Abend an Bord des Dampfers und blickten erwartungsvoll nach der Insel hinüber. Die untergehende Sonne warf ihren Glutschein über die Granitfelsen der Nilschlucht, auf die Strudel, die Wellen, die der Strom über die Steinblöcke wälzte; Scharen rosig gefiederter Flamingos senkten sich bereits, ihre Nachtstätte suchend, über die Ufer umher, der schwerfälligere Pelikan ruderte zwischen den Klippen, der dunkle Ibis stand noch fischend zwischen dem Gestein, und die braunen Negerknaben umschwammen bettelnd das Schiff, als von der Insel das nur vom Reïs geruderte Boot zurückkehrte — ohne ihn, wie Harriet in trüber Ahnung schon aus der Ferne gewahrte.

„Anatol, wenn wir vergeblich gekommen wären!“ flüsterte sie diesem zu, der sich schweigend vergeblich den unfreundlichen Ausdruck zu deuten versucht, mit welchem Lord Hountingdon ihn beim Scheiden gemessen.

Harriet schritt dem Reïs entgegen; sie sah es seiner traurigen Miene an, daß er nichts Gutes bringe, als er aus seinem Gürtel ein Blättchen Papier hervorzog und es ihr überreichte. Sie nahm es zitternd und las, während Anatol sich über ihre Schulter beugte, die mit Blei geschriebenen Zeilen. Mit gesenktem Haupt reichte sie ihm das Papier, und auch dieser las:

„Harriet, wenn ich nicht mehr bin, und dies wird bald sein, ich verspreche es dir, dann mag geschehen, was du begehrst. Keine Macht, selbst nicht die eines Vaterherzens, an die du dich wandtest, kann mich zwingen, zu ändern, was ich bei meinem Scheiden von euch bestimmt. Lebe wohl und erlaß mir den Schmerz eines Wiedersehens, denn ein solcher ist mir, was mir Freude sein sollte.“

„Er ist bereits von der Insel verschwunden,“ meldete Dick, als er beide so mutlos dastehen sah. „Er hat diesen Zettel dem Schechen der Insel für mich übergeben und sich dann stromaufwärts gewandt. Er kennt die Richtung, die ich nehmen muß, und das ist mir ein Zeichen, daß er auch mich nicht mehr sehen will!“

Die Dämmerung legte sich eben über Strom und Felsen, und Dick trat zu seinen um das karge Abendmahl hockenden Leuten, um Befehl zu erteilen, daß mit Sonnenaufgang der Delphin unter Dampf sein müsse.

* *
*

Schmerzlich getäuscht in ihren schönsten Hoffnungen saß Harriet, wieder heimgekehrt, an dem hohen gotischen Bogenfenster ihres Eckzimmerchens im Schlosse Whitecroß, dem schönsten der Hountingdonschen Besitztümer, die seit seiner und seiner Gattin Abreise von England verwaltet wurden und deren Erträgnisse Zinsen auf Zinsen gehäuft. So schön der Park, das Bowlinggreen mit den rauschenden und plätschernden Fontänen zu ihren Füßen, so vereinsamt fühlte sie sich wieder; auch die frischen Erinnerungen an jene Reise-Erlebnisse an der Seite Anatols verblaßten allmählich unter dem Schmerz über dies traurige Resultat.

Mit so freudiger Erwartung und der Zuversicht, ihren Vater zu finden, war sie von hier aufgebrochen, aber nichts hatte sich erfüllt; sie war ihm eine Fremde gewesen, die ihn nur mit einem selbstsüchtigen Anliegen belästigt, und wenn sie jetzt an ihn zurückdachte, glaubte sie den Schlüssel zu der seligen Mutter Schweigen über den fernen Gatten gefunden zu haben, denn dieser stand vor ihrer jungen Erinnerung wie ein schroffer Sonderling, ein Menschenfeind; so hatte ihr ja auch der häßliche, aber dienstfertige Reis auf der Rückfahrt gesagt, als er ihr von ihren Jagdzügen im Inneren dieses fremden Weltteiles erzählt. Dieser Reis war ja auch, wie er selbst gestanden, ein verwilderter Mensch gewesen, und mit solchen Unholden zu leben hatte der Vater seinem heimischen Herd vorgezogen.

Und seltsam, gerade dieses Scheusal, der Dick, war es, bei welchem jetzt in ihrer Einsamkeit ihre Erinnerungen mit Vorliebe verweilten! Kein menschliches Wesen konnte garstiger sein als er, und gewiß hatte er schon manches beim lieben Gott auf dem Kerbholz gehabt, ehe er mit des Vaters Leuten nach dem Inneren zog, denn nur von Ägypten ab datierte alles, was er ihr an Bord erzählt, und absichtlich war er ihrer Frage nach seiner eigentlichen Heimat in England ausgewichen; aber er war so anhänglich, so gut gegen sie gewesen wie ein gezähmtes wildes Tier; er hatte vielleicht gut machen wollen, was des Vaters Abneigung und Kälte ihr wehe gethan, denn gegen Anatol war er ganz anders gewesen; er hatte diesem nie ins Antlitz blicken können, ohne seine schiefen Augen niederzuschlagen; er hatte seine Zuneigung und Abneigung gehabt wie alle rohen Naturen; ja er hatte, als sie das Schiff verlassen, nicht einmal die Hand zu berühren gewagt, die Anatol ihm zum Abschied gereicht!

Aber auch die Erinnerung an diesen Mann verblaßte, und einsamer ward es ihr, die ohne nahe Anverwandte, zu denen es sie hätte ziehen können, in dieser stolzen und schönen Eremitage auf den Verkehr mit ihren beiden steifen und knöchernen Gesellschaftsdamen angewiesen, mit deren langweilig steifleinenem Wesen sich das spanische Blut der Mutter nicht vertrug, und mit all dem Reichtum, der ihr dereinst zufallen sollte, ein so trauriges Dasein führte.

Nur das Gedenken an Anatol, den sein diplomatischer Beruf an London fesselte, belebte ihr Herz und Geist; nur seine Briefe an ihn und von ihm gaben diesen Beschäftigung und Schadloshaltung für ihre Verlassenheit, und wann diese enden sollte ...? Sie wagte nicht, den Moment zu ersehnen, wie sehr ihr Herz danach begehrte, und die Vormundschaft hielt unerbittlich an der Bestimmung dessen, der, obwohl seit so lange fern, doch der Grundherr und Gebieter über alles hier war.

So vergingen ihr die Monde mit der einzigen frohen Unterbrechung, den wenigen Stunden, welche Anatol meist in Gegenwart einer der Gesellschaftsdamen bei ihr verbrachte, sobald er über einen Tag verfügen konnte; aber auch dann wagte keiner von ihnen des Endes ihres beiderseitigen Sehnens zu gedenken, und war Anatol wieder fort, so suchte sie in dem weiten Park die traulichen, lauschigen Plätzchen, an denen sie mit ihm geplaudert, mit offenen Augen in einen Traumzustand versinkend, während es über ihr in den hohen alten Rüstern so

geheimnisvoll rauschte; und hier begann sie endlich, Fluchtpläne zu ersinnen, um sich dieser lästigen Bevormundung zu entziehen, Pläne wie jener, der sie in das Land der Pharaonen geführt! Dann wieder ließ sie sich ihr Lieblingspferd satteln, tobte sich aus in Wald und Feld und kehrte am Abend erst ins Schloß zurück, um hier wieder pagodenartig ihrer pedantischen Gesellschaftsdame beim Mahl gegenüberzusitzen, in der Nacht mit schlummerlosen Augen sich auf dem Kissen zu wälzen und in ihren Träumen über das Rätsel zu sinnen, das die Eltern nach so kurzer Ehe voneinander getrennt; doch ohne seine Lösung zu finden.

So kam der Herbst, ihm folgte ein langer, langer Winter, und immer noch saß sie in ihrem „grünen Gefängnis", wie sie den weiten Park nannte, selbst wenn dieser im schönsten Laub prangte. Und in diesem Winter brütete sie in ihrer Ungeduld immer von neuem über selbstwillige Pläne, die sie von ihrer Vormundschaft befreien sollten. Was war ihr ein Leben wie dieses! Anatol kam wohl, sie zu sehen, und er war herzlich wie immer, aber er konnte sie nicht so lieben wie sie ihn, denn sonst wäre er nicht im stande gewesen, so vertrauend von der Zukunft zu sprechen, wie er es seit kurzem immer that. Er ging wieder nach London zurück, er lebte in der großen geräuschvollen Welt, während die Einsamkeit sie zur Verzweiflung trieb!

So war die Weihnachtszeit gekommen. Anatol wollte die Festtage wenigstens in ihrer Nähe verbringen und hatte bei dem Pächter des benachbarten Gehöftes ein Obdach gefunden. Er kam täglich herüber; lächelnd hörte er die Pläne an, die sie ihm vertraute, aber er unterstützte dieselben nicht; er hoffte immer, während sie verzagte.

So kehrten beide eines Mittags von einem weiten Spazierritt zurück, Harriet tief verstimmt, denn morgen schon sollte er zurück nach London, und ihr graute vor den großen öden Räumen des Schlosses, in welchen die Bilder der seligen Hountingdons alle so ehrwürdig und langweilig auf sie herabschauten, wenn sie durch die Säle schritt. Anatol hatte kein Mitleid mit ihr, so klagte sie ihm immer, und so hatte sie auch heute geklagt; sie werde eines Tages verschwunden sein und er solle dann vergeblich nach ihr suchen!

Dem Pferde die Gerte gebend, sprengte sie ihm voraus durch das weite Hofportal, in welchem die Hunde sie freudig empfingen. Sie sah nicht den bescheidenen Mann, der im groben Flausrock, den breitkrempigen Hut über dem bärtigen Gesicht, neben dem Pfosten des Thores stand, sah auch nicht mehr, wie er den Hut zog und ihr nachschaute. Sich auf Anatol stützend, verließ sie den Sattel, und unmutig den Saum des Reitkleides erfassend, trat sie über die Stufen der Freitreppe.

Anatol folgte ihr in seinem unveränderlichen Gleichmut; er lächelte, als sie so verdrossen die Gerte auf den Tisch warf und den Hut vom Scheitel löste, dessen braunes, halbkurzes Haar noch immer an jene Reise erinnerte. „Geh! Verlaß mich! Laß mich allein! Du hast ja Zerstreuung genug da draußen und wirst mich nicht vermissen!" rief sie, entrüstet über sein Lächeln. „Ich gäbe die Hountingdonschen Schlösser mit allem, was daran und darum ist, für die Freiheit meines eigenen Willens, aber selbst um den Preis gewährt man sie mir nicht! Eine Sklavin ist glücklicher als ich!"

Sie trat, Anatol launenvoll den Rücken wendend, ans Fenster und schaute trotzig in ihr selbst im Winter grünes Gefängnis hinaus, als Bob, der alte Diener, mit einem verschmitzt lächelnden Gesicht herein und zu ihr schritt.

„Mylady," sagte er halblaut, „es ist ein Mann draußen, der weit her zu Ihnen kommt, ein alter Bekannter, der Sie zu sprechen wünscht. Er steht draußen und hat, wie er sagt, Wichtiges für Sie, das er nur Ihnen mitteilen will." Und leiser fügte er, sich zu ihr beugend, einige Worte hinzu, die sie überrascht zusammenfahren ließen. Sie nickte schweigend, und

während Bab ging, trat sie ins Zimmer zurück zu Anatol.

„Wenn es ... O mein Gott, eine Ahnung, die mich plötzlich überkammt!“ Sie stützte die Hand auf des dasitzenden jungen Mannes Schulter, blickte mit ängstlicher Spannung zur Thür, die sich eben öffnete, that dann einige Schritte zu derselben und hielt, die Hand auf die Brust pressend, inmitten des Zimmers inne.

Anatol war ihr unwillkürlich gefolgt; mit Überraschung schritt er an ihr vorüber, ihr voraus, auf den Eintretenden zu, der, den Schlapphut in der Hand, mit seinem verwitterten Gesicht die beiden ehrfürchtig anschaute.

„Sie sind's, Kapitän Potter!“ rief er, diesem die Hand entgegenstreckend. „Wie kommen Sie ...?“

„Mr. Potter!“ rief auch Harriet, und lebhafter als Anatol, war auch sie an der Thür.

Dick wußte nicht, welche der beiden ihm ausgestreckten Hände er zu berühren wagen solle. Er sah recht müde aus, sein garstiges Gesicht hatte an Fülle verloren und sein verwilderter Bart war in der kurzen Zeit vollständig ergraut.

„O Mylady,“ sagte er in seinem ordinären Jargon, „es ist ein weiter Weg, den ich gemacht habe! Ich bin ja auch nicht mehr, der ich damals war, denn Krankheit und Mißgeschick haben mich niedergeworfen; aber ich mußte Sie suchen, weil ich's versprochen hatte.“

„Wer schickt Sie? Van wo kammen Sie?“ rief Harriet mit bange pochendem Herzen und ängstlich in den verblaßten Zügen Dicks lesend. Sie zog einen Sessel herbei, zwang ihn, sich auszuruhen, und Dick schien dessen bedürftig. Mit einer plumpen Geste um Nachsicht bittend, sank er auf den Stuhl.

„Es ist nicht lang, aber es ist traurig, was ich Ihnen zu bringen habe,“ sagte er, die Hände auf die Knie stützend und vor sich blickend. „Ich sollte ja nicht lange meine Freude an dem schönen Dampfer haben! Als ich eines Abends mit Fremden vor Minieh lag und in der Stadt war, um Einkäufe zu machen, ging er in hellen Flammen auf. Meine Leute retteten sich, ich aber verlor alles, was ich besaß. Nur einer der Schufte, mein früherer Jagdkamerad, der neidisch auf mich war, konnte sich im Dunkel an Bord geschlichen und Feuer in meiner Kajüte angelegt haben! ... Ich war ärmer als eine Kirchenmaus,“ fuhr er, traurig nickend, fort, „ich wußte nicht, was beginnen. Da suchte der Chedive Leute für seine Expedition gegen Abessinien, ich ließ mich anwerben und bekam guten Sald, denn ich kannte ja aus unseren Jagdzügen die Wege und Pässe des Landes. Und Sie können sich meine Freude denken, als ich nach langen, schweren Märschen unter den am Ausgang eines Engpasses haltenden hohen Offizieren meinen Wohlthäter wiedererkannte. Er kommandierte eine Abteilung Riflemen, zu denen sich auch einige unserer alten Jäger hatten anwerben lassen.“

„Sie sprechen von meinem Vater?“ rief Harriet halb freudig, halb erschreckt.

„Ja, aber sein finsteres Gesicht sagte mir, daß es nicht der Krieg war, den er gesucht; ich verstand jetzt nur, weshalb der Chedive von Ägypten schon ein Jahr vorher nach ihm verlangt. Er war fertig mit der Welt, und das zeigte er mir, als wir schon am nächsten Tage den Feind vor uns hatten. Dick, sagte er so gleichgültig, als verlange er einen Trunk Wasser, ein Papier aus der Tasche ziehend, ich gedenke heute zu finden, was ich schon lange gesucht. Du wirst nicht im ersten Treffen sein und dich schonen, damit du dies Couvert meiner Tochter überbringen kannst; du wirst mir diesen letzten Dienst erweisen, denn er ist wichtig für mich. Hier, nimm meine Börse, sie wird ausreichen. Auch wirst du dafür sorgen, daß meine Leiche rekagnosziert und über meinen Tod kein Zweifel sei. Danach reichte er mir schweigend seine Hand zum letzten Abschied.“

Dick machte eine Pause und starrte erinnerungsschwer vor sich hin. Harriets Augen hafteten lange auf ihm.

„Mr. Potter!" rief sie, den Arm ausstreckend, mit bedrücktem Herzen. „Sie sprachen zu ihm, Sie beschworen ihn doch abzustehen von seinem Entschluß . . ."

Dick schüttelte den Kopf.

„Solange ich ihn gekannt, hat er nie auf eines anderen Mannes Rede gehört," sprach er dumpf in seinen Bart. „Ich verlor ihn auch aus dem Gesicht, denn er war mit den anderen hohen Offizieren, und bald sah's auch böse für uns aus, denn wir hatten eine schlechte Führung. Die schwarzen Kerle erschienen wie Mückenschwärme vor uns, hinter uns, auf den Bergen, und Schüsse und Speere hagelten auf uns; es ward ein heißer Tag. Ich fand ihn dennoch wieder im Gefecht, ich wollte an seiner Seite bleiben; aber es war zu spät. Von mehreren Lanzenstichen getroffen, sank er im dichtesten Kampf vor mir zusammen. Mir blieb nur übrig, ihn fortzuschleppen, und so starb er denn vor meinen Augen."

„Tot!" Harriet schlug die Hände vor die Augen. „O mein Gott, hat es denn so sein müssen!" Thränen quollen durch die krampfhaft auf das Antlitz gepreßten Finger.

Dick nickte schweigend wieder vor sich hin. Er wußte, daß es so sein gemußt; aber er wagte nicht hinzuzufügen, daß der Sterbende ihm noch zugeflüstert: „Dick, wenn du sie siehst, du wirst schweigen über das, was ja auch der Welt so glücklich ein Geheimnis geblieben! Begrabe es in diesen Bergen mit mir und sag ihr, ich habe ihr nicht sein dürfen, was ich so spät noch gewollt, seit sie von mir begehrt, was ich als Lebender nimmer gewähren durfte . . . Bring ihr den Segen des Sterbenden!"

„Tot! . . . Sie sagten: tot!" rief Harriet, in dem unheimlichen Schweigen um sie her aufgejagt, Dick anstarrend, der ihrem Auge nicht begegnen wollte. „Anatol, kann es denn wahr sein?" Sie warf sich an seine Brust. „O, ich war schlecht, recht schlecht, du weißt es!" schluchzte sie. „Nur um dir gehören zu dürfen, war ich es!"

Anatol suchte sie zu beschwichtigen.

„Ich verstehe dich ja erst jetzt!" rief sie, von innerem Vorwurf gefoltert. „Du ersparteſt mir verweisende, strafende Worte, als du mich so unzufrieden sahst! Ja, ich war strafbar! Er versprach mir damals seinen Tod, und ich nahm es hin, und ich sehnte seinen Tod herbei, ohne es mir selbst zu gestehen! Ich, sein Kind! O, mein Gott, warum hat es denn so sein müssen! Ich finde ja nichts, das mir sagte: warum! warum!" Sie barg ihr Antlitz, von Reue gequält, schluchzend an seiner Schulter, und selbst Dick ward es warm und weich um das solcher Regungen ungewohnte Herz.

„Fasse dich!" bat Anatol, ihr Kinn hebend und ihr in die thränenschweren Augen blickend. „Ich durfte dir ja nicht sagen, was in London schon als Gerücht erzählt wurde, von der schon vor Monden im Ministerium eingetroffenen Nachricht, es sei in jenen traurigen Kämpfen ein Lord Hountingdon gefallen; ich durfte es nicht, solange die Bestätigung fehlte, auf die ich bis heute vergeblich gewartet! Sie ist vielleicht jetzt schon in London eingetroffen, ich erwartete sie mit der fälligen Orientpost, und deshalb zog es mich dahin zurück, schon heute . . ."

Bobs Eintreten unterbrach ihn; er sah eine Depesche in der Hand des alten Dieners, der, als er seine junge Herrin so bleich und fassungslos sah, betroffen an der Thür stehen blieb; er führte Harriet zu ihrem Sessel zurück und nahm das Papier aus Bobs Hand.

„Was ich erwartete!" sprach er mit gepreßter Stimme so laut, daß Harriet ihn hörte. „Die amtliche Bestätigung seines Todes! . . . Harriet," er trat wieder zu ihr, „beruhige dich; nicht seinen Tod ersehntest du, sondern dein Glück, das er dir schuldete!" Er preßte einen Kuß auf ihre Stirn und wandte sich dann zu Dick: „Mr. Potter, wir danken Ihnen für den weiten Weg, den Sie gemacht! Was übergab Ihnen Lord Hountingdon für seine Tochter?"

Dick zog ein Couvert aus seiner Tasche und reichte es ihm mit trauriger Miene.

„An dich, Harriet!" Er öffnete das Couvert und überreichte ihr aus demselben ein aus einem Notizbuch gerissenes Blatt, dann öffnete er ein anderes. „Die amtliche Bestätigung auch hier!" Er legte das Papier zusammen und blickte auf Harriet, die mit von Thränen geblendeten Augen dieselbe Handschrift las, die ihr Dick damals von der Insel überbracht, und, das Taschentuch vor die Augen führend, Anatol das Blättchen zurückreichte.

„Was dir der Lebende versagen mußte, der Sterbende giebt es dir, seinen Segen!" las er mit bewegter Stimme. „Harriet!" Er zog sie vom Sessel auf und preßte sie an sich. „Was ihn bewogen, sein Heim und seine Familie zu fliehen, er hat es mit sich in sein fernes Grab genommen; laß uns nicht nach dem Unergründlichen forschen! Vielleicht giebt Mr. Potter" — er wandte sich, während er den Arm über Harriets Hüfte gelegt, zu diesem, der sich mit Anstrengung erhoben, und streckte ihm die Hand aus — „vielleicht giebt er uns Aufschluß über ihn, der ihn besser gekannt als du, denn hoffentlich wird er es vorziehen, bei uns in seiner Heimat zu bleiben, anstatt den weiten Weg zurück zu thun."

Dick lächelte traurig vor sich hin.

„Mylord," sagte er, gekrümmt dastehend, „ich habe gethan, was mein Herr und Wohlthäter in seiner letzten Stunde von mir begehrte; ich nehme ein Obdach bei Ihnen an, solange ich muß, denn krank und gelähmt durch die Winterkälte, hab ich mich hierher geschleppt; die Gicht, die mich schon im Kanal überfiel, ist mir in alle Glieder gekrochen, und wenn ich schon daran glauben soll, so will ich mich lieber in die Sonne legen und sterben."

Damit schaute er sich nach Bob um, und jetzt erst sah Anatol, welche Anstrengung es dem Ärmsten gekostet, sich aufrecht zu erhalten. Bob reichte ihm teilnehmend den Arm und führte ihn in sein eigenes Zimmer.

Am Abend saß er dennoch bei dem jungen Paare, gezwungen, das Mahl mit ihnen zu teilen, nachdem er am heißen Kamin aufgetaut, wie er selbst sagte. Er sollte erzählen, und das that er mit so bereitem Munde, und Harriet lauschte ihm so hingebend, wenn er von ihm sprach; sie wollte sich daraus ein Bild des Mannes schaffen, mit dem sich ihr Kindesherz versöhnt, und sie schuf sich wirklich aus Dicks Erzählungen ein solches; aber es war ihr, als fehle schließlich demselben doch die Seele.

„Mr. Potter," unterbrach sie ihn endlich in tiefem Sinnen, „sagen Sie mir eins noch: glaubte er an Gott?"

Dick überraschte die Frage, denn sie lag seinem Denkkreise so fern.

„An Gott?" wiederholte er verlegen. „Ja, Mylady, das that er wohl, denn er sagte mir einmal, als wir in der Wüste nachts auf dem Anstand lagen: Dick, sagte er, der sonst so wenig sprach, aus tiefem Nachdenken auffahrend, es giebt einen Gott, aber er hat Unglück mit seiner Kreatur, denn die ihn am gläubigsten anzubeten vorgeben, sie belügen ihn und verraten diejenigen, die an sie glauben."

Harriet wechselte die Farbe. Dick hatte das so derb gesprochen, daß ihr jedes seiner Worte im Ohr nachhallte. Und wie eine jähe Eingebung ihres Gedächtnisses rief es in ihrem Herzen: Die Mutter!

Sie erhob sich unter einem Vorwand und suchte die Einsamkeit ihres Zimmers, und hier webten ihre Gedanken sich die Fäden zusammen, die ihr auch ein Bild von der Gemeinsamkeit der Eltern und ihrer Trennung geben sollten.

„Die Mutter!" flüsterte sie mit heißem Atem wieder vor sich hin, die Hände über der Brust faltend und auf das ihr gegenüber hängende Ölbild der schönen Frau starrend, die mit den heißen andalusischen Augen auf sie herabblickte. Hatte die Mutter ihn geliebt? Harriet suchte die Antwort in diesem Bilde. Sie, die, seit er fern gewesen, dem Kinde nie seinen Namen genannt und an der ihre ahnungslose Kindesseele mit so viel Liebe gehangen? Hatten sie sich beide verstanden in ihrem Herzen, in ihrem Gott, an den doch auch er geglaubt, sie, das so inbrünstig gläu-

bige Weib, das im Schoße der Kirche erzogen worden, und er ... Warum war er denn von ihr gegangen, und warum hatte er in der Einsamkeit der Steppe diesem Manne gesagt: die ihn am gläubigsten anzubeten vorgeben, sie belügen ihn und verraten diejenigen, die an sie glauben?

Ein Frösteln schüttelte sie im regungslosen Anschauen des Bildes, vor dem sie in ihrer Einsamkeit so oft gekniet, der Tage der Kindheit gedenkend, die sie mit der Mutter in dem schönen Andalusien verlebt, während hier in dem kalten, öden Schloß nur Anatols Liebe ihr Herz zu erwärmen vermochte. Zweifel stiegen in ihrer Seele auf, aber ihr graute vor denselben. Sie wollte nicht denken darüber, nicht fragen, nicht forschen, aber sie, sie wollte Anatol lieben, immer, ewig.

Dieser trat eben, sie vermissend, herein. Er sah ihre Augen so furchtsam, so verscheucht, so thränennaß und blickte unruhig auf sie herab, als sie, dasitzend, sich an ihn klammerte und ihr Antlitz an seiner Brust barg. Aber sie verschwieg ihm, was in ihr vorgegangen; er sollte es nie erfahren.

* * *

Als der Frühling gekommen, fand in der Schloßkapelle von Whitecroß in aller Stille die Vermählung statt. Anatol und Harriet rüsteten sich zu einer Reise nach dem Kontinent.

Auch Dick Potter, der den ganzen Winter, von Bob treulich gepflegt und in Flanelle gewickelt, am Feuer des Kamins gesessen, fühlte sich besser, und seitdem litt es ihn nicht mehr hier. Die weiten Rasenplätze des Parkes waren ihm zu grün, die Laubdächer der Bäume zu dunkel, der Himmel zu grau; er wollte in die Steppe zurück, in der selbst die Palme es nicht wagte, das Licht der Sonne zu verdunkeln.

Er war recht weich und mürbe geworden und der Umgang mit gesitteten Menschen hatte auch ihn zahm gemacht; aber es litt ihn doch nicht mehr, und so nahm er denn eines Morgens mit einem kleinen Bündel unter dem Arm gerührt seinen Abschied von dem jungen Paar, das ihn ausreichend mit Reisemitteln versehen. Mehr hatte er nicht annehmen wollen, aber er hatte Anatol wenigstens versprochen, persönlich seine Ankunft bei dem englischen Konsulat in Alexandrien zu melden, an welches letzterer ohne Dicks Wissen einen Check gesandt, der ihm behändigt werden sollte.

Im Schlosse Whitecroß ward es also stiller noch als bisher; der Frühling und der Sommer verstrichen, und fremden Händen war die Pflege der Blumenbeete im Park überlassen, die Harriets einzige Freude gewesen. Erst im Herbst, als die Jagd in den großen Forsten beginnen sollte, stieg ein glückliches junges Paar vor der Freitreppe ab, dessen Ehe auch ferner eine ungetrübte blieb, weil in Schloß und Park ihm nicht einmal ein Heimchen von alten Vorgängen sang, deren Kenntnis beider innere Ruhe und Vertrauen auf ihr Glück zu stören vermocht hätte.

Was aus Dick Potter geworden, davon haben sie nie erfahren.





Das Schloß in Detmold.

Bilder aus dem Fürstentum Lippe.

Von

August Trinius.

m nordöstlichen Zipfel Westfalens, dem sagenreichen Lande der roten Erde, zwischen der breit dahinwogenden Weser und dem eichenüberrauschten Teutoburger Walde, liegt freundlich gebettet im Grün seiner anmutigen Hügel- und Berglandschaft das Fürstentum Lippe. Und obgleich seit einem Jahrzehnt eine Eisenbahnlinie mitten durch das Herz und die Hauptstadt des Landes führt, somit dasselbe in das große europäische Verkehrsnetz mit einwebend, hat sich dieses bescheidene, innerhalb seiner Grenzen trefflich abgerundete Fürstentum doch noch immer seinen abgeschlossenen Charakter bewahrt, der zu den Reizen, welche Natur und Kunst, wie ein in seinem Wesen und Lebensgewohnheiten noch ursprünglicher, in sich gefesteter, eigenartig-knorriger Menschenschlag diesem Lande verleihen, noch den Zauber unangetasteter, frischer Natürlichkeit gesellt.

Viele Tausende rollen alljährlich längs der Grenzen dieses anmutigen Landes in die blaue, weite Ferne, ahnungslos, welch

ein Schatzkästlein sie unbeachtet am Wege liegen lassen, welch ein Dornröschen landschaftlicher Schönheit hier noch unausgeküßt schlummert. Denn voller und prächtiger rauscht vielleicht nirgends der deutsche Wald wie hier im Teutoburger Walde, dem Osning des Mittelalters; Sage und Geschichte grauer Vorzeit haben vereint die verwetterten Stämme dieser Rieseneichen mit vollen Kränzen geschmückt, und wer einsam sinnend unter den breit ausladenden Wipfeln dahinschreitet, dem tönt es zuweilen heute noch wie Anschlagen von Schilden in der Ferne, siegesfroher Zuruf und das Zischen der niedersausenden Pfeile. Dann klingt es wieder von dunklen Mären aller Art, und um den Malstein am Kreuzwege sitzen düster blickende Gestalten zum blutigen Femgericht versammelt. Ein wundersames Land! Ehrwürdige, uralte Kultur des zäh an seiner Scholle haftenden Hofbesitzers, des seiner Sprache, seinen Sitten und Eigentümlichkeiten treu bleibenden niedersächsisch-westfälischen Stammes, tritt uns noch überall entgegen. Drinnen aber in den kleinen, schmucken Städten begegnen wir noch einer Fülle Bewunderung erregender Bauten, die in ihrem reich und rein durchgeführten Stile an die köstlichste Blütezeit deutscher Baukunst früherer Jahrhunderte uns erinnern. Denn wie weltab und schlicht uns wohl auch dieses Land innerhalb des großen deutschen Vaterlandes bedünken mag, durch seine geistige Kultur hat es sich von jeher hervorgethan und nimmt es hinsichtlich dieser und eines ausgezeichneten Volksunterrichtes längst eine hohe, wohlverdiente Stellung ein.

Obgleich die Bodenbeschaffenheit des Fürstentums nur mäßig fruchtbar zu nennen ist, so bildet trotzdem die Landwirtschaft das Hauptgewerbe und die



Der Schloßhof in Detmold

Haupternährungsquelle des Landes, dessen Industrie bisher noch keinen besonderen Aufschwung genommen hat. Die Meerschaumfabrikation in Lemgo, die Stärkefabrik von Hoffmann & Co. bei Salzuflen, wohl unbedingt die größte innerhalb Deutschlands, sind nur Ausnahmen, die um so schärfer den Gegensatz zu der sonstigen ackerbautreibenden Bevölkerung hervortreten lassen. Von der sprichwörtlichen Seßhaftigkeit der Westfalen macht die Zunft der Ziegler eine bemerkenswerte Ausnahme. Alljährlich, wenn der Kuckuck im Walde den nahen Lenz kündet, ziehen mehr als zehntausend Ziegler aus dem lippeschen Lande hinaus, nach allen Richtungen Deutschlands, oft bis Schweden, Ungarn und sogar Südrußland, um erst im Herbst mit ihrem Erlös wieder heimzukehren.

Seinen Namen hat das Fürstentum von der im Teutoburger Walde entspringenden und bei Wesel in den Rhein mündenden Lippe, die freilich nur die Enklave Lipperode berührt; auch die Weser bestreicht nur die nördlichste Spitze des Landes, doch ihre Nebenflüsse Werra, Exter und Kalle entspringen darin und die Emmer durchströmt den südlichen Teil desselben. Trotz der sehr waldigen, mäßig fruchtbaren Bodenbeschaffenheit, trotz des Mangels größerer Industriebezirke ist die relative Bevölkerung doch eine sehr starke zu nennen. Denn auf die Quadratmeile kommen ungefähr 6000 Bewohner. Das gesamte Fürstentum, 20,6 Quadratmeilen groß, umfaßt über 123300 Einwohner, welche zumeist protestantischen Glaubens sind.

Wie das Erdinnere Westfalens unendliche Schätze blinkenden Erzes birgt, so bietet auch das Land selber einen Reichtum, einen bunten Wechsel von Eindrücken in Landschaft, Baudenkmälern, geschichtlichen Erinnerungen, Sagen, Kultur und Menschenart, die uns ergreifen und gefangen nehmen. Von welcher Seite man auch seinen Weg hinein in das Ländchen Lippe nehmen wollte, von welcher Höhe des Teutoburger Waldes man über die Grenzen hinausschauen mag, immer wird das Auge auf Stätten haften, deren Namen hellen Klang haben. Hier das romantische Bad Driburg, dort das stahlkräftige, waldumrauschte Pyrmont, und noch weiter nördlich das betriebsame Minden mit seiner Porta Westfalica, durch deren stolze Felsenmauern die Weser ihre schäumenden Wellen dem Meere entgegenrollt. Hart an der Grenze von Hannover, wo die Hamel sich in die Weser ergießt, grüßt mit turmbekränzter Ringmauer, Giebeln und Erkern die alte Hansestadt Hameln herüber, deren Rattenfängersage durch Julius Wolff wieder neues Blut und Leben empfing.

Im Westen steigt mit seinem ehrwürdigen Münster das alte Herford auf, aus dessen Frauenstift König Heinrich I. sich einst die heilige Mathilde als liebliches Ehgemahl holte; ein paar Meilen südlich klappern die vielen Tausende von Webstühlen der großen, fleißigen Leinwandwerkstatt Bielefeld. Ganz im Westen aber, schon halb im blauen Duft der Ferne verschwimmend, ragen die zahlreichen Türme von Münster, der ehemaligen Hauptstadt des gleichnamigen Bistums, empor, an dessen Lamberti-Kirchturm im Jahre 1536 die Wiedertäufer nach ihrer Hinrichtung in drei Eisenkäfigen aufgehängt wurden.

Die Hauptstadt des Fürstentums Lippe ist Detmold, nach welcher zumeist irrtümlicherweise dieses regierende Fürstenhaus wie das Land benannt wird, im Gegensatze zu der fürstlichen Seitenlinie Schaumburg-Lippe (Hauptstadt: Bückeburg) und den beiden gräflichen Nebenlinien Lippe-Biesterfeld und Lippe-Weißenfeld. Detmold, in überaus anmutiger Lage zwischen bewaldeten Höhen, fruchtbarer Thalebene, Wiesengrün und hellblitzenden Wasserläufen — Werra und dem kleinen Seitenbache Berlebecke — am Ostfuße des Teutoburger Waldes hingelagert, ist nicht nur eine der ältesten Niederlassungen des Landes, sondern auch eine der ältesten Städte Deutschlands. Seine geschichtlichen Erinnerungen reichen bis tief in die graue Vorzeit unseres deutschen Volkes und

haben dieser schmucken Residenzstadt einen unvergänglichen Schimmer verliehen.

Zwischen Detmold und dem Orte Horn liegt das sogenannte Winnefeld. Nach alten Überlieferungen fand hier im Jahre neun die grimme Varusschlacht statt. Späterhin wird Detmold von dem Geschichtschreiber Karls des Großen, Einhard, mehreremal als Thiatmelle und Theotmalli (d. h. Volksgerichtsstätte) erwähnt. Zweifelhaft bleibt es jedoch immerhin, ob damals bereits sich hier eine Ansiedelung befand, oder es in der That eben nur eine gerodete Stätte inmitten dichten Laubwaldes war, auf der die Sachsen zuweilen zu einem Volksgericht zusammentraten. Im Jahre 783 hat dann Kaiser Karl der Große hier die Sachsen blutig aufs Haupt geschlagen. In eigener selbständiger Verwaltung erscheint Detmold zum erstenmal urkundlich 1330. Zwanzig Jahre später verlieh Graf Otto, der sich inmitten des Ortes eine feste Herrenburg erbaut hatte, demselben Stadtrechte. Der aufblühenden Stadt sollten die härtesten Prüfungen nicht erspart bleiben. Während der Soester Fehde 1447 wälzten sich, durch Erzbischof Dietrich von Köln, der sich mit Bernhard VII., Graf zur Lippe, in Fehde befand, herbeigerufen, Scharen wilder, verlotterter Böhmen heran, eroberten die sich anfangs mutig wehrende Stadt und brannten sie zum Teil nieder. Und gerade hundert Jahre darauf saß eines Tages wieder der rote Hahn auf dem Dache eines Bürgerhauses. Alle menschliche Hilfe erwies sich fruchtlos. Als das Feuer verloschen war, lag die gesamte Stadt mit der 1350 erbauten Burg in Asche und Trümmern. Langsam erholte sich die Stadt wieder von ihren schweren Wunden. Simon V. (1511 bis 1536) erkor Detmold bei seinem Regierungsantritte zur Residenz, unterstützte nach Möglichkeit die Bürgerschaft in dem Wiederaufbau der Stadt und erbaute sich selbst und seinen Nachfolgern das herrliche, im Mittelpunkte der Stadt belegene Residenzschloß, das nicht nur die Zierde und Sehenswürdigkeit Detmolds noch heute bildet, sondern unter den kleineren deutschen Residenzen wohl überhaupt eine der schönsten darstellt.

Der herrliche Schloßbau besteht aus vier untereinander verbundenen Flügeln, welche den Schloßhof umschließen. Ehedem war die ganze Schloßanlage, dieselbe gegen kriegerische Angriffe zu schützen, mit einem mächtigen, durch vier, die Ecken kennzeichnende Rondele verstärkten Wall umzogen, um den sich nun wieder ein breiter Wassergraben wie ein Gürtel legte. 1780 ist dieser Wall niedriger gelegt und in einen geschmackvollen Garten und Park umgewandelt worden. Auch der ebenso breite als tiefe Graben ist zum Teil seitdem zugeschüttet worden. Mit gerechtfertigtem Stolze blickt der Detmolder auch auf seinen fürstlichen Schloßplatz, der mit seinen Terrassen, ehrwürdigen Baumgruppen, plätschernden Springbrunnen und wohlgepflegten Rasenanlagen eine für Auge und Gemüt gleich wohlthuende Anziehungskraft auf die hier Lustwandelnden ausübt. Aber die Perle innerhalb dieser wahrhaft fürstlichen Besitzung bleibt doch das Residenzschloß. Der ganze berückende Zauber deutscher Renaissance ist über diese Bauschöpfung ausgegossen, ob man nun dieses Schloß von außen her oder innerhalb des geräumigen Hofes betrachte. Welch ein verwirrendes, das Auge fort und fort beschäftigendes und anregendes Durcheinander von Giebeln, Türmen, Erkern, wechselnden Fensterreihen, Galerien, Portalen, Söllern, Winkeln und Dächern; hier überzogen von grünendem und blühendem Geranke aller Art, dort förmlich hineingetaucht in säuselnde Wipfel, Blumen und Gesträuch, überragt von einem mächtig aufstrebenden Eckturm, der bis in seine oberste Helmspitze wie betupft erscheint von Treppen- und Erkerfenstern, Giebeln und Knäufen. Und dies alles umwoben von Sonnenschein, Himmelsblau, Blättergrün und Vogelsang!

Freilich das neue Geschlecht hat sich längst ein anderes Heim gegründet, und nur wenn hoher Besuch am Hofe weilt,



Straße in Detmold.

dann erstrahlt das ehrwürdige Residenzschloß wieder im alten Glanze und halb vergessener Herrlichkeit. Vom Schloßplatze führen schattige, breite Wege am Kanal entlang und dem fürstlichen Palais und Palaisgarten vorüber zum sanft ansteigenden Büchenberge, einem kunstsinnig angelegten Parke, dessen ehemaliges, in der Mitte befindliches altes Lustschloß Friedrichsthal dem neuerbauten fürstlichen Mausoleum hat weichen müssen.

Von den Innenräumen des Residenzschlosses ist besonders eine Flucht von Prunkgemächern hervorzuheben, welche seit einem Besuche König Friedrichs I. im Jahre 1711 die „Königszimmer“ heißen

und durch ebenso gediegene als künstlerische Pracht sich auszeichnen. Lebhafte Bewunderung darin erregen die kostbaren Gobelintapeten, die in lebensgroßen Figuren den Zug Alexanders darstellen. Auch der Ahnensaal und die ebenso wertund liebevoll ausgemalten Bildern versehen.

Die wiederholten Brände haben Detmold den altertümlichen Charakter leider genommen. Die meisten der Profanbauten, wie Rathaus, Kirchen, fürstliche Be-



Die Türme der Nikolaikirche in Lemgo.

volle als interessante Waffenhalle verdienen erwähnt zu werden.

Eines Besuches wert ist auch die an den fürstlichen Marstall grenzende öffentliche Bibliothek, welche außer zahlreichen seltenen Schriften der älteren Reformationszeit auch noch ungefähr siebzig Nummern von ehrwürdigen Handschriften aus dem Mittelalter besitzt, darunter eine vollständig erhaltene von Jakob von Maerlants „der Naturen Bloeme“ vom Jahre 1287 auf Pergament, mit zierlich

sitzungen, sind aus neuerer Zeit. Nur die reformierte Kirche stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert, ist aber, bis auf die schönen gotischen Fenster, doch nur ein nüchterner Bau. Auch unter den alten bürgerlichen Wohnhäusern haben die Jahrhunderte gründlich aufgeräumt. Trotzdem bleibt der Eindruck, besonders in der Altstadt, ein traulicher, während der regelrecht angelegten, schmucken Neustadt unser nach Licht und Luft drängendes Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt hat.

Die nähere Umgebung Detmolds, das wie in Baumgrün und Blumengärten gebettet liegt, ist von außerordentlichem Liebreize und umfaßt eine bunte Fülle angenehmer Zielpunkte mit weitem Ausblick in das Land und über das wogende Blättermeer des Teutoburger Waldes. Detmold hat sich in den letzten Jahrzehnten, besonders seit Eröffnung der Eisenbahn, der ersten, welche das Land berührte, zu ungeahnter Blüte emporgeschwungen und ist sichtlich bestrebt, unter der Huld eines ebenso kunstsinnigen als väterlich sorgenden Fürsten (seit 1875 Fürst Woldemar, geboren am 18. April 1824) auch in seinem äußeren Gewande immer mehr diesem Aufschwunge Ausdruck zu geben.

Auch in der Litteraturgeschichte bleibt Detmold bemerkenswert. Hier wurde am 11. Dezember 1801 Christian Friedrich Grabbe als der Sohn des Zuchthausaufsehers geboren, der Dichter des „Herzog Theodor von Gothland", des „Don Juan und Faust", wie einer Reihe weiterer verworrener Dramen, die alle Zeugnis eines bedeutenden Talentes wie gänzlicher Charakterlosigkeit ablegen. Nach einem wüsten, irren Leben reumütig wieder nach Detmold in das Haus seiner von ihm verlassenen Frau heimgekehrt, gab er am 12. September 1836 nach schmerzhafter Krankheit in den Armen seiner Mutter den Geist auf. Ihm sang Freiligrath, der tapfere Landsmann, schmerzbewegt in seinem berühmt gewordenen Liede „Bei Grabbes Tod" nach:

> Der Dichtung Flamme ist allezeit ein Fluch!
> Und Male brennt sie; durch die Mitwelt geht
> Einsam mit flammender Stirne der Poet;
> Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!

In derselben Straße (Wehmstraße), wo Grabbes Sterbehaus liegt, finden wir auch das Haus, in dem am 17. Juni 1810 Ferdinand Freiligrath das Licht der Welt erblickte, der Dichter des „Löwenritt" und des tief ergreifenden Liedes „O lieb, solang du lieben kannst!", das er mit neunzehn Jahren seinem verstorbenen Vater nachsang. Hier in Detmold verlebte Freiligrath seine frühe, goldene Kinderzeit, von der er noch in der „Bilderbibel" wehmütig träumt:

> O Zeit, du bist vergangen;
> Ein Märchen scheinst du mir!
> Der Bilderbibel Prangen,
> Das gläub'ge Aug dafür,
>
> Die teuren Eltern beide,
> Der stillzufriedne Sinn,
> Der Kindheit Lust und Freude —
> Alles dahin, dahin!

Aus dem Mark und dem gewaltigen Rauschen seiner heimatlichen Eichen sog er gleichsam die eigene Kraft und Kühnheit seines Wesens, die Treue und den tiefen Gemütssinn, wie die unauslöschliche Liebe zum deutschen Vaterlande, der er in seinem Liede an die „Auswanderer" so mächtig ergreifenden Ausdruck lieh:

> Wie wird es in den fremden Wäldern
> Euch nach der Heimatberge Grün,
> Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
> Nach seinen Rebenhügeln ziehn!
>
> Wie wird das Bild der alten Tage
> Durch eure Träume glänzend wehn!
> Gleich einer stillen, frommen Sage
> Wird es euch vor der Seele stehn.

Eine Meile westlich von Detmold liegt das 1680 erbaute fürstliche Jagdschloß Lopshorn mit schattigem Schloßgarten. Der Weg dahin führt über Hiddesen, bei dessen Mühle der köstliche Hochwald beginnt. Lopshorn hat durch sein dicht angrenzendes „Sennergestüt" längst sich einen europäischen Namen erworben. Nach alten Chroniken bestand dasselbe bereits im Jahre 1160; gewiß ist es jedoch, daß es sich schon im fünfzehnten Jahrhundert eines bedeutenden Rufes erfreute. Bis 1874 lief das Sennerpferd frei im Walde umher. Erst seit dieser Zeit ist den prächtigen Tieren ein ausgedehnter, sechsundachtzig Hektare umfassender, eingezäunter Tummelplatz überwiesen worden. Mütterlicherseits stammt noch heute das Sennerpferd von der alten Rasse ab, da niemals fremde Stuten in dem Gestüt Aufnahme fanden. Als Beschäler sind seit den letzten hundert Jahren nur englische Vollbluthengste genommen worden, während man ehemals solche aus aller Herren Ländern bezog. Das Sennerpferd vereint

mit einer schönen, edlen Erscheinung eine ganz vorzügliche Ausdauer und Behendigkeit, die es zu allen Diensten brauchbar machen, sobald Dressur und sorgsame Pflege die anfängliche und durch das freie Aufwachsen verständliche Scheu überwunden haben. In früheren Jahren gestalteten sich die jährlichen Versteigerungen einer Anzahl undressierter Sennerpferde zu einem großen Volksfeste für die Detmolder. Das hat leider aufgehört, seitdem jetzt vorzugsweise angerittene Vierjährige im Marstall zu Detmold versteigert werden.

Einige Meilen nördlich der Residenzstadt finden wir die ehemalige Hansestadt Lemgo an der Bega. Das noch zum Teil recht mittelalterliche Aussehen dieses betriebsamen, ungefähr 6500 Einwohner zählenden Städtchens übt auf jeden Besucher einen eigenen, fesselnden Reiz. Die beiden Häuser Lippehof und Annenhof, die zwei alten lutherischen Kirchen und besonders das überaus reich ornamentierte Rathaus, ein Juwel aus der Renaissancezeit, haben in der Architektenwelt Klang und Ansehen. Was den Namen der Stadt aber in der vielköpfigen Welt der Raucher und Pfeifenliebhaber aller Zonen und Zungen seit langem berühmt gemacht hat, das ist die hiesige Meerschaum Pfeifenkopf-Industrie. Wohl besitzt dieser Erwerbszweig in Lemgo bei weitem nicht die staunenswerte Ausdehnung und Vielseitigkeit, wie solcher Aufschwung in dem thüringischen Walddorfe Ruhla seit vorigem Jahrhundert erblüht ist, wobei außerdem die Ruhl noch den Vorzug besitzt, Erfinderin und alleinige Fabrikantin des sogenannten unechten Meerschaums (aus den Abfällen des echten Meerschaums künstlich hergestellt) zu sein — dafür aber darf Lemgo vielleicht den Anspruch erheben, daß innerhalb seiner Mauern zum erstenmal der Meerschaum zu Pfeifenköpfen verarbeitet wurde. Genaue Beweise mangeln freilich, und vielleicht darf auch hierin die Ruhl, welche schon seit dem Siebenjährigen Kriege Pfeifenköpfe aus diesem Material schnitt, den Sieg für sich behaupten. Doch wie dem auch sei. Angehörige der Familie Hellwing, aus Lemgo stammend, sollen im vorigen Jahrhundert zuerst eines Tages Meerschaum von der Leipziger Messe nach Hause gebracht haben. Der 1875 in Berlin verstorbene Professor Hellwing besaß die ersten in Lemgo aus Meerschaum geschnittenen Köpfe. Noch heute bestehen eine Reihe tüchtiger, leistungsfähiger Firmen dieses Handelsartikels in Lemgo, wenn auch die Fabrikation desselben in den letzten Jahrzehnten etwas nachgelassen hat. Die Lemgoer Waren sind sehr gesucht und vornehmlich werden die blanken, schön gelbgesottenen Ölköpfe sehr geschätzt. Was beim Verarbeiten des Meerschaums, den Lemgo nur in vorzüglicher Gattung verwertet, abfällt, wandert jahraus jahrein nach Ruhla zur Herstellung der „Masse" des künstlichen Meerschaums. Ruhla wie Lemgo beziehen das kostbare Material aus einer Quelle: den bekannten Meerschaumgruben bei Eski-Schehr in Kleinasien. Von dort, wo ungefähr viertausend Arbeiter einen grimmen Raubbau betreiben, wird der gereinigte Meerschaum sortiert (cirka vierzig Sorten) und verpackt und nun mittels Kamelen, Pferden oder Maultieren bis zum Meere geführt. Im Golfe von Nikomedien (Karamursal) werden dann die verzollten Kisten auf Dampfschiffe geladen und nun über Konstantinopel oder Triest auf die europäischen Märkte gebracht, wo er auch nur kistenweise an die Zwischenhändler und Fabrikanten abgelassen wird. Nur Abfall wird nach Gewicht verkauft. Im übrigen ist der Preis des Meerschaums, der ehedem ganz bedeutend war, in den letzten Jahrzehnten sehr erheblich niedergegangen. Frau Mode hat auch hier ihr Gewicht in die Wagschale geworfen.

Zwei Stunden südöstlich führt uns die Landstraße durch Horn, ein fast dorfähnliches, kaum 1800 Einwohner zählendes Städtchen, zu den Externsteinen, die nicht nur landschaftlich ihren vollen Stimmungsgehalt besitzen, sondern innerhalb Lippe das interessanteste Denkmal bedeu-

ten, dem in der That „die Kunstgeschichte in Deutschland kein anderes an seine Seite zu setzen hat". Von üppigem Pflanzen- und Baumwuchs malerisch umrahmt, der sich in Spalten und Rinnen, am Fuße und auf den Häuptern dieser merkwürdigen



Gotisches Haus in Lemgo.

Felsgruppe festgenistet hat, bilden die berühmten Externsteine in der Hauptsache fünf in einer Linie gelegene, kolossale Sandsteinfelsen, die zum Teil säulenartig aufragen, zum Teil auch dem zusammengebrochenen Trümmerwerk einer Riesenmauer gleichen, und an welche sich dann noch acht kleinere Felsen allmählich in dem anstoßenden Berge, dem Knickenhagen, reihen.

Die reiche Zahl der über die Externsteine erschienenen Monographien beweist am besten, wie sehr von jeher Kunstkritik und Geschichtsforschung dieser seltsamen Sehenswürdigkeit ihr besonderes Interesse entgegenbrachte, welche der Phantasie den weitesten Spielraum bot. Auch über die Entstehung des Namens ist man bis heute noch nicht zur Eintracht gelangt. Vermutungen und Behauptungen stehen sich hier gegenüber. Der lippesche Chronist Piderit nennt sie 1564 „Rupes Picarum" und leitet diese Bezeichnung von den zahlreichen Elstern (dialektisch Äkstern oder auch Extern) ab, welche besonders zu seiner Zeit in dem großen Stein ihre Nester besaßen. Maßmann deutet den Namen nach dem Gotischen Agisdor (Schreckensthor); Clostermeier schreibt Eggestersteine und beruft sich auf die benachbarten Hügel der großen und kleinen Egge. Noch kühner geht Jakob Grimm vor. Er leitet den Namen von „ehegestern" ab, indem er erklärt, diese wundersamen Steingebilde seien nicht von heute, auch nicht von gestern, sondern von ehegestern, d. h. aus uralter Zeit.

Urkundlich kommen die Externsteine zum erstenmal 1093 vor, wo eine edle Familie im Lippeschen sie dem Kloster Abdinghof vermacht. Ob die in den Felsen vorhandenen Grotten wirklich einst von den alten Germanen zu ihrem Sonnen- und Monddienst benutzt wurden oder die Göttin Easter hier ihren heiligen Sitz gehabt

habe, bleibe dahingestellt. Nur dies steht fest, daß die Benediktiner des Klosters gläubigen Scharen so manches klingende Opfer auferlegten. Und ein Wallfahrts-



Rathaus und Mittelstraße in Lemgo.

Abdinghof vortrefflich diese Steine zu einer vielbesuchten Wallfahrtsstätte des christlichen Kultus auszunutzen verstanden, deren Wunder und Zeichen den ziel sind die Externsteine bis heute geblieben, angesichts deren religiöser Darstellungen noch mancher tief ergriffen weilt, wo ja auch einst ein Goethe sei-

nen Zoll aufrichtigster Bewunderung entrichtete.

Der erste Felsen, dessen Rückseite sich in einem stillen, melancholischen Teiche spiegelt, in dessen Uferschilfe ein Kahn leise schaukelt, ist 125 Fuß hoch. Er ist der interessanteste Stein dieser Felsengruppe. In seinem Inneren befindet sich eine 36 Fuß tiefe, 11 Fuß breite und 9 Fuß hohe Grotte. Eine Fensteröffnung läßt von der Morgenseite her das Licht hereinfallen. Drei Eingänge öffnen sich in das Innere. Eine Nebenhöhlung läuft parallel mit der Hauptgrotte und vereint sich am Ende mit derselben. Beim Eingang dieser Nebenhöhle erblickt man zur Seite in halberhabener Arbeit in den Felsen gehauen St. Petrus mit dem Himmelsschlüssel. Im Inneren der Grotte befindet sich sechs Fuß vom Erdboden folgende Inschrift:

„Anno ab incarnatione Domine MCXV, II Kalendas — — dedicavit sanctæ cruci templum hoc Heinricus episcopus Partarprunnensis."

Es geht also daraus hervor, daß diese Kapelle im Jahre 1115 ausgehöhlt worden ist. An der nördlichen Außenwand dieses ersten Felsens befindet sich nun das kolossale Basrelief, die Kreuzabnahme Christi darstellend. Dieses Bild ist 16 Fuß hoch und $12^1/_2$ Fuß breit, die Figuren sind fast in Lebensgröße ausgeführt. Was man jetzt noch erblickt, nachdem der Zahn der Zeit und menschlicher Unverstand so manches hier verstümmelt und vernichtet hat, ist folgendes.

Die Hauptfigur ist Christus, der soeben vom Kreuze durch zwei Männer, Joseph von Arimathia und Nikodemus, letzterer auf einem Stuhle stehend, herabgenommen wird. Zur Rechten steht Maria, zur Linken Johannes, ein Buch in der Linken haltend, während die Rechte trauernd zum Haupte emporgehoben ist. Über dem Kreuze erscheint eine Figur mit einer Siegesfahne in der Hand und unter dem linken Arm die Seele Christi in Gestalt eines Kindleins, die rechte Hand ist über den Querbalken nach dem Heiland ausgestreckt. Da diese wunderbare Erscheinung unterhalb des Querbalkens nicht fortgesetzt ist, so soll dieselbe nach den Anschauungen der meisten Besucher Gott den Vater darstellen. Manche wollen auch darin Gott den Sohn erkennen. Zu beiden Seiten des Querbalkens sieht man noch Darstellungen der Sonne und des Mondes, über den Tod Christi klagend, während unterhalb der Kreuzabnahme Überreste eines „Sündenfalls" erkennbar sind.

Diese großartige Komposition, ebenfalls aus dem zwölften Jahrhundert, der byzantinisch-romanischen Epoche entstammend, wirkt in ihrer energischen Auffassung noch immer mächtig ein. Seitwärts dieses Reliefs erblickt man in einer besonderen Felsenbank noch eine Darstellung des heiligen Grabes in Gestalt eines fränkischen Sarkophags.

Am Fuße des zweiten Felsens befindet sich die sogenannte Kanzel, zu der einige in Stein gehauene Stufen emporleiten. Auf seiner Höhe trägt der Felsen eine zweite Kapelle, zu welcher jedoch der Weg erst über den dritten Felsen über sechsundfünfzig Stufen und dann einen Gang entlang führt. Eine eiserne Brücke bildet dann den Verbindungsweg zur Kapelle. An der Felswand des genannten Ganges liest man noch die Jahreszahl 1600. Außerdem haben Maßmann und v. Bandel nach Abschaben des Mooses und vielen Mühen folgende freilich zum Teil unverständliche Inschrift entdeckt:

„NC . . . . S" dann „VR. KOL. HANS SMITST . . . . M" und endlich „ARNOLD COMES DE BENTHEIM HOC IPSO LOCO PRANS. EST".

Zwischen dem dritten und vierten Felsensteine führt die Straße nach Paderborn hindurch. Der vierte Felsen trägt auf seinem Scheitel einen Riesenblock, der seit Jahrhunderten jeden Augenblick hinabzukollern scheint und einen gefahrdrohenden Eindruck hervorruft. Die frühere Regentin Fürstin Pauline hat ihn jedoch durch Eisenstangen vorsichtigerweise befestigen lassen. Der fünfte Felsen steht bereits

zum größten Teil im Berge und vermittelt den Übergang zu den übrigen acht weniger bemerkenswerten Steingebilden.

Mehrmals ist das Dasein dieser altchristlichen Kunstschöpfung arg bedroht gewesen. Im Jahre 1659 beabsichtigte der Großherzog von Toskana, Ferdinand II., die Externsteine käuflich zu erwerben. Doch von lippescher Seite wurden plötzlich die Verhandlungen abgebrochen, wahrscheinlich in einem aufkeimenden Gefühl von Reue. In den folgenden Jahren wurden dafür die Externsteine zur Grundlage von festungsartigen Bauten ausersehen und mit Türmen, Rondelen, Mauern und Schießscharten umgeben. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brach man dann wohl diese Anlagen wieder ab, aber in einer so rücksichtslosen Weise, daß es erst der Fürstin Pauline 1810 vorbehalten blieb, durch neue Anlagen die Felsen wieder zugängig zu machen. Alte Abbildungen zeigen uns noch die Externsteine mit den Anbauten des Grafen Hermann Adolf. Zwischen dem dritten und vierten Felsen ist auch heute noch ein Überrest jenes Mauerwerks zu sehen.

Von einigen dieser Steingebilde erschließt sich ein malerisches Bild in die von romantischen Reizen geschmückte Umgebung. Freundliche Anlagen umgürten die seltsamen Felsgruppen, und ein einladendes Gasthaus in dichter Nähe derselben sorgt für leibliche Stärkung der vom Frühling bis zum Herbst herbeiströmenden Wallfahrer mit Wanderstab und Fremdenführer in der Tasche. Es rastet sich hier gut. Und wer den Zauber dieser Stätte voll genießen will, der löst wohl den Kahn im Uferschilfe und läßt sich auf den träumerischen Wellen des nahen Teiches leise dahintragen.

Der wahre Glanzpunkt des Fürstentums Lippe aber bleibt doch der weite, herrliche Teutoburger Wald, dessen Erinnerungen an den einst hier über römische Legionen erfochtenen Sieg noch heute jedes Deutschen Herz höher schlagen lassen und ihn gar oft, dichterisch verklärt, zu Zeiten nationaler Bedrängnis mit Mut und Selbstvertrauen erfüllte.

Der südliche Teil des Teutoburger Waldes beginnt, hier Egge genannt, als östliches Randgebiet des Plateaus von Paderborn und streicht bis zur Südgrenze von Lippe, wo er in dem 1430 Fuß hohen Völmerstod seinen Abschluß findet. Von hier aus erstreckt sich der Teutoburger Wald, Lippescher Wald geheißen, durch das Fürstentum Lippe, um dann, ohne besonderen Namen zu führen, sich bis tief in die Regierungsbezirke Münster und Minden hinzuziehen. In Lippe und dem Regierungsbezirke Minden bildet er in der Hauptsache drei nebeneinander laufende Bergrücken, die von zahlreichen Querthälern durchbrochen werden. Der Boden gehört meistens der Kreideformation an und ist von üppigsten Laubwaldungen bedeckt.

Der Name Teutoburger Wald wird zuerst von Tacitus erwähnt und bezog sich wohl nur auf den durch Lippe streichenden Gebirgsteil, den Osning des Mittelalters. Als Beweise dürfen dafür geltend gemacht werden, daß die Grotenburg noch im sechzehnten Jahrhundert „Teut“ hieß und der am Fuße dieses Berges gelegene Hof noch heute der „Teutehof“ genannt wird.

Nach allgemeiner Annahme ist das berühmte Schlachtfeld in dem zwischen Detmold und Horn gelegenen Winnefelde zu suchen, jedenfalls in dem südlichen Teil des Lippeschen Waldes. Den Hergang jenes männermordenden Kampfes kennen wir Deutschen aber alle. Voll düsterer Tragik hat uns Scheffel ihn geschildert:

Als die Römer frech geworden,
Zogen sie nach Deutschlands Norden,
Vorne beim Trompetenschall
Ritt der Generalfeldmarschall,
Herr Quintilius Varus.

Während Kaiser Augustus, der, wie bekannt, die Lorbeeren wohl schön, aber unfruchtbar fand, in Rom die friedlichen Künste pflegte, war sein tapferer Stiefsohn Drusus im Norden bemüht, nachdem er den Rhein durch eine Menge Ka-



Dorf Horn.

stelle geschützt hatte, Germaniens Völker bis zur Elbe zu unterjochen. Ein Sturz vom Pferde machte seinen Bestrebungen ein jähes Ende. Was er begonnen, setzte nun sein Bruder Tiberius fort, bis er sein Werk durch Errichtung einer römischen Statthalterschaft krönte. Doch bald fiel es den germanischen Stämmen wie Schuppen von den Augen; mit Schrecken erkannten sie, in welches Joch der Knechtschaft sie die eigene, von den Feinden ausgenützte Zwietracht getrieben hatte. Ihr alter Stolz erwachte und der heiße Wunsch, die Sklavenketten abzuschütteln. Der Cheruskerfürst Hermann (Armin) übernahm es, das Feuer der Empörung von Stamm zu Stamm zu tragen. Man scharte sich heimlich zusammen, und als am 9. September im Jahre 9 der arglose Varus mit drei Legionen, vielen Hilfstruppen und reichem Troß durch den Teutoburger Wald zog, überfielen die Deutschen das römische Heer. Drei Tage wütete der blutige Reigen. Regen strömte vom Himmel und dichte Nebel wogten über die Waldschluchten schwermütig hin. Sämtliche kaiserliche Adler wurden erbeutet, von den Römern entkamen nur wenige. Der Wald war in ein blutiges Leichenfeld umgewandelt. Als Varus alles verloren sah, stürzte er sich verzweifelt in sein eigenes Schwert. Augustus aber rief, als ihm die Nachricht in Rom hinterbracht wurde, schmerzbewegt aus: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Auf die Wiedergewinnung Germaniens verzichtete er und war fortan nur auf Sicherung der Rheingrenze bedacht. Erst des Drusus heldenmütiger Sohn Germanicus drang nach dem Tode des Augustus fünf Jahre später wieder über den Rhein, um die römische Kriegsehre zu retten. Er begrub die noch immer auf dem grausigen Schlachtfelde bleichenden Gebeine der Römer, verwüstete das Land und führte Hermanns hochgemute Gattin Thusnelda als Gefangene nach Rom. Thusnelda starb in Gefangen-



Die Externsteine beim Dorfe Horn.

schaft, stolz und ungebeugt, ihr in der Fremde geborener Sohn Thumelicus aber wurde in Ravenna als Gladiator erzogen.

Hermann der Cheruskerfürst ward im siebenunddreißigsten Lebensjahre von scheelsüchtigen Freunden heimtückisch ermordet. Im Volksbewußtsein und in zahlreichen Liedern aber lebt sein ruhmvolles Angedenken noch heute fort, und unserem nüchternen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Erfindungen und — der Denkmäler, ist es vergönnt gewesen, zur Ehre des Befreiers Deutschlands im Teutoburger Walde ein Riesendenkmal aufsteigen zu sehen, hoch über das Meer rauschender Eichen, hoch über die Lande, begeisternd verkündend, daß deutscher Mut und deutsche Manneskraft noch immer über die Ehre des großen, schönen Vaterlandes Wacht halten:

> Und zu Ehren der Geschichten
> Thal ein Denkmal man errichten,
> Deutschlands Kraft und Einigkeit
> Verkündet es jetzt weit und breit:
> „Mögen sie nur kommen!"

Eine Stunde südlich von Detmold erhebt sich der kahle Gipfel der Grotenburg, des ehemaligen Teutberges. Der Weg dahin führt an dem kleinen und großen Hünenring vorüber, die nach der Ansicht vieler noch die letzten Überbleibsel der Befestigungsanlagen der von den Cheruskern droben erbauten großen Teutoburg darstellen. Der große Hünenring ist zum großen Teil schon zerfallen, der kleinere zeigt noch jetzt einen mit zwei Eingängen 10 bis 12 Fuß hohen Steinwall von ungefähr 450 Schritten Umfang, von einem Graben umzogen, der jetzt nur noch 4 Fuß Tiefe besitzt, ehemals jedoch bei weitem tiefer gewesen ist. Auch der Steinwall mag ehedem doppelt so hoch gewesen sein.

Zum Schluß der Landstraße den neuen, aussichtsreichen Kaiserweg einschlagend, stehen wir endlich vor dem kolossalen Hermannsdenkmal, der Schöpfung des nun verewigten Ernst v. Bandel.' Auf einem tempelartigen, steinernen Unterbau (93 Fuß hoch), dessen etwas plumpe Form vielleicht durch die Schwere des über ihm lastenden Gewichtes bedingt wurde, ruht ein 5 Fuß hoher Sockel, auf dem sich nun die in Kupfer getriebene und inwendig durch ein schmiedeeisernes Gestell gestützte edle Heldengestalt des Cheruskerfürsten erhebt. Dieselbe ist bis zur Helmspitze 55, bis zur emporgestreckten Schwertspitze 85 Fuß hoch. Das ganze Denkmal besitzt also eine Höhe von 183 Fuß. Seine Herstellungskosten betrugen ungefähr 270 000 Mark. Sie verschlangen das Gesamtvermögen des hochherzigen, begeisterten Künstlers und machten noch Sammlungen in deutschen Landen nötig. Ein Reichszuschuß ermöglichte dann die Vollendung. Über vierzig Jahre hat der Meister seiner Hoffnung gelebt, den Deutschen ein „Mahnzeichen zur Auferstehung" aufzurichten. Die Interesselosigkeit für sein Werk, das immer wieder wegen mangelnder Mittel unterbrochen werden mußte, sie hat am besten bewiesen, wie sehr ein solches die Gemüter aufschüttelndes Mahnzeichen dem deutschen Volke nötig that.

Und schließlich überholten die großen Ereignisse noch sein Werk. Die Weltgeschichte griff ihm vor. Da durfte der greise Künstler wohl schreiben: „Ich wollte mithelfen zum großen Werke deutscher Einigkeit. Des Allmächtigen Fügungen haben in Erfüllung gebracht, was ich als sicher kommend voraussah. Mein großes Volk braucht kein Mahnzeichen mehr. Die Arminsäule ist ein Ruhmesmal geworden. Deutsches Volk hält sein Schwert frei und ruhmumstrahlt, wie Armin vor bald neunzehnhundert Jahren, hoch in starker Faust zum Schrecken seiner Feinde und zum Friedensvertrauen seiner Freunde. Gott erhalt's so!"

Wir Deutschen verdanken das gewaltige Nationaldenkmal im Teutoburger Walde mittelbar einer Ohrfeige, welche Bandel (geboren in Ansbach 17. Mai 1800) 1806 als Junge empfing, als er beim Einzuge deutsch-französischer Söldner in seine Heimatstadt einige laute Bemerkungen des Abscheus nicht zu unterdrücken vermochte. Diese von einem Söldner ihm auf der Straße verabfolgte Ohrfeige brannte dem Kleinen nicht nur

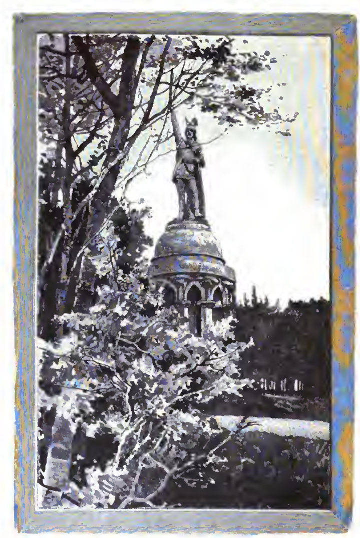
auf der Backe, sondern auch auf seinem Herzen. Schon damals begann der Haß gegen Frankreich, und der anfangs stille Wunsch keimte immer mächtiger empor, dermaleinst seinem Volke durch irgend eine bleibende That einen Denkstein deutscher Heldenkraft zu errichten, an dem es sich immer aufrichten könne. So entstand der Plan des Hermannsdenkmals. Nach vollendeten akademischen Studien bereiste Bandel 1838 zum erstenmal den Teutoburger Wald, probte alle Höhen rings des Schlachtfeldes aus und entschloß sich dann für die Grotenburg, wo er eine Fahne aufpflanzte und den zukünftigen Baukreis mit niedergelegten Steinen kennzeichnete. Den ersten Entwurf zum Denkmal hatte er bereits 1819 vollendet. Der späterhin ausgeführte zweite Entwurf war kurz vor seiner Wanderung durch den Teutoburger Wald in Berlin entstanden. Am 9. Juli 1838 begannen auf der Grotenburg die ersten Vorarbeiten. Der mit jungen Tannen bepflanzte Gipfel wurde gelichtet und ein 66 Fuß breiter Fahrweg aufgeschüttet. Dann wurde der Baugrund ausgehoben, 11 Fuß tief, worauf die Ausmauerung erfolgte. Am 8. September 1841 wurde unter großer Feierlichkeit das Grundsteingewölbe, ein Fuß unter des Denkmals Bodengrundfläche, geschlossen. Am 17. Juli 1846 ward dem gewaltigen 93 Fuß hohen Unterbau der letzte Stein eingefügt. Während dieser Jahre hauste Bandel droben in einem Blockhause oft unter den größten persönlichen Entbehrungen. Die Mühen, welche der Bau erforderte, sollen nicht geschildert werden. Es genügt, wenn darauf hingewiesen wird, daß Bandel erst einen Steinbruch entdecken, für die Fortschaffung der mächtigen Werksteine eigene Wagen bauen mußte, Gerüste aufzurichten hatte und vor allem ein Arbeiterheer für seine Zwecke und Dienste sich neu schaffen mußte.



Die Grotenburg mit dem Hermannsdenkmal.

Trotzdem erlahmte seine Hoffnung nicht, auch dann nicht, als eine sechzehnjährige Pause entstand. Inzwischen schuf sich der unermüdliche Mann in Hannover eine Riesenwerkstatt, worin die Figur seines Helden und das dazu bestimmte eiserne Cylindergerüst angefertigt wurde. 1871 waren am Denkmalsplatze alle Gerüste

und Vorbereitungen zur Aufstellung der Kolossalstatue vollendet. 1873 wurden die Einzelteile der Gestalt auf die Grotenburg geschafft; das Jahr darauf begann dann die Aufstellung derselben, ein schwieriges Werk, das jedoch noch im Winter fast vollendet wurde und 1875 seinen endlichen Abschluß fand.



Das Hermannsdenkmal.

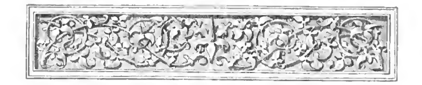
Am 16. August 1875 fand die feierliche Einweihung des Hermannsdenkmals statt, der höchste Ehrentag des greisen Meisters, der heute dem deutschen Volke

das Werk seines Lebens darbrachte. So viel Volkes hatte der Teutoburger Wald wohl noch niemals geschaut. Aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, ja von jenseit des großen Meeres waren viele Tausende herbeigeeilt, die hehre Stunde mitzufeiern. Turner und Studenten entfalteten unter den Eichen einen bunten Fahnenwald. Ehrenpforten, Tribünen und beflaggte Masten säumten den Festplatz und die weite Straße von Detmold her. Die Vertreter aller deutschen Regierungen waren erschienen, an ihrer Spitze Deutschlands erster Kaiser, Wilhelm I., mit seinem ritterlichen Sohne. Ein unvergeßlicher Augenblick aber war es für alle Teilnehmer, als Festmarsch und Festrede verklungen waren und der „Alte vom Berge", auf den Arm seines Sohnes gestützt, zur kaiserlichen Tribüne von einem Adjutanten geführt ward, als bei seinem Eintritt alle sich ehrerbietig erhoben und Kaiser Wilhelm dem greisen Künstler tief bewegt die Hände schüttelte und im Namen des ganzen deutschen Volkes seinen Dank für das nun doch noch glücklich zu Ende geführte große Werk aussprach. So, Hand in Hand, standen Kaiser und Künstler einige Minuten. Und dann brach ein begeisterter Jubel los, der den Wald schien erbeben zu machen. Immer neue Hochs erklangen auf das deutsche Vaterland, auf seinen Kaiser und des Denkmals edlen Meister.

An diesem Tage ward Ernst v. Bandel ein Ehrensold durch des Kaisers Mund zugesagt. Er sollte ihn nicht mehr lange genießen. Bereits am 25. September 1876 drückte zu Neudegg der Tod dem selbstlosen, großen Manne die Augen zu.

Bandel ist tot. Verhallt ist längst der Festjubel, und durch die Eichen des einsamen Teutoburger Waldes rauscht wieder die uralte, tiefdeutige Melodie. Aber das kühne Erzstandbild, das der entschlafene Meister uns aufgerichtet hat, wird, den Stürmen der Elemente und Jahrhunderte trotzend, ferne Geschlechter noch überdauern. Möchte es dem deutschen Volke immer eine Mahnung sein, in Einigkeit, Gesittung und freiem Streben uns des Errungenen zu freuen, den Feinden des Vaterlandes draußen aber ein bedeutungsvolles Zeichen, daß wir Deutschen allzeit bereit stehen, für die Ehre, die Güter und die Freiheit unseres geeinten Vaterlandes mit Mut und Blut einzutreten.





Vom besten Wein.

Von

Franz v. Löher.

Alte Herren, wenn sie in Gewerbe, Kunst oder Wissenschaft zu den schöpferischen Menschen gehörten, teilen sich, wenn die sechziger Jahre kommen, gewöhnlich in zwei Klassen. Die einen hören auf zu schaffen, die anderen bewähren jetzt erst vollends ihr Anrecht auf Unsterblichkeit, und zu den letzteren gehören vielleicht die meisten großen Gelehrten und Künstler. Da sagt nun das Sprichwort: „Wein ist die Milch des Alters." Wenn also jene Hochverdienten im rechten Maß ihrer nährenden und stärkenden Milch sich erfreuten, so wäre das wohl auch ein hübscher Dank gerade für ihre Mühen und Leistungen. Noch für eine lieblichere Klasse möchte man gern ein wenig sorgen. „Der Wein, den sie trinkt," sagt Jago von der edlen Desdemona, „ist aus Trauben gepreßt" — das ließe sich von dem Getränke in manch schönem Damenkränzchen nicht behaupten. Der Männer Zunge kennt zur Not sich aus und scheut zurück vor eklem Fuselstoff, die armen Damen aber nehmen ihr Gläschen Lunel oder Madeira oder Tokayer und wissen gar nicht, daß solches Gebräu niemals aus einer Weinkelter rann. Gäbe es nicht ein holdes Anrecht auf Dankbarkeit, eröffnete man ihnen ein Quelle feineren Behagens?

Wir haben hier aber vorzugsweise unser geliebtes deutsches Volk im Auge. An der Themse Strande, wo die ungeheuren Weinkeller sich ausbreiten, regelt sich der europäische Preis der feinsten und edelsten Weine, weil sie dort hinströmen, wo am meisten Gold flüssig. Der köstliche Genuß blüht freilich in Großbritannien nur einer winzigen glücklichen Minderheit; die übrigen Landeskinder trinken dafür um so mehr Gebranntes und thun besonders am Samstag Abend ihr Bestes, auf daß die britischen Inseln unter den Branntweinländern — Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland und untere Donaulande — hübsch obenan bleiben. Nach dem Lande dagegen in Europas Mitte, wo die Deutschen wohnen, rollt des Weines schwere Menge auf allen Eisenbahnen, die vom Westen, Süden und Südosten kommen. Deutschland ist noch immer ein arger Weinschlund, trotz der Biermassen, die es vertilgt. In der Hälfte Frankreichs konnte man früher auf den Kopf an hundert Liter leichten Weines im Jahre rechnen, in Baden und Würtemberg noch nicht die Hälfte davon, in Preußen etwa fünf. In Paris allein waren es ehemals über zweihundert Liter: dort und in den anderen französischen Großstädten thut deutsches Bier mit jedem Jahr, fast mit jedem Monat dem Weine mehr und mehr Abbruch, der Wohlgeschmack hat ebensoviel Anteil daran als die Nötigung zur Sparsamkeit. Dabei trinken die Franzosen jetzt auch mehr Branntwein als vor den letzten fürchterlichen Kriegsschlägen, leider ist das auch in Süddeutschland der Fall,

während im Norden der Branntweingenuß sich mindert. Im ganzen genommen trinken alle redlichen Deutschen zur Zeit immer mehr Wein und dabei keineswegs immer weniger Bier.

Ihr ewiges Feuchtigkeitsbedürfnis muß ihnen wohl noch in den Gliedern stecken von jenen Tagen her vor einigen tausend Jahren, als ihre Vorfahren ein Waldvolk waren voll Kriegslust und Fröhlichkeit. Ich machte auch die Beobachtung, daß die nordamerikanischen Indianer im dumpfigen Urwalde immer sehr viel, die Beduinen in ihren trockenen Sandwüsten sehr wenig Durst hatten. War es doch bei den Germanen ein Ehrenpunkt, daß man seinesgleichen nicht weigern dürfe, im Becher Bescheid zu thun. Die fränkischen Reichsgesetze können nicht oft genug verbieten, daß man niemand zum Trinken zwingen dürfe, jedoch setzt das dritte Kapitulare des Jahres 803 im 16. Artikel vorsichtig hinzu: „außer bis er genug habe."

Und so sehr waren die alten Deutschen erpicht darauf, im Streite mit des Metes oder Weines Macht Tapferkeit zu bewähren, daß sie dies „genug" niemals zugestehen wollten, weshalb das zweite Kapitulare des Jahres 812 im 6. Artikel erklärt: „Wer vor dem Feinde berauscht gefunden werde, solle so lange bloß Wasser trinken, bis er einsehe, er habe übel gethan." Wenn also noch heutzutage die Teutschen als die größten Trinker berühmt sind, so sind wir doch auch darin nicht gänzlich aus der Art geschlagen. Wir können sogar, was das richtige Bescheidgeben im Trinken betrifft, bei den Vandalen, Westfalen und anderen Corpsbrüdern unserer Universitäten noch merkliche Reste germanischer Empfindungsweise wahrnehmen.

Es scheint also, daß die Deutschen, die aus aller Herren Ländern gute Weine beziehen, darin ihrer historischen Naturbestimmung folgen, und die Frage ist nur, ob sich nicht zum Nutzen unserer alten Herren und lieblichen Frauen ein Teil des Mittelguts leichter in Edelgut verwandeln ließe? Oder die Frage genauer gestellt: ob wir statt des Gebräues, das aus Sirup, Most und Spiritus an Spaniens und Siziliens Küsten über Holz- und Kohlenfeuer bereitet wird, nicht reine Sonnenglut aus des Mittelmeeres Osthälfte einführen könnten, ohne Sirup und Spiritus, Holz und Kohlen mit zu bezahlen? Sind wir denn verurteilt, ewig die drei rotnasigen Mas — Marsala, Madeira und Malaga — samt Sherry und Portwein ins Haus aufzunehmen, bloß weil sie der englischen Branntweinzunge behagen? Zum blinkenden Weinpokal gehört etwas schöne Lebenskunst, und der Kunstsinn ist bekanntlich keinem Volke in Europa mehr versagt als den Lappen und Engländern. Ja, wenn wir die Weine Spaniens und Portugals so bekämen, wie sie für die Vornehmen dort bereitet werden, so möchten sie jeder seinen Zunge die Probe halten. Köstlich mundet der reine Manzanilla und Vino del Pasto, allein er kommt nur in gute Häuser am Guadalete selbst. Eben weil Südweine so leicht auf künstliche Weise nachzumachen, geschieht es in so breitem Maße.

Nun hat die Reiselust mich verschiedentlich an Ort und Stelle geführt, wo ich die edelsten Weine, die auf diesem Planeten wachsen, frisch vom Fasse prüfen konnte in den Kellern ihrer Anbauer. Bis ans Kap der guten Hoffnung bin ich freilich noch nicht gekommen, und auch nicht nach unseres seligen Freundes Hafis gesegnetem Schiras. Auch wurde ich einmal auf Kreta unschlüssig, ob nicht einem dortigen Göttertranke, welchen mir der Pascha in Kanea vorsetzte, die Palme gebühre? Allein in Anbetracht, daß die holdseligen Frohgeister des Kretaweins die Jahre und das Meer scheuen, mußte ich zuletzt doch für unanfechtbar das Urteil halten, das der Dominikaner Stephan von Lusignan abgab, als er zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts seine anmutige Geschichte von Cypern schrieb. Er erklärte darin, daß der Kommanderiawein auf Cypern der beste auf der Welt sei.

Ich sage das bloß als gewissenhafter Mann. Denn für meine Person ziehe ich alten Rhein-, auch Steinwein vor, schon deshalb, weil man ohne sonderliche Belästigung wohl eine gute Flasche davon verkosten kann, während der Kommanderiawein auch in seiner Heimat nur in kleinen Gläschen auf den Tisch kommt. Ja, es geschieht nicht ohne einige Bekümmernis, daß ich in das Urteil jenes erfahrenen geistlichen Herrn einstimme; denn bevor ich in Cypern gewesen, glaubte ich, die Krone der Weine blühe allein in unseren Rheinlanden. Mein Trost liegt nur darin, daß guter alter Rheinwein dem Kommanderia jedenfalls am nächsten kommt, ihn aber übertrifft durch ein gewisses Weihevolles; er besitzt, möchte ich sagen, noch mehr inneren Seelenadel.

Den Satz aber, daß Kommanderia der beste Wein auf der Welt sei, habe ich jetzt wissenschaftlich zu beweisen und will dabei auch ein wenig über den cyprischen Weinbau überhaupt beibringen. Teils schöpfe ich hier aus eigener Beobachtung und Nachfrage, teils aber aus den gütigen Mitteilungen eines Frankfurter Sachkundigen in diesem Fache, der gründlich die Weinorte der griechischen Inseln und Küsten bereiste. Wenn man vom Cyprier sagen würde: er verbindet die ruhige, männliche Kraft des Rheinweines mit der würzigen feinen Süßigkeit des Tokayers, aber glüht nachhaltig von einem sanften Feuer wie kein anderer Wein, könnte der Sachverständige entgegnen: das ist eines Liebhabers Urteil, zeigt uns die chemische Zusammensetzung. Nun wohl, gerade chemisch betrachtet, schlägt der Kommanderia jeden anderen Wein aus dem Felde.

Im Weine hat man außer den wässerigen Stoffen an fünfzig andere ermittelt, deren verschiedene Menge die Art und Natur des Gewächses bestimmt. Die wichtigsten sind Alkohol, Traubenzucker, freie Säure, Kali, Phosphorsäure und der sogenannte Extraktgehalt. Nun fanden sich bei einer Analyse von Professor Neubauer in einem guten alten Kommanderia 13,00 Alkohol, 13,96 Traubenzucker, 1,39 Glycerin, 0,134 Kali, 0,061 Phosphorsäure, 0,38 andere Mineralstoffe, wie Natron, Magnesia, Chlor u. s. w., 1,04 freie Säure, 19,86 Extraktgehalt.

Damit vergleiche man die besten Naturweine, unter welche man die mit Spiritus bereiteten nicht rechnen darf, sondern Tokayer, Rheinwein und französischen Rotwein. Im feinsten Tokayer — ich wiederhole, es darf nicht ein Gebräu aus Rosinen und Spiritus sein, wie es reichlich ein Drittel von dem Tokayer ist, der in den Handel kommt — fand sich ein ähnlicher Extraktgehalt wie im Kommanderia, während dieser das Doppelte aufweist. Gerade daß der Cyprier bei all seiner Süßigkeit so viel angenehme Säure hat, macht ihn süffig und gefährlich.

Aber nun von unserem Rheinweine! Einen Extraktgehalt, wie ihn Kommanderia besitzt, bekommt Steinberger und Johannisberger Auslese nur in sehr guten Jahren, wie 1846, 1861 und 1862, die leider so selten das Rheinland anlächeln. Aber auch damals stieg der Alkoholgehalt nicht über 10 Prozent. Sicher steht das Jahr 1846 noch bei vielen in gutem Andenken, es war ein recht gesegnetes Weinjahr, Wein in Hülle und Fülle, und wie schmeckte er gut! In jenem berühmten Weinjahr erreichte eine Steinberger Auslese 10,55 Extraktgehalt, 8,63 Traubenzucker, 10,17 Alkohol. Wie weit stehen diese Zahlen zurück hinter den cyprischen! Ein Trost liegt nur im eigentümlichen Verhalten des Traubenweins gegenüber der Prüfung seiner Bestandteile. Er ist eine so unbestimmbar feine Flüssigkeit, daß die chemische Zusammensetzung auch den geübtesten Kenner irre leiten kann. Ist denn der sogenannte Extrakt wirklich bis zum Grunde aufgeklärt? Des einen Natur bekommt dieser, des anderen jener Wein am besten: Probieren geht hier über Studieren. Fast sollte man denken, es lächle und spotte im Wein etwas Geistiges, das sich mit keinem Zänglein erfassen läßt. Gewiß ist, daß man im Altertum die verschiedensten Weinsorten jede für eine besondere Art von Krankheit und für aller-

lei Mängel bei Mann und Weib brauchte. Wie eine thasische Traube das Heilmittel gegen Schlangenbiß gewährte, so eilen auch jetzt noch die Cyprier, die Bißwunden mit Kommanderia zu waschen.

Von französischen Weinen aber sammelten die englischen Kommissäre, welche im Jahre 1861 das Parlament in alle Weinländer aussendete, um die stärksten Alkoholgrade in Naturweinen zu ermitteln, achtundfünfzig Muster, jedoch nur vier davon erreichten einen Alkoholgrad von 12,2 Prozent. Was aber den echten Bordeaux für die Gesundheit so zuträglich macht, das ist außer anderen guten Bestandteilen vornehmlich sein Eisengehalt, und auch im Kommanderia läßt sich das phosphorsaure Eisen nicht minder nachweisen.

Wie aber soll man genau die Wirkung bestimmen, welche dies Wunderkind allerorten begleitet, wo es einkehrt! Altem Rheinwein ist auch hierin der Kommanderia am ähnlichsten.

Goldhell lächelt der Rheinwein, rosig der edle Ausbruch von Santorin, der Cyprier hat eine dunkle, verheißungsvolle Farbe, wie flüssiger Bernstein, aber klar durch und durch. Er besitzt nicht die zarte Blume des Chablis und Sauterne oder der Rheingauer Weine, sein Aroma ist schwer und würzig, es ist ein Duft, in welchem frische Rosen, wilder Thymian und Orangenblüte vereinigt sind. Harmonisch fällt er auf die Zunge, es ist die feinste Harmonie von Süßigkeit, von Säure, von mineralischer Essenz: man schmeckt nichts einzeln, aber alles auf einmal. In einer Flasche guten Weins muß ja eine Harmonie versiegelt sein, daß, sobald zwei Gläser verkostet sind, der Zecher die lieben Englein meint singen zu hören. In der Luft aber müssen sofort die holden Geisterchen auf duftigen Schwingen niederfahren, um des Zechers Haupt unsichtbar zu bekränzen.

Diese feste Harmonie hat auch zur Folge, daß solchen Weines Kräfte sich nicht abschwächen, wenn man die Flasche stunden- und tagelang offen stehen läßt. Ist er nur mit ein wenig Sorgfalt gekeltert und gelagert und wird ihm dann die Wohlthat eines guten hölzernen oder, noch besser, gläsernen Röckleins gegönnt, so mag das Schiff, welches ihn nach unseren Küsten bringt, noch so häufig im Sturme auf den Wellen tanzen und kopfüber stürzen, und auf der Eisenbahn mag er noch so sehr gerüttelt und geschüttelt werden — es schadet ihm alles nichts. Gerade diese Haltbarkeit, die ihn leicht versenden läßt, ist sein Vorzug vor dem Kretaweine, der des Cypriers gediegene Würze mit dem prickelnden Perlenreize des Champagners verbindet, aber leider nur in seinem Geburtslande. Auf langer Reise fällt er mehr und mehr auseinander, bis er zuletzt als ein armseliger Säuerling ankommt. Zubereitung, die seiner Natur angemessener, würde auch den Kretawein reisefähig machen.

Im Inneren aber des menschlichen Leibes wirkt Kommanderia wie Medizin. Er ist eigentlicher Gesundheitswein, der in kürzester Zeit die Kräfte ersetzt. Hat man im Morgenlande den langen Tag über auf seinem Reittier gehangen und steigt endlich nach all den felsigen Wegen todmüde ab, ein Glas Kommanderia — und auf der Stelle ist man wie neu belebt und gestärkt. Und will auf naßkaltem Lager Schüttelfrost sich nahen, so wird er abgewiesen von der behaglichen Wärme, die dieser Wein im ganzen Körper verbreitet. Die Cyprier sagen, ihr Wein sei die beste Chinarinde und gleiche jede Störung in Verdauung und Blutumlauf mit Leichtigkeit wieder aus. Ja, sie behaupten, jede Wunde an Fleisch und Bein brauche man nur mit Kommanderia zu waschen, um sofort seine Heilkraft zu spüren. Da manche ihn aber zu häufig innerlich brauchen, so begegnen wir mitunter auf Cypern einem alten Bekannten, wie man ihn wohl mit funkelnden Augen und matten Knien in des Rheinlandes Weinbergen umherstapeln sieht, dem Datterich, der sich zuletzt so tief in des Trinkers Muskeln und Sehnen verschlingt, daß jener und nicht dieser sie beherrscht. Verzeihen wir den guten Cy-

priern die Schwäche: sie unterliegen der verführerischen Natur ihres Weines, der so lieblichen Schmelz bei reizender Säure und jenen leisen unnachahmlichen Geschmack von Bittermandeln besitzt und deshalb nach dem ersten Gläschen ein unruhiges Verlangen nach einem zweiten erregt. Jedenfalls aber darf von dem bekannten Sprüchlein: „Frankenwein Krankenwein, Neckarwein Schleckerwein, Rheinwein edel Wein", der Kommanderia die erste Zeile vorzugsweise sich aneignen. Vor einigen Jahren sollte in Preußen Malaga, weil man ihn so selten echt bekommt, aus den ärztlichen Heilmitteln ausgestrichen und Sherry an seine Stelle gesetzt werden. Die Ministerialräte, welche diesen Erlaß fertigten, hatten wohl niemals Kommanderia gekostet, sonst würden sie an Sherry nicht gedacht haben.

Wir verdanken aber einer ritterlichen Mönchsgenossenschaft den vorzüglichen Adel des Cypriers, die ungemeines Geschick entfaltete, großen Landbesitz zu erwerben und durch feineren Anbau wertvoll zu machen, den Johannitern.

Die Rebe ist ohne Zweifel von uralters her auf Cypern einheimisch gewesen und aus Syrien schon mit den Semiten herübergekommen, die hier frühzeitig Obst- und Gemüsebau zur Blüte brachten. Als die ersten Phönizier dem Wald- und Hirtenvolke, welches damals Cypern bewohnte, Wein zu kosten gaben, da mag geschehen sein, was bei Pindar von den Centauren erzählt wird. „Als sie die männerbezwingende Kraft des süßen Weines erkannten, da stießen sie hastig die weiße Milch von den Tischen, tranken aus silbernen Hörnern und schweiften umher, des Willens bar." Am paphischen Gestade aber mögen die alten Priestergeschlechter, die Kinyraden, bei denen mit dem einträglichen Dienste der Astarte auch die Herrschaft über die Umgegend sich forterbte, die Rebe veredelt und eine Schule des Weinbaues gegründet haben, deren Wissen und Übung nicht wieder unterging.

Es ist nämlich der Weinbau ganz besonders eine Sache gemütlicher Pflege, ruhigen Aufmerkens und sachten Probierens. Bleiben Weingüter ein Menschenalter nach dem anderen im Besitze derselben Familie oder Genossenschaft, so pflanzt sich die gute Lehre und Erfahrung fort, und jedes neue Geschlecht vervollkommnet sie, weil die Zungen seiner und in der Behandlung der Reben und des Kellers die Proben zahlreicher werden und entscheidender. Gehört die Genossenschaft aber einem festen Sitze und geistlichen Orden an, so wirkt auch schöner Ehrgeiz mit; denn ein gelungener Jahrgang findet allgemeinen Preis und Dank. Häufiger als auf großen Herrschaftsgütern ist daher edler Wein auf den Besitzungen von Ordensleuten herangebildet. Wir haben Kirchenstück, Jesuitengarten, Hochheimer Domdechant und gerade so den Ordenswein von den Kommenden der Johanniter, den Kommanderia, der seine meisten geistlichen Brüder übertrifft und billigerweise unter den Weltweinen allgemein sollte bekannt sein. Denn die Johanniter waren nicht bloß Kirchenmönche, sondern vor allen Dingen Kriegsmönche und hatten im blutigen Waffentanze höchste Tapferkeit zu bewähren.

Jaques de Vitry, Bischof von Akkon, schilderte, wie die Johanniter in tiefem Stillschweigen in die Schlacht rückten. Ein Kriegsgeschrei hatten sie nicht; erst wenn die Trompete erscholl, legten sie die Lanzen ein und stürmten an, sprechend den Psalm: „Herr, gieb uns den Sieg, nicht für uns, sondern für deinen heiligen Namen!" Stets stürzten sie auf des Feindes Hauptkraft und wichen nicht, durchbrechen mußten sie oder ihr Leben lassen. Wer den Mut verlor, durfte ein Jahr lang den weißen Rittermantel nicht tragen und durfte nur auf der Erde essen und die Hunde, die mit ihm speisen wollten, nicht abwehren.

Solche Kriegsmänner wußten also die feurige Stärke des Weines wie die Labung der Müden und Verwundeten zu schätzen, nicht minder aber das schöne Gold, das für ihre berühmten Leistungen in der

Kultur der Seide, der Baumwolle, des Zuckerrohrs, vor allem des Weines in die cyprischen Truhen floß. Ihre Schiffs- und Kriegsrüstung verschlang im beständigen Kampfe mit den Ungläubigen große Summen, und diese Gelder sich zu verschaffen, übten die Johanniter unaufhörlich Fleiß und Geschick im Handel wie im Anbau von Feld und Garten. Deshalb dehnten sich mit jedem Jahrzehnt ihre Weinberge weiter aus, und was durch berechnendes Erproben an guter Lehre in Flur und Keller gewonnen war, das wurde den Nachkommen im Orden getreulich überliefert.

Was ist nun von diesem reichen Erwerbe der Johanniter auf Cypern übrig? Trümmer, erbärmliche Trümmer. Es ist ein Wunder, daß es noch Kommanderia giebt; denn sorgloser kann man wohl in Rebenbau und Weinbereitung nicht verfahren, als es heutzutage fast im ganzen Orient und ebenso auch auf Cypern geschieht.

Sind die Trauben im August oder September eingeheimst, so kümmert man sich um den Weinberg nicht mehr. Er bleibt für Mensch und Vieh offen liegen ohne alle Aufsicht. Ziegen, Kühe, Maultiere schweifen in den Rebpflanzungen umher; ganz besonders sind es die zahlreichen Esel, die sich daran noch eine Güte thun und die Stöcke beknuppern, zerzausen und halb aus der Erde reißen.

An Düngung, an regelmäßiges Behacken des Erdreiches denkt nur ein reicher Grundbesitzer, und auch dieser eigentlich mehr aus Liebhaberei als aus Landesgewohnheit. Im Schweiße des Angesichts schleppen bei uns die Winzer den Dünger auf die Weinberge, mühselig lockern und ebnen sie die harten Erdschollen. In Cypern müssen das die strömenden Winterregen besorgen. Diese tränken, düngen, lockern den glänzenden schwarzen Humus, der auf der felsigen Unterlage leicht aufliegt, und schwemmen die Erde in die Löcher ein, welche das Vieh eingetreten oder am Fuße der Stöcke eingerissen hat.

Im Februar gehen dann die Leute hinaus in den Weinberg, und so langsam und lässig auch ihre Arbeit von statten geht, sind sie doch in kürzester Zeit damit fertig. Sie behandeln den Weinstock eben nur als eine wilde üppige Pflanze, der man die Zweige und Schößlinge absäbeln muß.

Die Rebe wird auf den Kopf geschnitten, zwei oder drei Sprossen mit ein paar Augen bleiben am Stock, dessen Stamm häufig dick wie ein Baum wird mit einem wunderlichen rauhen Kopfwulst.

Pfähle einzubohren, Rahmen und Spaliere zu setzen und die Reben daran aufzubinden, erscheint den Cypriern höchst seltsam. Die Rebe mag am Boden hinwuchern. Einige sagen auch, das müsse so sein; die Trauben bekämen dicht über dem Boden, wenn er von Sonnenhitze glühe, das rechte Feuer. Höchstens in einem Garten am Hause wird erprobt, wie die Trauben in Weinlauben oder an Spalieren gedeihen, allerdings zu herrlicher Frucht, wenn sie frei in der Luft hängen und jeder Windhauch sie umweht.

Die Stöcke stehen gewöhnlich klafterweit auseinander, und will man ihnen besondere Pflege widmen, so wird der Boden zwischen den Reihen zweimal gepflügt, d. h. ein paar Kühe schleppen eine Art Haken von festem Holze, welcher das Erdreich aufreißt; das erste Mal, um die Erde nach dem Winterregen zu lockern, das zweite Mal, um wenigstens etwas von dem üppig aufgeschossenen Unkraute mit der Wurzel umzukehren.

Im übrigen überläßt man den Weinberg sich selbst. Aufsicht findet nicht statt. Kommt nun im August die Zeit der Ernte, so fehlt es an jedem ordentlichen Geräte und fehlt auch an jeder Gewöhnung oder Willensrichtung, um das Geschäft reinlich und sorgsam zu verrichten. Kübel, Butten, Kufen giebt es nicht, es muß der irdene Topf oder Napf oder der Bastkorb genügen, das eine so widerlich von Schmutz wie das andere. Die Trauben werden abgeschnitten oder abgerissen, wie sie in die Hand kommen, reif oder unreif, trockene, faule, schimmelige, alles durch-

einander. Trauben auslesen? gar Beeren auslesen? Das wäre zu lächerlich, war niemals Sitte.

Nun schüttet man die platzenden Trauben auf dem Boden übereinander; es ist schon etwas Besonderes, eine Matte unterzulegen. Statt sie sorgfältig auszubreiten, läßt man sie in Haufen liegen. Statt sie zu trocknen, läßt man sie etwas faulen. Acht oder zehn Tage, auch doppelt so viel Zeit bleiben sie liegen. Vielleicht gießt sich inzwischen Regen darüber, man bedauert es, nimmt es aber hin wie ein Schicksal, dem kein Mensch abhelfen konnte.

Haben die Trauben nun auf dem Boden genug gefault (eine bestimmte Zeit Jahr für Jahr wird nicht eingehalten), so werden sie auf die roheste Weise gekeltert, schmutzige und saubere durcheinander. Ein großer Teil des edlen Mostes spritzt und fließt umher. Der Rest wird in die großen irdenen Krüge, die Finikia, geschüttet. An Fässer denkt erst der Zwischenhändler, wenn er sich zur Ausfuhr des Weines anschickt.

Wie aber steht es nun mit der ersten Lagerung des Trankes? Alles, was gut werden soll, bedarf der Erziehung, und je edler seine Art, desto unverlöschlicher haften die Eindrücke der Jugendzeit. Die Orientalen, eine ganz kleine Minderzahl ausgenommen, wissen nichts von sorgfältiger Weinbehandlung, und wenn sie dieselbe verständen, wären sie viel zu lässig, um sie anzuwenden. Sie lagern ihren jungen Wein, als wäre er gegen äußere Eindrücke so unempfänglich wie Kieselsteine. Manche Bauern stehen wie verblüfft, wenn man ihnen das Geheimnis der Gärung entdeckt.

Die Weinkrüge befinden sich gewöhnlich unter einem Holzschuppen oder in einer stallähnlichen Vorratskammer, mitten zwischen Getreide, Melonen, Zwiebeln, ranzigem Öle, trocknenden Oliven und Karruben und allerlei Pferde- und Wagengeschirr. An den Wänden hängen würzige Kräuter, daneben dörrende Weinblätter, die man später, mit Milch aufgekocht, als Leckerbissen genießt. Da keine Thür schließt, so kommt des Nachts auch wohl ein Zicklein hinein, schnuppert hier und da und läßt Losung fallen. Diese aber bleibt ruhig liegen, wird höchstens mit dem Fuße in die Ecke gestoßen. Das Dach des Holzschuppens ist gewöhnlich löcherig. Regen und Feuchtigkeit dringen in das Fensterloch der Vorratskammer. So befinden sich also die Krüge mit dem Weine — recht, als wäre er dazu gemacht — an einem Orte, wo sich die unsichtbaren Fäulnispilzchen (Sporen) in Menge erzeugen, in der Luft umherfliegen und, allerwärts sich ansetzend, Verderbnis hervorrufen.

Nun wollen die Leute für die Mühe, die ihnen das Lesen und Keltern der Traube gemacht, bald etwas haben. Damit sie dem Getränke bequem beikommen können, wird die große offene Halsmündung, welche die riesigen Amphoren haben, nicht ordentlich verschlossen, häufig bloß ein Schieferstein oder ein Stück Holz wird darauf gelegt. Und wo man, was jedoch die Regel ist, für den Topf einen passenden Deckel bewahrt, da wird er lose aufgesetzt und darin darf ein Loch nicht fehlen. Man muß ja den Wein öfter probieren, ob er bald gut ist, oder zur Ergötzung ein Schlückchen nehmen oder vielmehr saugen; denn das Deckelloch ist vornehmlich dazu da, um von Zeit zu Zeit ein Rohr hineinzustecken und Wein darin mit dem Munde emporzuziehen.

Bei solcher Behandlung ist es rein auf den Zufall gestellt, ob der Wein gerät oder nicht gerät. Er gleicht einem zarten Kinde, das unter schmutzige Wilde hinausgestoßen ist: vielleicht kommt es auf, vielleicht auch nicht. Die Orientalen sprechen daher von der „Krisis“, welche jeder Wein erst bestehen müsse, und niemand kenne vorher ihren Ausgang. Vor dem August wird nichts verkauft, weil dann erst die Krisis überstanden ist. Ist der Wein nicht sauer geworden, so soll er sich fernerhin gut halten. Ganz richtig, der Wein muß vorher eine schwere Krankheit durchmachen. Die Sporen bilden bei dem ungehinderten Zutritte der Luft und ihres Sauerstoffes Säure, und der beste Trank

verwandelt sich leicht in einen gemeinen Säuerling oder in einen verkommenen Schwächling, dessen Zeug auseinanderfällt, sobald er auf die Wanderschaft muß, wo er gerüttelt und geschüttelt wird. Ein gutes Drittel von allem Wein, der auf Cypern gekeltert wird, geht schon in den Weinkrügen seiner Heimat zu Grunde.

Hat endlich der Wein all die Fährlichkeiten glücklich überstanden, so kommt die letzte. Die Händler reisen umher in den Ortschaften und kaufen bei den Bauern den Wein auf, hier ein paar Krüge, dort ein paar Krüge. Ihre einzige Frage ist: hat der Wein die Krisis gehabt? Sobald die Frage bejaht wird, schüttet man gewöhnlich alles ohne Probe und Auswahl zusammen in die unförmlichen Ziegenschläuche. Und doch stehen bei den Bauern öfter Krüge nebeneinander, von denen der eine edles Getränk, der andere abscheuliches Zeug enthält. Die Ziegenschläuche aber werden, sobald sie gefüllt sind, auf Esel oder Maultiere geworfen und in der Sonnenhitze die langen steinigen Pfade hinunter getragen bis ans Meer. Kein Wunder, wenn der Wein in seinem ekelhaften Fellgehäuse, von der Sonne durchglüht und hin und her geschüttelt, etwas „bocksend" wird. Angekommen am Ausfuhrplatze wird die Mantscherei im großen wiederholt, und das sorglose Zusammenschütten vielartiger Sorten verdirbt nachwirkend öfter die besten Weine. Ehe noch der Stoff aufs Meer kommt, trägt er bereits die Zersetzung in sich.

Überdenkt man das Ganze der liederlichen Behandlung, welche in Cypern der edelste Wein erfährt, möchte man ausrufen: „Natur! du grundgütige Mutter, du reichst deinen Kindern, die deine edelsten Gaben verschwenden und verderben, sie immer wieder aufs neue. Am Ende liegt dir gar nicht einmal daran, wie das liederliche Gesindel mit deinen Köstlichkeiten umgehe, du bringst sie hervor, nur um deiner eigenen drängenden Kraft und Fülle zu genügen." Wie oft hatte ich Ursache, dem deutschen Konsul in Larnaka und seiner holdseligen Frau, einer jungen Florentinerin, in deren Hause ich wohnte, dafür zu danken, daß sie mir ein Faß besser behandelten Kommanderia aussuchten, welches ich mit nach München nahm. Schöne Jahre hindurch hielt sich hier der edle Cyprier und setzte manchen lieben Freund, der ihn kostete, in freudige Verwunderung. Und doch kam mir der Liter, die ganze Fracht eingerechnet, nicht höher als etwa drei Mark zu stehen.

Wäre die deutsche Auswanderung, die fremde Länder befruchtet und sie befähigt, mit ihrer Industrie die unserige vom Weltmarkte zu verdrängen, wäre diese ganz unschätzbare Strömung von rüstigen Kräften nur ein paar Jahre lang an irgend eine Küste Kleinasiens und seiner Inseln zu leiten, wie bald würde alles dort ein anderes Ansehen gewinnen! Dann würde unter den vielen Handelsgewächsen, welche reichlich den Anbau lohnen, die Rebe obenan stehen und unabsehliche Thäler und Anhöhen, wo an meerumblauten Küsten unvergängliche Schönheit lächelt, mit freundlichem Grün bekleiden. Sollen wir denn den Franzosen beständig zinsbar bleiben für ihre Rotweine, zumal sie ihr bestes Gewächs selber behalten und, was ins Ausland geht, ungemein gefälscht wird? Es werden jährlich an vier Millionen Flaschen Bordeauxwein nach Deutschland verführt, während das ganze Departement der Gironde nur eine Million erzeugt. Die Einfuhr von Weinen aus dem Morgenlande, die so billig und trefflich, könnte uns auch im Zollwesen gegen Frankreich unabhängiger stellen und ließe einen guten Teil der Summen, die wir ihm alljährlich bezahlen, uns in der Tasche behalten. Das ganze Morgenland, Syrien, Persien sind ja wahre Traubenländer: wo irgend ein Reblein eingesenkt wird, gleich fängt es an zu wuchern. Schon jetzt, wo das Land im Anbaue noch so weit zurück, wachsen in Griechenland so viele Trauben, daß drei Viertel nicht gekeltert, sondern einfach zu Rosinen und Korinthen getrocknet werden. Solange die griechischen Weine bei uns nicht mehr

Eingang finden, erwächst dadurch ein alle Jahre sich erneuernder Schaden für fröhliche und kranke Leute.

Keineswegs aber möchte ich der Barbarei geziehen werden, die darin läge, wenn ich aus bloßer Liebhaberei für Griechenland dazu raten wollte, ein treffliches Getränk zu verschmähen, wie es die französischen Weinzüchter mit ihrer Sauberkeit oder unsere in den sicilianischen und spanischen Häfen angesiedelten Landsleute mit ihren wissenschaftlichen Kenntnissen bereiten. Jeder gute Tropfen Rebenbluts, einerlei woher es komme, soll uns immerdar willkommen sein und bleiben. Der beste Wein aber ist und bleibt der Kommanderia, ein rechter Wohlthäter für Kranke und Greise. Nur muß er aus reiner Quelle rinnen und gut behandelt werden.

Solche Pflege und Erziehung verstehen auch die Engländer nicht. Als sie vor einem Jahrzehnt durch etwas Druck und Griffigkeit die schöne Insel der Liebesgöttin sich zu eigen machten, durfte man wohl hoffen, jetzt werde Cypern herrlich wieder aufblühen und vor allem der köstliche Johanniterwein wieder zahllose Fäßchen füllen. Diese Erwartung hat sich als eitel erwiesen: es ist unter der englischen Herrschaft besser geworden, allein das rechte Aufblühen will noch immer nicht kommen, und das Erbe der Johanniter wird auch von den Engländern vernachlässigt. Nur Deutsche hätten allenfalls dazu Geschick und Mut und Ausdauer genug. In meinem Büchlein über Cypern deutete ich im Jahre 1878 darauf hin, wie das Deutsche Reich für geringe Auslagen die große fruchtbare Insel erwerben könnte und damit auch den besten Platz, um seinen Handel nach Syrien, Ägypten, Persien und weiter auszudehnen. „Freilich," mußte ich damals hinzusetzen, „das sind nur Träume, schon das Aussprechen erregt bei den meisten Staunen und Gelächter. Ob das nach fünfzig Jahren noch ebenso sein wird? Es scheint doch, als hätten wir Deutsche unseren zweiten welthistorischen Gang angetreten, aber wir stehen erst wieder im Zeitalter der Ottonen."* Seitdem — und zwar in unglaublich kurzer Zeit — ist in Deutschland eine Kolonialpolitik erstanden, die bereits in drei Weltteile hineingreift. Daß diese großartige Unternehmung jetzt von einer Krisis befallen ist, zu welcher alles, was innerlich undeutsch fühlt, schürt und belfert, darf uns nicht wunder nehmen: jeder Völkerfrühling hat seine Nachtfröste zu bestehen, doch sie dringen nicht tief ein und sind bald vorüber.

Da nun Cypern den Engländern in den Schoß gefallen, müßten Deutsche sich als Privatleute dort ansiedeln, wollten sie sich des Weinbaues annehmen. Es würde aber auch ihnen nicht leicht fallen, den Übelständen zu steuern. Bei dem Cyprier ist einmal das lotterige Wesen eingewurzelt, und es ist schwierig, ihn zu mehr Fleiß und Nachdenken zu bringen. Es würde zuletzt nichts übrigbleiben, als selbst ein paar Weinberge anzukaufen, da Grund und Boden billig ist. Allein auch dann würde man deutscher Arbeitskräfte nicht entraten können, und ob und wie diese mit den einheimischen sich vertrügen, wäre immer noch die Frage. Bei solcher Lage der Dinge ist dem Zuströmen von echtem Kommanderia nach Deutschland wohl noch für einige Zeit ein Damm gesetzt.

* Cypern. Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte von Franz v. Löher. Dritte um Vorwort und Karte vermehrte Auflage. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung. 1878.





Antarktischer Eisberg.

Die Eisverhältnisse der Südpolarregion.

Von

Constantin Schumann.



Das Polareis der Südpolarregion zeigt in vieler Beziehung andere Formen als das der Nordpolarzone; auch ist die Verbreitung eine sehr verschiedene.

Der Unterschied erklärt sich sehr einfach durch die Verschiedenheit der Landmassen und infolgedessen durch die klimatischen Verhältnisse. Sieht man die nördliche Erdhalbkugel an, so findet man vorwiegend Land darauf, wenigstens nördlich vom 40. Breitengrad an, während auf der südlichen das Meer vorherrscht.

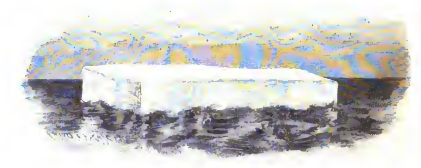
Landeis, das ist Eis, welches sich auf dem Lande und an der Meeresküste bildet, ist von dem Eise, welches sich auf der Oberfläche des Meeres bildet, verschieden.

Alle die grotesken Formen der Eisberge der nördlichen Eisregion sind auf oder am Lande erzeugt worden; es sind die Bruchstücke der langsam aber stetig dem Meere zuwandelnden Gletscher (Kälber in der Seemannssprache), oder in Buchten aufgetürmte Eismassen, die durch Schnee, Regen, Nebel etc. nach oben oft ungeheuer anwachsen können und von Strömungen gelegentlich mit fortgerissen werden. Meereis, das ist Eis, welches sich auf der Meeresoberfläche bildet, erzeugt die Eisfelder, Eisflarden und Eisschollen, so genannt je nach Ausdehnung.

Durch Strömungen und Stürme werden die Eisfelder zertrümmert; diese Schollen treiben hin und her, frieren wieder zusammen, werden gegeneinander gepreßt, durch die Wellen gegenseitig über- oder untergeschoben, so daß die Oberfläche die-

ses Eises aus lauter Höckern und Klippen besteht, deren Vertiefungen sich mit Schnee anfüllen.

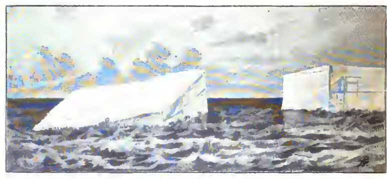
Dies ist das von dem Schiffer so gefürchtete Packeis, das ihm überall den Weg in höhere Breiten verlegt und jede Annäherung an etwa dahinterliegendes Land vereitelt.



Antarktischer Eisberg.

Das Treibeis der antarktischen Zone erreicht sehr niedere Breiten, so dringt es alljährlich in den Atlantischen Ocean zwischen Südamerika und Afrika bis zum 38. Grad südlicher Breite vor, und an der Südspitze Afrikas, unter dem 35. Breitengrad, stranden gar häufig von Wasser und Wetter zernagte Überbleibsel von Eisbergen. Zwischen Afrika und Tasmanien ist die mittlere Treibeisgrenze der 45. Grad, und zwischen Tasmanien und Südamerika der 50. Grad.

Die südliche Treibeisgrenze ist durchschnittlich dem Äquator viel näher als die nördliche, denn nur östlich von Nordamerika erreicht das Treibeis den 35. Grad nördlicher Breite, während es außer bei Kamtschatka und den Aleuten den 60. Grad nicht überschreitet. Nördlich der Halbinsel Kola tritt die Treibeisgrenze sogar bis auf den 76. Grad zurück. Man sieht also, daß das Treibeisgebiet der südlichen Hemisphäre bedeutend größer ist als das der nördlichen.



Antarktische Eisberge.

Das Treibeis besteht aus Eisbergen, Eisfeldern, -flarden und -schollen.

Die Eisberge gelangen in viel niedere Breiten, da sie infolge ihres kompakten Massengehaltes viel widerstandsfähiger sind als die Eisschollen, welche zum guten Teil aus oben darauf gefallenem porösem, hart gewordenem Schnee bestehen. Deshalb begegnen auch die Postschiffe und Kauffahrer nur den Eisbergen, weil die Schollen in viel höheren Breiten zergehen, und nur Walfischfänger, Robbenschläger und Expeditionen erreichen die treibenden Eisschollen.

Das Klima der antarktischen Region ist ein oceanisches, das heißt es hat kalte Sommer und warme Winter im Gegensatz von dem kontinentalen, welches kalte Winter und warme Sommer hat. Ein kontinentales Klima herrscht in der arktischen Region infolge ihres Landreichtums.



Ein grönländischer Gletscher, der sich in einem Fjorde ins Meer vorschiebt, dann schwimmt und endlich kalbt. Nach Holland.

Während im Winter das Thermometer in der nördlichen Polarzone bis 48 Grad Celsius unter Null fällt, mag in der südlichen die Temperatur selten über 20 Grad unter Null sinken, dagegen erreicht die Temperatur im hohen Norden während des kurzen Sommers den 16. Grad über Null, und diese Temperatur macht es möglich, daß dort eine spärliche Flora existieren kann und alljährlich aufblüht, welche den dort lebenden anspruchslosen pflanzenfressenden Tieren die Nahrung für Sommer und Winter erzeugt. In der südlichen Polarzone dagegen steigt auch im Sommer das Thermometer selten über Null, so daß es den antarktischen Ländern an der nötigen Sommerwärme zu einer, wenn auch noch so bescheidenen Pflanzenwelt fehlt.

Die geringe Sommerwärme erklärt sich dadurch, daß infolge des oceanischen Klimas die Luft mit viel Wasserdampf gefüllt ist, so daß die schiefen Strahlen der wärmenden Sonne nicht gehörig durchdringen und erwärmen können. Außerdem herrschen in dieser Region fast beständig heftige Westwinde, welche die Luft stets in Bewegung erhalten und die obere kalte mit der unteren, durch die Erdwärme erwärmten, vermischen. Infolgedessen erklärt es sich, daß auf den antarktischen Inseln keine anderen Tiere als Wasservögel und Robben vorkommen.

Durch die geringe Sommerwärme schmilzt auch das Eis nicht wie im Norden, wo doch wenigstens drei Monate im Jahre die Südhänge und Küstenstreifen schnee- und eisfrei werden, die sich mit einem spärlichen Grün bedecken, sondern die Länder sind jahraus jahrein mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, so daß sich das darunter schlummernde Land auch im Sommer nur durch seine Erhebung über den Meeresspiegel und einzelne schneefreie Felsen und Berghänge verrät.

Infolge des oceanischen Klimas ist die Luft sehr häufig mit vielem Wasserdampf geschwängert, welcher sich jahraus jahrein auf die das Land bedeckenden Eismassen als Nebel, Schnee und Regen niederläßt und sie unablässig vergrößert.

Wie bekannt, haben die Eisströme eine fortschreitende Bewegung, deren Enden in Fjorde und Buchten ausmünden. Schlüssen. Wilkes zählte oft über hundert in seinem Gesichtskreis von 50 bis 250 Fuß (ein englischer Fuß = 0,3048



Antarktische Eismauer.

Meter) Höhe und 1/4 bis 5 Seemeilen (eine Seemeile = 1854,965 Meter) Länge. Er beobachtete deutlich an den höchsten achtzig horizontale Schichten und an den kleinsten dreißig. Nimmt man nun an, daß in diesen hohen Breiten durchschnittlich des Tages ein Zoll oder im Jahre dreißig Fuß Schnee fällt, so würden die größten Eisberge mehr als dreißig Jahre zu ihrer Bildung brauchen. Die einzelnen Schichten sind von sehr verschiedener Stärke, von fünf Centimeter bis einen Meter.

Gelangt der Kopf eines Gletschers ans Meer, so wird er überhängend hineingeschoben, daß er schließlich durch seine eigene Schwere, oder durch das Wasser gehoben, abbricht und als Eisberg von sehr unregelmäßiger Form in das Meer hinausschwimmt. Auf diese Weise bilden sich die meisten Eisberge des Nordens.

Die Länder der Südpolarzone haben aber nicht nur einzelne Eisströme, sondern das Eis schiebt sich an den meisten Stellen der Küste in das Meer. Dort brechen kolossale Eiswürfel und Eistafeln ab, welche die charakteristischen tafelförmigen Eisberge der antarktischen Region bilden.

Diese Bruchstellen erscheinen dann als hohe Eiswände und Eismauern, wie solche den Südpolfahrern Bellingshausen, Roß, Wilkes und anderen an verschiedenen Stellen innerhalb des Südpolarkreises den Weg versperrten. Hinsichtlich der Bildung dieser tafelförmigen Eisberge, auch Eisinseln genannt, führen die wenig beobachteten Thatsachen doch zu einigen

Geht man dieser Bildung auf den Grund, so darf man wohl folgendes annehmen: Das Eis erfordert einen Kern, auf dem Nebel, Schnee und Regen gefrieren und sich anhäufen; dieser Kern ist das Land. Durch die Kälte erhält das so aufgetürmte Eis weite Sprünge. Wind und Wellen trennen diese Absprünge vollends ab und treiben sie fort. Im Wasser werden sie in viele Stücke zerbrochen, und Teile davon mögen sich wieder mit anderem Eis vereinigen. Durch die Anhäufung von Schnee nimmt eine solche Masse

schnell eine flache, tafelförmige Gestalt an und wächst fortwährend. Wie diese Schichten sich anhäufen, beginnt das Eis zu sinken, und jeder hier so häufige Sturm macht das Ganze schwerer. Der mit dem Lande zusammenhängende Teil bleibt auf dem Boden sitzen, der äußere, der sich im tiefen Wasser befindet, sinkt. Die Oberfläche des gesenkten Teils wird wieder horizontal, indem er neue Schichten durch Schnee, Regen und Nebel erhält. Das Wachstum durch Niederschläge geht sehr rasch vor sich, denn in diesen hohen Breiten giebt es nur wenige Tage, wo nicht irgend ein Niederschlag erfolgt. Die Temperatur der Sommermonate ist selten über dem Gefrierpunkt, und Massen von 250 Meter Dicke brauchen vielleicht nur wenige Jahre, um sich zu bilden.

des Verfalls. Dort begegnet man den verschiedensten, schönsten Formen. Alle sind mehr oder minder durchlöchert und nehmen alle nur denkbaren Gestalten an, wie gotische Bogen, Säulen, Türme, Brücken, Pilze u. s. w. In diesem Zustande tragen sie nur selten Zeichen der Schichtung; einige sind aus weichem porösem Eis, andere erscheinen vollständig blau, wieder andere zeigen eine grüne Färbung und sind aus hartem, glasartigem Eise.

Man sieht große Eisinseln, die ihre tafelförmigen Gipfel bis in eine niedere Breite erhalten und sich dann schnell auflösen, wogegen andere alle Ähnlichkeit mit ihrer ursprünglichen Form verloren und sich augenscheinlich umgedreht haben.



Der thätige Vulkan Erebus. Von Roß gesehen.

Diese Eisinseln oder Eisberge verändern sich, ehe sie den 58. Grad erreichen, nur wenig, und erst in niederen Breiten findet man sie in allen Stadien

Wilkes hat sowohl wie Roß und andere solche Eisinseln wiederholt bestiegen und die Bruchstücke des antarktischen Landes untersucht. Er fand auf der stets etwas

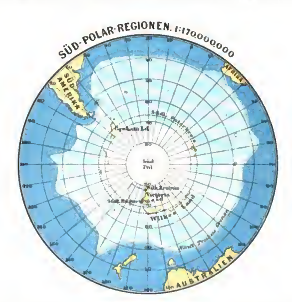
geneigten Oberfläche Rollsteine, Kies, Thon, große Stücke von Basalt und rotem Sandstein. Er fand unter anderem einen Block von zwei Meter Durchmesser. In der Mitte der Oberfläche eines Eisberges war ein $1\frac{1}{4}$ Meter tiefer Teich des besten Wassers, dessen Oberfläche mit $\frac{1}{4}$ Meter dickem Schlammeis bedeckt war.

Oft findet man, daß die Eisberge nach einer anderen Richtung hintreiben als die

Das massive, homogene Eis ragt mit $\frac{1}{9}$ seiner Masse über das Wasser und mit $\frac{8}{9}$ taucht es ein.

Aber die Porosität des Firneises ändert dieses Verhältnis, so daß man annehmen kann, ein flacher Eisberg, der 25 Meter über das Wasser herausragt, hat 150 Meter Tiefgang.

Während des Schwimmens frißt die größere Wärme des Wassers, die nimmer



Eisschollen. Die Erklärung ist sehr einfach. Auf die Schollen und Flarden wirkt der Wind sehr ein, auf die Eisberge dagegen viel weniger, weil sie einen sehr bedeutenden Tiefgang haben und den submarinen Strömungen trotz des Gegenwindes folgen müssen.

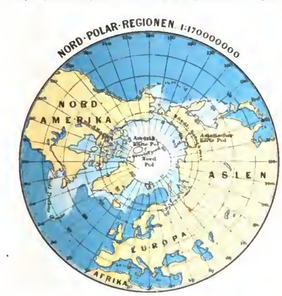
Die specifische Schwere des Eises wechselt, wie man sich leicht vorstellen kann, ungemein; denn während das eine porös und von schneeartigem Gewebe ist, sind andere Eisinseln größtenteils aus kompaktem, blauem, glasartigem Eis zusammengesetzt. Der Unterschied kommt daher, daß letztere mit Wasser gesättigt sind, welches nachher gefriert.

rastenden, anprallenden Wogen und die von der Sonne erwärmte Luft fortwährend an den Eisbergen, wodurch sich ihr Schwerpunkt öfters ändert und er sich folglich drehen und wenden muß. Wenn also die landmitführende Seite sich unter Wasser befindet, kann sie in einiger Zeit leicht durch eine Drehung des Eisberges an die Oberfläche kommen.

James Roß entdeckte auf seiner berühmten Polarreise 1839 bis 1843 einst plötzlich Land, das er vorher nicht gesehen, wogegen er an dessen Stelle einen kolossalen Eisberg bemerkt hatte. Als er sich besser überzeugte, stellte sich heraus, daß es kein festes Land, sondern noch derselbe

Eisberg war, der sich aber gedreht hatte und seine erst unter Wasser gewesene landmitführende Seite nun zeigte; er konnte ein deutliches Schwanken der ganzen Masse beobachten.

Eine der großartigsten Erscheinungen gewährt eine antarktische Eiswand. So fuhr Roß unter dem 78. Grad südlicher Breite an einer solchen 110 Seemeilen entlang, bis ihm schweres Packeis den nach Süden erstreckte. (Er nannte sie das Parrygebirge.) Das Wetter war ausgezeichnet schön, und begünstigt von einer frischen nordwestlichen Brise, machten wir beträchtliche Fortschritte in ostsüdöstlicher Richtung, dicht an den senkrechten Klippen des Eiswalles entlang. Man kann sich keine fester aussehende Eismasse denken; nicht die kleinste Spur eines Risses war hier zu entdecken, und



weiteren Weg versperrte. „Als wir uns mit allen Leesegeln dem Lande näherten," schreibt er, „bemerkten wir eine niedrige weiße Linie, die sich von seiner äußersten östlichen Spitze, soweit das Auge sehen konnte, nach Osten erstreckte. Sie wurde allmählich höher, und als wir näher kamen, erwies sie sich als eine senkrechte Eismauer von 150 bis 200 Fuß Meereshöhe, oben vollkommen eben und nach der Seeseite ohne Spalte oder Vorsprung. Was dahinter war, konnten wir unmöglich entdecken; denn da dieser Wall viel höher war als unsere Mastspitze, konnten wir nichts sehen als die Gipfel einer hohen Bergkette, die sich bis zum 79. Grad der glänzend klare Himmel hinter ihr verriet nur zu deutlich, wie weit sie nach Süden hinabreiche."

Über hundert Meilen konnte Roß an diesem merkwürdigen Eiswalle in ganz freiem Wasser hinfahren, und aus den Lotungen konnte er berechnen, daß die Eismauer wenigstens nicht mit ihrem äußeren Ende auf dem Meeresboden aufliege, da er in der Nähe 410 Faden Tiefe fand. (Hier ist der englische Faden gemeint, welcher gleich 1,8288 Meter ist.) Ob solche Eismauern sich um den ganzen Südpol herumziehen und ob sie wohl wieder verschwinden und wo anders sich neu bilden, das heißt, ob sich die Grenze

solcher Eismauern wohl wesentlich verändert, wie es die des Packeises thut, ist unbekannt.

Im Jahre 1823 drang der schottische Kapitän Weddell ohne besondere Schwierigkeit bis zum 74. Grad 15 Min. südlicher Breite vor, woselbst er vor sich ein vollkommen offenes, schiffbares Meer fand, das er „Georg IV. Meer" nannte. Nur drei Stücke Eis waren in Sicht. Er berichtet, daß dieses Meer von zahlreichen Walfischen belebt und mit außerordentlichen Massen von Vögeln bedeckt war; nirgends war eine Andeutung von Land. Schade, daß er mit seinen Segelschiffen durch widrige Winde gezwungen wurde, umzukehren; wer weiß, wie weit er hätte vordringen können, vielleicht bis zum Südpol, vielleicht bis zu einer Eismauer? Roß fand an derselben Stelle, wo Weddell ohne besondere Hindernisse nach Süden fuhr, im Jahre 1843 unterm 63. Grad dichtes Packeis.

So große und dichte Massen Packeis wie in der nördlichen Polarregion findet man in der südlichen nicht. Die fast beständigen, heftig wehenden Westwinde, welche das Meer das ganze Jahr durch in Bewegung halten, lassen ein dauerndes Zusammenfrieren der Schollen nicht zu, und daher kommt es, daß im Süden die Eisberge oder Eisinseln dominieren, während im Norden das Packeis herrscht.

Die Ursache der dauernden Weststürme ist die schnelle Umdrehung der Erde von West nach Ost und das wenige Land, das dem Winde keinen Widerstand bietet. Diese Stürme tragen auch viel dazu bei, den Sommer zu kühlen, denn, wie schon erwähnt, vermischen sie die obere kalte mit der durch die Erdwärme erwärmten unteren Luft.

Der Schnee fällt Sommer und Winter und, wie Wilkes sagt, häufig nicht in Flocken, sondern auffallend trocken, rein weiß in runden Körnern von Senfkorn- bis Erbsengröße, jedoch nicht etwa hart wie Hagel.

Die Länder innerhalb des Polarkreises scheinen immer von Eis umlagert zu sein, die Küste von Grahamland dagegen ist zu Zeiten eisfrei. So besuchte z. B. in den Jahren 1873 und 1874 der deutsche Kapitän Dallmann dasselbe. Er fuhr in den Hamburghafen ein und machte daselbst wesentliche Entdeckungen.

Am erfolgreichsten von allen Südpolarexpeditionen waren die des Amerikaners Wilkes und die, welche James Clark Roß im Auftrage der englischen Admiralität unternahm. Die Expeditionen waren ziemlich zu gleicher Zeit (Wilkes 1840, Roß 1840 bis 1843).

Wilkes konnte das von ihm entdeckte ausgedehnte Land, nach ihm Wilkesland genannt, wegen vorgelagerten Eises gar nicht betreten, und Roß nur zwei kleine Inseln, die Franklininsel unterm 76. Grad südlicher Breite und 168. Grad östlicher Länge von Greenwich, jedoch auch nur mit der größten Gefahr, da die Brandung sich gar so stürmisch an den Klippen brach, und die Possessionsinsel unterm 72. Grad südlicher Breite und 171. Grad östlicher Länge.

Diese Inseln bestanden ganz aus vulkanischen Felsen und waren nur an wenig Stellen zugänglich. Von Vegetation war nicht die geringste Spur zu finden, dagegen gab es große Massen Vögel, namentlich den Riesenpinguin auf der Possessionsinsel. Die Inseln waren mit Firneis vollständig bedeckt und boten ein trostloses Aussehen. Seine Hauptentdeckung, das Viktorialand, das südlichste Land der Erde, welches bis jetzt bekannt ist, konnte er auch nicht betreten.

Auf diesem Lande, unterm 77. Grad 30 Min. südlicher Breite und 167. Grad östlicher Länge von Greenwich, entdeckte Roß einen thätigen, 3750 Meter hohen Vulkan, den Erebus, welcher Rauch und Flammen spie. Er war bis an seinen Gipfel mit Schnee bedeckt.

Faßt man alles zusammen, so darf man folgendes annehmen: Die Südpolarregion produziert mehr Eis als die nördliche. Das Verbreitungsgebiet ist ein wesentlich größeres. Der Eisberg herrscht im Süden

vor, im Norden das Packeis. Weil im Süden das Packeis keine so mächtige Ausdehnung annehmen kann als im Norden, infolge des immer sehr bewegten Meeres, ist es leichter zu durchschiffen und die Gefahr des Einfrierens und Zerpressens der Schiffe eine geringere. Die Länder innerhalb des Südpolarkreises haben keine Vegetation und keine Landtiere. Im Süden giebt es das ganze Jahr durch viele Niederschläge, Schnee, Regen und Nebel, und fast beständig wehen heftige Westwinde. Die Länder der antarktischen Region sind schwer zu betreten infolge vorgelagerten Eises und wilder Brandung an den Küsten. In der Südpolarzone erreichen die Eismauern und Eiswände eine viel größere Ausdehnung als im Norden. Der tafelförmige Eisberg ist für den Süden charakteristisch. Die Südpolarzone ist noch viel weniger erforscht als die Nordpolarzone, obgleich das Eindringen in die südlichen Eismassen verhältnismäßig weniger schwierig und gefahrdrohend ist. Die antarktische Zone ist der arktischen gegenüber von der Wissenschaft sehr stiefmütterlich behandelt worden.

Wir wollen an diese Schlußbemerkung den Wunsch knüpfen, daß die Erforschung des Südpols, im Interesse der Wissenschaft und der Kenntnis unseres Erdkörpers, von den gebildeten Völkern endlich einmal ernstlich in Angriff genommen wird, zumal wir jetzt durch unsere Dampfschiffe den früheren Forschern gegenüber, welche nur schwerfällige, langsame, von Wind und Wetter abhängige Segelschiffe führten, einen großartigen Vorteil haben. Mit Freuden hören wir die Stimmen, welche sich zu gunsten der Erforschung der Südpolarzone jetzt in Deutschland erheben. Deutschland steht jetzt in Bezug auf innere Größe, nationale Kraft und hohe Gelehrsamkeit auf der ersten Stufe aller Länder, möge es auch auf dem Gebiete der antarktischen Entdeckung die anderen Nationen überflügeln; es pflanze seine Fahne auch innerhalb des Südpolarkreises auf.





Heinrichs VI.
Plan zur Umgestaltung der Reichsverfassung.

Von

Lothar v. Heinemann.

In einer Zeit wie die unserige, in welcher wir uns nach langer Flucht vor dem Mittelpunkte wieder in einer centripetalen Strömung befinden, ist man häufig allzusehr geneigt, über die den streng nationalen Tendenzen der Gegenwart entgegenstehenden Bestrebungen der Vergangenheit hart und ungerecht zu urteilen. Der schwärmerischen Überschätzung unserer deutschen Kaiserzeit in den Tagen der Romantik ist nicht ohne politischen Beigeschmack eine herbe Verurteilung jenes Imperatorentums gefolgt, welches zwar die Aussicht und den Ruhm der Weltherrschaft in sich faßte, andererseits aber die Kräfte der Nation aufsog und in fremden Landen verzettelte. Namentlich die staufischen Kaiser haben sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß sie für das lockende Ziel der Weltherrschaft die Sorgen um die inneren Aufgaben des Reiches preisgaben. Unter ihnen schien nur einer, Heinrich VI., den modernen Ideen näher zu stehen. Gerade von nationalem Standpunkte aus hat man oftmals darüber geklagt, daß wir Deutschen während des Mittelalters es nicht zur Stiftung eines Erbkönigtums gebracht haben, und Heinrich VI. ist deshalb vornehmlich gefeiert worden, weil er die Absicht hatte, diesen Schaden der Verfassung zu beseitigen. Allein der Plan der Begründung einer Erbmonarchie, welchen Heinrich hegte, entsprang so wenig nationalen Beweggründen — Gesichtspunkte, welche überhaupt jener Zeit fern lagen —, daß er vielmehr gerade jenem Gedanken an die Weltmonarchie seine Entstehung verdankte, welcher bei einseitig nationaler Betrachtung als der Fluch unserer mittelalterlichen Geschichte erscheinen muß. Wie die Idee der Weltmonarchie überhaupt und ganz ausschließlich der Träger der Politik Heinrichs gewesen ist, welche sich in phantastischem Fluge über die damals bekannte Welt auszudehnen versuchte, so offenbaren sich auch dieselben politischen Ziele und Wünsche in den Bestrebungen, welche eine Reform der Reichsverfassung anzubahnen bestimmt waren. Auch in ihnen zeigt sich eine Gedankenkühnheit, die wohl Staunen und Bewunderung hervorrufen mag, zugleich aber auch die Maß- und Zügellosigkeit des Charakters Heinrichs VI., der ohne genügende Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse und in die Grenzen seiner Macht weit über das Erreichbare hinausstrebte, der den Bogen so straff anzog, daß er nach seinem Tode zersprang.

Es ist im höchsten Grade auffallend — und dieses zeigt einmal wieder an einem augenfälligen Beispiel die Dürftigkeit und die Kurzsichtigkeit der mittelalterlichen Geschichtschreibung —, es ist auffallend, daß die meisten und bestunterrichteten

Quellen der damaligen Zeit der Reformversuche Heinrichs VI. keinerlei Erwähnung thun. Urkundliche Zeugnisse über die Reformpläne Heinrichs fehlen uns gänzlich. Nur in zwei Briefen spricht späterhin Papst Innocenz III. andeutend von der Absicht Kaiser Heinrichs, das Deutsche Reich zu einer Erbmonarchie umzugestalten, eine Absicht, die er selbst späterhin aufgegeben habe. Wir sind daher vornehmlich auf die schriftstellerischen Zeugnisse angewiesen. Aber auch von diesen sind nur zwei direkt gleichzeitig niedergeschrieben. Alle übrigen Berichterstatter stehen dem Ereignis, von welchem wir handeln, weit ferner, aber dennoch sind auch ihre Angaben von nicht geringem Wert, denn sie gehen ausnahmslos auf gleichzeitige Aufzeichnungen zurück. Deshalb werden wir auch die später geschriebenen Chroniken und Annalen anstandslos verwerten können. So wird es unsere Aufgabe sein, aus der Kombination sämtlicher erhaltenen Nachrichten den Verlauf jenes Reformplanes wieder herzustellen.

Zweierlei war es, was Heinrich verlangte: die Erblichkeit der Königskrone in seinem Hause und die Verbindung des sicilianischen Königreiches mit Deutschland zu einer einheitlichen Monarchie.

Von jeher war die Erblichkeit der deutschen Krone innerhalb desselben Geschlechtes anerkannt gewesen und doch zugleich stets das Wahlrecht des Volkes gewahrt worden. Nur wenn ein Geschlecht ausstarb, wurde ein anderes durch die Stimme des Volkes zur Leitung des Reiches berufen, sonst aber ward die Nachfolge meistens schon zu Lebzeiten des Vaters unter Zustimmung des Volkes durch Wahl des Sohnes zum König dem Geschlechte gesichert. So hatte in der ottonischen und salischen Zeit durch die Vererbung von Vater auf Sohn und Enkel die Idee der erblichen Monarchie bedeutend um sich gegriffen. Erst als Gregor VII. den Kampf gegen das Königtum eröffnete, sehen wir, wie zwar die deutsche königliche Partei an der Stabilität des Erbregimentes festhielt, die Kirche aber dieses völlig aufgiebt. Nicht nur aus der theoretischen Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche erklärt sich der Kampf der päpstlichen Partei gegen das Erbkönigtum von Gottes Gnaden, wie es die Königlichen verteidigten. Die Sache hatte einen praktischen Hintergrund. Die Kirche brauchte eben zu ihrer Herrschaft über den Staat das Wahlreich. Als daher Gregor die Absetzung Heinrichs dekretierte und einen neuen deutschen König wählen ließ, mußte dieser zuvor ausdrücklich auf jegliche Erbübertragung der Krone verzichten. Und ebenso war die Kurie beim Aussterben der männlichen Linie des Salierhauses im Jahre 1125 eifrigst bemüht, den Hohenstaufen Friedrich zu verdrängen, welcher als Sohn von Heinrichs V. Schwester Agnes ein Erbrecht auf die Krone zu haben glaubte. Es gelang ihr dieses durch die Wahl Lothars, welchen der Kurie vornehmlich auch der Umstand empfehlenswert erscheinen lassen mußte, daß er, bereits in höherem Alter stehend, keine männlichen Erben besaß, so daß nach seinem Tode abermals die freie Wahl eintreten konnte. Als dieses dann geschah, wandte sich Rom, wie im Jahre 1125 gegen den Staufer, so jetzt gegen den Schwiegersohn Lothars Heinrich den Stolzen. Allein bereits der unter dem Einflusse der Kurie erwählte Konrad von Hohenstaufen nahm die Politik der Ottonen und Salier wieder auf. Im Jahre 1147 ließ er seinen Sohn Heinrich zum König wählen, ohne darüber mit Rom in Verhandlungen zu treten. Und noch energischer betonte sein Nachfolger Friedrich I. die Erblichkeit der königlichen Gewalt. Auch er ließ nicht nur seinen Sohn Heinrich im Jahre 1161 zum König erwählen, sondern er hatte sogar die Absicht, Heinrich zum Mitkaiser zu erheben. Deshalb konnte Innocenz III. späterhin auch von Friedrich I. behaupten, daß er die Absicht gehabt habe, das Wahlrecht der Fürsten einzuschränken; der Plan, es völlig aufzuheben, blieb seinem Sohne vorbehalten.

Heinrich ging damit weit über seinen Vater hinaus, er wollte die Vererbung

der Krone auf den jedesmaligen nächsten Nachkommen des königlichen Hauses durch ein Grundgesetz des Reiches feststellen lassen. Die Vorteile, welche der Reichsverfassung daraus hätten erwachsen können, liegen auf der Hand. Die Stabilität der obersten Regierung und damit im wesentlichen auch der von den einzelnen Kaisern befolgten Politik schien hierdurch gesichert, der Zwist der Parteien wurde gemindert, die Schacherpolitik der Fürsten gegenstandslos. Gerade wir Deutschen, die wir den Jammer kennen und tief empfinden, der aus dem Wahlreiche unserem Volke erwachsen ist, sind wohl geneigt, Heinrich VI. ob solcher Einsicht in die Schäden der Reichsverfassung zu preisen und es als ein herbes Geschick zu beklagen, daß es dem jungen Staufer nicht vergönnt gewesen, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß Heinrich, wie bereits oben bemerkt, nicht etwa aus nationalen Beweggründen handelte, sondern daß nur der Gedanke an die Weltmonarchie, welcher seine ganze Politik nicht minder als die seines Vaters bewegte, auch jenen Reichsreformplan gezeitigt hat. Denn Heinrich knüpfte an den Plan zur Umgestaltung der Reichsverfassung die weitere Forderung, daß das normannische Reich, dessen Erbe er als Gemahl der Konstanze angetreten hatte, in enge organische Verbindung mit dem deutschen Königreiche treten sollte. Damit wurden Italien und Deutschland zu einer unzertrennlichen Monarchie unter einem Herrscher aus dem staufischen Geschlecht vereinigt. Ob hieraus unserem Volke und vor allem dessen nationaler Entwickelung Segen erwachsen wäre, muß man entschieden in Frage stellen.

Für die Verwirklichung des Reformplanes war es natürlich von ausschlaggebender Bedeutung, wie sich die deutschen Fürsten zu dieser Verfassungsänderung verhalten würden, und deren Haltung in dieser Frage hing wiederum von den Zugeständnissen ab, welche der Kaiser als Entgelt für die Aufgabe eines so wichtigen Privilegs zu machen bereit war. Heinrich bot den weltlichen Fürsten für den Verzicht auf das Wahlrecht die Erblichkeit der Reichslehen auch in der weiblichen Linie mit Ausschluß der Söhne von Nichtfreien, und den geistlichen Fürsten die Aufhebung des Spolienrechtes.

Nach altdeutschem Lehnrecht fiel beim Aussterben der männlichen Linie des Belehnten das Lehngut an den Lehnsherrn zurück und dieser konnte über dasselbe frei und neu verfügen. Gerade die staufischen Kaiser hatten diesen Rechtsgrundsatz, der allmählich schon in Vergessenheit zu geraten begann, mit Kraft und Energie aufrecht erhalten. Auch Heinrich der Löwe zog auf Grund dieser Rechtsnorm, indem er königliche Befugnisse in seiner Eigenschaft als Herzog in Anspruch nahm, die Besitzungen der im Mannsstamm erloschenen Grafengeschlechter Sachsens ein. Und da schon damals die Trennung zwischen Lehngut und Allod fast nicht mehr möglich war, so liefen die Fürsten und Grafen, welche Lehen vom Reiche trugen, Gefahr, bei Erlöschen der männlichen Linie ihres Hauses auch das Eigengut mit dem Lehngut durch Einziehung von seiten des Königs einzubüßen. Somit konnte ein Verzicht auf dieses königliche Vorrecht und die Anerkennung der weiblichen Lehnsnachfolge in der That als ein nicht unwesentliches Äquivalent für des Kaisers Forderung betrachtet werden. Heinrich bewilligte damit eben dasselbe den weltlichen Fürsten, was er von diesen für sich selbst verlangte. Gerade in diesem Augenblicke aber konnte ein solches Zugeständnis von seiten des Kaisers an die Fürsten von besonderem Wert erscheinen. Zwei der bedeutendsten Reichslehen, die Pfalzgraffschaft bei Rhein und die Landgrafschaft Thüringen, mußten in nicht allzu langer Zeit bei dem Mangel männlicher Descendenten der damaligen Inhaber jener Lehen an das Reich zurückfallen. Trotzdem wollte jenes Angebot Heinrichs in der That weniger besagen, als es scheint. Denn was Heinrich den Fürsten bewilligen wollte, mußte diesen von selbst nach der

Entwickelung, die das Lehnswesen genommen, zufallen. Höchstens wäre jenes Zugeständnis dem Drange der Zeit nach Territorialbildungen entgegengekommen und würde, wenn das Gesetz zur Ausführung gelangt wäre, vielleicht die Entwickelung der deutschen Reichsgewalten, wie sie sich später im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vollzog, um etwas beschleunigt haben. Denn thatsächlich war die Vererbung der Lehen auch auf die weiblichen Descendenten und die Seitenverwandten trotz einzelner gegnerischer Bestrebungen der staufischen Kaiser fast zum Gewohnheitsrechte geworden. Ja, diese selbst hatten in verschiedenen Fällen jenes Recht, welches Heinrich den weltlichen Fürsten bot, ausdrücklich in Sonderverträgen preisgegeben. So war bekanntlich bei der Gründung des österreichischen Herzogtums dem Herzog Heinrich die Nachfolge der weiblichen Nachkommen und der Kollateralen verbrieft worden. Ähnliches war in anderen Teilen des Reiches geschehen, und wie sehr die Fürsten schon damals an der unbedingten Erblichkeit der Lehen festhielten, hatte sich bei der Katastrophe Heinrichs des Löwen gezeigt, dessen Sturz vornehmlich durch jene Großen Sachsens herbeigeführt wurde, welche sich durch Einziehung der erledigten Grafschaften in ihrem Rechte als Erben der im Mannsstamm erloschenen Geschlechter verletzt fühlten.

Deshalb konnten die weltlichen Fürsten bei genauerer Überlegung unmöglich in dem Angebote Heinrichs einen Ersatz für das Recht der Königswahl erblicken, welches ihnen mit Fug als das Kleinod ihrer Freiheit erscheinen mußte; um so mehr als ihnen aus der Einverleibung des sicilianischen Königreiches nur Lasten, keine Vorteile zu erwachsen drohten. Ja, es stand zu befürchten, daß das neuerworbene Land, daß Sicilien dem deutsch-italienischen Weltreiche das Gepräge geben würde, daß der Kaiser, wie späterhin Friedrich II., auch das Kaiserreich nach sicilianischem Muster zu regieren versuchen und daß er die deutschen Fürsten in die abhängige Stellung herabdrücken würde, welche die normännischen Barone in dem streng einheitlichen Staate Siciliens einnahmen.

Von noch geringerem Wert als das den weltlichen Fürsten Gebotene war der Verzicht auf das Spolienrecht, durch welchen Heinrich die Geistlichen für seinen Reformplan zu gewinnen hoffte. Was der Bischof oder Abt bei seinem Tode an fahrender Habe hinterläßt, gilt als erworben aus dem ihm nur auf Lebzeiten zur Nutzung überlassenen Gut, bildet ein Zubehör zu diesem und kommt daher weder an seine Verwandte noch auch an die Kirche oder seinen demnächst zu wählenden Nachfolger, sondern an den Herrn, an den das Gut selbst zurückfällt; bei Reichskirchen also an den König. Selbst die auf den Stiftsgütern vorhandenen Mobilien, besonders das Vieh, das Getreide, der Wein und andere Wirtschaftsvorräte, waren hierin einbegriffen. Das verstand man unter Spolienrecht. Den deutschen Reichskirchen gegenüber scheint das Recht vom Könige von jeher geübt worden zu sein. Trotzdem sind die Spuren, welche wir verfolgen können, äußerst selten. Wenn aber Friedrich I. behauptete, daß er das Spolienrecht auf Grund alten königlichen Rechtes und nach alttäglicher Rechtsgewohnheit ausübe, so geht daraus hervor, daß er nicht etwa, wie Otto IV. später behauptete, diese ungebührliche Neuerung einführte, sondern daß er sich dabei auf frühere Beispiele der Ausübung jenes Rechtes durch die königliche Gewalt berufen konnte. Wahrscheinlich hatten die Vorgänger Friedrichs, besonders Lothar, jenes Vorrecht nachlässig gehandhabt. Unter Friedrich mehren sich dann die Spuren der Ausübung des Spolienrechtes, aber es wurde auch jetzt von dem Klerus rechtlich niemals anerkannt. Darum konnte der Verzicht auf dasselbe seitens Heinrichs VI. kaum als ein gleichwertiges Zugeständnis für die Aufgabe des Wahlrechtes von den geistlichen Fürsten betrachtet werden. Ja, hätte Heinrich VI. wie späterhin Friedrich II. das Regalienrecht, wie es sich damals entwickelt hatte,

d. h. das Recht, die Einkünfte eines durch den Tod des Vorstehers erledigten Bistums, beziehungsweise Abtei, preisgegeben, vielleicht hätten die geistlichen Fürsten sich dem Reformplane des Kaisers geneigter gezeigt.

Heinrich selbst mußte sich sagen, daß das, was er den Fürsten geistlichen und weltlichen Standes für die Aufgabe ihres Wahlrechtes bot, ein Nichts war, daß alles nur auf Schein und Trug hinauslief und daß nur er bei diesem Handel gewinnen konnte, nicht die andere Partei. Aber er vermeinte damals im Besitze einer imposanten Macht auf eigene Faust seine Pläne durchzusetzen. Als König beider Sicilien, an Siegen reich und beladen mit den Schätzen seines neu errungenen Königtums, gestützt auf eine ihm treu und unverbrüchlich ergebene waffenfähige Reichsministerialität, glaubte er in der Frage der Verfassungsreform eine absolut gebietende Stellung einnehmen zu können. Allein wie immer maßlos in seinen Zielen und ohne Einsicht in die Grenzen seiner Macht, überschätzte er sein Können, unterschätzte er den Widerstand der Fürsten.

Dieses führt uns zu dem äußeren Verlauf des Reformplanes.

Bald nach seiner Ankunft in Deutschland, welche im Juni des Jahres 1195 erfolgte, scheint Heinrich schon auf dem Reichstage zu Gelnhausen im Oktober desselben Jahres einzelne Fürsten für den Reformplan gewonnen zu haben. Allein erst im Dezember auf der Reichsversammlung zu Worms trat er offen mit seinen Vorschlägen hervor. Nach dem Bericht der Reinhardsbrunner Annalen sollen sich einige Fürsten schon damals zu dem Versprechen verstanden haben, der Erblichkeit der Krone beizustimmen oder im anderen Falle sich wie Reichsgefangene in öffentliches Gewahrsam bringen zu lassen. Zugleich suchten aber die in Worms versammelten Fürsten, welche aus Furcht, ihre Besitzungen einzubüßen, dem Kaiser keinen Widerstand entgegensetzen wollten, einen Aufschub der Angelegenheit zu erwirken, damit auf dem demnächst abzuhaltenden Hoftage zu Würzburg der Gesamtheit der Fürsten der Plan vorgelegt werden könne und man auch die den kaiserlichen Vorschlägen Abgeneigten für den Reformplan zu gewinnen vermöge. Und in der That auf dem Würzburger Reichstage im März des Jahres 1196 verstanden sich die zahlreichen anwesenden Fürsten, teils durch Versprechungen angelockt, teils durch Drohungen eingeschüchtert, dazu, dem Kaiser ihre Zustimmung zu seinem Reformplane zu erteilen. Es waren im wesentlichen die Fürsten des östlichen Sachsens und Süddeutschlands, welche damals durch Brief und Siegel ihre Einwilligung in die Verfassungsänderung erklärten. Allein daneben bildete sich namentlich am Niederrhein und im westlichen Sachsen eine nicht unbedeutende Opposition, welche in dem Erzbischofe Adolf von Köln einen thatkräftigen Führer fand und dem sich fast alle jene Fürsten anschlossen, die einige Jahre später Otto IV. auf den deutschen Thron erhoben. Wohl gelang es Heinrich VI., auch auf dem Reichstage von Mainz im Mai 1196 wiederum sich der Zustimmung einiger Fürsten zu versichern, aber die Opposition war trotzdem nicht zu bewältigen, eine einstimmige Annahme des Planes überhaupt nicht zu erwarten. So begnügte sich der Kaiser mit der ihm ausgestellten Urkunde, durch welche er jetzt bei seinem abermaligen Ausbruche nach Italien in Anknüpfung an die Politik seines Vaters den Papst Cölestin III. zur Krönung seines jungen Sohnes Konstantin zu bewegen hoffte.

Durch das Versprechen des Kreuzzuges hatte Heinrich die Aussöhnung mit der Kurie erkauft. Er hatte weiter versprochen, alle den Übergriffen, welche seine Untergebenen sich gegen den Papst und seine Besitzungen erlaubt hatten, steuern zu wollen. Aber nichts von alledem war geschehen. Herzog Philipp schaltete in Tuscien mit seltener Rücksichtslosigkeit, die Güter und Besitzungen des apostolischen Stuhles betrachtete er als die seinen, und auch das mathildische Erbe, auf welches die Kirche nicht unbedeutende

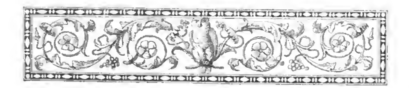
Ansprüche erheben konnte, war und blieb im Besitze des Kaisers. Dazu kam, daß die Stellung Heinrichs als König von Sicilien zur Kurie noch einer Klärung bedurfte. Der Papst forderte den Lehnseid für das normannische Reich von Heinrich, dieser verweigerte den Eid, denn ein Kaiser könne nicht Lehnsmann des Papstes sein. So war die Lage der Dinge, als Heinrich im Sommer des Jahres 1196 von den Alpen in die Poebene hinabstieg. Den Vorwürfen, welche der Papst schriftlich und durch eine Gesandtschaft ihm vorgetragen, wußte er geschickt auszuweichen, erst als er im Herbst des Jahres 1196 in Tivoli eine mehrwöchentliche Rast machte, knüpfte er von hier aus Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle an. Den Angelpunkt dieser Unterhandlungen bildete die Krönung des jungen Sohnes Heinrichs, Konstantins, des späteren Friedrich II. Inzwischen nämlich hatte ein großer Teil der Fürsten, welche in Würzburg ihre Einwilligung zu dem neuen Reichsgesetz gegeben hatten, die voreilige Preisgabe eines so wichtigen Vorrechtes bereut. Als daher der Burggraf von Magdeburg Gebhard von Querfurt in Deutschland erschien, um den Reformplan zum Abschluß zu bringen, fand er die Gemüter der Fürsten völlig umgestimmt, selbst Landgraf Hermann von Thüringen, welchem die unmittelbarsten Vorteile aus der Zusicherung der weiblichen Lehnsnachfolge erwachsen waren, hatte die kaiserliche Partei verlassen. Dieser sich allmählich festigende Widerstand gegen die Verfassungsänderung war dem Kaiser natürlich nicht verborgen geblieben. Er suchte jetzt auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen. Indem er den Papst Cölestin zur Krönung seines Sohnes zu bewegen hoffte, glaubte er auch ohne Zustimmung der Fürsten das Princip der Erblichkeit begründen und die Kaiserherrschaft in Italien und Deutschland festigen zu können. „Nicht auffallender konnte der Papst die Erblichkeit der Krone anerkennen, als indem er den zweijährigen Sohn Heinrichs zum König krönte, ohne daß derselbe von den deutschen Fürsten nach altem Herkommen gewählt worden war. Das bedeutete nichts anderes als die Zustimmung zu Heinrichs Gesetzvorschlägen." Allein so gefügig Cölestin sich bisher dem Kaiser gegenüber gezeigt hatte und so sehr er bereit war, um nicht das Zustandekommen des Kreuzzuges zu vereiteln, dem Kaiser so weit als möglich entgegenzukommen, er hatte doch gewiß kein Interesse daran, das übermächtige Kaisertum in dem der Kirche wenig wohlgesinnten Geschlechte der Staufer erblich zu machen und diese Erblichkeit durch einen ganz ungewöhnlichen Akt zu sanktionieren. Er wies also diese Forderung des Kaisers entschieden zurück.

Aber diese Angelegenheit war nicht der einzige Gegenstand der damals von Tivoli aus zwischen Papst und Kaiser gepflogenen Unterhandlungen. Den Inhalt derselben kennen wir zwar nicht, doch hat Heinrich späterhin behauptet, daß weder sein Vater noch ein anderer seiner Vorgänger einem Papst so viel geboten habe als er damals Cölestin III. Wie die Dinge zu der Zeit lagen, war einer der Hauptpunkte der Streitigkeiten zwischen beiden Mächten die gewaltsame Occupation vieler Besitzungen der Kurie von seiten der Anhänger des Kaisers, vor allem einzelner Teile des tuscischen Patrimoniums und der Länder der Markgräfin Mathilde. In diesem Zusammenhange gewinnt die Angabe eines englischen Geschichtschreibers ein nicht geringes Interesse, welcher berichtet, daß Heinrich VI. damals den Plan gehegt habe, den Kirchenstaat ganz oder wenigstens teilweise zu säkularisieren. Diese Notiz findet sich in dem Speculum ecclesiae des Giraldus Cambrensis. Hier erzählt der Verfasser, daß Kaiser Heinrich VI., da er das zum großen Teil in fremden Händen befindliche Patrimonium Petri dem Papste weder selbst zurückstellen wollte, noch die übrigen Fürsten zur Zurückgabe an den päpstlichen Stuhl zu veranlassen vermochte, beschlossen habe, als eine Art von Entschädigung festzusetzen, daß durch sein ganzes Reich von sämtlichen Metropolitan-

kirchen die Einkünfte je einer Kanonie dem heiligen Stuhle zufließen sollten. Ebenso sollten von den einzelnen bischöflichen Kirchen immer je einem der Kardinäle, Kapellanen und Kleriker von der Kapelle des Papstes eine entsprechende Präbende zufallen. Es war die Absicht Heinrichs, auch die übrigen christlichen Reiche zu einer gleichen Bestimmung zu veranlassen, aber sein frühzeitiger Tod setzte diesen Bestrebungen ein Ziel. So weit in großen Zügen Giraldus, dessen Meinung also offenbar gewesen zu sein scheint, daß Heinrich VI. gegen teilweisen oder ganzen Verzicht auf das Patrimonium Petri dem päpstlichen Stuhl eine feste Einnahme aus den Einkünften der bischöflichen Kirchen Deutschlands angeboten habe. Wir wissen von einem solchen Plane sonst nichts, und gewiß ist diese Nachricht des Giraldus mit Vorsicht aufzunehmen. Allein ich mache darauf aufmerksam, daß Giraldus Cambrensis sehr wohl über diese Vorgänge unterrichtet sein konnte. Er war ein weitgereister, höchst gebildeter Mann, der die Zeiten, von welchen er spricht, selbst miterlebt hatte. Zwei Jahre nach Heinrichs VI. Tode war er selbst in Rom und überreichte Innocenz III. seine Gemma ecclesiastica. Es ist also eine solche Angabe von dieser Seite nicht sogleich über Bord zu werfen. Dazu kommt noch ein Weiteres. Abgesehen davon, daß der Bericht des Giraldus vortrefflich in den Rahmen der anderweitig überlieferten Nachrichten über die zu Tivoli gepflogenen Unterhandlungen paßt, stimmt dieser Plan der Säkularisierung des Kirchenstaates aufs beste zu den politischen Zielen und Anschauungen Heinrichs VI. Auch dieser Entwurf entsprang, wenn er wirklich aus dem Kopfe Heinrichs hervorging, dem Gedanken an die Weltmonarchie, in welchem seine ganze Politik aufging. Deutschland und Italien, das war der Zweck des Erbfolgeplans, sollten in untrennbarer Zusammengehörigkeit dem Scepter eines Herrschers unterthan sein. Die Lombarden gehörten von altersher zum deutschen Kaiserreich; das Normannenreich war gleichfalls, wenn Heinrichs Plan verwirklicht wurde oder wenigstens sein Sohn schon zu Lebzeiten des Vaters zu dessen Nachfolger bestimmt ward, fest mit dem deutschen Königreiche verbunden. Auch Mittelitalien stand zum großen Teil unter der Botmäßigkeit der kaiserlichen Statthalter. Da fehlten nur die Besitzungen des päpstlichen Stuhles, um Deutschland und Italien zu einem großen, abgeschlossenen Weltreich zu verbinden.

Wie dem aber auch gewesen sein möge, auch dieser kühne Entwurf Heinrichs blieb, wenn er bestand, wie sein Erbfolgeplan unvollendet. Die Verhandlungen, welche sich viele Wochen hingezogen hatten, zerschlugen sich, und der Kaiser wandte sich, ohne in einem Punkte zum Ziele gelangt zu sein, seinem normännischen Königreiche zu. Von hier aus hat er dann rasch entschlossen wenigstens seinem Sohne die Nachfolge im Reiche zu sichern versucht. Als er sah, daß er auf dem eingeschlagenen Wege nicht vorwärts kam, stellte er den Fürsten den auf dem Reichstage zu Würzburg unterzeichneten Willebrief zurück und stimmte seine Forderungen so weit herab, daß er jetzt nur die Wahl seines Sohnes beanspruchte. Diesem ermäßigten Verlangen kamen die Fürsten entgegen. Zu Ende des Jahres 1196 ward der junge Konstantin in Frankfurt a. M. zum König ausgerufen. Auch Adolf von Köln, der damals noch seine Zustimmung versagte, leistete im folgenden Jahre in die Hände des Herzogs Philipp von Schwaben dem jungen Könige den Eid der Treue. Das war das Ende des großen Reformplanes.

Für die nächsten Jahrzehnte wenigstens schien die Krone den Staufern gesichert zu sein. Aber noch nicht ein Jahr war verflossen, da entbrannte der Streit um das Erbe Heinrichs VI., spaltete das Reich in zwei feindliche Heerlager und stieß es von der Höhe seiner Macht in traurige Zerrüttung hinab.



Litterarische Mitteilungen.

Die körperlichen Übungen der Mädchen.

Von

E. Euler.

Vor vier Jahren wurde im preußischen Abgeordnetenhause auch des Turnens der Mädchen gedacht. Man fand von einer Seite darin eine weitere Überbürdung derselben in der Jugend, in der Schule. Da trat Minister v. Goßler als beredter und kundiger Anwalt des Mädchenturnens auf. Er äußerte unter anderem: „Man mag sich die Mädchen denken, wie man will, so muß man in erster Linie daran festhalten, daß sie in normalen Verhältnissen Gattinnen und Mütter werden; und es ist eine der ernstesten Aufgaben unserer ganzen gegenwärtigen Entwickelung, sich klar zu werden: Was können unsere öffentlichen Einrichtungen dafür thun, daß namentlich in größeren Städten den Gefahren der geistigen Überlastung für den Körper entgegengearbeitet und den Mädchen Gelegenheit gegeben wird, ihre Körperentwickelung harmonisch sich vollziehen zu lassen? Wie der Staat vom Manne verlangt, daß er auch seine Körperkräfte in den Dienst des Staates giebt und sich für diesen Dienst tüchtig macht, so darf auch der Frage nicht ausgewichen werden: Was wird aus der Körperentwickelung derer, von denen die Gesundheit der künftigen Geschlechter und damit die Zukunft des Staates abhängt?“

In dieser Frage liegt der Kernpunkt der ganzen Bewegung betreffs des Mädchenturnens. Die Anforderungen an die geistige und künstlerische Bildung unserer Töchter steigern sich immer mehr. Darunter leidet die körperliche Entwickelung. Als schwächliche Geschöpfe treten sie in die Ehe ein — wo sollen da die gesunden Kinder herkommen? Die einzig richtige Lösung, in geregelter Weise die Mädchen turnen zu lassen, haben nicht etwa wir erst gefunden in unserem Turnen; schon Lykurg, der Gesetzgeber Spartas, ordnete von Staats wegen auch für die Mädchen und Jungfrauen methodisch betriebene gymnastische Übungen an, damit dieselben zu kräftigen Müttern heranwüchsen, von welchen auch einst kräftige und gesunde Kinder zu erwarten seien. Und berühmt waren die Spartanerinnen im Altertum nicht allein wegen ihres gesunden Mutterwitzes, sondern auch wegen ihrer blühenden Schönheit. Ja, sie erregten den Neid ihrer Mitschwestern in anderen griechischen Städten und Ländern.

Übung mit Sandblöcken.

Als in neuerer Zeit, besonders durch Locke und Rousseau angeregt, die körperliche Erziehung wieder in den Vordergrund trat, wagte man zunächst nur etwas schüchtern auch an die Mädchen zu denken. Es war aber

bereits ein Arzt des vorigen Jahrhunderts, Dr. J. P. Frank, der den Staat aufforderte, „dem Hang des städtischen Frauengeschlechts zur Unthätigkeit entgegenzutreten". Fr. L. Jahn verlangt in seinem deutschen Volkstum von 1810 mäßige Leibesübungen auch für Mädchen. Sein Schüler H. F. Maßmann wurde schon dringender, er meinte, die weibliche Jugend unserer Tage bedürfe bewußter und wohlgeordneter Leibesübungen vielleicht mehr als die Knabenwelt. Und Adolf Diesterweg, der berühmte Pädagoge, sagte: wenn unseren Knaben Leibesübungen not thun, so sind sie für unsere Mädchen noch viel notwendiger. „Wer das nicht einsieht, sieht gar nichts ein, kennt nichts und begreift nichts!"



Schaukelringe.

Und so traten noch andere Männer und es traten auch Frauen für eine vernünftige körperliche Erziehung der Mädchen in die Schranken. Aber wieviel fehlt noch, daß die Ansicht von der dringenden Notwendigkeit körperlicher Übungen zu wirklichem Durchbruch gekommen wäre! „So ein wenig im Hause herumlaufen, treppauf und nieder, in Küche und Keller, hinaus in den Stall und Garten: das ist gerade keine Arbeitsversäumnis, das dient zur Kräftigung und Stählung des schwachen Körpers und ist viel einfacher, natürlicher und mädchenhafter als die Turn-Schnurrpfeifereien und schwedischen und sonstigen gymnastischen Heilkünste, wobei einem von altem Schrot und Korn ganz spanisch zu Mute wird." So schrieb einer vor etlichen zwanzig Jahren in einem Aufsatz: „Wider den Gouvernantenspleen heranwachsender Töchter." So ähnlich mag noch jetzt mancher Vater, manche Mutter, ja mancher Arzt und mancher Pädagog von Fach denken, denen die Turnübungen, weil sie dieselben eben nicht kennen, auch nur als Schnurrpfeifereien, als brotlose Künste oder als „halsbrecherische Seiltänzerkunststücke" erscheinen. Und darum die vielen auf Grund ärztlicher Zeugnisse vom Turnen dispensierten Mädchen!

In Mittel- und Süddeutschland werden in manchen Städten regelmäßige Turnprüfungen auch der Mädchen veranstaltet und die Eltern und bezw. Ärzte dazu eingeladen. Es ist das ein sehr wirksames Mittel, dieselben aufzuklären über das, was in den Turnstunden getrieben wird. Auch in Berlin kommt es hier und da vor, aber lange nicht häufig genug. Und man würde sich gewiß freuen über das, was auch hier geleistet wird, man würde sich überzeugen können von der wohlthätigen Einwirkung geregelter Leibesübungen auf die Haltung und die ganze äußere Erscheinung der Kinder.

Man wendet nicht ganz mit Unrecht ein: Was kann in den zwei wöchentlichen Turnstunden viel geschehen? Ja gewiß wäre es besser, wenn diese Zahl verdoppelt würde, und hoffentlich wird solches auch noch erreicht werden. Aber die zwei Turnstunden üben, von den ersten Schuljahren an regelmäßig fortgesetzt, schon eine sehr sichtliche Wirkung aus. Wenn man eine Schule kennen gelernt hat, in welcher der Turnunterricht eben erst eingeführt worden ist, und sieht einige Jahre später die Kinder derselben — welch bemerkbarer Unterschied!

Aber leider kommen manche Kinder schon körperlich geschwächt und nicht normal gebildet in die Schule. Da kann der Turnunterricht, welcher ja stets die Gesamtheit der Klasse umfaßt, immer auf das Ganze gerichtet sein muß, oft genug nicht mehr viel helfen, höchstens insoweit, daß das Übel infolge des



Übung mit dem Stabe.

Sitzens auf den Schulbänken nicht stärker wird. Und dann verlassen die Kinder die Schule, oft in einem Alter, in dem der Körper noch keineswegs fest ist. Sie geben sich

Beschäftigungen hin, die freie und kräftige körperliche Bewegung und Regung hindern. Und finden oder nehmen sie sich Zeit zur körperlichen Erholung, so gehen sie spazieren — sehr schön, aber das bloße Spazierengehen reicht auch nicht aus, angestrengtem Sitzleben energisch entgegenzuarbeiten.

In beiden Fällen kann wirksam teils vorgebeugt, teils nachgeholfen werden, wenn angemessene körperliche Übungen zu Hause vorgenommen werden. Nicht immer ist orthopädische Behandlung schwächlicher Kinder in einer Heilanstalt notwendig; in vielen Fällen erzielen rein turnerische Bewegungsformen, sachkundig und methodisch mit dem Kinde geübt, dieselbe, ja vielleicht eine bessere Wirkung, sind dem Kinde angemessener, und auch der Unterschied im Kostenpunkte dürfte nicht unerheblich sein. Viele sorgliche Eltern haben ja in der Stube bereits ein Reck, Schaukelringe anbringen lassen, an denen die Kinder hängen und schaukeln sollen. Sie leiten die Kinder selbst an oder nehmen dazu einen sachkundigen Lehrer oder eine Lehrerin, die dann auch anderes, auch Freiübungen, auch Übungen mit den Stäben ausführen lassen. Dabei lief aber viel subjektives Belieben mit unter: es fehlte die richtige Anleitung durch ein Buch. Die vorhandenen Schulturnbücher sind in erster Linie für die Schule, die Schulklasse berechnet. Es ist nicht immer leicht, für den Einzelunterricht das Geeignete herauszufinden.

Ähnlich geht es aber auch solchen, welche in der Schule geturnt haben und nun aus Gesundheitsrücksichten die körperlichen Übungen für sich weiter pflegen wollen, auch sie sind in Verlegenheit. Und empfindet ein Erwachsener, eine Frau aus Gesundheitsrücksichten das Bedürfnis bestimmter körperlicher Thätigkeit, oder wird ihr eine solche vom Arzte angeraten — die aber niemals geturnt hat —, eine solche wird erst recht ratlos sein, wenn sie nicht geneigt ist, unter erfahrener Leitung ihre Übungen vorzunehmen.

Hier war eine entschiedene Lücke in unserer Turnlitteratur. An heilgymnastischen Büchern fehlt es uns nicht; aber eine „Hausgymnastik“ nicht bloß für Kranke, sondern auch für Gesunde, die ihre Gesundheit sich erhalten, sich kräftigen wollen, hat bis jetzt gefehlt. Diesem Mangel wird in vortrefflicher Weise abgeholfen durch eine von berufenster Seite, von **Angerstein** und **Eckler**, verfaßte Schrift. **Hausgymnastik für Mädchen und Frauen.***



Übung am Reck.

Man findet in ihr nicht bloß klare, durch treffliche Abbildungen (die hier beigegebenen

* Angerstein und Eckler: Hausgymnastik für Mädchen und Frauen. Eine Anleitung zu körperlichen Übungen für Gesunde und Kranke des weiblichen Geschlechtes. Berlin, Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz).

sind dem Buche entnommen) erläuterte Beschreibung, sondern auch den Nachweis der gesundheitlichen Wirkungen der Übungen, vollständige Übungsgruppen teils für das Allgemeinbefinden, teils auch für besondere Fälle, für körperliche Leiden, welche durch angemessene Bewegung gehoben oder wenigstens gemindert werden können.

Litterarische Notizen.

Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Von Dr. H. v. Eicken. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.) — Ein ausgezeichnetes Werk, welches in ansprechender Form einen äußerst gehaltvollen Inhalt birgt. Der Verfasser sucht die beiden in der Kirche des Mittelalters sich mit gleicher Macht hervordrängenden Bestrebungen der Weltverneinung und Weltbeherrschung in ihrer gemeinsamen Wurzel zu erfassen, um sie dann in allen ihren Verzweigungen zu verfolgen, und gewährt uns so einen Einblick in das mannigfache Geflecht teils harmonischen teils disharmonischen Anschauens und Denkens, welches im Mittelalter zur Herrschaft gelangt. Die vorurteilsfreie und tiefgehende Behandlung der Sonderfragen gewinnt um so mehr an Gewicht, je mehr man in Begleitung des Verfassers zu dem erhöhten Standpunkte gelangt, wo „alles sich zum Ganzen webt“. Schließlich liegt der christliche Romanismus in seinem ganzen Entwickelungsprozesse vor uns, von seiner Vorgeschichte im Altertume an, in seiner Ausbildung und Vollendung in der klassischen Zeit des Mittelalters bis zu seiner Auflösung am Ausgange der letzteren. Wir wünschen dem Buche, welches sicher seinen Weg machen wird, daß es auch in der deutschen Familie und nicht bloß am Gelehrtentische gelesen werden mag — die Werke sind selten, welche für beides in so hohem Maße geeignet sind wie das vorliegende.

Geschichte der christlichen Ethik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Der Verfasser legt hiermit den zweiten Band seiner breit und tief angelegten Geschichte der Ethik vor, während ein dritter zeigen soll, welche Versuche seit dem Beginn der Neuzeit gemacht sind, um eine dem modernen Menschen zusagende Gestaltung der Sittenlehre zu gewinnen. Diese Geschichte der Ethik soll ihm die Vorarbeit zu einem Systeme der Ethik werden. Damit hat der Verfasser den einzig möglichen Weg für eine gesunde Neubildung beschritten, nämlich unter gewissenhafter Beurteilung und Benutzung des Alten das Werdende aufzusuchen und zu gestalten. Wir zweifeln nicht, daß dieses Werk in seiner kritischen und doch nach Positionen ringenden Durchführung einen erheblichen Beitrag liefern wird für die Lösung der Fragen unserer Zeit.

Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens von Wilhelm Wundt. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Von der „Physiologie“ aus zur „Physiologischen Psychologie“ und von da zur „Erkenntnistheoretischen Logik“ und nun zur „Ethik“, das ist der Weg, den Wilhelm Wundt bedächtig und sicher gegangen ist als Führer einer neuen Richtung in der Philosophie. Die siegende Art und Weise der Darstellung, welche überall die Thatsachen zergliedert und in ihrem Zusammenhange darstellt, führt den Leser auf dem Wege, den der Verfasser selbst gegangen ist, zu einem festen Systeme der Philosophie, welches nicht aus genialer Laune erzeugt ist und daher nicht durch jeden Windhauch der Kritik ins Schwanken gerät. Wir sind der Überzeugung, daß dieses System in seiner weiteren Ausbildung, vielleicht durch eine abschließende Ideendichtung ergänzt, ebenso wie Lotzes Geistesarbeit für die Neubildung unserer Weltanschauung, von mehr und mehr hervortretender Bedeutung werden wird. Jedenfalls kann der Verfasser Sommersche Kritik ruhig gewähren lassen, sie wird ihm nichts anhaben. Warum bescheidet sich auch Sommer nicht auf die seinen Kräften entsprechende, an sich so verdienstliche Popularisierung Lotzes?

Das Neue Testament. Übersetzt von Karl Weizsäcker. (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.) — In dritter und vierter Auflage liegt diese Übertragung, welche sich schnell Freunde erworben hat, vor uns. Bezeichnend ist für dieselbe neben der Genauigkeit der Wiedergabe die fortlaufende Textgestaltung und die Verwendung verschiedenartigen Druckes. Wir würden gern in einer neuen Auflage die Angabe der Parallelstellen und die Hinweise auf das Alte Testament in Form von Anmerkungen zugefügt sehen.

Allerlei aus Volks- und Menschenkunde. Von A. Bastian. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) — Das neue Werk des berühmten Forschers hat alle Vorzüge und Nachteile seiner früheren Arbeiten. Mit der Dankbarkeit für die gebotene Stofffülle verbindet sich dem Leser das unbehagliche Gefühl, daß jede systematische Durcharbeitung fehlt. So trägt die

Art des Verfassers die Grenzen ihrer Wirksamkeit in sich.

L'homme selon le transformisme. Par A. Vianna de Lima. (Paris, Felix Alcan.) — Der Verfasser bietet uns einen sehr lesenswerten Überblick über die moderne Entwickelungstheorie, soweit sich dieselbe auf den Menschen bezieht. Zuerst werden die zoologischen Charaktere des menschlichen Typus, dann die geistigen Anlagen und Fähigkeiten desselben besprochen, allerdings nicht überall unter eingehender Berücksichtigung der gegnerischen Ansichten.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.) — Das kleine Büchlein, welches rasch mehrere Auflagen erlebt hat, wendet sich an die Männer und Frauen Deutschlands, um vor ihnen in freimütiger Kritik ein Bild desjenigen Christentums hinzustellen, welches der modernen Kultur gegenüber haltbar erscheint. Wir wünschen der Schrift viel aufmerksame Leser und Beherzigung.

* * *

Mit vollem Recht schrieb Paul Lindau ein empfehlendes Vorwort zu Martin Hahns Übersetzungen der **Dichtungen von Alfred de Musset.** (Breslau, S. Schottlaender.) Es gehört sehr viel dazu, um die Sprache und den Geist des glänzenden französischen Lyrikers auch nur halbwegs im Deutschen wiedergeben zu können. Weisen auch die Leistungen Hahns manche formelle Schwächen und Flüchtigkeiten auf, so sind deren Vorzüge doch so überwiegend, daß wir sein Buch mit bestem Gewissen allen deutschen Mussetfreunden empfehlen können. Martin Hahn vereinigt dichterische Feinfühligkeit mit anerkennenswerter Formgewandtheit, zwei Eigenschaften, die uns wünschen lassen, daß der Übersetzer uns noch mit weiteren Gaben seiner Kunst beschenken möge.

Unter dem Titel **Schau- und Lustspiele** vereinigt Paul Lindau seine Bühnenstücke „Jungbrunnen", „Mariannens Mutter" mit seiner Bearbeitung des „Galeotto" zu einem gefällig ausgestatteten Bande, der kürzlich bei S. Schottlaender in Breslau erschienen ist. Die Vorzüge und Schwächen der Lindauschen Stücke sind hinreichend bekannt, Lindau bleibt auf alle Fälle ein gewiegter und interessanter Bühnenschriftsteller; die meiste Aufmerksamkeit von den genannten Stücken dürfte wohl Echegarays „Galeotto" erregen, mit deren Verdeutschung sich Lindau ein außerordentlich großes Verdienst erworben hat. Lesenswert ist der an interessanten Details reiche Widmungsbrief an Frau Helene Freifrau von Heldburg, in welchem uns Lindau die Geschichte seiner Galeotto-Bearbeitung erzählt. Das Stück ging mit besonderem Erfolge über die bedeutendsten Bühnen Deutschlands und wird auch in vorliegender Buchausgabe sich neue Freunde erwerben.

Eine Festgabe von dauerndem Werte und ebenso gediegener wie kunstverständiger Ausstattung bildet die im Erscheinen begriffene illustrierte Ausgabe von **P. K. Roseggers Ausgewählten Werken**, die im Verlage von A. Hartleben in Wien lieferungsweise erscheint. Über den Wert der Roseggerschen Dichtungen in ihrem kernfrischen Wesen brauchen wir nicht viel Worte zu machen, er gehört zu den echten Volksdichtern, welche die Freuden und Leiden der Armen und Niedrigen von ganzem Herzen mitempfinden und verstehen, und seine Naturschilderungen sind nicht zu übertreffen. Die neue Ausgabe ist in Lexikonformat, die sechshundert Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer sind in den Text eingefügt und verdienen das Lob, daß sie mit großer Liebe den Intentionen des Dichters nachfolgen.

* * *

Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem von Friedrich Nietzsche. (Leipzig, C. G. Naumann.) — Es muß auch solche Käuze geben, wird mancher sagen, wenn er dieses seltsame Werk des „Philosophen" liest, der auf Seite 48 von sich selber sagt: „ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt besitzen — Grund genug, daß die Deutschen kein Wort davon verstehen ..." Nachdem der Verfasser in Nr. 1 seiner „Briefe" erzählt, daß er Bizets Meisterwerk Carmen zum zwanzigstenmal gehört und nur diesen Orchesterklang noch vertragen kann, beginnt er seinen Feldzug gegen den anderen Orchesterklang, den Wagnerschen, der ihm „brutal, künstlich und ‚unschuldig' zugleich ist". Wagner ist der „Künstler der Decadence" — „er hat die Musik krank gemacht" — er bedeutet die „Heraufkunft des Schauspielers in der Musik" — die Bayreuther Idee in ihrer Ausführung ist ein „Cretinismus" u. s. w. Feinden und Freunden Wagners sei das Büchlein als „amüsante" Unterhaltung empfohlen; Freunde wird es sich selber kaum bei beiden verschaffen. Wie schade, daß Wagner selber dieses „Musikantenproblem" nicht mehr erlebt hat: vielleicht gäbe es dann noch neben seinen „Meistersängern" eine deutsche Oper, die „Meisterdenker".

Opern-Handbuch. Repertorium der dramatisch-musikalischen Litteratur. Ein notwendiges Supplement zu jedem Musiklexikon von Dr. Hugo Riemann. (Leipzig, C. A. Koch.) — Lexikalisch geordnet werden Namen von Opern, Operetten, Oratorien u. s. w. mit Ort

und Datum ihrer ersten Aufführung angeführt, ebensa die Verfasser der Texte. Bei bedeutenderen Werken, wie denen Mazarts und zumal Wagners, werden genaue Inhaltsangaben gebaten. Dem Fachgelehrten und Musikberichterstatter wird dieses Kompendium des rühmlichst bekannten Thearetikers gelegentlich gute Dienste leisten. Für eine zweite Auflage dürfte es sich empfehlen, der Übersichtlichkeit wegen, den Inhalt des Ergänzungsheftes in den Hauptband hineinzuverarbeiten.

* * *

Sippurim. Ghettasagen, jüdische Mythen und Legenden. Herausgegeben, revidiert und geardnet van J. Brandeis. (Prag, Jakab B. Brandeis.) — Der Titel führt leicht irre; das Werk ist kein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern eine Zusammenstellung van meist histarisch-ramantischen Erzählungen österreichischer Schriftsteller, wie Kahn, Popper, Kapper, Teller, Klapp u. s. w. Einige Geschichten sind sehr interessant, die Sprache wirkt aft recht humaristisch. Nur ist van Geschichtssinn wenig zu spüren: auf der einen Seite nur Licht, auf der anderen nur Schatten! Dach gerade deswegen sei dieses Buch salchen empfahlen, welche jüdisches Gemütsleben studieren wallen.

* * *

Führer durch den Kanzertsaal. Van Herm. Kretzschmar. II. Abteilung. Erster Teil: Kirchliche Werke. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Verdiente schan die erste Abteilung dieses musikalischen Laienführers uneingeschränktes Lab, sa wächst unsere Anerkennung bei Betrachtung dieses Bandes und der Erwägung, welche Fülle van Material zu bewältigen war, wie gleichsam spielend der Verf. alle Schwierigkeiten überwunden hat. Mit diesem Buche in der Hand wird es auch dem nicht theoretisch gebildeten Musikliebhaber ein leichtes werden, wenigstens in die Geheimnisse der formalen Schönheiten eines kirchlichen Tonstückes einzudringen. Sehr angenehm berührt der völlig unparteiische Standpunkt des Verfassers, der selbst den Bestrebungen und Neuerungen eines Fr. Liszt u. a. auf diesem Gebiete gerecht wird, während seine Analysen der Kirchenwerke Palästrinas, Bachs und Beethovens durch ihre klare und glänzende Darstellung Muster in ihrer Art sind. Ein wahrer Musikfreund dürfte ein salches Werk ungern in seiner Hausbibliathek missen wallen.

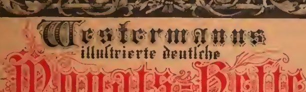
* * *

Die Heilung der durch Marphiumgenuß verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Eine psychalogisch-medizinische Aufgabe. Van Dr. Kanstantin Schmidt. (Berlin u. Neuwied, Heusers Verlag.) — Der Verfasser redet in der Braschüre der allmählichen Marphiumentziehung das Wort, entgegen der bisher vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) geübten raschen Entwöhnung. Dabei legt der Verfasser ein graßes Gewicht auf den erziehlichen Teil der ärztlichen Aufgabe, das heißt auf die Belebung des Willens, der Energie und des Vertrauens der Marphiumkranken. Thearetisch ist gegen diesen Madus der Behandlung selbstredend nichts einzuwenden und glauben auch wir, daß das mildere Verfahren der langsamen Entziehung des Giftes var der anderen Methode den Vorzug verdiene. Eins nur halten wir für sehr riskant, nämlich dem einmal Genesenen (wie Verfasser will) bei passender Gelegenheit (Neuralgie z. B.) van neuem Marphium zu versprechen und zu geben; sind dach unseres Wissens die Beispiele nicht sa selten, daß eine einzige Injektian bei dem ehemaligen Marphiaphagen sofart wieder unabweisbar das Bedürfnis nach Einfuhr des Giftes hervarruft.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.
Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.
Nicht gefallende Waaren werden bereitwil
zurückgenommen und umgetauscht.
Verg. Damen-Ketten. Kurze Form.
Abtheilung: Uhren und Schmuckgegenstände.
Verg. Herren-Ketten. Kurze Form.
Unser Preisverzeichniss über Uhren und Schmuckgegenstände versenden wir unberechnet und portofrei.
Sämmtliche Uhren sind auf das Sorgfältigste regulirt und repassirt abgezogen.
Nr. 105 Vernickelte Uhr mit Wecker, ungef. 11 Cm. Durchmesser. M. 6.75.
Nr 258. Damen-Remontoir-Cylinder. Gravirtes 800/1000 Silbergehäuse mit Goldrand, deutscher Stempel, Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 26.50.
Nr. 265 Damen-Remontoir-Cylinder. Emaillirt. 585/1000 Goldgeh., deutsch. Stempel Metallcuvette, vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 57.50.
Nr 119. Vernickelte Sport-Uhr mit Wecker, ungefähr 21 Cm. hoch. M. 16.—.
Matt. Nr. 364. M. 8.—.
Glanz. Nr 349. M. 7.—.
Nr. 210. Remontoir-Cylinder. Gravirtes 800/1000 Silbergehäuse mit Goldrand, deutscher Stempel. Metallcuvette (innerer Deckel), vergoldete Zeiger, 8 Steine. M. 30.—.
Nr. 227. Remontoir-Ancre. Guillochirt. 585/1000 Goldgehäuse, deutscher Stempel. Metallcuvette (innerer Deckel), vergold. Zeiger, 15 Steine. M. 97.50.
Nr 158. M. 4.
Nr 463 M. 9.
Nr. 2136. Halbmassiv. Damenring mit Almandine imit. u. 8 echten Perlen. M. 5.25.
Nr. 1879. Massiv. Herrenring mit Jaspis. M. 21.25.
Nr. 529 Cravatten-Nadel, vergoldet, mit Perlen. M. 4.50.
Nr. 1820. Halbmassiver Herrenring mit Onyx. M. 6.25.
Nr. 1175. Uhrketten-Anhänger. Silber. M. 4.50
Nr. 2170. Massiv. Damenring m. 5 Türkisen. M. 10.75.
Wir haben weder Reisende noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.
Nr. 1105 Uhrketten-Anhänger. Echt Silber. M. 4.
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Der Lar.

Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte

von

Wilhelm Raabe.

II.

„Hanebuttenstraße!" murmelte Kohl draußen in der Gasse. „Kannst du mir vielleicht sagen, warum mir dieser Name anheimelnd, gemütlich die Phantasie füllt, Blech?"

„Keine Ahnung. Vielleicht der Name selber. Nun, das Nähere fällt dir wohl von meinem Fenster aus ein."

„Möglich," sagte Kohl, und dann standen sie zwei- oder dreimal in einer der Hauptstraßen der Stadt still, und der schöne Bogislaus deutete jedesmal auf einen glänzenden Glaskasten voll seiner jetzigen künstlerischen Leistungen, und im Weiterwandern redeten beide Freunde weiter über Kunst, Leben und Tod.

„Kannst du dir wohl vorstellen, liebe Puppe, daß schon verschiedene Leute, und nicht bloß Frauenzimmer, meinethalben auf der Polizei gewesen sind, um auf die Entfernung meiner besten Abzüge zu dringen, von wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses und unnötigen Schauders?"

„Das kann ich mir sehr wohl vorstellen! Und wie Eltern ihr totes Kind — und wenn auch noch so sehr unter Blumen —"

„Lebendige Nacktheit weiblichen Geschlechts gefiele auch dir besser. Natürlich! Mir auch," sprach Bogislaus mit der Ruhe des besten Bewußtseins. „Aber süße Puppe, das ist keine Specialität. Das konnte Bögler auch, und ich werde dir meine Geheimmappen vorlegen; ich bin ihm auch dabei mit Talent und Verständnis zur Hand gegangen. Aber, wie gesagt, darin hatten Bögler und Compagnie schon allzuviele Mitbewerber um die öffentliche Zustimmung. Hierin war ich allein. Hierin war ich nicht nur als Künstler, sondern auch als Charakter einzig im Geschäft; denn hierzu gehört nicht bloß Hand- und Handwerksfertigkeit, sondern auch Geist, Gemüt — Herz. Und das letztere bringe ich nicht nur den trostlosen Müttern, sondern auch den glücklichen Erben mit. Ich weiß mich auf die-

sem Felde zu benehmen, und ich kenne gottlob keinen Kunstgenossen, der mir hier als Mitstreber die Stange hält."

„Eigentlich scheußlich!" murmelte Kohl; doch ruhig berichtete der Freund weiter:

„Beruhige deine Gefühle, die Polizei hat mich vor sich kommen lassen, und ich bin hingegangen, sie von der Lächerlichkeit der ihr gestellten Zumutungen zu überzeugen. Ich halte dich nicht für so ruchlos, ihre Meinung über die Sache nicht zu teilen bei besserer Überlegung. Was beleidigte ich denn? welche Saite im Menschen schlug ich zu scharf an? Gar keine! auch ich kam nur einem längst gefühlten Bedürfnis nach, und was das ethische Moment anbetraf, nun, so legte ich in meinem Schaukasten nur einen nackten Schädel neben das nackte Fleisch. Das Publikum in den Gassen, vom kleinsten Schulmädel aufwärts, hatte einfach die Wahl. Kein Philosoph kann's besser leisten. Und weißt du, was sie nach meiner gelassenen Auseinandersetzung gethan hat?"

„Wer? bei allen Göttern der Ober- und Unterwelt, wer?" rief Kohl.

„Unsere hiesige Polizeiverwaltung," sprach Bogislaus Blech ebenso gelassen, als ob er jetzt vor ihr stünde. „Sie hat nicht nur, was sich von selber verstand, meine Ansichten gelten lassen, sondern sie hat auch meine Talente anerkannt. Sie hat mich ihrerseits nützlich verwendet und verwendet mich auch heute noch so."

Kohl sperrte diesmal nur den Mund auf.

„Ja, wenn sie einen Spitzbuben für ihre Privatsammlung zu photographieren hat; solch einen von der Art, welche von sechs Wachtmeistern vor dem Objektivglas gehalten werden müssen; dann ruft sie mich mit meinem Apparat und meinem Auge. Ich habe das Auge, Puppe, welches euch bändigt. Man spricht von ihrem Auge, dem Auge der hohen Polizei, aber das ist lächerlich. Sie selber verläßt sich auf meines, und ich mache damit ihre ungebärdigsten Kunden zahm. Also — hüte dich, schön's Blümelein! komme mir als schöne Leiche, als schöner Geist oder in der Zuchthauszwangsjacke, ich bin zu deinen Diensten. Aber jetzo komme fürs erste mit herauf. Hier stehst du am Fuße der sechs Treppen, die zu mir führen. Du bist mir oben willkommen, sei es für eine Viertelstunde, sei es ein Vierteljahr. Im Notfall melde ich dich auch nicht bei meiner hohen Gönnerin, der Polizei — an."

„Du bist doch ein guter Kerl, Bogislaus," seufzte Kohl.

* *
*

Wir sind alle schon in photographischen Ateliers gewesen und wissen, wie es darin aussieht. Diejenigen, welche in Kohls Privatwohnung gewesen sind, wissen ebenfalls, wie es darin aussieht; für die, welche nicht darin waren, gilt, was gute Tanten alle Tage zu ihren Nichten sagen: Kinder, für euch ist das nichts. — Kohl besah alles genau, was ihm Blech in seinem neuen, besseren, behaglicheren Künstlerdaheim zu zeigen hatte. Verdruß, Verwunderung und Bewunderung wechselten in ihm in raschester Folge und zwar immer durcheinander. Endlich faßte er sämtliche Stimmungen zusammen in dem langhingedehnten, langhingestöhnten Ausruf:

„Mensch, du kannst ja auch jeden Augenblick heiraten!"

„Freilich," sprach der schöne Bogislaus ruhig.

„Und bist auch wohl sogar schon auf dem Sprunge?"

Der andere zuckte die Achseln.

„Es giebt in unserem Fache die oben erwähnte andere Specialität, bei welcher ein wohlgewachsenes, nicht zu mageres und nicht allzu häßliches und vor allen Dingen nicht zu prüdes liebes Eheweib, das einem im Geschäftsinteresse jeden Augenblick gefällig zur Verfügung steht, zum wünschenswertesten eisernen Atelierbestand gehört. Was geht es die Polizei an, was für Aufnahmen ich von meiner hübschen jungen Frau mache? Aber du hast dich ja bereits selber überzeugt, daß dergleichen Requisiten und Acquisitionen

nicht mehr zu meinen Specialitäten gehören. Im Geschäftsinteresse kann ich gewiß in jeglichem passenden und unpassenden Augenblick heiraten; aber — will mich denn die, die ich für mich passend hielt?"

Es ging nicht anders, der einstige Mitstreber nach dem Ideal mußte das Fenster öffnen, um einen Atemzug frische Luft sich hereinzuholen. Er that's, hing sich halben Leibes hinaus und fuhr sofort wieder um:

„Donnerwetter, der Pate Schnarrwergk! Da kriecht ja der alte Schnarrwergk drunten in der Tiefe!"

„Der wohnt auch noch in der Hanebuttenstraße," sagte Vogislaus. „Wenn ich nicht irre, zog er drüben ein, als du auszogest, die Welt zu gewinnen, das heißt, uns hier für längere Zeit aus dem Gesichtskreise verschwandest. Der Mann mit dem Affen! Das Haus, in welchem du dich augenblicklich befindest, ist erst während deiner Abwesenheit erwachsen; aber gleich bei meinem Einzuge machte man mich aufmerksam: Drüben wohnt auch der Mann mit dem Affen! und setzte selbstverständlich hinzu: Die beiden sollten Sie mal photographieren."

Kohl saß auf dem Stuhl am Fenster, mit beiden Händen auf den Knien. Für einen jungen Doktor der Weltweisheit in den allerbesten Jahren bot er den allerkatzenjämmerlichsten Anblick dar.

„Nur ein Lustrum, ein kurzes Lustrum," ächzte er, „und meines seligen Alten bester Freund! ein altes Geräte, an das — ich viele Jahre nicht gedacht! Sein Pithecus! Unser aller Ahnherr! Und Fräulein Müller — unser Rosinchen Müller. Der alte Schnarrwergk und Fräulein Rosine, meiner seligen Alten liebstes junges Herzblatt."

„Mir scheint, dir fehlt etwas, Puppe?" sprach der Freund, dem Gastfreunde die Hand auf die Schulter legend. „Meine Specialitäten erfordern es nicht, dich zu bitten, ein freundliches Gesicht zu machen; aber um ein vernünftiges möchte ich dich doch ersuchen. Was geht dich noch der Tierarzt Schnarrwergk an? Wenn ich nicht irre, hat er dich mit deinem letzten Gesuch allhier um pekuniäres Unterdiearmegreifen schnöde ablaufen lassen?"

„Das hat er."

„Siehst du!"

„Nein, nichts sehe ich, gar nichts! Aber zu meiner Promotion hat mir jemand anonym sechshundert Mark zugehen lassen; und der Geldbrief war unterzeichnet: Hanno."

„Hanno?"

„Ich habe natürlich tagelang, nächtelang gerungen und mir den Kopf zerbrochen, um den unbekannten Wohlthäter herauszubringen. Es ist kein Winkel in meiner Seele und meinem Leben, den ich nicht hundertmal nach dem Geheimnis aus- und eingekramt habe bis eben, bis in die letzte Minute. O ich Esel, Esel, ich stupider Tropf! Hanno — der Periplus — Umschiffung der Westküste von Afrika! Erstes Zusammentreffen des gebildeten Menschen mit dem rohen, unverfälschten Urbruder, dem Gorilla! Da ist ja gar kein Zweifel mehr möglich: der alte Schnarrwergk war jener göttergleiche karthaginiensische Suffet mit den sechshundert Reichsmark. O Gott, o Gott, so dumm zu sein! Aber auf der Stelle werde ich sofort zu dem lieben, alten Manne hinüberstürzen, um ihm auch meine Haut anzubieten. Mit Thränen der Rührung halte ich ihm still, wenn er sie mir abziehen will, um sie im Tempel des Kronos bei seinen anderen Lebensreiseerinnerungen aufzuhängen."

„Ich verstehe und billige deine Gefühle," meinte Vogislaus, zwar auch gerührt, aber doch etwas gefaßter. „Deine Ansicht ist mir glaubhaft. Wie ich den alten Griesgram allgemach kennen gelernt habe, ist er eines solchen Witzes fähig. Aber überlege, liebe Puppe, sollte er dir nicht deine Haut schenken, jedoch dich abermals aus der Thür werfen? Könnte er dich nicht fragen, was du ihm für seine sechshundert Mark von deinem Periplus um die Freitische sämtlicher deutscher Universitäten mitbrächtest? Was würdest du

antworten, wenn der Greis sich erkundigte, was du eigentlich mit seinem oder deinem Doktor jetzt am hiesigen Orte Gedeihliches, Nützliches und Nahrhaftes im Auge hättest? Würdest du den Mut besitzen, diesen braven, grauen, karthagischen Suffeten und deutschen Vieharzt noch einmal anzupumpen?"

Der Doktor der Philosophie Kohl saß jetzt auf dem Sofa des photographischen Specialisten und hatte die flachen Hände zwischen den Knien aneinandergelegt und wiegte die Schultern hin und her, wie ein Mensch, dem ins Gewissen geredet wird, und zwar von einer Stelle aus, von der her ihm das Ding um so verblüffender erscheint, je lächerlicher und unberechtigter es ihm im Grunde vorkommt.

„Deine Meinung ist also, ich sollte so von hinten an ihn heranzukommen suchen, um ihm meine Dankbarkeit auszudrücken?"

„Ich würde diese Umsegelung unbedingt anraten. Der alte Bursche hat einen Ruf in der Hanebuttenstraße, der ihn in früheren unschuldigeren Jahrhunderten zweifelsohne erst als Brunnenvergifter auf die Folterbank und nachher als Hexenmeister an den Brandpfahl, auf den Scheiterhaufen abgeliefert haben würde."

„Du hast dich wirklich jetzt recht gemütlich und anerkennenswert verständig im Dasein eingerichtet," sagte Kohl wie selbst- und weltvergessen an den Wänden umherstarrend. „Bloß indem du einiges abschütteltest, auf welches du sonst einigen Wert legtest —"

„Einiges? So ziemlich alles! Je veränderter ich dir vorkomme in der Hinsicht, desto schmeichelhafter ist es für mich. Und ich würde dir raten —"

„Was würdest du mir raten?" rief Kohl mit gespanntester Aufmerksamkeit, mit feurigstem Interesse aufspringend.

„Ich würde dir raten, gleichfalls die Narrenjacke deiner Illusionen an den Nagel zu hängen, und sie höchstens für die Benutzung im Rat der Alten der hiesigen Karnevalsgesellschaft vor den Motten zu schützen, sonst aber es wie ich zu machen und dich auf deine wahren, wahrhaftig angeborenen Talente zu legen."

„Den Teufel auch, es hat nicht jeder deine Un—Un—Unerschütterlichkeit —"

„Sage ruhig ein anderes Wort," sprach der schöne Bogislaus. „Übrigens weiß ich die Zeit noch, wo du mir beide Türme auf dem Brette der Unverfrorenheit vorgeben konntest. Du erfreutest dich eines sauberen Rufes in Hinsicht auf alles, was der edlere Mensch mit Vorliebe an sich vermißt. Mich hielt wenigstens mein wallend Lockenhaar in der Meinung der Welt über Wasser; aber dich kurz- und bürstenhaft geschorenen Grobian hat auch dein guter, feinfühliger, seliger Vater in meiner persönlichen Gegenwart aus seinen Büchern einen unkultivierten Vandalen, und aus seinem Herzen und Gemüte einen borstigen Knoten genannt. Seltsamerweise scheinst du weniger hürnen von deinen Reisen und Abenteuern heimgekehrt zu sein, als du ausgezogen bist. Du bist weich geworden, Kohl! werde wieder hart, Kohl! werde hart, hart und lege dich sodann auf deine eigensten Talente!"

Fürs erste legte sich Kohl seiner ganzen Länge nach aufs Sofa des anderen, schlug beide Hände unter dem Hinterkopf ineinander und sprach:

„Rede weiter, Knabe; aber zuerst schiebe mir das Rückenkissen unter, und hier deine Schlummerrolle unter den rechten Arm. Ich glaube, ich höre besser im Liegen, was du noch an Weisheit in dir hast."

Der Freund kam dem Wunsche gemütlich und gleichgültig nach, sagte aber gleichfalls gähnend:

„Ich für meinen Teil glaube, daß ich längst das Meinige bemerkt habe."

„Wirklich?" rief Kohl, noch einmal emporschnellend und den Freund hell angrinsend. „Gott sei Lob und Dank! ich meinte schon, das liefe in alle Ewigkeit so weiter."

„Der schöne Rest ist dir gestiegen," lächelte kindlich der freundliche, der immer noch hübscheste photographische Specialist der Stadt; doch der andere drehte ihm den Rücken zu, drehte das Gesicht nach

der Wand und gab längere Zeit nichts weiter von sich als verworrene Töne, die durchaus nicht mehr sagten, als sie bedeuteten.

„Ich freue mich unbändig, daß ich den alten, lieben Sohn wieder in der Nähe habe," sagte Bogislaus, sich mit seiner Cigarre in einem „Amerikaner" bequem einnestelnd. Als anständiger Germane legte er die Füße jedoch nur auf den Tisch und nicht in die Fensterbank. Beiläufig an dieser Stelle: Fräulein Rosine Müller wohnte ebenfalls noch drüben in Numero dreiunddreißig der Hanebuttenstraße, in einem Stockwerk mit dem Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk.

* *
*

Es giebt Dinge, Verhältnisse, Zustände und Berufsarten, gegen die der Mensch sich mit Händen und Füßen wehrt, wenn er eben hineingerät, und die er nachher ganz und gar für sich zugeschnitten findet, wenn er endlich drin steckt.

„Probiere mal den da," sagte das Schicksal, unserem Paul Warnefried Kohl einen Lebensrock hinhaltend, vor dem viele Leute in vollster Bestürzung mit dem rechten Arm in das linke Ärmelloch gefahren sein würden. Doktor Kohl fuhr sofort mit dem rechten Arm in das rechte Loch, und die närrische, freilich ein wenig kurze und luftige Jacke paßte ihm vollkommen auf den Leib.

„Her mit der Specialität!" rief er seinerseits, und Dutzende von guten alten Bekannten meinten:

„Das haben wir uns doch gleich gedacht. Dazu eignet er sich ausnehmend. Dies hat ihm die Parze gerade so gut an der Wiege gesungen, wie anderen den Kommissionsrat, den Hofrat, den wirklich geheimen Rat oder den offenbaren Kommerzienrat."

Von hier und da im deutschen Vaterland hatte er einer oder der anderen Zeitung seiner Vaterstadt Notizen, Briefe, kurz „Korrespondenzen" zugehen lassen, die gewöhnlich zwischen drei und vier Uhr morgens geschrieben worden waren, häufig der Redaktionsstriche bedurften, aber nie einen der Herren Redacteure in Zweifel darob ließen, daß hier eine „verwendbare Feder" am Werke sei. Nun war er wieder zu Hause, und die Redacteure der Abendzeitung, Hofrat Winkler und Friedrich Kind, würden vor vierzig, fünfzig Jahren unbedingt Lara citiert haben:

> Da kommt er plötzlich wieder, einsam, stumm;
> Woher weiß keiner, keiner rät warum,
> Und schließlich scheint es minder wunderſam
> Daß er zurück, als daß er jetzt erst kam.

Die „Schriftleiter" des augenblicklich vorhandenen Tages thaten das nicht; die wußten von George Noel, Lord Byron gerade so viel, wie jener spätere Pharao, der von Joseph durchaus nichts mehr wußte.

Der ernsthafte Charakter unter ihnen, welcher noch den alten Kohl nicht nur gekannt, sondern auch gewürdigt hatte, sagte:

„Ihr Herr Vater, Herr Doktor, würde ein sonderbares Gesicht zu Ihren Einsendungen gemacht haben; aber — Sie wissen ja, wir haben dieselben teilweise verwendet, und wenn Sie jetzt hier am Orte Ihr Talent in dieser Hinsicht zu verwerten wünschen, so sind wir gern bereit, Ihnen unsere Spalten zu öffnen, aber freilich behalten wir uns alle Rechte, die uns unsere verantwortungsvolle Stellung giebt, vor."

Der leichtere, heiterere Leiter des anderen Blattes, dem der alte Kohl persönlich gar nicht bekannt gewesen war, der aber mit dem jungen bei mehr als einer Gelegenheit in mehr als einer fröhlichen Nacht den Sonnenaufgang möglichst weit hinauszuverschieben gesucht hatte, der meinte:

„Wenn du es mal über dem Strich bei uns versuchen willst, Kohl — mit Vergnügen. Aber was hast du von der Langweilerei? Bleibe du mit den übrigen Besten der Nation unterm Strich. Sieh mal, das deutsche Volk will es ja so. Es will seine Besten unter dem Striche haben. Ich versichere dich, lieber

Freund, die sechzig Millionen edelster Menschenrasse gestatten sich nur sehr selten den Luxus, durch Druck vervielfältigten Geist ganz jenseit unseres Striches. Du hast Geist, Kohl, und du bist uns damit willkommen; aber ich rate dir gut: gieb ihn unter unserem Striche aus."

Unser Freund versuchte es natürlich trotz alles vernünftigen Zuredens, über seinen eigenen Schatten zu springen. Er leistete einige Leitartikel und darin alles mögliche, nur leider gerade nicht das, was die Göttin der Staats- und Welt-Wissenschaft-Kunst- und Klugheit deuen, die sie nährt und kleidet, als ein Unerläßliches abverlangt. Eigentlichen Unsinn hatte er nicht geschrieben; doch im hohen Grade etwas, was der Gegenpartei das unendlichste Vergnügen bereitete. Ob er durch Zufall das Gegenteil von dem gesagt hatte, was er hatte sagen wollen, wissen wir nicht; aber seine redaktionellen Freunde meinten:

„Kohl, Kohl, das Diktatortum besorgen wir schon selber und bauen wie Cincinnatus unseren eigenen Kohl. Dazu brauchen wir wirklich keinen neuen Mitarbeiter und bezahlen ihn noch weniger. Hier waren Sie zu sehr Humorist, nun versuchen Sie es mit etwas Humoristischem unterm Strich. Sie haben uns aus der Fremde einige recht heitere Skizzen eingesendet, nun versuchen Sie das von hier aus; aber nochmals bleiben Sie, und zwar jetzt ganz formell, unter dem Strich. Berücksichtigen Sie, daß Sie auch unter dem Striche für unsere sechzig Millionen, nach der letzten statistischen Abrechnung, sich verständlich und angenehm zu machen haben. Nehmen Sie sich zusammen!"

Kohl nahm sich zusammen. Er schuf vom Platze aus etwas Humoristisches für die Region unter dem Striche. Von dem Sofa seines Freundes Bogislaus schrieb er über die jetzige Specialität desselben, und der Specialist meinte natürlich: „Donnerwetter, das ist ja eine ganz himmlische Reklame!" und irrte sich sehr.

In Abwesenheit des einen redaktionellen Freundes druckte die Redaktion die wirklich humoristische und geistreiche Ausarbeitung, und nach seiner dadurch beschleunigten Heimkehr nahm der Chef der Schriftleitung seinen Schützling völlig außer sich beim Kragen:

„Menschenkind, bist du denn ganz des Teufels? Da, sieh mal her! Fünfzig Abonnementskündigungen auf einem Brette! Weißt du, was du jetzt gewesen bist? Dem germanischen ästhetischen Durchschnittsverständnis bist du zu hoch gewesen! Und weißt du, was du gethan hast? Du hast das deutsche Gemüt beleidigt; du hast uns in unseren zartesten Gefühlen angegriffen. Glaubst du, daß unser Publikum sich in unserem Blatte wie im Theater alles gefallen läßt? Ist es dir denn noch nie klar geworden, daß das Volk immer uns büßen läßt, was es selber in seinen Privat- und öffentlichen Vergnügen sündigt? Bringe du deinen Leichenphotographen auf die nächste Sommertheaterbühne mit der dazu gehörigen Musik, und du bist ein gemachter Mann. Unter unserem Strich aber hast du jetzt uns zum zweitenmal unglücklich gemacht; und ich sage es dir hiermit offen heraus, du wirst bei uns nicht zum drittenmal die Gelegenheit finden, unsere Kreise zu stören. Gehe hin und verjage anderswo die Spatzen, du unqualifizierbare, taktlos-hypergenialische Druckpapier-Vogelscheuche. Gänzlich unbrauchbarer Kohl — bester, armer, guter Kohl! Du nimmst es mir doch nicht übel?"

* * *

Inseln über und unter dem Winde giebt es in der Geographie; aber außerhalb des Windes giebt es keine. In der Hemeragraphie ist es hiermit anders. In der Tagbeschreibung giebt es nicht bloß Gegenden oberhalb und unterhalb des Strichs, sondern auch außerhalb desselben. Für den Ankündigungsteil erklärt sich die Redaktion gewöhnlich nicht als verantwortlich und sitzpflichtig; — das überläßt sie dem Eigentümer des Blattes, und dieser nimmt das übrige dann und wann nur als notwendiges Übel, als den

Knochen beim Braten. Aber es liegt ihm, dem Eigentümer, immer daran, zu dem Guten das Bessere zu fügen und mit der Läuterung der öffentlichen Meinung möglichst viel Geld zu verdienen. Hier weiß er dann nach dieser Richtung hin, was er an seinem Lokalberichterstatter hat, und wenn er da den richtigen Mann gefunden hat, dann ist er vergnügt und giebt was auf den Mann, und hält den Mann fest und zieht ihn hinter dem Rücken der übrigen Herren im Bureau oft mehr zu Rate, als ihnen, den Herren oberhalb und unterhalb des Strichs, lieb sein kann. Wenn also ein „Chefredacteur“ seinerseits einen Mann gefunden zu haben glaubt, auf den er sich dem Besitzer seines Blattes gegenüber verlassen kann, mit dem er hinter dem Rücken des Mannes reden kann, ohne Treulosigkeit befürchten zu müssen, so ist er ebenfalls vergnügt und hält sein glücklich erwischtes seltenes Talent unbedingt fest.

Es ist nicht weiter von dem Platz in der Nationalgalerie bis ins Photographie-Atelier, wie von der Höhe philosophischer Weltverlachung in das Lokalreportertum.

„Da haben wir ja, was wir und was Sie brauchen, Kohl!“ rief diesmal der ernste Mann und wirkliche Gelehrte in der Stadt, der das „dritte“ Blatt darin redigierte, entzückt. „Gerade gestern hat uns unser Mann in dieser Richtung in die tödlichste Verlegenheit gesetzt dadurch, daß er sein Mandat zurückgab und sich uns zu fernerer edelmütiger Unterstützung empfahl. Es ließ sich freilich so absehen. Sein chronischer, sein unsterblicher Schnupfen mußte in die galoppierende Schwindsucht ausarten. Und dabei soff er. Sie scheinen mir wetterfester als der arme Teufel zu sein und werden hoffentlich auch nicht zu rasch den Verlockungen dieses Zweiges unseres Berufs unterliegen. Übrigens sind Sie mir auch höchlichst willkommen als der Sohn meines hochverehrten alten Lehrers und Gönners, des alten Kohl! Ich habe da wirklich alte Dankbarkeitsschulden abzutragen, und wo ich Ihnen also im Leben und zum Leben behilflich sein kann, da wird das gern geschehen. Brr, nun sehen Sie einmal die Witterung draußen an; man sollte wirklich keinen Hund hinausjagen. Wir behalten Sie nur pro forma probeweise, liebster Freund; in Wirklichkeit betrachten Sie sich ruhig als vollständig zu uns gehörig. Da draußen im Sankt Annenstift ist ja wohl gestern abend eine Petroleumkochmaschine geplatzt und hat leider eine von den alten Damen vernichtet. Was meinen Sie, wenn Sie den Braten — ich meine das Unglück, sich an Ort und Stelle ansehen würden für unser Blatt. Die Pferdebahn fährt annähernd bis zu der Stätte, und das Abonnement fällt selbstverständlich auf das Blatt. Werden Sie die Freundlichkeit haben, Liebster?“

Der Liebste hatte die Freundlichkeit, und zwar um diese Epoche seines Daseins mit dem Motto: Vogel friß oder stirb! Als er nachher seinem Freunde Bogislaus begegnete und diesen ziemlich grimmig an der Schulter packte, ihn schüttelte und, im Schütteln immer wütender werdend, grollte: „Dazu ist man nun mit seinen hohen Intuitionen in die Welt gekommen!“ meinte der Lichtbildner mit seinem sinnigsten Lächeln:

„Ja, ja, Gott sei ewig Dank, daß die Quälerei endlich ein Ende hat! Offen gestanden, weißt du wohl, daß es meine innigste Meinung ist, daß du nunmehr sein darin und schön heraus bist? Du murrst? Bitte, suche mir um Gottes willen nicht so zu kommen! Es ist meine feste Überzeugung, daß du itzo auf deinem wirklichen Naturboden, auf deinem dir von Mutter Isis erbeigentümlich zugeschriebenen Felde bist, Kohl. Nun wachse, gedeihe, schieße meinetwegen, wann die Zeit gekommen ist, auch in Samen. Wir sehen uns ja wohl noch dann und wann, also — gehe es dir gut, mach's gut, liebe, alte Puppe. Wenn ich deine Feder wieder brauche, so verlasse ich mich natürlich auf dich einzig und allein in der deutschen Presse und Litteraturgeschichte. Wenn auch ich vielleicht dabei ein wenig dir

über die Schulter deiner Feder die Richtung anweise, so —"

„Renne doch nicht so! Wohin so eilig?" fragte der frischgebackene Ortsberichterstatter; jedoch der andere verzog sich auf geflügelten Sohlen und that wohl daran; denn sein Blutsfreund und Geistesgenosse trat nur aus diesem Grunde mit dem erhobenen linken Fuß ins Leere, in die Luft und nicht gegen plastisch geformten, animalisch belebten Weltstoff.

* * *

„Rennen Sie doch nicht so, Kohl! Wohin so eilig?" hätten, von diesen Tagen an, seine guten Bekannten leider fortwährend ihm zurufen können. Wie er auch sonst für seinen nunmehrigen festen Beruf geeignet sein mochte, seiner sonstigen gewohnten Gangart nach war er keineswegs dafür geschaffen. In dieser Hinsicht hatte die Natur nichts mit ihm im Sinne gehabt. Zum vierschrötigen, bedachtsamen, gediegenen Hinschieben hatte sie ihm Figur und Bewegungswerkzeuge verliehen und nun — „hätte ich ebensogut Barbier werden können! Wie soll die Geschichte erst im Sommer werden?" ...

Aus dem letzten Stoßseufzer geht hervor, daß es eben Winter war, daß es noch Winter sein mußte; und so das war auch — ein Dezembervormittag jener Art, deren nur der behaglichst gestellte Teil der Menschheit vom Fenster aus mit Vergnügen und mit der Redensart: Das Wetter gefällt mir! gewahr wird.

So gegen Mittag. Nicht Schnee und nicht Regen. Ein völlig richtungsloser Wind. An jeder Straßenecke, aus jeder Gasse ein anderer. Alle Regenschirme bald nach rechts, bald nach links heruntergezogen gegen den sehr feuchten Niederschlag mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit gegen den Neben- oder vielmehr Gegenmenschen in betreff der Möglichkeit, ihn über den Haufen zu werfen und über ihn wegzutrampeln. Es war, wenn nicht am Tage des armen Lazarus, so an dem des großen Christophs und also jedenfalls der heilige Christ nicht sehr fern. In allen Gassen blühte der hübscheste Handel des Jahres, auf allen Plätzen war Markt und zwar Weihnachtsmarkt, und die Menschheit hatte es also nicht ohne Grund eilig und konnte ihre Entschuldigung vorbringen, wenn sie ein Hindernis auf dem Wege ausrottete wie der grause König Herodes die junge Brut von Bethlehem.

Wer sich ebenfalls mit wenig Grazie und ohne alle milde oder gar herzige Gefühle durch das Gedränge schob, und wem es vor einer eben entlassenen Schule auch nicht auf ein Kindermorden en gros angekommen wäre, das war our own correspondent, Doktor Warnefried Kohl, der Mann, „der jetzt seit einiger Zeit den Lokalbericht im Blatt mit W zeichnete und wirklich seine Sache gar nicht übel machte".

Er kam selbstverständlich von einem Geschäftswege, denn sonst würde er wohl zu Hause geblieben sein. Seit er „in dem Rade mitlief", waren die Leute rein wie verrückt geworden, und kein Tag ging hin, an welchem nicht sein Chef Dr. Rodenstock, sich die Hände reibend, rief: Kohl, wieder Wasser, oder vielmehr Blut auf Ihre Mühle! Da müssen Sie unbedingt hin und uns die Specialitäten holen. Aber machen Sie rasch, daß unser ähnlich wie Sie talentierter Konkurrent uns nicht die Hauptbrocken aus der Metzelsuppe vor der Nase wegfischt!

„Metzelsuppe ist nicht übel," hatte Kohl auch heute am frühen Morgen gebrummt, und hatte sich auf die Beine gemacht, um als wahrhafter Künstler in seinem Fach einzig und allein aus der Anschauung heraus zu arbeiten.

Er hatte die regentriefende Hecke gesehen, aus welcher der Knüppel stammte, mit welchem der verhängnisvolle Schlag vollführt worden war. Er hatte den schlammigen Pfuhl betrachtet, aus dem man den Leichnam ans Land gezogen hatte. Er war in den Holzstall gekrochen, in welchem die Hand der Gerechtigkeit die junge Mörderin unter den Reisigbündeln und dem Torfvorrat der Gemordeten her-

vorgezerrt hatte. Da es diesmal eine gänzlich feminine Mordsache war, hatte er sämtliche Weiblichkeit des Hauses und der Nachbarschaft, vom Weibe, das nur noch kriechen, bis zum Weibe, das kaum schon kriechen konnte, abgehört, und allen die Versicherung gegeben, daß auch er das Seinige dazu thun werde, damit „unser lieber Herrgott das nicht ungerochen hingehen lasse“.

Mit gefüllter Brieftasche, aber auch mit roter Nase, blauen Händen und halberfrorenen Füßen, hatte er das Innere der Stadt wieder erreicht, mehr als einmal auf seinem Pfade das Bedürfnis, selber einen Mord zu begehen, überwunden und diese erlösende That auf noch schlechteres Wetter und noch grimmigere Stimmung verschoben. Jetzt schob er durch den Wald von Tannenbäumen, mit denen einer der Märkte der Stadt besetzt war, und wer ihn für den Weihnachtsmann halten konnte, der mußte ein sehr böses Kind sein und mancherlei auf dem Gewissen haben, für welches er keine vergoldeten Äpfel und Nüsse, kein liebes Zuckerwerk und keine wunderschönen Spielsachen verdiente.

„Ja so, der heilige Christ kommt,“ brummte er. „Also deshalb die Wirtschaft und der Verdruß im Hause von oben bis unten! Entschuldigen Sie, ich reite nicht mehr auf dem Steckenpferde, also bleiben Sie mir damit gefälligst aus den Rippen weg!“

Sie hatten es alle eilig und nahmen ihn durchaus für Luft. Sie hatten es furchtbar eilig mit ihrem Drange, anderen demnächst eine Freude zu machen, oder auch mit ihrer Beihilfe dazu dem Nebenmenschen möglichst viel Geld abzuzwacken.

„Herr, das waren meine Krähenaugen! Alter Onkel, ich komme für keine Havarie auf, die Sie mit Ihrem Arm voll Liebespaketen an mir erleiden. Nehmen Sie sich Zeit, nehmen Sie sich Zeit! Bedenken Sie —“

Was der alte eilige Herr bedenken sollte, mußte ihm wohl als gänzlich außerhalb seines gegenwärtigen Pfades liegend erscheinen; denn er hielt sich keinen Augenblick dabei auf. Aber er kannte Kohl schlecht, wenn er erwartet haben würde, daß Der seine christfestlichen Reflexionen seinetwegen sofort abbrechen werde.

„Sollte man nicht meinen,“ brummte unser Lokalberichterstatter mitten im Wege rücksichtslos gegen alles, was festlich unterwegs war, aufgestellt, „sollte man nicht meinen, daß die glücklich gestellte Minorität plötzlich überwältigend die Mehrheit erlangt habe? Na, und das selige Genügen von Mann und Weib, Knecht und Magd am Abend des Vierundzwanzigsten oder am Morgen des Fünfundzwanzigsten, das kenne ich doch! Das kenne ich auch noch aus meinem elterlichen — Haus, — ich danke. Für wie viele grenzt denn dieser liebe Schwindel nicht allzu nahe an den ersten Tag des kommenden Jahres, an dem so manches zu kommen pflegt, was berichtigt zu werden verlangt? Ödes Getöse, lächerliche Selbstbetäubung! Feiere mir mal da einer so kindlich, wie ich wohl möchte, die Geburt unseres Herrn und Heilands Jesu Christi —“

„Guten Morgen, Herr Doktor Kohl!“

„'n Mor— sind Sie denn das Fräulein — Fräulein Rosine?“

„Und stehen Sie hier schon lange so und versperren den Leuten den Weg, Herr Kohl?“

„Nur weil ich auf Sie gewartet habe, Fräulein Müller. Etwas Erfrischendes oder Erwärmendes braucht doch der Mensch, der sich, wie ich, heute morgen wieder zum Besten der Menschheit aufgeopfert hat. Soll ich Ihnen mein Notizbuch vom heutigen Morgen mal offen unters frivole Näschen halten, Rosinchen? Können Sie Blut sehen? Können Sie Verwesung riechen? Hat Sie der Alte zu Hause, der alte Oger Schnarrwergk schon so weit herunter? Als ich, wie mir der Narr, der schöne Bogislaus geraten hatte, von hinten an ihn heranzukommen suchte, um ihm meinen Dank für den Doktor der Weltweisheit mit Rührung anzubringen, und Sie mich aus seiner Stube schoben, um,

wie Sie sagten, der greulichen Scene ein Ende zu machen, da habe ich freilich schon merken können, in was für einer heiteren Schule er Sie gehabt hat, Rosine. Sie haben jedenfalls in den letzten Jahren an Charakterfestigkeit gewonnen, Fräulein Müller. Ach, wenn das doch meine selige Mutter, die auch immer so sehr auf Charakterfestigkeit bestand, an Ihnen erlebt hätte!"

„Wollen die Herrschaften nicht wenigstens ein bißchen zur Seite treten?" fragte höflich jetzt ein Schutzmann, und Fräulein Müller sprach:

„Sie müssen mich jetzt wirklich durch ein paar stillere Straßen begleiten, Herr Kohl. Es soll keine Schmeichelei für Sie sein; aber ich habe in der That die letzten Wochen durch auf meinen Stadtwegen nach Ihnen ausgesehen. Ich möchte doch noch einige Worte über die greuliche Scene in der Hanebuttenstraße mit Ihnen reden."

Unser Berichterstatter sah nach seiner Uhr.

„Eigentlich sollte ich schon längst zu Hause, das heißt auf der Redaktion sein, Fräulein. Aber da Sie es sind, da es meine erste Liebe ist, so muß ich wohl noch fünf Minuten Zeit haben; doch bitte, waschen Sie mir keinen Mohren! Bleiben Sie mir mit dem alten Halunken, dem alten Schnarrwergk vom Leibe. Ich schenke mir alles, was Sie mir Liebes und Wohlthuendes von ihm und über ihn ans Herz zu legen haben. Bedenken Sie, wie nahe der heilige Christ ist! Reden Sie mir nicht vom alten Schnarrwergk! Bedenken Sie, daß wir uns in der Woche befinden, in welcher die Hähne die ganze Nacht durch krähen, wie Marcellus sagt und ich bestätige. Lassen Sie in so gnadenvoller und geweihter Zeit den Paten Schnarrwergk zu Hause bei seinem Affen. Ich werde ihn nimmer wieder bei seinen Laren und Penaten aufsuchen!"

„Wissen Sie das so sicher?" fragte Fräulein Müller mit einem mehr ironischen als schelmischen Seitenblick.

„Ganz sicher. Was kümmert mich der alte Flegel?"

„Aber Sie kümmern ihn."

„Das machen Sie dem Juden Apella weis, Rosine."

„Ich weiß zwar nicht, wer der Jude Apella ist; aber der Herr Tierarzt Schnarrwergk bekümmert sich oft recht sehr im geheimen um Sie, Herr Kohl. Nämlich wir halten jetzt das Blatt, an welchem Sie so drollig und unheimlich beschäftigt sind; und ich lese dem Nachbar Ihr Lokales vor und er macht seine Bemerkungen —"

„Das grenzt freilich ans Unheimliche!"

„Und wenn uns vorher noch so sehr der Schuh drückte, und wenn wir noch so sehr verstimmt waren, und wenn der arme Nachbar Schnarrwergk noch so schlecht von der Menschheit und der Welt den Tag über gesprochen hatte: Sie, Herr Doktor Kohl, bringen ihm immer noch einen heiteren Abend zuwege. Ich weiß nicht, ich finde oft gar nichts in Ihren Sachen; aber zuletzt hilft es nichts, ich muß nolens volens eingestehen, daß so wie Sie keiner das, was den Tag über passiert, ansieht. Es ist schade, aber Sie werden gräßlich wütend werden, wenn ich Ihnen ins einzelne auseinandersetze, wie viel Spaß Sie uns tagtäglich, mit Ausnahme leider des Montags, machen."

„Junges Menschenwesen, du bist mir, wie gesagt, die letzten Jahre hindurch in eine schöne Schule beim alten Schnarrwergk und seinem Affen gegangen," sprach Paul Warnefried Kohl.

„Das bin ich auch, gottlob!" erwiderte Fräulein Rosine Müller. „Zweitens aber bin ich doch ein ganzes Jahr älter als Sie, Herr Kohl, und Sie haben wohl nicht das Recht, mich so von oben herab als junges Menschenwesen durch die Narrenkomödie mittrippeln zu sehen."

* * *

Bei so ausgearteter Unterhaltung sollte man es wirklich ganz vergessen haben, daß man sich auf dem Weihnachtsmarkt befand. Dem war aber in der That noch

fortwährend so; und als Kohl jetzt wirklich wohlgesittet bemerkte:

„Wie hübsch Sie aussehen, Rosinchen!“ meinte Rosinchen, nicht das Näschen, sondern die wirklich gute, wackere und durchaus nicht häßliche Nase rümpfend:

„Statt dessen könnten Sie lieber sagen: erlauben Sie, daß ich Ihnen tragen helfe, Fräulein Müller.“

„Ja freilich. Alles, was Sie wollen, Fräulein Müller, und Sie selber nur zu gern mit, Fräulein Müller,“ rief der Berichterstatter. „Sie sind wirklich beladen, daß es sich mehr für einen Esel oder ein Kamel von meiner Sorte paßt. Zuvorkommenheit gegen die Damen war ja immer meine Force, wie Sie noch aus meiner Mutter Visitenstube wissen; also entschuldigen Sie einfach bloß, daß ich nicht gleich auf Ihre Überbürdung acht gegeben habe.“

„Da also!“ sagte kurz Fräulein Rosine. Sie war in der That ziemlich überlastet. Sie trug eine Tasche, ein Handkörbchen, zwei oder drei Pakete und einen Christbaum von anderthalb Fuß Höhe — einen von den kleinsten seiner Gattung, aber dessenungeachtet ihr wie den Mitmenschen kein geringes Hindernis beim Weiterkommen auf dem drangvollen Wege.

„Da, den tragen Sie mir, wenn Sie denn die Güte haben wollen, Herr Doktor Kohl,“ sagte sie, die Tanne dem Jugendbekannten übergebend. „Aber vorsichtig, wenn ich bitten darf. Keine Zweige und vor allem nicht die Krone abbrechen, Herr Kohl! So — jetzt brauchen Sie nur noch einen langen weißen Bart, zwei bereifte überhängende Augenbrauen, einen krummen Buckel und einen platzendvollen Sack voll Zuckerpuppen, Birkenruten und vergoldeter Nüsse darauf; dann haben Sie noch niemals in Ihrem Leben so sehr einem richtigen Weihnachtsmann geglichen wie in dieser Stunde. Bitte, vorsehen! Er ist für meinen Nachbar Schnarrwergk!“

„Für den paßt er freilich gerade so himmlisch, wie zu — wie zu dem Inhalt meiner Brieftasche. Kennen Sie den Inhalt meiner Brieftasche, Rosine?“

„Ne! Wie sollt ich. Doch freilich! es wird schönes Zeug darin stehen.“

„Das thut es!“ rief der Berichterstatter mit hellem Entzücken. „Edgar Allan Poe haben Sie natürlich auch nicht gelesen. Was geht uns der Mord in der Rue Morgue an? Vivat der Weihnachtsmann! Vivat der alte Orang-Utang und Tier- und Menschenwohlthäter Pate Schnarrwergk! Also vor dessen Lar und Pithecus wollen Sie das kleine Bäumlein mit Lichtern bestecken und mit Zuckerwerk behängen? Und nachher wollen Sie klingeln, und dann möchte ich wohl das Gesicht sehen, was der alte Schnarrwergk macht!“

„Ich bin fünf Jahre lang recht gut mit ihm ausgekommen, Herr Doktor Kohl,“ sprach Fräulein Rosine Müller mit beinahe altjüngferlichem Ernst und Nachdruck.

* *
*

„Rosinchen, man erwartet mich zwar mit brennender Ungeduld in der Druckerei; aber es hängen uns zu viel Hampelmänner in den Weg, es riecht zu gut rund um uns her nach Pfefferkuchen und anderem dergleichen in den Tag Passenden, und ich lasse die Narren zappeln. Also je heftiger der Alte mich hinausgeworfen hat, desto wärmer hat er Sie an sein dürres Herz genommen, und Sie haben nach der neulichen greulichen Scene wohl gar für mich gesprochen. Jetzt endlich mal im wirklichen Vertrauen: er leugnete es fauchend ab, mir die sechshundert Mark nach Erlangen geschickt zu haben. Flammen, Gift und Galle speiend nannte er mich doch einen sich noch immer nicht ganz richtig bei sich befindenden albernen Lümmel, als er mir auf das erste Wort von meiner überquellenden Dankbarkeit hin den Pfad wieder aus der Thür und die Treppe hinunter zeigte. Nun mal ehrlich, Schwesterchen im Wirrwarr dieser Welt, was wissen Sie davon, da Sie fünf Jahre lang gut mit ihm ausgekommen sind? Sie haben doch wohl nicht bloß an seinem Herzen und Gemüte, sondern auch dann und wann an seiner Thür gehorcht? Habe ich

noch Rücksicht auf ihn zu nehmen; oder habe ich nach seiner letzten Rücksichtslosigkeit das Recht, ihm als Lokalmerkwürdigkeit mit seinem Affen sein Recht in meiner litterarischen Wirkungssphäre angedeihen zu lassen? Rosine Müller, habe ich diesem unverschämten alten Grobian meinen Doktor der Philosophie zu verdanken? Ja oder Nein?"

„Was gehen mich seine Geldgeschäfte und Ihre Philosophien und Doktorschaften an? Wenn Sie nicht so grenzenlos ausschweifend in Ihren Reden wären, dann wäre ich schon früher zu Worte gekommen und hätte Ihnen mitgeteilt, was ich Ihnen sagen möchte."

„Das hat man nun davon, auf fünf, sechs Universitäten der genialste Bierredner gewesen zu sein!" ächzte der Lokalberichterstatter kleinlaut. „Fräulein Rosine —"

„Er hat Sie zu gern!" nahm ihm Fräulein Rosine Müller mit eifrigst zufahrendem Ernst den neudrohenden Wortschwall vom Munde weg. „Ich begreife es nicht; aber er ist, seit er Sie aus der Taufe gehoben hat, Herr Kohl, wie verliebt in Sie!"

„Jawohl, um mich auszustopfen wie seinen Pavian, seinen Gorilla, seinen Pithecus, seinen Lar. Ich fehle ihm gerade noch als Gegenstück auf der anderen Seite von seinem Spiegel."

Jetzt lachte Fräulein Rosine so herzlich, daß sie deshalb von neuem stehen bleiben mußte. Dann meinte sie aber:

„Hätte er dann Sie nicht lieber gleich da behalten, die Thür verriegelt und nach dem Messer gegriffen? Nein. Nein! Wissen Sie, was er gesagt hat, nachdem er Sie hinausgeworfen hat? Nehmen Sie es ganz gewiß nicht übel, wenn ich es Ihnen mitteile?"

„Ganz gewiß nicht! Vollständig Pachyderm in dieser wie in anderer Hinsicht! Das wissen Sie doch noch, Rosine, wie oft mein seliger Papa zu seufzen pflegte: Hat der Bengel ein dickes Fell! Mein liebes Fräulein Müller, und unsere Jahre zählen auch in dieser Beziehung mit. Man setzt Ringe an. Mir können Sie heute alles sagen, was andere über mich sagen. Hörnen Siegfried ist das reine abgeschälte, weichgekochte Ei gegen mich."

„Er ist ein zu guter Kerl, hat er gesagt, der Nachbar Schnarrwergk," sprach Fräulein Rosine Müller. „Und solch ein Esel, hat er hinzugefügt. Und geschlossen hat er mit der melancholischen Betrachtung: Ganz wie ich zu meiner Zeit; aber er ist jetzt anscheinend auf dem richtigen Wege, und der — der — der — der interessiert mich, Nachbarin."

„Der — der, ach was — der Lümmel interessiert mich, hat er gesagt!" brüllte Doktor Warnefried Kohl. „Verfeinern Sie nichts, Rosine! dazu kenne ich die Redeweise des alten Flegels zu gut. Aber hören Sie, Nachbarin; — Nachbarin nennt er Sie jetzt? — dies ist ja in der That sehr merkwürdig und des Nachdenkens wert! Donnerwetter, die Idee, wenn wir beide einmal den greulichen alten Giftmichel in der Hanebuttenstraße als Onkel Schnarrwergkchen unter unseren Laren und Penaten hätten!"

„Hier sind wir in der Hanebuttenstraße, und das ist ein wahres Glück. Nun sehen Sie einmal, Herr Doktor, wie Sie mein armes Weihnachtsbäumchen mißhandelt haben! Gerade als ob Sie von der Mensur mit ihm gekommen wären."

„Alle Wetter, woher haben Sie denn das Von der Mensur Kommen?" wollte Doktor Warnefried Kohl eben noch fragen; aber da war das liebe Symbol des heiligen Christs seinen Händen bereits entnommen worden, und Fräulein Rosine Müller — des alten Schnarrwergks junge Nachbarin — ihm in Nummer dreiunddreißig hinein entschlüpft mit dem Wunsche, aber leider nicht mit dem diesem Wunsche angemessenen Ernst:

„Gesegnete Mahlzeit, Herr Kohl!"

* * *

„Was sagen Sie dazu, meine Herrschaften?" wendete sich der Lokalhistoriograph mit einem Blick zum grauen Him-

mel wie an die Gesamtheit der großen Menschenbrüderschaft. „Was sagst du nun hierzu, Vogislaus?“ fragte er zu den Fenstern des Freundes gegenüber der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße hinauf. Weder der Himmel, noch die Gesamtheit der Menschheit erwiderten etwas auf die Frage. Und da der schöne Freund selbstverständlich nicht zu Hause war, so konnte auch er seine Meinung nicht äußern.

„Das ist ja nun ein wahrer Segen für das bessere Teil von mir, in mir und an mir, daß ich ganz genau weiß, wie kümmerlich der alte Griesgram da oben sich behilft, und daß er nicht im stande ist, sich auch nur einen lebendigen Affen zu halten. Das sollte einen ja sonst anlocken, auf der Stelle anzufangen, erbzuschleichen! ... Aber dies Müllerchen? meiner alten melancholischen Mama einziger Lebenslichtpunkt! Wie sie da auftauchte aus dem widerwärtigen Durcheinander! Mit ihren Körben, Düten, Schachteln und Paketen! mit ihrem Christbaum! Mein Fräulein — Fräulein Rosine — Fräulein Rosine Müller — sollte man es dem kuriosen Frauenzimmer ansehen, daß es schon ein Jahr vor mir jammernd die Wände beschrie? Merkt man es Ihm an, wie Es das Leben gefunden hat? wie Es sich sogar in den Paten Schnarrwergk gefunden hat? Ja, beides! und das letztere — verblüffend! Herrgott, was schlägt es denn da?“

Er griff hastig zuerst nach seiner Pfeife und dann nach seinem Fuß. Das heißt nach der Brieftasche mit der jüngsten Mordgeschichte faßte er vor allem und sah sodann erst auf die Sackuhr.

Im verdrossensten Barbier-Schlenkertrabe wandte er sich wieder seiner Pflicht zu und verfügte sich zurück ins Geschäft.

Auf der Redaktion empfing man ihn mit den heißesten, rötesten Köpfen und mit dem Angeschnarche:

„Wo bleiben Sie denn? wo stecken Sie denn, Kohl? Wir haben sämtliche Druckerjungen nach allen vier Weltgegenden hin zur Umschau nach Ihnen und Ihren Schnurren ausgesendet! Glauben Sie etwa, daß wenn die Weltgeschichte auch augenblicklich still steht, wir ein Extrablatt an die Abonnenten herumschicken sollen mit der Meldung: Gar nichts vorgefallen!? Bilden Sie sich nur ja nicht ein, daß Sie dann erst recht ins Bummeln fallen dürfen. Der letzte Rest von gesundem Menschenverstand muß es Ihnen doch sagen, daß wir Sie um so nötiger haben, je öder es sonst um uns her wird.“

„So?“ fragte der Lokalberichterstatter.

„Jawohl, so!“ erwiderte grimmig der erboste Oberschriftleiter. „Kann das etwa irgend einem Philister Vergnügen machen, meinen heutigen Leitartikel zu lesen? Da liegt die Fahne. Sehen Sie sich das Blech mal an und lassen Sie sich um Gottes willen um so naiver nach Ihrer Art gehen, je selbstbewußter wir nach der unsrigen den Kopf zwischen beiden Fäusten gehalten haben, um die Partei beieinander und die Abnehmerliste auf der Höhe zu erhalten.“

Dr. Kohl nahm den Korrekturabzug.

Ja freilich; vorgefallen war nicht viel heute, um einen verständigen Menschen morgen dahin zu bringen, zu sagen: „Haben Sie gelesen, was diesmal im Blatte steht?“

Die verwitwete Kaiserin von China, als Regentin ihrer fünfhundert Millionen Chinesen, hatte im Namen ihres Sohnes wieder einmal der Königin Viktoria von England wegen des ostindischen Opiums ins Gewissen geredet, und die Königin Viktoria hatte der Landesmutter von Sina in einem verweinten Billet nur antworten können: sie, Ihre chinesische Majestät, solle dem lieben Gott danken, daß sie dereinst nur mit ihrem Theetopf in der Hand vor seinem letzten Richterstuhle zur Verantwortung zu erscheinen brauche. „Tien erbarme sich über dich!“ hatte die Chinesin über Rußland zurücktelegraphiert, und dies hatte der deutsche Doktor und mittelstaatliche Preß-Oberleiter Dr. Rodenstock nicht etwa so der Stadt erzählt, wie wir hier; sondern er hatte einen statistischen Leitartikel daraus gemacht, bis an den Rand vollgepfropft mit Zahlen, Geogra-

phie, Pflanzengeographie, Silber- und Goldwährung und allem, was man sonst noch überschlägt, solange man noch nicht ganz genau weiß, wer eigentlich Fürst von Bulgarien ist und wann Frankreich sich wieder einmal für archiprêt halten wird.

„Das ist freilich sehr nett; aber — ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, lieber Freund, in Ihrem schwersten Genre. Da haben Sie vollkommen recht: was hilft Ihnen — uns alle Fülle, alle Gewichtigkeit, wenn sie uns das Publikum erdrückt? Das war es ja, was man mir in unserer Konkurrenzbude unter die Nase hielt: Was hilft mir aller Geist, wenn er den ihn mir bezahlenden Mitmenschen langweilt? ... Na also, denn ein bißchen Raum auf dem Tische. Sie da, Famule, räumen Sie mal den großen und den kleinen Meyer, den Brockhaus und den Pierer beiseite. Hübners statistische Tabellen habe ich bei meinen Abenteuern ebenfalls nicht nötig. So, da haben wir den nötigen Ellbogenraum."

Mit „aufgekrempelten Rockärmeln" ging er, wie er, Kohl, sich ausdrückte, unbändig aufgekratzt an sein blutiges Werk, unbekümmert, wie es um ihn her weiter summte: Grevy und Giers, Bismarck, die Russen und der „Terke". Ehe ihn jetzo das dumme Zeug störte, mußte es noch viel bunter und besser kommen in der Weltgeschichte. Mit grinsendem Selbstbehagen ging er vorkostend in den Gefühlen seiner Leser auf; und eine Weile folgte er sogar mit der Zunge hinter den Lippen dem Laufe seiner Stahlfeder übers Papier — wie ein schreibend Kind; oder — wie ein von seinem Gott gefaßter Genius. Nur ein einzigmal nahm er die Feder zwischen die Zähne, blickte träumerisch nach der schwarzgerauchten Decke empor und dann über den Tisch auf seinen Chef hin:

„Wissen Sie wohl, Diktator, daß ich heute hier sitze wie auf einem geflügelten Wiegenpferde?"

„Kohl!"

„Sie sind ja verheiratet, Dr. Rodenstock. Haben Kinder. Eine Frau. Sogar eine liebe, brave Frau. Sollten Sie gar keine Idee davon haben, daß es draußen wahrhaft beängstigend auf Weihnachten zu geht? Ich versichere Sie, es ist so; ich bin eben selber darauf aufmerksam gemacht worden. Haben Sie auch einmal ein Schaukelpferd besessen, ehe Sie Ihren Redaktionsgaul bestiegen? Wußten Sie früher schon, außerhalb dieses trüben Behälters, wußten Sie schon lange, was eine Arche Noäh sei? Aber — vor allen Dingen — haben Sie schon einen Tannenbaum gekauft?"

Der Oberleiter, der aber auf der anderen Seite des Redaktionstisches im verkniffensten Eifer das Centrum mit den Deutschfreisinnigen multiplizierte, die Socialdemokraten subtrahierte und die Konservativen und Deutschkonservativen durch die Nationalliberalen dividierte, ließ einen Klex auf die ganze saubere Berechnung fallen, und sah den Frager mit so freudiger aber zweifelnder Überraschung an, als ob er ihn selber eben zum heiligen Christ als eine noch nie dagewesene Attrappe geschenkt kriege.

„Waren Sie das, Kohl? Haben Sie eben geredet? Sie scheinen ja sehr nett bei der Sache, das heißt in Ihrer Rubrik Rue Morgue zu sein!"

„Bin ich auch."

„Bei allem, was Blut und Tinte ist, was schwatzen Sie denn für Unsinn? Was geht Sie, Kohl, meine Verheiratung, was gehen Sie meine Frau und Kinder an? Was kümmert es Sie, ob der Weihnachtsmann vor der Thür ist oder nicht. Hat etwa gar meine Frau sich hinter Sie gesteckt, um mir ihre Wünsche durch die Blume kundzugeben? O Kohl, Kohl, nehmen Sie Ihren Kopf zusammen und bleiben Sie bei Ihrer Sache. Mich haben Sie noch konfuser gemacht, als ich schon war. Mit Ihrer Arche Noäh, Ihren Tannenbäumen und Ihrem geflügelten Schaukelpferd. Um Gottes willen nehmen Sie sich nur in acht, daß das letztere nicht gerade heute mit Ihnen durchgeht!"

„Es wird ja wohl nicht!" brummte der

Mann des Lokalen, unter dem heiteren Gelächter sämtlicher Herren im Bureau in die düster-unreinliche Tiefe seiner Specialität zurücksinkend.

„Mit gelehrtem Apparat braucht man nicht zu arbeiten," brummte er weiter, „die Gefühle anderer (Fräulein Rosine Müllers?) werden einem lächerlich gemacht; — gut! arbeiten wir einfach wie gewöhnlich aus uns heraus!"

Und er that's. Und es wurde danach: gut. Sogar: „Sehr gut!" wie der Verantwortliche des Blattes kopfnickend zugestand, nachdem ihm die rettende Leistung über den Tisch zugeschoben worden war.

Mit beiden Ellbogen auf dem Tische und mit dem Kopfe zwischen beiden Händen nahm der Autor die Billigung trübsinnig-verdrossen hin und brummte nur wie König Friedrichs Grenadier auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf:

„Ich meine auch, für sechs Dreier den Tag ist's für heute genug, Fritze."

* *
*

„Der alte Halunke!" brummte Kohl draußen in der Gasse weiter, und meinte mit dem liebkosenden Wort sonderbarerweise den Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk. „Wenn ich von einem Menschen nichts will, wenn mir jemand gestohlen werden kann und ich ihm das deutlich mache, so deutlich als möglich; so bin ich der letzte, der daran was auszusetzen findet. Aber dieser graue Heimtücker! Das Wurm, das herzige Geschöpf, unser Rosinchen, meiner seligen Mutter Rosinchen — Fräulein Müller behauptet: er liebe mich! ... Er Liebe Mich! ... Ich bin jetzt fest überzeugt, daß sie — Sie — die sechshundert Mark für meinen Doktor zur Post gebracht hat; — dies Frauenzimmer ist vielleicht im Grunde noch heimtückischer als der verruchte Greis! Diese ironische Betonung, mit der sie mir vorhin bei jedem dritten Wort den Doktor aufhing! — Und was sagt er, der — die bemooste Dachrinnenfratze, als ich mit der Liebe Mühe meinerseits mich ihm auf Bogislaus' Rat von hinten zu nähern versuche? Nichts sagt er, sondern er faßt mich bloß noch einmal in meinem Leben am Oberarm, führt mich erst vor seinen Affen, deutet auf den, führt mich vor seinen Spiegel, deutet auf diesen, geleitet mich zur Thür, öffnet dieselbe wirklich höflich, deutet hinaus, und erst unten in der Hanebuttenstraße komme endlich ich dazu, mich zu fragen, was dies alles eigentlich zu bedeuten habe! Und nun stehe ich, dank dem Mädchen heute morgen, noch so hier und habe mich noch dazu zu fragen, was ich wohl dem alten Schnarrwergk, meines seligen Vaters bestem Freunde, zum Weihnachten schenken könnte. Zum Henker, in was für eine kuriose Stimmung kann doch selbst der verständige Mensch — ja eigentlich nur der verständige Mensch geraten, wenn er am richtigen Orte an den Unrechten kommt. Und bin ich nicht vorhin auf dem Weihnachtströdelmarkt sogar an die Unrechte gekommen? Was habe ich mit Christbäumen, Weihnachtspuppen, Zuckerkandis, Steckenpferden und Hampelmännern zu schaffen? Den möchte ich sehen, der mir am Abend des Vierundzwanzigsten klingeln wird und sagen: Nu komm herein, Herze! Na, was sagst du denn nun? — Wenn das Mädchen, unser Rosinchen, zum Beispiel den korrupten Einfall hätte? Ich glaube, ich wäre im stande, zum erstenmal in meinem Dasein zum Lyriker zu werden und es auf Flügeln des Gesanges hinzutragen — weit nach den Ufern des Ganges — ne, bloß jenseit des Ganges zum alten Schnarrwergk, und ihn zu fragen: Na, grauer Menschenfeind, wie ist's, wollen Sie auch ewig ein Fragment bleiben, wie Schillern seiner? Dann würde er vielleicht erst seinem Pithecus, seinem Orang-Utang die Hand aufs Haupt legen und sodann dieselbe mir, und wie von Hutten zu seiner Angelika sprach, zu mir sprechen: So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — du weißt, wer du bist — Ich habe dich meiner Rache erzogen."

Durch das immer verdrießlicher wer-

bende Wetter des Tages immer verdrossener weiter wandelnd, brummelte unser Kohl: „Wenn ich nur nicht schon wüßte, wie's wieder werden wird! Ich werde mir wie gewöhnlich auch einen Affen kaufen; aber keinen seltenen, keinen nur ausnahmsweise nach Europa gelangenden, sondern einen ganz gewöhnlichen, einen bei uns nicht bloß in der Umgegend von Gibraltar einheimischen."

* * *

Nämlich es war beinah so, wie es sich der verstimmte Neuigkeitensucher unter seinem wirren Hirnschädel zusammenrückte: dieser alte Schnarrwergk, dieser alte Tierdoktor und Ex-Regimentsroßarzt war wahrhaftig im stande, sich zum Trost in seinen alten Tagen einen jungen Menschen für seine Rache an der Menschheit heranzuziehen und anzufuttern. Aber Kohl irrte sich sehr, wenn er meinte, daß er von dem weiland Hausfreund seiner Eltern dazu auserwählt und deshalb zum Doktor der Philosophie gemacht worden sei. Das letztere war doch etwas mehr als eine Grille des Greises gewesen und wurzelte in einem ganz anderen Grunde. Schnarrwergk hatte merkwürdigerweise geglaubt, jemandem einen Gefallen dadurch zu erweisen: nämlich — seiner Nachbarin in der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße, Fräulein Rosine Müller.

Damit sind wir wieder da, wo wir angefangen haben. Wie Robinson Crusoe sind wir im Kreis herumgelaufen und richtig wieder an der Stelle angelangt, wo jener zuerst merkte, daß auch auf dieser karaibischen Insel Kannibalen abkochten, und wo wir zu unserem Schrecken merkten, daß es auch diesmal auf unserer Insel Menschenfresser geben könne.

„Sehen Sie sich diesen Affen nur mal ganz genau an, Fräulein Müller," sagte damals beim Ostereinzug vor fünf Jahren Studiosus Kohl zu der kleinen Freundin seiner verstorbenen Mutter. „So sollen Sie vor ein paar tausend oder ein paar hunderttausend Jahren einmal auch ausgesehen haben, Fräulein. Ihr jetziger Nachbar (hören Sie nur, wie er drüben in der Gasse mit seinem Packträger Zärtlichkeiten wechselt!) behauptet es fest, und er muß es wissen; denn er hat darauf studiert."

„Wenn er weiter nichts weiß, dann danke ich für seine Weisheit. Das Studium hat er aber wohl einzig und allein vor seinem Spiegel betrieben, Herr Kohl?"

„Und im Umgange mit dem Menschen, wie er heute ist. Im Verkehr mit der Menschheit in ihrer jetzigen Blüte. Wissen Sie wohl, daß Sie ganz allerliebst aussehen, Rosinchen? Wissen Sie wohl, daß, wenn ich Sie so ansehe und den haarigen Vetter da, ich —"

„Wissen Sie wohl, Herr Kohl, daß Sie wieder mal gröber und unverschämter als irgend ein anderer werden wollen?"

„Du liebster Himmel, es sollte ja gewiß und wahrhaftig diesmal auf etwas Schmeichelhaftes hinauslaufen, Rosinchen! Zum Henker, was Angenehmes wünschte ich Ihnen zu sagen; aber sofort zeigen auch Sie wirklich ein Stück Verwandtschaft mit dem da und springen mir mit beiden Vorderhänden ins Gesicht. Wann wird denn unsereiner endlich einmal dazu kommen, auszureden und zu zeigen, was er Zartes in sich hat?"

— — — — — — — — — — — —

Wir blättern nicht zurück; aber so oder doch ungefähr so war die Unterhaltung zwischen den zwei jungen Leuten beim Einzuge in die Hanebuttenstraße gelaufen, und dann war das Weitere gekommen und Studiosus Kohl hatte Abschied von Fräulein Rosine Müller genommen, und nun erzählen wir, wenn auch nicht der Länge nach, so doch nach der Ordnung, wie Rosinchen, der Pithecus und Tierarzt Schnarrwergk sich als allernächste Nachbarn ineinander gefunden hatten. Große Kunstkenner nennen das eine wirklich feine Komposition; aber wenn es in Wahrheit eine solche ist, so können wir ganz gewiß nichts dafür. Wir pfeifen gerade bei diesem Werk, wie uns

der Schnabel gewachsen ist, würde unser Freund Kohl sagen. Welch einen wundervollen Waldgesang würde man aber beim Lustwandeln durch den deutschen Litteraturwald zu Gehör bekommen, wenn jeder Vogel darin pfiffe, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! —

Das Fräulein hatte an dem, was es vom Tierarzt Schnarrwergk bereits kannte, und dem, was es am Einzugstage mehr von ihm kennen gelernt hatte, nicht wenig Sorge und Unruhe, kurz, eine schwere Last zu Bette zu tragen. Als es todmüde zum erstenmal in dem neuen Nestchen die Federn um sich ausbreitete und die Decke über dem Kopfe zusammenzog, seufzte es: „O, wer doch einen Stern mit seiner Mutter und seinem Vater und sonst noch ein paar guten Leuten allein hätte!" Und als es am nächsten Tage zum erstenmal den ersten Accord auf seinem Pianino anschlug, setzte es sich fester auf dem Klavierstuhl und blickte scheu über die Schulter nach der Thür und sagte, energisch seiner Bangnis Herrin werdend: „So! Jetzt wird es sich zeigen, ob es sofort zu einem Krach kommen wird — oder — erst — ein paar Tage — später!"

Der erste einweihende Silberton rührte weder den Pithecus noch den Tierarzt Schnarrwergk; und Rosine Müller wagte es weiter — die Bilder wachsen uns hier vollständig in die Hand — sie wagte sich weiter heraus wie ein sich entfaltendes Schneeglöckchen, wie ein flügge werdendes Rotkehlchen, wie ein Maikäfer nach dem Regen. Gleich dem letzteren Insekte fing sie an zu zählen und machte die ersten Läufe auf und ab, schwarze und weiße Tasten durcheinander, zuletzt wie ein Wirbelwind. Sie forderte in immer heftigerer Aufregung das Schicksal förmlich heraus, und das Schicksal lächelte gütig. Es sendete diesmal keinen nachbarlichen Stiefelknecht gegen oder keinen groben Hauswirt durch die Stubenthür; keine nachbarliche Grobheit und keine Kündigung zum allernächsten Termin: Schnarrwergk jedenfalls war musikfest, und seine jüngste Nachbarin seufzte: „Wie als wenn einem der liebe Herrgott das Korsett aufschnürte! Mein Spiel thut ihm nichts. O, für diese gute Eigenschaft an ihm will ich ihm ja gern hundert schlechte zu gute halten! Wie dankbar muß unsereine sein, wenn nach der ersten Etüde nicht die Nachbarschaft anklopft und sich die Fortsetzung verbittet! O Gott, beim Herrn Professor Kohl schien er manchmal ein bißchen schwerhörig zu sein — vielleicht hat das zugenommen! Ich bin doch die letzte, die beim ersten Tastenanschlag verlangt, daß die Welt wie eine musikalische Maus aus dem Loche kommt oder sich wie eine beethovenliebende Spinne von der Decke zum Zuhören herunterläßt. J Gott bewahre!"

Nun machte sie es, durch frühere recht üble Erfahrungen gewitzigt, auch sanft. Sie übte ihren Fingersatz lieber nicht, wie es sich gehörte, zuerst und vor allen Dingen und, was für die Nachbarschaft freilich das Schlimmste ist: ununterbrochen. Vor allen Dingen suchte sie sich der Nachbarschaft durch wirklichen Wohllaut anzuschmeicheln und den nächsthausenden Oger durch Melodie einzulullen. Sie zeigte sich von ihrer besten Seite, die arme kleine Jesuiterin; sie zeigte, was sie konnte. Letzteres war nicht viel, aber es genügte, um ein bescheidenes Laienpublikum der Hanebuttenstraße am schönen Frühlingsabend zu der Frage zu veranlassen:

„Ei, wer spielt denn da so hübsch? und lauter bekannte Sachen!"

Fräulein Rosine Müller brachte das Publikum der Nachbarschaft zum Mitsummen, und damit hatte sie, wie sie hoffte, „wenigstens für ein Quartal" gewonnenes Spiel. Aber der Onkel nebenan schien auch nach der angenehmeren Seite der Tonkunst hin kein hörend Ohr zu besitzen. Er kam nicht, um dem Fräulein ein Kompliment zu machen. Weder beim Zusammentreffen auf dem Vorplatz, noch beim Begegnen auf der Treppe nahm er mehr Notiz von ihr als früher im Wohnzimmer der Frau Professorin Kohl.

„Ein Grobian ist er doch und nicht

besser als sein Apothekus," sagte Rosinchen. „Ob ich es wohl wage und auf ihn gar keine Rücksicht mehr nehme?"

Sie wagte es.

Die erste Fingerübung.

Eine Stunde! Zwei Stunden!! Drei Stunden!!!

„O großer Gott, er ist ausgestopft wie sein Affe! O großer Gott, wie gut du bist," sagte Fräulein Müller aus befreitem Herzen, nachdem sie vier Stunden lang den alten Schnarrwergk auf die Probe gestellt hatte. „O Gott, endlich, endlich eine ruhige Unterkunft für mich armes gejagtes Huhn!"

Echt frauenzimmerhaft hatte sie bei dem Auf und Ab ihrer zehn Fingerchen auf der Klaviatur nur an den nächsten Nachbar, an den Tierarzt Schnarrwergk oder an den Affen des Tierarztes Schnarrwergk, gedacht. Die weitere Nachbarschaft war ihr natürlich gänzlich aus dem Gedächtnis entfallen. Vierzehn Tage später brummte diese weitere Nachbarschaft:

„Zum Henker, wie sich die Kleine da oben in ihrer Weise verändert hat! Dies hält ja kein Stein aus: Immer und ewig dasselbe und immer tiefer in die Nacht hinein, und so rücksichtslos bei offenem Fenster. Der Person sollte der Wirt doch endlich mal auf die Finger klopfen!"

Es war nämlich ein sehr warmer Sommer auf jenen April gefolgt, ein Sonnensommer; und sämtliche Leute in der Hanebuttenstraße hielten ihre Fenster bis spät in die Nacht geöffnet und hatten in Ermangelung der Nachtigall auf die Tonleiterübungen der Kleinen in Nummer dreiunddreißig zu horchen, und da war's kein Wunder, daß Fräulein Müller nicht bei Nacht, sondern am hellen Morgen, mitten im Rosenmonat, heftig zusammenschrak, als Schnarrwergk auf der Treppe aus dem Blauen heraus das Wort an sie richtete und zwar das Wort:

„Ich habe drunten mit dem Volk gesprochen. Sie bleiben wohnen. Mich stören Sie nicht."

Ehe Fräuleinchen sich von dem Schrecken auf der Treppe erholt hatte, hatte der Nachbarspuk das gemeinsame Stockwerk bereits erreicht und war hinter seiner Thür verschwunden, sie mit einem Krach zuschlagend. Fräulein Müller aber verdiente an diesem Morgen, wie sie sich selber ausdrückte, ihr Stundengeld mit Sünden. Sie war bei keiner ihrer Schülerinnen bei der Sache, sondern immerfort bei der grenzenlosen, unvermuteten, schreckhaften Liebenswürdigkeit des grauen Menschenfeindes und Affenfreundes zu Hause.

„Es ist ja zu überraschend! Er? O, wie man sich doch in den Leuten irren kann! Das war ja wie aus dem Märchenbuch! Ich geniere ihn nicht, und er hat's auch bei den anderen möglich gemacht, daß ich wohnen bleiben darf! Hat er mich wohl je eines Blickes gewürdigt, wenn er mich einmal bei der Frau Professorin traf?"

Und am Abend dieses Tages, nicht vor ihrem Pianino, sondern mit dem Nähzeug am geöffneten Fenster sitzend, dachte das Fräulein noch immer:

„Ach, wenn ich ihm doch auch so etwas Unvermutetes zuliebe thun könnte! Ach, könnte ich ihm doch auch so einen himmlischen Schrecken einjagen!"

* * *

Der sollte freilich noch gefunden werden, der dem Kreistierarzt und Regimentsroßdoktor außer Dienst Schnarrwergk je einen himmlischen oder höllischen Schrecken eingejagt hatte. Aber den Lohn für sein gutes Herz, seine gute That, sein gutes Wort kassierte er ein, sobald sich die Gelegenheit gab. In der Weltgeschichte ist es schon öfters dagewesen; aber in einer Geschichte wie dieser noch niemals so. — Fräulein Rosine hörte nicht ein nächtliches Stöhnen von drüben und lief hinüber und fand den Greis verlassen, einsam, mit weißlockigem Kopf zwischen beiden mageren Händen in Thränen und Sehnsucht nach endlich — endlich — endlich einem Herzen in der Öde des hilflosen Alters. Sie hörte ihn einfach schändlich schimpfen und fluchen, mit dem Stuhle rücken, hin und

her springen, und das alles nicht in der unheimlichen Mitternachtsstunde, sondern am hellen, lichten, bürgerlich-ungespenstischen Wochentagsmorgen, so daß sie in ihrem völligen Rechte war, wenn sie, jäh auffahrend, angstvoll, bebend fragte:

„Gott, wem will er denn jetzt den Hals abreißen?"

Und in ihren Schrecken hinein schnarrte es plötzlich:

„Rosine! Sie da — nebenan! Fräulein Müller!"

„Himmel, meint er denn mich? ruft er nach mir?"

Scheu und vorsichtig schob sie den Kopf aus ihrer Thür und sah, daß der benachbarte Greis den seinigen aus der seinigen geschoben hatte.

„Darf ich Sie bitten, Jüngferchen? Bitte, haben Sie die Güte oder wie die Redensart ist."

Das Jüngferchen näherte sich zögernd, und Schnarrwergk öffnete seine Pforte weiter und lud es durch eine Handbewegung ein, noch näher zu treten.

Es war ein schöner heißer Sommermorgen. Der Sonnenschein lag auf den Fenstern und die Welt im Lichte. Im hellsten Lichte stand Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk inmitten seines Gemaches und war kein Anblick zum Ergötzen, kein vertrauenerweckender Anblick. Wie ein alter Besen, an dem kein gutes Haar mehr war und an welchem sich die wenigen letzten schlechten vor Wut und Aufregung gesträubt hatten, stand er da, und es war noch anerkennenswert, daß er trotz seiner Erregtheit soviel Schicklichkeitsgefühl übrig behalten hatte, den zerlumpten Schlafrock um sein dürres Gebein fest zusammengezogen zu halten.

Aber eine Hand hatte er frei, und damit erhielt die junge Nachbarin den Wink, noch näher zu treten.

„So, da bist du endlich! Die Kehle soll man sich wohl nach dir abschreien? Da — du wirst sehen, wo die Knöpfe fehlen."

Und Fräulein erhielt einen Gegenstand, ein Bekleidungsstück zugeworfen, das wir nicht nennen, weil es zu bekannt ist.

„Es kommt alles an den Menschen heran. Auch daß er das Nadelöhr nicht mehr finden kann. Übrigens habe ich mich jetzt allgemach lange genug allein mit dem Überdruß abgequält, und es ist meine Absicht, mich in der Hinsicht in Ruhe zu setzen. Hoffentlich hast du über den schönen Künsten nicht die nützlichen ganz aus dem Auge verloren, Mädchen? Wenn du fertig bist, häng sie mir über die Thürklinke und klopfe bescheiden. Bring sie mir aber lieber nicht persönlich ins Zimmer; du siehst, ich bin bei der — Toilette."

Klapp! Die Pforte war hinter der jungen Dame zugeschlagen, und Rosinchen Müller stand draußen auf dem Vorplatze — mit ihrer Überraschung und des Nachbar Schnarrwergks notwendigstem Kleidungsstück. Daß die erstere, die Überraschung, so groß war, wie jene von „neulich auf der Treppe", kann man nicht sagen. Sie war größer.

Im eigenen Stübchen löste sich der Ausdruck drolligster Verblüfftheit auf dem Gesicht der Kleinen allgemach in den heitersten Entzückens auf.

„Nein, so was ist mir freilich noch nicht vorgekommen!"

Und damit hatte sie leider im wörtlichsten Sinne recht, als vaterlose Waise, die auch keinen Bruder gehabt hatte und von der verstorbenen Mutter auf „so was" wirklich nicht hatte hingewiesen werden können.

Eine geraume Weile mußte sie suchen, wo der Knopf dem Nachbar Schnarrwergk abhanden gekommen war; aber als sie's heraus hatte, da brachte sie es „beinah mit Thränen des Vergnügens" fertig, einen Ersatz für den Ausreißer an Ort und Stelle festzubannen. Als sie den Faden abbiß, seufzte sie vergnügt:

„So gern habe ich seit hundert Jahren nichts gethan."

Dessenungeachtet trug sie aber doch ihr vollendet Werk mit spitzen Fingern und auf den Zehen zur Pforte des Nachbars zurück, hing es, scheu über die rechte wie über die linke Schulter um sich blickend, nach Befehl über den Thürgriff, klopfte

leise und entfloh hastig mit geducktem Nacken und zusammengerafften Röcken.

„Schön!“ grollte es dumpf hinter ihr drein; sie aber schlug ihre Thür hinter sich zu mit einem Krach, wie ihn der Nachbar Schnarrwergk nicht besser zuwege gebracht hätte. Kein Verbrecher hatte nach glücklich erreichtem Zufluchtsort tiefer Atem zu schöpfen als wie sie. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie sich so weit gefaßt hatte, daß sie die Hände zusammenschlagen konnte:

„Aber wenn das nicht himmlisch ist! Aber er ist ja ganz anders, als wie er sich stellt! Aber wenn das so weiter zwischen uns geht, dann sitzt ja ganz gewiß meine selige Mutter mit im Rat der Vorsehung und hat eine Hand in der Sache!“

* * *

Fürs erste, für eine geraume Zeit ließ es sich nicht an, als ob das so weiter gehen sollte und immer noch besser werden. Die Tage, die Wochen, die Monate gingen hin, und Nachbar Schnarrwergk ließ nichts von sich vernehmen, was darauf hindeutete, daß er das Band nachbarschaftlicher Vertraulichkeit noch fester zu ziehen wünsche, und von der jungen Dame konnte man nicht verlangen, daß sie den Wunsch danach deutlicher äußere, als sich für sie schickte. Dafür war sie in ihrem kurzen Dasein doch schon zu häufig angeschnarcht und zurückgescheucht worden.

„Nein, nein, nur auf keine Grille der Menschheit hereinfallen! Doch noch lieber wieder die Wohnung wechseln.“

Der Alte ließ nichts von sich hören, außer wenn er wütender als gewöhnlich von einem Gange nach Hause kam und seiner Erbosung gegen seinen Lar Luft machte und ihm in längerer und kürzerer Rede, je den Umständen nach, sein Herz ausschüttete. Rosinchen horchte dann an der Wand, ohne weder ihr Lob noch ihre Schande zu hören; sonst aber gab sie ihre Stunden außerhalb des Hauses ruhig weiter und übte ihre Fingerübungen daheim, ohne wie sonst mit dem Hauswirt und der Welt in Konflikt zu geraten. Die Tage gingen hin. Es kamen schöne, es kamen häßliche; es wechselten Sonnenschein und Regenschauer, und Donner und Hagelwetter fielen ein, vor denen ihr furchtsam jung Weiberherz nur zu gern Schutz und Trost bei der Nachbarschaft gesucht hätte. Dieses wagte sie dem Nachbar Schnarrwergk gegenüber so wenig, wie sie es wagte, ihn am himmelblauesten Sonn- und Feiertage zu einem Spaziergange aufzufordern. Letzteres hätte doch „von ihm ausgehen“ müssen, und — es ging von ihm aus, und zwar wieder so unvermutet und unter solchen Umständen, daß man im Grunde es schriftlich haben mußte, um es zu glauben.

Nämlich nachdem die Natur wochenlang ein Gesicht gemacht hatte wie eine Braut, schnitt sie eines wie eben dieselbe, wenn sie zweimal Witwe geworden ist und damit umgeht, sich vom dritten Mann scheiden zu lassen. Es fing an zu regnen, ganz leise, und es regnete durch acht Tage und acht Nächte, und der neunte Tag war wiederum ein Sonntag und es regnete auch an diesem, wie gesagt, immer ganz leise, aber desto ununterbrochener. Es war einfach schrecklich, objektiv aus Besorgnis für die Landwirtschaft, subjektiv aus Langerweile.

Dabei den ganzen Tag frei zu haben und nichts mit sich anzufangen zu wissen! Du lieber Gott, die armen Leute, die sich heute ein Vergnügen machen wollten!

Fräulein Müller versuchte es, sich nützlich zu beschäftigen. Das ging nicht. Sie versuchte es mit einem Band von Schillers Werken. Das ging auch nicht. Die Braut von Messina mag bei gutem Wetter ein erhabenes Kunstwerk sein — aber bei solchem! nein, auch die Braut von Messina war bei einem ewigen leisen Regen entsetzlich — nämlich langweilig und fiel gänzlich unter die subjektive Betrachtung des Tages.

Rosinchen verzichtete auf die Braut von Messina, wie sie Nadel und Faden aufgegeben hatte. Sie schob in ihrem Sessel am offenen Fenster beide Hände unter den

Hinterkopf, warf einen letzten vorwurfsvollen, matten Blick zum grauen Himmelsgewölbe empor und dachte an nichts mehr, und an ihren Nachbar, den Herrn Tierarzt Schnarrwergk, am allerwenigsten. Wenn sie heute überhaupt an etwas, was mit ihm zusammenhing, gedacht hatte, so war das sein Affe, sein Pithecus gewesen, und da hatte sie gedacht:

„Der hat's wieder gut, der hat's eigentlich immer am besten mit seinem Stroh und seinem Draht im Leibe!"

Der Mann von der schönen Aussicht in Frankfurt am Main hätte sich nicht welterfahrener, nicht weltverlorener, nicht weltentsagender ausdrücken können wie Rosinchen. Man braucht ja nicht immer die Sachsenhauser Brücke, das Deutschordenshaus und Sachsenhausen sich gegenüber zu haben, um das Richtige zu treffen! Auch in der Hanebuttenstraße kann man in Erfahrung bringen, daß es sehr häufig im Leben und in der Welt schlecht Wetter ist, und — daß das gute nicht selten hereinkommt, ohne — vorher anzuklopfen.

„Sind Sie zu Hause, Fräulein? Bist du noch da, Kind?"

Fräulein fuhr in die Höhe und starrte die Erscheinung inmitten ihres Stübchens an — erst mehrere Augenblicke an, ehe sie sich so weit gefaßt hatte, um Antwort geben zu können.

„Zu Hause? Ei jawohl! Bei dem Wetter, Herr — Herr Schnarrwergk?"

„Bei dem Wetter? Freilich, das Wetter so um Pfingsten herum! Was wollen Sie bei dem Wetter zu Hause sitzen? Ist das auch ein Vergnügen, vom Fenster aus in es hineinzusehen? Wollen Sie mit? Wollen Sie einen Spaziergang mit mir machen? Marsch, setzen Sie den Hut auf oder was Sie wollen. Zu Hause bei solchem Wetter!"

Er sah bei diesem Wort und Vorschlag aus wie der Gott der gegenwärtigen Witterung; aber Fräulein Rosine Müller schlug nichtsdestoweniger lachend in beide Hände.

„O Himmel, es ist ja wahr, es ist wirklich und wahrhaftig wahr: was sitzt man eigentlich bei solchem Wetter zu Hause? Es ist ja draußen merkwürdig schöner. Ja, und es ist wirklich zu freundlich von Ihnen, Herr Schnarrwergk, und wenn Sie mich durch ein paar Straßen mit sich nehmen wollen —"

„Ein paar Straßen!" murrte verächtlich der Greis. „Wie steht's mit Ihrem Schuhwerk, Kind? Zeigen Sie doch mal."

Auch das that Rosinchen Müller lachend:

„Ich gebe Unterricht bei jedem Wetter, in jeder Jahreszeit und in allen Gegenden der Stadt."

„Gut. So nehmen Sie Ihren Regenschirm und lassen Sie uns ein — paar Straßen zusammen gehen."

* * *

Von diesem Spaziergange beim „schönsten Pfingst-Landregen" sind die zwei als wirklich gute Nachbaren nach Hause zurückgekommen. Aber es ist dazu wahrhaftig unumgänglich nötig gewesen, daß das Mädchen heile Sohlen unter wegfesten Stiefelchen hatte und auch einen Regenschirm mitnahm, vor allen Dingen aber, daß es gut zu Fuße war und ein wetterfestes, lebensfröhliches Herz mit auf den Weg nehmen konnte.

Ein paar Straßen!

Wo waren die beiden Hausgenossen aus der Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße an jenem triefenden Sonntagnachmittag überall gewesen, als sie nach Hause kamen?

Fräulein Müller hätte die ganze Nacht durch kaleidoskophaft davon träumen können, wenn sie nicht der völligen herrlichen Müdigkeit wegen einen vollständig traumlosen Schlaf vorgezogen hätte. Als sie am Abend ihre Knochen zusammensuchte und ihre nassen Kleider über Stühle ausbreitete und an Haken aufhing zum Trocknen, war's das einzige, was sie noch herausbrachte:

„Ist es die Möglichkeit?! Kann denn der Mensch so viel erleben, wenn er sich nicht vor dem Naßwerden und dem Schnupfen fürchtet? Ach Gott, und wie man

alles, was man in der Schule gelernt hat, so rasch vergißt! Es steht doch schon in jeder Naturgeschichte, daß der schlimmste Brummbär, wenn man ihm einen Menschen und einen Honigtopf hinstellt, den Menschen stehen läßt und sich einzig und allein an den Honig hält."

Der letztere Stoßseufzer ging einzig und allein auf den Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk, der aber drüben gleichfalls seine nassen Hülsen von sich streifte und dabei Töne von sich gab, denen man es mit dem besten Willen nicht anhören konnte, daß sie Äußerungen der Befriedigung waren.

Sie waren wahrlich nicht ein paar Gassen gegangen. „Das besorgen wir vielleicht später einmal bei anderem Wetter," meinte Schnarrwergk. „Allgemeine Aufwäsche heute, Fräulein. Achten Sie auf, Menschen und Gossen pflegen auszusehen, wie sie riechen. Und der Sonntag macht den Überdruß nur ärger. Stecken wir die Nase hinaus aus der allgemeinen Krankenstube."

Das thaten sie. Jenseit der letzten Häuser der Vorstadt, nachdem sie die letzten Schutthaufen, die letzten Neubauten hinter sich gelassen hatten, fing das eigentliche Vergnügen an. Da genossen sie diesmal den herrlichen Tag.

„Guten Tag, Herr Doktor. Auch bei dieser Witterung draußen?" fragte hinter der ersten lebendigen Hecke ein ihnen auf dem ersten wirklichen Feldwege Entgegenkommender. „Gut gegen die Mäuse. Für das Geziefer haben wir lange auf so 'ne Periode gewartet."

„Wie geht es sonst, Lehmpuhl?"

„Schlecht, Herr Doktor. Seit Sie nicht mehr auf die Praxis zu uns herauskommen, ist es nichts mehr mit dem Viehstand. Mein seliger Vater, Sie wissen doch, daß mein Vater im vorigen Monat gestorben ist? mein Vater sagte noch neulich auf seinem Krankenlager: Ich will dir was sagen, mein Sohn, wenn sich das mit dem Ochsen nicht bald ändert, dann läßt du den neuen Mediziner nicht mehr an ihn 'ran. Dann gehst du mir in die Stadt zum alten Doktor Schnarrwergk und bittest ihn in meinem Namen aus Gefälligkeit um sein Gutachten. Na, der Himmel hat's denn doch nicht gewollt; sie sind beide auf einen und denselben Tag eingegangen und abgeschieden."

„Kommen Sie nur immer zu mir, Lehmpuhl. Sie wissen, ich habe mein Herz, wenn auch nicht meine Praxis für Sie alle behalten."

„Das wissen wir, Herr Doktor. Ich mache auch gewiß immer Gebrauch von Ihrer Güte. Ferner viel Vergnügen, Herr Doktor."

„Gleichfalls."

„O, wir haben heut abend nur 'ne Komiteesitzung in der Stadt im Hotel Mond. Sie wissen von wegen der Neuwahlen."

„Dabei verlasse ich mich auf Sie, Lehmpuhl. Wählen Sie mir — komm, Kind."

Es bleibt der Geschichte der politischen Weltentwickelung für ewig vorenthalten, wen „Doktor" Schnarrwergk gewählt zu haben wünschte. Er hatte zu viel mit den frucht- und regenschweren Ähren zu thun, die der feuchte Niederschlag auf den schmalen Fußpfad zwischen den Kornfeldern niedergebeugt hatte.

„Ich bin nicht umsonst ein Menschenalter durch ihr Hausarzt gewesen, kleine Müllerin," brummte er. „Ich kenne sie noch alle oder doch in ihrem Nachwuchs von ihren Ställen her. Billige, frische Butter verschaffe ich dir schon, Fräulein Nachbarin. So weit reicht mein Einfluß noch. Zieh die Röcke zusammen, und vorsichtig durch die Sümpfe. Nicht wahr, dies ist doch besser als das Hocken und Grillenfangen im muffigen Hause?"

Sie erreichten Höhen, von denen sie auf die regenverschleierte Stadt zurückblickten.

„Da liegt und qualmt die Bestie," brummte Schnarrwergk.

„Und hier stehen wir und dampfen," lachte Rosinchen. „Jawohl, es ist reizend, und ich bin Ihnen so dankbar, o so dankbar."

„Da du mir keine verdrossene Schnauze ziehst, sollst du auch lügen dürfen, junges Frauenzimmer. Jetzt aber vorwärts; das ist der Turm von Lollenfinken, da links vom Busch. Dort kriegst du eine Tasse Kaffee, wenn wir das Dorf lebendig erreichen. Da wirst du möglicherweise genauer erfahren, was der Tierarzt Schnarrwergk in der Welt bedeutet und in welcher Achtung er bei den Leuten steht."

Sie erreichten Lollenfinken und die volle Wirtshausstube dort, und Rosine Müller bekam etwas Warmes in den Leib und erfuhr, in welcher Verehrung und Liebe der Kreistierarzt außer Dienst bei dem Volk dort immer noch stand.

„So," sagte die Krugwirtin, „bei dem Wetter habe ich schon vom frühesten Morgen an nach dem Herrn Doktor ausgesehen und zu meinem Manne gesagt: Paß auf, heute kommt er, und dann ist er auch so gütig und geht mal mit in den Schweinekoben. Das frißt nicht, das säuft nicht, das verschmähet auch die beste Gottesgabe, aber mir frißt das liebe Vieh selbst in meinen nächtlichen Träumen das Herze ab, und unser jetziger junger Herr Doktor weiß uns und sich keinen Rat, und mein Mann steht vor dem Verhältnis wie das reine Schaf. Läuft das diesmal wieder, wie vorm Jahre, auf die Trichinen heraus, so ist es mir, als müßte ich meine eigenen Kinder zum Seifekochen hergeben."

Es war auch Musik und Tanz im Krug zu Lollenfinken —

„Willst du mal?" fragte Schnarrwergk, immer väterlicher für das Vergnügen seiner Nachbarin in der Hanebuttenstraße Sorge tragend; aber Fräulein Müller wollte diesmal lieber nicht. Es war ihr vielleicht zuviel junges Städtervolk der unschuldigen Sonntagsfreude von Daphnis und Chloe auf Arkadiens Fluren beigemengt.

„Ich glaube, draußen ist es doch angenehmer," meinte sie, „und ich glaube auch, der Regen hat wirklich ein bißchen nachgelassen."

Darin irrte sie sich; aber der Herr Nachbar trug doch ihrem augenblicklichen Frösteln in ihren nassen Kleidern Rechnung und bestätigte seinerseits:

„Freilich ist's draußen schöner."

Als sie das Dorf mit seiner Sonntagsfreude wieder hinter sich hatten und ein nicht sehr entfernt vom Ort Schutz bietendes Gehölz erreichten und Rosine Müller trotz all ihrer Willensstärke seufzte: „Gott, welch ein Wetter für Pilze!" fragte der alte Schnarrwergk melancholisch: „Haben auch Sie jetzt schon genug?"

Als aber das Fräulein von neuem lustig lachend rief: „Ich bitte Sie, es wird ja immer hübscher! Hoffentlich kommen wir bald an einen Teich und gehen ganz ins Wasser, in einen Fischschwanz laufe ich schon aus wie die schönste Melusine —" da grinste der alte Schnarrwergk behaglich wie ein Erbonkel, der eben seine Lieblingsnichte in sein Testament als Haupterbin gesetzt hat, und brummte vor sich hin:

„Bist mein gutes Mädchen."

In diesem Augenblick wurden sie abermals angesprochen und zwar von jemand, dem, der äußeren Erscheinung nach, die Kinder lieber nicht gern allein in Wald und Heide begegnen möchten, nämlich von der Kräuterfrau der Stadt drunten hinter dem Nebel und Regenvorhang. Im Märchen giebt es nichts angenehmer Gruseliges; aber in der Wirklichkeit, an diesem triefenden grauen Sonntagnachmittag, mitten im Busch, gab es nichts an der Frau Erbsen, was Zutraulichkeit hervorrufen konnte.

Sie trieb kein lärmend Handwerk und konnte also ihrem Beruf auch am Feiertage nachgehen.

„Jeses, Herr Schnarrwergk," sagte sie, die Frau Erbsen vom Altstädterring, ihren Tragkorb niedersetzend. „Nun ja, es ist schon recht; wenn ich einen wußte, dem ich heute begegnen konnte, so sind Sie das."

„Ich hab die Ehre. Guten Tag, Frau Doktorin, Frau Medizinalrat, Frau Sanitätsrätin," sprach Schnarrwergk, den Hut lüftend.

„So ist er nun, Fräulein," wandte sich die alte Dame an das junge Mädchen. „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Schnarrwergk, aber ich kann nichts dafür, daß Sie so sind. Denn, Fräulein, unsereiner sollte sich mal mit dem Doktern, der Medizin und hohen Sanität befassen, und wenn's nur an Katze, Hund oder der Nachbarin Kind mit Kamillenthee wäre, so wollte die hohe Gesundheit schon schriftlich, mündlich und auch sonst wie dafür sorgen, daß es nicht wieder vorkäme. Aber, Fräulein, Sie sollten sich doch nicht bei solchem Wetter in seine Hand gegeben haben! Wie ist mir denn? ich sollte Sie doch auch schon kennen. Von meiner Ecke am Ring? Wir grüßen uns ja schon seit Jahren, Fräulein. Ach Herrje ja, richtig, darf ich fragen, wie es mit der Glückshand geworden ist, ob sie den Segen gebracht hat, den ich ihr nachgewünscht habe?"

„Eh, sieh mal hin!" rief der Nachbar Schnarrwergk, seine Nachbarin in der Welt mit hochgezogenen Augenbrauen, doch fast noch freundlicher als schon öfters heute von der Seite ansehend. Und Rosinchen, halb lachend, halb ärgerlich und sehr rot im Gesicht, rief mit dem Fuße aufstampfend:

„Da ich es nicht leugnen kann und die Frau Erbsen natürlich ihren Mund nicht halten kann, sondern ihre tiefsten Geheimnisse ausplaudern muß, so — so — jawohl, ich dachte: hilft es nichts, so wird es ja wohl auch nichts schaden. Ja, ich bin so dumm gewesen, gerade vor zwei Jahren oder noch ein bißchen früher. Es ging mir nicht zum besten damals auf Erden, und wenn der Mensch nicht aus und ein weiß, dann fällt er natürlich auf allerlei Albernheiten und geht mit seiner Angst zur Mutter Erbsen, oder noch fürchterlicher, zum Scharfrichter —"

„Oder zum Tierarzt, Jungfer Müller!" grinste der alte Schnarrwergk.

„Natürlich auch zu dem, wie in tausend Büchern zu lesen ist; und ich bin, als ich mit meinem lieben Lebensunterhalt schlimm daran war, nach dem Altstädterring gegangen, und wenn wer damals geheimnisvoll that mit seinem Zauber, so war's diese gute Frau Erbsen hier; und — nun kann sie selber zuerst das Geheimnis nicht bei sich behalten, sondern muß mich hier am hellen Tage vor dem guten Schulunterricht, jedem Besserwisser und dem Herrn Kreistierarzt Schnarrwergk blamieren!"

„O Gott, ich werde doch nicht!" ächzte die alte Dame, beide Hände zusammenschlagend. „Aber das Fräulein hat auch ganz und gar recht; ich bin in meiner Freude, hier in der Überschwemmung und ebenfalls naß bis auf die Knochen auf Sie zu stoßen, zur richtigen Schnattergans geworden und kann nun nur heimgehen als arme Sünderin und in meinen Korb voll Grünkraut hineinweinen —"

„Die Hauptsache ist, Rosine, ob der Zauber angeschlagen hat?" meinte Nachbar Schnarrwergk kopfschüttelnd, mit seinem forschendsten Doktorauge seine kleine Nachbarin betrachtend.

„Nun, ich bin wie gewöhnlich mit heiler Haut durchgekommen, unverhungert und unverfroren, ich armer Spatz. Bin ich nicht etwa noch ganz lebendig in der Hanebuttenstraße angekommen, Herr Nachbar?"

„Gott sei Dank!" brummte der Greis.

„Sehen Sie wohl! Nun, wollen Sie schon weiter, Frau Erbsen?"

„In Kummer und Schmerz, allerliebstes Fräulein. Und o, es soll mir nur einer begegnen, an dem ich meine Wütenhaftigkeit auslassen darf! Na, so 'ne Dummheit, so 'ne Dummheit, so sein Allerbestes, sein Allerliebstes in die Welt hinauszuschreien, bloß weil man sich freut, bei so schlechtem Wetter noch zwei gute Seelen und liebe Herrschaften draußen im nassen Busch und auf feuchter Wiese anzutreffen und mit ihnen seine Gedanken über die Witterung auszutauschen! Früher hatte ich doch meinen Mann, der mir den Kopf zurechtsetzen wollte bei solcher Gelegenheit, zur Hand. Nun bin ich eine arme Witwe seit langen Jahren und einzig und allein auf mich selber angewiesen.

Also vergessen Sie's nicht, Fräulein; Sie finden alles bei mir auf dem Ringe, je nach der Jahreszeit: Vogelkraut für den Kanarienvogel, Kreuzkraut, Lavendel, Myrt und Thymian, Sie wissen wohl wozu. Schönen Majoran, wenn die Zeit kommt. Melisse, Salbei und Stiefmütterchen, Beifuß und Basilikum. Auch wenn Sie still kommen und beiseite fragen —"

„Wünschelruten, Springwurzeln, wieder eine Glückshand, Frau Erbsen!" lachte Rosinchen, und Tierarzt Schnarrwergk lächelte ausnahmsweise auch einmal und schnarrte:

„Letztere suchen wir heute selber, Mutter Erbsen."

Doch nun wurde Er schief von der Seite angesehen, und die Kräuterfrau vom Markt der Altstadt murmelte, bereits völlig wieder bei ihrem Wandel und Handel neben ihrer Kundschaft auf dem Markt:

„Solche sucht man nicht; solche findet man nur, Herr Doktor. Und auch nicht zu jedweder Zeit, Herr Doktor! Und auch nicht jeder wer will, Herr Doktor. Und auch nicht jeder für jeden. Das hängt von den Umständen ab, und so empfehle ich mich Ihnen, Herr Schnarrwergk, und auch Ihnen, liebes Fräulein."

Den Tragkorb mit der Ausbeute ihrer heutigen Wanderung wieder aufnehmend, verschwand sie hinterm Busch, tauchte noch einmal auf einem Hügel der Stadt zu im abendlichen Nebelregendunst auf und wurde für diesmal nicht mehr gesehen.

„Dich hätten sie vor zweihundert Jahren auch gebraten wie eine Gans," brummte ihr Schnarrwergk nach. „Gerupft und gebraten wie eine Gans; aber ohne viel von Thymus serpillum, Artemisia und Origanum majorana an die Tunke zu verwenden. Untergetunkt würde man dich selber bloß im nächsten Fischteich haben. Bloß um zu sehen, ob du auch schwimmen könnest. Wenn wir jetzt heil nach Hause kommen, so werde ich dir bei Gelegenheit mal ein paar Seiten aus dem Hexenhammer vorlesen, Jungfer Rosine Müller, auf daß du einsiehst, daß junge Gänse ihren Bedarf an Glückshänden und anderen Zaubermitteln nicht bei dem ersten besten alten Weibe einholen sollen, sondern besser thun, in verbis, herbis et lapidibus sich bei wirklich weisen Männern das Nötige einzuholen. Das Latein geht dich nichts an; aber marsch — weiterschwimmen! Da unten auf Pannemanns Wiese wird dir der Nachbar Schnarrwergk zeigen, was 'ne Sache ist."

Es rieselte ununterbrochen weiter, als sie an Pannemanns Wiese standen.

„Werden wir auch nicht gepfändet?" fragte Rosine bedenklich, als ihr sonderbarer Führer über dieselbe hinschritt.

„Der Kreistierarzt Schnarrwergk hier von einem Bauer gepfändet?" grinste der Alte. „Ne, aber ein bißchen feucht scheint es mir zu sein."

„Das nennt er nun jetzt noch nur ein bißchen feucht!" seufzte Rosine bei sich. Laut meinte sie: „Feucht? O nein, feucht ist es gerade nicht, bloß ein bißchen recht naß. Vivat ein warmes Herz und weiter in der Arche Noäh! Jetzt ist doch alles einerlei, wie man nach Hause kommt. Und jetzt nehm ich mir doch auch noch einen Strauß mit nach Hause. — Sehet die Lilien auf dem Felde an — o die Kuckucksblumen — und auch keine von ihnen mit einem trockenen Faden am Leibe!"

„Jawohl, da wäre unsere Gelegenheit, Fräulein Müller!" sprach Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk. „So muß sich der Zauber in der Welt machen! So kommt der Segen, der in Worten, Kräutern und Steinen verborgen liegt, an die Rechten! Da ist nun Orchis latifolia, der Händleinskuckuck, in voller Blüte. Und nun mitten hinein und mit beiden Händen zugegriffen, Mädchen. Wer weiß, was wir aus dem heutigen schlechten Wetter nach Hause bringen? Suche du dir deinen Strauß zusammen; ich grabe derweilen nach dem großen Zauber."

Das Fräulein hatte gar nicht mehr auf ihn gehört. Sie war schon am Werk mitten in der triefenden Wiesenpracht des Jahres. Aber der Herr Nachbar in der Hane-

buttenstraße stand noch eine Weile und sah ihr zu, bis auch er ein paar Schritte weiter in die verregnete bunte Unschuldswelt hineinthat, dann ein Messer zog, sich mit demselben niederbeugte und wirklich anfing zu graben. Mit allem Wurzelwerk grub er eines der nächsten Exemplare von Orchis latifolia aus, schüttelte die schwarze, klebende Erde ab und hielt es erst sich und dann der Begleiterin hin:

„Da hast du den Händleinskuckuck, die Glückshand, mein tapfer, gut Mädchen. Wenn der Zauber wirken soll, so muß man ihn eben beim schlechtesten Erdenwetter ausgraben. Da nimm, und künftig brauchst du nicht mehr die Mutter Erbsen auf dem Wochenmarkt darum verstohlen anzugehen, wenn dir die Wasser einmal wirklich wieder bis an den Hals steigen und du dich nach jemand am Ufer im Trockenen umsiehst."

„O danke, danke," rief Rosine Müller. „Die Gabe und das Wort nehme ich schon gern an und mit nach Hause in die Hanebuttenstraße! Welch ein reizender Tag! O haben Sie Dank, Herr Nachbar, daß Sie mich bei dem wundervollen Wetter mit sich hinausgenommen haben. Solange ich lebe, vergesse ich diesen himmlischen Regentag nicht."

Der Alte hatte sich wieder zur Erde gebückt und grub abermals neben einem Brennesselbusche.

„Man muß seine Leute kennen lernen. Da riech mal, das ist aus derselben Familie wie deine Fortunatushand da und wie der weiße Kuckuck oder Nachtschatten, der wenigstens bei Nacht recht angenehm in der Nase ist, die wohlriechende Ragwurz und den langspornigen Kuckuck nicht zu vergessen. Nun, was sagst du zu diesem Mitgliede der großen Familie unter deinem Näschen?"

„O pfui! das ist freilich recht unangenehm."

„Sag einfach — wanzenartig! Orchis coriophora, das Wanzenknabenkraut. Wirst es freilich schon ohne meine Weisheit gemerkt haben, Kind, daß es auch in unserer großen Familie allerlei sonderbare Verwandtschaft von Adam her giebt. Und nun wollen wir dem Stänker ebenfalls die Wurzel heben. Guck, da findet die Zauberfrau vom Altstädterring keine vier oder fünf Fingerlein. Zwei alberne nichtsbedeutende Knollen findet sie als Wurzel und hat noch keine Kundschaft dafür gefunden auf dem Altweibermarkt. Mach's wie der Tierarzt Schnarrwergk, Mädchen. Bleib allein, wenn's auch manchmal ein bißchen öde um dich wird. Hüte dich vor dem Wanzenkuckuck, und auch der weiße Nachtschatten trägt keine Glückshände unter sich. Und nun komm endlich heraus aus dem feuchten Grase. Ich meine, wir haben für heute genug der Wasserbejahung, wie's der alte Goethe nennt. Wie siehst du aus, Menschenkind! Deine leibliche Mutter würde dich nicht erkennen."

Ach, wie sah es aus, das verregnete, lachende und doch mit feiner Rührung kämpfende junge Menschenkind? Nun, eben verregnet-glücklich! Was ist da noch viel zu beschreiben?

Es kam hervor aus der nassen Wiese, das Fräulein mit der Glückshand. Und es kam triefend mit dem Nachbar Schnarrwergk nach Hause, als der Tag sich schon ziemlich zum Abend neigte, was man übrigens kaum merkte, da es den ganzen Tag über des Gewölkes wegen recht graue Dämmerung gewesen war.

In der Hanebuttenstraße Nummer dreiunddreißig schlug das im Hause, was ihnen auf der Treppe begegnete und sonst schon einiges Interesse an ihnen nahm, die Hände über sie zusammen und freute sich, heute, trotz des Sonntages, zu Hause im Trockenen geblieben zu sein. Das hatte natürlich keine Ahnung davon, bei welcher scheußlichen Witterung die richtigen Sonntagskinder das Ihrige erst recht erleben können.

„Nun will ich dir was sagen, mein Mädchen," sprach Tierarzt Schnarrwergk mit dem Schlüssel im Schlüsselloch seiner Stubenthür. „Es genügt nicht, daß man mit einem Frauenzimmer Wand an Wand haust oder zwischen vier Wänden, um herauszukriegen, was in ihm ist. Man

führe es einen Tag lang im Regen spazieren: behält es dann seine gute Laune, dann läßt sich vielleicht mit ihm auskommen."

„Das sind ja gräßliche Ansichten über uns!" lachte Rosinchen — aber doch ein wenig verstimmt. Nichtsdestoweniger kam sie aber doch noch mal, mit ihrem Stubenschlüssel in der Hand, zu dem Alten herüber. „Nun? aber neugierig bin ich! Da die Probe an mir gemacht zu sein scheint — bitte, wie habe ich sie denn bestanden?"

„Davon später einmal. Jetzt zieh dir was Trockenes an und mach, daß du zu Bette kommst, und komme mir morgen nicht mit einem Schnupfen. Das bitte ich mir aus. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Nachbar Schnarrwergk," sprach Fräulein Rosine Müller in einem völligen Hofknix zurücksinkend. Als sich aber die Thür hinter dem Nachbar geschlossen hatte, setzte sie noch hinzu: „Grüßen Sie Ihren Hausgötzen!" und dann nach einer Weile in ihrem eigenen Stübchen: „Das sieht ja aus, als hätte er Lust, in Ermangelung anderer Praxis, mich in die Kur zu nehmen! Na warte; mach es mir zu bunt und ich bin es, die dir rät, dir einen Thee kochen zu lassen. Aber mit seiner Glückshand war er doch reizend! Ich habe sie doch noch? Ja, gottlob! Und alles in allem gebe ich den Regenweg heute für hundert schönste Sonntage nicht her!"

* *
*

Von diesem Tage an geht die Geschichte durchgängig im Zeichen des Lar weiter. Aus seinen Glasaugen sah der Pithecus Dinge, wie sie ihm weder in seinen Heimatwäldern auf Borneo oder Sumatra, noch bis jetzt in der europäischen Menagerie und am allerwenigsten im Haushalt des Tierarztes außer Dienst Schnarrwergk zu Gesichte gekommen waren. Nie hatte der Ahnherr einen Abkömmling gegen den anderen so menschlich werden sehen wie jetzt den alten Nachbar in der Hanebuttenstraße gegen die junge Nachbarin.

Einen Augenblick hätte er wirklich Angst haben dürfen, daß die Zärtlichkeit über das Maß hinausgehe. Wenn jedoch eine Angst übel am Platze gewesen wäre, so würde es diese gewesen sein. Der Lar war aber auch in diesem Falle klüger als die gesamte Nachbarschaft der Hanebuttenstraße. Er dachte nicht wie so ziemlich die Gesamtheit der letzteren:

„Na, na, da sieht man wieder mal, daß Alter, Erfahrung und Grämlichkeit nicht vor Thorheit schützt."

Dessentwegen könnten wir dem Alten und der Jungen so flüchtig über die nächstfolgenden drei oder vier Jahre hinweghelfen, wie wir unserem braven Freunde Kohl über sie hinweggeholfen haben.

Aber das wäre doch zu schade.

Den diesseitigen Lümmel konnte man schon seines Weges laufen lassen und nur das Notwendigste über seine Schicksale innerhalb des erwähnten Zeitraumes anmerken; aber das zarte Verhältnis zwischen dem grauen Untier, dem Tierarzt Schnarrwergk, und der kleinen hübschen Müllerin fordert zartere Handhabung.

In dieser mürrischen, zänkischen, lärmvollen Welt ein stiller, vergnügter Winkel, in den man sich selber nur zu gern mit hineingedrückt haben möchte!

„Wo stecken Sie, Müllerchen? ... Wo bist du den ganzen Tag gewesen? ... Sie hat man doch seit einem Jahrhundert nicht mehr zu Gesichte gekriegt, Herr Schnarrwergk!" wie oft sind diese und hundert andere ähnliche Fragen und Ausrufe diesseit und jenseit des Ganges in Nummer dreiunddreißig laut geworden! Im Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Bei gutem und schlechtem Wetter. Bei Lachen und Verdruß, bei Gesundheit und Krankheit.

Die erste Redensart nach dem vorhin beschriebenen merkwürdigen Sommersonntagsnachmittagsregentage lautete natürlich:

„Nun, Jungfer, was macht der Schnupfen?"

„O ich danke, Herr Schnarrwergk; es geht damit. Ich hatte ja meine neue

Glückshand in der Tasche und zwar frisch aus der Mutter Erde heraus."

„Richtig!"

„Und übrigens ist es auch nicht das erste Mal gewesen, daß ich nach Hause mehr geschwommen als gegangen bin, Herr Schnarrwergk."

„Herr Schnarrwergk. Sag mal, mein Kind, thätest du mir wohl nicht den Gefallen und nenntest mich Herr Veterinärarzt Schnarrwergk? Es liegt besser auf der Zunge."

„Wenn Sie — es — wünschen, Herr — Herr —" stotterte Rosinchen.

„Zehntausend Teufel, Himmeldonnerwetter, nein, ich wünsche das gar nicht! Der Nachbar Schnarrwergk bin ich, mein Allergnädigstes! Überwinden Sie sich nur, Fräulein, und rufen Sie die alte Fratze: Nachbar! Sie hört drauf, und es hat wenigstens den Vorteil, daß es kürzer auf der Zunge liegt."

„Wenn Sie's denn erlauben," sagte Fräulein Müller sehr gesetzt mit einem neuen Knix. „Aber dann bitte ich auch um das Du Ihrerseits — Nachbar; denn das liegt doch am kürzesten auf der Zunge."

Der Alte sah das Kind eine Weile scharf von der Seite an, dann meinte er:

„Hast du diesen Blick für die Menschen? Nun, dann sollst auch du deinen Willen haben, und wenn du nichts Besseres vorhast, so komme für eine halbe Stunde zu mir herüber. Ich habe auch Zeit."

„Wenn Sie erlauben, Nachbar, so bin ich in fünf Minuten bei Ihnen. Es hat mich schon längst gelüstet, Ihren kuriosen Haushalt endlich einmal im Einzelsten im Inneren zu sehen. Er beißt doch nicht mehr, Nachbar?"

„Wer beißt nicht mehr? Ja so, Er! Der Lar. Der Pithecus. Nein, der nicht; und was sonst noch den Rest seiner Zähne gebrauchen kann, das sieht sich seine Leute vorher darauf an, ehe es zuschnappt. Wage dich nur herein."

Und Fräulein Müller wagte sich hinein und besah sich den Affen, sowie den Haushalt des alten Schnarrwergk zum erstenmal ganz in der Nähe; und der Historiograph ist an dieser Stelle gezwungen, ganz gegen seine Gewohnheit in die Geschichte eine Geschichte einzuschieben. Nämlich er, der Geschichtschreiber, hatte einen lieben alten Freund (have pia anima!), der ein großer Dante-Kenner und -Verehrer war und den er dann und wann besuchte, um mit ihm deutsche Kulturgeschichte zu bereden und vor allem, als die Zeit gekommen war, mit ihm seine Freude an den Ereignissen des Jahres Achtzehnhundertsechsundsechzig zu haben. Diesen teuren, greisen Freund traf er, immer natürlich der Historiograph, eines Tages in erklecklichster Aufregung in seinem Studierstübchen hin und her schreitend, während seine Kolossalbüste des großen Florentiners mit der bekannten aus der Hölle stammenden Verdrießlichkeit ihm dabei zusah.

„Was haben Sie denn? Was ist denn vorgefallen. Um Gottes willen, beruhigen Sie —"

„Was ich habe? was vorgefallen ist? Denken Sie sich, Verehrtester. Kommt vor zwei Stunden der und der — vielleicht sind Sie ihm noch in der Gasse begegnet —, fragt, ob ich einen Augenblick Zeit habe — ich habe jedenfalls genug, um ihn aufzufordern, den Hut abzulegen, und er thut's und — stülpt seinen Hut meinem Dante — meinem Dante da auf — setzt sich fest — liest mir, mir zwei Stunden lang aus seinem neuesten lyrischen Epos vor — immer mit seinem Hute auf meinem Dante, auf meinem Dante da! Und ich — Sie kennen mich — ich habe die Entwürdigung zwei Stunden lang in mich hinein zu fressen und zu des Menschen läppischen Trochäen zu lächeln und Beifall zu murmeln. Setzt seinen Hut meinem Dante Alighieri auf! können Sie sich das zweistündige innerliche Kochen in mir vorstellen?"

„Wohl, wohl, bis zur Präkordialangst in das eigene Zwerchfell hinein; aber der hohe Meister lieh Ihnen doch auch jetzt das rechte Wort zur Bemeisterung Ihrer vollberechtigten Gefühle:

Erbarmen und Gerechtigkeit verschmähn
Dies Volk. Sprich nicht, sieh hin und geh vorüber!"

„Non ragioniam di lor, ma guarda e passa," murmelte der Freund aus dem dritten Gesange des Inferno, „ja, aber sitzen Sie einmal durch zwei volle Stunden vor solchem Ärgernis und sehen Sie nicht hin! Stülpt seinen trivialen Filz — dieser Mensch — während er in die Brusttasche nach seinem Manuskript greift — stülpt seinen Hut meinem Dante auf, meinem Dante schief auf die ewige Marmorstirn . . .!"

Es dauerte keine acht Tage, da setzte Fräulein Rosine, wenn sie zum Nachbar auf Besuch kam und ablegte, ihr Hütchen seinem Pithecus auf, ohne daß ihm, dem Lar, das Ding übel stand, oder er, der alte Schnarrwergk, es übel auffaßte und es für ein Sakrilegium hielt.

* * *

Nicht daß das Fräulein anfangs zu ihm eingegangen wäre, als ob es drüben ganz sicher sei. Das meiste, was sie bis jetzt immer noch vom alten Schnarrwergk wußte, stammte doch aus ihren Erfahrungen bei der Frau Professorin Kohl her, und die waren nicht schön. Es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe Rosinchen sich mit der Frage herauswagte:

„Und jetzt, da wir nun an diesem wonnigen, schaurigen Winterabend hier so gemütlich beieinander sitzen, sagen Sie mal, Nachbar, weshalb haben Sie denn bei der Frau Professorin nicht ein einziges Mal ein gutes Wort für mich gehabt? nicht den kleinsten freundlichen Blick?"

„Gurrrrrr."

„Jawohl! Das war der Ton, wenn ich Ihnen ganz gegen meinen Willen mit dem Theebrett in den Weg geschoben wurde. Bitte, noch einmal! O die alten Zeiten bei der Frau Professorin, wenn ich Ihren Schritt auf der Treppe hörte und die Frau Professor sagte: Da ist er! rufe meinen Mann."

„Der arme Teufel," brummte Schnarrwergk. „Sein Schicksal allein konnte euch sämtlich einem zuwider machen; wenn man auch nicht schon seine eigenen Erfahrungen am eigenen Leibe dazu gehabt hätte. Kam ich des Vergnügens wegen zum alten Kohl — einem Menschen, dem man noch dazu auf dem Schachbrett den Turm vorgeben mußte? Aus Dankbarkeit kam ich. Aus mitleidiger Dankbarkeit, weil er die Last, welche das Geschick dem Herzen nach mir bestimmt hatte, sich seinerzeit auslud. Hast du nie bemerkt, daß er von Zeit zu Zeit die linke Schulter und den Arm ein wenig rieb und das Gesicht dabei verzog?"

„Jawohl. Bei Witterungsumschlägen sprach er stets von seinem Rheumatismus."

„Rheumatismus! Wer ihn, sein Weib und mich beim Whist mit dem Strohmann sah, der glaubte es nicht, daß einmal der Knochenmann den vierten Mann zwischen uns gemacht hatte. Wer die spinnige alte Schachtel mit ihrem Giftlächeln die Karten mischen sah, der hielt es nicht für möglich, daß sie einmal als allerliebste süßlächelnde Zwanzigjährige uns auf Leben und Tod auf die Mensur gebracht hat. Sieh mal nach dem Ofen, der Wind liegt auf den Fenstern — das ist ein nettes Schneetreiben und die richtige Zeit, solch alten Kohl aufzuwärmen. Sie wollte mich nehmen und besann sich eines Besseren und nahm ihn. Ich schoß ihm eine Kugel in die Schulter, gleich nachdem er mir eine am rechten Eselsohr vorbeigeschickt hatte, und ich habe zwanzig Jahre lang mit ihm Schach, und mit ihm und seinem Weibe Whist gespielt aus Gewissensbissen und Dankbarkeit. Zwanzig Jahre lang habe ich ihm sein Dasein zwischen den Krallen seines Hausdrachens erträglicher gemacht. Zwanzig Jahre lang habe ich meine Undankbarkeit gegen ihn gebüßt; aber wenn mir dabei ein neues junges Weibsbild vor die Füße lief, dann —"

„Dann hatten Sie natürlich nichts weiter zu sagen als: Gurrrrrr. Und aus dieser Stimmung heraus haben Sie sich denn auch wohl Ihren Affen angeschafft und als Hausgötzen aufgestellt? O Gott,

wie tragisch und wie komisch! Aber, Nachbar — da Sie das Wort mal so wollen — da haben wir uns ja alle in Ihnen gänzlich geirrt — bloß der junge Herr Kohl nicht!"

„So?"

„Jawohl! Denn wir, nämlich alles, was so zu sagen zartere Gefühle zu haben glaubt, wir haben Sie immer ganz und gar, durch und durch tragisch genommen. Wir haben Ihr Abschreckendes auf was wirklich und in Wahrheit Fürchterliches geschoben. Wir sind um Sie und Ihren Affen auf den Zehen herumgegangen, als ob ein Toter im Hause läge, wie als wie um etwas wirklich Bedauernswertes. Nur der junge Herr Kohl nicht."

„Hmmm!"

„Wissen Sie wohl, was der sagte, wenn Sie Ihre Schachpartie verloren gaben, trotzdem daß Sie dem Herrn Professor einen Turm vorgegeben hatten? Und wenn Sie wütend die Figuren durcheinander rüttelten, bloß weil Sie ihm die Ehre nicht gönnten, Ihnen Schach und Matt zu bieten?!"

„Kann's mir schon denken."

„Nein, das können Sie gar nicht! Wollen Sie es mir auch gewiß nicht übel nehmen, wenn ich es Ihnen jetzt nachträglich mitteile, Nachbar?"

„Gnrrrrrr."

„Na denn: Ist das ein himmlischer Kerl! sagte der junge Herr Kohl, na, und wenn der das von jemandem sagte, dann, gnade Gott, war es auch einer!"

Nachdem sie einmal auf den jungen Kohl gekommen waren, kamen sie öfter auf ihn. Tierarzt Schnarrwergk knüpfte merkwürdigerweise jedesmal, wenn er sentimentaler, elegischer als gewöhnlich wurde und von sich selber redete, an den Lümmel an. Und zwar auf eine Weise, als ob er seit Jahren dazu auf seine junge Nachbarin gewartet habe.

„Weißt du, Kind, es war ein Naturband zwischen dem greulichen Bengel und mir. Ich hatte ihn, so zu sagen, idealisch an Kindesstatt angenommen."

„Ach, das ist ja reizend!"

„Je mehr ich mich über ihn zu ärgern hatte, desto häufiger wuchs die Überzeugung in mir: von Rechts wegen gehörte das Untier dir! von Rechts wegen gehörte er unter deine Fuchtel; und da sitzest du nun und siehst ihn von dem braven germanistischen Pinsel von Vater und der lächerlichen Hexe seiner Mutter immer mehr verzogen werden. O, wie habe ich ihn in der Phantasie gehauen, wenn ihn der Alte mein guter Sohn und wenn die Alte ihn mein Schäfchen nannte. Was würde ich aus dem gemacht haben, wenn das wirklich mein Junge gewesen wäre? Die Natur spielt so, Kind! Ganz wie du selber, Schnarrwergk, gerade solch ein Flegel wie du. Mit den nämlichen Anlagen zum Wohlwollen und zur Feindschaft gegen Götter und Menschen wie du! Und darfst dein eigenstes Eigentum, dein anderes Ich, dich selbst in neuer Form nicht an der Kehle nehmen und es gegen die Wand drücken: Menschenkind, vergeude deine schönsten Gaben nicht unnötig; gehe doch nicht zu verschwenderisch mit deinen Anlagen um; spare auf dein Alter, wenn auch du vielleicht einmal der Menschheit gegenüber —"

„Mit deinem ausgestopften Affen allein sein wirst. O Nachbar!" rief Rosinchen. „O lieber Himmel, weshalb haben Sie mich denn jetzt zu sich herübergeholt, Herr Doktor, Herr Tierarzt?"

„Nachbar — Nachbar Schnarrwergk."

„Jetzt muß ich mir doch vorkommen wie eine arme Fliege, die Sie aus einem mir gänzlich unbekannten Grunde mit der Klappe verschont haben. Bei solchem Charakter, was thun, was wollen Sie eigentlich mit mir?"

„Weiß ich es?" schnarrte der Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk. „Weibervolk! Wahrscheinlich deinetwegen mich noch einmal vor dem Lar dort blamieren! Weil der Narr nicht von euch lassen kann. Nichtsnutziges, abgeschmacktes Kindergesindel. Glaubst du etwa, daß ich ein Viertel-Menschenalter durch mit dem Pinsel, dem Professor Kohl seinetwegen Schach gespielt habe?"

„Der Frau Professorin wegen?" fragte Fräulein Müller und behielt das Mündchen nach der Frage eine Weile zierlich geöffnet, bis es der Alte durch die Erklärung schloß:

„Es gewährte mir eine Genugthuung, und es gereichte mir zur Befriedigung, ihre Nase spitz und rot und ihre Locken dünn, grau und silberweiß werden zu sehen. Als sie zum erstenmal wieder braun — mit einem falschen Scheitel zum Whist erschien, habe ich meinem alten Freund Kohl mit Rührung die Hand unterm Tische drücken dürfen: sie erinnerte mich zu sehr an seine und meine Jugend und — ihre. Sie hatte in ihrer kindlichen heiteren Lebendigkeit eine gewisse Ähnlichkeit mit dir, Kind. Sie —"

„Der junge Herr hatte vollkommen recht: Sie sind ein — ein — himmlischer — Mann! Und sie war ein gutes Mädchen, und ist dem Herrn Professor eine gute Frau gewesen, und ist eine gute Mutter gewesen; und wenn ich nicht auch ein gutes Mädchen wäre, so könnte ich wahrhaftig wünschen, daß die Witterung draußen, der Schnee und Wind, für diesen Abend einigen rheumatischen Einfluß, diesmal auf Ihr linkes Schulterblatt, habe — bloß um Sie noch ein bißchen mehr an Ihre Jugendzeit zu erinnern. Also den Affen da haben Sie bloß da stehen, weil Sie auch in solchem Verhältnis zu uns stehen wie alle übrigen? ... Also für diesmal: recht guten Abend, Herr — Nachbar — Schnarrwergk! Ihre gehorsamste Dienerin, Herr Kreistierarzt oder Herr Veterinärarzt Schnarrwergk!"

* *
*

Nachdem sie so weit waren, kamen sie einander natürlich noch näher. Vorzüglich in den Erinnerungen aus ihrem Vorleben.

„Er ist gräßlich," dachte Rosinchen, „aber es ist mit ihm doch wie mit so vielem anderen auf Erden: aus der Ferne ist er am gräßlichsten. Wenn man ihm nahe kommt, ist er lange nicht so schlimm, wie er aussieht. Wenn ich nur erst heraus hätte, ob er wirklich einen rechten Grund zu seiner Griesgrämlichkeit hat. Aber ich kriege es heraus, und sollte ich dabei hier in seiner Gesellschaft auch bei einer spitzen roten Nase und bei einem falschen Scheitel anlangen."

„Weshalb hat man dich gestern den ganzen Tag weder gesehen noch gehört, Kleine?" fragte der alte Schnarrwergk.

„Allerseelen, Nachbar. Sie haben wohl nicht daran gedacht. Ich bin bei meinen Eltern gewesen; erst auf dem Kirchhofe und dann zu Hause im Winkel. Ach Gott, ich weiß ja eigentlich zu wenig von ihnen, und deshalb halte ich mich an diesem Tage am liebsten am stillsten und denke mir allerlei: wie es wohl gewesen ist und wie es gewesen wäre, wenn wir uns einander hätten behalten dürfen bis zu diesem Tage. Ich bin dann wirklich nicht für Geselligkeit aufgelegt, Nachbar, sondern so allein wie möglich mit mir und meinen Einbildungen."

„Hm. Da war ich freilich keine Gesellschaft für dich."

„O Sie wohl; aber —"

„Aber der Lar nicht, willst du sagen. Ach, der arme Kerl! Nun, Kind, ich habe es nicht gewußt, oder nicht daran gedacht gestern, daß Allerseelen war; aber zufällig habe ich mich doch auch mit meinen seligen Eltern beschäftigt und eine Unterhaltung über sie gehabt und zwar mit dem da. Der da hatte liebende Eltern, aber ich —"

„Herr Nachbar, denen, die ihre Eltern schlagen, wächst der Finger aus dem Grabe; und Sie selber haben mir ja einmal in einem vertrauten Augenblick gestanden, daß Sie in Ihrer Jugendzeit — ich weiß wirklich nicht, wie ich mich ausdrücken soll ...!"

„Daß ich in meiner Jugendzeit ein heilloser Schlingel war. Mädchen, fahre mir nach eurer Weise nicht immer durch den Gedankenzusammenhang! Na ja, ich fiel ihnen, meinen Eltern, glücklicherweise so früh aus dem Neste, daß ich ihnen heute gerecht werden kann, ohne daß

später einmal mein Grabhügel wie ein Spargelfeld aussehen wird.“

„Ach, so früh sind auch Sie schon verwaist?“

„Schön verwaist! Aus dem Neste gefallen? Herausgeschmissen! Das ist dein Junge! schrie der Alte und schlug dabei eine Tischecke ab. Dein Junge ist es, zeterte die Alte, wenn er mich vor der Zeit umbringt, ist's nur, weil er auf dich artet. — Mach aus ihm, was du willst, aber rufe mich zum Zeugen für den letzten Verdruß, wenn er am Galgen hängt! riefen sie beide; und wer seine Prügel kriegte, welche Knie er umklammern mochte, das war ich! Ja, mein Mädchen, heute sage auch ich: seine längst, seine schon weit im voraus verdienten. Ich bin nicht als Milchsuppe in die Welt hineingeflossen, aber schön war's nicht, wie mich das Schicksal gleich von Anfang an versäuerte. Nimm nur mal an, daß mich die Alte zum Theologen, zum christlichen Pfarrer machen wollte und daß der Alte seinerzeit den Theologen an den Nagel gehängt und seines Vaters, meines Großvaters, Geschäft als Schweinemetzger übernommen hatte. Er war wegen seiner Würste weit berühmt; aber er wollte sonderbarerweise doch auch wieder darüber hinaus. Er wünschte mich als Mediziner, als berühmten Arzt zu sehen. Damit keins von beiden seinen Willen kriegte, und da sie mir von Schulwegen auch gerade nicht das Beste schriftlich und mündlich gaben, war das Ende vom Liede, daß man mich zum Vetter Hagenbeck, einem Hufschmied, in die Lehre gab; vor ein paar Jahren habe ich, nicht zu Allerseelen, aber an einem schönen Sommertage, zwanzig Meilen von hier an seinem Hügel gestanden, eigens zugereist, und mit der Stockzwinge angeklopft und eingebohrt: Bleibe Er ruhig liegen, Herr Vetter, es ist noch immer so hier oben, wie es zu Seiner Zeit war. Er hat sich seinerzeit meinetwegen Mühe genug gegeben; bemühe Er sich heute ja nicht meinetwegen und hebe Er den Kopf vom Kissen. Es ist nichts Neues passiert; ich sitze nun an Seiner Statt mit wackelndem Kopf und knickendem Gebein und suche im Zeichen des Pithecus Satyrus nach einem jüngeren Affen, an den ich Seine Wohlthat weitergeben kann.“

„Aber, lieber Nachbar,“ rief Rosinchen, ihre Hände faltend, „das ist ja nun auf einmal etwas ganz anderes! etwas sehr Schönes, sehr Gutes, wenn — wenn man sich erst zurecht darin gefunden hat!“

„Dummes Zeug! Eine unnötige Abschweifung ist es, Frauenzimmer! Berichten wollte ich dir, was der Vetter Hagenbeck sagte und that, nachdem er mich ein halb Jahr in der Lehre gehabt hatte. Da haben deine Eltern kreuzüber recht, Junge, sagte er: weder zum geistlichen noch zum leiblichen Menschendoktor passest du; aber es giebt ein drittes, da es mit Hufschmied auch nichts sein wird. Werde Vieharzt! Das war mein Beruf von Rechts wegen; ich habe es aber nur bis zum Hufdoktor gebracht. Du hast Liebe zum Geschöpf außerhalb der Menschheit und überhebst dich nicht über es. Hast es mir zu Dank gemacht, wie du vorhin mit dem armen alten Lebenskameraden, des Schuftes Stukenbergers blutrünstigem blindem Schimmel und seinem ruinierten Schuhwerk umgegangen bist. Zu Hause ist man wohl nicht ganz in der richtigen Art mit dir umgegangen; also, hast du Lust, so hole nach, was du in Wissenschaften versäumt hast, auf Schulen halte ich dich aus, solange es nötig ist. Machst du mir Ehre, so soll es mir ein Behagen sein, doch noch einen Doktor der Welt geleistet zu haben, der einen scharfen Blick und eine sanfte Hand hat für die Kreatur, die ihren Schmerz aussteht und stirbt und es nicht mit Worten sagen kann, wie es ihr dabei zu Mute ist.“

„O Nachbar Schnarrwergk!“ flüsterte die junge Nachbarin. „Wie haben Sie es doch fertig gebracht, daß Sie nicht bloß der Hanebuttenstraße, sondern auch dem Herrn und der Frau Professor Kohl und dem jungen Herrn Warnefried und der ganzen übrigen Welt weismachten, daß Sie nur Ihren Affen, den Orang-

Utang da anbeteten und alles, was Mensch heißt, für nichts achteten?"

„Dummes Zeug. Junge Gans, da steht der Lar, der Hausgott, und sieht euch Volk aus seinen Glasaugen an; ich aber habe ihm in die Augen gesehen, als er im letzten Stadium der Schwindsucht sich an mich anklammerte. Ich habe ihn selber ausgestopft und ihm die Augen des Herrn Vetters Hagenbeck eingesetzt. Sieh dir endlich einmal das Beest genau an, Mädchen. Du hast es noch nicht gethan. Menschenaugen, mein Kind! die Augen des Vetters Hagenbeck, so gut es zu machen war. Ich weiß nicht, wem Er nachahmte; aber ich gehe in seinen Fußstapfen und sehe die Welt aus seinen Augen. Ich habe ihm in seinem Sinne Ehre gemacht und es im zweiten Husarenregiment zu einem guten Roßarzt, nachher im Kreise zu einem guten Tierarzt auf der Erde gebracht."

Fräulein Rosine Müller hat diesmal dem Lar nicht genau ins Gesicht gesehen; aber sie ging scheu hin zu ihm und nahm ihm ihren Hut vom Kopf und hing ihn an den Nagel an der Thür über den Überzieher des alten Viehdoktors, und dann sagte sie:

„Herr Warnefried Kohl hatte wohl recht, wenn er Sie nannte, wie er Sie nannte; aber er drückte sich ganz und gar nicht richtig aus. Nachbar, Sie sind viel schlimmer und viel besser, als Sie sind; und im Grunde hatte der junge Herr Kohl, was auch seine Privatmeinung sein mochte, gar keine Ahnung von Ihnen."

„Aber du jetzt?"

„Jawohl! obgleich ich auch nur ein Mittelding zwischen Ihnen und dem da — bin! Denn nur als mit einem Frauenzimmer haben Sie sich mit mir eingelassen, sich meiner angenommen und mich Ihres Umgangs gewürdigt. Aber ich kenne Sie jetzt doch, mein Herr Nachbar."

„Dagegen komme man nun mal auf!" brummte Nachbar Schnarrwergk.

Nach einer geraumen Weile, an diesem Abend oder vielleicht an einem anderen — wir können das nicht so genau bestimmen; aber es kommt auch nicht viel darauf an — meinte oder wiederholte Rosine:

„Wie schade ist es, Nachbar, daß Sie das alles nur mir allein erzählen und nicht der ganzen Welt, vorzüglich der Hanebuttenstraße und vorzüglich hier in diesem Hause. Was haben wir alle alles Ihnen und Ihrem Aff— Ihrem Pavi— nein, nein, Ihrem — Ihrem Waldmenschen in die Schuhe geschoben! In keinem Buche aus der Leihbibliothek ist es zusammenzufassen, was wir uns über Sie und Ihren greulichen Hausgötzen zusammengereimt haben, und nun ist alles nichts, gar nichts; oder — vielmehr etwas viel Besseres, das Allerbeste sogar. Wer hätte das ahnen können, daß so wenig Schreckliches hinter Ihnen beiden steckt? daß Sie zwei —"

„Nur ein Humbug sind. Ein haarig Fell mit Stroh darin. Ein Haufen alter Kleider mit Stroh darin. Die Spatzen abzuschrecken —"

„O nein, nein, nein! ganz und gar nicht! Gerade das Gegenteil. Wenn ich mich nur richtig ausdrücken könnte! wenn ich es nur zu sagen wüßte, wie ich es meine!"

„Meine liebe Tochter," sprach der alte Schnarrwergk, seiner Nachbarin näher rückend und ihr verdrießlich, aber doch väterlich-vertraulich die Hand aufs Knie legend; „jetzt will ich's dir als ein großes Geheimnis verkünden oder als ein albernes Rätsel lösen: die Welt ist viel trivialer, oder, wenn du es auf deutsch willst, viel nichtsbedeutender, als sie sich einbildet. Es ist in Wahrheit die größte Seltenheit auf Erden, daß ein Mensch aus wahrhaft pathetischen Gründen etwas Rechtes im Guten oder Schlimmen, nach der Licht- oder nach der Schattenseite hin, wird, oder was zu stande bringt. Wir werden meistens durch Kleinigkeiten zu Helden, Narren, Verbrechern oder Parakleten gemacht. Wir werden aber auch gewöhnlich nur durch Kleinigkeiten zu Tode geärgert. Bonaparte kann seine Schneiderrechnung nicht bezahlen, geht

hin, heiratet die Maitresse Barras und marschiert zur italienischen Armee. An Schiller schreibt Körner: Schneider Müller fragt auch an, wann du zurückkommst, und Schiller geht hin und schreibt den Don Carlos. Der Nachbar Schnarrwergk wird mit einem mißratenen Zwerchfell in die Zeitlichkeit geboren; was anderen eine Fliege ist, wird ihm zu einer Hornisse, und er geht hin und macht dem Universo und der Hanebuttenstraße mit einem ausgestopften Pavian bange. Verlaß dich darauf, Kind, und glaube nicht sofort daran, wenn wir dir mit dem Pathos kommen. Kleinigkeiten sind's, die uns in die Zeitungen und in die Mäuler der Leute bringen, die uns zu Welteroberern, Dichtern, Künstlern, Mördern, Selbstmördern, Zucht- und Irrenhauskandidaten machen."

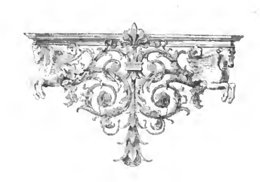
„O Gott, das ist so lieb von Ihnen, daß Sie mir dies alles sagen, Herr — Herr Nachbar; aber eigentlich ist es doch schlimmer als irgend was, was ich von Ihnen weiß oder von anderen gehört habe. Und ob Sie ganz recht haben, weiß ich nicht; aber ich habe mir wirklich so die Sachen nicht vorgestellt. Vorzüglich wenn ich in der Schule von großen, guten und schlimmen Menschen hörte. Und mit der Musik ist es doch jedenfalls anders!"

„So? Kennst du die Wiener Gassenhauer, zu welchen dein Amadeus Mozart die Noten gefunden hat! Weißt du, wie man die neunte Symphonie schreibt? Ohrenzwang muß man dabei haben! Mit seinem Hauswirt, mit seiner Dienstmagd, mit seinem Neffen und sonstigen Angehörigen muß man sich dabei das nächstliegende Hausgerät gegenseitig an die Köpfe werfen — dann wird es das Rechte!"

„Dies kann ich nicht mehr mit anhören," sagte plötzlich, wie wenn sie sich mit aller Kraft zusammenfaßte, Fräulein Müller, und dem Nachbar zum drittenmal einen Knix hinsetzend, sagte sie, und sogar sehr schnippisch:

„Gute Nacht, Nachbar. Und ich behalte doch Ihre Glückshand auch diese Nacht und bis auf weiteres unter meinem Kopfkissen!"

(Schluß folgt.)





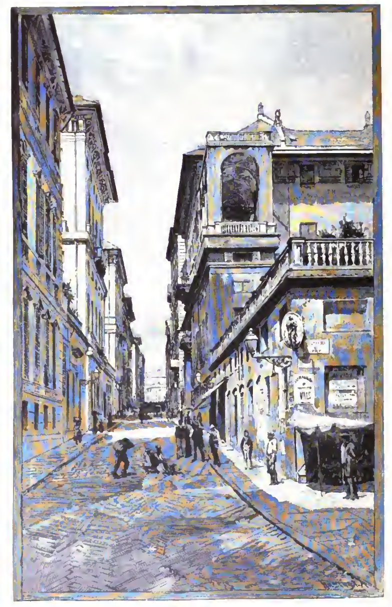
Genua.

Eine Skizze
von
Fritz Lemmermayer.

II.

Von dem alten Genua aus, zu dessen Schmuck auch die schönen Thore gehören, unter ihnen eines der interessantesten die Porta di Vacca, laufen nach kreuz und quer die ebenso dünnen als langen Verkehrsadern des Volkes, die Markt- und Warenstraßen. Auch diese sind für Wagen und Pferde unpassierbar. Ein lauter Menschenstrom durchwogt sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Der Italiener lebt auf der Straße und bewegt sich hier mit einer naiven und harmlosen Ungeniertheit, die für den hausgewohnten deutschen Gast etwas ebenso Befremdliches als Anziehendes hat. Geschäft steht dicht neben Geschäft; die Thüren sind weit aufgethan, die Waren bis heraus auf die Straße ausgelegt, oft bis zum ersten Stockwerk hinauf befestigt, so daß man Kleidungsstücke und Schuhwerk aller Art hoch in den Lüften baumeln sieht. Zahllos sind die Lebensmittel-Geschäfte, die Brothandlungen, die Käse- und Wurstbutiken, die Weinläden, die Gewölbe, in denen Gemüse und Obst feilgehalten werden, wo die Nationalspeise der Italiener, die in alle Welt versandte, verschieden geformte Pasta, verkauft wird, die Auskochereien, wo man in großen Kesseln mit Öl Fische und allerlei Zeug bäckt — sie alle beleben das Stadtbild. Mit schnarrender Stimme, in dem unschönen, singenden Dialekt Genuas werden die Waren ausgerufen, von herumziehenden Krämern angeboten. Der Tumult ist unendlich. Mancher schlägt auf der Straße einen fliegenden Laden auf. Eine Gruppe bildet sich. Der Mann erklärt und preist seine Ware mit einer Beredsamkeit, um die ihn mancher forensische Rhetor beneiden dürfte, mit nachdrücklichem Gebärdenspiel und elegantester Grazie. Die Italiener sind geborene Redner, wie sie geborene Schauspieler sind.

Auf den Straßen produzieren sich auch Gedankenleserinnen, Sibyllen, oder wie man diese inkommensurable Gattung von Frauenzimmern sonst nennen mag, die den umstehenden Leuten, meist jungen Soldaten, welche am schönsten sind, wenn sie die schmucke Uniform der Bersaglieri tragen, verkünden, was sie auf dem Herzen haben und das Horoskop der Zukunft stellen. Und durch all den Spektakel trabt vielleicht noch langsam und bedächtig ein Eselein, mit Waren beladen, oder gehen mühselig die mageren Maultiere, vier voreinander gespannt, zu größerer Eile durch die Peitsche des ungeduldigen Führers angetrieben, welche dieser unbarmherzig zu schwingen versteht. Dem Tiere gegenüber ist der Italiener empörend grausam. Man möchte ihm gern etwas Buddhismus wünschen, wenigstens etwas von der Jovialität, mit der die russischen



Via Balbi.

Rosselenker mit ihren Tieren verkehren. Das Tier ist hier schutzlos, rechtlos. In Genua zum Beispiel rupft man die Hühner bei lebendigem Leibe, damit der An-



Inneres der Universität.

blick der Schnittwunde dem Gourmand erspart bleibe. Man nimmt das Tierchen aus der Steige, von welcher aus es angst- und ahnungsvoll dem Schaffen seiner Peiniger zusieht, steckt den Kopf zwischen die Knie und beginnt die Federn auszureißen. Man möchte bei diesem Anblick nach irgend einem Tierschutzverein rufen.

Will man das Volk, zu dem man immer wieder gern als dem Interessantesten, was das Land besitzt, zurückkehrt, gut und rasch kennen lernen, so braucht man sich nur in eine der in großer Zahl vorhandenen Osterien oder Trattorien zu begeben, die kleinen Kneipen, wo es guten Wein und mäßige Speise giebt. Da

sitzen, besonders des Abends, die gebräunten, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Gestalten um den Tisch herum, führen hitzige Gespräche und singen Volkslieder. Rohprodukte, Fische, Fleischarten, Käse, Früchte und dergleichen, stehen, sauber verziert, im Fenster; der Gast wählt und die Wirtin bereitet hurtig ein Stück Fleisch auf dem Rost — eine ebenso gesunde als schmackhafte Kost. Im ganzen ist das genuesische Volk, wie überhaupt das italienische, genügsam. Eine Schüssel voll Maccaroni, vor allem die Minestrone, eine wohlschmeckende Wassersuppe mit Teigsorten (Pasta), Grünware und Öl, das ist das Mittagessen des gemeinen Mannes. Auch im Trinken ist er mäßig; selten sieht man einen Betrunkenen durch die Straßen torkeln, und geschieht es einmal, so hält er Ansprachen an das Volk, preist sein hohes Vaterland, benimmt sich höchstens drollig und burlesk, nicht roh und gemein. Die dem Italiener angeborene Liebenswürdigkeit verleugnet sich nicht einmal im Rausche.



Palazzo Ducale.



Es sieht nicht immer reinlich aus in einer solchen Osteria, und dennoch ist es appetitlich. Küche und Gastzimmer ist häufig ein einziger Raum. Man sieht die Wirtin an dem großen, marmornen Herde schalten und walten. Es giebt nur selten und nur wenig vorrätige Speisen. Die

Wie leidenschaftlich das Volk auch ist (der Italiener nennt sich selbst vivace und den Germanen placido), und in der gereizten Leidenschaft leicht bereit, ein Messer zu ziehen, so kommt es an öffent-

lichen Orten, im Gegensatz zu den unvermeidlichen Rüpeleien und Prügeleien, ohne welche in deutschen Bauerndörfern keine sonntägige Wirtshausunterhaltung endigt, fast niemals zu einem Exceß, kaum zu einer Ausschreitung, höchstens zu einigen Flüchen, originellen und gewaltigen. Zur Liebenswürdigkeit gesellt sich die Höflichkeit, die gute Sitte, die schöne Form, alle jene anziehenden, aus der klassischen Urväterzeit überkommenen Eigenschaften, die man hier mit den Worten gentilezza und cortesia bezeichnet. Der Formenzauber, der selbst dem letzten Italiener eigen, muß auch auf andere als ästhetische Menschen bestrickend, manchmal berückend wirken. Anmut, geistige und körperliche Lebhaftigkeit und das Gefühl für Schönheit liegen den Leuten im Blute. Der ligurische Stamm zeichnet sich noch überdies durch leibliche Schönheit aus, zumal das männliche Geschlecht. Der Wuchs mittelgroß, schlank, fast zart, und doch kräftig, der Körper abgehärtet, den Einflüssen der Witterung trotzend, das Gesicht ein Oval, auffallend durch die Schönheit der leicht gebogenen, länglichen Nase, den zierlichen Mund und das starke, intelligent vorspringende Kinn — so stellt sich der Typus der ligurischen Rasse dar. Die Genuesen sind eitel, Frauen wie Männer kleiden sich nett, halten große Stücke auf eine gefällige Beschuhung, und



Portal des alten Palazzo Doria.

die letzteren besonders verwenden auf die Pflege der Haare eine außerordentliche Sorgfalt. Sie laufen täglich in die Frisierstuben, deren es auf Schritt und Tritt giebt, und der bewegliche Parrucchiere hat Sorge zu tragen, daß der kleine Schnurrbart zierlich aussehe und ja kein Haar widerspenstig in die Höhe stehe.

Überhaupt sind die Genuesen nicht minder wie ihre südlichen Landsleute gleich Kindern. Scherzend, fröhlich und lachlustig wie diese, ebenso bestechend und anmutig, aber auch ebenso wankelmütig, ebenso unbeständig, vielleicht auch ebenso treulos. Alles geschieht spielend und tändelnd, mit einer gewissen zerstreuten und ungeduldigen Nachlässigkeit. Diese kann man ebenso am Altar beobachten, wenn die Priester in den prachtvollen Hallen der Kirche S. Annunziata das Hochamt feiern, als bei militärischen Schauspielen. Es mag sein, daß diese Lockerkeit das Ergebnis einer vorzüglich welschen Eigenschaft sei: des Hanges zur Ungebundenheit und Freiheit. Bei diesem Volke läßt sich die Möglichkeit mittelalterlicher Tyrannei kaum begreifen, freilich war auch die Opposition dagegen heftig und blutig genug; wohl aber läßt sich der Haß der Italiener gegen das strenge alt-österreichische Polizeiregiment begreifen. Wie hätte dies Wurzel fassen können in einem Lande, wo sich der Vorgesetzte dem Untergebenen gegenüber urban verhält und verhalten muß und der Diener dem Herrn gegenüber eine gewisse freie, stolze Unabhängigkeit bewahrt?

Palazzo Doria Tursi, jetzt Municipio.

Italien ist weder ein Polizei- noch ein Soldatenstaat. Von der persönlichen Freiheit, die hier herrscht, macht sich der Deutsche kaum einen Begriff. In Genua giebt es so gut wie keine Polizei; denn die Municipalgarde, Männer vom Kopf

bis zum Fuß in Schwarz gekleidet, Röcke bis unter die Knie, Cylinderhüte auf den Köpfen, lange Stäbe in Händen, hat bloß für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Straßenverkehr zu sorgen. Trotzdem geschehen nicht mehr Verbrechen als in der scharf bewaffneten und bewachten Heimat. Die Thore stehen zumeist auch in der Nacht offen, und doch sind Einbrüche selten, Mord und Totschlag seltener. Italienische Verkommenheit findet sich fast nur mehr auf Sicilien, wo nach wie vor die Reichen von organisierten Räuberbanden eingefangen und so lange in Haft behalten werden, bis die Familien das geforderte Lösegeld bezahlen. Geschieht dies nicht sofort und nicht nach Wunsch, wird an die Sippe des Gefangenen einer seiner Finger, werden dessen Ohren geschickt. Das Militär ist machtlos. Denn die Bevölkerung geht in ihrem Freiheits- und Brüderlichkeitsgefühl so weit, auch diese Räuberhorden zu tolerieren und ihre Handlungsweise gleichsam als einen Beruf anzusehen, welchem wie jedem anderen uneingeschränktes Ausübungsrecht zugestanden werden müsse — ein Zerrbild des an sich erhabenen Gefühls für Freiheit und Gleichheit!



Hof des Municipio.

Genua im besonderen ist eine republikanische Stadt. Es hat seine Geschichte nicht vergessen. Hart neben einer Partei von Demokraten und Socialisten besteht eine klerikale, die sich bis zum Trotz gegen das Königtum verstiegen hat. Als die Gegnerschaft zwischen dem Pontifex im Vatikan und dem König im Quirinal noch in vollem Schwunge war, verweigerte der genuesische Erzbischof, Leos persönlicher Freund, dem König während seiner Anwesenheit in der Stadt den Empfang. Es bedurfte eines Winkes vom Papste selbst, um den Erzbischof zu besserer Haltung zu bewegen. Als das Fürstenpaar Genua zuletzt besuchte und eines Tages die Stufen zum Dom San Lorenzo hinanstieg, kam ihm der greise Kardinal entgegen, und die schöne Königin beugte sich, um einen Kuß auf seine Hand zu drücken. Kirche und Volk jedoch kennen keine Versöhnung. Zwischen beiden Parteien kam es in den vergangenen Jahren nicht selten zu blutigen Zusammenstößen, so daß sich das Municipio veranlaßt sah, der Kirche öffentliche Prozessionen, wie sie am Oster- und Fronleichnamsfest üblich sind, zu untersagen. Der Gerechtigkeit halber durften aber auch die Demokraten fernerhin keine Umzüge mehr durch die Gassen halten. Seitdem ist Friede. Jede Partei hat ihre Anhänger und jede feiert ihre Feste, deren es in dem prachtund schaulustigen Genua nicht wenige giebt, für sich. Die demokratische und republikanische Partei vor allem die Gedenktage, die sich auf Garibaldi, den Nationalheros, nein, den Nationalgott des Italieners, und auf Mazzini, den Mann des Gedankens neben jenem Manne der That, den hochherzigen Volksfreund, beziehen. Es giebt auf hesperischem Boden kein Städtchen, kaum ein Dorf, das nicht seine Garibaldistraße hätte, überall, wo sein reiches Leben Spuren hinterlassen hat, erzählt eine Votivtafel davon, und von Jahr zu Jahr mehren sich die Denkmäler des Patrioten, welcher das Volk, das historische Rothemd, zu den erhabensten Schlachten und Siegen der Einheit und Unabhängigkeit geführt hat und welchen dieses in begeisterter Erinnerung in seiner klang- und wortreichen Sprache den „Capitano del popolo“, den „Cavaliere dell' umanità“ nennt. Auch in Genua fehlt es an Denksteinen nicht, ein großes Monument wird geplant, und jede Gelegenheit, den Berühmten zu feiern, ist dem Genuesen willkommen. Neben dem General in einiger Entfernung stehen in der Gunst des Volkes Viktor Emanuel, Cavour und Mazzini. An diesem Vortrefflichen, der, für edle Ideale kämpfend, aus der Heimat verbannt, an der gastlichen Küste Englands ein Asyl fand, hat Genua einen besonderen Anteil. Eine Inschrift in Marmor an einem Hause der Via Lomellini erzählt, daß hier Mazzini das Licht der Welt erblickt habe, und auf dem Campo Santo befindet sich sein Begräbnis. Der Volksmund allerdings weiß zu sagen, daß nicht seine Asche hier ruhe, sondern nur — ein Stück Holz! Auf der freundlichen Piazza Corvetto steht in der Nähe des schwungvollen Denkmals Viktor Emanuels das weniger schöne Mazzinis auf hoher Säule. Gelungener ist die schlichte Statue im Hofe des Municipios, die den ernsten, sinnenden Kopf des Ehrenmannes trefflich veranschaulicht.

Neben den Festen der Freiheit die Feste der Kirche. Jeden Augenblick giebt es einen anderen Heiligen zu feiern. Genua besitzt freilich keinen, der sich an lokaler Bedeutung mit dem Evangelisten Markus und seinem Löwen in der feierlich stillen Schwesterstadt an der Adria messen könnte. Aber doch genießt ein hohes Ansehen die heilige Katharina von Genua, aus dem Stamme der Fieschi-Adorno, durch aufopfernde Krankenpflege und einen Traktat über die Seele ausgezeichnet, der sogar das Lob des großen Theologen Augustinus gewann. Neben ihr, nicht minder verehrt, Johannes der Täufer, dessen Asche schon im Jahre 1149 aus Lycien nach Genua geschafft und so heilig gehalten wurde, daß man den großen, schweren Silbersarg, wenn im Meere ein Sturm wütete, auf den Molo trug, in

der Hoffnung, der Geist des Täufers werde den Aufruhr des Elementes bannen. Als aber einmal nach einer solchen Prozession, wie die Chronik berichtet, sechzehn große und vierundfünfzig kleine Schiffe samt vielen Tonnen Goldes von Sturm und Wellen zertrümmert und verschlungen wurden und viele Menschen ertranken, als noch überdies die Meeresflut sich über den Molo wälzte und fünfzehn Männer von der Prozession ins Wasser schwemmte, ja sogar der seidene Himmel über dem Sarge zerrissen wurde, bemühte man die Asche ein anderes Mal nicht mehr. Die Zahl der Reliquien und heiligen Körperbestandteile, aus aller Welt zusammengetragen, ist Legion. Erwähnt sei der smaragdene heilige Gral im Dom. Auch an Kirchen fehlt es nicht. Unter allen nimmt der Lorenzodom die erste Stelle ein. Hat er auch für die ligurische Hauptstadt nicht die Bedeutung wie Sankt Peter für Rom, Sankt Markus für Venedig, wie ihre Dome für Florenz und Mailand, Bauwerke, in denen diese Städte ihre Weltstellung auf das mächtigste entfaltet haben, verdient er doch um seiner seltsamen Stilmerkmale willen ein verweilendes Betrachten. In seinen Anfängen stammt er kunstgeschichtlich aus der dritten Periode des romanischen Stiles. In den ältesten, einer stattlichen Säulenbasilika angehörenden Teilen erkennt man die Einwirkung der großartigen pisanischen Bauschule; die Fassade ist Gotik aus dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, in der französische Motive sich stark an den vertieften Portalen geltend machen, deren Pfeiler von einer Menge schlanker Säulen maskiert werden und zu welchen Stufen emporführen, von zwei Löwen bewacht. Zwei Türme wachsen aus der Fassade heraus. Der linke ist unausgebaut, der rechte weist die charakteristische Eigentümlichkeit der genuesischen Türme auf: viereckig, das starke Mauerwerk von einer Art Säulenloggia durchbrochen. An den Fenstern machen sich Rundbogen neben Spitzbogen bemerkbar, romanische und gotische Linien nebeneinander, sonderbar, anfangs befremdend, aber dennoch nicht dissonierend und verwirrend. Der ganze Bau besteht aus abwechselnden schwarzen und weißen Marmorstreifen. In dieser Art ließen vier Familien ihre Paläste und Kirchen errichten: die Doria, Fieschi, Spinola und Adorno. Das Innere des Domes, mystisch erleuchtet durch die Sonnenstrahlen, welche durch die große Fensterrose und die bemalten Fensterscheiben des Sanktuariums fallen, gewährt dem Kunstfreund das reiche Bild einer frühmittelalterigen Basilika, durch antike, zweigeschossige Säulen mit mittelalterigen Kapitälen in ein überragendes Mittelschiff und zwei Apsiden geteilt, vor dem Chor eine Kuppel, das Symbol des offenen Himmels; auf der linken Seite die Kapelle des Täufers, ein Werk der frühen Renaissance, mit der lieblich schönen Madonnenstatue von Andrea Sansovino. Dies Gotteshaus ist das bedeutendste unter den Gebäuden des Mittelalters in Genua. Zu den Kirchen der Gotik gehören noch San Stefano, berühmt durch sein Hochaltargemälde von Raffaels Schüler Giulio Romano, die Steinigung des heiligen Stephan darstellend, eine dunkle, verschmutzte Malerei, in einigem Detail von kräftigem, erschütterndem Realismus; und San Matteo mit den Grabmälern des Andreas und Gianettino Doria. Im ganzen kann sich die Gotik in Genua an Schönheit und Bedeutung nicht messen mit der Gotik in Deutschland, die begeisternd und begeistert, wie eine göttliche Hymne aufschwebt und die Masse des Steines vergeistigt. Es ist in ganz Italien so. Nur langsam und zögernd nahmen die Italiener die Gotik, anfangs als barbarisch geschmäht, auf, und es konnte nicht anders sein. Nichts beweist deutlicher, daß die Architektur der dem Auge sichtbare Ausdruck der Kultur und Sitte ist, als ein Vergleich der italienischen und deutschen Kirchenbaukunst. Das Land der himmelstürmenden Mystik ist Deutschland, nicht Italien, obwohl hier die großen Orden der Franziskaner und Benediktiner gegründet wurden. Dort grauer Himmel, dunkle

Farben, hier Sonne, Buntheit, Glanz und Pracht; dort ein Geschlecht, eingesponnen, wie der Wurm in der Seide, in seiner Ideenwelt, sinnend und denkend, dort überschäumende, festefrohe Munterkeit, leichte Nachlässigkeit, dolce far niente; hier Kontemplation, dort Unmittelbarkeit; hier Weltflucht, dort frisches Erdenleben; hier der, dem neuen Geist entsprechend, weite und freie Räume brauchte, erst spät einzog, eigentlich erst, nachdem einige politische Ruhe eingetreten war, in der Zeit des Andreas Doria, welcher für die Kunst vieles gethan hat. Diese Verspätung



Das Armenhaus (Albergo dei Poveri).

Askese, dort Pomp der Kirche; hier Romantik, dort griechisch-römische Tradition; hier Gotik, dort Renaissance. Es sind aus der Wurzel treibende Gegensätze. Die Renaissance ist der Stil, in welchem Italien seine höchsten staunenswerten Triumphe feierte. Wie in anderen Orten, so auch in Genua; obwohl hier der neue Stil, brachte den Rivieresen den Vorwurf der Verachtung der höheren Bildung.

Unter den Kirchen der Renaissance überragt alle nicht nur durch ihre erhabene Lage, sondern auch durch ihre Schönheit: Santa Maria di Carignano. Dies Werk giebt ein Bild von der Gesamtwirkung, die Michelangelo mit dem

Petersdom in Rom beabsichtigte. Ein Hochrenaissance-Bau aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, zeichnet sich Maria di Carignano durch die einheitliche Durchführung des baulichen Gedankens, durch Harmonie der Verhältnisse und edle Einfachheit aus. Das Innere besonders überrascht durch seine schöne Architektur. Die Grundform ist das griechische Kreuz, auf vier Riesenpfeilern eine Kuppel, das ganze Haus blendend weißer Marmor, ohne jede Farbe, jedes Bild — eine Lilie, die Mariens Unschuld feiert. Wichtiger noch für die Baukunst als die Kirchen sind die Paläste. Um das alte Genua zieht sich ein langer Corso: die Via Balbi, Via Nuova, Via Garibaldi, Via Carlo Felice, Piazza di Ferrari. Hier drängt sich Palast an Palast, die Namen der erlauchtesten genuesischen Adels-Geschlechter tragend, Werke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, in der die Renaissance ein ununterbrochenes Fest in Genua feierte. Die hervorragendsten knüpfen sich an den Namen Galeazzo Alessi, den römischen Meister, der auch Carignano erbaut und in Genua seine Thätigkeit mit einer Energie entfaltet hat, welche durch die außerordentlichen Terrainschwierigkeiten, den ungleichen, wechselnden Boden noch gesteigert wurde. Neben ihm sind Montorsoli, Castello, Dems, Bianco zu nennen. Die Fassaden dieser Paläste sind einfach



Porta Pila.

und vornehm. Manchmal eine kräftige Rustica, breite Pfeiler, Balkone, das ist ihr ganzer Schmuck. Auffallend ist der Mangel starker Gesimse und die Schönheit der Portale mit ihren Säulen, Giebeln, Friesen und Skulpturen. Aber erst in den Innenräumen enthüllt sich der volle künstlerische Reichtum. Die Vestibüle,

Atrien, Treppen und Höfe sind in ihrer Anlage und Durchführung von großartiger malerischer Wirkung, wie z. B. bei dem Treppenaufgang der gegenwärtigen Universität, und weisen die specifisch genuesische Eigenart auf. Von dem Atrium, das häufig mit Fresken ausgemalt ist, steigen freie Treppen aufwärts, mit Balustraden und Bildwerken geschmückt, von einfachen oder gekoppelten Säulen getragen. Die Liebe der Genuesen für Größe, Luxus und Reichtum kommt hier am deutlichsten zum Ausdruck. Man schaut in ein erfreuendes Netz schöner Linien; das Auge genießt eine architektonische Feier, die man sehen muß, die man nicht beschreiben kann, denn die mageren Fachausdrücke, über welche der Schriftsteller verfügt, geben kein Bild. Der Dogenpalast und das Municipio mögen schon um ihrer amtlichen Würde willen besonders genannt werden, der Palazzo Doria um seines historischen Ansehens willen. Hier lebte Andreas, der Admiral und Handelsherr, denn das war im alten Genua immer ein und derselbe Mann. Der Edle, als den ihn uns Schiller in seiner idealisierenden Art darstellte, der, als er des Fieschi Verschwörung vernimmt, pathetisch verkündigt, er werde in der Nacht ohne Wache schlafen, war er nicht. Die Gefangenen auf den Galeeren, die an der bis zum Meere gehenden Terrasse seines Palastes standen, lassen auch ihn als Tyrannen erkennen. Damals lag der Palast außerhalb der Stadt; er war eine Festung für sich mit Gräben und Mauern. Eine Mühle hatte im Fall einer Belagerung für Mehl zu sorgen. Sie dreht sich noch immer, dient aber jetzt einem wackeren Müller zur Bestreitung der Notdurft seines Lebens. Noch manche andere kleine Handwerker haben sich in dem Fürstenbau jetzt angesiedelt — Wandel alles Irdischen! Im ersten Stockwerk erfindet Maestro Verdi seine populären Melodien. Die ursprüngliche Anlage wurde von dem Lieblingskünstler des Andreas, von Montorsoli, umgebaut, der auch das Innere der alten Kirche der Doria, San Matteo, in einen gold- und marmorreichen Renaissance-Tempel verwandelte. — Montorsoli ist ein Schüler Michelangelos, eine Art Grabbe unter den bildenden Künstlern, genial, barock, ausschweifend. Perin del Vaga, ein Raffaelschüler, schmückte die Säle des Doriapalastes. An den Decken und Gewölben ausgesuchte Motive. Schön sind in den Gewölbezwickeln der unteren Halle die sitzenden Göttinnen, in der Galerie die Wandfresken, Helden aus dem Hause Doria darstellend, und das Deckenbild des Gigantenkampfes. Daneben prachtvolle Stuckarbeit.

Grabmal des Francesco Oneto.

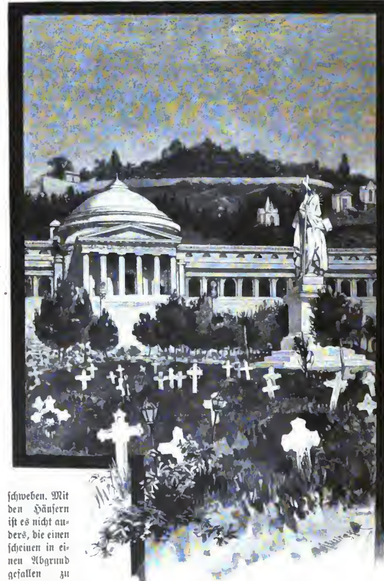
Michelangelo hat starke Spuren in Genua zurückgelassen, und nicht allein in seinen Schülern. In der Kirche des statt-

lichen Albergo dei Poveri — Genua ist in der Armenpflege musterhaft und besitzt darum auch überschwengliche Armut nicht — befindet sich eine Pietà von Michelangelo, ein Marmormedaillon. Auf dem kleinsten Raum die größte Tragödie: Maria über die Leiche des Sohnes gebeugt, mit der Rechten in die Locken greifend, die Linke auf die kalte Brust gelegt, in der das wärmste Herz geschlagen. Christus schmerzvoll, aber der Schmerz ist still, abgeschlossen, überwunden; Maria matronenhaft, tief leidend, doch ergeben. Man sieht: sie erkennt die Größe des Toten und weiß, daß er sterben mußte, um als Erlöser in Millionen von Seelen wieder aufzuerstehen. Eine ergreifende Arbeit des Meisters, in der neuen Zeit des größten Genies der bildenden Kunst, ihre höchste Blüte bezeichnend und doch den Verfall schon andeutend.

Von den Straßen und Plätzen Genuas führen überall lange und schmale Steige (salite) zu den Höhen empor. Sie sind genußvoll, diese wechselnden Bilder. Wunderlich auf- und absteigende Mauern, dazwischen Gärten mit Orangen- und Citronenbäumen, diesen köstlichen, die Blüte und Frucht zugleich tragen, mit Feigen und Mandeln, mit den grauen Oliven, den zarten Cedern, den ruhigen, unbeweglichen Magnolien, den Palmen, Rosen und Kamelien. Bald sieht man diese Gärten tief unten liegen, bald hoch oben



Statue der Religion auf dem Campo Santo.



Der Campo Santo.

schweben. Mit den Häusern ist es nicht anders, die einen scheinen in einen Abgrund gefallen zu sein, andere an den Wolken zu hängen. Auf den Hügeln, die ungeheure Via Circonvallazione entlang, liegt das neue Genua, stolz und farbenreich, ein Haus stattlicher als das andere, zierlich mit grünen Läden



Tempel der Diana in der Villa Pallavicini.

verschlossen, in edlem Marmorschmuck, den Reichtum der Besitzer verkündend, dieses Volkes von Kaufleuten, die den alten Unternehmungsgeist der Genuesen nicht verleugnen, deren geistige Interessen aber gering sind. In Genua treibt man Handel, man verdient Geld — und die Herren begnügen sich damit, ihren Frauen Perlen und Diamanten um den Hals zu legen. Nicht minder schön sind die Bilder außerhalb der Stadt. Geht man durch die große Porta Pila, so gelangt man zunächst, die Stadtmauer und das Häusermeer vor dem Angesicht, zur Volkswiese. Hier fügt sich Spektakel an Spektakel, Abenteuer an Abenteuer. Hier wird das Kugelspiel Pallone gespielt; hier pfeift, trommelt, bläst, ruft man zur Bude; hier zeigt der Löwenbändiger seinen Mut, machen Gymnastiker

und Gaukler, Schwertverschlucker und Feueresser das Volk erstaunen. Es ist das Reich der Buffa und Burla, spärliche Reste des altitalienischen Humors und Witzes, deren einstige Träger man dem Namen nach, als Buffone, Pantalone, Arlecchino, auf unseren Maskenbällen kennt, der in einzelnen Personen, wie in Pietro Aretino, eine Weltmacht erlangt hatte, vor der sich Fürsten und Kardinäle, Kaiser und Papst fürchteten. Schreitet man weiter, an einem im Sommer ausgetrockneten Flusse hin, gelangt man zum Campo Santo. Ein Tempel, von Säulenhallen umzogen, von dem Gebirge in großartiger Öde umrahmt, beherrscht das Ganze. Ringsum die Gräber mit Bildhauereien aus den Werkstätten der ersten italienischen Künstler der Gegenwart. Oft schlichte, ergreifende Motive, wie bei dem Grabmal des Francesco Oneto, meist lebensgroße Porträtstatuen der Begrabenen oder derer, die um sie trauern. In diesen Werken macht sich häufig ein aufdringlicher Naturalismus bemerkbar, zu dem die keusche Skulptur wenig geeignet ist. Berühmt ist besonders die Darstellung einer Sterbescene mit einer großen Anzahl von Porträtfiguren — wie kann man das letzte Grauen und den stillen Schmerz vor aller Augen bloßstellen!

Macht man einen der genußvollsten Spaziergänge, geht man um die Umfassungsmauer Genuas herum, so gelangt man zu dem schon erwähnten Fort Castellaggio und hat von hier einen Ausblick, der das ganze einzige Stadtbild umfaßt. Im Norden der Apennin, mit Gras und niederem Gestrüpp bewachsen, der Waldschmuck fehlt, ebenso wie der Umgebung das goldene Gewog der Kornfelder fehlt, auf den höchsten Kuppen die dunklen Festungen, unten langgestreckte Thäler, mit Villen besäet; im Süden die Stadt in unendlicher Schönheit. Gedämpft dringt der Lärm herauf, keine Rauchsäule stört das reine Gemälde, denn die Fabriken befinden sich in der Vorstadt Sampier d'Arena. Der Äther ist klar, der Himmel erscheint erhöht und leuchtet in tiefem Azur. An den Bergen klettern die Gärten, dazwischen Terrassen und verschiedenartige Baulichkeiten. Am Fuße, tief unten, die Masse der Stadt, zusammengewachsen im Osten, grausilbern funkeln die Schieferdächer in der Sonne, Kuppeln und Türme ragen empor und auf den letzteren lassen die Glockenspiele ihre eigentümliche Musik vernehmen. Im Westen, hoch gelegen, die rote Kaserne und die Lanterna, dahinter drei Steinbrüche; die Stadt mit seinen Molen abschließend der Hafen. Langgezogene, klagende Töne ankommender und abgehender Dampfer, Willkommensschüsse, wenn ein Kriegsschiff einläuft. Davor das Meer, auf dem lichte Segel, wie Schwäne, auftauchen und am fernen Horizont wieder verschwinden, riesengroß, mit dem Himmel verwachsend. Östlich die Riviera di Levante. Das gesegnete Nervi, das schon den Römern bekannt war, liegt an dieser malerischen, felsigen Küste. Westlich die Riviera di Ponente, ein langer, heilsamer, bäderreicher Küstenstrich, ausgezeichnet durch freundliche Buchten, an denen berühmte Ortschaften liegen; die berühmteste ist Pegli, wo man den Park der Villa Pallavicini mit seinen Wundern zeigt. Ganz im Hintergrund die französischen Seealpen, in der Ferne verdämmernd, auf den höchsten Spitzen mit Schnee bedeckt.

Der Rahmen, Meer und Gebirge, ist für dieses Stadtbild gerade gut genug. Genua gleicht einem Menschen, der immer ein Festkleid trägt. Madame de Staël hat von den vornehmen Straßen das treffende Wort gesprochen: geschaffen wie zu einem Kongreß von Königen. Es ist heiter und glanzvoll. Man nennt es die città di Maria Santissima, aber es ist in Wahrheit Genova la Superba.



Peter der Große.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Soll ein Monument das Andenken einer Persönlichkeit wirksam von Geschlecht zu Geschlecht tragen, so muß ihm vom Künstler derart ihr Gepräge verliehen werden, daß jeder Betrachter sich in unmittelbarer Gegenwart des Dargestellten fühlt; man muß sich sagen können, nur so durfte diese denkwürdige Figur in Stein und Erz fortleben. Daß Peter der Große nicht anders zu charakterisieren war, als es der Schweizer Falconet mit seiner Schwiegertochter Collot in seinem Denkmale auf dem schönen Petersplatze vor dem Senate in St. Petersburg gethan, wird niemand bezweifeln, der dem stimmungsvollen, unmittelbar wirkenden Werke jahrelanger Arbeit ins Antlitz schaut; mit Lorbeer gekrönt, sprengt der Kaiser auf sich bäumendem feurigem Rosse einen riesigen Granitblock, den „Donnerstein“, empor, der aus Karelien von Tausenden von Menschen zur Stelle geschafft ward; das stolze Haupt ist der Newa zugewendet, die kraftvoll erhobene Rechte weist ruhig auf die Stadt, seine eigenste Schöpfung, schützt und segnet sie; der Huf des Pferdes zertritt die Schlange, die sich auf dem Wege ringelt, ein Sinnbild seiner Feinde, und trägt ihn auf jene lichte Höhe, von der er allein, ohne jeden Genossen, die Krone seiner Schöpfungen überschaut. Katharina II. setzte dies Denkmal und darauf nur die eine ganze Geschichte einschließenden Worte: „Petro Primo Catharina Secunda“, dem Bildhauer aber schrieb sie: „Ihr Roß sprengt geradeswegs auf die Nachwelt zu.“

Im Sommerpalaste zu Kolomenskoje (Selo) bei Moskau wurde Peter Alexejewitsch am 9. Juni 1672 geboren; man zeigt noch heute im öden Parke die Eiche, unter der er oft gesessen. Mit vier Jahren verlor er den Vater, den Zaren Alexei; sein ältester Halbbruder wurde als Feodor III. Zar und überließ seine Erziehung Peters Mutter, Natalia Naristchkin, die sich ihr Leben lang nie über den Standpunkt der Altrussin erhob und von westeuropäischen Neuerungen nichts hören wollte. Peter wuchs fröhlich heran, bekundete rasche Fassungsgabe, war wißbegierig, wollte lernen, erhielt aber eine gar notdürftige Erziehung und konnte mit zehn Jahren kaum lesen und schreiben. Der erste Drang, der sich in ihm regte, galt dem Soldatenwesen; ihm hielt er die Treue bis zum Tode. Der Genfer Lefort unterrichtete ihn in militärischen Dingen wie im Holländischen und gewann seine innige Freundschaft, sah freilich manchmal auch Peters Excessen willfährig zu; mit dem Straßburger Timmerman trieb der Großfürst Mathematik und Fortifikationslehre, zurückgezogen in die Stille von Preobrashensk; eine kleine Schanze, sein und Timmermans Werk, diente bald zum Objekte des Angriffs, bald der Verteidigung. Diese Kinderlust unterbrach der frühzeitige Tod des Zaren, bei dessen Kin-

derlosigkeit der nächste Bruder Iwan V. succedieren mußte. Doch war dieser geistesschwach, und darum wurde Peter am 27. April 1682 zum Zaren unter der Regentschaft seiner Mutter proklamiert. Ihr gegenüber erhob sich alsbald eine furchtbare Feindin in einer Halbschwester Peters, der Zarewna Sophia, die ebenso staatsklug und herrschsüchtig wie Natalia unerfahren war und die zum Ratgeber einen eminenten Staatsmann, den Fürsten Galitzin, bekannt als der große Galitzin, hatte. Es ist mir immer als ein Verhängnis erschienen, daß zwei Männer, die ganz modern dachten und Rußland reformieren wollten, Peter und Galitzin, sich lebenslang als Feinde entgegenstehen mußten, anstatt gemeinsam zu arbeiten. Ein von Sophia veranstalteter Aufstand der Strelitzen, dieser Prätorianer Rußlands, warf die Partei der Regentin Natalia nieder; Peter wurde am 18. Mai gezwungen, den Thron mit Iwan zu teilen, beide wurden am 23. Juni gekrönt, und Sophia, die neben Natalia Regentin ward, verdrängte diese so völlig, daß sie als die eigentliche Herrscherin betrachtet werden mußte; seit 1684 nannte sie sich ohne weiteres Selbstherrscherin von ganz Rußland, und mehr als einmal plante sie die Ermordung des verhaßten Zaren Peter, um mit Galitzin den Thron zu besteigen.

Indes gab sich Peter ganz dem Reize hin, den das Militärwesen ausübte; aus seinen Gespielen bildete sich die deutsch armierte und exerzierte „Poteschnija", die als Elementarschule der späteren Garde bezeichnet zu werden verdient, und wenn Peter in ihr nur den Rang eines Gemeinen trug, so ließ er doch oft genug die Kameraden den Herrn fühlen; hier dienten Bojarensöhne neben Stallknechten und Falkenjungen unter Leforts Kommando, der Geist der ganzen Truppe richtete sich gegen Sophia und die Willkür der Strelitzen; sie verstärkte sich mit den Jahren und begann den Argwohn der Zarewna und der Strelitzen zu erregen. Um ihrem durch die Schwester stets gefährdeten Sohne einen Rückhalt an einer bedeutenden Familie zu verschaffen, vermählte Natalia ihn am 27. Januar 1689 mit der reichen Bojarentochter Jewdokia Lapuchin; die Ehe fiel schlimm aus, Jewdokia verstand den Gatten weder zu fesseln noch zu behandeln, verblühte rasch und schlug sich, stets frondierend, auf die Seite der eingefleischten Altrussen; so konnte denn auch die Geburt von zwei Söhnen das lockere Band nicht befestigen. In Betracht seiner jungen Jahre war Peters Auftreten höchst entschieden; ohne weiteres mischte er sich in die Regierung, die doch Sophia als ihre alleinige Domäne beanspruchte; offenkundig mißbilligte er ihre Verwaltung, überwarf sich mit ihr und ihrem Favoriten Galitzin, den er für den kläglichen Ausgang der Türkenkriege verantwortlich machte, und reizte sie zu solcher Wut, daß sie 1689 die Strelitzen zu seiner Ermordung beredete; Peter aber erfuhr von dem Anschlag, entfloh in das Troitzkische Kloster und erklärte von dieser sicheren Freistatt aus Sophia und den Strelitzenanführer für Verräter; ein großer Teil des Adels und fast alle regulären Truppen strömten ihm zu; die darob bestürzte Schwester machte Annäherungsversuche; er aber stieß die Heuchlerin zurück, denn zwischen ihnen konnte es keine Versöhnung mehr geben. Unter der Knute gestanden Sophias Helfershelfer alles, Galitzin und sein Sohn wurden auf ewig nach dem Norden verwiesen, Sophia abgesetzt und in ein Kloster gesperrt, einige besonders Gravierte fanden einen qualvollen Tod.

Wenn auch Peter den blödsinnigen Bruder bis zu dessen Hinscheiden (29. Januar 1696) als nominellen Mitregenten gelten ließ, dessen Name stets dem Peters voranstand, so war doch Peter von dem Momente an, da er am 9. September 1689 als Sieger in Moskau einzog, thatsächlich Alleinherrscher. Da die Familie Narischkin, sobald sie in die Stelle der Galitzin eingerückt war, sinnlos zu wirtschaften begann, schob Peter auch sie kurzer Hand zurück, ergriff selbst das Heft

und lebte sich in die große Ausgabe ein, sein Volk glücklich und mächtig zu machen; er hatte nur eine sehr verschwommene Vorstellung von westeuropäischer Bildung und kannte solche nur vom Hörensagen, aber er empfand, daß es sein Lebenswerk sein müsse, an der Umwandlung Rußlands energischst zu arbeiten. Fast allgemein herrscht die Ansicht, Peter habe das ganze Verdienst oder die ganze Schuld, daß Rußland aus einem asiatischen Gebiete ein europäischer Kulturstaat wurde; die Bekenner dieser Meinung aber beweisen damit nur ihre Unkenntnis der russischen Geschichte vor Peter, seien sie nun seine blinden Anbeter oder seine slavophilen Verurteiler. Die Europäisierung Rußlands konnte nicht das Produkt eines einzelnen, auch nicht eines Mannes von Peters Gefüge sein; sie war der Prozeß von Jahrhunderten, an dem sich eine Reihe von Regenten beteiligte, die einen mit mehr, die anderen mit weniger Eifer und Talent, Peter gewiß am energischsten, fühlbarsten und nachhaltigsten, so daß seine Regierung die interessanteste Periode des Riesenprozesses war. Es gab historische Bedingungen, durch die Rußland europäisch werden mußte; von keines Menschen Willen war es abhängig, daß Rußland aus seiner chinesischen Abgeschlossenheit in das europäische Konzert eintrat und sogar sich mit weltbürgertichen Ideen vertraut machte. Jede Regierung seit Jahrhunderten ging auf Gebietsvergrößerung aus, die Westgrenze Rußlands verschob sich auf Unkosten von Schweden, Polen und der Türkei; die Grenzen entfernten sich mehr und mehr von Moskau und näherten sich Stockholm, Berlin und Wien; über Polen hinaus bahnte sich Rußland den Weg nach Westen, kam mit ihm in direkten Verkehr und wurde der Nachbar Brandenburg-Preußens; jeder Schritt westwärts war eine Etappe auf der Europäisierungsroute. Es begann ein ungehemmter Verkehr zu Land und See, neue Mittel und Wege wurden den Russen bekannt, das bisher unentwickelte Städteleben gedieh, wie der Steinbau das Holzhaus ersetzte, und während die asiatischen Elemente zurückwichen, ökonomisch zu Grunde gingen oder sich assimilierten, trugen Kleinrussen, Polen und andere höher gebildete Völker Bildung und Schulung zu den Russen; trotz aller Opposition des Klerus, trotz alles Brotneides der Kaufleute, trotz aller Borniertheit des Altrussentums kamen, von den Zaren berufen, Ausländer in das Land, machten ihr Glück und übten segensreichen, bildenden Einfluß. Es heißt aller Gerechtigkeit Hohn sprechen, wenn man verschweigt, welche Reformen der große Zar Boris Godunow anstrebte, wie der erste falsche Dimitri mit dem alten Wuste gewaltsam aufräumte und welche weisen Schritte von allen Romanow vor Peter, welche Reformen endlich vom großen Galitzin ausgingen. So vollzog sich vor- und nach Peter die Europäisierung; das Rad der Zeit rollte dahin über die blinden Anhänger des Veralteten; es gab und es giebt für Rußland kein „Zurück!“ nur ein „Voran!“

Roh, wie es sein Naturell und das Material, mit dem er zu rechnen hatte, erforderten, trat Peter seine Reformen an; er ließ seine Russen die eherne Faust in ehernem Griffe fühlen, scheute vor keinem Mittel des Despotismus zurück, reformierte mit Beil und Knute, griff dem Volke an manches Geheiligte und bekämpfte den Geist der Abschließung auf Tod und Leben, so sehr auch seine Angehörigen ihm abrieten; als Inkarnation eines Autokraten riß er Rußland hinein nach Westeuropa, setzte Rußland an die Stelle Moskowiens und endlich den russischen Kaiser an die Stelle des Zaren von Moskau. Die deutsche Vorstadt in Moskau, in der er sich so gern mit Lefort und Gordon tummelte, wurde von hoher Wichtigkeit für die Civilisierung des großen Reichs; aus ihr führte Peters Weg direkt nach St. Petersburg, seinem „Paradiese“. Seine ersten Verfügungen galten dem Heerwesen; von Lefort und Gordon beraten, vermehrte er die Garde und schuf ein tüchtig geschultes Heer; als die Stre-

litzen im Einvernehmen mit der unversöhnlichen Sophia 1696 eine Verschwörung gegen ihn unternahmen, vereitelte Peter dieselbe, verhängte ein barbarisches Blutgericht über die Strelitzen und verteilte sie an die Grenzen des Reichs. Er wollte Rußland nicht nur zu einer Land-, sondern auch zur Seemacht erheben, die Grenzen im Süden und im Nordwesten bis zum Meere erweitern und mit einer Flotte den auswärtigen Handel schützen; noch aus den Tagen seines Vaters fand er Versuche einer Marine und einen holländischen Schiffsbaumeister; nun ließ er um hohen Lohn Schiffsleute aus Holland kommen, mit denen um die Wette er unter dem Namen Pieter Timmerman auf der Werft arbeitete; von Archangel aus machte er sich persönlich mit dem Meere vertraut, und 1695 ließ er das erste kunstgerechte Kauffahrteischiff aus Archangel auslaufen; wie er stets ausgesprochene Vorliebe für das praktische Holland bekundete, so wählte er bei diesem Anlasse zur Nationalflagge die holländischen Farben, nur anstatt rot, weiß, blau: rot, blau, weiß. Emsig arbeitete man auf den Werften in Woronesh, Peter konnte den Krieg mit der Pforte beginnen und mit Hilfe seiner jungen Flotte im Juli 1696 Azow zur Kapitulation zwingen: hiermit erlangte er einen freilich schmalen Küstenstrich am Azowschen Meere, in dessen Besitz ihn der Friedensschluß von 1700 beließ, und einen Hafen an der Mündung des Don in dieses Meer, und wenn auch sein Plan, aus diesem Hafen einen Hauptplatz für den Handel zu machen, gescheitert ist, so näherte er doch sein Land dem Schwarzen Meere, das ihm als Fahrstraße zum Verkehre mit Westeuropa die besten Dienste leisten sollte; auch die Orientfrage wurde nicht nur ein Mittel zu großartigen Eroberungen, sondern im Laufe der Jahrhunderte zur intimeren Annäherung an den Westen des Erdteils.

Während die Altrussen in allen Ständen voll Wut in die Zügel knirschten, die seine Hand so streng anzog, rüstete sich der Zar zur Verwirklichung seines längst gehegten Wunsches, mit eigenen Augen Westeuropa zu sehen; noch kein Zar hatte eine derartige Reise unternommen, er that es und bestellte eine Reichsverwesung; um dem Hofceremoniell, welches ihm ein Greuel war, zu entgehen, reiste er nicht als Zar, sondern als Begleiter einer Gesandtschaft von zweihundertsiebzig Mann, die mit allem Glanze ausgestattet war; er nannte sich den Obercommandeur Peter Michailow. Schon manchmal waren russische Gesandte an den Höfen erschienen, aber maßlose Hoffart hatte bei unbeschreiblicher Ignoranz und Roheit ihr Auftreten gekennzeichnet und ihnen den Beinamen Halbtiere verschafft; man erzählte von ihnen Dinge, wie wir sie von der Rundreise des Schah von Persien erfahren haben; um wie viel höher stand die Gesandtschaft von 1697, die so phänomenal auf Peters Entwickelung einwirkte und die den Anstoß zu den bald so häufigen Reisen von Russen zu touristischen oder gelehrten Zwecken gab. Die Reise Peters ging durch Livland und Kurland nach Brandenburg, wo der hochmütige Friedrich III. freilich großen Ärger an dem ungeleckten Bären nahm, sich aber doch zum Abschlusse eines gegen Schweden gerichteten geheimen Defensivbündnisses verstand. Mit besonderem Interesse betrachtete der Zar-Zimmermann das Leben und Treiben in Holland, seinem Vorbilde; als Peter Michailow arbeitete er auf Rogges Schiffswerft in Zaandam, wo noch heute seine Bretterhütte steht, und da ihm die Gaffer bald das Leben verleideten, nahm er Dienste auf den Werften der ostindischen Compagnie in Amsterdam, wo er seine ersten Großwürdner zwang, bei dem Schiffsbaue mitzuwirken; genau orientierte er sich über Handel, Schiffahrt, Industrie, Fabrikwesen, Fischerei, wie über Geniewesen, Heereseinrichtungen, Krankenpflege u. s. w.; seine Unterredungen mit dem großen Statthalter Wilhelm III. und mit dem Ratspensionär Heinsius, die er vergebens zum Türkenkriege treiben wollte, reiften oder ver-

scheuchten manche politische Idee im Entstehen. Auch in England, bei der Mutter der Industrie und des Weltverkehrs, sammelte er reiche Kenntnisse, verweilte gern in den Werkstätten von Künstlern und Handwerkern und erhielt in Oxford den Doktortitel; aus Holland und England wie dann aus Italien gingen auf seinen Wunsch Künstler, Lehrer, Ingenieure, Schiffsleute, Handwerker in Masse nach Rußland. Durch Sachsen begab sich der Zar zum Kaiser nach Wien, konnte aber auch ihn nicht zum Türkenkriege bestimmen, und eben wollte er Italien bereisen, als die Nachricht von einer Strelitzenverschwörung, die alle bisherigen an Gefährlichkeit überbot, zu ihm drang; auf dem Heimwege beredete er noch mit dem Könige von Polen den Plan zu einem Kriege gegen Karl XII. von Schweden, dann erschien er am 5. September 1698 in Moskau, umgürtet mit dem Racheschwerte. Zwar hatte bereits Gordon die Rebellion völlig besiegt, Peter aber hielt ein entsetzliches Blutgericht, bei dem er selbst Henkersdienste nicht verschmähte. Vor dem Kloster Sophias, die der Teilnahme höchst verdächtig war, ließ er hundertunddreißig Verbrecher aufhängen, viele Hunderte wanderten gebrandmarkt nach Sibirien; Sophia und ihre Schwester Marfa erlitten die roheste Behandlung; Peter ließ sich nur mühsam von Lefort abhalten, sie und seine verhaßte Gemahlin zu töten; alle drei mußten den Schleier nehmen, Jewdokia widerstand unerschütterlich der verlangten Scheidung der Ehe und reizte stets ihren Sohn Alexei zur Opposition gegen den Vater an. In den Strelitzen erkannte dieser die erbittertsten Antipoden seiner Reformen, darum löste er sie im folgenden Jahre völlig auf, hob die ersten Rekruten aus, und mit dem Jahre 1700 hatte Rußland ein Heer aus allen Ständen der Bevölkerung.

Erst jetzt war Peter Herr in seinem Reiche, unumschränkt, und mit dem 1. Januar 1700 stellte er die Zeitrechnung der in Westeuropa üblichen gleich, während das Jahr bisher mit 1. September begonnen hatte. Es war sein Bestreben, Rußland total umzugestalten, und er folgte dabei, trotz der völlig verschiedenen Verhältnisse, holländischen und deutschen Mustern; selbst die Namen der Hofämter, Beamten u. s. w. nahm er ohne weiteres in die russische Sprache auf. Er ordnete das Gehälterwesen, kontrollierte, soweit es anging, die betrügerische Bureaukratie und den Gang der Justiz, gab neue Gesetze, regelte die Staatseinkünfte und besteuerte das Kirchengut; er hob den Bergbau, der bald enorme Summen abwarf; die Stroganow und Demidow wurden Millionäre, jedermann sprach von den Eisengruben und Gewehrfabriken in Tula; der russische Handel wurde ein Faktor auf dem Völkermarkte. Auch im äußeren Habitus sollte Rußland europäisch werden; die langen Bärte, der Stolz des Mannes, mußten sich trotz der erbittertsten Gegenwehr aller Stände der Schere bequemen, obwohl der Patriarch Adrian in einer Encyklika erklärt hatte, ohne Bart sehe man nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Hund oder Kater aus. Noch schwerer fiel es dem Russen, die liebgewonnene alte Tracht abzustreifen; sie war weder zweckmäßig noch schön und gab dem Manne etwas Weibisches; oft genug ließen ja Männer die abgelegten Kleider ihrer Frauen für sich herrichten. Wie Peter bei seinen Arbeiten auf den Werften den weiten asiatischen Schlafrock nicht brauchen konnte, sondern sich französisch oder holländisch kleidete, so befahl er nach der Heimkehr seiner Nation, die der Arbeit hinderliche Tracht mit der westeuropäischen zu vertauschen, und das Heer wurde westeuropäisch uniformiert, was in erster Linie die Verbreitung der neuen Kleidung förderte. Die höheren Kreise fügten sich, wie es scheint, mühelos der Neuerung, der Hof nahm einen europäischen Anstrich an, und bei einem Hoffeste konnte es Peter schon 1701 wagen, das alte Kostüm verspotten zu lassen; seine ersten Staatsmänner Menschikow, Golowin, Apraxin u. s. w. trugen mit Freuden die kleidsame Allongeperücke. Die unteren Klassen aber

setzten beharrlich Opposition entgegen; es kam zu Unruhen und Gewaltakten. Weniger Schwierigkeiten bereiteten die Frauen der Kleiderreform, Peters Schwestern selbst adoptierten alsbald die neue Mode, war sie doch kleidsamer; freilich nahm sich die durch Ukase urplötzlich verwandelte Gesellschaft oft recht sonderbar, fast wie eine große Maskerade aus; tölpisch bewegte sich der an die weiten Gewänder gewöhnte Altrusse in dem engen Rocke, und herzlich komisch erschien manche Dame, der es nicht besser erging. Auch blieben trotz des europäischen Schnittes die Sitten der Gesellschaft noch lange roh; nach wie vor trank manche Bojarin mit den Männern um die Wette.

Peter that viel, um die Roheit der Nation, welche er selbst an seinem Leibe trug, zu mildern; hierbei dünkte ihm das wichtigste Hilfsmittel eine bessere Stellung der Frau; bis jetzt war die Frau lediglich die Sklavin des Mannes und saß gelangweilt in einer abgelegenen Stube des Hauses, abgesperrt von jeder Bildung und Geselligkeit, selbstverständlich auch von allem Einflusse auf äußere Angelegenheiten. Es ist Peters Verdienst, der russischen Frau die Zelle geöffnet, sie in den Salon und an die frische Luft geführt und Tage angebahnt zu haben, in denen diese verachteten Wesen auf seinem Throne herrschen konnten. Galt bisher ein geselliger Verkehr der Geschlechter für sündlich und nur dem Teufel dienlich, so riß Peter auch dies Vorurteil nieder und brachte die Jugend in öffentlichen Schauspielen, Konzerten und Bällen einander nahe; die Stumpfheit, die bisher der Russin aufgezwungen war, verschwand; die Tage kehrten nicht wieder, da Peters Mutter dafür bestraft worden, weil sie bei einer Ausfahrt ein Fensterchen ihrer Kutsche geöffnet, und wo bei Anpreisung der Vorzüge einer Großfürstin nach Dänemark ihr Hauptlob darin bestand, daß sie sich nie betrinke. Bisher war die Eheschließung einzig in der Hand der Eltern, zwei Familien verschwägerten sich, ohne daß ihre Kinder etwas mitzureden hatten; noch bei der Hochzeit blieb die Braut dicht verschleiert, was oft dem niedrigsten Betruge Vorschub leistete. Für die höheren Stände änderte sich dies alles unter Peter, die niederen blieben eigensinnig bei dem Alten; in der Gesellschaft lernten sich Jüngling und Jungfrau kennen und wählten einander zur Ehe; besonders begünstigte Peter die Verbindung von Russen mit Ausländern, ebenso im Interesse der Civilisation, wie er es förderte, wenn seine Russen auf Reisen gingen. Diese Reisen, das sah er an sich selbst, trugen goldene Früchte, solche Wanderjahre wurden Lehrjahre für die Reisenden und für deren gesamtes Vaterland; der Russe im mißachteten früheren Sinne des Worts verschwand, die Ausländer erwiesen sich als unentbehrliche Lehrmeister; wer sich aber aller Aufklärung verschloß, der blieb Asiate, und Peter sagte von Iwans Witwe, seiner Schwägerin, ihr Haus sei ein Asyl für Narren und Blödsinnige.

Da alles mönchische Wesen Peter zuwider war und er es als Pestbeule am socialen Organismus charakterisierte, so verbot er den Eintritt in die Klöster, die dem Staate so viel Kräfte entzogen, vor zurückgelegtem dreißigstem Jahre. Seiner Ansicht nach war es eine dreiste Lüge, daß die Wissenschaft Ketzerei erzeuge, und darum bemühte er sich redlich, Kenntnisse zu verbreiten. Er ließ Wörterbücher und Grammatiken abfassen, wissenschaftliche Werke ins Russische übersetzen, errichtete öffentliche und private Schulen; Druckereien, Bibliotheken entstanden, und damit die Kunstkammer stark besucht werde, ließ der Zar dort Erfrischungen reichen; die Lehrpläne für die Prinzen und Prinzessinnen waren durchaus modern; für den äußeren Schliff sorgten Katechismen der Komplimentierkunst, in denen dicht nebeneinander die Verbote standen, die abgenagten Knochen in die Schüssel zurückzulegen, sich mit der Hand den Mund zu wischen und in der Kirche die Frauen zu sehr zu betrachten. — Als vollendeter Autokrat trat Peter den Adel mit Füßen;

er zuerst von allen Zaren schuf Adelige und sogar Fürsten, um den alten Adel zu demütigen und zu entwerten, stellte Leute niederster Herkunft wie Menschikow, Schafirow, Skawronski neben die stolzen Bojarenfamilien und Rurikiden, und erzwang sogar Heiraten unter ihnen, alles, um den Adel jedes Selbstgefühls zu berauben und ihn macht- und autoritätlos werden zu lassen. Natürlich besaß er darum bei dem hohen Adel gar manchen Feind, und in diesen Kreisen zeigte sich genug ohnmächtige Opposition gegen seine Reform, die meiste jedoch in der Kirche,



Peter der Große.

gegen die er deshalb durchgreifende Abwehr traf. Seit 1700 ließ er das Patriarchat unbesetzt, 1721 erst hob er es ganz auf, führte das „geistliche Reglement" ein und setzte an die Stelle des Patriarchen, dessen Macht ihm nur lästig

sein konnte, den „dirigierenden hochheiligen Synod“ unter seinem Vorsitze, so daß er nun Zar und Papst zugleich war; dann ließ er die Bibel übersetzen und billig verkaufen; die Kirchengüter mußten oft zu Kriegszwecken, Krankenpflege und Schulwesen dienen; hart wurden die der Reform feindlichen Raskolniks verfolgt, hingegen alle Andersgläubigen außer Juden, Jesuiten und Franziskanern im Reiche toleriert. So war Peter auf allen Gebieten Reformator, und die höheren Stände trugen den Segen für seine Arbeit davon; die breiten Massen des gemeinen Volkes hingegen blieben im Banne der alten Unsitte und in den drückendsten Verhältnissen.

Für Peters Politik war es von entscheidender Wichtigkeit, im Westen eine Seeküste zu erobern; er machte darum sein Heer aktionsfähig, begann im Bunde mit Polen und Dänemark einen Krieg gegen Karl XII. und erntete nach einundzwanzigjähriger Dauer desselben im Nystädter Frieden (1721) den Besitz von Livland, Esthland, Ingermanland, Karelien, Wiborg und Kexholm. Während Schweden zur Macht zweiten Ranges herabsank, erlangte Peter die Herrschaft an der Ostsee, und wiederholt sann er auch auf Polens Teilung. Hatte sich der Gott der Schlachten für ihn entschieden und Rußland bei Poltawa einen Auferstehungstag gefeiert, so machte sich bald der Einfluß der Balten auf Rußlands Geschicke mächtig geltend, um fortan jeden anderen zu überflügeln. Mitten in den nordischen Krieg fällt das Meisterstück Peters, die Gründung von St. Petersburg (1703); diese in fieberhafter Rührigkeit aufgebaute Stadt, zu der Peter den Weg aus Moskaus deutscher Vorstadt gefunden, wurde der rechte Brückenkopf zum Verkehre mit Westeuropa, im Gegensatz zu Moskau ganz weltlich und bald kosmopolitisch. Peter nannte die Stadt gern sein Paradies; er zwang seine Großen, sich dort anzubauen, verlegte dahin den Sitz des Senats, den er an die Stelle des Bojarenrates gesetzt, 1714 die Residenz und 1724 die Akademie der Wissenschaften, zu der ihn Leibnitz angeregt hatte. Rasch wuchs die neue Residenz, wurde ein Centrum des Handels und unter den russischen Städten tonangebend; aus dem europäischen Samen entsproßten Odessa und andere Plätze, eine Rückkehr Rußlands von St. Petersburg nach Moskau ward zur historischen Unmöglichkeit. Schweden, dem er erst den Boden Petersburgs entrissen, hetzte ihm während des nordischen Krieges die Türken in den Rücken; am Pruth entging Peter nur durch die Geistesgegenwart der ihm im Januar 1706 heimlich angetrauten Katharina der Gefangenschaft; der Feldzug verlief unglücklich, im Frieden von 1711 ging Azow wieder verloren, und Peters Lieblingsplan, die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere, verflüchtigte sich. Dabei fehlte es nicht an Aufständen im Inneren Rußlands, vor allen gefährlich waren Mazeppas Erhebung im Kasakenlande und Gagarins Losreißungsversuch Sibiriens; aber unter Blutbädern wurden sie überwältigt. Peter organisierte die ganze Regierung neu; unter Leibnitz' Einwirkung ernannte er den „hohen dirigierenden Senat“ zur höchsten Gerichts- und Verwaltungsbehörde und gab ihm, damit er nicht zu mächtig würde, den Generalprokureur zum Wächter; unter dem Senate standen die neun Kollegien (Ministerien); das ganze Reich zerfiel fortan in zehn Gouvernements mit dreiundvierzig Provinzen. In seinem Reiche sollte nur Verdienst, nicht Herkunft gelten, darum schuf Peter 1722 die Rangordnung nach dem Dienste, den Tschin, der unwesentlich modifiziert noch besteht.

Der am Pruth geleistete Dienst hatte das Mädchen von Marienburg Peter so teuer gemacht, daß er sich im Februar 1712 öffentlich mit ihr trauen ließ und 1714 ihr zu Ehren den St. Katharinenorden stiftete; sie gebar ihm acht Kinder, von denen ihn nur zwei Töchter überlebten, ging auf seine Richtung wie „ein guter Kamerad“ ein und wurde seine geistesverwandte treue Mitarbeiterin. 1717 reiste

Peter mit Katharina ein zweites Mal für längere Zeit ins Ausland, wo er diesmal neben Gewerke und Industrie Kunst und Wissenschaft sehr beachtete; gründlich sah er sich in Holland und Frankreich um und machte große Einkäufe im Interesse der Bildung, die er seinem Volke verlieh. Da erhob sich sein Sohn aus erster Ehe, der Zarewitsch Alexei, und bedrohte sein Lebenswerk mit früher Zerstörung — der harte Vater besann sich nicht lange, eilte als Rächer heim, traf die ganze altrussische Partei tödlich, zwang Alexei zum Verzichte auf die Krone, ließ ihn zum Tode verurteilen und im Kerker enden: Rußlands Zukunft ging ihm über den eigenen Sohn. Da ihm kein anderer Sohn am Leben blieb, so erkor er Katharina zur Nachfolgerin, ohne sie definitiv zu bestimmen, und krönte sie eigenhändig 1724. Der Friede von Nystädt war soeben geschlossen, da nahten sich Peter Senat und Synod und boten ihm (20. Oktober 1721) die Titel „Vater des Vaterlandes, Kaiser aller Reußen und der Große" an; er nahm sie entgegen, stieß die alte Ansicht von der Einheit des Kaisertums, vom imperium mundi, um und stellte neben das römische Kaisertum in Wien ein griechisches in St. Petersburg. 1723 eroberte er noch im Kriege gegen Persien die Provinzen Ghilan, Mazenderan, Asterabad, die Städte Derbent und Baku; am 8. Februar 1725 starb er in St. Petersburg, völlig unerwartet und ohne Testament. Das so unzähligemal als Testament Peters bezeichnete Werk ist eine Erfindung Napoleons von 1812 und beruht lediglich auf der Thatsache, daß Peters Politik der Türkei gegenüber die Richtschnur seiner Nachfolger auf dem Throne geblieben ist. Wirklich groß, bahnbrechend, unübertroffen in der Geschichte Rußlands, hinterließ Peter der Große seinem Volke ein weit kostbareres und inhaltreicheres Testament, das neue Rußland, und auf dem Giebelfelde dieses Baues prangen die goldenen Worte:

„Es giebt für Rußland kein Zurück!"






Das Salz.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Wilhelm Richter.

In dem Gange der allgemeinen Civilisation nimmt das Salz einen hervorragenden Anteil. Den Völkern auf den unteren Stufen der Kultur ein gar entbehrliches Gewürz, benutzen es die vorgeschrittenen vorzüglich zur Aufbewahrung und zum Würzen ihrer Speisen; mit fortschreitender Entwickelung ist es nicht nur für das Tier- und Menschenleben als Nahrungs- oder Verdauungsmittel, sondern auch für das Gewerbsleben in mannigfacher Beziehung wichtig geworden. Wir finden das Salz in flüssiger Gestalt als Salzquelle und in Felsen als Steinsalz. Beides sind Ablagerungen der urweltlichen Salzgewässer, ebenso wie die Salze der asiatischen Steppen, welche durch Austrocknung bei mangelndem Zufluß und durch Hebung des Landes sich bildeten. Es wird auch an den Küsten das Salz da, wo die Sonne Kraft genug hat, durch Abdampfung gewonnen.

Nach der ersten Bekanntschaft mit dem Salze war den Menschen kein Gewürz lieber, keines machte die Speise ihm schmackhafter als dieses; es erhielt sie zugleich gegen Fäulnis, wodurch es besonders dem Fischer an den großen Strömen, an den Seen und am Ufer des Meeres begehrenswert wurde. Denn zu gewissen Zeiten kamen Fische, wie im Frühjahr längs der Ost- und Südküste des Schwarzen Meeres die Thunfische, in ungeheuren Zügen heran und wurden gefangen. An den Lagerplätzen und Warten am Ufer hatte man aber zur Erhaltung der Fische neben dem Dörren nur ein Mittel, das Salzen. In Salzfischen bestand eine häufige Nahrung der gewöhnlichen Leute im Altertum, wie sie noch jetzt zur Winterzeit auf Inseln wie Helgoland die tägliche Nahrung ist, während die „Saison“ der Insel die ausgesuchtesten Delikatessen bringt. Und wie heute russischer Kaviar, so gehörte vor mehr als zwei Jahrtausenden pontischer Kaviar oder mit Salz und Essig eingemachter Rogen vom Thunfisch oder Stör zu den Ausfuhrartikeln der Küstenbewohner vom Pontus. Welche Unmassen Salz erfordert in unserer Zeit allein der Heringsversand!

Nicht weniger erwünscht war wie dem Fischer so dem Jäger die Kenntnis des Salzes; machte er auch wohl das in Striemen geschnittene Fleisch durch Dörren haltbar — schmackhaft und saftig erhielt er es sich allein durch das Salz. Wo aber andererseits, wie um das Tote Meer Palästinas, der Boden infolge der Schwängerung mit Salz für die Vegetation, für saftige Grasfluren tot ist, da konnten die nomadischen Völker mit ihrem Vieh nicht verweilen.

Seit der Zeit, wo die Semiten Palästina betreten hatten, sind sie mit dem Salz bekannt gewesen; sie gebrauchten dasselbe auch zu ihren Speiseopfern, wie

ihnen das Gesetz gebot. Im benachbarten Ägypten versorgten die Lagunen im Nildelta und die Salzwüste im Westen die Bewohner mit Salz. Griechische Schriftsteller erzählen, daß etwa vierzig Meilen vom ägyptischen Theben, dem Ausgangspunkte der Karawanenstraße durch die Sandwüste, Salz in großen Massen aufgeschichtet sei, und neuere Reisende bestätigen, daß dort oft Stellen von einer Viertelmeile lang so mit Salz bedeckt sind, daß sie beschneit scheinen. Damals wie heute wird es klar wie Krystall genannt. Die Bewohner des Nilthales gaben ihm beim Opfern den Vorzug vor dem unreinen Seesalz. Namentlich aber war es die allgemeine Sitte des Einbalsamierens der Gestorbenen, welche einen so starken Verbrauch des Salzes bedingte, denn es bildete das Hauptmittel gegen die Zersetzung des Leichnams.

Aber auch in dem dem Altertum bekannten Nordrand Afrikas bis über die Säulen des Herkules hinaus kannte man das Salz; Herodot erzählt, daß man Häuser aus Salzstücken erbaut habe. Und wenn es auch in der Vorzeit Völker gegeben hat, wie die aus dem jugurthinischen Kriege bekannten Numider, welche sich größtenteils von Milch und Wildbret nährten und kein Salz und andere Reizmittel der Kehle begehrten, so ist die Annahme doch wohl berechtigt, daß die über die Küsten, Halbinseln und Inseln des westlichen Mittelmeeres verbreiteten libyschen und iberischen Stämme sehr früh das Wüsten- und Lagunensalz kannten und zu ihrer Nahrung gebrauchten.

Wie die Indogermanen auf ihrer Wanderung von Asien nach Europa den regelmäßigeren Betrieb des Ackerbaues kennen lernten, so stießen sie, die vermutlich von dem Salze noch nichts wußten, in den Steppen um den Uralsee und das Kaspische Meer auf Salzlachen mitten in der Wüste, Überreste des Meeres, welches jenen Erdstrich einst weit und breit überdeckt hatte. Hier müssen wir die Gegend suchen, wo jene Wandervölker zuerst auf das ihnen unbekannte Material stießen, welches sie nur vom Boden aufzulesen brauchten; hier entstand auch für dasselbe der Name, welcher auf europäischem Boden allen Eingewanderten gemeinsam blieb. Nur die litauische und albanesische Sprache benennen das Salz auf ihre Weise. Mit der Ausbreitung der Indogermanen über das Festland von Europa mochte bei vielen die Kenntnis des Salzes auch wieder verloren gehen, besonders bei denen, die nicht an den Küsten des südlichen Meeres blieben, sondern in den unwegsamen Wildnissen des inneren Landes umherschweiften. Die Griechen kennen nur Seesalz, es war auch mit den Gaben der Ceres vereint eine beliebte Spende an die Unsterblichen. Ältere griechische Quellen lassen auch hin und wieder erkennen, daß zu jener Zeit der Gebrauch des Salzes noch nicht allgemein war. Als Odysseus z. B. in die Unterwelt hinabgegangen war, sagte Tiresias, der hocherleuchtete Seher, zu ihm:

> Gehe
> Fort in die Welt, bis du kommst zu Menschen,
> welche das Meer nicht
> Kennen und keine Speise gewürzt mit Salze genießen.

In der geschichtlichen Zeit kamen in Dioskurias, einer griechischen Pflanzstadt am Schwarzen Meere, die umwohnenden Völker des Salzhandels wegen zusammen.

Ähnlich mögen in der älteren Zeit die Verhältnisse in Italien gelegen haben; die Herkunft des Salzes aus dem Meere verstand sich auch dort von selbst. Die Salinen, welche auf den König Ancus zurückgeführt werden, lagen in der Gegend von Ostia, und die Sabiner im inneren Gebirge hatten sich durch römisches Gebiet eine Straße ausbedungen, die sogenannte Salzstraße, auf welcher ihnen vom Meeresufer das Salz zugeführt wurde.

Es leuchtet ein, daß das Verfahren unserer Vorfahren bei der Gewinnung des Salzes sehr einfacher Art gewesen sein muß, daß sie weder Bohrbrunnen — diese kamen nach der gewöhnlichen Annahme von China über Rußland nicht

vor dem zwölften Jahrhundert nach dem westlichen Europa — noch Pumpen kannten. Wie sie aber auf ihre Weise Salz aus solchen Quellen gewannen, das erfahren wir aus römischen Schriftstellern. Sie türmten nämlich in der Nähe der salzigen Wasser Holzstöße auf, setzten sie in Brand, löschten diesen durch daraufgegossene Sole und fanden so die Kohlen mit einer schwarzen Salzkruste bedeckt. Auch die Gallier und Spanier gewannen ihr Salz durch einen solchen Aufguß auf glühenden Brand. Tacitus, der uns über so manches Auskunft gegeben hat, was das deutsche Altertum betrifft, erzählt bei Gelegenheit des im Jahre 58 nach Christo wütenden Ausrottungskrieges zwischen Hermunduren und Katten, daß sie an dem Grenzfluß, der sie schied — es bleibt ungewiß, ob die fränkische Saale oder die Weser gemeint ist —, die dort liegenden Salzquellen sich einander streitig machten. Einige Jahrhunderte später, zu Kaiser Julians Zeit, kämpften Alemannen und Burgunder um Salzquellen an der Donau. Unser deutsches Vaterland war ohne Zweifel schon damals reich an salzhaltigen Flüssen: sie quollen aus Bergen, in heiligen Wäldern, man betrachtete ihren Ertrag als der nahen Gottheit unmittelbare Gabe, daher schien denn auch der Besitz der Quelle blutigen Krieges wert. Die Gewinnung des Salzes war ein heiliges Geschäft, und es hat nichts Unwahrscheinliches, daß Opfer und Volksfeste mit dem Salzsieden verbunden waren.

Mit seinem Bekanntwerden wurde das Salz ein begehrter Gegenstand des Austausches und ein wichtiges Kulturmittel, weil es ein Frachtgut war, das wieder eine gewisse Sicherheit des umliegenden Landes erforderte. Die Flüsse waren zumeist noch in Ermangelung der Landstraßen die Wege des Salzhandels; hierher aber mußte es entweder auf hölzernen Wagen oder auf dem Rücken der Tiere und Menschen gelangen. Der Salzhandel bildete in vielen Gegenden die Grundlage des Völkerverkehrs. Allmählich schlossen sich die unwegsamen Gebirge des Inneren nach dem Meere hin auf, es entstanden fahrbare Straßen. War dann eine Sole im Lande selbst entdeckt und die Kunst erfunden, diese durch Sieden in feste Salzkrystalle zu verwandeln, so wurde die Stätte, wo man Salz bereitete, ein Sammelpunkt der Bevölkerung, des Waren- und Marktverkehrs, friedlicher Beschäftigung und höherer Kulturgewohnheiten. Es versäumte dann aber auch nicht der Herzog oder der Graf, an den Ladeplätzen und Kreuzungspunkten seine Zölle zu erheben und durch Beamte Aufsicht zu üben; es folgten auf den neuen Wegen zur neuen Ansiedelung die kirchlichen Glaubensboten, von denen mancher dort blieb und nicht mehr heimkehrte.

Von Oberdeutschland gehören die Salzquellen in Bayern zu den ältesten; die Salzwerke zu Hall im Innthal, Reichenhall und andere waren schon im zehnten Jahrhundert von der größten Ergiebigkeit. Aus dem Salzkammergut gingen Salzschiffe die Salzach hinab, von da in den Inn und die Donau und verbreiteten so das Mineral nach Ungarn, Böhmen und Mähren. Als große Salzhändler werden auch die Venetianer genannt, welche frühzeitig darauf bedacht waren, ein Monopol dieses wichtigen Handelsartikels auszuüben. Seesalz bereiteten sie größtenteils selbst, Quell- und Steinsalz holten sie aus den Häfen Siciliens, der afrikanischen Nordküste und des Schwarzen Meeres, ferner aus Deutschland, Ungarn und Kroatien, in welchen Ländern sie sich ein ausschließliches Privilegium des Salzvertriebes zu verschaffen gewußt hatten. Es ist unglaublich, welche Summen die Venetianer bloß durch den Salzhandel gewannen.

Es ist auffallend, wie sich in den Benennungen der Salzflüsse und Orte gewöhnlich die Wurzeln hal und sal begegnen, welche ursprünglich beide den heiligen Stoff ausdrücken. Aus dem Altertum sei zunächst des aus der Geschichte des Krösus bekannten Halys gedacht, nach den in seiner Nähe befindlichen Salzlagern benannt; an der Ostküste Italiens gab es

Salinæ auch als Eigenname, es sind unter anderen die beiden heutigen Städte Torra della Salina und Salino, in deren Nähe sich Salzquellen befanden. Aus der langen Reihe der bekannteren seien genannt: Halle a. d. Saale, Halle in Westfalen, Hall am Kocher, Reichenhall, Hallein a. d. Salza in Bayern, Hall und Hallstadt in Österreich, Hall im Tiroler Innthal, Herzogenhall bei Kremsmünster, Friedrichshall am Einfluß des Jagst in den Neckar; und weiter die Salzach, Salzburg, Salzbrunn, Salzuffeln, Salzungen und Groß-Salze bei Schönebeck a. d. Elbe.

Eine der ältesten und bekanntesten Salzsiedereien Niederdeutschlands ist Halle a. d. Saale. König Karl, der Sohn Karls des Großen, ordnete im Jahre 806 die Gründung zweier Städte an, einer an der Nordseite der Elbe Magdeburg gegenüber und einer anderen an der Ostseite der Saale, auf dessen Saline jetzt zehn Millionen Kilogramm Salz jährlich gewonnen wird. Auch hier werden anfangs die Hermunduren Salz durch Aufguß der Sole auf glühenden Brand gewonnen haben, bis dann Kelten vom Süden her kamen und als Sklaven oder Freie gegen guten Lohn die Kunst, aus der Sole Salz in Gestalt von weißen Krystallen abzuscheiden, eingeführt haben. Denn in der Salzgewinnung gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden ihren germanischen Nachbaren im Norden und Nordosten voraus. Und wie die Salzgewinnung, so war auch der niederdeutsche Bergbau erst eine Folge des oberdeutschen: beide sind in vielen Beziehungen nahe verwandt. Wo unmittelbar auf den Salzstein gearbeitet wurde, da ist der Betrieb ja ein ganz bergmännischer. Aber auch die Beschaffung des Salzes aus der Sole erfordert neben den Anstalten zum Sieden bald ein Vertiefen und Erweitern der Quelle, bald Bauten gegen Wildwasser und Überschwemmungen und andere dem Bergbau verwandte Arbeiten. Ein Wandern kundiger Salzarbeiter von einer Hallstätte zur anderen ist auch in der späteren Zeit nichts Seltenes. Der landesflüchtige Frithjof kommt, vom Haupt bis zu den Füßen in Bärenfell gekleidet, am Wanderstabe an den Hof des Königs und antwortet auf Befragen des Königs nach seinem Stande:

> Alt bin ich selbst geworden und brenne Salz am Strand.

Eine wichtige Erfindung der neueren Zeit bei der Gewinnung des Salzes sind die weithin sichtbaren und durch ihren einförmigen Bau auffallenden Gradierhäuser, auf denen die Sole, ehe die Abdampfung über Feuer erfolgt, durch Verdunstung in der Luft kostenfrei verstärkt werden kann. Zu diesem Zwecke wird dem salzigen Wasser eine möglichst große Oberfläche gegeben, indem man es über aufgeschichtete Dornen langsam herabträufeln läßt. Das erste Gradierhaus soll im Jahre 1579 in Nauheim (Oberhessen) errichtet sein, doch stammte die Erfindung aus Italien. Ursprünglich diente Schilf dazu, seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zog man Wände von Schwarzdorn vor, in dessen Knoten und Stacheln die fallende Flüssigkeit mehr Anhalt fand. Die auf diese Weise salziger, das heißt reiner gewordene Sole wird dann in mächtigen Pfannen gesiedet: das Wasser entflieht als Dampf und das Salz schlägt sich in lauter kleinen Krystallen nieder.

Die beiden größten Salzlager auf dem Festlande Europas sind Staßfurt a. d. Bode mit über 900000 Tonnen Ertrag eines der letzten Jahre, im Werte von zehn Millionen Mark, und Wieliczka und Bochnia in Galizien, da, wo sich der Fuß der Karpaten ins Weichselthal abflacht. Diese letzteren, dem keltischen Ansiedelungsgebiet nicht ferngelegen, seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts bekannt, liefern heute etwa 60000 Tonnen. Dort wie hier sind ungeheure Gewölbe im Inneren der sprechendste Beweis für die Massen, welche dort gewonnen, wo man mit Pulver sprengt und mit Meißel und Hammer arbeitet. Und der noch immer unerschöpfliche Reichtum des Minerals wird für die

Zukunft noch weite unterirdische Räume hervorrufen, wenn der Sicherheit von Menschen und Gebäuden auf der Oberfläche Rechnung getragen werden kann. Der Salzstock, welcher auf galizischem Gebiete angebaut wird, hat eine Ausdehnung von 3080 Meter von West nach Ost und von 1200 Meter von Nord nach Süd. Es ist nur ein Teil eines großen Salzlagers, das sich durch Galizien, Ungarn und Siebenbürgen bis nach der Moldau zieht.

Spanien hat in der Provinz Catalonien sein Cardona, wo die Citadelle auf steilem Steinsalzfelsen liegt, Englands größtes Salzlager ist Northwich mit 1½ Millionen Tonnen. Die gesamte Salzproduktion Europas beläuft sich auf rund 5 Millionen Tonnen, an Kochsalz werden in Deutschland über 400000 Tonnen gewonnen. Erwähnenswert sind ferner die Salzseen, deren es nicht wenige in den russischen Steppen giebt; die bedeutendsten sind der Elton- und Baskunschatskisee im Gouvernement Astrachan. Der erstere, 205 Quadratkilometer groß, friert selbst bei der größten Kälte nicht zu und liefert jährlich über 120 Millionen Kilogramm Kochsalz. An den Ufern einer Reihe nordamerikanischer abflußloser seichter Seen liegt eine Kruste weißer Salze; der größte — Great Salt Lake — ist von so bedeutendem Salzgehalt, daß ein Mensch auf demselben in ausgestreckter Lage auf dem Rücken liegend treiben kann.

Salz ist uns ein notwendiges Lebensbedürfnis geworden. Daraufhin gründete sich die Berechnung der Obrigkeiten, wenn sie gerade diesen Verbrauch mit einer Steuer belegten, denn er versprach eine sichere Einnahme, da jeder ohne Ausnahme und in gleichem Maße zu ihr beitragen mußte. Darauf beruhte aber auch der Widerstand und die Unzufriedenheit des Volkes; das dringendste Bedürfnis wurde durch eine Steuer verteuert. Schon im alten Rom unterlag das Salz einer Staatsabgabe; in Frankreich wurde vor der Revolution diese hohe Abgabe eine der vielen Landplagen, welche die Nation zur Verzweiflung brachte. Die Salzsteuer führte in neuerer Zeit auch zum Schleichhandel.

Salz ist eine Gottesgabe, und der gütige Schöpfer hat dafür gesorgt, daß es in solcher Menge auf der Erde sich findet, daß auch der Ärmste im Volke mit geringen Kosten diese Gabe für seinen Haushalt beschaffen kann. Dieser Auffassung vom Salz begegnen wir schon in einer Sage aus dem Altertum. Es heißt, einst habe König Lysimachos das am Meeresufer bei der Stadt Tragasä in der Landschaft Troas gewonnene und seit unvordenklicher Zeit allgemein benutzte Salz mit einer Abgabe belegt. Da sei die Naturgabe plötzlich verschwunden — ein Zeichen göttlichen Zornes — und erst wieder erschienen, als der König von seinem Vorhaben abstand.

Wie die altgriechischen Sklavenhändler im Lande der Thraker Sklaven für Salz einhandelten, so tauschte man auch in China vor Zeiten gegen Salz andere Wertgegenstände aus. Bei uns hat eine Münzgattung den Namen von dem Salz oder der Stätte, wo es gewonnen wurde, erhalten, das ist der Heller (Haller oder Häller), ähnlich wie von Joachimsthal mit seinem großen Silberbergwerk die Bezeichnung „Thaler" gekommen ist. Bei der gedrängten Bevölkerung der Bergbau treibenden Orte entstand das Bedürfnis nach zahlreicheren kleineren Wertzeichen oder geprägtem Gelde. Solche Münzen blieben dann entweder auf einen bestimmten Ort beschränkt oder gingen wieder ganz ein; andere verbreiteten sich allmählich in immer weitere Kreise, wie der Heller von der alten Reichsstadt Schwäbisch-Hall. Und wenn diese kleine Scheidemünze auch längst aus der Münztabelle gestrichen ist, aus mehreren sprichwörtlichen Redensarten ist sie uns noch hinlänglich bekannt. — Zu den Tauschgegenständen in Afrika gehört noch immer das Salz. In der Sahara werden europäische Waren größtenteils gegen Steinsalz umgetauscht, das verschiedene Stämme

von der großen Sebcha herbeibringen, einem sechs Tagereisen von Schingeti entfernten, Steinsalz bergenden Landstrich. Das Steinsalz wird in Platten von 1 Meter Länge und 25 Centimeter Breite geschnitten und bildet die Münzeinheit des Landes. Während aber in der großen afrikanischen Wüste dem Salze diese große Rolle zu spielen bestimmt ist, giebt es auf der arabischen Halbinsel noch heute Beduinen, die das Fleisch ohne Salz essen und seinen Gebrauch geradezu lächerlich finden.

Salz und Brot galt zu allen Zeiten für das Einfachste und Äußerste, dessen der Mensch bedarf, für die Urspeise. Wer erkennt nicht in dem Ausspruche des schlichten römischen Landmannes: Cum sale panis latrantem stomachum bene leniet unser deutsches Sprichwort „Salz und Brot — Macht die Wangen rot — Schlägt den Hunger tot!" Die Russen bieten ihrem Zaren, wenn er durch eine Provinz reist, Brot und Salz. Wie noch heute bei slavischen Völkern der Eintretende mit entgegengetragenem Brot und Salz willkommen geheißen wird, so betrachtet der Araber jeden, der mit ihm Salz und Brot gegessen hat, als seinen Schutzbefohlenen und Verbündeten; er beruft sich bei Streitigkeiten darauf, daß der Gegner mit ihm Brot und Salz gegessen habe, das heißt, daß es sich um den Bruch vertrauter Freundschaft handele. So verwebt sich die Vorstellung des Salzes in den Begriff alter Treue und Gastlichkeit, der Freundschaft und des vertrauten Umgangs. Es ist das Symbol des Dauernden. Erst derjenige Freund ist erprobt und bewährt, mit dem wir einen Scheffel Salz verzehrt haben.

Ein so wohlthätiges Produkt wie das Salz mußte in der frommen Vorzeit auch wunderbare Heilkräfte besitzen. In dem Salz, das dem Mahle seine Weihe giebt, das das Tote vor der Zersetzung bewahrt, wohnt das Princip des Lebens. Nichts ist heilsamer, so lautet ein Ausspruch der alten Ärzte, als Sonne und Salz. — In der altdeutschen Mythologie wird den teuflischen Hexenversammlungen das wohlthätige Salz abgesprochen und als Sicherungsmittel gegen die Zauberei angesehen. Der Hexenküche und den teuflischen Mahlzeiten fehlt das Salz. Nach altdeutschem Glauben ferner an die geheiligte Kraft des Salzes heißt es: „Wenn man sein Geld in reinem Wasser wäscht und Salz und Brot hinzulegt, so können es der Drache und böse Leute nicht holen."

An der Hochschätzung des Salzes nimmt auch im gewissen Sinne das Salzfaß teil. Wie einst zur römischen Zeit der ganz Bedürfnislose in einer Muschel vom Meeresstrande das Salz auf seinen Tisch bringt, während der Reiche schon mit einem silbernen Salzfaß prunkt, so fehlt bis auf den heutigen Tag weder auf der Tafel der Reichsten noch auf dem Tisch der Ärmsten das Salz in einem eigenen Gefäß.

Wie viele besuchen heute die Solbäder des Festlandes und erwarten am salzigen Meeresstrande Erholung und Genesung! Helgoland und Kissingen, Norderney und Berchtesgaden und die vielen anderen Badeorte auf dem Festlande wie auf den Inseln der Nord- und Ostsee werden seit verhältnismäßig kurzer Zeit besucht. Die Nordsee zeichnet sich vor der Ostsee durch einen stärkeren Salzgehalt aus, und die von allen Besuchern gepriesene Kraft der von schönen Umgebungen, glücklichem Klima und heiterem blauem Himmel noch unterstützten Bäder des Mittelmeeres beruht hauptsächlich auf dem hohen Gehalt des Wassers von fünf bis sechs Prozent. Wie das Wasser des Toten Meeres auf die Kräftigung des menschlichen Organismus wirken mag, welches vierundzwanzig Prozent Salz enthält, ist noch durch keine Erfahrung ausgemacht, denn kein Nizza ziert seine grabartig eingesenkten, unwirtbaren, verpesteten Felsenufer.



Assuntas Schatz.

Novelle
von
Adolf Gerstmann.

I.

„Assunta! He — Assunta! Hörst du nicht?"

Das junge Mädchen, welches die Freundin nun schon zum zweitenmal gerufen hatte, trat einige Schritte zurück, so daß es dicht an der Häuserreihe der schmalen Straße stand. Verwundert und fragend blickte es zu den Fenstern des ersten Stockwerkes am gegenüberliegenden Hause hinauf; dort war aber nichts Auffälliges wahrzunehmen. Die Fensterladen waren nach außen zurückgeschlagen, die inneren Vorhänge waren zur Seite geschoben. Die Bewohner hatten die nachmittägliche Siesta also offenbar schon beendet. Sollte der alte Domenico Tessa mit seiner Nichte bereits ausgegangen sein, um den Sonntagabend im Freien zu verbringen? Wohin mochten sie dann wohl gegangen sein?

Noch einmal wollte das junge Mädchen sein Glück versuchen, und wenn es auch diesmal vergebens war, dann mochte Assunta nur sich selbst Vorwürfe machen, wenn sie um ein Vergnügen ärmer geblieben.

„Assunta! Ass—un—ta!"

Und dabei klatschte die Ruferin so laut und schallend in die Hände, daß einige Sperlinge, die in der Mitte der verödeten Straße in eifriger Diskussion begriffen waren, den Faden ihrer Unterhaltung verloren, aufblickten und dann mit lautem Zwitschern nach allen Richtungen auseinanderstoben. Jetzt endlich wurde auch ein Mädchenkopf am offenen Fenster sichtbar, und zwar ein wunderhübsch geformter mit blitzenden dunklen Augen, einer Nase, die ein bißchen aufgestülpt war und um so keck in die Welt zu schauen schien, einem kleinen Mund, dessen rote Lippen sich niemals ganz auseinander fügten, so daß die prachtvollen Zähne hindurchschimmerten, und dunklem Haar, das nach hinten aufgesteckt war, während kleine Locken die Stirn beschatteten und sich auch hinter den zierlichen Ohren hervorzudrängen suchten.

„Guten Tag, Teresa! Was giebt's denn?"

„Endlich, du Langschläferin! Willst du nicht mitkommen zum Bimboni? Es wird getanzt; Gott, wir hätten schon eine halbe Ewigkeit tanzen können, wenn du schneller gekommen wärst. Francesca und Maria und Giuseppa sind auch dort —"

„Warte noch einen Augenblick, ich komme sofort —" Damit verschwand Assunta oben. Teresa hatte ihren Zweck erreicht; sie wollte so gern zum Bimboni gehen, wußte sie doch, daß dort ihr Liebster zu treffen sei. Allein aber mochte sie nicht die Osteria besuchen, die Leute hätten ja wirklich glauben müssen, sie laufe dem Burschen nach, und wenn er auch sehr hübsch war — nein, das wollte sie doch nicht thun, oder wenigstens nicht so deutlich, daß es jedem auffallen mußte. Jetzt fühlte sich Teresa überaus wohl und befriedigt. Sie wiegte sich in den vollen Hüften, verschränkte die Arme auf dem Rücken, und mit den Soccali, den seltsam geformten Holzschuhen, die in Oberitalien von allen Frauen und Mädchen des mittleren und niederen Standes mit Vorliebe getragen werden, schlug sie auf dem Straßenpflaster den Takt zu einem Walzer, den sie vor sich hinsummte.

Assunta erschien jetzt in der schmalen und niedrigen Hausthür; sehr graziös sprang sie die beiden Steinstufen hinab, die auf die Straße führten, nahm Teresa unterm Arm, und mit heiterem Geplauder schritten die Mädchen sofort die Straße hinunter, die in der Nähe des Hafens auf einen ziemlich großen Platz mündete. Assunta, die etwas größer und auch schlanker und zierlicher als ihre Freundin war, trug fast genau dieselbe Kleidung wie jene, obwohl von einer eigentlichen Landestracht dabei nicht wohl die Rede sein konnte. Über den Kopf hatte sie jetzt einen Schleier geworfen, dessen Enden lose um die Schultern flatterten; fast unausgesetzt wurden die großen schwarzen Fächer auf- und zugeklappt, das thaten die Mädchen aber mehr gewohnheitsmäßig und im Eifer der Unterhaltung, als um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, denn in dieser schmalen Straße war es kühl und schattig. Lustig klapperten bei jedem Schritte die hölzernen Soccali auf dem Pflaster, hier und da wurde ein Gruß, ein harmloses Scherzwort mit einem Nachbar gewechselt, der in Hemdsärmeln unter seiner Hausthür stand und schmunzelnd oder auch laut lachend den beiden hübschen Spaziergängerinnen nachblickte — und nun traten diese aus der Straße hinaus auf den Platz, dessen zum „Hafen" zu gelegener Teil mit Feigen und Kastanienbäumen bepflanzt, mit mehreren Steinbänken besetzt und so zur Promenade von Luino, der kleinen Stadt am oberen Teil des Lago Maggiore, allmählich herangebildet war.

Trotzdem die sechste Nachmittagsstunde schon längst von den Glockentürmen der Kirchen verkündet war, trotzdem die Sonne schon tief im Westen stand und das jenseitige Ufer mit einem Glanze übergoß, daß man hätte meinen mögen, ein goldener Schleier sei dort über Ufer und Ortschaften, über Wälder und Hügel gebreitet, herrschte auf dem Platze und der Promenade noch immer eine unerträgliche Hitze. Es war, als sei die ganze Flut von Sonnenglut, welche während des langen Julitages sich über diesen Platz ergossen, noch nicht um den allergeringsten Teil zurückgetreten. Die Luft erzitterte unter diesen sengenden Strahlen, die Bäume, die Bänke und das in der Nähe des „Hafens", wie die mit einem Quai eingefaßte Landestelle der Dampfboote genannt wurde, befindliche Haus erschienen wie eingetaucht in das gleißende Sonnenlicht; auch vom See wehte kein Lüftchen leiseste Kühlung herüber. Schwer und träge lag die Wasserfläche; nicht smaragdgrün erschien sie, wie sonst, sondern in fahlem Grün unter dem leichten, für das Auge kaum wahrnehmbaren Dunst, der sich unter den brütenden Sonnenstrahlen gebildet hatte. Kaum plätscherte hier eine Welle ans Ufer, kaum kräuselte sich dort noch die Wasserfläche, wo vor kurzem der von Locarno gekommene Dampfer seine Fahrt in der Rich-

tung nach Pallanza und Arona fortgesetzt hatte. Die Reisenden, welche mit dem Schiffe angelangt waren, hatten sich mit den ihrer harrenden Hotelwagen in die Gasthöfe begeben oder saßen beim Eis und bei der Limonade in dem Laden des Zuckerbäckers, der das Erdgeschoß des schon erwähnten Hauses am Hafen einnahm. Nur selten ließ sich ein lebendes Wesen auf dem durchglühten Platze sehen; selbst die Sperlinge widerstanden den Lockungen, die in Gestalt einiger vom Cafetier aus dem Fenster geworfenen Kuchenreste an sie herantraten, und ließen die Brocken auf dem heißen Pflaster dörren. Auf der niedrigen Freitreppe des Rathauses lag im Schatten, den der Balkon der ersten Etage spendete, ein Bettler; er hatte die mit dem Schiffe ankommenden Passagiere um ein Almosen ansprechen wollen, hatte es dann aber doch vorgezogen, der wenigen in Aussicht stehenden Centesimi wegen seinen Platz lieber erst gar nicht zu verlassen. Jetzt schritt ein Priester in schwarzer Soutane und den breitkrempigen Hut auf dem Haupte quer über den Platz. Halb mechanisch, halb in der Hoffnung auf klingende Belohnung seiner Demut zog der Bettler seinen zerknitterten Hut vor dem Geistlichen; dieser lächelte milde zum Danke und machte über dem entblößten Haupte das Zeichen des Kreuzes, etwas Unverständliches dabei murmelnd. Dann ging er weiter, und was nun der Bettler murmelte, war schon weniger unverständlich, aber wie ein frommer Dank für den Segen klang es nicht. Still und einsam lag wieder der Platz und die Promenade am See.

Jetzt traten Assunta und Teresa aus der Straße heraus, in der die erstere wohnte; wie geblendet von der sie plötzlich umwogenden Lichtfülle und Glut, schlossen beide für einen Moment die Augen. Dann hielten sie die geöffneten Fächer an das Gesicht, und wortlos, als hätten die eben noch so lustig Schwatzenden mit einemmal die Sprache eingebüßt, schritten sie schnell über den Platz, eilten eine kleine am Seeufer belegene und fast ausschließlich von armen Leuten bewohnte Gasse hinauf und hielten erst inne, als sie am oberen Quai und im Schatten der hier gepflanzten Olivenbäume angelangt waren.

„Heilige Maria," stieß Assunta tief aufatmend hervor, „heute meint's die liebe Sonne wieder gar zu gut mit uns."

„Komm nur, komm," drängte Teresa; „beim Bimboni ist's kühl wie im Walde."

Und nun schlenderten die beiden jungen Mädchen Arm in Arm im Schatten der Oliven weiter, schlugen dann rechts einen schmalen Weg ein, gingen unter einem uralten Mauerbogen, wahrscheinlich den letzten Resten eines Schlosses, hindurch, nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf das alte Gemäuer zu werfen, das fast in seiner ganzen Höhe und Breite von dunkelgrünem Lorbeer umwachsen und von Oleander umsponnen war, dessen rote Blüten sich prächtig vom dunklen Hintergrund abhoben — und nun hörten sie schon Lachen und Jubeln, Gläserklingen und Musik, sie waren an der Osteria des alten Pietro Bimboni angelangt.

Hei, hier ging's heute wieder einmal lustig zu. Der ganze Platz vor dem Hause war mit Hilfe von Balken und quer über dieselben genagelten Stangen zu einer Laube umgewandelt, und unter ihrem grünen Laubdach wie im Schatten der das Häuschen umgebenden breitästigen Kastanien saßen und lagen die Männer, Frauen und Mädchen; sie lachten und plauderten mit dem ganzen Feuer und Eifer der Südländer. Harmlose Geschichten wurden mit einer Kraft des Ausdrucks, mit einer Lebendigkeit in Sprache und Geste erzählt, als handele es sich um wichtige Debatten über die brennendsten Tagesfragen. Dazu sprachen die Gäste dem Rotwein und der Limonade, die sie in niedrigen Gläsern vor sich hatten, wacker zu; einige verzehrten dampfende Polenta; nach echtem italienischem Gebrauch nicht mit dem Messer, sondern mit einem Zwirnsfaden die Portion in kleine Stücke zerteilend, und das behagliche Schmatzen sowie der selige Ausdruck des Gesichts zeigten, daß Bimbonis Art, die beliebte Mehlspeise zuzubereiten,

noch immer die höchste Anerkennung fand. Der junge Bimboni, der sonst mit der Geige den Tanzenden aufzuspielen pflegte, half heute dem Vater bei der Bedienung der Gäste; dafür hatte sich am Eingang zum Hause ein Drehorgelspieler aufgepflanzt, der seinem riesigen, auf einem Handwagen ruhenden Instrumente bald einen Walzer, bald einen beliebten Volkstanz, zuweilen auch ein Volkslied oder einen allgemein bekannten Gassenhauer entlockte. Jetzt eben begann er das Lied „Funiculi-Funicula" zu spielen, das, von Neapel ausgehend, durch ganz Italien seinen Siegeszug machte und sich so fest einbürgerte bei hoch und niedrig, bei jung und alt, wie nur je eine seit grauen Jahren überlieferte Volksweise. Die Leute waren wie elektrisiert; alle sangen sie das Lied mit, Kopf und Hände und Füße bewegten sie im Takt, einige schlugen mit den Fäusten, andere mit den Gläsern auf den Tisch, und zum Schluß brach ein unbeschreiblicher Lärm aus; die Männer schwenkten die Hüte oder die um eine Schulter gehängten Jacken, die Frauen ihre Fächer in der Luft, und von allen Seiten zugleich wurden dem Drehorgelspieler frische Feigen und Pfirsiche zugeworfen und die vollen Gläser gereicht, um zur Belohnung daraus einen Schluck zu thun.

Wohl am lautesten ging es an einem Tische zu, der in der Nähe der Hausthür stand; hier saß eine Schar junger Männer, meistens Arbeiter aus den Seidenspinnereien in dem dicht bei Luino gelegenen kleinen Ort Germignaga. Sie saßen in Hemdsärmeln, und die große Zahl der vor ihnen stehenden geleerten Karaffen sowie die geröteten Gesichter deuteten darauf hin, daß die lustigen Gesellen sich schon in ziemlich reichlichem Maße am heutigen Sonntag für die gleichmäßige Arbeit der Wochentage entschädigt hatten.

„Heda," rief einer von ihnen dem Wirtssohne zu, „Bimboni, Bimbonello, mein lieber Junge, bring uns noch eine Flasche; aber ich sage dir gleich, daß dein Seelenheil verfallen ist, wenn du uns nicht überreiches Maß giebst."

„Antonio hat entweder eine reiche Tante beerbt oder eine Kirche ausgeplündert," meinte lachend der ihm gegenüber Sitzende, ein junger Mann mit frischem, offenem Gesicht und kurzem, starrem, borstenartig emporstehendem Haar. Die anderen lachten.

„Wieder einmal falsch geraten, Giuseppe. Tanten habe ich überhaupt nicht, am allerwenigsten reiche; und wenn ich auch in den Zeitungen las, daß wir uns den Teufel um die Kirche zu scheren haben, so ist das Ausplündern doch immer noch nicht erlaubt."

„Na, uns kann's im übrigen gleich sein, woher du es hast — wenn's nur da ist," antwortete Giuseppe, und dem jungen Bimboni die volle Flasche aus der Hand nehmend, füllte er Antonios Glas und das seinige. „Stoß an, alter Junge! Was wir lieben, soll leben!"

„Hoch die hübschen Mädchen!" rief Antonio und leerte sein Glas mit einem Zuge. Dasselbe sogleich wieder füllend, fuhr er fort: „Wenn du aber schlauer wärst, als du bist, dann wüßtest du schon, daß wir mit dem Bau der neuen Wasserwerke in der Ghioneschen Fabrik in Germignaga gestern fertig geworden sind. Außer dem Lohn bekam jeder von uns, die dabei mitarbeiteten, noch etwas extra ausgezahlt — na, und ich denke, solchen Extraverdienst kann man schon zum besten geben, wenn man mit guten Freunden zusammen ist."

„Bravo, bravo!" stimmten ihm die anderen bei.

„So? Seid ihr endlich fertig mit dem Bau und den Maschinen?" fragte Giuseppe, und etwas leiser fügte er hinzu: „Dann wird wohl auch der Mailänder Herr, der Ingenieur, der die Anlagen leitete, wieder fortgehen? Er sitzt dort drüben mit Herrn Rondi, dem Techniker aus unserer Fabrik."

Die Blicke aller wandten sich zu dem bezeichneten Tische, an welchem zwei junge Männer gemütlich plaudernd saßen, die sowohl durch ihre Kleidung, wie durch ihre Haltung auch dem oberflächlichen

Beobachter zeigten, daß sie einer höheren Gesellschaftsklasse angehörten als die meisten der übrigen Gäste Bimbonis.

„Ja, dem Himmel sei Dank," erwiderte Antonio auf Giuseppes Fragen. „Die Schinderei und Abhetzerei mit diesem verdammten Deutschen hat nun ein Ende. Dieses ewige Räsonnieren, wenn man wirklich einmal ein Stündchen später zur Arbeit kommt, oder wenn man während der Arbeitszeit ein bißchen verschnaufen will — das mag gut sein für ihn und seinesgleichen. Wir hier unten sind's nicht gewöhnt. Ich für meinen Teil habe mir auch nicht viel von ihm bieten lassen; er weiß, daß ich ein geschickter Arbeiter bin, also durfte er's mit mir nicht verderben."

„Versteht er denn sein Fach?"

„Gewiß! Das ist's ja; deshalb hat er ja auch die Aufträge. Er wird bevorzugt vor unseren Landsleuten — ein Kerl, dessen Namen kein ehrlicher Christenmensch aussprechen kann, ohne sich die Zunge dabei zu zerbrechen. Hol ihn der Henker!"

Der Drehorgelspieler hatte inzwischen einen neuen Walzer zu spielen begonnen, und in der großen Stube des Wirtes, deren Fenster auf die Laube hinausgingen, drehten sich schon wieder einige Paare im Tanze.

„Reden wir von etwas Vernünftigem," nahm Giuseppe wieder das Wort. „Wer hat Lust zu tanzen? Hübsche Mädchen sind genug hier — und dort," fuhr er fort, plötzlich aufspringend und in der Richtung des Einganges seinen breitkrempigen, etwas aus der Form geratenen Hut lustig schwenkend, „dort kommt ja auch Teresa! Hurra, Jungen! Jetzt paßt auf! Jetzt könnt ihr was erleben! Ich tanze heute, daß ich morgen in der Fabrik kein Glied rühren kann!" Er eilte den beiden Mädchen entgegen, sie mit einer Flut von Fragen über ihr spätes Kommen überschüttend.

Die anderen Burschen blickten ihm lachend nach. „Es ist die Teresa Nico! Er hat ein Verhältnis mit ihr, und ich glaube sogar, er wird sie heiraten! Ein schmuckes Paar giebt's schon! Sie wird seinen Kopf schon unterducken! Sie wird sich hüten; seht doch nur seine Haare, die reine Kratzbürste! Mit wem kommt sie denn? Mit Assunta, natürlich mit Assunta Tessa!" Und der Bursche, der das letzte gesagt, schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und rief: „Antonio, mit der Assunta hast du noch ein Hühnchen zu pflücken!" „Jawohl, ja —" schrie ein anderer, „vom letzten Tanze her! Sie hat dich furchtbar behandelt, Tonio; du solltest es dir eigentlich nicht gefallen lassen!"

„Oho!" schrie dieser. „Ich lasse mir gerade nur so viel gefallen, als ich mir gefallen lassen will! Glaubt ihr's nicht? Ihr sollt sehen —" und dabei strich er unternehmend sein schwarzes Schnurrbärtchen, und die dunklen Augen glühten förmlich in seinem bildhübschen, jetzt aber übermäßig erhitzten und geröteten Gesicht. „Ihr sollt sehen, die Assunta tanzt mit mir, sobald ich sie auffordere, und wie lange soll's dauern, dann bin ich ihr Liebster."

Er hatte die kecken Worte so laut gesprochen, daß die beiden mit Giuseppe sich nähernden Mädchen sie hören mußten.

„Siehst du wohl, Assunta," meinte Teresa mit lustigem Augenzwinkern, „nun brauchst du dich nicht zu grämen; du bist für Lebenszeit versorgt."

„Es ist nur ein wahres Glück, daß er das Hochzeitessen noch nicht bestellt hat; es könnte in der Zwischenzeit kalt werden," erwiderte Assunta, lachend auf den Scherz, wenn er auch nicht durchaus nach ihrem Geschmack war, eingehend. Die Arme in die Seite stemmend und sich in den Hüften wiegend, sang sie dann laut den Refrain eines alten Volksliedes:

„Antonio, Antonio,
Wie machst du mir das Herz so froh!"

Die Burschen und Teresa wollten sich vor Lachen ausschütten. Antonio war ärgerlich. Seine Eitelkeit war verletzt, sowohl durch das Lachen der Freunde, die er eben noch traktiert hatte, als durch den offenbaren Hohn des Mädchens. Er wollte der Sache einen möglichst harm-

losen Anstrich geben und sagte deshalb zu Assunta: „Na, Mädchen, komm! Du brauchst deine Kehle nicht mit Singen anzustrengen; für die Musik sorgt der Mann dort mit seinem Kasten. Er spielt gerade einen Walzer, den möchte ich mit dir tanzen.“ Er näherte sich dem Mädchen, dieses trat aber einen Schritt zurück, und seine bisher freundlich blickenden Züge wurden ernst.

„Vorerst muß ich sagen, daß ich nicht wüßte, seit wann wir uns duzen; und dann will ich mit Ihnen nicht tanzen, nach dem, was Sie vorhin gesagt haben. Ich könnte sonst wirklich in schlechten Ruf kommen — an Beispielen fehlt's ja nicht. Drüben überm See, in Resiga, die Barbara —“

„Aber Assunta —“ warf Teresa ein; die anderen schwiegen. Sie kannten sämtlich die heikle Geschichte: Antonio hatte drüben in Resiga ein Verhältnis angeknüpft und das Mädchen dann im Stich gelassen; dasselbe verließ den Ort, und kürzlich hatte man gehört, daß es in Mailand versucht habe, sich kümmerlich zu ernähren, bald aber vor Not und Sorge und Gram gestorben sei.

„Weshalb soll ich's nicht sagen?“ fuhr Assunta mutig fort. „Die Barbara war ein braves Mädchen. Sie glaubte es mit einem ehrlichen Menschen zu thun zu haben, und wußte nicht, daß sie einen Schuft vor sich hatte. Das brachte sie so früh ins Grab.“

„Oh —“ Antonio stieß einen unartikulierten Laut aus. Krampfhaft hielt die eine Hand das Glas umfaßt, während die andere sich zur Faust ballte; er biß auf die Unterlippe, daß seine Zähne wie eine schöne Perlenreihe schimmerten. Dabei schossen seine Augen wütende Blicke auf die Sprecherin. Den anderen erschien die Situation sehr unangenehm; man war hier doch schließlich zum Vergnügen zusammengekommen. Sollte sich jetzt der harmlose Spaß zum grimmigen Ernst verwandeln? Giuseppe fand den richtigen Ausweg.

„Laßt doch die alten Geschichten,“ rief er; „so jung kommen wir nicht wieder zusammen, und der Walzer ist gleich zu Ende. Teresa, wir beide wollen vernünftiger sein als die anderen alle zusammen.“ Damit griff er das hübsche Mädchen um die Taille und zog sie in die Wirtsstube zu den Tanzenden. Lachend folgten ihnen die anderen; einer von ihnen forderte Assunta auf, und sofort war sie fröhlich und guter Dinge, als hätte sich die eben erlebte Scene gar nicht zugetragen. Antonio wußte nicht sogleich, was er beginnen solle; er zischte den Fortgehenden einen Fluch nach, dann aber verlor sein Gesicht den verzerrten Ausdruck. Er lachte sogar bald wieder still vor sich hin, trank noch ein Glas Wein und schlenderte dann zwischen den Gästen umher, sich allmählich und wie absichtslos der Hausthür nähernd, von der aus er die Tanzenden beobachten konnte.

Die beiden Herren, welche die jungen Burschen vorhin in ihrer Unterhaltung erwähnt hatten, ließen sich inzwischen Bimbonis Rotwein trefflich schmecken. An einem Tischchen, an dem noch einige Stühle unbenutzt waren, saßen sie allein. Der eine der beiden, welcher als Techniker in der Ghioneschen Seidenspinnerei bezeichnet worden war, verriet in seinem Äußeren, in Haltung, Sprache und Bewegung den Italiener; die dunklen, blitzenden Augen, die starke, ein wenig gebogene Nase, die Form seines mächtigen Schnurrbarts, die schnelle Redeweise, die unausgesetzten Gestikulationen — alles stand in lebhaftem Kontrast zu seinem Gefährten, dessen dunkelblondes Haar im Einklang stand mit dem das Gesicht beschattenden Vollbart, mit den klug und fröhlich blickenden Augen von einer Färbung, die bald grau, bald blau schien; auch er bediente sich selbstverständlich der Landessprache, die er vollständig beherrschte, und wenn er nicht mit solch überhastender Geläufigkeit sprach wie sein Genosse, so lag das eben in der Verschiedenheit des Temperaments. Er war, wie schon Antonio erwähnt hatte, ein Deutscher, hieß Karl Springer und lebte seit Jahren in Mai-

land als anerkannt tüchtiger Ingenieur, der besonders in den Kreisen der lombardischen Fabrikbesitzer und Techniker seine Kunden und auch Bekannten zählte.

„Der heutige Tag ist also wirklich der letzte, den Sie hier in Luino verbringen, lieber Carlo?" fragte jetzt Giovanni Rondi, der Techniker.

„Unwiderruflich letztes Auftreten, wie es auf den Theaterzetteln heißt. Mein Koffer ist schon auf dem Bahnhof, mit dem Nachtzuge fahre ich nach Mailand."

„Wir werden Ihr hiesiges Gastspiel in bester Erinnerung behalten," meinte Rondi; „da Sie selbst den Bühnenjargon wählten, so steht dies wohl auch mir frei."

„Gewiß, und dann will ich gleich hinzufügen, daß der freundlich aufgenommene Debütant auf dringlich geäußerten Wunsch wahrscheinlich schon in kürzester Frist sein hiesiges Gastspiel erneuern wird."

„Mir kann er nicht oft genug kommen, und stets soll er mir von Herzen willkommen sein." Rondi hielt seine Rechte hin, in die der Ingenieur kräftig einschlug.

„Weshalb glauben Sie aber, nächstens wiederkommen zu müssen?" fuhr der erstere dann in seiner Rede fort.

„Die beiden Fräulein Ghione, die Töchter Ihres Chefs, baten mich — nebenbei bemerkt, höchst liebenswürdige und auch hübsche junge Damen, besonders die ältere; sie ist allerdings schon verlobt, na, schadet nichts, ist auch nicht eben ganz mein Genre — also die Fräulein Ghione baten mich, in ihrem Park ein ganzes Netz von Fontänen, künstlichen Wasserfällen und ähnlichen Scherzen anzulegen. Es wird eine verzwickte Arbeit werden, und ich werde die Ausführung wohl persönlich leiten müssen, wenn ich auf die Herren in meinem Mailänder Bureau mich auch sonst so ziemlich verlassen kann."

„Nur so ziemlich? Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich glaube, daß es von meinen jungen und lebenslustigen Landsleuten, die in Ihrem Bureau arbeiten, auch nicht gerade zu den Genüssen dieses Lebens gerechnet wird, wenn Sie mit Ihrer peinlichen Sorgsamkeit ihnen stets auf die Finger sehen."

„Was wollen Sie? Das liegt uns so im Blute. Und glauben Sie denn, unsere vielberufene deutsche Sorgsamkeit, nennen wir's meinetwegen sogar Pedanterie, läßt sich nicht mit Lebenslust vereinigen? Sie kennen mich ja — bin ich nicht ein lebendes Beispiel? Nach dieser Fontänenanlage habe ich wieder einen hübschen Auftrag in sicherer Aussicht."

„Welchen, wenn es nicht indiskret ist, zu fragen?"

„Durchaus nicht; in der Nähe von Cremenaga, also auch nicht weit von hier, wird eine Fabrik errichtet; die Ausführung der Entwässerungsanlagen und ähnliche Arbeiten werden mir aller Wahrscheinlichkeit nach übertragen werden."

„Ich gratuliere — und wenn Sie die erste Million zusammen haben, dann lassen Sie es mich wissen. Was meinten Sie übrigens vorhin, als Sie sagten, die beiden Fräulein Ghione seien nicht Ihr Genre?"

Springer sah verwundert auf. „Nun, ich meinte — bei aller Achtung vor den beiden Damen —, daß ich mir von meiner Zukünftigen ein anderes Bild entworfen habe."

„Hahaha — also haben Sie Ihr Augenmerk auch schon auf eine Evastochter gerichtet. Sie sind verliebt, und ich habe Sie auf einem Geständnis ertappt!"

„Durchaus nicht," gab lachend der andere zur Antwort. „Ich denke an keine besondere, ich habe nur so im allgemeinen eine Gattung im Sinn, und dabei beharrt man doch gewöhnlich."

„Man! man! Sagen Sie lieber: die Deutschen!" rief Rondi, der bei diesem Thema womöglich noch lebhafter wurde, als er es während der ganzen übrigen Unterhaltung war. „Also auch darin schematisiert ihr und seid pedantisch! O, wie bedaure ich euch! Wir Italiener denken doch anders! Wenn die einzelne nur liebenswürdig, lustig, hübsch ist — hat sie nebenbei Geld, so ist das ja

kein unverzeihlicher Fehler — dann werden wir schon Feuer und Flamme; um die Gattung, die Art, die Species kümmern wir uns dabei nicht so viel!" Er schnippte mit den Fingern. „Und so ist's bei uns allen, bei hoch und niedrig, bei den Jungen und den — weniger Jungen, denn von Alten kann dabei nicht wohl die Rede sein. Fühlt einer wirklich Feuer — echtes, kein künstlich angefachtes Feuer im Herzen, dann ist er eben nicht alt, mag sein Taufschein auch besagen, was er will. Sehen Sie einmal den Burschen an, der dort an der Thür steht und zu den Tanzenden hineinschielt. Sie kennen ihn ja, es ist der Antonio Piatti, der bei uns draußen unter Ihrer Leitung gearbeitet hat. Er hat jetzt sicherlich wieder ein Mädchen im Auge; und glauben Sie, daß dieser Bursche lange darüber nachdenken wird, ob diese holde Schöne auch zu der von ihm bevorzugten Gattung oder Species gehört? Unsinn, sage ich! das hieße, die schöne Zeit unnütz vertrödeln! Sie gefällt ihm, er greift zu und er ist schon mit dem Mädchen einig, wenn es Ihre Landsleute noch nicht einmal mit sich selbst sind."

Springer lachte. „Da haben Sie sich allerdings ein Prachtexemplar herausgegriffen," sagte er. „Soll dieser Piatti wirklich als Beispiel für Sie alle gelten?"

„Nun — das gerade nicht," erwiderte Rondi zögernd. „Er treibt's vielleicht ein wenig zu arg. Er hat heute diese und in acht Tagen jene; er hält's bei keiner lange aus."

„Bei der Arbeit leider auch nicht," ergänzte der andere. „Deshalb hat er auch keinen festen Beruf; es geht ihm also dabei ebenso wie bei den Mädchen. Heute hat er diese Beschäftigung, in acht Tagen jene. Schade um ihn, er ist wirklich ein geschickter, sehr anstelliger Mensch, und ich hätte ihn gern dauernd an mich gefesselt. Aber alle Mühe, die ich mir mit ihm gab, war vergeblich. Während meiner Thätigkeit hier hörte er dreimal zu arbeiten auf, ergriff etwas anderes, das sich ihm bot, und kam dreimal zu mir zurück. Auf solchen Arbeiter ist kein sicheres Verlassen."

Der Walzer, den der Drehorgelspieler auf dringenden Wunsch der Tanzenden schon einigemal wiederholt hatte, war jetzt wieder einmal glücklich an seinem Ende angelangt und die Musik verstummte. Antonio hatte in den letzten Minuten keinen Blick von Assunta verwendet und sich in einem Gemisch von verletztem Stolz und gekränkter Eitelkeit darüber empört, daß das Mädchen sich mit ihrem Tänzer offenbar lustig unterhielt, nachdem sie ihn selbst eben noch vor den Augen seiner Freunde gedemütigt hatte. Sobald der Tanz beendet war, näherte sich Assunta der Thür; Antonio trat ihr schnell entgegen, hielt ihr die Hand hin und sagte: „Sie hätten auch nicht gleich so auffallend zu werden brauchen. Was ich vorhin sagte — wegen der Liebsten — ich meine, daß Sie meine Liebste werden würden — das war ja natürlich nur im Scherz gesagt. Also vertragen wir uns wieder!"

Assunta that, als bemerke sie die vorgestreckte Hand nicht, und entgegnete so laut, daß alle Umstehenden es hören mußten: „Was ich Ihnen vorhin über Ihre Liebste, die arme Barbara, sagte, war durchaus im Ernst gemeint — und nun wissen Sie ja wohl, wie wir miteinander stehen." Ohne sich weiter um Antonio zu bekümmern, der sich unter dem schadenfrohen Gelächter der anderen verfärbte, und in dessen Augen es flammte, als steige eine furchtbare Wut in ihm auf, ergriff Assunta ihre Freundin Teresa am Arm und sagte: „Komm hinaus ins Freie, ich muß einen frischen Atemzug thun. Ich habe zu viel getanzt, und hier ist's vor Hitze nicht auszuhalten."

Teresa wäre weit lieber bei Giuseppe geblieben, aber Assunta zog sie fast mit Gewalt aus dem Zimmer; als erstere sich nochmals nach dem jungen Burschen umwandte, um ihn womöglich herbeizurufen, sah sie, daß jener bereits mit einigen Kollegen aus der Fabrik in eifrigstem Gespräch begriffen war. Dieser Mangel

an Aufmerksamkeit ärgerte sie. „Ich komme mit dir, Assunta," sagte sie, „du brauchst mich gar nicht zu ziehen. Mag er mich suchen, wenn er mich sehen will; das geschieht ihm ganz recht."

Im nächsten Augenblick befanden sich die beiden Mädchen in der Nähe des Tisches, an welchem Springer und Rondi saßen. Der Ingenieur erblickte kaum die Mädchen, als er lachend rief: „Ah, Fräulein Tessa! Das freut mich wirklich, daß ich Sie noch einmal sehe, bevor ich Luino verlasse. Sie müssen sich zu uns setzen und Ihre Freundin ebenfalls. Diesen Herrn kennen Sie ja jedenfalls schon, Herrn Giovanni Rondi. So, nun setzen Sie sich einmal und erzählen Sie, wie es Ihnen geht und was Ihr Onkel, der würdige Domenico Tessa, macht. Bimboni, noch eine Flasche vom Gesiegelten und zwei Gläser!"

Assunta wußte nicht, ob sie die Einladung annehmen sollte; als sie sich aber fragend und ziemlich verlegen umblickte, sah sie dicht hinter sich Antonio, der ihr offenbar gefolgt war. Sei es aus Trotz, sei es aus Stolz und um dem Burschen mit ihren vornehmen Bekannten zu imponieren — genug, sie nahm leicht errötend an dem Tische Platz und lud mit einer Handbewegung die Freundin ein, sich ebenfalls zu setzen.

„Das ist Teresa Nico," sagte sie dabei; „wir sind zusammen hergekommen, und man weiß in der ganzen Stadt, wie treu wir zusammenhalten. Wir haben uns nämlich ewige Freundschaft geschworen."

Rondi konnte ein Lachen nicht unterdrücken; er füllte die Gläser aus der neuen Flasche und rief: „Die ewigen Freundschaften sollen leben — wenigstens so lange, bis sie in die Brüche gehen."

Die Mädchen verstanden die Ironie nicht, sie waren aber klug genug, zu merken, daß der Techniker sich über sie lustig mache. Das ärgerte Assunta. Sie stieß zwar mit ihrem Glase an und that auch einen herzhaften Schluck daraus, dann sagte sie aber eifrig: „Nicht wahr, Herr Carlo, Sie kennen uns doch schon lange und Sie wissen auch, daß wir gute Freundschaft halten."

„Gewiß, Fräulein Assunta, gewiß! Mein Freund Rondi ist sonst ein braver Mensch, aber ich weiß schon von früher her, daß er im Hinblick auf Mädchenfreundschaft ein arger Ketzer ist. O, er hat seine Erfahrungen."

Die Mädchen sahen den Techniker verstohlen und fast erschrocken an.

„Aber die Freundschaft zwischen der Familie Tessa und mir soll leben," fuhr Springer fort und leerte dabei sein Glas. „Sie müssen nämlich wissen, lieber Rondi, daß diese Herrschaften so ziemlich meine ältesten Bekannten in Luino und Umgebung sind. Als ich zum erstenmal hierherkam, stieg ich im Albergo Vittoria ab. Gleich bei meinem ersten Spaziergang lernte ich zufällig den braven Domenico kennen, der ja, seit er nicht mehr Steuermann auf dem Dampfschiff ist, das den Luganer See unsicher macht, und seitdem er sich zur Ruhe gesetzt hat, gar nicht weiß, was er mit dem lieben langen Tag anfangen soll. Na, ihm machte es Spaß, den Fremden beim Suchen eines möblierten Zimmers zu unterstützen, und ich wußte seine schätzbare Hilfe zu würdigen. Auf den Gipfelpunkt meiner Hochachtung stieg er aber, als ich ihn am nächsten Abend auf der Promenade am See wieder traf und ihn nun als Onkel dieser reizenden Nichte kennen lernte. Seitdem haben wir uns manches Mal getroffen und immer ganz nett geplaudert, nicht wahr, Fräulein Tessa?"

„Gewiß, Herr Carlo!" Assuntas Augen blitzten vor Vergnügen.

„Sehen Sie, und deshalb freut's mich doppelt, heute noch einmal mit Ihnen zusammen zu sein. Heute nacht geht's nämlich zurück nach Mailand."

„Sie wollen fort von hier? Ach, das ist schade!" Assunta brachte das so naiv vor, daß Rondi leicht lachte, und auch Carlo unterdrückte ein Lächeln nur, weil er sah, daß des Mädchens Züge sich merklich verdüstert hatten.

„Thut es Ihnen leid? Nun, ich komme

schon wieder einmal herüber, und dann suche ich natürlich auch Sie und Ihren Onkel auf."

„Wirklich?"

„Ja, meine Hand darauf."

Assunta legte mit einer Schüchternheit, die ihr sonst eben nicht eigen war, ihre Hand in die dargebotene Rechte des Mannes, dem sie dabei freundlich lächelnd in die Augen sah.

Antonio hatte sich inzwischen dem Tische genähert und die Gruppe mit lauernden Blicken betrachtet. Springer bemerkte ihn jetzt, und sofort fiel ihm auch das Argwöhnische in seinen Blicken auf. Er wollte sich einen Spaß mit dem Burschen machen und rief: „Ach, Piatti, Sie wollen wohl das Fräulein Assunta zum Tanze holen? Da kommen Sie zu spät! Sie geht mit Ihnen nicht mehr; wir haben uns eben die Hand gegeben, daß ich jetzt ihr Schatz bin."

Eine flammende Röte überzog jäh Assuntas Gesicht; sie machte mit der Hand, die eben noch in der des jungen Mannes gelegen hatte, eine so heftige Bewegung, daß sie beinahe das Weinglas umgeworfen hätte.

Antonio bemühte sich, möglichst geringschätzig zu lächeln, und sagte dabei: „Dann behalten Sie sie nur; die gönne ich überhaupt jedem, der sie haben will." Damit wandte er sich um und schlenderte weiter; als er sich unbeobachtet glaubte, stieß er ingrimmig zwischen den Zähnen hervor: „Dieser verdammte Deutsche! Daß ihn die Pest —" Seine Augen funkelten drohend und sein hübsches Gesicht war vor Wut verzerrt.

Die Röte in Assuntas Gesicht war bei Antonios verächtlichen Worten einer tiefen Blässe gewichen. Im ersten Moment wollte sie aufspringen und dem Burschen all das ins Gesicht schleudern, was Zorn und gekränkter Stolz ihr eingaben — aber sie bezwang sich; in Gegenwart dieser beiden Herren, die sie, wie sie meinte, gleich einem vornehmen Fräulein behandelten, wollte sie ihrem Temperament nicht die Zügel schießen lassen, und blitzschnell durchzuckte sie auch der Gedanke, daß die Herren aus ihrer scheinbaren Ruhe schließen würden, sie selbst fühle sich an Bildung und Lebensart weit über Antonio erhaben. So blieb sie denn auf ihrem Platze, aber mit niedergeschlagenen Augen und unsicherer, ein wenig zitternder Stimme sagte sie zu Springer: „Sie hätten das — das — ich meine das mit dem Schatz — nicht sagen sollen, Herr Carlo."

Der junge Ingenieur, der die ganze Sache als einen harmlosen Scherz betrachtet hatte, war so erstaunt über den jähen Wechsel in Assuntas Stimmung und im Ausdruck ihres Gesichtes, daß er gar nicht wußte, was er davon halten und wie er das Mädchen wieder einigermaßen beruhigen sollte. Jetzt hielt es Teresa für geraten, der Freundin beizustehen und dem Gespräch vielleicht eine andere Wendung zu geben.

„Assunta hat ganz recht, Herr Carlo," sagte sie, sich zu diesem wendend; „sie braucht keinen Schatz, denn sie hat schon einen in sicherer Aussicht."

„Fängst du auch noch an, Teresa?" fuhr nun Assunta auf; sie beherrschte sich nur noch mit sichtlicher Mühe.

„Aber was willst du denn? Ich meine es doch gut und will den Herren nur sagen, wie die Sache steht. Oder glaubst du mit einemmal nicht mehr, was die Mutter Garnera dir prophezeit hat?"

„Die alte Hexe, die Garnera? Kinder — ich meine, meine Damen, sind Sie auch bei der gewesen?" rief Rondi mit lautem Lachen. „Sie müssen nämlich wissen," fuhr er zu Springer gewendet fort, „daß die Garnera das Orakel von Luino und Umgebung ist. In allen möglichen und unmöglichen Angelegenheiten, die nur einigermaßen über das Alltägliche hinausgehen und über ihren Ausgang den guten Leuten hier Kopfschmerzen machen, wird die Alte um ihren hochweisen Rat gefragt, der allerdings meist ebenso dunkel seinem Sinne nach ist wie einst der des guten Apollo zu Delphi. Ganz besonders pilgern die Frauen und

die Mädchen zu der Alten; sie lassen sich von ihr wahrsagen und glauben auch steif und fest — na, Sie wissen ja, wie das Weibervolk ist. Wenn solche alte Nachteule in ihrem Neste recht toll herumrumort und dabei die Augen verdreht, so glauben die Weiber ja schon, sie stehe mit höheren Mächten in allerintimster Beziehung. Versuche einer mal, diesem Volke den Aberglauben auszutreiben! Eher kann man ihm die Seele aus dem Leibe reißen!"

Teresa war über diesen Zweifel ganz empört. „Es ist kein Aberglaube," eiferte sie. „Was die Garnera sagt, trifft ein. Erst neulich wieder —"

„Wie war's denn mit der Prophezeiung für Fräulein Assunta?" unterbrach Springer die Redelustige. „Das heißt, vorausgesetzt, daß wir's hören dürfen."

„Weshalb nicht? Nicht wahr, Assunta, ich kann's doch erzählen?" Teresa wartete die Bestätigung nicht erst ab, sondern fuhr gleich fort: „Sie wissen doch, daß Assunta vor fast zwei Jahrem einem Kinde das Leben gerettet hat."

Rondi nickte und sagte: „Ich habe davon gehört;" aber Carlo blickte Assunta ganz erstaunt an und rief: „Davon weiß ich kein Wort! Wie war denn das?"

„Es ist ja schon so lange her —" warf Assunta abwehrend ein.

„Wie ich höre, erst zwei Jahre — und Lebensrettungen verjähren nicht so schnell. Also, Fräulein Nico, wie war's?"

„Es war im September, so um die Zeit, da die ersten Fremden zu längerem Aufenthalt zu uns kamen. So viel wie in Lugano haben wir ja nicht, aber der Besuch ist doch immer ganz hübsch zahlreich. Da wohnte im Albergo Vittoria eine englische Familie; das jüngste Kind wurde fast immer der Wärterin zur Aufsicht überlassen. Eines Tages waren die Herrschaften mit dem Dampfschiff nach Pallanza gefahren; wie gewöhnlich ging die Wärterin mit der Kleinen — ein reizender Blondkopf war's — nachmittags auf die Promenade am Hafen. Während das Kind nun spielte, muß jene wohl, von der Hitze ermüdet, auf der Bank eingeschlafen sein — kurz, als wir beide, Assunta und ich, über den Platz gehen, hören wir plötzlich ein Kinderstimmchen laut schreien. Wir verstanden kein Wort — die Kleine kannte ja kein Italienisch, aber wenn jemand um Hilfe ruft, dann ist's ganz gleich, in welcher Sprache er es thut; man merkt's am Ton. Wir liefen also zum kleinen Hafen — Sie wissen ja, neben der Landungsstelle, da wo die Boote liegen, und da treibt auch schon das kleine Wesen auf den Wellen und war fast schon im See draußen, na und dann wäre es wohl mit dem jungen Leben aus gewesen. Mir zitterten die Knie vor Schreck und ich konnte nicht einmal schreien, es war auch kein Mann in der Nähe. Da springt die Assunta hinab ins Wasser, schwimmt dem Kinde nach, erfaßt es am Kleidchen, als eben eine Welle kam, die es sicher hinausgetragen hätte in den See. Dann hielt sie mit der einen Hand das Kind und mit der anderen hielt sie sich so lange über Wasser, bis ich ein Boot losgemacht hatte, auf sie zuruderte und sie aufnahm. Daß ich das schnell that, können Sie sich denken. Na, wie die Wärterin erschrocken war, als wir ihr das nasse Kind in die Arme legten — sie erwachte erst, als sie das kalte Wasser fühlte — das läßt sich gar nicht sagen. Nun kamen Männer herbei und die schalten furchtbar auf die Nachlässige; die antwortete immer in ihrer Sprache, und kein Mensch wurde klug daraus. Endlich ging sie mit der weinenden Kleinen in das Hotel. Der Assunta klebten die Kleider am Leibe und ich begleitete sie nach Hause."

Carlo hatte mit vielem Interesse zugehört und bald die Erzählerin, bald Assunta dabei angeblickt. Jetzt sah er mit ungeheuchelter Bewunderung die letztere an und sagte: „Sie sind ja eine wirkliche Heldin, Fräulein Tessa. Das ist eine That, zu der man jeden, besonders aber ein junges Mädchen, beglückwünschen muß."

Assunta blickte zu ihm auf, und als sie in seinen Augen las, wie ernst es ihm

mit diesen Worten war, und als sie an ihrem Klange hörte, daß sie ihm wirklich von Herzen kamen, da lächelte sie mit glücklichem Ausdruck still vor sich hin.

„Als abends nun die englische Familie heimkehrte,“ fuhr Teresa fort, „und alle hörten, was sich inzwischen zugetragen, da fiel die Mutter der Kleinen vor Schreck in Ohnmacht. Aber der Vater hat, wie mir später das Zimmermädchen aus dem Albergo Vittoria erzählte, fürchterlich gelärmt und gezankt und erklärte dann, daß sie alle auf der Stelle abreisen würden. Dann erkundigte er sich genau nach Assunta und mir und schrieb an jede von uns einen Brief. In derselben Nacht noch ist die Familie nach Bellinzona hinausgefahren. In den Briefen bedankte er sich vielmals und der Assunta schickte er dreihundert Lire, mir selbst hundert Lire. Na, von meinem Gelde hat mein Vater zu allerhand Anschaffungen, die in der Wirtschaft nötig waren, fünfzig Lire verbraucht und den Rest hat er für mich bei der Sparkasse eingezahlt. Assuntas Onkel sandte an ihren Paten in Mailand die dreihundert Lire, damit er es gut anlege. Richtig, bald darauf schickte der Pate auch ein Papier und schrieb dazu, dies sei eine Prämie — so heißt es, glaube ich — und die würde in Lugano ausgelost, in spätestens fünfzehn Jahren müsse das Los herauskommen, mindestens mit fünfhundert Francs oder Lire — das ist ja dasselbe; Assunta kann aber auch fünfzigtausend Francs darauf gewinnen — denken Sie sich: fünfzigtausend Francs. Das war doch gescheit von dem Paten, solch ein Glückslos zu kaufen. Nun wollte Assunta doch gern erfahren, ob sie wohl den Haupttreffer machen wird, denn man weiß doch gern, woran man ist. Sie steckte also das Papier zu sich und wir gingen beide zur alten Garnera.“

„Aha,“ warf Rondi lächelnd ein.

„Ja, und nun denken Sie nur: die Garnera kannte die Geschichte schon, sie hatte sich in der Stadt herumerzählt. Und nun blickte sie in Assuntas Hand und dann in das Papier und dann wieder in die Hand, und zuletzt sieht sie lange die Zahlen an, die oben auf dem Papier stehen, und sagte endlich: ‚Assunta, Assunta, mein Kind! Gieb das nicht fort, halt's fest in der Hand, in deiner Hand führt's zum Guten!‘ Und dann blickte sie wieder auf die Zahlen und fuhr fort: ‚Hier steht dein Schatz, hier steht dein Schatz! Das hier führt dich zum Glück!‘ Assunta zitterte am ganzen Leibe — nun ja, es ist doch auch nichts Kleines, wenn einem so viel Glück auf einmal prophezeit wird. Als wir wieder auf der Straße waren, konnte sich Assunta noch immer nicht erholen, ich jubelte aber: Siehst du, nun gewinnst du fünfzigtausend Francs. Die Garnera hat's gesagt. Sehen Sie, meine Herren, so war's. Habe ich nun nicht recht, wenn ich sagte, Assunta hat einen Schatz so gut wie sicher und einen anderen braucht sie nicht? Wenn sie erst ihre fünfzigtausend Francs hat, dann ist sie eine feine Dame und dann — dann — ach, Assunta,“ unterbrach Teresa sich selbst und umarmte plötzlich ihre Freundin stürmisch, „wahrhaftig, ich gönne dir dein Glück! Keiner anderen gönne ich es so — aber ich wünschte wohl, ich hätte auch — na, ich habe ja auch mein Teil; siehst du, da kommt Giuseppe.“

Sie hatte schon längst vergessen, daß der Bursche, dem sie von Herzen gut war, vorhin etwas unaufmerksam gegen sie gewesen. Jetzt sprang sie auf, reichte Giuseppe die Hand und zog ihn an den Tisch. „Da, trink aus meinem Glas, dann weiß jeder, was der andere von ihm denkt.“

„Aber erst frisch einschenken!“ rief Springer. „So, und nun wollen wir noch einmal anstoßen. Die kühne Lebensretterin soll leben! Fräulein Assunta — hoch! Und auch Sie, Fräulein Nico, sollen leben!“

„Danke schön, Herr Carlo.“ Alle leerten ihre Gläser. Rondi erhob sich.

„Ich werde Sie nachher zum Bahnhof begleiten, lieber Freund; vorher muß ich aber noch einmal in meine Wohnung gehen. Ich finde Sie ja wohl auf der Promenade?“

„Gewiß," entgegnete Springer. „Mein Koffer ist schon auf dem Bahnhof, und ich will die Luft in Luino so lange genießen als nur irgend möglich. Im heißen Mailand werde ich noch Zimmerluft genug atmen müssen. Leben Sie wohl, Fräulein Assunta. Ihren Onkel werde ich heute wohl noch treffen, wenn er seinen gewöhnlichen Spaziergang macht — und sollte ich ihn nicht mehr sehen, so grüßen Sie ihn recht sehr von mir. Was die Prämie betrifft, so wünsche ich Ihnen natürlich alles Glück, auch wenn es die Garnera nicht prophezeit hätte."

Er reichte dem hübschen Mädchen, das ihn unverwandt anblickte, nochmals die Hand, nickte Teresa und Giuseppe freundlich zu, steckte sich dann eine Cigarre an und verließ, dichte Rauchwolken ausstoßend, mit Giovanni Rondi die Osteria, während Assunta wie in einen Traum versunken dastand und ihm nachblickte. Die Schritte der beiden waren längst verhallt, als das junge Mädchen langsam den Kopf wandte, leise seufzend mit der Hand über die schöne Stirn fuhr und dann Teresa folgte, die sich am Arm ihres Giuseppe schon wieder unter die Tanzenden gemischt hatte.

* * *

Langsam schritten die beiden jungen Männer auf demselben Wege dahin, den vorhin Assunta und Teresa zurückgelegt hatten, als sie zu Bimboni gingen. Die Sonne war bereits untergegangen, die Straße wie der Platz am See lagen schon in tiefem Schatten, die frühere drückende Hitze war gewichen, vom Wasser fächelte ein leichter Abendwind wundervolle Kühlung herüber, und zahlreiche Spaziergänger promenierten am Ufer und auf dem Platze. Vor den Häusern hatten sich Gruppen gebildet — hier besprachen die Männer mit größter Lebhaftigkeit die neuesten politischen Ereignisse, die sie eben in den neu eingetroffenen Mailänder Zeitungen gelesen hatten; dort wurden von würdigen Matronen die Familienverhältnisse im weiteren Umkreise der Nachbarschaft einer eingehenden Kritik unterzogen; in langen Reihen gingen Arm in Arm junge Mädchen auf dem breiten Fahrdamm auf und nieder, plaudernd, lachend und mit den Burschen, die unter den Hausthüren standen oder es sich auf den Bänken am See bequem gemacht hatten, schnelle Blicke und zuweilen wohl auch ein harmloses Scherzwort austauschend.

Im Laufe des Gesprächs zwischen Springer und Rondi war die Rede auch auf die Frauen gekommen, und der Ingenieur hatte seiner Freude Ausdruck gegeben über die Harmlosigkeit, welche dem Wesen so vieler italienischer Mädchen ihren Stempel aufdrückt und die so ganz und gar abweiche von dem, was er in seiner eigenen Heimat über Charakter und Sinnesart der „glutäugigen Schönen" gehört hatte.

„Wie man über meine schönen Landsmänninnen bei Ihnen denkt," nahm Rondi das Wort, „weiß ich nicht, und da ich nicht das Vergnügen habe, deutsche Damen näher zu kennen, als es eben bei flüchtigstem Zusammentreffen möglich ist, so weiß ich auch nicht, wodurch sich diese von den Huldinnen bei uns unterscheiden. Aber so viel ist mir klar, lieber Carlo, Sie haben die Zeit, die Sie nun schon in Italien verbringen, mehr zum Studium der neuen Fortschritte in der Technologie verwendet — was ja, wie ich nicht leugnen will, auch seine guten Seiten hat — als zum Studium der Frauen. Nein, nein, lieber Freund! Widersprechen Sie nicht, Ihre Äußerung hat es ja bewiesen. Sie irren sich sehr bedeutend! Diese Mädchen mögen alles sein, was Sie wollen — hübsch und gut und aufopferungsfähig, aber harmlos sind sie nicht. Am allerwenigsten die Mädchen aus jener Klasse, die nicht die erste und nicht die letzte Rangstufe einnimmt."

„Zum Beispiel?"

„Beispiele anzuführen liebe ich nicht; aber wenn Sie wollen, so nehmen wir diese Assunta Tessa. Würde sie der besseren Gesellschaft angehören, so könnte man aus konventionellen Rücksichten nicht so

gemütlich mit ihr verkehren, wie wir es doch eben thaten, und auch sie selbst würde sich diesen Umgangston sehr verbitten. Für ein Mädchen aus den untersten Klassen, denen man so ziemlich alles bieten kann, weil sie sich geehrt fühlen, wenn ein Höherstehender mit ihnen plaudert, die aber meistens zu dumm sind, als daß man es lange bei ihnen aushielte, hat Assunta wieder zu viel Wissen und auch zu viel Lebensart. Diese Mittelklasse ist die zahlreichste und dabei auch die gefährlichste."

„Nun auch gar schon gefährlich?"

„Jawohl! Den anderen Mädchen können Sie entgehen, vorausgesetzt, daß Sie es überhaupt wollen. Aber diesen, welche so viel Anziehendes haben, das durch keine konventionelle Fessel eingeschränkt wird, entschlüpfen Sie nicht, wenn Sie ihnen einmal ins Garn gegangen sind. Diese Mädchen nennen Sie harmlos! Ja, die gewöhnliche Koketterie der Modedamen mag ihnen fremd sein, aber glauben Sie mir: sie verstehen es, den festzuhalten, auf den sie's einmal abgesehen haben. Wir Männer, ich sagte es Ihnen vorhin schon, lassen uns hinreißen, wir sind fast immer Opfer des ersten Eindrucks. Dafür sind wir auch — unter uns Männern können wir uns ja die Wahrheit gestehen — zur Treulosigkeit geneigt; wir sind hier überhaupt unzuverlässige Kantonnisten. Jene Mädchen erwägen und wählen und hören auf des Herzens Stimme; hat diese aber gesprochen, dann setzen sie auch alles daran, ans Ziel zu kommen. Dann ist ihnen nichts zu teuer, um es nicht der heiligen Gottesmutter zu versprechen, damit sie ihnen beistehe. Diese Mädchen kennen nur eins — ihre Liebe; nichts anderes kümmert sie, um nichts anderes sorgen sie. An ihr halten sie fest mit einer Zähigkeit, die sie für die Erhaltung des eigenen Lebens kaum aufwenden würden."

„Aber mit solcher gewaltigen Liebe geliebt zu werden, mit solcher fast elementaren Kraft — das muß ja geradezu göttlich schön sein!" rief Springer, halb scherzend und halb im Ernst.

„Hüten Sie sich, lieber Freund," entgegnete Rondi trocken, „daß Ihnen solch ein göttliches Los nicht zu teil wird. Der Mensch mit seiner geringen irdischen Kraft kann nun einmal nichts ertragen, was für die Himmlischen bestimmt ist, und an vielen Beispielen haben wir schon die Richtigkeit dieser Lehre erprobt. Manch guter Bekannter von mir ist nicht zeitig genug dem Feuer ausgewichen und dann —"

„Dann hat er sich die Flügel verbrannt?"

„Und Kopf und Herz dazu. Es mag ja wohl sein, daß derjenige glücklich ist, der so glühend geliebt wird, sicherlich ist aber derjenige dreimal glücklich, der solcher Liebe zu entgehen wußte. Na, mit Ihnen hat's ja keine Gefahr. Sie studieren die neueste Konstruktionstheorie, und dabei zerbricht man höchstens sich selbst den Kopf, aber keinem Mädchen das Herz. Nun muß ich Sie aber wirklich verlassen, wenn ich zeitig genug wiederkommen soll, um Sie zur Bahn zu begleiten. Auf Wiedersehen also! Ich treffe Sie doch hier auf der Promenade? Adieu!"

Dem jungen Deutschen die Hand kräftig schüttelnd, wandte sich Rondi und schlug eine der vom Hafen nach der im Mittelpunkt des Städtchens befindlichen Piazza Garibaldi führenden Straßen ein. Springer blickte ihm lächelnd nach. So hatte er den Freund, mit dem er nun Wochen hindurch verkehrt hatte, noch nicht gesehen; so viel psychologische Weisheit im Munde eines Mannes, den er wohl wegen seiner Fachkenntnisse hochschätzte, den er sonst aber stets nur als liebenswürdigen, allzeit zu einem Scherz aufgelegten Gesellen kennen gelernt hatte, frappierte ihn geradezu. Sollte das alles mit einer gewissen Absichtlichkeit gesagt sein? Es hatte ganz den Anschein, denn Giovanni Rondi hatte mit größerem Ernst gesprochen und das Thema mit mehr Ausführlichkeit behandelt, als es sonst seine Art war. Aber aus welchem Grunde? Es hätte doch nur als eine gutverschleierte Warnung Sinn gehabt und er selbst hatte doch wahr-

haftig nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen gegeben.

Springer hätte sich, seinem natürlichen Wesen nach, wohl noch lange in allen möglichen Kombinationen ergangen, wenn er sich jetzt nicht langsam umgewandt und aufblickend unwillkürlich einen leisen Ruf des Staunens und Entzückens ausgestoßen hätte. Vor dem prachtvollen Anblick, der sich ihm darbot, verstummten alle inneren Fragen, tauchten alle Besorgnisse unter. Schon oft hatte er von der Promenade aus den Anblick des scheidenden Sonnenlichts genossen, aber noch niemals war ihm das Bild in so überwältigender Majestät, in solch grandioser Schönheit wie heute vor Augen getreten. Es war, als wollte die Natur, bevor er sich in die engen Straßen der Stadt zurückbegab, sich ihm noch einmal in ihrer ganzen machtvollen Herrlichkeit offenbaren. Der Sonnenball war bereits dem Auge entschwunden, nur ein mächtiger, flammender Schein bezeichnete die Stelle, wo er im Westen untergetaucht war. Von ihm ging ein breiter Lichtstreifen nach beiden Seiten aus, der wie ein Gürtel von flüssigem, flammendem Golde den ganzen westlichen Horizont umspannte. In den leise bewegten Wellen des Sees spiegelte sich der Flammenschein, in den Fenstern der dem Hafen zugewendeten Häuser leuchtete er wieder — und nun wurde der flammende Gürtel schmaler und immer schmaler, das Auge konnte beobachten, wie er sich immer mehr senkte, jetzt den Horizont einsäumte und dann allmählich hinter den Hügeln untertauchte. Nun hüllte eine tiefrote Glut, gleich dem Wiederschein einer ungeheuren Feuersbrunst, den westlichen Himmel ein, und die Wellen spiegelten die Glut wieder und rot leuchtete es in den Fenstern auf; und allmählich, als sei ein Feuer im Verlöschen, milderte sich die Glut, matter wurden die Farben, und wo eben noch die feurige Lohe glühte, da schimmerte nun ein goldiger Schein, in dessen verklärendem Glanz der scheidende Tag dahinschwand. In dem eben noch klaren Äther schwammen jetzt einzelne kleine Wölkchen dahin, man wußte nicht, wo sie aufgestiegen waren — in zartem Rosa, wie hingehaucht, zogen sie leise ihre Bahn. Nun verblaßte auch der goldige Schimmer; über dem See wölbte sich der Himmel in freundlichem Blau; von Osten herauf zog eine tiefere Färbung, weiter und weiter senkte sie sich gen Westen. Für einen Augenblick breitete sich hier ein violetter Schein aus — nun nahm auch dieser ab, und immer schneller senkten sich die Schatten der Dämmerung auch über diesen Teil des Horizonts. Am tiefdunklen Abendhimmel über dem See schimmerte ein Stern, ein zweiter wurde sichtbar, bald war das Firmament übersäet mit ihnen wie mit funkelnden und blitzenden Punkten. Auf dem See wallte ein zarter blauer Nebelschleier, und nur in schwachen, ungewissen Umrißlinien konnte man durch ihn hindurch das jenseitige Ufer und die Hügelkette erkennen. Das Auge konnte nicht mehr unterscheiden, was nah, was ferne. Und immer dichter wurde der Schleier, immer tiefer die Dunkelheit, durch die nur hin und wieder ein Licht, menschliche Wohnungen anzeigend, vom jenseitigen Ufer herüberblitzte und in zitternder Linie sich auf eine kleine Strecke im Wasser spiegelte. Die Nacht hatte sich herabgesenkt und breitete ihre Fittige über den See und das Land.

In Staunen und Bewunderung versunken hatte der Deutsche dem herrlichen Schauspiele zugeblickt. Das Bild, welches die Natur ihm hier, wie nur je in einer Stunde ihrer großartigsten Schöpferlaune, entrollt hatte, ließ ihn alles Kleinliche und Niedrige vergessen und mit ihnen alle Interessen des Tages. Der Hang zum Träumen, der ihm innewohnte, den seine starke Natur sonst aber kraftvoll zurückdrängte, um stets gewappnet zu sein für die an ihn herantretenden Forderungen des realen Lebens — dieser Hang ließ sich in dieser Stunde, in dieser Umgebung nicht eindämmen; mit den Wölkchen am Himmel dort oben zogen seine Gedanken — fort über das Alpenland und über Strom und Berg, bis dorthin,

wo in der fernen, fernen Heimat sich in einem kleinen Landstädtchen ein sorgsam gepflegter Garten befand. Er umschloß ein niedriges Häuschen, und jetzt — das wußte und fühlte er — jetzt stand an einem Fenster dieses Häuschens eine alte Frau mit einem so guten, lieben, ihm so vertrauten Gesicht und blickte zum Abendhimmel auf, der im kalten Norden allerdings nicht in solcher Farbenpracht erstrahlte wie hier im herrlichen Süden, und nun bewegten sich die Lippen der Matrone und sie sandten einen Gruß dem in weiter Ferne weilenden Sohne zu, und der leise Abendwind nahm die Worte auf und trug sie über Berg und Thal. Jetzt umfächelte ein Windhauch das Gesicht des Träumers — in tiefer Erregung zitterte der starke Mann, ihm war so weich ums Herz — er meinte in dem Lufthauch den Atem der Mutter zu spüren — und nun klang es leise an sein Ohr: „Guten Abend, Herr Carlo!" Erstaunt, fast bestürzt wandte er sich um. Assunta stand vor ihm, und in ihrem reizenden Gesichtchen blitzte ein übermütiges Lächeln auf, als sie sah, daß sie den sonst so fröhlichen jungen Mann in einer so weltverlorenen Stimmung überrascht hatte. Springer reichte dem jungen Mädchen die Hand; noch war er nicht wieder Herr über sein Empfinden geworden, und so drückte er die Hand Assuntas so innig und herzlich, daß das Mädchen über und über rot wurde, das Lächeln vergaß und einen forschenden Blick in die Augen des Mannes sandte.

Bald saßen die beiden miteinander plaudernd auf einer der auf der Promenade befindlichen Bänke. Die wenigen Laternen, die sich hier befanden, wurden nach und nach angezündet; eine mäßige Helle, gerade geeignet, die einzelnen Gegenstände in ihren Umrißlinien erkennen zu lassen, verbreitete sich über den Platz. Assunta hatte, nach dem ersten Staunen über den warmen Händedruck, ihre gewöhnliche Munterkeit wiedergefunden und nun, wo kein dritter sie durch Zwischenreden störte, war sie unerschöpflich in Mitteilungen und Fragen. Zuerst erzählte sie, daß Teresa ausschließlich mit ihrem Giuseppe geplaudert habe, und deshalb hätte sie selbst, weil sie nicht tanzen mochte, bald nach Herrn Carlo und Herrn Rondi die Osteria verlassen; ihrem Onkel habe sie den Abschiedsgruß des Herrn Carlo ausgerichtet und der Onkel würde noch selbst kommen — und das — das mußte sie doch dem Herrn Carlo mitteilen; deshalb sei sie hier — und dabei habe sie ihn überrascht, als er dastand wie ein verzückter Träumer.

„An wen dachten Sie? Gewiß an Ihren Schatz in der Heimat!"

„O nein, ich habe keinen Schatz."

„Wirklich nicht?" Sie stieß die Frage so rasch, so eifrig aus, daß Springer lächelte und sie selbst errötete.

„Nein, wirklich nicht."

„Aber was ist denn das für ein Ring, den Sie da am Finger tragen?"

„Ein Geschenk meiner Mutter. Oder glauben Sie auch das nicht?"

„Doch — doch! Damit scherzt man nicht. Meine Mutter ist zwar schon lange, lange tot — ich habe sie kaum gekannt. Auch meinen Vater habe ich frühzeitig verloren, aber ihr Andenken ist mir viel zu heilig, als daß ich mit ihren Namen scherzen sollte. Ihre Mutter lebt noch?"

„Ja, in meiner deutschen Heimat."

„Sagen Sie, Herr Carlo — aber lachen Sie mich nicht aus, man kann ja schließlich nicht alles wissen. Deutschland ist sehr weit von hier; ist es dort wirklich immer Winter, wie man mir erzählt hat?"

„Bewahre! Wir haben einen herrlichen Frühling, einen Sommer, der manchmal hinter dem hiesigen kaum zurücksteht —"

„So, so! O, ich weiß auch manches von den Deutschen. Sie haben einen tapferen Kaiser, und wenn sie in den Krieg ziehen, sind sie unüberwindlich. Haben Sie auch schon einen Krieg mitgemacht?"

„Nein; als meine Landsleute mit den Franzosen kämpften, war ich noch ein Knabe."

„Giebt es in Deutschland viele Frauen,

und sind die Mädchen bei Ihnen zu Hause schön?"

„Gewiß sind sie das. Sie haben ein anderes Naturell als die Italienerinnen; sie sind weniger lebhaft, aber dadurch verlieren sie nichts an Liebenswürdigkeit."

„Also gefällt es Ihnen nicht, wenn man so lebhaft ist, wie — wie ich zum Beispiel? Aber ich kann doch nicht dafür."

Verwundert blickte der Deutsche seine hübsche Gesellschafterin von der Seite an. Er wollte ihr lachend ein Kompliment über ihr Wesen machen, unwillkürlich aber mußte er plötzlich an das denken, was ihm Rondi vor kurzem über die italienischen Mädchen mit solch besonderem Nachdruck gesagt hatte, und deshalb blieb er stumm.

Ein Obsthändler ging vorüber und bot seine Waren zum Kaufe an. Springer nahm ihm eine Düte mit Pfirsichen ab. Dieser Zwischenfall ließ Assunta vergessen, daß sie auf ihre Frage ohne Antwort geblieben war. Beide verzehrten einen Teil der saftigen Früchte, und wenn sie zu gleicher Zeit in die Düte griffen und ihre Hände dabei einander berührten, so warf das Mädchen einen schnellen verstohlenen Blick auf den Mann.

„Es ist doch seltsam," nahm Assunta nach kurzem Schweigen die Unterhaltung wieder auf, „daß wir alle, mein Onkel, ich, Ihr Freund Herr Rondi und wer sonst mit Ihnen verkehrt, Sie mit Ihrem Vornamen nennen. Sie haben doch einen Zunamen wie andere Menschen auch; Sie nannten ihn uns sogar, als Sie uns zum erstenmal sahen. Ist er denn wirklich so schwer auszusprechen?"

„Für mich nicht im geringsten, aber Ihren Landsleuten muß es wohl so vorkommen, sonst würden sie mich nicht immer Herr Carlo nennen."

„Also wie heißen Sie?"

„Springer!"

„Wie?"

„Springer!"

„Schri— Schi— ach nein, so kann ja niemand heißen."

„Aber es ist doch sehr einfach — Springer. Das bedeutet in unserer Sprache dasselbe, was man in Ihrer mit saltatore bezeichnet."

„Saltatore — das läßt sich doch aussprechen. Weshalb nennen Sie sich nicht Carlo Saltatore? Ich werde Sie immer so nennen. Aber nein —" setzte sie nach kurzem Nachdenken hinzu, „das darf man doch nicht thun. Seinen Namen soll man nicht verändern, an dem soll man festhalten, und stolz kann man sein, wenn man ihn zu einem geachteten gemacht hat. Ein Mann muß durch seine Thaten dafür sorgen, daß sein Name den Leuten geläufig wird."

Sie sagte das mit solcher Überzeugung und mit so viel Wärme im Ausdruck, daß der junge Deutsche sie fast erstaunt und nun mit wirklichem Interesse anblickte. Diese eine Bemerkung offenbarte ihm das feine und richtige Empfinden des Mädchens und zeigte ihm, daß auch ihre Gedanken sich erheben konnten über das Niveau eines fast kindischen Frage- und Antwortspiels.

„Bitte, schreiben Sie mir Ihren Namen auf," fuhr Assunta fort, ohne den verwunderten Ausdruck in Carlos Mienen zu bemerken. „Wenn Sie wieder nach Luino kommen, will ich Sie richtig mit Ihrem Zunamen anreden."

„Das können wir einfacher machen," entgegnete der Deutsche, indem er seine Brieftasche hervorholte; „hier haben Sie meine Visitenkarte. Da steht Name, Stand, Wohnung — der reine Steckbrief. Nun wissen Sie auch zugleich meine Adresse, und wenn Sie ein guter Wind einmal nach Mailand hinüberwehen sollte, so lassen Sie es mich wissen. Mich soll's wirklich freuen, Ihnen in der großen Stadt mit Rat und That beistehen zu können."

„Das braucht's wohl kaum, denn mein Pate wohnt ja auch in Mailand. Aber wenn Ihnen mein dummes Plaudern nicht zu viel ist, dann besuchen wir Sie einmal in Ihrer Wohnung — sobald ich nämlich dort bin."

Kopfschüttelnd betrachtete Assunta den seltsamen Namen auf der Karte, versuchte

durch langsames Buchstabieren über die unerhörte Schwierigkeit, so viele Konsonanten mit einemmal auszusprechen, hinwegzukommen, und barg die Karte in die Kleidertasche. Als Springer seine Brieftasche wieder fortsteckte, blickte er auf und sah beim ungewissen Licht der Gasflammen kaum vierzig Schritte vor sich eine im Schritt fahrende Equipage, deren Insassen, zwei Damen, den prachtvollen Abend nach dem heißen Tage zu einer Spazierfahrt benutzten. Mit scharfem Blicke hatte der junge Mann die Damen erkannt — es waren Fräulein Virginia und Carlotta Ghione, und da er keine Gelegenheit gehabt hatte, sich vor seiner Abreise persönlich bei ihnen zu verabschieden, so erfreute ihn dieses plötzliche Zusammentreffen um so mehr. Mit flüchtigem Worte sich bei Assunta entschuldigend, stand er schnell auf, trat an den Wagen und begrüßte die Damen, worauf Virginia sofort mit ihrem Sonnenschirm dem Kutscher ein Zeichen gab, den Wagen halten zu lassen.

„Sie noch hier, Herr Carlo? Wir glaubten Sie bereits in Mailand."

„Sie sehen daraus, gnädiges Fräulein, daß Sie mir zuviel Ehre erwiesen, als Sie mich neulich — Sie wissen wohl noch, es war in der Soiree bei Ihnen — für ein Musterexemplar eines fleißigen Menschen erklärten. Denken Sie, ich habe den halben gestrigen und den ganzen heutigen Tag hier dem süßen Nichtsthun gewidmet, und ich möchte sogar hinzufügen, daß mir dieses Nonplusultra von Trägheit sehr gut bekommt."

„Es thut uns leid," nahm Virginia das Wort, „daß wir, als Sie uns zum Abschied besuchten, ausgefahren waren. Papa sagte uns, Sie hätten versprochen, die Arbeiten in unserem Park sobald als möglich in Angriff zu nehmen. Wir halten Sie beim Wort, Herr Carlo. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Nach den Zeichnungen zu urteilen, wird unsere Villa sich noch einmal so hübsch ausnehmen, wenn sie von Fontänen umgeben ist."

„Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen sage, daß ich gleich morgen früh mit der Ausarbeitung der Pläne beginne."

„Sie fahren also noch heute hinüber?"

„In wenigen Stunden. Ich erwarte nur noch Herrn Rondi, den Techniker Ihres Herrn Vaters, mit dem ich mir hier ein Rendezvous gegeben habe —"

„Und bis er kommt, füllen Sie die Zeit mit einem anderen Rendezvous aus," unterbrach ihn lachend Carlotta, die jüngere Schwester. „Sieh nur, Virginia, auf jener Bank saß Herr Carlo, und wenn es auch dunkel ist, so sehe ich doch, daß sich dort eine Dame befindet."

„Aber, Carlotta —" verwies die Schwester.

„Schade," fuhr Carlotta unbeirrt fort, „man kann bei der Dunkelheit das Gesicht nicht mehr erkennen; aber ich kenne ja Ihren Geschmack, Herr Carlo."

„Sie sind leider im Irrtum," erwiderte Springer lachend; „ich wüßte wahrhaftig nicht, bei welcher von allen Schönen des Ortes —"

„Nein, ich lasse es mir nicht nehmen, Sie hatten ein Abschiedsrendezvous. Die stille Abendstunde, neben sich den herrlichen See, über sich den sternklaren Himmel und vor sich eine alte Gaslaterne, bei der man noch weniger als nichts sieht — kann man es sich romantischer denken?"

„Und zur Seite die kleine Assunta Tessa," fuhr Springer in demselben Tone fort, „die hier auf ihren Onkel, einen alten Steuermann, wartet, der wahrscheinlich wieder gewohnheitsmäßig von seinen Fahrten auf dem Luganer See erzählen wird —"

„Tessa? Ich glaube, ich habe den Namen schon einmal gehört. Gleichviel, ich bleibe dabei, Sie benutzten die schöne Zeit, bis Herr Rondi kommt, zu einem Abschiedsrendezvous. Die arme Ariadne! Sehen Sie nur, wie sie zu uns herüberblickt. Virginia, hüte dich, wir wollen sie nicht eifersüchtig machen."

„Aber Carlotta, was soll der Herr denken!"

„Ich empfinde nur tiefstes Bedauern

darüber, daß alles, was Ihr Fräulein Schwester so reizend schildert, hier ganz und gar nicht zutrifft."

„So ist es recht," fuhr die unerbittliche Carlotta fort; „ein wahrer Kavalier hält auf Diskretion. Wir wollen auch niemandem etwas verraten. Und nun im Ernst gesprochen: Halten Sie, was Sie uns versprochen haben, leben Sie wohl und grüßen Sie unser schönes Mailand, das wir vor dem Herbst wohl nicht wiedersehen werden."

„Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich, bitte, Ihrem Herrn Papa noch aufs angelegentlichste."

Springer zog, sich verneigend, den Hut, die Damen grüßten, und langsam setzte der Wagen seine Fahrt auf der Straße nach Germignaga fort, wo sich neben der Fabrik Ghiones die prächtige Villa desselben befand.

Assunta hatte anfänglich ohne besondere Teilnahme zu der Equipage hinübergeblickt, es war ja doch ganz natürlich, daß Herr Carlo die Töchter des Fabrikbesitzers, für den er gearbeitet und in dessen Hause er verkehrt hatte, freundlich begrüßte; allmählich aber stieg in dem Herzen des jungen Mädchens ein Gefühl auf, das ihr bisher fremd gewesen. Sie selbst hielt es für Neid, was sie empfand. O, nicht um den schönen Wagen, den Kutscher in Livree, die elegante Kleidung und die zierlichen Schirme und Hüte beneidete sie die Damen, mit denen sich der Deutsche so angelegentlich unterhielt, nein — nur darum, daß jene auf seine Huldigungen einen gleichsam selbstverständlichen Anspruch hatten, während er für sie selbst kaum ein Wort der Entschuldigung gehabt, als er seinen Platz neben ihr verließ. Noch niemals hatte sie auch so lebhaft wie in diesem Augenblicke empfunden, welch ein gesellschaftlicher Abstand zwischen ihr und jenen vornehmen Damen sei, die doch wahrhaftig nicht schöner, nicht besser als sie selbst waren. Ein tiefes Weh durchzitterte sie — er huldigte ihnen; sie schloß es aus allem, aus seiner respektvollen Begrüßung, aus seiner Stellung, wie er ein wenig vornübergebeugt an dem Wagenschlag lehnte, als läge ihm viel daran, nur keinen Blick aus den Augen der Damen zu verlieren — sie schloß es aus der Haltung der Damen selbst, aus dem Tonfall des Gesprächs — o, wenn sie nur ein Wort aus dieser Unterhaltung erhaschen könnte. Sie strengte ihr Gehör aufs äußerste an — was war das? Er hatte ihren Namen, ihren eigenen Namen genannt — Assunta Tessa; und nun wiederholte die eine der Damen diesen Namen und dann lachten sie alle. Schneidend scharf durchzog es die Seele der Lauscherin, wie ein Blitz schoß es durch ihr Gehirn: Sie lachen über dich! Du bist die Zielscheibe ihres Spottes! Sie war aufgesprungen; flammende Blicke warf sie auf die Gruppe am Wagen, als sollte es ihr gelingen, trotz der Dunkelheit die Züge jedes einzelnen zu erforschen; sie ballte die kleinen Hände; jetzt fühlte sie nicht mehr Neid, Haß war es, glühender Haß, was sie erfüllte. Sie wäre vorgestürzt und hätte den beiden Damen ins Gesicht geschleudert, was ihr Inneres so tief erschütterte, aber ihr Fuß blieb wie gebannt, denn sie sah ja auch den Mann neben ihnen. Was hätte er sagen, was von ihr denken sollen? Sie fühlte sich plötzlich so allein, und wie sie vor kurzem noch so glücklich in dem harmlosen Geplauder mit ihm gewesen, so fühlte sie sich nun plötzlich so unsagbar unglücklich. Brennend heiße Thränen stiegen ihr in die Augen; vor ihren Blicken flimmerte es, so daß sie nicht mehr erkennen konnte, was um sie her geschah, und während sie den Kopf senkte und die Thränen ihr über die Wangen liefen, erkannte sie zum erstenmal, wie innig sie dem Deutschen zugethan war, wie glühend heiß sie ihn liebe. So still und leise war das Gefühl in ihrem Herzen gekeimt; sie hatte es gehegt, ohne zu wissen, wie die Blüte sein würde, zu der sich der Keim entwickele, sie hatte sich auch das stille Sehnen nicht gedeutet, das sie empfand, wenn sie ihn einige Tage nicht gesehen, nicht den Klang seiner Stimme gehört

hatte, und nun hatte sich die Blüte in herrlichster Pracht entwickelt und zu gleicher Zeit fiel der Schleier von ihres Geistes Auge — die erste Regung der Eifersucht hatte sie ihre Liebe erkennen lassen. Es durchschauerte sie. Eine nie gekannte Wonne milderte die Herbigkeit des Leides, das sie eben erfahren, und hätte der Deutsche jetzt neben ihr gestanden, sie wäre machtlos, willenlos an seine Brust gesunken. Aber nur einen Augenblick beherrschte sie diese Schwäche. Sie hörte den Wagen weiterfahren, sie hörte die Schritte des zu ihr zurückkehrenden Mannes, und mit einer schnellen Bewegung die Thränen aus den Augen wischend, richtete sie sich stolz auf.

„Es ist gut, Herr Carlo, daß Sie kommen. Ich wollte eben nach Hause gehen; leben Sie wohl."

„Aber ich denke, wir wollten hier gemeinschaftlich Ihren Onkel erwarten — wenn der gute Mann seine Zusage nicht überhaupt vergessen hat."

„Ich fürchte nur, daß noch einmal Bekannte von Ihnen hier vorbeikommen könnten und daß Sie sich dann wieder — meiner Gesellschaft schämen würden." Das junge Mädchen suchte sich zu beherrschen, aber dennoch zitterte ihre Stimme merklich.

„Was fällt Ihnen ein, Fräulein Assunta? Wie können Sie nur auf diese Idee kommen?"

„Haben Sie denn nicht eben bewiesen, daß ich recht habe? Sie liefen von hier fort —"

„Sie meinen, als ich die Fräulein Ghione begrüßte?"

„Was kümmert's mich, wie Sie zu diesen feinen Damen stehen! Aber daß Sie über mich lachen, das dulde ich nicht. Hören Sie? Ich dulde es nicht! Ich habe nichts gethan, was Ihnen oder sonst jemandem ein Recht dazu giebt." Der ganze Stolz und Trotz, der dem jungen Mädchen innewohnte, kam in seiner Sprache, in seinen Blicken, in seiner ganzen Haltung zum Ausdruck. Springer war ganz erstaunt über die plötzliche Veränderung im Wesen Assuntas.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Fräulein Assunta, daß es mir nicht eingefallen ist, über Sie zu lachen. Meine Unterhaltung mit den Damen war harmlosester Art, zum Teil sogar geschäftlich. Ihr Name und der Ihres Onkels ist allerdings erwähnt worden, aber weit eher könnte ich sagen, daß ich selbst von den Damen zur Zielscheibe ihres Witzes ausersehen war. Welche Ursache hätte ich —"

Assunta blickte dem jungen Mann fest in die Augen; sie war es, die zuerst den Blick senkte, und leise, fast schüchtern, im vollsten Gegensatz zu ihrer vorherigen Ungebärdigkeit, fragte sie: „Nicht wahr, Herr Carlo, Sie schämen sich meiner nicht?"

„Aber, liebes Fräulein, haben wir denn nicht in den Wochen, die wir uns nun schon kennen, immer als gute Freunde miteinander verkehrt?"

Es lag so viel Herzlichkeit in den Worten Springers, er drückte dem Mädchen so warm dabei die Hand, daß dieses über das ganze Gesicht errötete und glückselig lächelnd wieder auf der Bank Platz nahm.

„Setzen Sie sich auch wieder her. So! Wir wollen von der ganzen Geschichte nicht mehr sprechen und von etwas anderem plaudern, bis der Onkel kommt."

Und nun waren beide bald dermaßen in ihre Unterhaltung vertieft, daß selbst der Deutsche nicht mehr auf das achtete, was um sie vorging; er fuhr unwillkürlich zusammen und Assunta stieß sogar einen leisen Schrei aus, als plötzlich eine rauhe, sehr massiv gebildete Hand von oben herab in die auf des Mädchens Schoß liegende Düte griff und einen Pfirsich hervorlangte. Es war der alte Domenico Tessa, der auf diese Weise die beiden überraschte, und als er an dem Erschrecken merkte, daß sein sinniger Scherz ihm durchaus gelungen sei, brach er in ein Gelächter aus, das man jedenfalls am jenseitigen Ufer des Sees hören konnte. Springer hatte sich mit dem alten Steuermann bisher immer ganz gern unterhalten; er kannte bereits seine Schwächen und ging auf sie ein oder machte sie,

wenn er gerade die Laune dazu empfand, zum Gegenstand seines harmlosen Spottes; jetzt ärgerte er sich zum erstenmal über seine Dazwischenkunft, und auch Assunta mußte wohl ähnlich empfinden, denn ihr Geplauder verstummte plötzlich. Glücklicherweise kam auch Rondi über den Platz geschritten; dem konnte man den Alten als Gesellschafter aufhalsen. Aber der Techniker wollte von einem längeren Verweilen nichts wissen; er wies auf die vorgeschrittene Stunde, und indem er für seine eigene Verzögerung um Entschuldigung bat, mahnte er Carlo, an seine Abreise zu denken.

„Hoho,“ fiel mit dröhnendem Lachen Domenico ein, sich seinen eisgrauen Knebelbart streichend, „dabei fällt mir die Geschichte ein, wie wir uns einst auf der Fahrt von Lugano nach Morcote verspäteten, weil ein geistlicher Herr, den wir an Bord hatten, eingeschlafen war —“

„Onkelchen, du hast Herrn Carlo und mir diese Geschichte schon einigemal erzählt,“ fiel ihm Assunta ins Wort; „Herr Rondi kennt sie aber noch nicht.“

„Wie, Sie kennen diese brillante Geschichte noch nicht?“ fuhr Domenico auf Rondi los. „Da muß ich doch gleich —“ Er ergriff jenen unterm Arm und schlug laut erzählend und eifrig gestikulierend den Weg nach dem Bahnhof ein. Das junge Mädchen sah sich glücklich von den beiden Störenfrieden befreit. Still ging sie neben dem Manne einher, der ihr so lieb, so teuer vor allen war. Sie mochte nicht von dem Abschied sprechen, sie dachte nur immer darüber nach, ob er ihr wohl auch ein klein wenig gut sei. O, sie wollte ihm ja so unendlich dankbar dafür sein.

„Herr Carlo,“ fragte sie plötzlich, „haben Sie mir auch wirklich vergeben, daß ich vorhin so — so schlecht von Ihnen denken konnte?“

„Aber, liebes Fräulein, Sie waren ja in Ihrem Recht, wenn Sie sich wehrten —“

„So —“ und wie hingerissen von einem Gedanken, nestelte sie eine brennend rote Granatblüte los, die sie am Mieder trug, und reichte sie Springer. „Damit Sie etwas haben, was Sie an Luino und den heutigen Tag erinnert.“

„Dessen bedarf's nicht, aber jedenfalls sage ich Ihnen schönsten Dank. Die Blume soll auf meinem Schreibtisch stehen, und so oft ich sie anblicke, will ich an die schöne Geberin denken.“

Er hatte das, wenn auch ohne besondere Betonung, so doch sehr freundlich gesagt; Assunta erzitterte am ganzen Körper, sie mußte sich für einen Moment auf Springers Arm stützen. Mit wirklichem Interesse blickte er auf das hübsche Mädchen an seiner Seite.

Jetzt waren sie am Bahnhof angelangt; Domenico endete eben seine Erzählung und fand sie aufs neue so unendlich komisch, daß er sich mit einem dröhnenden Lachen belohnte. Rondi lächelte resigniert. Bald hatte der Deutsche ein Billet gelöst und sein Gepäck aufgegeben; dann verabschiedete er sich mit dem Wunsche auf nicht zu fernes Wiedersehen von den Männern, da nach einer bestehenden Verordnung nur den reisenden Personen der Zutritt zur Bahnhofshalle gestattet war. Assunta aber mochte hier dem Freunde noch nicht lebewohl sagen.

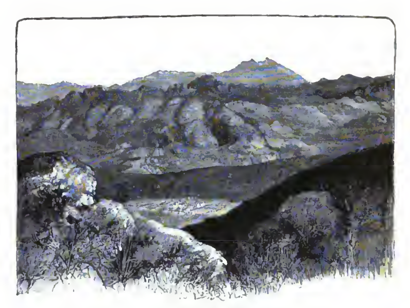
„Du weißt ja, Onkel, daß es mir immer so vielen Spaß macht, einen Zug abfahren zu sehen,“ rief sie; „ich kenne den Portier, er läßt mich gewiß auf den Perron.“ Der Beamte hatte auch wirklich für das junge Mädchen, das mit freundlichem Gruß keck an ihm vorüberschritt, nichts als ein beifälliges Lächeln und einen Gegengruß, und so befand sich Assunta bald neben Springer, der an dem bereits in der Halle stehenden Zuge auf- und niederschritt. Jetzt hatte er einen Platz gefunden, sagte seiner Begleiterin herzlich lebewohl, stieg in das Coupé und lehnte an der Thür, mit Wohlgefallen auf das glühende Gesicht Assuntas blickend, die auf dem untersten Trittbrett des Waggons stand und zu ihm emporblickte. Jetzt riefen die Schaffner noch einmal zum Einsteigen, die Coupéthüren wurden geschlossen, das letzte Zeichen zur

Abfahrt wurde gegeben, da plötzlich — wie war es gekommen? Hatte er sich zu ihr herabgebeugt, hatte sie ihn umschlungen und zu sich herabgezogen? Beider Lippen berührten sich für einen Augenblick in einem innigen Kusse. Schon im nächsten Moment hatte Assunta das Trittbrett des Waggons verlassen, war in die entfernteste Ecke des weiten Perrons geflüchtet, und nun stand sie da, die Hand aufs Herz pressend, und blickte dem davoneilenden Zuge nach, bis er im nächtlichen Dunkel entschwand und die roten Laternen am letzten Wagen nur noch wie matte Fünkchen schimmerten.

In tiefes Sinnen versunken ging Assunta der Vorhalle zu, wo ihr Onkel und Rondi sie erwarteten. Letzterer verabschiedete sich mit kurzen Worten, da er vom Bahnhof einen näheren Weg zu seiner Wohnung einschlagen wollte; um auch vom Onkel nicht in ihren Gedanken gestört zu werden, blieb Assunta einige Schritte hinter dem Alten zurück. Alles, was sie heute gehört, gesprochen und empfunden hatte, zog noch einmal an ihrem Auge vorüber. Und immer wieder mußte sie an das zuletzt Erlebte denken, und sie schloß für einen Moment die Augen, denn ihr war, als drehe sich alles um sie im Kreise. Wie war das gekommen? Sie wußte es nicht; bei allen Heiligen! sie konnte nichts dafür, daß sie ihn, daß er sie geküßt hatte. Und dann dachte sie wieder an die Scene in der Osteria Bimboni. Es war doch eigentlich recht dumm von der Teresa Nico gewesen, daß sie gesagt hatte, Assunta brauche keinen Schatz mehr. Aber nein! Das hatte ja den Anlaß gegeben, zu erzählen, wie sie das Kind aus dem See gerettet, und er hatte sie so bewundernd dabei angeblickt und gesagt: „Sie sind ja eine Heldin, Fräulein Assunta!" Es war also doch gut von der Teresa gewesen. Und nun wurde ihr plötzlich so lustig zu Mute, sie wollte singen und tanzen — aber nicht mit den Burschen in der Osteria. Ach, da vor ihr schritt ja der Onkel! Sie lief auf ihn zu, und bevor der Alte noch wußte, wie ihm geschah, umfaßte sie ihn und tanzte mit ihm, so gut es ging, und dazu sang sie so lustig. Und dann lief sie mit Windeseile vorwärts, der Promenade zu. Domenico blieb eine Weile stehen und konnte gar nicht zu Atem kommen. „Das Mädchen ist selbst verrückt und wird uns andere auch noch verrückt machen," polterte er. Assunta aber saß schon auf der Bank, wo sie vorhin mit Carlo gesessen. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht gedrückt und sah nur immer sein Bild vor sich. Es rauschte und raunte so geheimnisvoll in den Bäumen, mit leisem Plätschern schlugen die Wellen des Sees an die Ufermauer — er war so sinnberauschend, so herzbezwingend, der Zauber der Sommernacht. Assunta fühlte, wie ihr wieder Thränen aus den Augen liefen, und sie vergoß sie doch mit einem so ganz anderen Empfinden als die bitteren Zähren, die sie vorhin an eben dieser Stelle geweint hatte. Nun erhob sie sich wieder; sie hörte, daß der Onkel nahte. Still und in sich gekehrt ging sie an seiner Seite bis zu ihrer Wohnung. So herzlich, wie sie es sonst selten that, sagte sie dem Alten gute Nacht. Als sie in ihrer Kammer war, stand sie noch lange am offenen Fenster, blickte in die Nacht hinaus und zum sternklaren Himmel empor, und dann sank sie am Fenster in die Knie und flüsterte leise, daß ihre Lippen sich kaum bewegten: „Heilige Maria Assunta, schütze auch ihn, wie du bisher mich beschützt hast, und füge alles zum Guten!"

(Fortsetzung folgt.)





Harun und Berg Hor.

Photographischer Ausflug
nach der
Felsenstadt Petra auf der Sinai-Halbinsel.

Nach Eduard Wilson
von
H. W. Vogel.

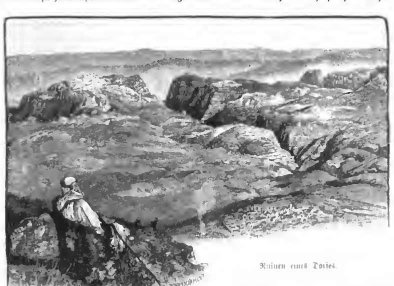
ur wenige Reisende haben es bis jetzt unternommen, in Anbetracht der großen Anstrengungen und Gefahren, der syrischen Felsenstadt Petra einen Besuch abzustatten. Der Ort erscheint deshalb wie von einem geheimnisvollen Schleier umgeben, wodurch seine Anziehungskraft nur noch erhöht wird.

Petra ist gleichbedeutend mit dem biblischen Selah, der Feste der Amoniter, Edomiter und Moabiter. Diodorus Siculus erzählt von dem fruchtlosen Resultat zweier macedonischer Expeditionen gegen die Stadt. Strabo und Plinius geben uns eine genaue Beschreibung ihrer Lage. Unter Trajan wurde Petra den Römern unterworfen; von diesen wird es noch ein Jahrhundert später genannt. Wir erfahren noch, daß im Jahre 536 der Bischof Theodorus von Petra am Konzil zu Jerusalem teilgenommen hat; aber von da an hören wir nichts mehr von dem Ort bis zu seiner Entdeckung durch den berühmten Reisenden Burckhardt im Jahre 1812. Wahrscheinlich sind die Einwohner von den wilden Wüstenvölkern vertrieben worden.

Petra ist in einem engen Thale gelegen, umgeben von steilen Hügeln, zu Füßen des biblischen Berges Hor. Im Osten und Westen steigen die Felsen fast senkrecht auf bis zu einer Höhe von sechs- oder siebenhundert Fuß. Die Nord- und Südgrenzen sind zugänglicher und können stellenweise von Kamelen passiert werden. Viele Schluchten und Seitenthäler zweigen sich von dem Hauptthal ab. Das Ganze erstreckt sich auf einen Umkreis von über vier bis fünf englischen Meilen.

Die Mitte des Thales und vorzüglich das Flußufer sind mit zahlreichen Überbleibseln alter Gebäude bedeckt, die jedoch, bis auf einige Ausnahmen, aus völlig gestaltlosen Massen bestehen. Man findet Spuren von gepflasterten Straßen, Bruchstücke von Säulen und Standbildern, ferner Grundmauern, welche noch die überaus einfache Konstruktion der damaligen Wohnhäuser erkennen lassen. An die römische Herrschaft erinnert außer einigen Grabmälern vor allem der in den Fels gehauene Cirkus und das unter dem Namen Kasr Pharaun bekannte Gebäude. Beide stammen wahrscheinlich aus der Zeit des Hadrian.

Das meiste Interesse erregen jedoch die allenthalben in den Felsen gehauenen Treppen und Gemächer, von denen mehrere mit rohen Säulen und Nischen versehen und zum Teil mit einigem Luxus ausgestattet sind. Zweifelsohne hat man diese Höhlungen als Gräber anzusehen, und es scheint, daß diese Art der Totenbestattung sich von den Phöniziern dorthin verpflanzt hat. In späteren Zeiten jedoch haben die Felsenräume unzweifelhaft als Tempel oder Wohnungen gedient; denn aus einer Inschrift — einer der wenigen schriftlichen Überlieferungen des alten Petra — geht hervor, daß dieser Ort dem Gotte Mithoas geweiht war. Aus anderen Merkmalen ersehen wir, daß die Räume auch als christliche Kirchen verwendet wurden. — Der eigenartige Reiz dieser Felsenhäuser rührt nicht zum mindesten von dem wundervollen Kolorit des Sandsteins her, dessen safrangelbe Farbe mit allen Nuancen des Rot und Blau abwechselt. Dazu kommt noch der Anblick einer vollendeten Architektur,



Ruinen eines Dorfes.

Das alte Edom und die Klippen von Petra.

die ihren Eindruck nach dem vorhergehenden langen Wüstenmarsche nicht verfehlt.

Zwei Städte ragen hervor, die von vergangenen Zeiten zu uns reden; ganz unähnlich einander und jede einzig in ihrer Art: Venedig, die Lagunenstadt, und Petra, die Steinstadt. Die Königin des Adriatischen Meeres kennt die ganze Welt; aber nur wenige Reisende haben Petra gesehen, und diese haben uns nicht viel darüber mitgeteilt.

Petra liegt in der Mitte zwischen dem Meerbusen von Akabah und dem Toten Meere, ungefähr siebzig englische Meilen von jedem. Die herrlichen Ruinen werden von Beduinen bewacht, die zwei Meilen nordöstlich in dem Dorfe Eljy wohnen. Sie halten sorglich Wacht, weil sie glauben, daß in der alten Stadt Schätze verborgen seien und jeder weiße Besucher wolle dieselben aufsuchen und wegführen. Alle Reisenden wissen von diesen argwöhnischen Wüstensöhnen zu erzählen, und mancher ist schon von ihnen dicht vor den Thoren weggetrieben, ohne nach der anstrengenden zehntägigen Wüstenreise auch nur einen Blick in die Stadt geworfen zu haben.

Von allen Seiten versuchte man es, mich zurückzuhalten und mir Angst einzuflößen, jedoch vergebens. Mein Entschluß stand fest. In Kairo angekommen, sicherte ich mir zunächst einen Dolmetscher. Aus Berichten und Reisebeschreibungen wußte ich bereits, daß für meine Zwecke nur ein einziger tauglich sei. Sein Name war Mohammed Achmed Effendi Hedayah, woraus hervorgeht, daß er Muselmann war und, wie er selbst bei unserer ersten Unterredung hinzusetzte, ein wohlerzogener Mann sei, da er lesen und schreiben konnte. Auch er fühlte sich verpflichtet, mir die Sache auszureden, indem er mir meinen unvermeidlichen Untergang vorstellte. Endlich, als er meine Entschlossenheit sah, schob er seinen roten Turban energisch in den Nacken und sagte: „Gut! Ich will mit Euch gehen. Fünfundzwanzig Jahre war ich Dolmetscher. Dreimal bin ich in Petra gewesen. Seit acht Jahren war kein weißer Mann dort. Den Scheich Salim von Petra kenne ich, ich habe ihn einmal aus dem Gefängnis erlöst; er ist mein Freund, und Ihr werdet Petra sehen. Ich habe mein gutes Auskommen, bin aber lieber Dragoman, wenn ich mit einem Gentleman reisen kann." — Er hat Wort gehalten. In den vier Monaten, die ich mit ihm zusammen war, habe ich ihn hochachten gelernt. Er war ein Mann von Treue, Wahrheit, Edelmut und Tapferkeit; ohne ihn hätte ich nichts erreicht.

Am festgesetzten Tage brachen wir auf. Meine Begleiter waren drei Amerikaner. Von Kairo fuhren wir mit der Eisenbahn nach Sues; dann ging es über das Rote Meer nach der Wüste Sinai, von da nördlich und östlich nach der Spitze des Meerbusens von Akabah.

Man sagt, es gebe nur einen Weg nach Petra; aber es ist noch eine Art Hinterthür vorhanden, durch welche einige Reisende ihren Weg genommen haben. Der Zugang dazu ist in der Nähe des Berges Hor; man mag auf diesem Wege wohl den Beduinen entgehen, aber man betrügt sich dabei um die größten Schönheiten sowohl der Reise als auch des ersten Anblicks der Stadt, indem man sie gewissermaßen von der Rückseite betritt. Der eigentliche Zugang ist durch den ungefähr zwei Meilen langen Sickschlund, der sich nach Osten hin öffnet. Man kann dorthin entweder im Norden vom Toten Meer oder vom Süden aus hingelangen, wie ich es machte.

In Akabah, wo ich Leute und Kamele mieten wollte, stellte sich uns das erste Hindernis entgegen in der Gestalt des Scheichs Ben-jad. Als wir ihm unser Anliegen vortrugen, entsank mir schon der Mut beim Anblick seines hinterlistigen gelben Gesichts. Er wollte uns in einer Woche das Nötige geben, indem er jedenfalls dachte, daß, je länger wir in Akabah zurückgehalten würden, desto mehr von unserem Gelde in seine Tasche fließen würde. Ich hatte aber nicht Lust, mich hier acht Tage aufzuhalten, wo die nach

Mekka wallfahrenden Pilger eine wahre Landplage von Ungeziefer zurückgelassen hatten, und entgegnete daher dem Scheich, daß ich wieder nach Sues zurückkehren würde, wenn ich nicht in zwei Tagen das Verlangte bekommen könnte. Wir verließen ihn darauf, um über unsere weiteren Pläne nachzudenken; als wir jedoch nach einer Stunde wieder zu unserem Lager zurückkehrten, bot sich uns ein unbeschreiblicher Anblick dar. Die Zelte waren abgebrochen, unser Gepäck lag an der Erde umher, und ein Haufen Kerle, aber mindestens dreimal so viel, als wir gebrauchen konnten, waren schreiend und zankend damit beschäftigt, unsere Vorräte und photographischen Utensilien auf Kamele zu laden. Der Scheich hatte die sofortige Abreise gestattet und alle wollten mit uns ziehen. — Sofort machte ich diesem Treiben ein Ende und duldete nicht, ein Stück anzufassen, bevor nicht ein regelrechter, beiden Teilen genügender Kontrakt vorhanden war. Derselbe wurde von einem im Orte stationierten Schreiber ausgefertigt und gesiegelt; besondere Summen wurden in Rechnung gestellt für Kamele, Kamelführer und einen beaufsichtigenden Scheich, für Wasser (fünf Dollar pro Faß), Gerste für das Pferd des Scheichs; ferner hatten wir ein Geschenk an seine neueste Gattin zu entrichten und einen Fremden- oder Raubzoll für uns und unseren nubischen Diener Abdullah.

Am 21. März 1882 verließen wir Akabah und folgten zunächst dem Wadi Arabah. Nach zwei Stunden wandten wir uns östlich bis zu der nach Norden führenden Gebirgsstraße der Karawanen, auf welcher wir weiter fortschritten. Mühevoll war der Weg genug, und fortwährend durch felsiges Terrain führend, war er von seiner Umgebung kaum zu unterscheiden. Wir befanden uns auf der über viertausend Jahre alten Karawanenstraße von Eloth und Edom.

Jeden Tag passierten wir Landstriche, denen man ansah, daß sie ehemals bebaut waren; in einer Höhle fand ich sogar einmal einen rohen Pflug, wie ich ihn zu Heliopolis gesehen hatte. Zuweilen kamen wir auch an kleinen Oasen vorbei; interessant war eine unterirdische Quelle in Humniyumah, zu der unsere Kamelführer auf einer in den Felsen gehauenen Treppe hinabstiegen, um Wasser für ihre Tiere zu schöpfen. Der Weg führte jetzt vollständig durch Wüste. Nur ein einzelner Berg ragte wie eine Insel aus dem Meere hervor; es war der El Guerrah. Auf seinem Gipfel befinden sich Überreste einer alten Festung, über die mir meine Begleiter jedoch nichts Näheres mitteilen konnten.

Am dritten Morgen befanden wir uns in einer Art von großem Amphitheater, welches von drei Seiten von fremdartig geformten Sandsteinfelsen umgeben war, deren wunderbar schöne, abwechselnde Färbung alle Vorstellungen übertraf, die ich mir aus Beschreibungen über die Steinformation von Edom gemacht hatte. Inmitten all dieser Schönheit entspann sich ein Kampf unter unseren Treibern. Schnell wie der Blitz sind die Araber dabei zur Hand. Ihre gestreiften Mäntel werden abgeworfen; Säbel, Schwerter, Piken — eine Sammlung von Waffen, wie sie in keinem Antikenladen besser zu finden ist — werden ergriffen, und die Schlacht ist im Gange. Viel Blut fließt dabei nicht, denn die Zuschauer ergreifen und retten die Kämpfenden vor allen Zufälligkeiten. Dann tritt der Scheich auf und erklärt es für eine Schande, in Gegenwart von Christen zu fechten, und will lieber „seinen Bart verlieren", als so etwas noch einmal erleben.

In derselben Nacht besprach ich mit Hedayah die Ausführung eines Planes, welchen ich schon in Kairo gefaßt hatte. Ich wollte einen Kundschafter voraussenden, der Petra etwa sechsunddreißig Stunden vor uns erreichen sollte. Wenn Gefahr unterwegs war, so hatte er umzukehren und uns zu warnen. Um seine Gefangennahme nicht fürchten zu müssen, wurde dazu ein Mann gewählt, welchem die Eingeborenen freundlich ge-



Erster Blick auf die Khuzneh.

sinnt waren. Ich hatte die Absicht, bis auf eine oder zwei Meilen an Elji, das Beduinendorf in der Nähe von Petra, heranzugehen, dann die Karawanenstraße zu verlassen und querfeldein nach Petra zu marschieren, um so den Spähern der Beduinen zu entgehen. Am geeignetsten für diesen Auftrag hielten wir einen riesigen Nubier aus unserem Gefolge, dessen unheimliches Äußere mich abgestoßen hätte, wenn er nicht immer mit seinen großen schwarzen Augen so freundlich gezwinkert hätte. Es wurde ihm befohlen, so „schnell wie die nubischen Postjungen“ zu laufen,



Die Khuzneh.

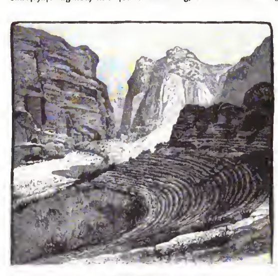
um Eljy mindestens am nächsten Nachmittag zu erreichen. Er wurde reich mit Geld versehen, um Schafe für die Bewohner des Dorfes zu kaufen. Da unser Weg neben dem syrischen Gebirge herlief, so konnte er uns von oben stets einen Tag früher sehen und uns von etwaigen Gefahren benachrichtigen. Ich gab ihm die Hand, versicherte ihn meines Vertrauens und entließ ihn.

Am Sonnabend, den 25. März, den fünften Tag seit unserer Abreise, standen wir schon um vier Uhr morgens auf, nahmen beim Schein des Lagerfeuers eilig ein Frühstück zu uns und brachen auf. Wenn wir bis Sonnenaufgang den Gipfel des vor uns liegenden Gebirges erreicht hatten, so konnten wir einen Einblick in das Wady Musa, das Thal, in welchem Petra liegt, gewinnen. Späher wurden vorausgesandt, um uns vor einem plötzlichen Angriff zu wahren; ebenso wurde jedes laute Sprechen untersagt; klopfenden Herzens drangen wir vor.

Endlich machten wir Halt. Nur wir vier Weiße und unser braver Dragoman

erkletterten auf steinigem Pfade voller Erwartung den höchsten Punkt des Berges. Niemals werde ich den vor uns liegenden Anblick vergessen. Die ganze Landschaft lag noch in tiefer Dämmerung, nur die höchsten Bergspitzen wurden von der eben aufgehenden Sonne gerötet. Allmählich wurde es heller, und das Gebirge vor uns zeigte sich von einem tiefen gähnenden Spalt durchschnitten, der sich weit nach Westen hinzog. Es war das Wady Musa, und in seinem Schatten, noch unberührt vom Tageslicht, lag Petra — die Perle von Edom. Zu meiner Verwunderung war von unserem nubischen Kundschafter El Wafy nichts zu sehen.

Wir zogen weiter und lagerten uns gegen Mittag an einer Quelle. Zu unseren Füßen erstreckte sich eine große bebaute Landfläche. Plötzlich hörten wir mehrere Schüsse fallen. Schleunigst setzten wir uns hinter den Kamelen in Verteidigungszustand und erwarteten jeden Augenblick einen Angriff, aber nichts Derartiges ereignete sich. Wir brachen wieder auf und gelangten an den Sickschlund oder Wady Musa; die dunklen Schatten waren verschwunden und das rote Gestein wurde hell von der Sonne beschienen.



Das Amphitheater.

Um dem Dorfe Eljy nicht zu nahe zu kommen, schwenkten wir jetzt ab und kamen an ein Oleandergebüsch, durch welches der Sick plätschernd seinen Lauf nahm. Einen Augenblick später hatten wir ihn überschritten und waren ungesehen, ungehört und unbelästigt im Wady Musa. Bald befanden wir uns mitten in der Totenstadt von Petra. Zu beiden Seiten zeigten sich die bewußten Felshöhlungen. Zur Linken befand sich ein größeres noch gut erhaltenes Denkmal peträischer Bauart. Den unteren Teil ziert eine Reihe ionischer Säulen, während das obere Stockwerk mit pyramidenartigen Pfeilern besetzt ist. Diese bizarre Zusammenstellung mag von der Unbildung der reichen Erbauer kommen, welche ihre Ideen von den Völkern, mit denen sie verkehrten, entnahmen. Nicht minder eigentümlich ist das Innere. Im oberen Stockwerk befindet sich in der Mitte ein größeres Gemach mit einem kleineren an jeder Seite, alle drei mit Gräbern versehen. Im unteren Stockwerk zieht sich eine Steinbank rings herum, und im Hintergrunde sind wieder Grabgewölbe angebracht.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß sämtliche Bauwerke in Petra aus dem Felsen herausgearbeitet und nicht etwa aus Steinen zusammengesetzt sind. Sehr selten findet man ein Ornament künstlich angefügt. Sämtliche Felsen im Umkreis von ungefähr vier Meilen und in einer Höhe von fünf- bis sechshundert Fuß sind mit Tempeln oder Gemächern für Tote und Lebende ver-

sehen. Das Innere ist nur roh ausgearbeitet und die Thüren vertreten zugleich auch die Stelle der Fenster.

Wir gingen weiter und kamen an das eigentliche „Stirnthor" von Petra, einen hohen gemauerten Bogen, der die beiden Seitenwände des Thales verbindet. Einige wollen ihn einen Triumphbogen nennen, es ist aber wahrscheinlicher, daß es der Überrest einer alten Wasserleitung ist. — Der obere Teil der nördlichen Thalwand ist entschieden früher bewohnt worden; das sieht man an den Gewölben, Brücken und Gartenanlagen, Belege für die Industrie und den Kunstgeschmack eines fremden Volkes.

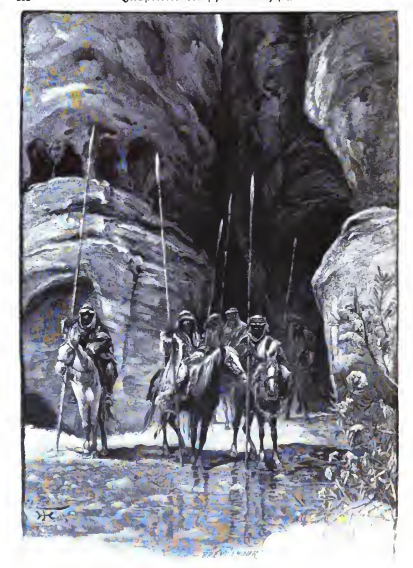
Die Thalschlucht verengte sich zuweilen so sehr, daß nicht zwei Personen nebeneinander gehen konnten, und stellenweise wurde der blaue Himmel ganz von überhängenden Felsen verdeckt. Ungefähr drei Ellen über dem Erdboden zogen sich auf beiden Seiten des Thales Wasserläufe hin, auch sah man öfters Nischen mit Überresten alter heidnischer Götzenbilder. Herumliegende viereckige Steine zeigten an, daß der Weg einstmals gepflastert war. Wir gruben die Oberfläche zwei Fuß tief auf und stießen auf das ehemalige sehr ausgefahrene Pflaster.

Mit jedem Schritte begegneten wir neuen Beweisen einer großartigen Bauthätigkeit. Das Ganze schien wie durch ein Zauberwort geschaffen. In der That führt auch der Wady Musa genannte Hohlweg seinen Namen daher, weil die Araber glauben, daß Moses durch eine Bewegung seines Stabes die Felsen trennte, um mit seinem Bruder Aaron auf den Berg Hor zu gelangen.

Jetzt endlich kamen wir zu dem Glanzpunkt des Ganzen, zur Khuzneh. Dieses Gebäude war so zu sagen der Magnet, der uns hergezogen hatte. Wir traten aus der Schlucht heraus und hatten es vor uns liegen. Eine Vorhalle von fünf (ehemals waren es sechs) korinthischen Säulen trägt ein schön gearbeitetes Gesims. Die Höhe der Säulen schätzte ich auf vierzig Fuß, während ihr Durchmesser drei Fuß beträgt. Kleine Standbilder und Blumenvasen schmücken Wand und Decke; über der Thür befindet sich ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Der darüber befindliche Teil führt Säulen derselben Art wie der untere und ist von rundlicher Bauart. Das Ganze ist aus hellrosa Sandstein gearbeitet und wird gekrönt von einer riesigen Urne. Alles



Urnentempel mit Bogensubstruktionen.



Araber in der Khuznehschlucht.

ist reich verziert. Das Gebäude mißt 96 Fuß in der Breite und wird ebenso hoch sein. Der innere Hauptraum ist ein 40 Fuß im Quadrat messender Raum, der all sein Licht nur durch die Thür empfängt.

Ich hatte mir soeben einen erhöhten Standpunkt ausgesucht, um den Eindruck des Ganzen voll aufzunehmen, als wir plötzlich durch heftiges Getrappel heran-nahender Pferde aufgeschreckt wurden.

Das konnten nur die Beduinen sein. Hedaya bedeutete uns, daß wir für unser Leben nichts zu fürchten hätten, höchstens würden wir unseres Geldes entledigt werden. Ich kletterte die Khuznehschlucht herab und sah sechs berittene Araber mit verschlagenen Gesichtern auf mich losselbe entdeckt und auf diese Weise erfahren, daß eine Anzahl Reisender vorausgegangen war. Sofort hatten sie sich aufgemacht, um uns den Eintritt zu verwehren; aber sie kamen eine Stunde zu spät. Als gute Mohammedaner fanden sie sich in das Geschehene und führten uns im



Scheich Salim und sein Stab.

kommen. Ich rief ihnen ein „Sahib" zu und streckte die Hand hin; wider Erwarten wurde sie von allen freundschaftlich angenommen. Wir waren in ihrer Stadt, und sie hatten nun die Pflicht, uns zu beschützen, wie sie sagten (das heißt auszuplündern). Uns hatten sie nicht bemerkt, aber da unsere zurückgelassene Karawane gezwungen war, auf dem gewöhnlichen Wege weiterzuziehen, hatten sie dieTriumph in die Stadt. Der Plan mit El Wasy war geglückt, und zwei Stunden später kam er mit unserem Haufen an, jetzt noch mehr grinsend als früher.

Nicht lange nachher kam Scheich Salim selber herzu. Er war mit seinem Gefolge auf einem Raubzuge gewesen; auf die Nachricht, daß reiche Fremde in Petra seien, kam er sofort heran. Mein Bestreben war nun, Zeit zu gewinnen; denn

für gewöhnlich wurden die Reisenden, wenn sie ja die Stadt betreten hatten, an demselben Tage wieder „hinausgegrault".

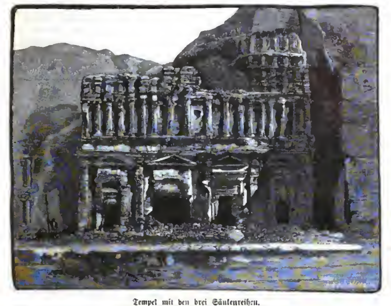
Vorläufig will ich jedoch in meiner Beschreibung fortfahren. Wir gelangten jetzt zu dem Theater. Der Zuschauerraum bildet über drei Viertel eines Kreisbogens von 120 Fuß Durchmesser. Es sind dreiunddreißig Sitzreihen zu je hundert Personen vorhanden. Dahinter befinden sich die „Privatlogen" für den Hof und die Gäste. Das Ganze ist noch sehr gut erhalten.

Wir wandten uns jetzt rechts zu einer abgesondert liegenden Gruppe von Gebäuden, wovon am meisten der sogenannte Urnentempel auffiel. Vier hohe Wandpfeiler zieren die Fassade, auf der ein hohes Gesims ruht. Ganz oben steht eine Urne ähnlich der der Khuzneh. Ein **größeres Fenster befindet sich unmittelbar** über der Thür und drei kleinere dicht unter den Säulenkapitälen. Vor dem Hause erstreckt sich eine größere Plattform, die von zwei übereinander liegenden Bogengängen getragen wird. Zwei in den Felsen gehauene Säulengänge zu beiden Seiten der Plattform erhöhen noch die Wirkung des Ganzen. Eine Inschrift besagt, daß der Ort einst eine christliche Kirche gewesen ist. Daneben liegen ein paar andere interessante Bauwerke, die jedoch nicht so gut erhalten sind als die bisherigen. Das eine ist im korinthischen Stil erbaut, der Name des anderen ist „Tempel mit den drei Säulenreihen". Es ist ein sehr hohes vierstöckiges Gebäude, dessen drei untere Stockwerke mit zahlreichen Säulen besetzt sind. An der oberen linken Ecke hörte der Fels auf, und der Erbauer mußte hier durch künstlich zugefügte Steine nachhelfen. Leider hat das Ganze durch Erdbeben gar sehr gelitten.



Östliche Säulenreihe am Urnentempel.

Eine ganz bedenkliche Menge Volks hatte sich unterdessen um uns versammelt. Dasselbe Schauspiel wie in Akabah wiederholte **sich, nur in schlimmerem Maße.** Jeder beanspruchte die Fremden zu führen. Ein Übereinkommen mit ihnen war nicht zu erzielen, denn im Handumdrehen hatten sie alles mühsam Besprochene wie-



Tempel mit den drei Säulenreihen.

der „vergessen“. Man kann sich keine schlimmere Gaunerbande denken. Nur ein Gutes hatte die Sache: mein Aufenthalt wurde dadurch verlängert, und mich mit ihnen herumstreitend, zog ich mit meinen drei Kameras von Ort zu Ort. Scheich Salim hatte seine besondere Methode bei Geldgeschäften. Wenn das Geld in verschiedene Häufchen geteilt auf dem Teppich meines Zeltes ausgebreitet lag, so knüpfte der würdige Scheich stets ein paar davon in die Ecken seines Mantels und ging dann mit dem übrigen zu seinem Gefolge hinaus, um zu teilen, was jedoch niemals ohne die größten Zänkereien und Prügeleien vor sich ging. Meine photographischen Apparate erregten das äußerste Mißtrauen; schließlich gelangten sie zu der Überzeugung, daß es Zauberapparate seien, die Petra nichts Gutes bringen könnten, und ebenso dachten sie auch von mir.

Von dem eigentümlichen Baustil Petras ist nur eine Ausnahme vorhanden: das Kasr Pharaun oder Schloß des Pharao. An einem anderen Orte würde man es kaum beachten, aber hier ist es das Zeugnis einer wichtigen Periode in der Geschichte der Stadt. Bei der Entdeckung im Jahre 1812 sah Burckhardt hier noch Reste eines Triumphbogens, Säulen, Ruinen von Mauerwerk und dergleichen. Jetzt liegt alles in Trümmern am Boden, hauptsächlich zerstört durch Wasserfluten. Jedes Jahr überschwemmen die Gebirgsströme das ganze Thal, eine Menge Geröll mit sich führend, und da der Sandstein gerade gegen Wasser äußerst empfindlich ist, so vollzieht sich das Vernichtungswerk an einigen besonders exponierten Stellen verhältnismäßig schnell. Die Fluten hinterlassen auch eine Menge Eisenniederschläge, welche dem Gestein jene wunderbare Mannigfaltigkeit der Farbe verleihen. Westlich von dieser Stelle fand ich einen unbeendigten Tempel, an dem die Art und Weise der Herstellung noch recht deutlich zu sehen war. Nachdem der Felsen zu einer senkrechten Ebene geglättet und ein Gerüst errichtet war, hatte

man mit der Ausarbeitung der Details begonnen; das Innere war bereits fertig und als Grabgewölbe eingerichtet. Von hier aus stieg ich eine vielfach gewundene Schlucht empor, deren Seitenwände stellen-



Baalsaltar.

weise mit Nischen und Inschriften versehen waren, und gelangte in einen tempelartigen Raum mit geriffelten Säulen und weiterhin auf einer Treppe zu einem Felsen, der wie ein Chorpult nebst Schallbrettern ausgehauen war. Darunter befanden sich zwei muldenartige Vertiefungen, die wahrscheinlich als Taufbecken gedient hatten, und auf der davorliegenden Abplattung stellte sich die zuhörende Menge auf. Das Ganze machte einen wirklich feierlichen Eindruck. Nicht weit davon stieß ich auf ein obeliskenartiges Monument von ungefähr zwanzig Fuß Höhe.

Der Tag ging zur Neige, und ich mußte mich beeilen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder unten zu sein. Beim Herabsteigen kreuzte ich eine Felsentreppe, die nicht ohne Zweck so gut gearbeitet



El Deir (Kloster).

sein konnte. Ich verfolgte sie und gelangte zu einer Plattform, die jedenfalls einen ehemaligen Opferaltar vorstellte. In der Mitte befand sich ein trichterartiges Loch von über ein Meter Durchmesser, um das Blut darin aufzufangen; in einer Höhlung zur Seite wurden wahrscheinlich die Opfergerätschaften aufbewahrt. Durch die ganze Umgebung wurde ich überzeugt, daß ich hier einen Baalsaltar vor mir hatte.

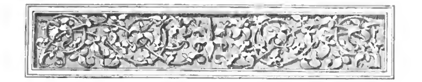
Unser letzter Morgen in Petra wurde einem Ausflug nach dem „El Deir" oder Kloster gewidmet. Wir stiegen in einer Felsspalte hinauf, welche ohne die eingehauenen Stufen unzugänglich gewesen wäre. Nach einer Stunde kamen wir oben an. El Deir ähnelt sehr der Khuzneh, nur daß letztere viel schöner ist. Die Fassade ist 156 Fuß lang und über 100 Fuß hoch. Das Innere besteht nur in einem großen, geräumigen Zimmer; der Thür gegenüber befindet sich in einer Nische ein Bild des gekreuzigten Christus. Die Umgebung dieses Ortes muß einstmals stark bewohnt worden sein; dafür sprechen zahlreiche Ruinen und die vielfach in den Felsen gehauenen Treppen.

Die Eingeborenen sind übrigens sehr gute Kaufleute. Es war mir unmöglich, mich mit Scheich Salim auf eine bestimmte Pauschsumme zu einigen, sondern alles mußte einzeln bezahlt werden, und was für Preise wurden gefordert! Als Burckhardt vor siebzig Jahren zum ersten-

mal hierherkam, ging er als Muselmann gekleidet und schleppte eine kleine Ziege den ganzen Weg von Hebron mit, weil er vorgab, auf dem Berge Hor — dem heiligen Berge des Aaron — opfern zu wollen. Einem Fellah aus Eljy, der die Ziege und dabei auch ihn selbst führen sollte, schenkte er zwei alte Hufeisen. Aber sein zu großes Interesse für die Ruinen unterwegs verriet ihn, und er war froh, die Ziege halbwegs zum Berge Hor opfern zu können und sich dann schleunigst zu entfernen, so sehr beunruhigte ihn der glückliche Besitzer der beiden Hufeisen. Ich mußte allein für die erste Begleitung den sechs Schurken beim Eintritt dreißig Dollar bezahlen; jeder Weg wurde besonders berechnet, und nicht die kürzeste Strecke ließen sie uns ohne ihre Begleitung gehen.

Die Zeit unserer Abreise rückte heran. Früh am Morgen verabschiedeten wir uns von der begleitenden Horde und brachen unter Führung Yusefs und Mohammeds, zweier eingeborenen Peträer, auf, um El Deir und den Berg Hor zu besuchen. Unterdessen sollte Hedayah das Lager abbrechen und uns am Nachmittag beim Kasr Pharaun treffen. Als wir an diesem Platze ankamen, waren wir sehr erstaunt, einen Haufen von sechzig bis siebzig bewaffneten Beduinen zu finden, die bei unserer Ankunft in ein großes Geschrei ausbrachen. Sie wollten uns der Landessitte gemäß eine halbe Tagereise das Geleit geben; und so bestiegen wir denn eiligst unsere Kamele. Dieselben wurden jedoch angehalten und zum Niederknien gezwungen. Ein furchtbarer Lärm wurde von dem Raubgesindel angestimmt, begleitet von heftigen Gebärden und Gestikulationen. Mohammed, der sonst meine Kamera ganz ruhig getragen hatte, machte mit dem Schwert einen Angriff auf unseren Dragoman. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Handgemenge. Scheich Salim, der sich mit unter den Banditen befand und an den ich mich wandte, erklärte, daß er keine Macht über seine Leute habe und daß wir zu wenig Gold zurückgelassen hätten. Sofort beglich ich einen „vergessenen Posten“ mit fünfzehn Dollar, worauf wir uns die Hände schüttelten und er davonritt mit dem Wunsche, „daß uns Gott während des Restes unserer Reise beschützen möge“. Die übrige Gesellschaft verfolgte uns noch eine Stunde lang mit ihren Forderungen, und erst als ich meine geleerte Börse hochhielt, verliefen sie sich allmählich.

Wir zogen schnell weiter, hatten aber noch mehrmals allzu aufdringliche Araber zurückzutreiben, von denen wir einen sogar gefangen nahmen, um ihn in Hebron den Behörden zu übergeben. Einmal kam es zum offenen Kampfe zwischen Scheich Uida, einem Steuereinnehmer aus Gaza, den wir in Petra getroffen und gemietet hatten, und einem Kerl, der ganz ungeniert unsere Kamele fortführen wollte. Als wir dem Scheich zu Hilfe eilten, entfloh der Schurke auf die Spitze eines Berges und wollte auf Hedayah schießen, wenn nicht sofort fünf Sovereigns hinaufgeschickt würden. Da er meiner Aufforderung, sich zu ergeben, keine Folge leistete, ließ ich vier bereitstehende Kameltreiber Feuer geben. Er brach zusammen und wurde verwundet heruntergeschafft. Damit der Mann nicht die Blutfehde zwischen ihnen aussprach, wollte Hedayah jetzt Frieden schließen; zwei Dollar würden genügen. Hierbei fand es sich, daß wir alle nicht mehr so viel zusammenbringen konnten, und wir waren genötigt, von unserem Gefangenen zu borgen. Ohne Aufenthalt eilten wir dann weiter, nur bestrebt, diese gefährliche Gegend hinter uns zu haben.



Eduard d'Alton.

Ein Lebensbild mit ungedruckten Briefen Goethes

von

Karl Theodor Gaedertz.



Zu den ausgezeichneten Persönlichkeiten, die mit Goethe in näherer Verbindung standen, gehört Eduard d'Alton, der verdiente Anatom, Archäolog, Kunstforscher und Radierer.

Über den Lebenslauf, die Entwickelung, Arbeiten, Bedeutung und Beziehungen dieses vielseitigen und merkwürdigen Mannes unterrichten uns handschriftliche Aufzeichnungen von ihm selbst und von seinem Neffen, dem unlängst verstorbenen Professor Wibel in Hamburg, sowie ungedruckte Briefe aus dem Weimarer Kreise, zumal von Goethe, mir anvertraut von dem Enkel, Herrn Major Eduard d'Alton-Rauch in Berlin.

Eduard Joseph d'Alton (dies sind die richtigen Vornamen; nicht Joseph Wilhelm oder Johann Wilhelm Eduard, wie überall fälschlich zu lesen) wurde am 11. August 1772 in Aquileja geboren, in Florenz und Wien erzogen. Nach dem Tode seines Vaters, der, aus einer irländischen Adelsfamilie stammend, hoher österreichischer Offizier gewesen war und seinen Sohn zum Militärstand bestimmt hatte, besuchte er die Kaiserliche Akademie zu St. Anna. Sich zum Künstler zu bilden, ward weder von ihm noch von denen, welche seine Studien leiteten, beabsichtigt. Auch schien es ihm in der Jugend und noch geraume Zeit nachher außer der Malerei keine wirklich bildlich darstellende Kunst zu geben; und dennoch halle ihm die Natur eine Eigenschaft versagt, ohne welche kein Maler gedacht werden kann, nämlich Farbensinn. Da er früh, anfangs mehr zur Befriedigung seiner Neugierde als aus einem höheren wissenschaftlichen Interesse, zur Einsicht der menschlichen Organisation gelangte, auch im allgemeinen der äußeren Erscheinung erkannte, wie sich der Charakter in der Form ausspricht, und ein stark ausgeprägter Formensinn den Mangel an Sinn für Farben vergütete, so hätte er wohl ein tüchtiger Bildhauer werden können. Indes mehr durch einen lebhaften Thätigkeitstrieb als durch entschiedene Vorliebe sich den Naturwissenschaften hingebend, fand er weder einen Freund noch Lehrer, der ihn auf die Skulptur hingewiesen hätte. Ein Kupferstecher endlich war ihm, der die kunstreiche Technik des Grabstichels damals nicht zu würdigen verstand, einem Übersetzer vergleichbar, und daher übte diese Gattung der Kunst keineswegs Reiz genug auf ihn aus, um sich ihr zu widmen; denn nur die eigenen Radierungen und Erfindungen berühmter Maler schienen ihm des Sammelns und Aufbewahrens wert.

Als der junge d'Alton infolge erlangter Volljährigkeit auf Reisen ging nach Italien, Frankreich, England, blieb keine zugängliche Sammlung, kein hervorragendes Kunstwerk von ihm unbeachtet. Sei-

nen Trieb zur Kunst beschwichtigte die Erwägung, daß ja die Kunstschöpfungen ihrer Wirkung wegen da seien, und daß man sich des Genusses derselben erfreuen dürfe, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, ihre Zahl zu vermehren. Was sich ihm darbot, genoß er reiner und unbefangener als ehedem, denn es störte ihn nicht mehr die Vergleichung mit dem eigenen Vermögen und Unvermögen.

So verrannen bei häufiger Veränderung des Aufenthalts acht Jahre, ohne daß er einen größeren künstlerischen Versuch wagte. Doch kamen zuweilen Lust und Vertrauen, etwas selbst zu leisten. Es wechselten die wieder aufgenommenen Studien im Ölmalen mit landschaftlichen Skizzen nach der Natur, mit Aquarell-, Tusch- und Sepiazeichnungen mannigfacher Art, Porträts und Bildern ihm besonders lieb gewordener Tiere, zumal Pferde. Auch mit Alabasterarbeiten beschäftigte er sich, sowohl mit Reliefs als runden Figuren. Indem d'Alton, die Kunst anlangend, seinen Weg mehr nach der Weise eines Spaziergängers schlenderte, als wie ein Wanderer in bestimmter Richtung einem gewissen Ziel entgegenschritt, wurde er ein großer und gründlicher Bewunderer der Meisterwerke anderer und erwarb sich nebenher so viel von technischen Fähigkeiten, als er bedurfte, um bei seinen naturhistorischen Bestrebungen fremde Hilfe entbehren zu können.

Die Verheiratung mit Friederike Buch aus Frankfurt am Main ließ ihn seinen Wohnort zu St. Goar nehmen, wo ihm am 17. Juli 1803 sein Sohn Johann Samuel Eduard geboren wurde. Im Frühling 1805, beim Beginn des französisch-österreichischen Feldzuges, flüchtete er mit Weib und Kind nach Wertheim und wählte später einen ländlichen Aufenthalt in der Gegend von Bamberg. Hier trat er einem älteren Plan zur Verwertung seiner Kenntnisse des Pferdes näher. Die idyllische Muße und die Nachbarschaft der Städte Bamberg und Nürnberg verhieß für die nötigen Vorarbeiten besondere Förderung; außer dem sehr kostbaren Werke von George Stubbs konnte über diesen Gegenstand weder die französische noch deutsche Litteratur und Kunst etwas Vergleichbares bieten. Der Ausbruch des französischen Krieges im Oktober 1806 zerstörte abermals dieses Projekt und zwang d'Alton mit Familie, wieder Schutz bei der Schwiegermutter in Wertheim zu suchen.

Jetzt nahm sein Schwager, Leibarzt des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Dr. Wibel, Gelegenheit, d'Alton dem Erbprinzen und nachherigen Fürsten Karl vorzustellen. Derselbe, ein treuer Anhänger Österreichs, hatte als Ulan sich an allen Kämpfen von 1805 beteiligt und war nach dem Frieden in das väterliche Schloß Heubach zurückgekehrt. Seine Ausbildung zur Reiterei hatte ihn schon in der Kaiserlichen Reitschule in Wien nicht nur zu einem schneidigen Reiter, sondern auch zu einem leidenschaftlichen Pferdekenner gemacht. Die Bekanntschaft mit d'Alton war ihm zur Verwirklichung einer Lieblingsidee sehr willkommen. Sein Haus hatte als Entschädigung für die verlorenen linksrheinischen Besitzungen unter anderem die ehemalige Benediktinerabtei Neustadt, zwischen Lohr und Wertheim am Main gelegen, erhalten. Die glückliche Örtlichkeit brachte den Erbprinzen auf den Gedanken, sie zur Anlage eines Gestüts zur Züchtung edler Rosse zu benutzen. Er fand nun die gewünschte Persönlichkeit zur Ausführung in d'Alton, der sich in seinem Auftrage zum Ankauf von Rassepferden auf Reisen begab, wobei ihm die Erwerbung trefflicher Tiere für das Gestüt gelang. Die besten Aussichten eröffneten sich für dasselbe, als im Jahre 1809 der zweite österreichisch-französische Krieg den jungen Fürsten wieder zu den Waffen rief und die Kriegskosten äußerste Sparsamkeit erheischten. Das Gestüt wurde aufgehoben.

Dr. Wibel hatte längst die Notwendigkeit erkannt, durch Nutzbarmachung der außerordentlichen Befähigung d'Altons ihm und seiner Familie die Gewinnung einer sicheren Zukunft zu ermöglichen.

Mit bereitwilliger Aufopferung von nahezu achttausend Gulden veranlaßte er ihn zur kräftigen Aufnahme der Arbeit. Der kleine Ort bot natürlich nicht die nötigen Hilfsmittel zu rascherer Förderung. Platten und Papier mußten aus Frankfurt bezogen werden. Das ungesäumte Abziehen von Probedrucken erforderte die Anlage einer eigenen Kupferdruckpresse mit allem anderen Zubehör. Der erste Teil, die Rassen enthaltend, gedieh mit Text und Tafeln zur Vollendung und wurde dem Prinzen Karl von Löwenstein gewidmet.

Den Aufenthalt bei Bamberg während der Jahre 1805 bis 1807 hatte d'Alton auch dazu benutzt, von den so entsetzlich verschleuderten Schätzen der aufgehobenen fränkischen Klöster unter Beihilfe fremder Mittel möglichst viel zu retten. Die Erwerbung eines unbekannten Gemäldes von Correggio — ein erwachsenes Mädchen und ein junger Knabe nebst einer alten Frau, die ihnen im Kostüm einer Zigeunerin zu erzählen scheint — aus dem Nachlaß des Grafen Rottenhahn brachte ihn in nähere Beziehung zu Goethe und dem Herzog Karl August. Ersterer zeigte namentlich warme Teilnahme für d'Altons künstlerische Bestrebungen. Abdrücke der Platten des Pferdewerkes wanderten nach Weimar, und die Veröffentlichung des ersten Teiles steigerte das Entzücken der Weimarer Kunstfreunde auf das höchste. Beim Herzog brachte man nun den längst gehegten Plan der Errichtung eines eigenen Gestütes zur Sprache, wofür das nahe Tiefurt geeignet schien. d'Alton sollte als Direktor berufen werden. Um das Terrain zu sondieren, begab er sich im Herbst 1808 nach Thüringen. Seinen Correggio hatte er an den ihm schon von früher bekannten Direktor der Zeichenakademie in Weimar, Hofrat Johann Heinrich Meyer, geschickt. Die nachstehende Antwort desselben weiht uns am besten in die ganze Angelegenheit ein:

Mein sehr werther und verehrter Freund!

Bereits habe ich Ihnen durch Herrn Dr. Buch wissen lassen, daß Ihr Gemälde am vergangenen Sonnabend 17. September wohlbehalten bey mir angelangt ist und mich höchlich erfreut hat. Es ist unendlich viel Geist und Kunst in demselben, und je mehr man es betrachtet, je bekannter man mit demselben wird, desto vortrefflicher, desto bewunderungswürdiger erscheint es. Einiges an dem Kopf des jungen Mädchens, welches Hauptfigur im Bilde ist, mag durch Zeit und Zufälle beschädigt, mag vielleicht wieder ausgebessert seyn, besonders scheint dieses am unteren Theil der rechten Wange gegen dem Kinn hin der Fall; um das Aug' aber und die Nase, wo die Farbe stark aufgetragen ist, glaube ich eine vortreffliche Behandlung gesehen zu haben, und der Kopf im Ganzen ist wunderbar geistreich, zart und naiv. Ueber den mehr zurückstehenden Kopf des Knaben bin ich ganz Ihrer Meinung, daß sich nehmlich in demselben Correggio's Art und Geschmack am unverkennbarsten äußert. Die Alte weicht in Betracht der auf sie verwendeten Kunst den beyden jugendlichen Figuren im geringsten nicht und ist in der That wie beseelt. Doch was will ich Ihnen, dem Eigenthümer des Bildes, das Bild selbst beschreiben, da Sie dasselbe genau in allen seinen Theilen kennen; genug, es ist mir sehr wahrscheinlich, daß das Werk würklich von Correggio herrührt, und wenn jemand Zweifel dagegen erheben sollte, so möchte ich auf allen Fall lieber zur bejahenden als zur verneinenden Meinung mich halten.

Ehe ich Ihnen schrieb, wünschte ich endliche und bestimmte Nachricht über das Haus in Tiefurt zu erlangen. Die Anwesenheit der hohen Herrschaften aber hat schon mit ihren Vorbereitungen seit 8 und mehr Tagen jede Art von Verhandlung und Beschluß gehindert und hindert solche noch. — Inzwischen sagte mir auf mehrmaliges Anfragen heute Hr. Geh. Reg. Rath v. Voigt,* daß er mit seinem Herrn Vater darüber gesprochen habe, und daß

* Christian Gottlob. Sohn des gleichnamigen Sachsen-Weimarischen Staatsministers.

dieser gar keine Schwierigkeit deswegen voraussehe. Dieses ist also die Nachricht, welche ich Ihnen in betreff dieser Sache zu geben im stande bin; sobald ich etwas weiteres und völlig abschließliches erfahre, will ich die erste Gelegenheit wahrnehmen, es Ihnen zu melden.

In froher Erwartung Ihrer Ankunft bey uns verbleibe Ihr

ganz ergebener Freund
Meyer.

Weimar d. 28. 7br. 1808.

Das ist ein sehr guter Gedanke, daß Sie sich in Pommersfelden einiges aufzeichnen und mitbringen wollen, damit könnten Sie ja sogleich den auf den Tod erkrankten Prometheus unterstützen helfen. Dieser oder sein Wortführer hat gestern ein lamentables Schreiben an mich eingehen lassen, worin er um schleunige Hülfe bittet, und welches ich bei Falb, Fernow und Schütz soll zirkuliren lassen.

Weiter ist nichts Neues eingekommen, als ein sehr mittelmäßiger Entwurf zu einem Zeichenbuch da unten vom Rheine her.

Goethe erwartet Sie mit nicht weniger freundlicher Gesinnung als ich; es ist ihm leid gewesen, Sie in Jena nicht gesehen zu haben.

Alles gestaltete sich in erfreulicher Weise; noch im Spätherbst desselben Jahres bekam d'Alton freie Wohnung in dem herzoglichen Lustschloß des Parkes zu Tiefurt. Sein geistvoll gewinnendes Wesen verwob ihn bald in den anregenden Kreis, dessen Mittelpunkt Goethe bildete, sowohl in Weimar als in Jena. Goethe begleitete mit Aufmerksamkeit d'Altons praktische wie künstlerische Thätigkeit; besonders interessierten ihn dessen Tafeln zu dem 1809 in Weimar herausgegebenen Prachtwerke „Naturgeschichte des Pferdes“, welche d'Alton selbst verfertigt hatte, ohne daß er vorher eigentlichen Unterricht im Radieren gehabt hätte, als den er aus Büchern, Vergleichung von Kupferstichen und gelegentlichem Zusehen bei der Arbeit anderer schöpfte. Über den Correggio seines „Freundes“ schrieb Goethe in der Jenaischen Litteratur-Zeitung (zur Eröffnung des Jahrganges 1809) einen Aufsatz, worin einzelne Ausdrücke sich fast wörtlich mit dem Urteile Meyers decken, was sich aus ihrer gemeinsamen Betrachtung und Besprechung des Gemäldes wohl erklärt.

Neben Goethe bekundete Herzog Karl August warme Anteilnahme für d'Alton. Auch Voigt, Knebel, Oken und andere schenkten ihm eine achtungsvolle, herzliche Freundschaft. Unter den Frauen war es vornehmlich Charlotte v. Stein, die ihn — wider seinen Willen — zu ihrem Vertrauten erkor. Vielleicht war es damals schon öffentlich bekannt, daß der Held des Romans „Florentin“* von Dorothea Schlegel, Tochter Moses Mendelssohns, geschiedener Veit, niemand anders als Eduard d'Alton war.

Vor allem aber verband ihn mit Karl Ludwig v. Knebel,** der früher ebenfalls

* Es erschien nur der erste Band im Druck (Lübeck und Leipzig 1801), anonym, herausgegeben von Friedrich Schlegel. Wenn die Dichtung hier auch überwiegen mag, so bleibt doch noch genug Wahrheit nach in der Schilderung der bunten, abenteuerlichen Jugendjahre und Wanderjahrten d'Altons. Sogar Florentins Auswanderung nach Amerika, um den englischen Kolonien dort seine Dienste anzubieten, beruht auf keiner Erfindung (S. 17 und 186). Vollständig auf d'Alton passen Florentins Kennerschaft schöner Pferde (S. 25), dessen Erziehung in der adeligen Militärschule (S. 127), dessen Aufgeben der Soldatenlaufbahn zu Gunsten der Kunst (S. 157 und 166) u. s. w. — S. 104 heißt es: „Auch versuchte ich oft, mit der Feder die Umrisse der Bilder nachzuahmen, welches mir immer gut gelang; mit einiger Anleitung hätte ich vielleicht ein Künstler werden können.“ S. 157: „Ich sann und that und träumte nichts anders, als zeichnen, die Werke des Alterthums studiren und mit meinen Mahlern Kunstgespräche führen.“ Florentins Bilder waren meistens Landschaften oder Porträts, denen auch d'Alton lange oblag. Ebenfalls stimmen überein die Lebensjahre, die wechselnden Aufenthaltsorte in Italien, Frankreich, England, und namentlich die edle genialische Persönlichkeit. — Über das Verhältnis von Dorothea Veit zu Eduard d'Alton vergleiche Caroline, herausgegeben von Waitz (Leipzig 1871), Band I, S. 245; II, S. 122.

** Vergleiche Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858) S. 352, 355, 384 (d'Alton zu Goethe), 402, 425 und 426

in Tiefurt gewohnt hatte, ein inniges Freundschaftsverhältnis, in welches einige noch erhaltene Knebelsche Briefe Einblicke gestatten.

I.

Jena den 27. December 1808.

Wir haben gehofft, Sie, Lieber, nebst Ihren Lieben diese Feiertage bei uns zu sehen, und haben oft an Sie gedacht. Was machen Sie in Ihrem kalten Tiefurt? — Doch, Sie haben ja das Lohholz in der Nähe.*

Gestern waren Kügelgen, Werner mit der Schopenhauer hier bei Frommanns. Sie besuchten mich Morgens, fanden mich aber nicht zu Hause. So mußte ich ihnen denn Nachmittags die Gegenvisite machen. Kügelgen war äußerst freundlich gegen mich und verlangte, mich malen zu dürfen. Ich durfte eine so freundliche Anmuthung wohl nicht versagen und versprach ihm, nach Weimar zu kommen. Da er sich, wie er mir sagt, nur noch 10 Tage daselbst aufzuhalten gedenket, so darf ich die Reise wohl nicht lange mehr aufschieben. Ich denke also den 2ten oder 3ten Tag nach dem neuen Jahre dahin zu gehen. Sollten es Ihre Bequemlichkeit oder andere Umstände erlauben, mich bis dahin hier abzuholen, so würde mir freilich in Ihrer Gesellschaft der Weg viel kürzer scheinen. Wo nicht, so geben Sie mir, wenn es Ihnen gefällig ist, hierüber nur einige Nachricht. Ich denke, Sie kommen des Morgens, und wir fahren nach dem Mittagsessen hier ab. Meine Frau, ob sie gleich ziemlich wieder besser ist, kann und darf jedoch bei diesem kalten Winter nicht von der Gesellschaft seyn. Vielleicht mag Ihre liebe Frau mit dem lieben Kleinen so lange hier bei ihr verweilen, bis Sie mich wieder zurückbringen?

Auf Ihre schönen Gemälde freue ich mich sehr. Ich habe schon viel Lob davon gehört.

Stellen Sie sich vor, daß Kosmeli* wieder hier ist! Diesen Abend ist er mit den Voigtischen und andern bei uns.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Die Meinigen empfehlen sich herzlich. Ich wünsche bald Sie zu sehen.

Ihr Knebel.

An Herrn Baron d'Alton in Tiefurt.

II.

Jena, Dienstags den 4. Febr. (1809)

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich auf Ihre letzten Zeilen nicht sogleich geantwortet habe. Ich hatte aber vor, nach Weimar zu gehen, und bin auch vorigen Sonnabend und Sonntag da gewesen und hoffte Sie daselbst zu sehen. Meine Zeit war viel zu kurz, als daß ich Sie in Tiefurt hätte besuchen können, wie ich es wohl gewünscht hätte. Auch Prof. Köthe, der mit mir war, hoffte umsonst, Sie in Weimar auszuspüren.

Für das Anerbieten, uns einige interessante Nachrichten und Zeichnungen zu dem — wo Gott will! — künftigen Taschenbuch** mitzutheilen, danken wir Ihnen aufs verbindlichste. Sie würden uns sehr willkommen seyn; zumalen da ich fürchte, daß dieses Büchlein von der eigentlichen poetischen Seite etwas schwach

(d'Altons Kenntnisse, Eigenschaften und Talente sind unbezweifelt, so wie ich an der Güte seines Herzens nicht den geringsten Zweifel habe), 478 (d'Alton blieb bei uns über Nacht und sprach und erzählte prächtig). Über das S. 425 flg. angedeutete Mißverständnis wegen der Briefe „eines berühmten Mannes" findet man Näheres in meiner demnächst erscheinenden umfangreichen Biographie d'Altons.

* „Ein kleines Wäldchen, das insgemein nur das Lohhölzchen genannt wird"; Beschreibung und Gemälde der Herzoglichen Parks bey Weimar und Tiefurt besonders für Reisende (Erfurt 1797, S. 53) Das prunklose, aber bequem eingerichtete Lustschloß, an der Ilm gelegen, hatte bis 1807 der Herzogin Anna Amalia als Sommerresidenz gedient. „Indeß würde es ein höchst trauriger Aufenthalt seyn, wenn die Natur über die Gegend nicht einen so lieblichen Zauber gegossen hätte, daß dem Erfindungsgeiste der Menschen wenig zu verändern übrig blieb, um dieses anmuthige Thal zu einem zweyten Tempe zu machen."

* Michael Kosmeli (1773 bis 1844), Referendar, reiste viel, unter anderem in Rußland, wo er Konzerte mit der Maultrommel gab, Verfasser von Lindor, Seitenstück zu Lucinde von Schlegel (Mainz und Hamburg 1801), sowie der Rhapsodischen Briefe (Halle 1813).

** Knebels Briefwechsel mit Henriette S. 593, 636 flg.

werden dürfte, und daher anderer geistiger Vorrath uns sehr nützlich seyn würde. Prof. Köthe wird Ihnen deshalb selbst schreiben und Sie angehen. Kommen Sie auch bald einmal, wenn es Ihnen gefällig ist, mit Ihrem lieben Söhnchen zu uns. In wärmerer Zeit können wir Ihnen auch eher ein Stübchen anbieten.

H. Lindner, dem ich in Weimar begegnete, hat die Gefälligkeit gehabt, mir Valentias Reisen* mitzugeben. Ich danke also auch dafür Ihrer Gütigkeit.

Leben Sie wohl, werthester Freund! Weib und Kind empfehlen sich aufs beste, und wir alle wünschen, Sie recht bald wiederzusehen.

Knebel.

III.

Jena den 12. Januar 1810.

Lieber Freund,

Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, indem ich sehe, daß Sie sich noch unserer erinnern mögen. Wir haben in diesen letzten Tagen und Wochen nicht nur öfter an Sie gedacht, sondern Sie auch mit Verlangen bei uns erwartet. Daß Sie Ihre Pferde weggegeben haben, ist freilich ein Hinderniß, das uns in dieser Rücksicht leid thut; übrigens waren sie freilich für Sie in Ihrer Lage mehr eine Beschwerde als Annehmlichkeit. Suchen Sie aber, wenn es seyn kann, durch eine andere Gelegenheit diesen Mangel zu ersetzen, indem wir gar sehr wünschen, daß Sie mit der lieben Frau und den lieben Kindern wieder einen Tag bei uns zubringen möchten. Mond und Schnee werden Ihnen dazu behülflicher seyn. Wir andern sind schwerer ins Zeug zu schirren, und ich alter Teufel mag kaum recht aus der Stube gehen.**

Was soll ich aber sagen zu dem schönen Geschenke, das Sie mir machen? Ich habe es zwar nur noch vom Ansehen genossen, denn seit mehreren Tagen waren wir etwas zerstreut; aber schon die Ansicht ist vortrefflich. Warum verschwenden Sie so schöne Sachen an mich, der ich übrigens so wenig davon verstehe? Aber die schöne Sammlung soll für mich und für meinen Karl ein ewiges Andenken des Freundes seyn, der mit so viel Einsicht, Talent und Kenntniß das freieste, edelste Herz besitzt. Könnte ich nur in meinem geringen Vermögen etwas finden, das Sie auf ähnliche Art erfreuen möchte.

Führen Sie doch ja Ihren Roman* auch bald aus. Sie werden uns ein Muster geben; wenigstens einen getreuen Abdruck Ihres Geistes und Herzens.

Ich für meinen Theil bin zwar den ganzen Tag beschäftigt, thue aber doch nichts; d. h. ich kriege nichts zu Stande, worüber sich die Menschen erfreuen, noch weniger woraus sie sich belehren könnten. Das ist nun schon das Schicksal einiger: bald sind uns die Menschen zu gut, bald sind wir ihnen zu gut; auch selten geben sie uns Reiz genug, daß wir ihnen viel sagen möchten. Dies kommt zumal bei zunehmenden Jahren, wo man sieht, daß das Ding immer seinen alten Gang geht, und nur der einen Verdienst um die Menschheit hat, der sie füttert.

Leben Sie wohl, lieber Freund, in Ihrem nun wohl auch beschneiten Tiefurt, und seyn Sie versichert, daß Sie an dieser Saalecke auch treue Freunde haben.

Versichern Sie dies zugleich Ihrer lieben Frau, die wir beide herzlich grüßen, nebst den lieben Kindern — und erfüllen Sie bald unser Verlangen!

Knebel.

Die schönen Jahre im Verkehr mit den Koryphäen Weimars und Jenas sollten

* Voyages and travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt in the years 1802 to 1806 by George Viscount Valentia. London 1809. — Friedrich Rühs besorgte eine deutsche Ausgabe, deren erster Teil 1811 in Weimar herauskam.

** Knebel an Henriette, 19. Januar 1810: „Morgen denkt meine Frau vielleicht mit Karl nach Tiefurt Schlitten zu fahren, um die d'Altons zu besuchen. Er hat mir seine in Kupfer gestochenen Pferde geschenkt, und er ist ein trefflicher Künstler.“

* Ist unvollendet geblieben. Das Manuskript, betitelt „Das Landhaus bei Wien“, enthält eine Art Autobiographie, reizvoll, geistreich, aber weitschweifig; jedenfalls wertvoller als sein anderer, anonym im Druck erschienener Ritterroman „Fontainebleau“ (2 Teile. Bremen 1829).

im Oktober 1813 ein jähes Ende finden. Nach dem Siege bei Leipzig kam für das Herzogtum Sachsen-Weimar wegen des Anschlusses seines Herrschers an die Verbündeten eine Zeit größten Unglücks und Jammers. Das Lustschloß in Tiefurt mit allen Anlagen des Gestüts wurde vollständig ausgeplündert, und die Baulichkeiten des letzteren wurden niedergebrannt. d'Alton gelang mit genauer Not die Rettung und Bergung seines litterarischen Eigentums durch Voigt, die gesamte übrige Habe ging in den Flammen auf. Jeder war damals mehr oder weniger mit sich selbst beschäftigt, auch Goethe konnte dem Freunde nicht sofort durchgreifend helfen. So stand denn d'Alton ohne Subsistenzmittel mit seiner Familie einer dunklen Zukunft abermals gegenüber. Wertheim war wiederum die einzige Stätte der Zuflucht.

Dort erweckten gelegentlich eines Besuches von Ignaz Döllinger aus Würzburg die zum Teil vollendeten Platten nebst Text zur „Anatomie des Pferdes" das höchste Lob des berühmten Anatomen, und er bot den schätzbaren Ankergrund für die weitere glückliche Entwickelung des Geschicks d'Altons.

Der große Ruf der medizinischen Fakultät in Würzburg mit ihren mustergültigen Anstalten hatte damals nicht nur aus dem Norden Deutschlands, sondern namentlich auch aus Liv- und Kurland viele Studierende angezogen. Die letzteren besonders opferten ihre reich bemessenen Wechsel mehr dem lustigen Leben als der Wissenschaft, denn auch der Doktorhut war mit Geld zu beschaffen. Die Anfertigung der erforderlichen Dissertationen wurde eine Quelle des Erwerbes für andere.

Schon im Frühling 1814 folgte Eduard d'Alton zu gleichem Zwecke einer Einladung Döllingers. Studiosus Christian Pander, Sohn eines sehr reichen Kaufherrn in Riga, hatte eine Dissertation zu liefern. Professor Döllinger wählte als Gegenstand „Die Entwickelung des Hühnchens im Ei". Die Ausführung der Arbeit übertrug er d'Alton, welcher, nachdem eine Brütmaschine aufgestellt war, unter Döllingers Oberaufsicht sämtliche Beobachtungen machte und in Zeichnungen zu dessen Befriedigung, ja Bewunderung aufs Papier brachte. Die Durchsicht des deutschen Textes, wie die Übersetzung ins Lateinische, besorgte Professor Strack. Panders Teilnahme beschränkte sich ausschließlich auf Bestreitung der Kosten. Diese brauchte er um so weniger in Anschlag zu bringen, als das Erscheinen der Abhandlung unter seinem Namen ihm aus dem Kreise der Fachgenossen des In- und Auslandes außerordentliche Anerkennung bereitete, denn nach dem derzeitigen Stande der Entwickelungsgeschichte der höheren Tiere galt die Arbeit als denkwürdiger Fortschritt.

Unter der Gunst solchen Erfolges ward es Döllinger nicht schwer, den so reich bemittelten, plötzlich berühmt gewordenen Doktor Pander zu weiteren, wahrhaft großartigen Opfern für die Wissenschaft zu bewegen. Die vergleichende Anatomie und Osteologie hatte bereits damals sich als unbedingte Grundlage einer Naturgeschichte der Wirbeltiere Geltung verschafft. Die Armut der großen Museen erweckte die Überzeugung, daß nur durch Forschung in den auswärtigen europäischen Anstalten ein gelehrtes Ergebnis zu erhoffen sei, und bewirkte bei Pander den Entschluß, durch einen Besuch derselben seinem Namen neuen Glanz zu verleihen. Den Mangel der erforderlichen Fähigkeiten wohl erkennend, entschloß er sich auf Döllingers Vorschlag, die bereitwillig gebotene Kraft d'Altons zu benutzen. So wurde im Jahre 1815 die Reise durch Frankreich, Spanien, Portugal, Großbritannien und Holland unternommen und 1817 beendigt. Die Ausbeute übertraf die kühnsten Erwartungen. Jetzt handelte es sich um deren Verwertung für die Wissenschaft. Bald nach der Rückkehr veranlaßten Familienverhältnisse den Doktor Pander, nach Riga und später nach Petersburg überzusiedeln, wo er als russischer Staatsrat 1865 starb, ohne je

wieder mit d'Alton in Berührung getreten zu sein.

d'Alton versäumte es natürlich nicht, Goethe von den überraschenden Reiseresultaten zu unterrichten, ihm den Plan des beabsichtigten Werkes mitzuteilen und seine Ansichten zu erbitten. Solche sollen ihm „unter entzückendem Beifall“ zu teil geworden sein, wie die Tradition in d'Altons Familie geht; leider aber ist dieser Brief Goethes nicht auffindbar.

Die Gründung der Universität Bonn 1818 gab Goethe erwünschte Gelegenheit, Großherzog Karl August an die Verpflichtungen zu erinnern, welche er dem ehemaligen Direktor des Tiefurter Gestüts für die durch den Krieg erlittenen Verluste noch schuldete. Ihren vereinten Bemühungen gelang es, ihm durch den Kultusminister, Karl Freiherrn v. Stein zum Altenstein in Berlin, die Bonner Professur für Archäologie und Kunstgeschichte zu verschaffen. Im Sommer 1819 trat d'Alton in die neue Stellung. Aber von noch weiterer Wichtigkeit war Goethes Einfluß auf den preußischen Staatsminister. Denn er ermöglichte die Bewilligung des größeren Teiles der Kosten zur Herausgabe der „Vergleichenden Osteologie“ nach dem dafür entworfenen Plane, weil keine Verlagshandlung sich angesichts der schweren Schädigung, die dem Vaterlande durch die furchtbaren Kriegs- und Hungersjahre vor kurzer Frist erwachsen war, zu einer so kostspieligen Unternehmung bereit fand. Altenstein setzte sich und dem preußischen Staate damit ein Ehrendenkmal. d'Alton seinerseits unterließ nicht, den Namen Panders auf dem Titel dem seinigen voranzustellen.*

Mit Recht bekannte d'Alton, daß er „Goethen so viel wie keinem andern Menschen zu verdanken habe“.**

An Stelle des früher in Weimar und Tiefurt gepflegten mündlichen Gedankenaustausches trat ein schriftlicher Verkehr. Im ganzen werden sieben Briefe Goethes im Original aufbewahrt, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß deren Zahl ursprünglich eine größere war. Davon hat Bratranek in seiner Publikation „Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz“ (Erster Band, S. 1 bis 29. Leipzig 1874) drei mitgeteilt, deren Concepte sich in dem Goethejchen Archiv vorfanden; auch sind daselbst d'Altons Antwortschreiben abgedruckt. Die vier bisher unbekannten Goethebriefe folgen hier; sie sind diktiert, von seiner eigenen Hand nur die Schlußzeilen und Unterschriften, welche ich durch gesperrten Druck auszeichne. Sie befassen sich nicht lediglich mit fachwissenschaftlichen Fragen, sondern haben, namentlich die späteren, einen Inhalt, welcher von allgemeinem Interesse sein dürfte und zugleich von der persönlichen Wertschätzung, ja herzlichen Zuneigung zeugt, die Goethe für d'Alton empfand.

Alle Muße, welche die akademischen Berufsgeschäfte in Bonn letzterem übrig ließen, verwandte er auf sein hauptsächliches Lebenswerk „Vergleichende Osteologie“. Seit Jahren mit dieser bahnbrechenden Arbeit beschäftigt, radierte er nach und nach gegen hundert Zeichnungen und gewann dabei eine nicht unbedeutende Fertigkeit im Gebrauch der Nadel und des Ätzwassers, die ihm später auch für künstlerische Vervielfältigung von Gemälden zu gute kommen sollte. Goethe schenkte sowohl den Abbildungen als auch den Erläuterungen seine unausgesetzte Aufmerksamkeit und wurde durch dieselben bei seinen eigenen, auf die Morphologie gerichteten Studien und Untersuchungen förderjamst angeregt. Hierauf bezieht sich das erste Schreiben:

Wenn Ew. Hochwohlgeboren einige Zufriedenheit mit meinen Entwürfen und Vorarbeiten bezeigt, so können Sie denken wie viel Genuß und Belehrung mir Ihre ausführlichen Leistungen gegeben. Es scheint jetzt als wenn in früheren Jahren mich ein guter Genius angeregt

* Das Werk erschien in drei Abteilungen (Bonn 1821, 1823 und 1827) und ist Friedrich Wilhelm III. zugeeignet, dessen königlicher Unterstützung es seine Entstehung verdankte.

** Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß (Nürnberg 1858) II, 202.

habe, mich vorzubereiten auf so manche wissenschaftliche Gabe, die mir in der Folge zukommen sollte. Was ist nicht alles in der Naturwissenschaft, der ich redlich gefolgt, während meines Lebensganges entdeckt worden; wie denn nun jetzt auch die längst geahndete Verwandtschaft des Erd-Magneten und Galvanismus uns erfreut und die glücklichsten An- und Übersichten befestigt. Mit Recht betrachte ich daher die neueren Aufschlüsse, die Sie uns über Constanz und Versatilität organischer Bildung schenken und erwarten lassen, als neue Schöpfungs-Momente, die das Lebendige erst recht belebend, eine höhere Bildung steigernd hervorbringen. Nehmen Sie meinen besten Dank für die baldige Sendung und lassen mich fernerhin an Ihren herrlichen Arbeiten Theil nehmen.

Ich sende einige Abdrücke von den beiden Platten, deren ich in meinen Heften erwähne, wenn auch nur als Zeugniß, daß es uns Ernst gewesen in diese wichtigen Gegenstände einzudringen; leider ward ich durch manche Zufälligkeiten verhindert und durch Zerstreuungen abgehalten. Der junge zeichnende Künstler, der, wie Sie sehen, in diese Arbeiten sich ziemlich eingeübt hatte, starb, Kupferstecher Lips zog weg, und ich fühlte und fühle das was Sie aussprechen nur allzulebhaft: die Sehnsucht nach Mitarbeitenden, die in unserem Sinne —, in deren Sinne wir verführen. Bei dem Werke über die Bebrütung des Hühnchens haben Sie ein solches Glück genossen, und auch auf Ihrer wichtigen Reise hat es Sie begleitet. Und nun lassen Sie mich noch den treulichsten Wunsch aussprechen: daß Ihre anhaltenden und bedeutenden Lebensbemühungen auch zu Ihrer Zufriedenheit mögen belohnt werden, welches freilich, besonders in unserem Vaterlande, nicht immer nach Verhältniß gewährt wird. Wie denn auch gar große Hindernisse einer zusammenwirkenden Thätigkeit im Wege stehen, weßhalb zu bewundern ist, daß bei so vielen vereinzelten Bemühungen so manches Wichtige zu Stande kommt.

Auf beiliegenden Platten sind die Zwischenknochen des Löwen, des Eisbären und des Wolfes von oben und unten, der des letzten aber auch von der Seite, gestochen; jederzeit mit dem nachbarlichen, der obern Kinnlade eigentlich angehörigen Eckzahn. Der Elephantenschedel ist deßhalb merkwürdig, weil bei dessen Jugend, (es ist der Casseler) die Suturen größtentheils noch wohl zu erkennen sind. Eine gleich sorgfältige Zeichnung dieses Kopfes, von der Seite, wodurch das Interesse vermehrt und das Ganze in's Klare gesetzt wird, ist leider nicht gestochen.

Lassen Sie uns in's neue Jahr mit frohem Muthe hinübertreten.

gehorsamst
J. W. v. Goethe.

Weimar d. 28. Decbr 1820.

d'Alton gab in den „Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher" (des zwölften Bandes erste Abteilung. S. 325 bis 332. Bonn 1824) Goethes Mitteilungen zur Vergleichenden Osteologie bekannt, woraus ein paar Sätze zur Erklärung des obigen Briefes hier stehen mögen. „Wir dürfen hier einige jener schätzbaren osteologischen Tafeln bekannt machen, deren in Goethes zweitem Hefte zur Morphologie S. 228 u. ff. Erwähnung geschieht, und die nun als Bruchstücke bedeutsamer Studien, durch die Hand ihres ruhmvollen Urhebers unserer Akademie verliehen, in diesen Bänden niedergelegt, auch hie und da mit Bemerkungen und weiteren Ausdeutungen begleitet werden sollen. Was sich aus dem Früheren hieher bezieht, werde zuvörderst beigebracht, wobei wir den Beweis, daß auch ‚dem Menschen wie den Thieren ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben sey, Jena 1786' (a. a. O. S. 199 bis 241) vor Augen haben. Diese Blätter schreiben sich von einer Zeit her, wo des Verfassers Hauptbestreben war, den osteologischen Typus der höhern Thierklassen auszubilden, daher seine Aufmerksamkeit auf jüngere Ge-

schöpfe, wo die Suturen nicht verwachsen sind, vorzugsweise hingeleitet werden mußte. Noch in besonderer Hinsicht aber auf den Umfang und die Grenzen des Zwischenknochens, dessen Kenntniß damals ans Licht gefördert wurde, sowie auf das Verhältniß des Eckzahns zu der obern Kinnlade, schien der Schädel des Cassler Elephanten von nicht geringer Wichtigkeit, daher die hier gelieferten Zeichnungen, gleich allen für unsere Vergleichungen gefertigten, in dreifacher Ansicht, von oben, unten und von der Seite, nach demselben entworfen wurden. Die erste dieser Tafeln, von Lips gestochen, ist dieselbe, deren zur Morphologie II, S. 230. Erwähnung geschieht, und die unsere Akademie als ein gütiges Geschenk aus der Hand des Herrn Verfassers empfangen hat. Die beiden andern wurden nach den Original-Zeichnungen hinzugefügt."

Mit dem Beginn des Jahres 1821 schickte d'Alton das zweite Heft seiner Osteologie, die Pachydermata enthaltend, an Goethe, welcher gestand: „Es ist jetzt mein tägliches Studium, bringt gar vieles den Augen und dem Geist entgegen. — Solche Bemühungen müssen freilich Bewunderung und Erstaunen erregen und alles, was in uns steckt, zu Tage bringen." Am 12. Januar 1823 schrieb Goethe an Kaspar Graf v. Sternberg: „Ich sendete einen Gypsabguß H. d'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: dieser Backzahn möchte wohl zwischen die kleineren Mastodonten und größeren Tapire mitten innen zu stellen sein, Sie werden ihm seinen Platz am sichersten anweisen."

Der erwähnte Brief, der zweite, hat folgenden Wortlaut:

Ew. Hochwohlgeb.

wieder zu Hause wissend übersende das gewünschte Bild; möge es eine dankbare Anerkennung ausdrücken was ich Ihnen früher oder später schuldig geworden. Die so köstlich gearbeiteten Raubthiere regen neuerdings mein Interesse für das bedeutende Studium, wobey mir auch die neue Ausgabe von Cuvier's Recherches sur les ossemens fossiles gar wohl zu statten kommt.

Nächstens übersende einen vor mehreren Jahren bey Eger gefundenen Backzahn in Gypsabguß; er scheint sich zwischen die kleineren Mastotonden (!) und größeren Tapir zwischen innen zu stellen, Sie werden entscheiden wohin er zu rechnen sey.

Lassen Sie mich, damit dieses Blatt nicht noch länger aufgehalten werde, herzlich Glück wünschen daß die Ausgabe Ihres unschätzbaren Werkes vollkommen gesichert ist.

Herrn Nees von Esenbeck danken Sie zum schönsten, für die übersendete Folge vom Drachenfels; auch ihm sende in Erwiederung nächstens Einiges.

Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und geben mir einige Kenntniß von den Früchten Ihrer letzten Reise.

Die angezeigte Rolle nebst Kästchen folgt mit der fahrenden Post.

Mich mit der aufrichtigsten Theilnahme unterzeichnend

treulich ergeben
J. W. v. Goethe.

Weimar d. 30. Octbr. 1822.

Wegen des Backzahns bemerke noch, das Emaille vom schönsten Silbergrau, die innere Ausfüllung von der tiefsten Schwärze, beydes Porzellanartig glänzend.

d'Alton dankte am 5. Dezember für die Sendung und für das von Kolbe gefertigte Bild,* das ihm als eine unmittelbare Gabe von Goethe noch unschätzbarer sei, als es sonst durch seine große Ähnlichkeit wäre. „Als ein Zeichen Ihrer Güte und als Bestätigung einer stets geahndeten Herrschaft des Geistes über den Körper wie gegen die Wirkungen der Zeit, gewährt es mir unendliche Freude." Auch bat er um Genehmigung, die schon besprochene Abhandlung in die Acta der Leopoldinischen Akademie einrücken zu dürfen, und erstattete den gewünschten Bericht

* Noch jetzt im Besitz der Familie.

über seine holländische Reise. Die durch Excellenz v. Altenstein nunmehr endgültig erwirkte königliche Unterstützung sicherte ungestörte Fortsetzung und Vollendung der „Vergleichenden Osteologie“, wovon der Verfasser eine Lieferung nach der anderen mit etlichen Zeilen an Goethe gelangen ließ. Im Jahre 1823 hofften beide auf ein Wiedersehen. Goethe meldete Anfang Auch Knebel's Bild hat mich sehr angenehm überrascht.“ Goethe antwortete unterm 21. Februar 1824* mit einiger peinlichen Empfindung. „In Hoffnung, Sie bey uns zu sehen, hatte mit meinem Sohn gar manches notirt und zurecht gelegt, worüber wir gedeihlichen Aufschluß auf alle Weise hoffen durften; möge es im Verfolge schriftlich nachzuholen seyn.“



Eduard d'Alton.

Dezember an Graf v. Sternberg: „d'Alton erwart' ich in diesen Tagen und von ihm manche Belehrung.“ Erkrankung der Tochter hinderte letzteren auf seiner Rückkehr von Berlin, woselbst er bei dem Kultusminister Audienz gehabt, Weimar zu berühren: „Wäre mir dies doch vergönnt gewesen, so würde ein kurzes Gespräch für mich belehrend und belebend gewesen sein.“ In Rauchs Werkstätte hatte er dessen Bildnis Goethes gesehen: „Es gehört gewiß zu dem Herrlichsten, was die neuere Kunst hervorgebracht. d'Alton versprach auf künftigen Herbst seinen Besuch und erwartete „mit wahrer Sehnsucht“ die Reisezeit. Inzwischen kam

* Abgedruckt bei Bratranek a. a. O. I, 10 flg., jedoch ohne obiges Datum. Schon Strehlke, Goethes Briefe I, 39, hat das fehlende Datum hinzugesetzt in der richtigen Annahme, daß jener Brief gleichzeitig mit dem an Nees van Esenbeck wäre. Bratranek, Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg. Wien 1866, S. 7 und a. a. O. II, 89 flg., bemerkte diesen Zusammenhang nicht. Der Brief ist eigenhändig unterzeichnet: Goethe. Die beiden anderen von Bratranek a. a. O. I, 12 flg. (20. August 1824) und 17 (24. September 1824) nach den Concepten veröffentlichten Schreiben tragen, was

Großherzog Karl August vorübergehend nach Bonn und zeichnete seinen ehemaligen Direktor des Tiefurter Gestüts äußerst huldvoll aus. Es befinden sich von diesem edlen Fürsten mehrere Schreiben in dem Nachlaß d'Altons; das folgende ist unter allen das charakteristischste und ehrenvollste für beide Teile:

Hochwohlgebohrner Herr!

Am 10. dieses Monats bin ich glücklich und gesund in Weimar wieder angekommen und seitdem lebe ich, so wie es meine Geschäfte nur einigermaaßen erlauben, in der schönen Erinnerung der auf meiner Reise froh verlebten Stunden und Tage.

Jener in Bonn werden dabey oft gedacht um so mehr, da solche durch Ew. Hochwohlgebohren frohe Laune so verherrlicht wurden, wobey ich von Neuem überzeugt worden bin, daß das Gemüth, trotz des weisen Hauptes, nicht altern kann. Die vormaligen Herren Jenenser mögen ein Beispiel daran nehmen und mögen sich unter den gewiß nicht versagenden Schutz der von mir gepriesenen Weisheit begeben, dann wird die Academie Bonn — auch ohne Sternwarte — auf lange Zeit geborgen seyn.

Ew. Hochwohlgebohren gütige Sendung der 5ten und 6ten Lieferung Ihrer vergleichenden Osteologie habe ich erhalten, empfangen Sie meinen herzlichen Dank dafür; freuen werde ich mich, wenn sich mir bald eine Gelegenheit darbietet, meinen Dank bethätigen zu können, indeß bitte ich meine vorzügliche Werthschätzung zu genehmigen, mit welcher ich zu seyn die Ehre habe

Ew. Hochwohlgebohren
ergebenster
Carl August.

Weimar den 26. August 1824.

Des Herrn Professor v. Münchow's Skelet wünschte ich von Ihnen so vorgestellt zu sehn, wie Sie gewohnt sind, Ihre Anatomischen Gegenstände darzustellen, nehmt. den Knochen Mann in seiner zottigen Haupthülle.

Auch Eckermann war damals in Bonn eingetroffen. Für dessen gute Aufnahme bedankte sich Goethe verbindlich. d'Alton belebte, durch solche Besuche mit neuer Sehnsucht erfüllt, die Hoffnung, Goethe im Herbst noch mündlich seiner Liebe und Bewunderung zu versichern. Letzterer entgegnete am 24. September: „Indem ich schließe, hab' ich nicht den Muth, Sie einzuladen; vorm Jahr gelang es mir sehr schlecht, die herrlichsten Freunde hatten sich aus verschiedenen Entfernungen bey mir angesagt und fanden mich im tiefsten catharralischen Zustande, unfähig einer jeden Theilnahme. Nun sey es dem Glück überlassen und der Impulsion der entfernten."

Endlich geschah im April 1825 die Begegnung beider Männer, welche sich seit 1813 nicht mehr gesehen hatten. Auch Knebel nahm daran teil. d'Alton dankte in herzlichen Briefen* für den freundschaftlichen Empfang; ihm erschien der Aufenthalt in Weimar, die ganze Reise wie ein Traum. Eckermann berichtet: „Bei Goethe zu Tische mit d'Alton ... d'Alton ist ganz ein Mann nach Goethes Sinne; auch findet zwischen beiden ein sehr schönes Verhältniß statt. In seiner Wissenschaft erscheint er von großer Bedeutung, so daß Goethe seine Aeußerungen werth hält und jedes seiner Worte beachtet. Dabei ist d'Alton als Mensch liebenswürdig, geistreich und von einer Redegabe und Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wohl wenige seinesgleichen hat und man nicht satt wird, ihm zuzuhören."

Die neuen Lieferungen der Osteologie vermittetten einen ununterbrochenen Verkehr. Goethe erwiderte dieselben durch

ich hier ergänzend mitteile, die eigenhändigen Unterschriften: aufrichtigst Theilnehmend J. W. v. Goethe. — ergebenst J. W. v. Goethe. Außerdem findet sich auf den Couverts oberhalb des Wappensiegels die eigenhändige Namenschiffre: J. W. v. G.

* Bratranek a. a. O. I, 20 flg. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß II, 201 flg.

das erste Heft des sechsten Bandes über Kunst und Altertum und schrieb später nachstehenden Brief, der wichtig und schön durch die ernste Wahrheit einer erfahrungsmäßigen Beobachtung und Weltweisheit, wie durch die prächtige Schilderung eines persönlichen Erlebnisses:

Für die mir neuerdings übersendeten Hefte meinen freudigen Dank auszusprechen will ich nicht länger säumen. Wie sehr kommen mir nicht meine frühern Bemühungen zu Statten, da ich mich dadurch befähigt sehe, als treuer Liebhaber und redlicher Dilettant mein Verhältniß zum Meister zu empfinden. Vor allen aber will ich Ihnen Glück wünschen, daß Sie an Ihrem werthen Sohne einen so glücklichen Mitarbeiter gefunden haben; auch gebe ich vollkommenen Beifall, daß Sie ihn nach Paris gesendet.* Ein geselliges Bestreben fördert den Franzosen auf die schönste Weise, welches von den Deutschen nicht zu erwarten ist; ihre Vereine gehen zwar auf löbliche, aber auf solche Zwecke hinaus, wo ein jeder mitwirken kann, er sey wer er wolle, der König und der Vagabund, der Gelehrte wie der Schüler, der Greis wie das Kind, alle können ihr Gold, Silber und Kupfer, wie sie es vermögen, auf Wohlthätigkeit, Monumente und fromme Stiftungen gleich willig hergeben; aber die höheren Zwecke, wozu Geist und Kraft nöthig ist, in den Regionen der Wissenschaft und Kunst muß jeder für sich allein zu erreichen suchen; es kommt selten der Fall, daß er wahrhaft gefördert werde. Dagegen fühlt sich wohl ein jeder gehindert durch Engherzigkeit seiner Zeitgenossen und durch Anmaßlichkeit seiner Nachfahren. Doch wollen uns darüber nicht beklagen, das mannigfaltige Gute, das uns geboten wird, im Stillen zu nutzen trachten und uns solcher Mitwirkungen erfreuen, wie die Ihrige mir jederzeit gewesen ist. Möge das was noch fernerhin von mir ausgeht, auch Ihnen Freude bringen und sich Theilnahme gewinnen.

So weit* gelangte ich vor meinem Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Ueberraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ, als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß Sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich grad im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerschen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig theilnehmend, bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthaltes in Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freylich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne Weiteres zu erkennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorüber geflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen, und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was

* Johann Samuel Eduard studierte in Bonn und Leiden, darauf in Berlin, besuchte Goethe, der das dem Vater entgegengebrachte Wohlwollen auch auf den Sohn übertrug, beteiligte sich an der Vergleichenden Osteologie und ging 1827 nach Paris zu Cuvier, der 1824 d'Alton dem Älteren die unbeschränkte Benutzung seiner Sammlungen angeboten hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde d'Alton der Jüngere Professor der Anatomie in Berlin, 1834 in Halle, wo er am 25. Juli 1854 starb im zweiundfünfzigsten Lebensjahre. Seine Arbeit über das Nervensystem der Fische ward von der französischen Akademie preisgekrönt. Er lebte in glücklichster Ehe mit Rauchs Tochter Agnes.

* Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter (Berlin 1834) IV, 367 flg. Sulpiz Boisserée (Stuttgart 1862) II, 477 flg.

man aber nicht zweymal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die überbliebenen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung, daß es kein Traum gewesen.

Soviel also für diesmal, in treuster Theilnahme

Goethe.

W. d. 6. Sept. 1827.

d'Alton, dem diese Zeilen eine unaussprechliche Freude bereiteten, konnte es nicht unterlassen, durch einen Freund dieselben dem König Ludwig I. zu unterbreiten. Aus welchen Beweggründen und mit welchem Erfolge, beichtete er unterm 13. Oktober Goethe: „Die Euer Excellenz von des Königs von Baiern Majestät erzeigte Anerkennung Ihrer unschätzbaren Verdienste hatte in meinen Augen den König bis zum Dichter erhoben und schien mir daher des höchsten Preises würdig. In dem Briefe, worinnen Sie die Ihnen gebührende und gewordene Ehre ebenso würdig empfunden als unnachahmlich ausgesprochen, glaubte ich eine so hohe Gabe zu besitzen, um selbst diesen gepriesenen König damit belohnen zu können. Ich dachte um so mehr diesem Drang meines dankbaren Herzens folgen zu dürfen, als sich mir gerade in dem Augenblick eine vollkommen schickliche Gelegenheit darbot, die mich vor jedem Verdacht einer zu misdeutenden Absicht sicherte, indem ich Ihren Brief meinem Schreiben an einen Freund beischloß, von dem ich gewiß wußte, daß er ohne meinen Auftrag sogleich diesen wie den meinigen dem König zeigen würde. Gestern Abend erhielt ich die Nachricht, daß der König über diesen unverdächtigen Beweis, wie sehr es ihm gelungen, Ihnen eine Freude zu machen, und zugleich zu ersehen, wie seine Huldigung auch von anderen gebührend anerkannt wird, so sehr entzückt war, daß er Ihren Brief, der noch in des Königs Händen ist, sogleich seiner Gemahlin gezeigt, ja nach Salzburg mitgenommen hat."

Keine Mißbilligung, welche d'Alton nur durch sein aufrichtiges Geständnis und reuiges Bekenntnis beschwichtigen zu können glaubte, hatte dieser Schritt zur Folge; im Gegenteil, derselbe erregte Goethes völliges Wohlbehagen, und er zögerte nicht, diese seine Empfindung alsbald kund zu thun:

Sie haben, mein Theuerster, mir einen ganz vorzüglichen Dienst geleistet, indem Sie mein letztes Schreiben einem Freunde mittheilten, durch welchen dasselbe unserm allerhöchsten Gönner zur Hand gelangen konnte. Denn indem ich täglich und stündlich nachsinne, wie ich meine Dankbarkeit für so hohe Gaben auf eine schickliche, nicht anmaßliche Weise wiederholt aussprechen möchte, so leistet durch Ihre Vermittlung ein, in freyem und treuem Sinn, ohne alle Absichten geschriebenes Blatt den besten Dienst, indem es bezeugt, daß ich nicht nur für mich jene hohe Wohlthat anerkenne, sondern daß es mir auch zu Lust und Freude gereicht, die werthesten Freunde an meinen Empfindungen Theil nehmen zu lassen.

Somit werde gegenwärtiges eilig abgesendet, damit Sie jeder Sorge deshalb überhoben seyn mögen. Lassen Sie von Ihrer fortgesetzten schönen Thätigkeit auch mich fortwährenden Nutzen ziehen und bleiben überzeugt, daß ich in aufrichtigster Theilnahme verharre.

Zu edlen allgemeinen u. besondern Zwecken treu mitwirkend

J. W. v. Goethe.

Weimar den 18. October 1827.

Aus der weiteren Verbindung beider Männer ist nur ein Brief d'Altons vom 2. Juni 1828 erhalten, worin er Goethe um Erlaubnis bittet, ihm den ersten Teil eines Romans zur Beurteilung vorlegen zu dürfen. „Eine Augenschwäche," heißt es, „hatte mir im letzten Winter jede eigene Thätigkeit geraubt — ich durfte weder selbst lesen noch schreiben —, und so kam es, daß ich mir vieles vorlesen ließ. Durch diesen Zeitvertreib nun ist

gesprächsweise ein Roman entstanden, den meine Frau und Tochter zusammen geschrieben. Diese uns neue Beschäftigung hatte unsere Absicht völlig erfüllt und uns auf's angenehmste den langen und beschwerlichen Winter vertrieben. Jetzt, wo ich mich wieder in gewohnter Weise beschäftigen darf, wird von mir nur insofern noch daran gedacht, als mich die Meinigen mit dem Verlangen, ihn zu vollenden, daran erinnern.

Das Planmäßige des Ganzen, welches bis auf die kleinsten Details entworfen ist, dürfte wohl schon in dem ersten Theil sichtbar sein, — zur Vollendung aber könnte mich nur das Urtheil von Euer Excellenz oder, was der Himmel verhüten wolle, eine ähnliche unfreiwillige Muße bestimmen. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt und wahrlich nicht thöricht genug zu glauben, es werde mir im Alter gelingen, was mir die Jugend versagte, und in einer Zeit, wo gewöhnlich selbst Begabte schon aufhören, in dieser Weise productiv zu sein, noch mit Glück zu beginnen. Was in der Folge auch immer das Schicksal dieses Versuches sein mag, so wünsche ich nicht, daß mein Antheil daran jemals bekannt werden möchte."

Wie Goethes Urteil ausfiel, wissen wir nicht; jedenfalls lautete es aufmunternd, was aus der Thatsache hervorgeht, daß das Werk unter dem Titel „Fontainebleau" in zwei stattlichen Bänden bereits 1829 erschien und zwar anonym. Von den Zeiten des Rittertums hatte der Verfasser schon als Kind am liebsten erzählen gehört, sie konnten als Jüngling, ja noch in späteren Jahren seine Phantasie hinreißen (vergl. Florentin S. 41). Eine interessante historische Geschichte aus der Regierung Franz' I. liegt der spannenden Handlung zu Grunde, mit eleganter, aber breiter Feder geschrieben, oft vielleicht zu sehr in das Genre des eigentlichen Ritterromans auslaufend.

Nach dem Abschluß seiner großen gelehrten Arbeiten, beim herannahenden Greisenalter sehnte d'Alton sich nach einer leichteren, Geist wie Gemüt gleichmäßig befriedigenden Thätigkeit, die ihn anregte, frisch erhielt, ohne übergroße Anstrengung. Gewiß, es that ihm wohl, zu beobachten, mit welcher Begeisterung seine Zuhörer ihm folgten, wenn er über die Altertümer, über die Theorie und Geschichte der bildenden Künste, speciell über das Studium der griechischen Kunst las. Kunstforscher, Künstler, Redner und Schriftsteller, Fachgelehrter und Schöngeist, edlen, großherzigen Charakters, von herrlicher Gestalt, der Kopf im Alter an Goethe erinnernd, zumal die wundersamen Augen — eine solche Erscheinung mußte die ideale Jugend fesseln. Keiner der erlauchten Fürstensöhne, welche die Universität Bonn damals zu ihren akademischen Mitbürgern zu zählen das Glück hatte, unter ihnen Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, versäumte d'Altons Vorlesungen; durch ihn wurden sie, wie Schlegel neidlos gesteht, in das Heiligtum gebildeter Geister eingeführt.

Doch in sein ureigenstes Heiligtum, in den Reichtum seiner Erlebnisse und Erfahrungen, vertiefte sich bei zunehmendem Alter am liebsten der treffliche Mann. Den letzten Abschnitt seiner irdischen Laufbahn bis zu seinem am 11. Mai 1840 erfolgten Tode füllten vornehmlich drei Beschäftigungen aus: die sparsame Vermehrung seiner ausgewählten Gemäldesammlung und Radierung der Hauptbilder, die — leider unvollendete — Niederschrift seiner bunt bewegten Jugend, im Gefüge eines Romans, sowie die Klarlegung seiner Ansichten über „Kunst und deren Beziehungen zum Leben"; ein litterarisch und kunsthistorisch wertvolles Vermächtnis, das, binnen kurzem von mir herauszugeben, Eduard d'Alton unserem Geschlecht besonders nahe bringt: Briefe, gerichtet an zwei Persönlichkeiten aus dem Freundeskreise Goethes.



Das wichtigste Metall der Jetztzeit.

Von

Adolf Ledebur.

In dem Kindesalter der Völker, jener weit hinter uns liegenden Zeit, deren Dunkel nur spärlich durch die Lichtstrahlen archäologischer Forschung erhellt wird, bedurfte der Mensch des Metalles noch nicht. Der Stein diente ihm als Waffe und Werkzeug; das Holz und der tierische Knochen, mit Hilfe des Steines bearbeitet, als Material für mannigfache Verwendungen.

Freilich lockte auch damals schon der glitzernde Schein des Metalles, wenn es dem Menschen im gediegenen Zustande entgegentrat, zu Versuchen, es durch Bearbeitung mit dem Hammer und Meißel aus Stein zu bestimmten Gegenständen zu formen; und das geschmeidige Metall fügte sich willig diesem Bestreben. Für eine allgemeinere Verwendung aber war die Menge des gediegen vorkommenden Metalls zu gering; und eben diese Seltenheit verlieh ihm einen hohen Wert. Der Mensch fertigte Schmuck daraus für Mann und Weib.

Vorzugsweise war es das Gold, dessen prächtige Farbe und dessen verhältnismäßig häufiges Vorkommen im gediegenen Zustande zur Herstellung von Schmuckgegenständen Veranlassung gab; daneben wurden bisweilen Silber und Kupfer verwendet, zwei Metalle, gleichfalls ausgezeichnet durch leuchtende Farben und hier und da gediegen vorkommend.

Durch Zufall entdeckte man dann im Laufe der Jahrtausende, daß die Erde noch reiche Schätze gleicher oder ähnlicher Metalle enthalte, als man vereinzelt schon benutzt hatte, daß es aber des Feuers bedürfe, um sie aus den oft unscheinbaren Gesteinen zu gewinnen, in denen sie, mit Sauerstoff, Schwefel oder anderen Körpern chemisch verbunden, bis dahin unerkannt geschlummert hatten. So entstand die Metallgewinnung aus Erzen, der Metallhüttenbetrieb.

Die Reihenfolge, nach welcher die aus Erzen dargestellten Metalle den Völkern bekannt und von diesen zur Benutzung herangezogen wurden, wird keinesfalls überall die nämliche gewesen sein. Sie war abhängig teils von dem Vorkommen des einen oder anderen Erzes in diesem oder jenem Lande, teils von den Schwierigkeiten, welche die Abscheidung des Metalles aus den Erzen verursacht.

Verhältnismäßig leicht gelingt die Abscheidung des Zinns aus seinen Erzen; aber Zinnerze sind gerade in denjenigen Ländern selten, wo die Gesittung und mit ihr die metallurgische Gewerbthätigkeit zuerst aufblühten. Mit weit größeren Schwierigkeiten ist die Darstellung des Kupfers aus den meisten seiner Erze verknüpft, und sie erfordert unleugbar noch umfänglichere Erfahrungen über das Verhalten der Erze im Feuer als die Gewinnung des Eisens in ihrer ursprünglichen einfachen Form. Dennoch ist es nicht zu bestreiten, daß verschiedene Völker,

besonders solche, an deren Wohnsitzen Eisenerze nur spärlich vorkommen, das Kupfer und, wenn sie Zinnerze besaßen, auch die Legierung des Kupfers mit Zinn, die Bronze, früher gekannt haben als das Eisen. In den meisten Ländern Amerikas war bei Ankunft der Europäer das Kupfer oder die Bronze bereits ein vielfach verwendetes Material, das Eisen aber unbekannt.

Die Mehrzahl der Länder jedoch ist weit reicher an Eisen- als an Kupfer- oder Zinnerzen; und aus den reineren dieser Eisenerze erfordert die Darstellung von Eisen keineswegs, wie schon erwähnt, sehr umfängliche Arbeiten. Schon das Niederschmelzen einzelner Erzstücke in einem großen Haufen brennender Holzkohlen genügt, sie teilweise in metallisches Eisen umzuwandeln, welches, solange es noch glühend ist, sich unter dem Hammer bearbeiten, das heißt umformen und von der eingemengten flüssigen, unter der Wucht der Hammerschläge herausfließenden Schlacke reinigen läßt. Nach einer Sage der Griechen wurde bei einem großen Waldbrande am Berge Ida metallisches Eisen gebildet und so die Erfindung der Eisendarstellung gemacht; ähnlich wird an anderen Stellen der Erde diese Erfindung vor sich gegangen sein.

Häufiger ist deshalb wohl der Fall gewesen, daß die Menschen früher das Eisen als das Kupfer und die Bronze gekannt haben. Noch jetzt werden in entlegenen Gegenden, z. B. im Inneren Afrikas, Volksstämme angetroffen, welche mit der Herstellung des Eisens wohl vertraut sind, Kupfer und Bronze aber nicht kennen.

Wo man jedoch im Laufe der Zeit Kupfer und Bronze neben dem Eisen darstellen lernte, oder wo diese Metalle auf Handelswegen Eingang fanden, werden sie zunächst stets den Verbrauch und die Darstellung des Eisens geschmälert, es zum Aschenbrödel aller damals bekannten Metalle erniedrigt haben. Denn das Eisen entbehrt der ins Auge fallenden warmen Farbe des Kupfers und der Bronze, welche diesen beiden in den Augen sowohl des urwüchsigen als des hoch gebildeten Menschen einen entschiedenen Vorzug verleiht; es ist dem Rosten leicht unterworfen, wodurch es nicht allein fernerhin an äußerem Ansehen einbüßt, sondern vollständig zerstört werden kann, eine Eigenschaft, welche ihm nach Aussage eines alten Schriftstellers als Fluch von den Göttern dafür mitgegeben sei, daß es als Mittel für so viele Unthaten gedient habe; es ist in der Kälte weniger leicht verarbeitbar als das Kupfer und durch Gießen weniger leicht als die Bronze. Die Alten kannten gießbares Eisen überhaupt nicht; die Verarbeitung geschah lediglich durch Schmieden im glühenden Zustande. Der Preisunterschied zwischen Eisen und Kupfer beziehentlich Eisen und Bronze, welcher in der Jetztzeit so häufig den Ausschlag giebt für die Wahl des ersteren Metalles, war damals jedenfalls erheblich geringer; man kannte nicht in dem Umfange wie heute die reichen Schätze der Erde von Eisenerzen, verstand überhaupt nur die reineren und reicheren, im ganzen seltner auftretenden Erze zu brauchbarem Eisen zu verarbeiten, und besaß nicht die Hilfsmittel der Jetztzeit, um durch Massenanfertigung die Erzeugungskosten zu vermindern. Die Schmiede des Altertums war zugleich das Eisenwerk, in welchem die Erze verarbeitet wurden; wenige Pfunde Eisen waren die Ausbeute der einmaligen Arbeit.

Daher tritt bei den meisten Völkern das Eisen für einen längeren Zeitabschnitt in den Hintergrund, auch da, wo man es nachweislich schon vor der Bronze gekannt hat. Bronze, vor dem Kupfer vornehmlich durch größere Härte ausgezeichnet, deren Maß sich durch den Zinnzusatz regeln läßt, bildet während dieser Zeit das wichtigste Material für Waffen, Werkzeuge und Schmuck. Selbst noch in alten schriftlichen Überlieferungen aus Zeiten, wo das Eisen bereits wieder eine wichtigere Rolle neben der Bronze zu spielen begonnen hatte, finden sich Andeutungen über seinen verhältnismäßig

hohen Preis. So z. B. führten die Helden der Ilias Rüstungen und Waffen aus „Erz“, das ist Bronze; aber sie waren vielfach verziert mit eingelegter Arbeit aus „dunkler Bläue“ des Stahles. Bei den Wettspielen zur Totenfeier des Patroklos setzt Achilleus außer schön gegürteten Weibern, Rossen, Stieren und dreifüßigen Kesseln auch „blinkendes Eisen“ zur Bestellung fruchttragender Äcker als Preis aus, auf daß weder der Hirt noch der Pflüger des Siegers wegen Mangel an Eisen zur Stadt zu gehen brauche.

Allmählich erst mit der Zunahme des Bedarfs der Menschheit an Metall überhaupt ändern sich diese Verhältnisse. Gesteine, die man für wertlos gehalten hatte, werden als vortreffliche Eisenerze erkannt, die Verfahrungsweisen zur Gewinnung und Verarbeitung des Eisens werden mehr und mehr vervollkommnet. Wie es häufig geschieht, sinkt mit dem gesteigerten Bedarf der Preis, das Eisen wird billiger. Anders ist es mit dem Kupfer und der Bronze. Wegen des erheblich beschränkteren Vorkommens der Kupfer- und Zinnerze kann die Erzeugung dieser Metalle nicht Schritt halten mit dem wachsenden Bedarf an Metall, ihr Preis verringert sich nicht, sondern wird eher noch gesteigert. Das Eisen muß vielfach an ihre Stelle treten. Man hat aber auch gefunden, daß das härtbare Eisen, der Stahl, obschon schwieriger herzustellen und deshalb kostspieliger als das gewöhnliche weichere Eisen, doch bei der Herstellung von Waffen und Werkzeugen selbst die vorzüglichste Bronze an Brauchbarkeit übertrifft; mehr und mehr weicht diese dem unscheinbaren Metalle. Wie ein in einer Steinfuge der großen Pyramide des Cheops vorgefundener, im Britischen Museum aufbewahrter Meißel aus Stahl beweist, hat man schon um 3000 v. Chr. bei den Ägyptern den Stahl für Anfertigung von Werkzeugen benutzt.

Das eigentliche eiserne Zeitalter der gesitteten Völker beginnt zu dämmern; auch da, wo man das Eisen bereits vor der Bronze kannte, fängt man jetzt erst an, seine Bedeutung für das gewerbliche Leben wie für den Krieg deutlicher zu erkennen. Eisen und Stahl bilden fortan das Material für zahlreiche Verwendungen, wo entweder die größere Billigkeit des gewöhnlichen Eisens oder die größere Härte des Stahls in Betracht kommen; die Anwendung des Kupfers und der Bronze beschränkt sich mehr und mehr auf die Herstellung von Gegenständen, die als Schmuck im weiteren Sinne zu dienen bestimmt sind, oder auf solche Fälle, wo das Rosten des Eisens dessen Verwendung unthunlich erscheinen läßt.

So verstrichen die Jahrhunderte bis gegen das Ende des Mittelalters. Immer noch verwendete man nur solches Eisen, welches nicht im flüssigen Zustande, sondern in Form eines weichen, mit flüssiger Schlacke reichlich durchsetzten Eisenklumpens aus den Erzen erfolgte, sich mit Leichtigkeit schmieden ließ und durch anhaltendes Schmieden von der eingemengten Schlacke befreit werden mußte. Entstand mitunter unbeabsichtigt geschmolzenes Eisen, welches aber den großen Nachteil besaß, nicht schmiedbar zu sein, so betrachtete man es als ein Mißerzeugnis, durch unvollständige „Reinigung“ des Erzes entstanden, und versuchte, es durch erneuertes Umschmelzen zu „reinigen“, das heißt in schmiedbares Eisen umzuwandeln. Je mehr man aber die Abmessungen der Schmelzöfen vergrößerte, um ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen, desto häufiger entstand solches Eisen; sein flüssiger Entstehungszustand mußte die Versuche nahe legen, es für Herstellung von Gußwaren zu benutzen, nachdem das Verfahren des Gießens anderer Metalle, der Bronze, des Zinns, Bleies, schon seit alter Zeit zu hoher Vollendung ausgebildet worden war. Das Gelingen dieser Versuche gab dann Veranlassung, die bis dahin unbeabsichtigte Darstellung flüssigen Eisens in eine regelmäßige umzuwandeln, nachdem man die Bedingungen für dessen Entstehung erkannt hatte; solcherart ent-

stand neben dem schmiedbaren Eisen (zu welchem auch der Stahl gehört) eine neue Eisengattung, das Gußeisen, im weiteren Sinne Roheisen genannt, leicht gießbar, aber in gewöhnlicher Temperatur wie im erhitzten Zustande spröde und deshalb nicht schmiedbar.

Das neue Material fand bald eine vielfache Benutzung zur Anfertigung von Gegenständen, welche bis dahin aus anderen Stoffen gefertigt worden waren: Kanonenkugeln, Ofenplatten, Töpfen, Maschinenteilen und anderen mehr. Der Verbrauch an Eisen wuchs; noch schwerer entbehrlich als zuvor wurde das Eisen dem Menschen. Die ältesten uns erhaltenen gußeisernen Ofenplatten stammen aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; gröbere Gegenstände, wie Geschützkugeln, scheinen bereits erheblich früher gegossen zu sein.

Je mehr die Gewerbthätigkeit der Völker aufblühte, desto mehr steigerte sich naturgemäß auch die Wichtigkeit des Eisens für das gesamte wirtschaftliche Leben. So sehen wir, wie die Eisendarstellung, früher nur handwerksmäßig im kleinen betrieben, schon im Laufe der letztverflossenen Jahrhunderte mehr und mehr zum Großbetriebe und einer Erwerbsquelle für viele Tausende sich entwickelt.

Ein Ereignis jedoch, welches berufen war, nicht nur der gesamten gewerblichen Thätigkeit der gebildeten Völker, sondern in allererster Reihe auch dem Eisenhüttengewerbe einen Aufschwung zu verleihen, wie ihn die kühnste Einbildungskraft unserer Vorfahren nicht zu erträumen im stande gewesen war, stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor der Thür: die Erfindung der Dampfmaschine im Jahre 1776 durch James Watt.*

Eine neue mächtige Triebfeder für die verschiedensten Zweige der Gewerbthätigkeit war gewonnen; nicht mehr wie bisher war man mit der Begründung gewerblicher Anlagen größeren Umfangs an das Vorhandensein einer Wasserkraft, also an den Lauf fließender Gewässer gebunden, der bis dahin einzigen Quelle für größere mechanische Arbeitsleistungen. Rasch folgten neue Dampfmaschinen der ersten. Aber nur die Verwendung des Eisens, dieses von der Natur in so verschwenderischer Weise dem Menschen geschenkten Metalls, ermöglichte eine ausgedehnte Benutzung der wichtigen Erfindung. Eiserne Dampfkessel wurden gebaut, um den Dampf zu erzeugen und schon bei seiner Geburt in Fesseln zu schlagen; eiserne Maschinen, um ihn zur Arbeit zu zwingen, zahlreiche andere Maschinen, um die gewonnene Arbeit nutzbar zu machen, um Wasser zu heben, zu spinnen, zu weben, Metalle, Holz, Steine zu bearbeiten und vielfache andere Aufgaben zu erfüllen.

Jetzt erst war das Eisen im engsten Sinne unentbehrlich geworden; und dennoch wuchs seine Bedeutung abermals, als man anfing, die neue Betriebskraft auch zur Erleichterung des Verkehrs der Menschen untereinander zu benutzen. Mit der Erbauung der Eisenbahn von Stockton nach Darlington im Jahre 1825 war die erste Masche eines eisernen Netzes begonnen, welches alsbald einen großen Teil des bewohnten Festlandes umspannen sollte. Die Anlage und die Unterhaltung dieses Eisennetzes sowie das rasche Emporblühen gewerblicher Anlagen überall, wo Eisenbahnen entstanden, rief alsbald eine Steigerung des Eisenverbrauchs ins Ungeheure hervor.

Aus dem vorigen Jahrhundert besitzen wir leider keine Nachrichten über die jährliche Eisenerzeugung der Erde. Im Anfange dieses Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo durch die Einführung der Dampfkraft jedenfalls der Eisenverbrauch erheblich gewachsen war, betrug die jährliche Eisenerzeugung etwa 400000 Tonnen; in der Jetztzeit beträgt sie ungefähr 21 Millionen Tonnen. Sie hat sich also im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auf das Fünfzigfache gesteigert

* In dem genannten Jahre wurde die erste größere und brauchbare Dampfmaschine gebaut, nachdem allerdings zahlreiche Versuche, die Kraft des eingeschlossenen Wasserdampfs nutzbar zu machen, vorausgegangen waren.

und wird bis zum Schlusse des Jahrhunderts voraussichtlich eine noch fernere Zunahme erfahren. Nimmt man den Wert einer Tonne Eisen in dem Zustande, wie es das Eisenwerk verläßt, zu durchschnittlich 100 Mark an — die meisten Sorten Walzeisen, Gußwaren u. s. w. werden auch in ungünstigen Zeiten erheblich höher bezahlt —, so ergiebt sich ein Gesamtwert der jährlichen Eisenerzeugung von 2000 Millionen Mark. Welche große volkswirtschaftliche Bedeutung diese Ziffern besitzen, tritt uns erst deutlich entgegen, wenn wir ihnen die Gewichte und Geldwerte der übrigen auf der Erde im Laufe eines Jahres erzeugten Metalle gegenüberstellen. Diese jährliche Erzeugung beträgt in runden Summen:

Gold	143½	Tonnen	im	Werte	von	400	Millionen	Mark
Silber	3000	"	"	"	"	450	"	"
Kupfer	210000	"	"	"	"	210	"	"
Blei	600000	"	"	"	"	180	"	"
Zink	300000	"	"	"	"	90	"	"
Zinn	20000	"	"	"	"	40	"	"
Platin, Wismut, Kadmium u. a. m. .	5000	"	"	"	"	25	"	"

also im ganzen etwa 1,14 Millionen Tonnen im Geldwerte von 1395 Millionen Mark.

Die Erzeugung an Eisen, diesem bei weitem billigsten aller Metalle, übertrifft demnach die aller übrigen Metalle zusammen an Gewicht um fast das Zwanzigfache, an Geldwert um das Anderthalbfache. Das Eisen ist in der That zum wichtigsten Metall der Erde geworden. Wenn man dem Menschen das Gold, das Silber, das Kupfer oder irgend ein sonstiges Metall außer dem Eisen nähme — er würde unleugbar mancher Annehmlichkeiten des Lebens entbehren müssen, aber er würde sich Ersatz durch andere Metalle zu schaffen wissen, und sein Gesittungszustand würde kaum einen erheblichen Rückschritt erfahren; welche Zustände aber eintreten würden, wenn plötzlich das Eisen von der Erde verschwände, ist man schwerlich im stande, sich deutlich zu vergegenwärtigen. Unsere Kleidung, unsere Beleuchtung, unsere häusliche Ausstattung, unsere Litteratur — alles, alles wird mit Hilfe eiserner Werkzeuge, eiserner Maschinen, eiserner Verkehrswege beschafft; und ganz unmöglich würde es sein, bei allen jenen zahllosen Aufgaben des Eisens und dem Massenbedarfe der Jetztzeit an Eisen es durch andere Stoffe zu ersetzen.

Nicht allein das ausgedehnte Vorkommen von Eisenerzen in der Natur und die verhältnismäßig geringen Kosten der Darstellung des Eisens aus jenen Erzen, sondern auch die dem Eisen eigentümlichen Eigenschaften haben ihm eine so hervorragende Stellung, in dem wirtschaftlichen Leben der Jetztzeit eine so außerordentlich vielseitige Verwendung verschafft.

Unter allen Metallen ist das Eisen eins der festesten; es widersteht vermöge eines ziemlich bedeutenden Härtegrades der mechanischen Abnutzung; es ist ohne große Schwierigkeiten verarbeitbar, das heißt es läßt sich zu bestimmten Gebrauchsgegenständen formen. Ganz besonders förderlich für die Vielseitigkeit der Benutzung des Eisens ist aber der Umstand, daß man im stande ist, das Maß jener Eigenschaften, daß Maß der Härte, der Festigkeit, der Geschmeidigkeit und anderer mehr durch gewisse Kunstgriffe bei der Herstellung und Verarbeitung innerhalb ziemlich weiter Grenzen zu regeln und so in dem einen Falle, z. B. bei der Anfertigung von Werkzeugen, ein außerordentlich hartes, oft selbst das Glas an Härte übertreffendes, wenn auch ziemlich sprödes Material, in einem anderen Falle ein zwar weniger hartes, aber weit geschmeidigeres, zähes, deshalb gegen Stöße und Erschütterungen sehr widerstandsfähiges Eisen, wie es für Brückenbauten, Dampfkessel und zahlreiche andere Zwecke am geeignetsten ist, in noch anderen Fällen ein leicht gießbares Metall zu erlangen.

Auch der Laie weiß, daß das Eisen, aus welchem ein Zimmerofen, eine Wendeltreppe, ein Dampfcylinder „gegossen“ wird, ein anderes als dasjenige ist, welches der Schmied benutzt, um einen Reifen um ein hölzernes Wagenrad zu legen, um eine Achse zu schmieden, ein Pferd zu beschlagen, einen Nagel, eine Schraube zu fertigen und dergleichen mehr.

Welches ist nun aber die eigentliche Ursache des so abweichenden Verhaltens der einzelnen uns im Leben entgegentretenden Eisengattungen? Welche Eigenschaft des Gußeisens ist es, die gerade dieses so besonders geeignet zur Darstellung gegossener Gegenstände erscheinen läßt? Was bedeutet der Ausdruck „Stahl“, dessen jedermann sich so häufig und gar oft irrtümlich bedient?

Vom Standpunkte des Chemikers aus bedeutet das Wort Eisen einen einfachen, das heißt nicht weiter zerlegbaren Körper, ein Metall, nicht gerade sehr hart, wenn auch härter als die meisten übrigen Metalle, dagegen ziemlich geschmeidig in gewöhnlicher wie in höherer Temperatur (Rot- und Weißglut) und nur in den höchsten Hitzegraden, welche wir zu erzeugen fähig sind (etwa 1800 Grad Celsius) schmelzend. Solches chemisch reine Eisen wird jedoch höchstens im Laboratorium dargestellt. Alles gewerblich erzeugte Eisen enthält fremde Körper in kleinerer oder größerer Menge, die mit dem Eisen legiert, das heißt in demselben gewissermaßen gelöst sind und seine Eigenschaften beeinflussen. Eben dieser Gehalt an fremden Körpern ist es, welcher die großen Abweichungen in dem Verhalten des Eisens bedingt.

Wenn nun auch verschiedene Körper hierbei verschiedenartige und verschieden starke Einflüsse hervorrufen, so läßt sich doch als allgemeine Regel der Satz aufstellen, daß mit der Zunahme des Gehalts an fremden Körpern die dem reinen Eisen eigentümliche Geschmeidigkeit mehr und mehr ab-, die Schmelzbarkeit dagegen zunimmt. Mit der Abnahme der Geschmeidigkeit pflegt eine Zunahme der Härte Hand in Hand zu gehen. Der Gesamtgehalt an fremden Körpern erreicht in einigen, ihrem Verhalten nach dem reinen Eisen am nächsten stehenden Eisensorten mitunter kaum 0,4 Prozent und steigt in anderen auf mehr als 10 Prozent.

Unter diesen Begleitern des Eisens ist der wichtigste der Kohlenstoff. Er fehlt niemals ganz; in den weichsten geschmeidigsten Eisensorten beträgt sein Gehalt weniger als 0,1 Prozent, in anderen mehr als 4 Prozent. Geschmeidigkeit, Härte, Schmelztemperatur des Eisens hängen in erster Reihe von seinem Kohlenstoffgehalte ab.

Neben dem Kohlenstoff finden wir nicht selten Silicium, den Grundbestandteil der Kieselsäure, und Mangan. Für gewisse Verwendungen des Eisens ist ein mäßiger Gehalt an diesen Körpern erwünscht, in anderen Fällen eher nachteilig, und man findet sie alsdann nur in sehr kleinen Mengen. Insbesondere fehlt das Silicium oft gänzlich.

Begleiter des Eisens, welche stets als nachteilig für seine Brauchbarkeit gelten, doch aber selten ganz fehlen, da das Eisen bei der Verhüttung der Erze sie begierig aus diesen aufnimmt, sind Phosphor und Schwefel; auch Arsen, Antimon, Titan, Vanadin, Chrom werden nicht selten, aber doch nur in sehr kleinen Mengen in gewissen Eisensorten gefunden.

Übersteigt nun der Gehalt des Eisens an diesen fremden Körpern, insbesondere an Kohlenstoff, ein gewisses Maß und zwar etwa 2¼ Prozent, so hört die dem reineren Eisen eigentümliche Geschmeidigkeit in der Wärme und Kälte — die Geschmeidigkeit im glühenden Zustande pflegt man Schmiedbarkeit zu nennen — vollständig auf, während die Schmelztemperatur um mehrere Hundert Grade — auf 1100 bis 1200 Grad — gesunken und das Eisen dadurch leichter schmelzbar, beziehentlich gießbar, geworden ist. Dieser Unterschied bildet die Grundlage für die Einteilung des gesamten Eisens in zwei Hauptgruppen: schmiedbares Eisen, arm an fremden Körpern, geschmeidig, aber

schwierig schmelzend; Roheisen, beziehentlich Gußeisen (letztere Bezeichnung findet nur dann Anwendung, wenn es durch Eingießen in Formen zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet ist), reich an fremden Körpern, insbesondere an Kohlenstoff, spröde, das heißt im ungeschmolzenen Zustande nicht verarbeitbar, aber verhältnismäßig leicht schmelzend und gießbar.

Übergänge zwischen diesen beiden Hauptformen des Eisens lassen sich darstellen, finden jedoch, da sie weder gut schmiedbar noch gut gießbar sind, nur selten Verwendung.

Enthält das Roheisen eine gewisse Menge Silicium neben Kohlenstoff, so bekommt es dadurch die eigentümliche Eigenschaft, beim ersteren einen großen Teil seines Kohlenstoffes in Form grauer, graphitartiger Blättchen auszuscheiden, welche der Bruchfläche ein graues Ansehen verleihen. Solches Roheisen, welches infolge der Graphitbildung verhältnismäßig weich und mit der Feile oder anderen Werkzeugen bearbeitbar ist, wird graues Roheisen (Gußeisen) genannt und vorzugsweise für die Gießerei benutzt.

Enthält das Roheisen nur gewisse Mengen Silicium, so findet keine Kohlenstoffausscheidung statt. Die Bruchfläche ist weiß, das Eisen, welches weißes Roheisen genannt wird, ist weit härter und spröder als das graue und wird fast nur als Zwischenerzeugnis für die Darstellung schmiedbaren Eisens benutzt.

Auch das schmiedbare Eisen zeigt bei näherer Betrachtung bemerkenswerte Unterschiede. Mit seinem Kohlenstoffgehalte steigt bis zu einem gewissen Grade seine Festigkeit und Härte, während gleichzeitig, wie schon erwähnt, seine Geschmeidigkeit und Zähigkeit, das heißt die Fähigkeit, plötzlichen Stößen oder Erschütterungen Widerstand zu leisten, sich verringert. Erhitzt man kohlenstoffarmes, deshalb weiches, leicht bearbeitbares, schmiedbares Eisen zum Rotglühen und kühlt es dann durch Eintauchen in Wasser rasch ab, so ist eine wesentliche Änderung seiner Eigenschaften, insbesondere seines Härtegrades, nicht bemerkbar; unterwirft man kohlenstoffreiches schmiedbares Eisen dem nämlichen Verfahren, so tritt eine erhebliche Steigerung seines Härtegrades, aber auch seiner Sprödigkeit ein. Es wird glashart; es ist „härtbar“. Die Anwendung des Verfahrens läßt sich täglich in jeder Schmiede beobachten, wenn der Schmied ein Werkzeug gefertigt hat und nun, um es zu härten, es in Wasser ablöscht. Auch die Alten kannten schon die Kunst des Härtens.

Wie wenn ein Erzarbeiter die Holzart oder das Schichtbeil
Glühend ins Wasser taucht, das laut mit Gesprudel emporbraust,
Härtend mit Kunst, denn das giebt Kraft aufs neue dem Eisen

beschreibt Homer die Blendung des Polyphem durch Odysseus vermittels eines glühenden Holzscheites.

Jenes wegen seines größeren Kohlenstoffgehaltes deutlich härtbare, festere, aber auch erheblich sprödere, schmiedbare Eisen ist der Stahl; das nicht deutlich härtbare, weichere, geschmeidigere Eisen wird zum Unterschiede vom Stahl Schmiedeeisen, häufig allerdings schlechtweg Eisen im engeren Sinne genannt.

Die Härtbarkeit des Stahls bildet in Deutschland auch im amtlichen Verkehre, z. B. bei Verzollungen, sein Hauptkennzeichen; immerhin läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in der Jetztzeit mancherlei Eisensorten dargestellt werden mit zwar erkennbarer, doch aber nur unbedeutender Härtbarkeit, gewissermaßen Übergänge zwischen Stahl und Schmiedeeisen. Es kommt hinzu, daß manche eisenerzeugende Völker, insbesondere Engländer und Amerikaner, gewisse Eisensorten (deren unten gedacht werden wird) mit dem Ausdrucke Stahl zu bezeichnen pflegen, die in Wirklichkeit kaum eine Spur von Härtbarkeit besitzen; die Bezeichnung Stahl hat also thatsächlich viel von der Schärfe verloren, welche sie in früherer Zeit besaß.

Die Herstellung wirklichen härtbaren, doch aber nicht allzu spröden Stahles, wie er für Werkzeuge, Geschütze und ähnliche Verwendungen benutzt wird, erfordert

reinere Materialien und größere Umsicht als die Herstellung eines brauchbaren weicheren Eisens. Deshalb ist der Stahl kostspieliger als dieses; und der Preis wächst im allgemeinen mit seinem Härtegrade, das ist seinem Kohlenstoffgehalte. Daraus folgt aber natürlich nicht, daß der kostspieligste Stahl nun auch für alle Verwendungen das geeignetste Material sei. Es würde z. B ein Mißgriff sein, einen Dampfkessel, eine Brücke, eine Wagenachse, Gegenstände, welche heftigen Stößen unterworfen sind, aus hartem Stahl zu fertigen, der trotz seiner erheblich größeren Festigkeit doch wegen seiner Sprödigkeit dem Zerspringen weit leichter als weiches Eisen unterworfen ist. Auch die sogenannten Stahlschienen für Eisenbahnbauten bestehen nicht aus hartem Stahl, sondern aus einem Material, welches eben auf der Grenze zwischen Stahl und Eisen zu stehen pflegt.

Noch von einem anderen Gesichtspunkte aus läßt sich das schmiedbare Eisen einteilen.

Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erzeugte man schmiedbares Eisen nur in Temperaturen, bei denen es selbst nicht vollständig flüssig ist, sondern in Körnerform sich von der miterfolgenden Schlacke sondert. Das Äußere dieses Vorganges wird man sich ungefähr vorstellen können, wenn man sich vergegenwärtigt, wie beim Buttern die halbweiche Butter von der flüssigen Buttermilch sich scheidet. Ebenso, wie in diesem Falle die zwischen der Butter eingeschlossene Buttermilch nur durch anhaltendes Kneten und Auswaschen sich entfernen läßt, kann auch das in jener Weise dargestellte Eisen von der beigemengten Schlacke nur durch mechanische Bearbeitung unter Hämmern und Walzen in hoher Temperatur befreit werden, in welcher die Schlacke aus dem erweichten Eisen ausfließt. Je anhaltender diese Bearbeitung fortgesetzt wird, auf je dünnere Querschnitte die Eisenstücke dabei ausgereckt werden, desto vollständiger gelingt dieser Reinigungsprozeß; und man pflegt deshalb zur Erzielung möglichst schlackenfreien Eisens zunächst dünnere Stäbe zu fertigen, diese zu zerteilen, aufeinander zu schweißen und abermals auszurecken. In Rücksicht auf diese Art der Bearbeitung nennt man derartiges schmiedbares Eisen Schweißeisen. Es ist stets noch etwas schlackenhaltig und besteht seiner Entstehungsweise gemäß aus verschiedenen zusammengeschweißten Eisenkörnern, beziehentlich später zusammengeschweißten Stäben, deren chemische Zusammensetzung aber nicht immer genau die gleiche ist, so daß auch das fertige Eisen mitunter ungleichartige Beschaffenheit besitzt.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machte man die ersten von Erfolg gekrönten Versuche, Stahl, bei dem es mehr noch als beim weichen Eisen auf Reinheit von Schlacke und Gleichartigkeit ankommt, durch Umschmelzen im Tiegel zu reinigen und gleichartiger zu machen (Gußstahl); hundert Jahre später wurden Prozesse erfunden (Bessemerprozeß, Thomasprozeß, Martinprozeß), mit deren Hilfe man im stande ist, ebenfalls flüssiges schmiedbares Eisen — sowohl Stahl als ganz weiches, geschmeidiges Eisen — darzustellen, aber in weit größeren Mengen und mit geringeren Kosten, als es beim Tiegelschmelzen möglich ist, Prozesse, welche berufen waren, schon in wenigen Jahrzehnten eine wahrhafte Umgestaltung des gesamten Eisenhüttenwesens herbeizuführen. Dieses im flüssigen Zustande erfolgende schmiedbare Eisen wird zum Unterschiede von jenem Schweißeisen Flußeisen genannt. Es ist schlackenfrei, gleichartig in seiner Zusammensetzung und braucht bei seiner Verarbeitung nicht, wie das Schweißeisen, geschweißt zu werden. Letzterer Umstand ist von besonderer Wichtigkeit; denn jede Schweißung birgt die Gefahr in sich, daß die geschweißte Stelle unter wiederholter Beanspruchung wieder aufgehe, daß ein Bruch oder eine Beschädigung des betreffenden Stücks erfolge. Schweißeisenschienen, welche gemäß der geschilderten Entstehung und Verarbeitung des Schweißeisens aus zahlreichen neben-

einander liegenden, durch Schweißung verbundenen Fasern bestehen, splittern unter der Einwirkung der darüber hinrollenden Räder allmählich auf und werden unbrauchbar; Flußeisenschienen — sogenannte Stahlschienen — bestehen aus einem ungeschweißten, aus dem gegossenen Blocke gewalzten Stücke und besitzen demnach die vielfache Dauer der ersteren. Sie haben diese bereits auf fast allen Bahnen verdrängt. Diese Eigentümlichkeiten des Flußeisens verleihen ihm ein bedeutendes Übergewicht über das Schweißeisen und machen es erklärlich, daß letzteres von Jahr zu Jahr mehr durch ersteres verdrängt wird. Während noch vor zehn Jahren die Menge des erzeugten Schweißeisens bedeutend größer war als die des Flußeisens, steht letzteres jetzt schon dem Schweißeisen voran; und bei Ablauf des Jahrhunderts wird zweifellos das Flußeisen einen vollständigen Sieg über das Schweißeisen davongetragen haben.

Da man bei Einführung der verschiedenen Prozesse für Flußeisendarstellung ursprünglich nur die Erzeugung wirklichen Stahls im Auge hatte, pflegt man in England und Nordamerika auch jetzt noch — worauf schon oben hingewiesen wurde — alles, selbst das weichste, Flußeisen als „Stahl" zu bezeichnen. Die Bedeutung des Wortes Stahl ist dadurch in verschiedenen Ländern nicht mehr genau die nämliche.

Folgende Zusammenstellung zeigt uns übersichtlicher die Einteilung der wichtigsten Eisengattungen.

Roheisen. Enthält mehr als 2½ Prozent Kohlenstoff und sonstige fremde Körper. Spröde, leicht schmelzbar.		**Schmiedbares Eisen.** Enthält weniger als 2½ Prozent Kohlenstoff und sonstige fremde Körper. Geschmeidig, schwierig schmelzbar.	
Weißes Roheisen. Graphitfrei, hart. Dient zur Darstellung schmiedbaren Eisens.	Graues Roheisen. Graphithaltig, feilbar. Dient zur Herstellung von Gußwaren.	Schweißeisen (wenn härtbar: Schweißstahl). Im nichtflüssigen Zustande erfolgt und durch Schweißen von eingemengter Schlacke gereinigt.	Flußeisen (wenn härtbar: Flußstahl). Im flüssigen Zustande erfolgt, schlackenfrei und nicht geschweißt.

Werfen wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die wichtigsten Prozesse der Eisendarstellung.

Jene uralten Verfahrungsweisen, vermittels derer man unmittelbar aus Erzen schmiedbares Eisen erzeugte, sind fast vollständig verschwunden. Sie erfordern hohen Brennstoffverbrauch und sind nicht ohne eine reichliche Verschlackung von Eisen durchführbar, das heißt, sie ermöglichen nur eine teilweise Gewinnung des in den Erzen enthaltenen Eisens. Deshalb stellt man im Großbetriebe jetzt überall zunächst aus den Erzen Roheisen dar und verarbeitet dieses auf schmiedbares Eisen, beziehentlich auf Gußwaren.

Zur Roheisendarstellung dient der Hochofen oder Hohofen, ein turmartiges Bauwerk aus feuerfestem Materiale, in dessen Innerem die Umwandlung der Erze in Roheisen von statten geht. Neuere Hochöfen pflegen eine Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Meter zu besitzen. In die obere Öffnung — die Gicht — des Ofens werden die zu verhüttenden Erze in abwechselnden Lagen mit den Brennstoffen (Coaks, seltener Holzkohlen) eingeschüttet; in dem unteren, etwas verengten Teile findet die Verbrennung der Brennstoffe durch zugeführten, auf eine Temperatur von 400 bis 800 Grad erhitzten Gebläsewind statt. Solcherart verläuft der Betrieb ununterbrochen: die eingeschütteten Materialien sinken abwärts, um stets durch frisch nachgefüllte ersetzt zu werden, die durch die Verbrennung gebildeten Gase steigen aufwärts, die Schmelzsäule durchdringend, sie allmählich erhitzend und

chemisch beeinflussend, das heißt den Eisensauerstoffverbindungen ihren Sauerstoffgehalt entziehend und sie in metallisches Eisen umwandelnd. Durch die Berührung mit weißglühender Kohle nimmt dieses noch Kohlenstoff auf und wird Roheisen, welches schmilzt und unterhalb der Windeinströmungsöffnungen sich sammelt, um alle fünf bis sechs Stunden durch Öffnen eines mit einem Thonpfropfen verschlossen gehaltenen Loches in der Wand des Ofens herausgelassen zu werden; auf dem Roheisen schwimmt die ebenfalls flüssige Schlacke, aus den Nebenbestandteilen der Erze und zugeschlagenem Kalkstein gebildet. Ein einziger Hochofen liefert täglich oft mehr als hundert Tonnen Roheisen; die entstehende Schlacke pflegt man für Anfertigung von Bausteinen und für verschiedene andere Zwecke zu benutzen. Die an der Gicht austretenden Gase, welche noch reichliche Mengen brennbarer Körper (Kohlenoxydgas) enthalten, werden unter Anwendung eines Gichtverschlusses abgefangen, in Rohrleitungen nach unten geführt und hier zum Heizen des Gebläsewindes wie der Dampfkessel benutzt. Wasserkühlungen, gewöhnlich aus eingemauerten Kästen bestehend, in welchen ein steter Zu- und Abfluß von Wasser stattfindet, schützen das Mauerwerk des Ofens an seinen heißesten Stellen vor dem Wegschmelzen; hierdurch, wie durch eine zweckmäßige Einrichtung des Ofengemäuers, welche die Auswechselung einzelner Teile ermöglicht, ohne daß ein Kaltlegen des Ofens stattzufinden braucht, hat man es ermöglicht, manche Hochöfen länger als ein Jahrzehnt jahrein, jahraus ununterbrochen im Betriebe zu erhalten.

Aus dem Roheisen stellte man schmiedbares Eisen bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lediglich in sogenannten Frischfeuern, niedrigen, grubenartigen Behältern, dar, in welchen das Roheisen mit Holzkohlen unter Anwendung eines Gebläsestromes so oft niedergeschmolzen wurde, bis unter der Einwirkung des Gebläsewindes und etwa zugesetzter sauerstoffreicher Körper (Schlacken) der Kohlenstoff und die sonstigen fremden Bestandteile des Roheisens soweit verbrannt und ausgeschieden waren, als dem Zwecke des darzustellenden schmiedbaren Eisens entsprach, welches schließlich in Form eines weichen, mit Schlacke durchsetzten Eisenklumpens (der Luppe) in dem Feuer zurückblieb und durch Bearbeitung unter einem von Wasserkraft getriebenen Hammer gereinigt und ausgestreckt wurde.

Noch jetzt spielt der Frischfeuerbetrieb in holzkohlenreichen, an mineralischen Kohlen armen Ländern — Skandinavien, Rußland, Steiermark und anderen — eine nicht unwichtige Rolle, und das in Frischfeuern dargestellte Schweißeisen, das sogenannte Holzkohleneisen, erfreut sich weit und breit eines besonders guten Rufes; im Großbetriebe Deutschlands, Großbritanniens, Frankreichs und anderer an Steinkohlen reicher Länder aber sind die Frischfeuer so gut wie vollständig erloschen. Denn die Erzeugung des einzelnen Feuers ist gering und entspricht nicht mehr dem jetzigen Massenbedarf an Eisen, der Verbrauch an Holzkohlen aber ist beträchtlich, und alle Wälder der Erde würden nicht im stande sein, die erforderlichen Holzkohlen zu liefern, wenn man den jetzigen Bedarf an schmiedbarem Eisen durch Erzeugung im Frischfeuer decken wollte.

Unter dem bereits im vorigen Jahrhundert besonders in Großbritannien stark fühlbar werdenden Drucke dieser Verhältnisse erfand der Engländer Cort den bis zum heutigen Tage wichtigsten Prozeß der Schweißeisendarstellung, das Puddeln. Auf dem muldenförmigen, von einem Gewölbe überspannten Herde des Puddelofens wird das Roheisen durch die darüber hinstreichende, auf einem Roste oder durch Verbrennung von Gas erzeugte Flamme geschmolzen und durch die Berührung mit den oxydierenden Gasen des Ofens wie mit zugesetzten eisenoxydreichen Körpern (Eisenerzen, Schlacken) entkohlt. Durch stetes Umrühren (englisch to puddle) wird die Entkohlung befördert; eine lebhafte, durch die Thüröffnung deutlich sichtbare

Kohlenoxydgasbildung zeigt die fortschreitende Verbrennung der Kohle an. Schließlich sondern sich aus der flüssigen Masse die Eisenkörner, um zu größeren Luppen zusammengeschweißt zu werden, die alsdann mit Zangen aus dem Ofen geholt, unter dem Dampfhammer „gezängt", das heißt durch ein vorläufiges Schmieden von ausfließender Schlacke gereinigt und schließlich unter dem Walzwerke zu Stäben ausgereckt werden. Diese Stäbe werden zerteilt und, wie schon oben erwähnt wurde, durch Zusammenschweißen und abermaliges Ausrecken einer ferneren Reinigung unterzogen. Die Benutzung eines Hammers zum Ausrecken des Eisens, wie in alter Zeit bei den Frischfeuern, würde mit Rücksicht auf die geringere Leistungsfähigkeit desselben nicht thunlich sein; daher geht seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die Einführung der Walzwerke überall Hand in Hand mit der Einführung der Puddelöfen, wo das Vorkommen mineralischer Kohlen — deren Benutzung neben der größeren Leistung eines Puddelofens den Hauptvorzug desselben bildet — und der gesteigerte Eisenbedarf Veranlassung gaben, den früheren Frischfeuerbetrieb durch den Puddelofenbetrieb zu ersetzen.

Unter den verschiedenen Prozessen der Flußeisenerzeugung ist, wie schon erwähnt wurde, die Gußstahl- oder Tiegelstahlerzeugung, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Engländer Huntsman erfunden wurde, der älteste. Rohstahl, das ist Schweißstahl, wird im Tiegel geschmolzen, dadurch von Schlacke befreit und gleichartiger gemacht. Lange Zeit beschränkte man das Verfahren auf die Herstellung kleiner Gußblöcke, dem Inhalt eines einzigen Tiegels entsprechend, welche durch Ausschmieden zu Werkzeugstahl verarbeitet wurden; die Firma Fr. Krupp in Essen war es, welche zuerst durch geschickte Vereinigung des Inhalts zahlreicher Tiegel auch größere Blöcke darstellte und durch Aufstellung schwerer Dampfhämmer mit einer bis dahin nie dagewesenen Kraftleistung die Verarbeitung dieser schweren Blöcke zu Geschützrohren, Maschinenteilen und anderen Gegenständen ermöglichte. Die Verwendung des flüssigen Stahls zur Herstellung von Stahlgußwaren (Maschinenteilen, Geschossen, Glocken u. a. m.) wurde zuerst durch die Bochumer Gußstahlfabrik im Jahre 1851 eingeführt.

Unter allen Stahlsorten ist der Tiegelstahl der vorzüglichste. Hierin liegt der Grund, weshalb derselbe trotz seiner Kostspieligkeit noch heute vielfache Verwendung für alle solche Zwecke findet, wo eine vorzügliche Beschaffenheit in erster Reihe in Betracht kommt: für Anfertigung von Werkzeugen, Geschützen und anderen Gegenständen mehr.

In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts erfand der noch jetzt lebende Engländer Henry Bessemer den nach ihm benannten Bessemerprozeß, ein Verfahren, welches vor allen berufen sein sollte, dem Flußeisen (beziehentlich Flußstahl) eine ausgedehnte Anwendung zu verschaffen und vorher ungeahnte Umwälzungen im Eisenhüttenwesen hervorzurufen. Es beruht auf dem Hindurchleiten von Gebläsewind durch flüssiges Roheisen, wobei die fremden Bestandteile des Roheisens oxydiert und ausgeschieden werden. Man kann härteres oder weicheres Eisen, wirklichen Stahl oder geschmeidiges Weicheisen erzeugen, indem man entweder das Hindurchblasen von Luft länger oder weniger lange fortsetzt oder auch, indem man nach dem Blasen wieder kleinere oder größere Mengen eines kohlenstoffreichen reinen Roheisens (Spiegeleisen) zufügt. Man pflegt fünf bis acht Tonnen Roheisen mit einemmal zu verarbeiten; das Blasen, während dessen die Verwandlung in schmiedbares Eisen erfolgt, dauert zehn bis zwanzig Minuten. Kein anderer ähnlicher Prozeß besitzt einen so raschen Verlauf und eine so ungeheure Leistungsfähigkeit.

Während des Blasens befindet sich das vorher in besonderen Öfen geschmolzene Metall in einem birnenförmigen, mit feuerfestem Materiale ausgefütterten, in Zapfen

hängenden und oben mit einer Austrittsöffnung für die Gase versehenen Behälter, der Bessemerbirne oder dem Konverter, in welchen der Wind von unten her einströmt und welcher mit Hilfe einer maschinellen Vorrichtung um die Zapfen gedreht werden kann, um gefüllt und später entleert zu werden. Sofort nach dem Einlassen des flüssigen Roheisens beginnt das Blasen und damit die Verbrennung der fremden Körper. Eine anfänglich gelblich-weiße Flamme entströmt dem Halse der Birne, ein gurgelndes Geräusch, durch das Aufsteigen des Windes im Metallbade hervorgerufen, dringt aus dem Inneren der Birne hervor. Allmählich wird die Flamme länger und blendend weiß; aus ihrer Spitze entwickelt sich ein brauner Rauch; das gurgelnde Geräusch hat sich zu einem donnerartigen Getöse gesteigert. Die Verbrennung des Kohlenstoffs im Roheisen steht in ihrem höchsten Stadium. Es ist dieses eins der schönsten Schauspiele, welche die Metallurgie bietet, zumal bei Nacht, wo die blendend weiße Bessemerflamme die ganze Umgebung tageshell erleuchtet. Allmählich verkleinert sich die Flamme, die Verbrennung des Kohlenstoffs naht sich ihrem Ende. Man pflegt nun zu dem schon angedeuteten Zwecke und zur Entfernung gelösten Sauerstoffs aus dem Metallbade Spiegeleisen oder eine Eisenmangan-Legierung zuzusetzen; dann wird die Birne gekippt und ihr Inhalt in eine Gießpfanne entleert, welche die Verteilung in einzelne Gußformen ermöglicht. In den Gußformen erstarrt das Metall zu prismatischen Blöcken, welche im Walzwerke zu Schienen oder sonstigen Fertigerzeugnissen weiter verarbeitet werden.

In der Bessemerbirne, welche mit gewöhnlichem feuerfestem Materiale ausgefüttert ist, wird Phosphor, dessen Anwesenheit schon in kleinen Mengen das schmiedbare Eisen spröde macht, nicht im mindesten abgeschieden, obschon bei den verschiedenen Prozessen der Schweißeisendarstellung seine Entfernung aus dem Roheisen in ziemlich weitgehendem Maße zu erreichen ist. Man ist also gezwungen, phosphorreines Roheisen, aus phosphorreinen Erzen erzeugt, zu benutzen. Dieser Umstand erschwert und verteuert nicht unerheblich die allgemeine Benutzung des Verfahrens, denn manche große Länder, wie z. B. Deutschland, welche reich an phosphorhaltigen Erzen sind, besitzen nur geringe Mengen phosphorfreier. Man war deshalb, wo der Prozeß eingeführt wurde, vielfach gezwungen, aus entfernten Ländern — Spanien, Algier — Erze zu beziehen, um ein für den Bessemerprozeß geeignetes Roheisen darstellen zu können.

Im Jahre 1878 gelang es indes nach verschiedenen Versuchen dem inzwischen verstorbenen Engländer Thomas, den Prozeß in solcher Weise abzuändern, daß auch aus den phosphorreichsten Roheisensorten eine beinahe vollständige Abscheidung des Phosphors möglich wurde. Es ist leicht erklärlich, daß unter den obwaltenden Verhältnissen diese Erfindung alsbald eine weittragende Bedeutung für alle an phosphorhaltigem Erze reichen Länder, ganz besonders auch für Deutschland, erlangen mußte. Man nennt diese neue Form des Bessemerverfahrens Thomasprozeß, basischer Bessemerprozeß oder allgemein Entphosphorungsprozeß; im wesentlichen beruht das Verfahren auf der Anwendung einer basischen, das heißt kalk- und magnesiareichen Ausfütterung für die Birne und dem Zusatze gebrannten Kalks beim Blasen. Der Phosphor des Roheisens wird nunmehr beim Blasen oxydiert und geht als Phosphorsäure in die kalkreiche Schlacke über.

Wenn der Thomasprozeß an und für sich schon in Rücksicht auf den Umstand, daß er es ermöglicht, phosphorhaltige und wegen ihres Phosphorgehalts früher trotz ihres oft massenhaften Vorkommens gering geachtete Erze zu einem vorzüglichen Erzeugnisse zu verarbeiten, eine hervorragende wirtschaftliche Bedeutung besitzt, so wird diese noch erhöht durch die Verwendung, welche die in reichlichen Mengen miterfolgende phosphorsäurereiche Schlacke inzwischen gefunden hat. Man

hat gefunden, daß diese Thomasschlacke, entsprechend aufbereitet, wegen ihres Phosphorsäuregehalts ein wertvolles Düngemittel für gewisse Bodenarten bildet; und zahlreiche Fabriken beschäftigen sich bereits damit, die von den Thomaswerken kommende Schlacke durch Mahlen, Sieben und andere Arbeiten mehr in den für jene Zwecke geeigneten Zustand zu bringen. Solcherart vollendet der Phosphor einen Kreislauf. Dem Schoße der Erde entstammend wird er beim Hochofenschmelzen in das Roheisen geführt, in der Thomasbirne diesem wieder entzogen und von der Schlacke in Besitz genommen, um dann in dieser dem Erdboden zurückgegeben zu werden. Während er aber vorher als Bestandteil des Eisenerzes nutzlos schlummerte, ist er nunmehr infolge jenes Kreislaufs befähigt worden, nutzenbringend zu wirken; er befördert das Wachstum der Nährpflanze, diese nimmt ihn auf und bietet ihn dem Menschen und Tiere, dem er unentbehrlich ist zur Erhaltung von Leben und Gesundheit.

Als ein dritter Prozeß der Flußeisen- und Flußstahldarstellung wurde in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts der Martinprozeß — nach seinen Erfindern, den Gebrüdern Martin in Sireuil, benannt — eingeführt. Auf dem muldenförmigen Herde eines für Erzielung sehr hoher Temperaturen eingerichteten Flammofens werden Roheisen und schmiedbares Eisen in solchen gegenseitigen Gewichtsverhältnissen eingeschmolzen, daß ein Enderzeugnis von dem gewünschten Kohlenstoffgehalte entsteht. Der Zusatz von Roheisen ist nötig, damit der Gehalt desselben an fremden Körpern die unvermeidliche Oxydationswirkung des Ofens gewissermaßen von dem Eisen selbst ablenke und dieses vor Verschlackung schütze. Kohlenstoff, Silicium und Mangan werden oxydiert und treten aus dem Eisen aus, Silicium und Mangan gehen in die Schlacke, Kohlenstoff entweicht als gasförmiges Verbrennungserzeugnis, das Eisen selbst bleibt geschützt. Nach beendigtem Schmelzen wird das Stichloch geöffnet, das flüssige Metall wie beim Bessemer- und Thomasprozeß in eine Gießpfanne abgelassen und in die Gußformen verteilt. Außer den zum Verwalzen bestimmten Blöcken gießt man auch wie beim Tiegelstahlschmelzen Räder, Maschinenteile und ähnliche gröbere Gegenstände, die eine größere Festigkeit besitzen sollen, als sie dem Gußeisen eigen ist.

Der Martinprozeß, welcher den Vorteil besitzt, eine lohnende Aufarbeitung von Eisenabfällen aller Art zu ermöglichen und einfacherer Anlagen als der Bessemer- und Thomasprozeß bedarf, hat sich neben den letzteren eine ebenbürtige Stellung für Flußeisendarstellung errungen.

Noch zweier Nebenprozesse des Eisenhüttengewerbes sei zum Schlusse kurz gedacht: der Darstellung des Cementstahls und schmiedbaren Gusses. Ersterer wird gewonnen durch Glühen eines weichen, reinen Schmiedeeisens in Holzkohle, wobei das Eisen Kohlenstoff aufnimmt und sich in Stahl umwandelt. Er zeichnet sich durch große Reinheit von nachteiligen Körpern aus und wird entweder durch Ausschmieden verarbeitet oder als Material zur Herstellung der vorzüglichsten Arten Tiegelstahl benutzt. Schmiedbaren Guß erzeugt man durch Glühen von Gußwaren aus weißem Roheisen in Eisenoxyden oder anderen sauerstoffhaltigen Körpern. Sie verlieren dadurch ihren Kohlenstoffgehalt, werden weich, geschmeidig, widerstandsfähiger gegen Zerspringen. Man benutzt das Verfahren vielfach zur Massendarstellung kleinerer Gegenstände, welche, durch Schmieden gefertigt, kostspieliger ausfallen würden: Schloßteilen, Maschinenteilen für Nähmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen und dergleichen mehr.





Litterarische Mitteilungen.

Ein neues Reformationsbuch.

Es ist bekannt, welchen tiefgreifenden Einfluß auf seine eigene geistige Entwickelung Luther selbst seinem verehrten Lehrer und väterlichen Freunde Johann von Staupitz zuschrieb, wie dieser es gewesen ist, der dem Reformator in seinen inneren Kämpfen und Gewissensnöten im Augustinerkloster zu Erfurt als rettender Tröster zur Seite gestanden hat. Wie kam es nun, daß dieser selbe Staupitz, der dem reformatorischen Wirken Luthers anfangs tiefes Interesse und Verständnis, ja begeisterte Zustimmung entgegenbrachte, sich doch der weiteren Entwickelung der Reformation seines geistesgewaltigen Schülers gegenüber so durchaus ablehnend verhielt, daß Luther selbst über den immer mehr erkaltenden Eifer seines Lehrers sich in bitteren Klagen erging? Zwar finden wir ja dieselbe Erscheinung bei vielen der vornehmsten deutschen Humanisten, einem Erasmus von Rotterdam, einem Mutianus Rufus, einem Pirkheimer. Aber bei ihnen war der Grund dieser allmählichen Abwendung von Luther ein mehr oder minder großer Mangel an Verständnis der religiösen Frage überhaupt, der Unwille darüber, daß diese religiösen Streitigkeiten nach ihrer Meinung die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften beeinträchtigten und störten, welche sie für den Endzweck ihres Strebens ansahen. Dieser Grund aber trifft für Staupitz nicht zu; er war kein Humanist, sondern Theolog, Theolog durch und durch, und zwar ein Theolog, der mit regstem Eifer und tiefstem Verständnis auf eine tiefgreifende Reform des religiösen und kirchlichen Lebens hinarbeitete, noch ehe Luther überhaupt als Reformator aufgetreten war. Wenn er sich trotzdem von der Reformation Luthers später scheu zurückzog, so liegt auf der Hand, daß Luthers Art, das kirchlich-religiöse Leben zu reformieren, dem Ideal, welches sich Staupitz davon gebildet hatte, nicht entsprach, vielleicht sogar widersprach. Von gemeinsamem Ausgangspunkte aus müssen beide auf ganz verschiedene Wege zum Ziele geraten sein. Diesem gemeinsamen Ausgangspunkte und diesen verschiedenen Wegen zum Ziele ist Ludwig Keller in seinem Buche **Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation** (Leipzig, S. Hirzel) nachgegangen; er hat ihre Übereinstimmung wie ihre Abweichungen voneinander zu verstehen und zu erklären gesucht, indem er sich die Hauptmomente der Auffassung und Lehre Staupitz' vergegenwärtigte. Daß alle wesentlichen Elemente, in denen Luther und Staupitz übereinstimmen, auf der gemeinsamen Grundlage der deutschen Mystik des Mittelalters beruhen, ist eine Thatsache, die auch von früheren Forschern schon erkannt worden ist. Hat doch Luther selbst die auf mystischen Ideen beruhende „teutsche Theologie", als er sie kennen lernte, als ein köstliches Buch bezeichnet und sie seinen Zeitgenossen durch eine neue Ausgabe zugänglich gemacht. Aber das Verdienst, die Stellung und Bedeutung der Mystik für den Gang der Reformation in ein völlig neues Licht gestellt, sie in den kontinuierlichen Zusammenhang der religiös-kirchlichen Entwickelung des christlichen Abendlandes in durchaus neuer Weise eingereiht und gezeigt zu haben, daß Staupitz genau so weit mit Luther gegangen ist, als dieser sich in den Bahnen dieser mittelalterlichen Mystik bewegte, gebührt doch erst dem vorliegenden Buche, in welchem Keller seine in einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Werke gewonnene Gesamtanschauung zu vertiefen und näher zu begründen unternimmt. Diese wissenschaftliche Gesamtanschauung ist unseren Lesern aus den Besprechungen, die wir über frühere Werke Kellers gebracht haben, in den Grundzügen bekannt. Sie geht im wesentlichen dahin, daß die Reformation nicht eine ganz urplötzlich und ohne jede Vermittelung auftretende geschichtliche Er-

scheinung, sondern nur ein neues Glied in einer langen Kette reformatorischer Bestrebungen gewesen sei, die unter verschiedenen Sektennamen sich durch das ganze Mittelalter hingezogen habe und deren unmittelbare Fortsetzer die evangelischen Gemeinden und die später von ihren Gegnern so genannten Wiedertäufer gewesen seien. Zu einer richtigen Würdigung namentlich der letzteren, die man früher mit Unrecht stets nur nach den extremen Ausschreitungen in ihrem Königreich zu Münster beurteilt hatte, haben alle früheren Werke Kellers in hervorragender Weise beigetragen. Für einen Anhänger dieser uralten evangelischen Richtung meint nun der Verfasser auch Staupitz halten zu sollen; und da Luther anfangs sich in ähnlichen Bahnen bewegte, so hätten die altevangelischen Gemeinden gehofft, in ihm den großen Vorkämpfer, der ihre Ideen zum Siege führen werde, gefunden zu haben. Daher Luthers anfängliche Annäherung an die böhmischen Brüder, daher die begeisterte Zustimmung, die er in den ersten Stadien seiner reformatorischen Thätigkeit in diesen Kreisen, namentlich bei Staupitz selbst und bei der sodalitas Staupitiana, die sich in Nürnberg um ihn zusammengeschlossen hatte, gefunden habe. In seiner späteren Wirksamkeit, namentlich in seiner Betonung der alleinigen Geltung der heiligen Schrift, und in seiner Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, habe Luther diese ursprünglichen Bahnen verlassen, und dies sei der Grund gewesen, weshalb sich Staupitz, der den Kern der christlichen Lehre vielmehr in der Ethik, in einer praktischen Nachfolge Christi, gesehen habe, von ihm abwandte.

Dies in den Grundzügen die Auffassung, welche Keller auch in seinem neuesten Werke vertritt. Es ist bekannt, daß sich gegen dieselbe namentlich in theologischen Kreisen leidenschaftlicher und oft alles Maß überschreitender Widerspruch geltend gemacht hat, und ohne Zweifel hat Keller, indem er ein bisher wenig angebautes und schwer zugängliches Gebiet der Forschung zu eröffnen strebte, in vielen Einzelheiten geirrt. Aber das Verdienst wird man ihm schon jetzt zuerkennen dürfen, daß er die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Forschung auf viele neue Probleme gelenkt und ihr damit eine reiche und sich immer mehr geltend machende Anregung gegeben hat. Und viele seiner Resultate sind trotz allen Widerspruchs schon zu allgemeinerer Geltung gelangt, wie namentlich seine Ergebnisse über den wahren Charakter der gemäßigten Richtung der Wiedertäufer. Hier hat er einer völlig neuen Anschauung Bahn gebrochen. In der Reihe der Werke aber, in denen er das versucht hat, gebührt dem vorliegenden eine hervorragende Stellung, um so mehr, als der Verfasser trotz aller heftigen Angriffe, die er erfahren, sich durchaus in den Grenzen einer ruhigen, rein sachlichen und wissenschaftlichen Darstellung gehalten hat.

G. W.

Litterarische Notizen.

Die Vorliebe für die engere Heimat, das unschuldige, ja erfreuliche Gegenbild des leidigen Partikularismus, sitzt trotz Einheit und Reich den Deutschen noch ebenso im Blute wie vordem. Neuen Beweis dafür liefert das umfängliche, bereits in zweiter Auflage erschienene Werk **Die Provinz Hannover in Geschichte, Kultur- und Landschaftsbildern**, in Verbindung mit einer Anzahl kundiger Vertreter der einzelnen Gebiete herausgegeben von Johannes Meyer (Hannover, C. Meyer [G. Prior]), nicht minder Franz Pogges Oldenburger Vaterlandsbuch **Zwischen Ems und Weser** (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhdlg. [A. Schwartz]). Das letztere ist in seiner Art einfach mustergültig: abgerundete Natur- und Lebensbilder von seltener Unmittelbarkeit und gewinnender Wärme. Aber auch die mit zahlreichen treffend gewählten Landschafts- und Städtebildern illustrierten Schilderungen der hannoverschen Lande verdienen zu ihrem weitaus größten Teile dieses Lob, und wenn sich hier und da eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Behandlung, auch ein Überwiegen des Stoffes gegenüber der Gestaltungskraft bemerklich macht, so giebt das Buch dafür, ungleich seinen „malerischen und romantischen" Vorgängern der vierziger Jahre, über alle Verhältnisse der Provinz, über Ackerbau, Industrie und Handel, die zuverlässigste Auskunft.

Von einem der rührigsten und tüchtigsten Mitarbeiter an diesem Werke, Schulinspektor F. Günther in Clausthal, dessen schönes Harzbuch bereits früher in diesen Blättern angezeigt wurde, ist im gleichen Verlage eine eingehende Monographie über den **Ambergau**, die Landschaft zwischen der Innerste und dem westlichen Harzrande, erschienen. An eine Schilderung der Örtlichkeiten, ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Zustandes schließt sich eine sehr fleißige Zusammenstellung alles

erreichbaren Urkundenmaterials für die einzelnen, auch die wüstgewordenen Ortschaften. Wunderlich berührt bei solch einem eifrigen Schatzgräber der Vergangenheit das Ansinnen, heidnische Bräuche und Gepflogenheiten im Volke, die sich nicht christlich umdeuten lassen, einfach auszurotten.

Unter dem seltsamen Titel **Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom**, der im Vorwort nur unzulänglich begründet wird, hat Paul Hille eine Anzahl „protestantischer Blätter", geschichtliche Aufsätze und Reiseerinnerungen, gesammelt (Köthen, P. Schettlers Erben), deren geistiges Band das starke evangelische Bewußtsein ist, das sie ausnahmslos durchzieht, besonders scharf aber in der Schilderung einer Papstaudienz und eines Besuchs in Lourdes zu Tage tritt.

Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser hat P. Lemcke ein mit Fleiß und sichtlicher Liebe zusammengestelltes Büchlein genannt (Magdeburg, Fabersche Buchdruckerei), das uns zuerst mit der Geschichte der Bergfeste bekannt macht, dann von den Kaiserhoffnungen des deutschen Volkes berichtet, soweit sie zu derselben in Beziehung stehen; angefügt sind die poetischen Zeugnisse für die allmähliche Ausgestaltung der Barbarossalegende, sowie eine Auslese der schönsten Kyffhäusersagen.

Bunte Bilder aus Sicilien giebt A. Clemen (Wolfenbüttel, J. Zwißler) nach Aufzeichnungen während eines mehrjährigen Aufenthaltes auf der schicksalsreichen Insel. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze über das geistige Leben der seltsam gemischten Bevölkerung und die Fortschritte der evangelischen Bewegung unter derselben. Die Darstellung strebt nach edler Einfachheit, oft mit glücklichem Erfolge, könnte jedoch hier und da gefeilter sein: so liest man z. B. Seite 137 dieselben Sätze in kurzem Abstande zweimal in ganz unwesentlich abweichender Fassung.

Ein vortreffliches Buch ist Moritz Hoernes **Dinarische Wanderungen**, Kultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Herzegowina. (Wien, C. Graeser.) Der neue Gewinst Österreichs in Südosten, Landschaften, die plötzlich aus der Dämmerung halber und ganzer Barbarei in das volle Licht abendländischer Civilisation gerückt sind, erfahren hier von kundiger Hand eine so getreue und fesselnde Schilderung, daß jeder Freund der Länder- und Völkerkunde seine Freude daran haben muß. Zahlreiche Abbildungen legen Zeugnis ab für die großartigen landschaftlichen Schönheiten dieses neuerschlossenen Gebiets; auch eine gute Karte ist beigegeben.

Erwähnung verdient in gleicher Richtung das **Jahrbuch des Siebenbürgener Karpatenvereins**, dessen sechster und siebenter Jahrgang uns vorliegt. (Hermannstadt, Selbstverlag des Vereins.) Die schmucken Hefte vereinigen eine Reihe zum Teil illustrierter Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Transsilvaniens, meist in der Form frischfröhlicher Wanderbilder.

Von Arthur Fränkels russischen Kultur- und Sittenbildern: **Der Nachbar im Osten** (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung [Th. Mierzinsky]) ist der zweite Band erschienen, der gleich seinem Vorgänger eine Anzahl höchst anziehender und lebensvoller Beiträge zur Kenntnis des heutigen Rußland enthält. Die große Umwälzung der socialen Verhältnisse des Riesenreiches unter Alexander II., die gegenwärtige Lage der Landwirtschaft und des Kleingewerbes, Panslavismus und Nihilismus weiß uns der Verfasser in sicheren Umrissen und kräftigen Farben überaus einleuchtend zu schildern. Am eigenartigsten berühren die kleinen holzschnittartigen Skizzen aus dem Leben des russischen Landvolkes; die Zukunft desselben und damit die Zukunft der ganzen Nation erscheint hier in einem wenig erfreulichen Lichte.

* * *

Unter den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, welche uns vorliegen, gebührt das erste Wort der lang erwarteten Fortsetzung von W. v. Giesebrechts **Geschichte der deutschen Kaiserzeit**. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Mit der zweiten Abteilung des fünften Bandes ist die Regierung Friedrichs I. fortgeführt bis zum Sturze Heinrichs des Löwen. Neben den italienischen Kämpfen des Kaisers ist es das Wirken und Wollen des gewaltigen Welfen, was den Hauptgegenstand dieses Bandes bildet. Verdienst und Verfehlung, Größe und Schwächen abwägend, wird der Geschichtschreiber den Heerfahrten des Kaisers über die Alpen, wie des Herzogs Bestrebungen im Wendenlande gerecht, giebt den Lombarden, was ihnen gehört, dem Papste, was sein ist. Die schlichte, ruhige Darstellungsweise des Altmeisters unter den lebenden deutschen Historikern ist aus den früheren Bänden seines großen Werkes hinreichend bekannt. Er liebt keins der Mittel, mit denen eine mehr auf den unmittelbaren Effekt arbeitende Geschichtschreibung zu wirken pflegt, nicht jene pikanten Parallelen, jene unvermittelten Farben, jene Schlagwörter der politischen Kämpfe unserer Tage. Die Dinge reden für sich, und wo die Quellen schweigen, da wächst bei ihm kein schwindelnder Hypothesenbau bedrohlich in die Lüfte. Giesebrechts Werk ist deutsch, nicht bloß in seinem Stoffe. Möge er die Kraft behalten, es vorwärts zum Ziele zu führen, sich selbst und seiner Nation zur Ehre.

Das **historische Taschenbuch**, begründet von Fr. v. Raumer (Leipzig, F. A. Brockhaus), genießt seit Jahrzehnten in den Kreisen von Fachmännern und Laien eines wohlverdienten Ansehens. Auch der neueste Jahrgang, der siebente der sechsten Folge, steht in keiner Beziehung hinter seinen Vorgängern zurück. Nachdem der frühere Herausgeber, Riehl, eine Zeit lang fast ausschließlich, wenn auch in musterhafter Weise, die Kulturgeschichte gepflegt hatte, ist der Inhalt, seit W. Maurenbrecher die Leitung übernommen hat, wiederum vielseitiger geworden. Der vorliegende Band enthält Beiträge zur römischen Kaisergeschichte von J. Asbach und E. Nöldechen — jener weist die vielfach dunkle Entwickelung der Reichsverfassung von Augustus bis Vespasian in den Grundzügen auf, dieser macht den hochinteressanten Versuch, aus Tertullians Schriften die Vorstellungen, welche sich in dem Geist dieses genialen, wenn auch einseitigen Kirchenvaters von den einzelnen römischen Kaisern gebildet haben, herauszuheben und zur Vervollständigung unserer Kenntnisse einer schlecht überlieferten Geschichtsperiode auszubeuten; weiter finden wir einen Aufsatz von E. Ritterling über das Priestertum bei den Germanen, das als Stand nachgewiesen wird, Untersuchungen über die hussitische Propaganda in Deutschland von H. Haupt, vom Herausgeber eine Studie über das Tridentiner Konzil, endlich Lebensbilder aus der neueren Geschichte von E. Bodemann (Herzogin Sophie von Hannover) und A. Kleinschmidt (die Irrfahrten Gustavs IV. Adolf von Schweden) und eine Charakteristik des würtembergischen Ministeriums Linden (1849 bis 1864) von J. v. Pflugk-Harttung.

* * *

Unter den Städten des deutschen Ostens nimmt Breslau nach Alter und Bedeutung einen der ersten Plätze ein. Ursprünglich eine slavische Gründung, dann frühzeitig von der deutschen Kolonie am linken Oderufer aus germanisiert, bald eine reindeutsche Stadt und als solche mitten hineingestellt in eine halbwilde Welt zwischen Polen und Czechen, von beiden begehrt und angefochten, hat sie trotz zahlloser Bedrängnisse und schwerer Demütigungen allzeit ob frei oder unterthänig das Banner deutscher Art und Kultur in den schlesischen Landen hochgehalten. Diese Entwickelung von hohem geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Reize hat in J. G. Ad. Weiß' **Chronik der Stadt Breslau von der ältesten bis zur neuesten Zeit** (Breslau, Max Woywod) eine würdige Darstellung gefunden. Die Ergebnisse der historischen Einzelforschung sind sorgfältig verwertet, dabei aber die Form der Darstellung so gewählt, daß das Buch überall seinen Platz und seine Freunde finden wird. Neben den mannigfachen äußeren Beziehungen der Stadt, zumal zu dem böhmischen Reiche, von denen wir oben gesprochen, sind es die inneren Wirren, die Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften, die auch Breslau nicht erspart geblieben sind, welche eine eingehende Behandlung erfahren; kürzer gefaßt ist naturgemäß die Darstellung der jüngsten Entwickelung der Stadt seit dem Verlust ihrer Selbständigkeit im ersten schlesischen Kriege. Der mächtige Band (1185 S.) ist mit einigen zwanzig Illustrationstafeln nach älteren Originalen geschmückt.

* * *

Ein eigentümliches Buch ist das von M. Bernardi aus dem Italienischen übersetzte Werk Filippo Mariottis: **Die politische Weisheit des Fürsten v. Bismarck und des Grafen Camillo Cavour.** Zwei Bände. (Hamburg, J. F. Richter.) Nach alphabetisch geordneten Stichwörtern hat der Verfasser charakteristische Aussprüche der beiden großen Staatsmänner in Parallele gestellt, um so eine Art von Gedankenharmonie zwischen ihnen nachzuweisen. Abgesehen davon, daß es immer bedenklich ist, zumal in staatsmännischen Auslassungen, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange zu reißen, ist der Plan so übel nicht, aber die Ausführung hat sich der Verfasser doch zu bequem gemacht. Ein großer Teil der Äußerungen, die er mitteilt, gehört gar nicht in den Rahmen des Buches: was Cavour über die Erfolge der Tierärzte beim Hornvieh urteilt, hat doch wahrlich mit der Staatsweisheit nichts zu schaffen; anderes Wichtige steht unter Stichworten versprengt, die nachzuschlagen keinem Menschen einfallen kann, so ein Urteil Cavours über Cobden unter „Toast“, oder ist in unbegrenzbaren Gruppen, z. B. unter „Politik“, zusammengehäuft. Vor allem aber ist die Zusammenstellung, wenigstens was den Kanzler anbetrifft, in den allerwichtigsten Punkten unzulänglich und lückenhaft. Oder hat sich Bismarck nie über die Thorheit der politischen Principienreiterei, über Religionsfreiheit, über wirtschaftliche Reformen ausgesprochen, nie etwas Bedeutenderes über den Papst vorgebracht als das tragediante des ersten Napoleon? Trotz der gediegenen Ausstattung, welche die Verlagshandlung an das Buch gewendet hat, dürfte es wenig deutsche Leser locken: wer beide Männer kennen lernen will, wird es stets vorziehen, ihre Auslassungen im Zusammenhange zu lesen, und dazu steht wenigstens für den deutschen Staatsmann das Material in absoluter Vollständigkeit jedermann zur Verfügung.

Neben der zierlichen Spemannschen Aus-

gabe erfreut sich die mit Einleitungen, Anmerkungen und Aktenstücken begleitete Sammlung der **Reden des Fürsten v. Bismarck**, auf Grund amtlicher Quellen herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wohlgemuth) (Köthen, P. Schettlers Erben), allgemeiner Verbreitung. Die uns vorliegenden Bände fünf und sechs umfassen die Jahre 1884 bis 1887 mit ihren wichtigen Verhandlungen über Kirchen- und Kolonialpolitik, Schutzzoll und Socialistengesetz, Militärvorlage und Schutz des Deutschtums im Osten.

Als ein zuverlässiger Leitfaden durch die politische Thätigkeit des Reichskanzlers bis in den Anfang der achtziger Jahre empfiehlt sich die populäre Schrift des Tübinger Staats- und Kirchenrechtslehrers F. Thudichum: **Bismarcks Parlamentarische Kämpfe und Siege** (Stuttgart, Ferdinand Enke); auf dem knappen Raume von einhundertfünfzig Seiten giebt sie eine vortreffliche Übersicht der verschiedenartigen Fragen, ihrer Behandlung und Erledigung, welche die innere Geschichte des neuen Deutschen Reiches in den ersten anderthalb Jahrzehnten seines Bestehens ausmachen.

Mittelbar oder unmittelbar durch die politische Bewegung dieser Zeit veranlaßt ist auch ein großer Teil der Essays, welche Professor H. Delbrück, der bekannte Mitherausgeber der Preußischen Jahrbücher, unter dem Titel **Historische und politische Aufsätze** vereinigt hat. (Berlin, Walther u. Apolant.) Sie behandeln die mannigfaltigsten Themata — Janssens Geschichtschreibung, englische Parteien in Staat und Kirche, politische und strategische Streitfragen älterer und neuerer Zeit, selbst die Geschichte der Künste und Erfindungen geht nicht leer aus — aber alle stehen in Beziehung zur Gegenwart unserer Nation und bemühen sich, das Verständnis derselben aus der Vergangenheit zu erschließen oder zu fördern; sie thun dies in redlichem, wissenschaftlichem Sinne, in klarer, entschiedener und fesselnder Sprache und dürfen daher jedem Geschichts- und Vaterlandsfreunde warm empfohlen werden.

In dem **Leben des Staatsrat Kunth**, das zwei seiner Enkel, F. und P. Goldschmidt, nach autobiographischen Aufzeichnungen, amtlichen Aktenstücken und mündlicher Familienüberlieferung geschildert haben (zweite verm. Auflage; Berlin, Julius Springer), erhalten wir das Bild eines jener großen altpreußischen Beamten, deren unermüdlicher, stillgetreuer Wirksamkeit die finanzielle Wiederaufrichtung Preußens seit dem Tilsiter Frieden zu danken ist, eines weitblickenden Volkswirts, eines opferfreudigen Patrioten, eines edlen Menschen. Eine Auswahl seiner Berichte an das Handelsministerium sind in dem umfangreichen Anhange zusammengestellt; Kunths Porträt und eine Abbildung seiner Grabstätte im Park zu Tegel — Kunth war Erzieher der Gebrüder Humboldt gewesen — schmücken das schön ausgestattete Buch.

* * *

Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens von Feodor Wehl. (Altona, A. C. Reher.) — Das Büchlein, dem durch Porträts, Faksimiles und Hausansichten ein anziehender Schmuck verliehen ist, kann den zahlreichen Verehrern der Stormschen Muse aufs wärmste empfohlen werden. Mit Recht hat wohl der bekannte Verfasser eingesehen, daß die Zeit noch nicht gekommen, um eine ausführliche Biographie dieses Dichters und eine eingehendere Analyse seiner Werke zu geben, die, oft auf romantischem Hintergrunde, doch schon ihrer Idee nach voll und ganz den Ton und Geist des Modernen treffen. Seine eigenen Urteile, voll schlagender Kürze und Überzeugung, verraten selbst einen feinsinnigen Künstlergeist. Daß Wehl Geibels Lyrik gegen Storms Ansicht in Schutz nimmt, sei lobend hervorgehoben.

Calderon und seine Werke. Von Engelbert Günthner. I. Band. Mit Calderons Bildnis. (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhdlg.) — Nach einer sorgfältigen bibliographischen Übersicht über die neuere Calderon-Litteratur bei sämtlichen dreizehn europäischen Kulturvölkern bietet uns der Verfasser ein knapp, aber anschaulich gehaltenes Bild vom Leben Calderons. Der so nahe liegenden Versuchung, mit schön klingenden Redensarten um sich zu werfen, ist der Verfasser behutsam ausgewichen. In dem darauf folgenden, größeren Teile des Buches unterzieht er einer ausführlichen, von poetischer Empfänglichkeit zeugenden, maßvollen Analyse: 1) Die religiösen Dramen, darunter an erster Stelle el mágico prodigioso; 2) Symbolische Dramen, hier besonders „das Leben ein Traum", und „die Tochter der Luft"; 3) Mythologische Festspiele und 4) Ritterschauspiele. Unseren angehenden Dramatikern kann das gehaltreiche Werk zu besonderem Studium empfohlen werden; aber auch den Verehrern Calderons bietet es Anregung und Genuß, um so mehr, als die Betonung eines einseitig konfessionellen Standpunktes bei diesem Dichter, der zu den größten widerspruchslos gehört, nicht allzu stark hervorgehoben ist.

* *

Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten von Marie L. F. Mohr. (Berlin, Rosenbaum u. Hart.) — Im Gegensatze zu den üblichen oberflächlichen Reiseschilderungen nach Dumas

des Älteren Rezepte ein wirklich gehaltvolles Buch; auf jeder Seite, bei allen Schilderungen, mögen sie Land und Leute im allgemeinen oder Kunst, Litteratur und Politik betreffen, spürt man, daß die Behauptungen der Verfasserin nicht auf flüchtigen Eindrücken beruhen. Jedenfalls ist das aus dieser Darstellung gewonnene Bild Hollands von dem in Deutschland bisher üblichen völlig verschieden — kleinlich, unsympathisch, philisterhaft könnte es erscheinen, wenn daneben nicht wieder Züge erwähnt werden, wie z. B. das Rechtsgefühl des Holländers, welche hoffen lassen, daß auch hier, auf dem Gebiete des Geistes, noch einmal anderen Nachbarländern Ebenbürtiges entstehen wird. Das kraftvoll, von einer „höheren Warte" aus geschriebene Buch belehrt wahrhaft und gewährt einen echten Genuß.

* * *

Im Banne der Erinnerung. Novellen von Elise Polko. (Breslau, S. Schottlaender.) — Novellen im eigentlichen, modernen Sinne enthält nun der Band nicht, sondern Skizzen, Lebensbilder, Phantasien, zumeist aus der Künstlerwelt unserer und anderer Tage, dem Lieblingsgebiete der bekannten Verfasserin; aber alles ist in so angenehm fesselndem, herzerwärmendem Plaudertone gehalten, daß diese neuen Prosadichtungen keiner besonderen Empfehlung bedürfen.

Zur Unterhaltungslektüre im besseren, vornehmen Sinne können die beiden Erzählungen **Im Schlößchen** und **Cyane** von M. Corvus gerechnet werden. (Breslau, S. Schottlaender.) Die Motive sind nicht neu, zumal in der ersten Geschichte, beinahe an Schillers „Menschenfeind" erinnernd, aber die Ausführung ist eine sorgfältige, die Sprache gewandt und leicht fließend.

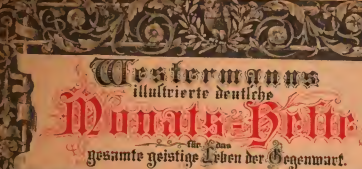
Ein Gleiches gilt von der Erzählung **Vergeblich gerungen** von Johannes Flach. (Wurzen, E. Kiesler.) Der Verfasser, ein bekannter Gelehrter, der sich zuerst in archäologischen Novellen versuchte, betritt hier zum erstenmal den Boden des gegenwärtigen Lebens. Eigene, dichterisch verklärte Erlebnisse bilden wohl den Untergrund dieser düster-tragischen Geschichte. Zumal wegen der darin ausgesprochenen Ansichten über die Mängel unseres Universitätslebens dürfte das Buch auch solche interessieren, welche sich sonst wenig um schönwissenschaftliche Litteratur kümmern: der Verfasser spricht als Fachmann, und diese Art des Angriffs wirkt oft überzeugender als die gallige Satire eines Pamphletes.

* * *

Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. Von E. v. Hörschelmann. Zweiter Band: Das Zeitalter der Hochrenaissance in Italien. (Berlin, Friedrich Luckhardt.) — Nachdem die hochbegabte Verfasserin uns als Einleitung ein glänzendes Gemälde der Dantezeit entrollt, behandelt sie im ersten Kapitel Florenz und die Medici; das zweite schildert den Musenhof Lorenzos und den Platonismus in Florenz. Machiavelli, Savonarola, der Kultus der Antike, das päpstliche Mäcenat, die Meister der Hochrenaissance in Florenz, Rom und Venedig werden fernerhin uns in gleich glänzender Form vors Auge geführt. In dem Werke, das hiermit zum Abschluß gediehen ist, steckt sicherlich die Arbeit von vielen, sehr vielen Jahren, und man muß die Ausdauer, den Fleiß und den künstlerischen Blick bewundern, mit welchem die Verfasserin das vorhandene, oft schwer zugängliche Material so klar zu einem neuen einheitlichen Ganzen verschmolzen hat. Für diejenigen, welche Italien besuchen und seine Kunstschätze wirklich genießen wollen, dürfte sich auch dieses gehaltvolle Buch neben den Werken bekannterer Namen als ersprießlicher Ratgeber erweisen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

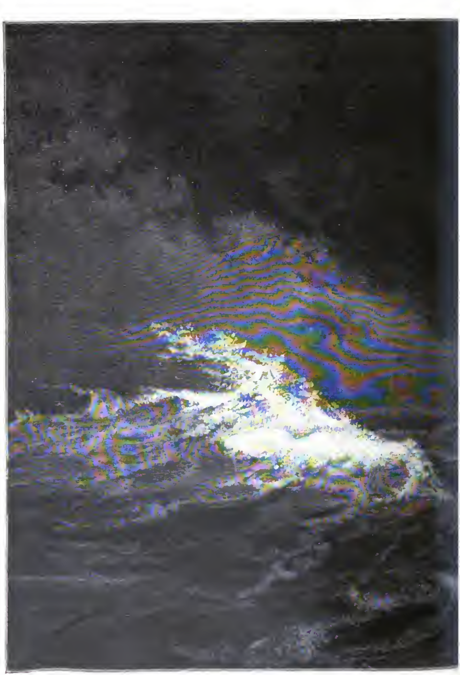


Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Fregatte



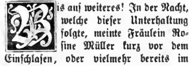
: Teifun.



Der Lar.

Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte
von
Wilhelm Raabe.

III.

is auf weiteres! In der Nacht, welche dieser Unterhaltung folgte, meinte Fräulein Rosine Müller kurz vor dem Einschlafen, oder vielmehr bereits im Halbtraum:

„Es ist eigentlich wundervoll! Im Adreßbuch steht er mir, solange ich ihn mir vom seligen Herrn Professor her denken kann, als Menschenfresser; und nun bin ich mit ihm auf einen so guten Fuß gekommen, daß er meint, ich verstünde alles, was er mir herphilosophiert, und sogar mich meine Ansichten ruhig aussprechen läßt. Und bloß, weil ich mir aus einem bißchen Regen bei einer Landpartie nichts gemacht habe. Ja, da hat er recht; so sind die Menschen!"

Am anderen Morgen ging das Leben weiter in gewohnter Weise. Am folgenden wieder so und so weiter; und es fiel gar nichts Besonderes vor. Der Nachbar Schnarrwergk stieg mit dem rechten Beine zuerst aus dem Bett und verhielt sich so ruhig, als ob er gar nicht da sei. Der Nachbar Schnarrwergk stieg mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bett und erregte einen oder mehrere Zusammenstöße im Hause und in der Nachbarschaft, die weder seinen Ruf noch den seines Hausgötzen, seines Pithecus, verschönten. Rosine ging ihrer musikalischen Kundschaft nach bei schlechtem und bei gutem Wetter, einerlei ob sie mit dem linken oder dem rechten Fuße zuerst den Boden vor ihrem Bette erreicht hatte. Sie prüfte die Dauerhaftigkeit ihrer Nerven und ihrer guten Laune in gewohnter Weise an dem Talent oder dem Gegenteil desselben bei ihren Schülerinnen; aber keiner fragte sie, wie sie sich dabei befinde.

Es kamen Zeiten, wo der Nachbar sich so muffig betrug, daß die Nachbarin ganz ärgerlich dachte:

„Er hat vollkommen recht: der Mensch ist nicht so schlimm oder gut, wie er aussieht, sondern bloß von Natur aus ein trübseliger Patron. Und von dem Herrn

Tierarzt Schnarrwergk war's nichts als eine Grille, daß er mich als dritten Mann zu seinem greuligen Affen in den Bund aufnahm. Nun meinetwegen, ich sitze hier auch ganz gut bei mir allein."

Es war damals ein schöner Sommerabend, und sie saß wieder am offenen Fenster, nachdem sie „drüben" vergeblich den Versuch gemacht hatte, ihre sieghafte gute Laune, ganz abgesehen von den Nerven, an den Mann zu bringen. Aber gerade darum konnte man es ihr um so weniger verdenken, daß sie sich nicht nur verwundert, sondern ganz altjüngferlich mit verzogener Nase aufrichtete, als sie sich plötzlich von der Thür aus durch den Nachbar, den Herrn Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk, angesprochen hörte:

„Willst du mir einen Gefallen thun, Kind?"

Das Wort aber machte sofort alles wieder gut.

„Herzlich gern, Nachbar, wenn es mir irgend möglich ist."

„Ich möchte vor Schalterschluß noch einen Brief, einen Geldbrief zur Post befördert haben. Willst du mir das besorgen? Ich bin mit den anonymen Anzüglichkeiten und Grobheiten, welche ich dem Adressaten zu sagen hatte, erst eben zu Ende gekommen; und nun traue ich meinen alten Beinen den Eilschritt nicht recht zu. Es ist da Not am Mann, und ich habe es gewagt und bin der Mann gewesen."

Fräulein Rosine stand bereits straßenfertig da:

„Geben Sie, Nachbar."

Sie warf einen Blick auf die Adresse und fuhr mit dem Ruf: „O Gott, aber —" fast ein wenig erschreckt, jedoch nicht zum Tode, auf, als sie las: „Herrn Studiosus Phil. Kohl in ××× Kattreppeln Zweiundzwanzig, Hinterhaus, drei Treppen hoch, links, bei der Witwe Fumian. Inliegend 600, schreibe: Sechshundert Mark."

„O, wie würden sich der selige Herr Professor und die Frau Professorin hierüber freuen," rief sie schon im Laufen, dem Tierarzt Schnarrwergk ihr Stübchen, ihre offenen Schubladen, ihre offene Schreibmappe und alles andere unbedenklich zur freiesten Verfügung und zum rücksichtslosesten Durchstöbern überlassend. Auf der Treppe aber schon überlegte sie: „Wenn dieses nicht kurios ist!! Wie kommt Er denn hierzu? Gerade als wenn sie ewig in zärtlicher Zärtlichkeit verkehrt hätten. Ich halte es hier in Händen, aber ich glaube es doch nicht! O, und die Frau Professorin! ob die das wohl glauben würde? Ich habe doch mehr als einmal den Besen, den Kohlenkorb und andere Fallen wieder aus dem Wege geräumt, wenn sie gesagt hatte: Heute abend schenkt uns der Ekel wieder das Vergnügen, Rosinchen."

Sie kam, atemlos, gerade noch recht, vor Postschluß. Es war der letzte Brief, der bei diesem schönen Sonnenuntergang noch in die Klappe gereicht wurde. Und als sie langsamer zurückging, immer noch das Ereignis bedenkend, stand schon der Vollmond im lichtblauen Abendhimmel, und der Nachbar Schnarrwergk saß an seinem geöffneten Fenster und rauchte seine Pfeife zu ihm hinauf, und der Affe, der Lar, stand auch noch da, wie er zu stehen pflegte.

Und als Fräulein Müller leise und fast gerührt meldete:

„Er ist glücklich noch mitgekommen. Es war eben noch Zeit. O, Nachbar Schnarrwergk, wie gut Sie sind, und — wie wird der junge Herr Kohl sich freuen!"

Da schnarrte der alte Schnarrwergk greuliger denn je zuvor:

„Laß mich endlich mit dem infamen Bengel in Ruh! Und daß du kein leisestes Wort von dieser Dummheit dir entfahren läßt, Mädchen! Für heute habe ich mich mit dem Schlingel ausreichend genug beschäftigt. Aber wenn du nichts Besseres vorhast, so setz dich da auf deinen Stuhl und dämmere ein Stündchen mit mir in den Abend hinein."

„Wie hübsch der Mond da steht, Nachbar."

„Jawohl, sehr angenehm und behaglich.

In einer Stunde wird er die Herrschaft über die Welt haben und mit seinem geborgten Licht der Menschheit imponieren und abgeschmackte Gefühle erregen. Laß ihn, und guck — da liegt natürlich auch wieder der andere Flegel, der Blech, im Fenster und gafft herüber und hält seine Maulaffen feil."

„Lassen Sie doch den, Nachbar. Der imponiert mir gar nicht und erregt mir weder abgeschmackte, noch geschmackvolle Gefühle."

„So?" fragte der Alte recht langgedehnt, an seiner Pfeife saugend. „Hm!" sagte er; doch darauf rief Fräulein Rosine Müller trotz allem vorhinnigen Entzücken über den Nachbar Schnarrwergk recht ärgerlich:

„Was wollen Sie denn mit Ihrem Hmhmhm? Aber ich weiß es schon; den schönen Abend wollen Sie mir wieder verderben; aber — nun gerade nicht! Und weil Sie es denn schon zu wissen scheinen — nun denn, wenn mir was die Hanebuttenstraße zuwider machen könnte, so wäre es der da drüben."

„Aber er hat es doch so gut mit dir im Sinn. Und ist gar kein übler Mensch. Er weiß mit seinem Pfunde zu wuchern und seine Gaben an den Mann zu bringen."

„Meinetwegen! aber wenn er sie an eine Frau bringen will, so soll er sich eine andere als mich suchen! Lieber Herr Nachbar, in diesem Augenblick rede ich endlich zu Ihnen wie zu einem Vater: nämlich, da er mir neulich die Gelegenheit dazu aufgedrungen hat, so habe ich ihm meine Meinung gesagt; auch gerade bei einem solchen Sonnenuntergangsmondscheinabend im Stadtpark, wo er auf Sie kam, und mein Verhältnis zu Ihnen, und zuletzt — zuletzt — mich — mich —"

„Fragte, ob du nicht dein Verhältnis zu mir mit ihm teilen wollest für gut und böse, für Gesundheit und Krankheit, für Leben und Tod?"

„Ja, ja, so ungefähr!"

„Und du hast ihn nicht gewollt?"

„Ne!" sagte Fräulein Rosine Müller. „Und noch dazu auf mein Verhältnis mit Ihnen hin? Nein, nein, doch lieber nicht!"

„Trotz meiner Glückshand unter deinem Kopfkissen?"

„An die habe ich bei der dummen Gelegenheit doch wahrhaftig nicht denken sollen? ich bitte Sie, Nachbar! Und dann, — sehen Sie einmal, wie bei dieser thörichten Rednerei der liebe Mond über uns gekommen ist, ohne daß wir es gemerkt haben. Wie deutlich man heute abend den Mann in ihm sieht!"

„So? thut man das?"

„Ich meine natürlich nur die hohen Berge und tiefen Thäler und sonstigen Landschaften auf ihm. Nachbar, Sie scheinen es wirklich darauf abgesehen zu haben, mich zu ärgern; aber geben Sie sich keine Mühe, heute abend gelingt es Ihnen nicht. Ich setze mich dafür gerade heute abend zu sehr hinein in die Seele der Frau Professorin, meiner lieben Wohlthäterin. Würde die Ihnen ein liebes Gesicht heute abend machen, trotzdem daß Sie beide wirklich nicht füreinander paßten; — vielleicht — weil Sie zu große Ähnlichkeit miteinander hatten."

Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk hielt seine Hand hin und sagte:

„Du brauchst freilich auch im Mondschein des Lebens keinen mehr oder weniger wohlmeinenden, keinen mehr oder weniger naseweisen Berater. Du findest dich schon allein zurecht."

„Ach, sagen Sie das nicht, Nachbar. Bei Tage geht es wohl schon; aber bei so schönem Mondschein wie heute, wie häufig habe ich da allein gesessen, wenn ich mich nicht zurecht finden konnte, und mich nach meiner ohne mich verstorbenen Mutter gesehnt habe und mir die fließenden Thränen getrocknet: ist es denn nötig, daß es so viel Unruhe und Ratlosigkeit auf Erden giebt? Ach, wenn du Einen wirklich wohlmeinenden Menschen hättest, an den du dich in deinen Verlegenheiten wenden könntest! Wie dankbar muß ich schon Ihnen sein, Nachbar, des Hauswirts und meines Klaviers wegen. Und dann

mit Ihrer Glückshand; und nun, zum allerbesten, mit Ihrer Güte gegen die Frau Professorin Kohl!"

* * *

Mit dem letzten Worte wären wir denn wohl wieder bei dem jungen Kohl angelangt und bei dem Affen, den der sich in seiner Verlassenheit, und diesmal sogar zum heiligen Christ, möglicherweise kaufen konnte und wollte. Natürlich mit dem Vorschuß, den er sich vom Doktor Rodenstock in Anbetracht dieser Weihnachtsstimmung, auf das nächste Jahr hin, hatte geben lassen. Daß es damit dann ganz anders kam, als er es sich vorgestellt hatte, dafür konnte er nichts. Und es kam wirklich verwunderlich anders.

Zuerst blieb es beim schlechten Wetter. Dieses war in den Tagen vom zwanzigsten bis zum vierundzwanzigsten Dezember so widerwärtig, daß selbst das Schicksal es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, einen Reporter in es hinauszuschicken. Nicht das Geringste fiel in Stadt und Umgegend vor, was des Berichterstattens wert gewesen wäre. Kohl stellte aus den eingesendeten Reklamen der besten und schlechtesten aller auf das liebe Fest spekulierenden Kaufleute und Fabrikanten der Stadt noch eine letzte „Weihnachtswanderung" zusammen und gab darin seinen letzten „populären" Humor weg.

Nachher war er völlig fertig mit demselben und reif für alles, was außerhalb desselben liegt. Es geht wie immer gegen all unser Gefühl; aber wir haben ihm noch einmal ein scheußliches Wort nachzuschreiben: am Morgen des Tages Adam und Eva war ihm brecherlich zu Mute. Und sein Befinden besserte sich auf dem Redaktionsbureau nicht, wurde bei Tische in seinem Restaurationslokale noch schlimmer und auf seinem Sofa nach einer kurzen asthmatischen Schlummerstunde ganz schlecht.

Es wurde ihm elegisch zu Mute — bis zum „Tagebuch-Anfangen", und das will viel sagen.

„Ja, ich sollte endlich im Ernste damit beginnen," seufzte er. „Wenn ich mir selber von meinen Erlebnissen und Erfahrungen schriftlich was hinterlassen will, so wird es Zeit. Zeit? Fuit! Blamiere dich nicht, alter Sohn: auch in dieser Hinsicht ist für dich — Zeit gewesen, aber nicht mehr vorhanden. Blech! Wüste! Kohl! ... O Kohl, gab es nicht auch einmal eine noch ferner entlegene Zeit, wo du dich bemühtest und dir jedenfalls einbildetest, eigene Gedanken zu haben? Giebt es denn noch etwas über die nächste Tagesredensart, über das letzte Klischee Hinausliegendes? Wie liegst du hier, mit dem grauen Himmel da draußen und der zerkauten Cigarre im Maul? Ein einbalsamierter Ichneumon ist doch vorher wenigstens etwas gewesen! hat doch seine Krokodileneier ausgefressen! Aber was hast du anderes ausgefressen als Dummheiten? Ein einbalsamierter Pharao faulster Sorte in seiner Pyramide kann für dich, lieber Junge, noch etwas Beschämendes an sich haben: Mumienweizen zum Beispiel in seiner vertrockneten zehntausendjährigen Faust. Mit Mumienkornblumen vermischt. Donnerwetter, doch eigentlich eine ganz reizende Idee — eine Mumienkornblume!"

Er saß mit ihr, der „Idee", aufrecht auf seinem Lotterbett:

„Wäre es denn möglich, daß die auch bei mir seit ungezählten Jahrhunderten, Jahrtausenden tief zugedeckt gelegen hätte?"

Er lag wieder, nur in einer etwas bequemeren Lage:

„Na, zum Henker, von wem sollte der liebe, sentimentale Keim bei mir wohl herstammen? ... Von meiner Mutter gewiß nicht! Die war dazu eine viel zu scharfe Hausfrau und immer viel zu froh, wenn sie ihre Oster-, Pfingsten- und Weihnachtsgefühle wieder aus der Seele und Wirtschaft los war und die Quälerei und Unruhe hinter sich hatte. Von meinem seligen Papa? Beim hundsköpfigen Osiris, beim heiligen Stier Apis, geht es mir nicht, und — nicht zum erstenmal —

auf, daß diese katzenjämmerliche Stimmung von ihm herstamme, daß ich in meiner Konstitution ihm dafür zu danken habe? Natürlich habe ich es von ihm, von meinem wackeren Alten, dem lieben, prächtigen Kerl. Der arme Kerl! Ist nicht seine ganze Erdenexistenz so eine Mumienfaust voll Mumienweizen, samt allem Blumenkram dazwischen, gewesen? Ist der sein Lebelang untergefuttert gewesen; mit seiner Wissenschaft, seiner Gelehrsamkeit, seinem Talent zum guten Gatten und Familienvater etcetera. Nichts hat er zum Grünauflaufen und zum Blühen gebracht als mich. Mich! Es wäre zu lächerlich, wenn es nicht zu betrüblich wäre. Nun, der Himmel verleihe ihm eine gedeihlichere Ernte in einer besseren Welt. Hm, wenn man so an alles zurückdenkt und es sich klarer legt. Sackerment, findet man denn heute die richtige Lage für seine Gemütsbewegung auf dieser verdammten Marterbank?"

Es schien nicht so. Der mißgelaunte Sohn seines braven Vaters, der junge Doktor Kohl schwang jedenfalls die Beine von seinem Sofa zur Erde nieder und saß nunmehr, die Ellenbogen auf den Knien und den zerzausten Haarwulst nebst beiden Ohren fest zwischen den Fäusten:

„Hm, und zu wem kam eigentlich der alte Schnarrwergk? das vivisektionelle Greul! Wen suchte dieser E.-T.-A.-Hoffmannsche Sandmann bei unseren verdrossenen Laren und Penaten? Mich? meine Mama? oder die bei der wie ein verirrtes allerliebstes herrenloses Kätzlein zugelaufene kleine Müllerin, unseren einzigen Lichtpunkt im ewigen, täglichen Katzenjammergrau, unser Fräulein Rosinchen Müller? Des ewigen Langeweilers, meines Alten, wegen schenkte er uns das Vergnügen und kam! Den holte er sich auch ab zum Spazierenlaufen und zwar bei jeglichem Regenwetter, für dessen Dauerhaftigkeit Zeus wirklich aufkam —"

Der melancholische Grübler, plötzlich völlig von seiner Erinnerung und seiner besseren Einsicht überwältigt, sprang auf, stand inmitten seines Gemaches und seufzte wehmütig, ingrimmig wie einer, der wahrhaftig nur durch eigene Schuld irgend etwas versäumt hat:

„Wie war es denn eigentlich? Haben sie mich nicht mit sich nehmen wollen, oder habe ich nicht gewollt? Verdammt — ich, ich habe keine Lust gehabt, sondern mir jedesmal eingebildet, ich wisse etwas Besseres als neben den zwei mürrischen, maulfaulen Greisen, mit ihren sonderbaren Lapidarbemerkungen alle Viertelstunde, draußen im Landregen herumzulaufen! O, ich Esel! ich wollte, ich hätte es heute hier im Trockenen, was ich damals im Nassen nicht mitgenommen habe zwischen dem Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk und dem Professor der Geschichte im Dienst, Kohl!"

Er hob die Schultern hoch in die Höhe und schob die Hände tief in die Taschen seiner winterlichen Lodenjoppe. Dabei holte er ein zerkrumpeltes Stadtpostbillet hervor, glättete es noch einmal mechanisch und nahm den Inhalt wieder in sich auf:

Ich erwarte dich in der Hanebuttenstraße, kindlich, festlich gestimmt. Süße Nacht, heilige Nacht! bringe alle deine Stimmungen mit; aber auch das Verabredete. Ich meinesteils habe gesorgt. An mir wird es nicht liegen, wenn die Naturhistorie morgen nicht einen Karton in ihre wissenschaftlichen Werke einlegen muß, des Vierhänders wegen, der zwischen uns beiden in die Erscheinung einzutreten voll und ganz, ganz und voll berechtigt ist.

Ich erwarte dich bestimmt mit der heiligen Dämmerung!

Dein
Bogislaus Blech.

„Ich wollte, ich wüßte einen anderen, dem ich mich heute abend zum heiligen Christ bescheren könnte," seufzte Warnefried Kohl. „Ich wollte, ich wüßte einen anderen, dem ich heute abend durch irgend etwas, was ich ihm mitbrächte, eine rechte Freude machte."

* * *

Wir begleiten ihn natürlich so wenig zu Tische wie nachher ins Kaffeehaus. Es kann uns kein Vergnügen gewähren, ihn die gewohnten Partien Domino entweder gewinnen oder verlieren zu sehen. Glück und Unglück bei dem geistreichen Spiel war heute ihm völlig ein und dasselbe. Das erstere vermochte seine Laune nicht zu verbessern, das andere sie nicht zu verschlechtern. Es war ihm „im ganzen zu öde und zu dumm zu Mute".

In dieser Stimmung aber treffen wir ihn zwischen drei und vier Uhr nachmittags wieder in den Gassen und zwar im Begriff, nach Freund Blechs Wunsch und Erwartung das Seinige für das „fragliche Vergnügen" des heutigen Abends einzuholen und mitzubringen. Was er anstatt der Flasche echten alten Jamaikas auf seinem Wege fand, werden wir sofort erfahren.

Sie malen und schildern uns in ihren Büchern und Bildern die heilige Christnacht als im tiefen reinlichen Schnee begraben und mit dem Glitzern der Sterne darüber. Auch ein Schneesturm ist dann und wann gestattet, liegt bequem in der Hand und paßt in die Stimmung. Daß das Wetter zu Weihnachten meistens ganz anders ist, dafür kann weder der Pinsel, noch die Feder der Herren und Damen.

Es ist anders. Es thut einem noch nicht einmal den Gefallen, ordentlich zu regnen. Aber es hat gewöhnlich geregnet, und das Wetterglas steht zwischen sechs und acht Grad über Null; es ist eine Temperatur, die der Mensch, welcher keine „Weihnachtsgeschichte" zu schreiben und nicht für den Holzschnitt der betreffenden Journaljahresnummer zu zeichnen hat, unbehaglich nennt. Nicht warm, nicht kalt — feuchtkalt! und grau, recht grau, so daß die Abenddämmerung mit ihren Lichtern aus Läden und Jahrmarktsbuden zuerst die erste wirkliche warme und der Zeit angemessene Beleuchtung bringt —

„Sie kennen mich, Aigner, und ich verlasse mich auf Sie," sprach Doctor philosophiæ Kohl, eindringlich-verdrießlich dem Inhaber einer der bekanntesten Firmen der Stadt den Rockknopf fast abdrehend. „Punkt sechs, wenn es rundum klingelt, ist Ihr Kamel mit seiner Last von Getränken, Kaviar und dem übrigen in der Hanebuttenstraße. Numero so und so, Herr Photograph Blech, eine Treppe."

„Aber Herr Doktor?" rief der große Delikatessenmann wirklich vorwurfsvoll. „Ich werde die beiden Herren doch kennen! Verlassen Sie sich ganz auf mich. Mit dem ersten Licht auf der ersten Weihnachtstanne ist der Mann in der Hanebuttenstraße. Ihr ganz Gehorsamster, mein bester Herr Doktor, und recht vergnügte Feiertage."

„Jetzt noch einige Unfälle — übergefahrene Kinder, ertappte Weihnachtstaschendiebe, Gardinenbrände und gesperrte Pferdebahnlinien für das Blatt, und die Bedingungen zum Vergnügen sind vollständig vorhanden," brummte der bekannteste Herr Doktor, einige Gassen weiter, nach seiner Reporterbrieftasche in der Rocktasche fühlend. „Da haben wir die Geschichte ja schon! Was ist denn hier los, liebster Scharwachtmeister?"

„Scharwachtmei— Herr! was geht denn Sie — ja so, Sie sind es, Herr Doktor, na, das ist was anderes, entschuldigen Sie. Kommen Sie nur mit Ihrem Notizbuch näher, und — ihr da — kein Gedrängele. Laßt ihm Luft! Madam, wenn ich raten darf, und Sie noch liebe Einkäufe zu machen haben, die Läden werden doch bald geschlossen. O, eigentlich nichts von Interesse fürs große Publikum, Herr Doktor Kohl. Nur hoffentlich ein Ohnmachtsanfall — wenn auch eine manchem bekannte Persönlichkeit. Günstigstenfalles bloß ein leichter Schlaganfall für Sie und das Blatt, Herr Doktor. Wir warten nur auf die nächste Droschke für den Herrn Tierarzt Schnarrwergl, wenn auch Sie ihn vielleicht persönlich kennen."

„Da hört doch alles auf!" rief Paul Warnefried Kohl, sowohl die Scharwacht, wie die anderen ihm noch im Wege Stehenden beiseite schiebend. Es war im weihnachtlichen Marktverkehr so ziemlich in der Gegend, wo er neulich auch der kleinen

Müllerin wieder begegnet war, und wie gesagt, um die Stunde, wo der grüne Wald, der sich von draußen, oft aus weiter Ferne, je nach den geographischen Umständen, von den Thüringer Bergen, vom Harz, vom Riesengebirge in die Stadt gezogen hat, um ein beträchtliches lichter und begrenzter geworden ist. Die Stunde, um welche die jungen Tannen sehr im Preise sinken, bis sie endlich zu jedem Preis losgeschlagen werden. Der Rest ist Brennholz.

Inmitten dieses weihnachtlichen Birnamwaldes hatte sich der Pate Schnarrwergk hingelegt und sein An- und Umsich der Ehrlichkeit des Volkes und dem Schutze der Polizei anheimgeben müssen. Ein altes hinter ihm kniendes Weib hielt sein Haupt im Schoße, die Kräuterfrau vom Altstadtring, die Frau Erbsen hatte ebenfalls ihren Kram der Ehrlichkeit des Volkes anbefohlen und sich ganz dem alten Freunde und Gönner zur Verfügung gestellt.

„Nehmen Sie doch mal die Weihnachtspakete, die er hat fallen lassen, an sich, Herr Doktor. Ein Anfall von Bewußtlosigkeit, Herr Doktor Kohl! es wird wohl darauf ankommen, ob's sein erster oder sein letzter ist."

„Du lieber Gott, Frau Erbsen, ist denn noch kein Arzt in Sicht?"

„Die suchen Sie mal, wenn Sie die gerade nötig haben, Herr Doktor Kohl. Nein, nein, da kommen Sie doch lieber zu mir. Mich finden Sie immer auf meinem Platze, bei gutem und schlechtem Wetter, hinter meinen Körben und Arzneien und wirklichen Heilmitteln. Na, das wissen Sie ja, und haben auch in der Zeitung davon geredet, wofür ich meinen Dank —"

„Verruchte —" wollte der junge Berichterstatter unterbrechen, aber er besann sich eines Besseren. „Was ist denn Ihre Meinung, Mutter Erbsen?"

„Nun, es sieht sich hoffentlich schlimmer an, als es ausfällt. Er atmet wie ein Kind, der alte Schnarcher. Wie ein schlafend, unschuldig Kindlein liegt er mir hier im mütterlichen Schoße; man sollt's nicht für möglich halten; wenn man ihn seit Menschenaltern im Wachen kennt. Aber die Droschke könnte doch allmählich da sein, Herr Polizeiwachtmeister."

„Ei, ei, was begiebt sich denn hier?" flötete in diesem Augenblick, dem Freund Kohl über die Schulter, der schöne Bogislaus. „Ist es die Möglichkeit? Der Herr Nachbar! mein herziger Fafnersdrache. O Rosina! Aber ich bitte dich, liebe Puppe, bester Kohl, was ist denn das für ein neuer Scherz von dem schätzebewachenden, ärgernismachenden, nachbarschaftnarrenden, menschheitanschnarrenden grauen Unhold? Das ist ja eine saubere Bescherung — vielleicht auch für unser armes Rosinchen."

„Ja!" ächzte der Reporter, „eine saubere Bescherung. Ich verbitte mir übrigens alle albernen Bemerkungen. Sieh nach der Droschke und dem Arzt. Gottlob, endlich!"

Die Droschke kam, und ein Arzt, der den Doktor natürlich auch kannte, und der dem Doktor Kohl seinerseits nicht unbekannt war, fand sich, und fand sich bereit, mit den beiden Freunden und dem Tierarzt Schnarrwergk nach der Hanebuttenstraße zu fahren und das nötige Weitere zu veranlassen. Er war ebenfalls noch ein junger Doktor, der nicht zu Hause zum Christbaum erwartet wurde und auch keine Einladung zu einem solchen erhalten hatte.

„Wo gehen die Herren nachher hin?" fragte er unterwegs. „Kann man sich nicht noch irgendwo wieder zusammenfinden?"

„Meinen Sie nicht, daß das doch ein wenig von den Umständen abhängt, Doktor?"

„Ja, das kann ich freilich nicht wissen," meinte der Arzt, seiner weihnachtlichen Stimmung entsagend. „Ich meinte, auch die Herren verrichteten nur einen Zufalls-Samariterdienst. Nu, nu, wir wollen das Beste hoffen."

In der Hanebuttenstraße schwang sich die Mutter Erbsen mit jugendlichster Behendigkeit vom Kutschbock hinab.

„Mein Enkelkind wird sich mit meinem Großhandel im Apotheker- und Küchenwesen wohl richtig nach Hause finden; und so will ich es doch gern persönlich sehen, wo Sie mit dem Herrn Tierarzt verbleiben und in was für Hände er für die nächste Zeit hingegeben ist. So gute Bekannte giebt man doch nicht so aufs Geratewohl ins Blaue und ins Aschgraue hinein weg."

* *
*

„Es kommt nicht bloß aus Afrika immer etwas Neues, Fräulein," sagte Bogislaus an dem Hause Numero dreiunddreißig in der Hanebuttenstraße zu dem Fenster auf sehend, aus welchem der Lichtschein von Rosines Lampe bereits in die Abenddämmerung hineinschien.

Kohl schwankte auf die Bemerkung hin zwischen der Neigung, dem Freunde eine Rippe in den Leib hineinzustoßen, oder ihm den Hut über die griechische Nase hinunterzutreiben. Er unterließ beides, statt beides miteinander zu vereinigen. Er strafte den gemütlosen Licht- und Leichenkünstler nur durch einen verachtungsvollen Blick, der aber gänzlich, und nicht bloß der Tageszeit wegen, an ihm verloren ging.

„Kommen Sie mit dem Alten nach, Doktor, und Sie, liebe Frau; oder warten Sie, bis ich wieder herunter bin und mit zugreise!" rief er und klopfte im nächsten Augenblick schon im dritten Stock an die Thür der jungen Nachbarin des alten Schnarrwergks.

„Ich bin's, Rosine. Erschrecken Sie nicht; aber es ging nicht anders, und ich hielt es auch für meine Pflicht. Und der Doktor meint, diesmal werde es noch nichts auf sich haben."

Es sah für den Schrecken zu hübsch um das junge Mädchen her aus. Wir wissen schon, wie arg sie in so lieben Dingen im Leben bis jetzt zu kurz gekommen war. Daß Vater und Mutter sie vor einem glänzenden Lichterbaum von Arm zu Armen gereicht hatten, daran erinnerte sie sich nicht mehr, und später waren die goldenen Äpfel und Nüsse auch gerade nicht in ihre Weihnachtsabende hineingerollt. Daß die Frau Professorin Kohl mehr geeignet war, vom braven Knecht Ruprecht oder dem heiligen Niklas die rauhe Seite herauszukehren, lag in ihrer Natur, und muß ihr dasselbe zu gute gehalten werden. Das Christkind, welches zum alten und jungen Kohl kam, war gerade nicht das gemütlichste, und wenn Fräulein Rosinchen dazu eingeladen wurde, dann pflegte der junge Kohl ihr gewöhnlich zuzuflüstern: „Eine saubere Wirtschaft bei uns! ich danke für die Bescherung, und wie Sie, Fräulein Müller, dies behaglich finden können, das begreife ich nicht."

Dann und wann hatte das Kind einmal eine Puppe für ein anderes noch jüngeres und ärmeres Kind im Hinterhause anputzen dürfen; sie hatte Strümpfe für wohlthätige Vereine und dergleichen gestrickt; aber was wollte das bedeuten für ihr liebes nach Frieden und Wohlgefallen im Himmel und auf Erden verlangendes Gemüt?

Und nun war sie mit dem letzteren bei dem Nachbar Schnarrwergk und seinem Affen angelangt: glücklich hatte das Schicksal sie dahin kommen lassen, und zum erstenmal in ihrem Dasein war sie mit ganz, ganz sicherem, fröhlich pochendem Herzen bei der Sache! wahrhaftig wie im eigenen Hauswesen, und, ohne auf was anderes horchen zu müssen, für allen Glockenklang, allen wirklichen Weihnachtsglockenklang der Christenheit — die Heiden nicht ausgeschlossen! — bereit!

„O Rosine, daß ich dazwischen kommen muß!" rief dann der junge Kohl, und —

Drunten in der Gasse am Wagen, als ob es niemals vergoldete Äpfel und Nüsse, lichterbesteckte Tannenbäumchen, Weihnachtsglocken und glückliche Kindergedanken-Stimmungen und Gefühle auf der Erde gegeben habe, sondern nur ein energisches, die Zähne zusammenbeißendes, hilfreiches und verständiges Zugreifen im Leben und beim Sterben ... wiederum bereit!

Sie brachten ihn glücklich die Treppe

hinauf, den Kreistierarzt Schnarrwergk, den stadtbekannten, sowohl wegen seiner äußeren wie wegen seiner inneren Erscheinung nicht wenigen Menschen in der Stadt absonderlich genau bekannten alten Schnarrwergk. Sie übergaben ihn noch lebendig, wenn auch ohne Verständnis für den Vorzug, seinem Lar und seiner jungen Nachbarin:

„Der Doktor war für das allgemeine Krankenhaus," sagte Kohl, und: „O Gott, nein!" rief Fräulein Müller. „Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß ich — ich dies grämliche, mein zartestes Anschmiegungsbedürfnis weltenweit von sich abweisende Untier noch einmal auf den Händen tragen würde!" meinte der schöne Bogislaus, worauf Kohl ihn bat, ja seinem Gefühle zu folgen, wenn ihm die Aufgabe zu schwer werde.

Sie kamen mit ihm vor seiner verschlossenen Thür an; aber er hatte den Schlüssel dazu in der Tasche und: „Das muß er sich diesmal schon gefallen lassen, daß ein anderer ihm ihn hervorlangt," sprach die Kräuterfrau vom Altstädterring. „Spaßhaft würde es ihm wohl vorkommen gerade bei seinem Gemüte!"

„O Gott! o Gott!" schluchzte Rosine Müller und kam mit ihrer Lampe aus ihrem Weihnachtsstübchen. „O bitte, gehen Sie nur sanft mit ihm um! er ist doch ganz anders, als die Welt weiß und als er sich gestellt hat!"

„Dann hat er freilich seine Rolle gut gespielt," grinste Bogislaus Blech, und: „Halt endlich dein ungewaschenes Maul!" riet ihm dringend sein bester Freund, ohne jedoch hindern zu können, daß er doch noch hinzufügte: „Ich bin auch nur deshalb mit hinaufgegangen, um zu sehen, was sein Affe jetzt für ein Gesicht zu ihm macht."

„Dann ist es sicher besser, ich komme morgen und gebe dir Bericht darüber!" rief Kohl wütend, dem Paten Schnarrwergk den Stubenschlüssel in Begleitung von allem, was ein alter Tierarzt sonst noch in der Hosentasche bei sich führen kann, herausholend.

„Das nenne ich freilich eine Weihnachtsgeschichte, wie sie noch nicht im Buche steht, liebe Puppe."

„Verlaß dich darauf, ich komme morgen und erzähle sie dir weiter; aber jetzt bist du hier völlig überflüssig, mein Bester. Bitte, thu mir den Gefallen und geh ab."

„Darf ich das auch diesmal wieder, Fräulein Müller?" fragte der schöne Bogislaus, und Rosine, ihm in Wahrheit auch „diesmal wieder" den Rücken kehrend, hatte nachher „alles, was er an jenem Abend geschwatzt hatte", überhört.

„O welch ein schrecklicher Abend!" schluchzte sie. „Und ich hatte mich so kindisch darauf gefreut. O Herr Doktor, Herr Doktor, helfen Sie mir! lassen Sie mir meinen armen lieben Nachbar! lassen Sie mir meinen besten, meinen wirklichsten Freund nicht sterben! Es weiß keiner, wie gut er gegen mich gewesen ist, so wie ich!"

„Es hat wirklich nichts auf sich, liebes Fräulein," tröstete der Doktor. „Den behalten wir diesmal noch unter uns. Wenn ich offen sein soll, so gewährt's mir sogar einige Genugthuung, ihn auch mal zwischen die Zange nehmen zu dürfen. Er hat die Fakultät von seinem Halbkollegentum aus oft genug erbost und uns bei jeder günstigen Gelegenheit nicht vorenthalten, was wir sind, wissen und können. Na, warte, alter Sünder, haben wir dich einmal?"

Die Kräuterfrau vom Altstädterring, die ebensogut mit solchen Fällen Bescheid zu wissen schien wie der Arzt, that wirklich das Beste, dem Tierarzt Schnarrwergk die beste Lage auf seinem Bett zu geben.

„Ach beruhigen Sie sich nur, Fräulein," rief sie. „Sie scheinen wirklich noch nicht erfahren zu haben, wie zäh das ist. Es geht gewiß diesmal noch mit einem kleinen Aderlaß und nachher einer ein bißchen schweren Zunge ab. Und verlassen Sie sich darauf, bestes Kind, wacht er nicht greulicher und gröber wie vorher auf, so kommt er wie ein Kind wieder zu seinem Bewußtsein, und da schadet ihm auf seine

alten Tage gar nicht so'n bißchen mehr Sanftmut und Höflichkeit gegen seine Mitmenschen. Aber nun guck einer, wie ihn das graulige Beest, das Affentier da anguckt. Das schöbe ich wirklich aus dem Wege und hinter die Gardine, wenn ich hier die Wartefrau spielen sollte. Mit dem auch noch zur Gesellschaft, das hielte ich nicht aus."

Sie hatten ihn im Bett, den alten Schnarrwergk; und der Arzt that und verordnete das Angemessene, versprach morgen mit dem Frühesten wieder vorzukommen, und ging. Nachbar und Freund Blech war schon gegangen mit der melancholischen Bemerkung, daß er unter solchen Umständen den heiligen Christ für sich allein feiern müsse und nicht mehr auf seinen Freund Kohl dabei rechne.

„Sollte es doch anders kommen, als wie der Doktor es sich und euch einbildet, Kohl, und solltest du ihn dann photographiert haben wollen, so rechne du in der Beziehung trotz allem auf mich. So ein liebes Andenken im Album —"

Es war sein Glück, daß er draußen war, als er seinen letzten Satz beendete.

„Hanswurst," sprach Kohl, sich überzeugend, daß die Pforte hinter ihm wirklich ins Schloß gefallen sei.

„Und ich muß jetzt leider Gottes auch nach Hause," seufzte die Frau Erbsen. „Meine Enkelkinder rechnen zu stark auf mich, und gucken Sie: aus allen Fenstern gegenüber flimmert es schon. O Fräulein, wissen Sie noch, wie er sich damals über Ihre Glückshand lustig machte? O bitte, wenn es möglich ist, legen Sie sie ihm doch unter den Kopf! ... Und wenn die jungen Herrschaften es erlauben, so will auch ich morgen wieder vorsprechen und mich nach dem lieben alten Herrn erkundigen. Wir sind doch zu gute Freunde und Bekannte seit langen Jahren in Wald und Feld gewesen, um jetzt schon so einen kurzen Abschied voneinander zu nehmen! Aber wie hat dies auch gerade zu sonst so segensreicher Stunde kommen müssen?" —

Auch sie war gegangen; und als alle Christbäume nicht nur in der Hanebuttenstraße, sondern soweit die deutsche Zunge klingt, und wohl auch noch ein bißchen weiter, dort in Pracht und Herrlichkeit, hier im bescheidenen, aber vielleicht nur noch lieberen Licht erglänzten, da waren unser Berichterstatter, Doktor Kohl, des alten Tierarztes Franz de Paula Schnarrwergk Patenkind Paul Warnefried Kohl, und das Kind, Fräulein Rosine Müller, am Weihnachtsabend, am Abend des Tages Adam und Eva, allein neben dem Bett des Tierarztes Schnarrwergk, und der Lar stand zu Häupten des Bettes und hätte so treu als wie wir ferner Bericht erstattet, wenn er im stande gewesen wäre, so sauber als wie wir mit Feder, Tinte und Papier umzugehen.

* *
*

Sie hatte im Haar noch einen Flitter Goldschaum und am Kleide hier und da ein Flitterchen Silberschaum hängen, und sie trug noch ein abgebrochen Zweiglein, von ihrem grünen Tannenbäumchen drüben, als ein hübsches Zeichen der Zeit am Busen; und der Berichterstatter der ersten Zeitung der Stadt, der doch täglich so vieles zu sehen bekam, hatte so etwas wie die Aufregung seiner jungen Jugendbekanntschaft noch nicht zu Gesicht bekommen. Er konnte immer nur von ihr auf den Kranken, von ihr auf den Pithecus, von dem Pithecus auf sie, von dem Kranken auf sie sehen, und wenn er von denen auf sie gesehen hatte, auch von sich selber, wie aus dem Universum heraus, auf sie sehen, immerfort auf sie sehen:

„Ach, thun Sie mir doch den Gefallen, Rosinchen, und beruhigen Sie sich!"

„O Gott, wie kann ich denn das? es ist ja zu schrecklich!"

„Rosine, ich will mich zart ausdrücken: er hat wahrhaftig eine Natur wie zehn Rhinozerosse. Wenn Sie so fortfahren, überlebt er Sie und mich noch um zwei Menschenalter; denn dieses Unglück Ihrerseits halte auch ich nicht länger aus! Auf Ehre, dabei gehe auch ich ein und falle in meine eigene Spalte in unserem Blatt.

So sehen Sie doch nur, wie ruhig er da liegt! Kein Kind schläft ruhiger in dieser Nacht mit seiner Puppe im Arm und seinem Magen voll Süßigkeiten."

Rosine Müller versuchte es, sich zu fassen.

„Es ist wie immer," seufzte sie leise weinend, „ich soll allein bleiben. Wir hatten uns nach und nach so gut ineinander gefunden, und ich hatte mich so sehr gerade auf diesen Abend gefreut. Nun liegt alles drüben bei mir herum, und er hier! Und auch er ist bloß doch deshalb in den Straßen gewesen, weil er heute wieder an mich gedacht hat. Es soll nun alles so liegen bleiben, wie es ihm unter dem Arm weggefallen ist und wie Sie es ihm aus den Taschen ausgeleert haben, Warnefried; aber er hat bei jedem Paket nur an mich gedacht! O, ich habe ja erst durch ihn, im Frühling, im Sommer, zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter, kennen gelernt, was ein heiliger Christ zwischen Eltern und Kindern und guten Freunden und Verwandten und allem, was sich wirklich lieb hat, bedeutet! Nun liegt alles da, und ich bin auch diesmal allein! nur noch viel schlimmer allein wie mein ganzes Leben durch!"

„Rosine," sagte Doktor Kohl, weder sie noch die Welt ansehend, sondern nur zwischen seinen Schenkeln durch auf den Fußboden starrend, „ich wollte für Sie und — für mich, Sie hätten aus den Einladungen meiner Mama für diese Zeiten einen besseren Eindruck mit in den heutigen Abend hergebracht. Aber da haben Sie recht. Was Ihnen das Haus Kohl am Weihnachtsabend bieten konnte, das brauchten Sie nicht für voll gelten zu lassen. Da endete das Vergnügen nach dem offiziellen Lächeln auf dem Stockzahn freilich durchgehend mit einer allgemeinen Verstimmung, wenn nicht Katzbalgerei zwischen Mann und Weib und Hausfreund, zwischen Hausfrau und Magd und Katze und Hund und allem, was sonst noch zu dem Vergnügen eingeladen worden war oder die Berechtigung hatte, an allem Lieben und Herzigen teilzunehmen."

„O bitte, reden Sie nicht so. Sie machen alles nur schlimmer durch solche Reden, die Sie sich selber doch nicht glauben. O mein armer, lieber Nachbar! Fühlen Sie nur seine Hand! Und er war ja auch Ihr Hausfreund; — der beste Freund von Ihrem Herrn Vater und Ihrer seligen Mama und auch von Ihnen, Herr Warnefried. O, es hat ja keiner gewußt, wie er eigentlich war! selbst auch ich nicht!"

„Dazu gehörte denn auch eine ganz besondere Nase, bei dem Geruch, den er um sich her im Verkehr mit der Menschheit verbreitete," brummte Warnefried, jetzt dem Pithecus zunickend wie mit der Frage:

„Was sagst denn du hierzu?"

Der Pithecus sagte gar nichts dazu. Er machte nur sein gewohntes heiteres und recht intelligentes Gesicht zur Sache, und der Ausstopfer hatte ihm wirklich einen Zug hineingelegt, der nur bedeuten konnte:

„Kommt mir doch nicht mit Dingen, die ich bis in die Eisenstange in mir hinein schon längst gewußt habe."

Übrigens blieb er, und nicht bloß an diesem vierundzwanzigsten Dezember, sondern auch an den folgenden Abenden, Nächten und Tagen, da er leider weder Nase noch Ohr sein konnte, wenigstens ganz Auge — Glasauge freilich; aber doch auch Auge des Vetters Hagenbeck Seligen. Mit innigster, wenn auch lächelnder Teilnahme blickte er hin auf alles, was jetzt in seinen Gesichtskreis fiel, über Krankheit, Mitleid, Kummer um Menschenelend, Betrübnis um zerstörte Weihnachtsfreude weg und auf den jungen Herrn Kohl und schien zu überlegen, was doch wohl noch aus dem Wirrwarr zu machen sei. Als in der Welt rundum das letzte Licht am Christbaum längst erloschen war, als man die Kinder längst zu Bette gebracht hatte und auch die Erwachsenen davon sprachen, daß es endlich Zeit werde, daran sich zu erinnern, daß alles ein Ende habe, hatte er, der Lar, sein innerlichstes Vergnügen. Er sah grinsend zu, wie sich die zwei jungen Menschenmächte über die

Frage zankten, wer jetzt nach Mitternacht noch wach bleiben solle beim alten Schnarrwergk?

Schade, daß er keine Brieftasche bei sich hatte wie der Lokalberichterstatter Herr Doktor Warnefried Kohl. Ob der Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk, trotz seines bewußtlosen Zustandes und seiner blinden Augen, im Gegensatz zu seinem Lar, ganz Ohr war, das steht dahin und ist in der Zeitlichkeit durch nichts zu beweisen. Vielleicht giebt es aber irgendwo, jenseit der Zeitlichkeit, doch ein Notizbuch, in welchem es aufgezeichnet ist, wie es sich damit verhalten hat.

Gegen zwei Uhr morgens schluchzte Fräulein Rosine Müller:

„Nun, dann will ich mich in den Kleidern auf mein Sofa drüben legen; aber ich verlasse mich darauf, daß Sie mich wecken, Herr Warnefried, wenn irgend etwas vorfällt!"

„Darauf können Sie sich verlassen, Rosine!" sprach Kohl, und nach einer geraumen Weile sagte er neben dem Bett des alten Schnarrwergk, den Kopf zwischen beiden Fäusten, in sich versinkend:

„Also mein Doktor stammt doch von ihm? Und sie hat den Brief zur Post getragen? Und Er ist doch der beste Freund meines seligen Alten gewesen? Und Sie meiner Mutter liebste Puppe im irdischen Verdruß und Jammer? Liebe Puppe! Das ist ja ein ganz reizender Abend! würde der schöne Bogislaus drüben bei meiner Sendung von Aigner und Compagnie meinen. Schade, daß ich es nicht war, der dabei war! wird er meinen. Na ja, aber er soll uns morgen kommen mit seinem Photographieapparat!"

Nach einer Weile ächzte er:

„Ich habe schon kuriose Weihnachten feiern müssen. Mein Vater hat mir Georges deutsch-lateinisches und lateinisch-deutsches Wörterbuch zum heiligen Christ geschenkt und verlangt, daß ich darob vor Jubel außer mich geraten solle. Meine selige Mama hat mir dann und wann auch allerlei aufgekramt, was ihr Entzücken sein konnte, jedoch meines nicht war. Später hat nicht selten irgend eine meiner Hauswirtinnen gerade diesen heiligen Abend auserwählt, mir den Gerichtsvollzieher über den Hals zu schicken; aber — so was wie heute ist mir doch noch nie vorgekommen. Herrgott, der Alte da thut mir ja herzlich leid; aber — dieses liebe Mädchen! Ist es denn möglich, daß so ein Herze mit einem mitläuft durch die schlechte Welt, und man sich nicht einmal die Mühe giebt, darauf hinzugucken? Muß erst ein Lokalereignis wie das heutige eintreten, um einem die Gegend um sich selber im rechten Lichte zu zeigen? Halt's Maul, wollt ich sagen, grinse mich nicht so an, Lar, Pithecus, abgeschmackter, mit Stroh ausgefütterter Vetter! Da — den Hals drehe ich dir nicht um, sondern nur dich selber; denn selbst du siehst mich an mit Augen, die sagen: Kohl, welch ein dumpfes Tier bist du bis heute gewesen! Da, Gespenst — betrachte dir lieber die Wand als den Doktor der Weltweisheit von Schnarrwergks Gnaden, ja, zum Donnerwetter, und auch von Rosinchen Müllers Gnaden! Wie kam trotz allem Jammer ihr Vergnügen an der lächerlichen Faxe wieder zum Vorschein, als es vorhin herauskam, daß sie es gewesen ist, die mit den verruchten sechshundert Reichsmark nach der kaiserlichen Post gelaufen ist! Da hat sie doch einmal wenigstens heute abend in ihr verstörtes Kindervergnügen, in ihre Thränen hinein lachen müssen. Nun, so ist die Narrenkomödie wenigstens zu irgend etwas gut gewesen, Doktor Warnefried Kohl. Meine herzlichsten Glückwünsche, Herr — Doktor — Paul Warnefried Kohl!"

Er trat von dem Krankenbette zu dem Fenster, um sich einen Atemzug frischer Winterluft hereinzuholen.

„Da schneit es ja doch noch!" sagte er, als sich eine breite weiße wässerige Flocke ihm auf die Nase legte. „Also doch noch, wie wir's morgen früh unterm Strich bringen! Und kein Licht im Himmel und auf Erden; — doch natürlich Blech hat noch Licht. Tiefe Stille — Frieden, Segen

und Wohlgefallen der Menschen aneinander, alles tief zugedeckt; — bloß die Nase über der Bettdecke! Selbstverständlich ist meine Sendung von Aigner und Compagnie bei ihm angelangt. Da kenne ich ihn, er hat mich fernerhin zu seiner heiligen Feier durchaus nicht persönlich gegenwärtig nötig gehabt. Der sitzt recht behaglich gern ganz allein und hat sein Vergnügen am Menschen. Der Schlingel! Wenn ich es ihm nur in die Zähne hinein beweisen könnte, wozu er eine junge Frau nötig zu haben glaubte! und noch dazu Familie Kohls Fräulein Müller — meiner seligen Mutter und des alten Schnarrwergks Rosinchen — Fräulein Rosine — meines armen Vaters Fräulein Röschen!"

In diesem Augenblick machte der alte Schnarrwergk seinem Namen alle Ehre. Er gab einen Laut von sich, der ziemlich genau zu demselben paßte und aus einem gänzlich aus aller Ordnung gekommenen alten Wanduhrwerk herzustammen schien.

„Das wäre das letzte von ihm, wenn er gerade jetzt abliefe!" murmelte Doktor Kohl, zu dem Lager des kranken Herrn Paten rasch zurücktretend und seinen Stuhl daneben wieder wie ein ängstlicher guter Sohn einnehmend. Schade! denn gerade wiederum in diesem Augenblick öffnete auch Bogislaus drüben sein Fenster, um einen erfrischenden Atemzug zu thun, und er würde sicherlich nicht ungern einige teilnehmende Fragen, über die Hanebuttenstraße weg, gethan haben, wenn er den Freund am Fenster des alten Schnarrwergks erblickt haben würde.

* * *

Gottlob, so rasch lief er noch nicht ab, der Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk. Da behielt der Doktor — nicht der Philosophie, sondern der Arzneiwissenschaft, diesmal vollkommen recht. Auf den ersten Hieb fiel der alte Schnarrwergk nicht. So leicht war er nicht umzukriegen. Freund Hein, dem es sonst ganz einerlei ist, ob er Eichbäume oder Binsen niedermäht, war hier an einem von der ersten Sorte auf einen absonderlich harten Ast getroffen, besah seine Sense nachher zweifelhaft eine geraume Weile und griff dann nach seinem Wetzstein: „Nun denn, ein andermal! es braucht ja nicht immer zu heißen: sieben Fliegen auf einen Schlag." Und während er gutmütig geduldig die Scharte auswetzte, warf er von Zeit zu Zeit einen beinahe jovialen Seitenblick auf die zwei jungen Leute Wächter und Wärter am Krankenbett: „Das soll mich doch wundern, ob ihr die Gelegenheit, die ich euch gegeben habe, benutzen werdet oder nicht. Einen besseren Gelegenheitsmacher als mich konntet ihr euch doch wahrlich nicht wünschen. Hm, hm, und da wird man noch verschrien als Feind alles Lebens und wie die sauberen Redensarten in Vers und Prosa sonst noch heißen mögen!"

Was nun die beiden jungen Leute anbetraf, so begannen für die in der That wunderliche Tage und Nächte. Und für den alten Herrn wohl auch; denn wenn es nicht zu beweisen steht, so ist es uns doch sehr glaubhaft — gerade bei seinem Charakter und seiner Konstitution —, daß er den Gebrauch seiner Ohren bedeutend früher wiedergewann als den seiner übrigen Sinnesorgane und sonstigen Gliedmaßen.

„In acht Tagen haben wir ihn, bloß ein bißchen dusselig, schwummerig und ein wenig wackelig auf den Beinen," versicherte fest der Arzt. „So eine Art Katzenjammerstimmung hängt freilich gewöhnlich noch etwas länger nach, und da muß ich mich denn auf Sie verlassen, Kohl, und auf Sie, Fräulein, daß Sie ihm es ausreden, daß ihm etwas außergewöhnlich Besonderes in den Weg gekommen sei."

„O, was ich dazu thun kann, das wird gewiß geschehen!" rief Fräulein Rosine, die Augen trocknend. —

So teilten sich denn die zwei, wenn wir diesmal den Lar nicht mitzählen, in die Pflege des Tierarztes Schnarrwergk. Und sie teilten sich allgemach noch in mancherlei: Erinnerungen aus der Vergangenheit, Pläne für die Zukunft, gute

Gedanken, liebe Gedanken und dann und wann auch sehr schlechte Witze. Letztere schoß Teilhaber Dr. Warnefried Kohl selbstverständlich allein ins Geschäft; und Rosinchen würdigte sie stets nach Verdienst und lachte wenig über sie. Einigemal jedoch sagte sie ziemlich scharf:

„O bitte, Herr Doktor Kohl, Herr Blech wohnt drüben auf der anderen Seite der Gasse. Sehen Sie, eben liegt er auch im Fenster und winkt Ihnen."

Volle acht Tage und Nächte hatten die beiden jungen Leute, um sie auszunützen, wenn sie den Magen danach hatten, wie sich drüben Herr Bogislaus Blech ausgedrückt haben würde. Eine bessere Gelegenheit, im Herz und in der Seele sich näher aneinander zu finden, wurde ihnen schwerlich noch einmal gegeben, um das Mücken- und Menschenspiel auf der Erde im Gange zu halten. Darin hatte Freund Hein recht.

Es war merkwürdig; sie mißbrauchten die Gelegenheit nicht, sie gebrauchten sie nur. Und wer sie am meisten ausnutzte, das war nicht Warnefried Kohl, sondern das war Fräulein Rosine Müller; und sie war dabei vollkommen in ihrem lieben weiblichen Rechte. Sie mußte es doch endlich einmal ganz genau wissen, was für ein Mensch eigentlich aus dem Jugendbekannten, dem einzigen Sohn ihrer besten Freundin und Wohlthäterin, geworden war!

Er war Doktor der Weltweisheit geworden von Schnarrwergks und ihrer Gnade; er war eigentlich ein entsetzlicher Mensch und manchmal recht grob und ungeschlacht. Aber nun hätte sie doch zu gern gewußt, wer, was und wie er außerdem war. Sie nahm aus früherer Zeit her, wie sie sich im Innersten wie zu ihrer Entschuldigung ausdrückte, immer einigen Anteil an ihm, und „die Frau Professorin hatte das ja auch wirklich um sie wohl verdient".

Aber um Gottes willen ihn nur nichts hiervon merken lassen! Da zehntausendmal lieber doch alles Rauhe nach außen kehren und im Notfall so grob wie Bohnenstroh sein!

So war es denn ganz natürlich, daß es sich so gab, wie die Gelegenheit es bot — in den ganzen Gegensatz von Bohnenstroh und Allerleirauh hinein. Ganz natürlich; — bei den Handreichungen für den Kranken, und wenn der dergleichen Liebesdienst nicht nötig hatte, im eigenen; nämlich um dem eigenen Seelchen das Kopfkissen aufzuschütteln und besser zurechtzurücken in dieser Welt voll von Präkordialangst, Grobheit, Ungeschlachtheit und Bohnenstroh.

In den Weihnachtstagen sah nur der Arzt und die Kräuterfrau vom Altstädtering vor, und die letztere meinte: „Schade, daß unser Patient noch nicht das richtige Verständnis davon hat, wie gemütlich das hier um ihn aussieht. So ganz häuslich! Man sieht es doch immer gleich, wo eins von uns mit zugegriffen hat, Fräuleinchen. Wer so mit seinem Affen allein Haus hält, der hat eigentlich von Rechts wegen gar keinen Anspruch darauf. Wie nieblich er da liegt und sich Ihre Güte gefallen läßt, Fräuleinchen Müller. Sie müssen doch auch Ihre Freude daran haben, Herr Doktor Kohl. Für Sie muß dies doch sein, als wenn Ihnen sonst das Christkindchen eine Schachtel Zinnsoldaten, den Jäger und seine Jagd, Kreisel, Peitsche und ein Steckenpferd auf einmal mitbrachte."

„Beinahe!" brummte Kohl. „Wenn das nur je so an mich gekommen wäre, Frau Erbsen!"

Nach den Weihnachtstagen kam allerlei sonderbares Volk, das zu seinem erbärmlichen Schrecken davon vernommen hatte, daß dem Herrn Doktor Schnarrwergk ein Unglück passiert sei. Alle möglichen Leute, die kein Mensch kannte, und sowohl vom Lande wie aus der Stadt. Es wies sich aus, daß er seinen Anhang hatte. Und was für einen?

„Der alte Kurpfuscher!" lachte der Arzt. „Es war nur sein Glück, daß keinem von uns an der Praxis, die er uns vor der Nase weggriff, gelegen sein konnte. Was für eine Masse von Armenpraxis hat der und die alte Erbsen vom Alt-

städterring uns abgenommen. Quod medicamenta non sanant, verbum sanat, Kohl! Er hatte das rechte Wort für sein Lumpengesindel stets zur rechten Zeit, und er reichte damit und mit dem, was der Frau Erbsen in die Hand wuchs, vollkommen aus. Wir hatten wirklich keinen Grund, gegen ihn einzuschreiten."

Sie hatten längst den Lar wieder umgedreht und ihn auf seinen alten Platz zurückgestellt.

„Ich sehe ihm doch lieber in die Augen als so von hinten," meinte Rosine. „Er ist so lange Jahre sein einziger treuer Stubengenosse gewesen, und ich halte es für unrecht, daß wir ihn sofort beiseite geschoben haben. Noch dazu nach der Aufklärung, die er mir über seine Augen gegeben hat. Mir wäre es auch nicht lieb, wenn jemand bei mir ebenso kurzweg mit allem aufräumte, wenn ich so verlassen da liegen würde."

„Ach, reden Sie doch nicht so was, Rosine! Wie wäre das möglich?" rief Doktor Warnefried Kohl und fügte erst nach einer nachdenklichen Weile hinzu: „Übrigens haben Sie recht; im Grunde hat er doch eine scheußliche Wüstenexistenz geführt, trotz seinem Vetter oder Paten Hagenbeck und seinem Lar, bis Sie kamen, Rosinchen."

„Ich?"

„Ja, Sie! Ja, streicheln Sie nur das Scheusal, den Pithecus da. Ja, wissen Sie, wenn ich in diesem Augenblick der gewohnte Egoist wie sonst wäre, so hätte ich nur einen einzigen Wunsch."

„Das soll mich doch wundern —"

„Nämlich, daß unser allgemeines Schicksal Sie nicht für den alten Schnarrwergk gespart, sondern für mich, den jungen Kohl, aufgehoben hätte. Es liegt ganz klar in der dunklen Zukunft vor mir, daß, wenn einmal an mich dergestalt die Reihe kommt, es keinem Menschen das geringste Vergnügen machen kann, nur durch die Thürritze zu fragen: Nun, Kohl, haben Sie wirklich, wirklich die Aussicht, in einer besseren Welt wieder aufgewärmt zu werden? Na, wenn es nicht anders sein kann, dann leben Sie gefälligst recht wohl, Herr Doktor. Ich wünsche mit herzlicher Teilnahme nur, daß man den Ofen nicht überheizt."

Fräulein Rosine überhörte natürlich auch diesmal zwei Drittel von dem, was der Narr vorbrachte. Sie saß zu tief in ihre eigenen trüben Gedanken versunken und seufzte nur:

„Wie wenig tote Vögel man doch bei seinen Gängen in der Welt findet. Sie haben ja auch ihre Zeit und werden alt und auch wohl krank und sie müssen sterben; aber es ist merkwürdig, wie wenig man davon merkt. Die Lüfte und die Büsche und die Dächer sind voll von ihnen im Sonnenschein, im Sommer, aber auch im Winter; doch wie selten findet man einen toten Vogel. Ist Ihnen das nicht auch aufgefallen?"

„Nein!" brummte Kohl. „Das fiel eben nicht in mein Fach und unser Lokales. Aber Sie haben recht, Röschen. Es ist auffallend bei genauerer Betrachtung. Katzen allein können die Sache nicht besorgen —"

„O nein, nein! sie bringen sich nur gegenseitig nicht in die Geburts- und Sterbelisten und in die Zeitungen. Sie wissen es schlauer und stiller anzufangen. Sie gehen weg, ohne daß man es merkt und — und vielleicht auch ohne daß sie selber viel davon merken. Ach, wer ihnen so von seinem Fenster aus zusieht! Freilich, ihre Ängste haben sie auch. Da haben sie es wohl nicht viel besser als wir Menschenkinder. Und wenn man so ihr Kopfdrehen und Aufflattern ansieht, möchte man meinen, sie hätten es fast noch schlimmer. Aber ihr Weggehen, ihr Verschwinden, ihr Begrabenwerden ohne Aufsehen und Schreiberei zu machen! ihr Vergehen in den blauen Himmel oder die Winternacht, ohne irgend einem Menschen Unkosten, Störung und Überdruß zu machen: Das möchte ich ihnen nachmachen können!"

„Sollen wir mal tauschen, Rosine, Fräulein Rosinchen?" rief der Berichterstatter, sein Notizbuch hervorreißend

und es dem guten Mädchen hinhaltend. „Lassen Sie mich mal unter die Spatzen und Schwalben und gehen Sie unter die Menschen —"

„Ich verstehe nicht —"

„Ich auch nicht alles; aber was ich verstehe, das genügt. Sie haben vollkommen recht: es ist schauderhaft, was für ein Dasein einem aufgeknetet wird. Und daß man sein verhunztes Leben noch mit einem ungemütlichen, immer mehr oder weniger Aufsehen erregenden Abgang bezahlen muß, das ist einfach lächerlich und zu viel verlangt. Sehen Sie sich einmal so einen Halunken von Spatz an, hat er nicht auch das Seinige in der Hinsicht verdient? Am letzten Ende ist es doch die ewige Ungerechtigkeit, die einen wurmt! Finden Sie nicht auch, Fräulein Rosine?"

„O Gott, nein!" rief oder flüsterte vielmehr Fräulein Müller. „Man muß sich doch nur in alles hineinzufinden wissen. Mir persönlich ist es ja noch immer besser ergangen, als ich je verdient habe!"

Vor acht Tagen noch würde Doktor Warnefried Kohl gröblich grinsend geantwortet haben:

„Mir nicht!"

Jetzt war er dazu nicht mehr fähig; jetzt stöhnte auch er mit einem tiefen Seufzer:

„Mir auch!"

und schob seine abgeschmackte Brieftasche wieder zurück in die Brusttasche und hielt statt ihr seine Hand, seine recht ungeschlachte, harte Rechte der treuen Mitwärterin am Bett des alten Schnarrwerkes hin und sagte:

„Rosinchen, Röschen, meine Mutter war doch eigentlich eine recht brave Seele, wenn sie es auch nicht so recht aus sich herausgeben konnte."

„Gegen mich ist sie immer wie ein Engel vom Himmel gewesen."

„Na, verwöhnt waren Sie freilich in dieser Hinsicht nicht; aber nehmen Sie sie meinetwegen so gefühlvoll, wie Sie wollen, ich habe nichts dagegen. Selbst das, was ich von meinem seligen Alten in mir habe, würde sich nicht dagegen auflehnen, wenn Sie sogar ein bißchen übertrieben. Sagen Sie einmal, Röschen, haben Sie eine Ahnung davon, was die brave Alte bewog, es auf alle ihr mögliche Weise zu verhindern, daß wir zwei armen Würmer uns völlig auf dem brüderlichen und schwesterlichen Standpunkt aufpflanzten? Ich für mein Teil als Unser-Einzigstes hätte wahrhaftig gegen so ein nettes Schwesterchen gar nichts einzuwenden gehabt."

Fräulein Rosine Müller kannte die Beweggründe der Frau Professorin Kohl nicht. Sie hatte nicht das kleinste Wort zur Aufklärung für den Doktor der Weltweisheit Kohl und den Pithecus von der Insel Borneo hinter ihm. Weshalb sie aber vor der dummen Frage wie in sich selber hineinkroch und sich tot stellte, das wissen Wir nicht.

„Natürlich," brummte Kohl junior weiter, „es ist ja freilich eine ganz einseitige Geschichte. Ihnen, Fräulein Rosine, konnte selbstverständlich wenig daran gelegen sein, daß sie, meine selige Alte, mir nie gestatten wollte, das brüderliche Du gegen Sie zu gebrauchen. Ihr Vergnügen, Röschen, bittere Gefühle mit mehr Bequemlichkeit in einen anderen teilnehmenden Busen ausschütten zu können, würde damals doch nur mäßig gewesen sein. Rosinchen, thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie mir es nachträglich mit deutlichen Worten, für was für einen gräßlichen Flegeljährling Sie mich derzeit zu halten sich verpflichtet gefühlt haben!"

In diesem Augenblick pochte es glücklicher- oder unglücklicherweise draußen an der Thür, und Kohl hatte hinzugehen und zuzusehen, „wer der Esel war", der ihn und — sie gerade jetzt störte. Er redete auch eine Weile durch die Thürspalte mit jemand und kam zurück mit einem Gesicht, wie aus den schönen Künsten heraus, aber diesmal wie vom alten und vom jungen Pieter zurück, vom Bauernbreughel und vom Höllenbreughel.

„Nun?" fragte Fräulein Müller, seltsamerweise wie erlöst aufatmend, aus ihrer Stellung und Verantwortlichkeit als nächst und eigentlichst am Haushalt des

Nachbars Schnarrwergk Beteiligtheraus. „Was war es?"

„Nichts. Blech! Er wünschte zu wissen, wie es uns ginge."

Kein Springkäferchen (Elater) hatte sich bei einer neuen leisesten Berührung je so rasch wieder tot gestellt, wie das jetzt Fräulein Rosine that, und zwar zum zweitenmal an diesem Abend.

Es blieb dem Lokalberichterstatter Dr. Kohl nichts weiter übrig im Verlauf des Abends, als sich so zu stellen, wie wenn ihm ihr Leben, und was an Gefühlen, Erinnerungen, Hoffnungen, Aussichten in die Zukunft dazu gehört, völlig gleichgültig sei. Er ging deshalb auch nur noch einmal zum Fenster und sagte:

„Donnerkeil, wie kalt das auf einmal geworden ist! und wie die Sterne flimmern! Sehen Sie nur einmal die Milchstraße, Fräulein. Gerade im rechten Winkel weg über uns und über die Hanebuttenstraße. Es ist doch wirklich was Großartiges um diese Sternenwelt!"

* * *

Wem es jetzt noch nicht klar geworden ist, daß wir eine Gesundheits- und keine Krankheitsgeschichte schreiben, dem ist durch uns nicht zu helfen. Wenn ihn jemand anders mit der Nase darauf stoßen will -- prosit. — Da haben wir den alten Schnarrwergk liegen lassen, als ob ihm gar nichts Bedenkliches begegnet sei. Nicht ein einziges medizinisches Buch haben wir über seinen Fall nachgeschlagen, um mit unserer tiefen Einsicht auch in solche Dinge groß zu thun und hypochondrischen Seelen die Nachmittagsruhe zu verderben. Nein, des Anfalls des Paten Schnarrwergks und unsertwegen braucht niemand auf seine tagtägliche behagliche Magenüberladung und das darauf folgende Stündlein stillen Nachdenkens zu verzichten. Wir erinnern keinen heimtückischerweise daran, daß er einen fetten, schwammichten, kurzgebauten Körper, einen etwas zu dicken Kopf, einen kurzen Hals habe. Wir beunruhigen niemand durch Hinweis auf hohe Röte des Gesichts, Schwindel, Ohrenbrausen, stockendes Gedächtnis, Übelkeit bei leerem Magen und dergleichen Zufälle. Wir beschwören niemand, es uns zuliebe zu thun und nach dem Essen ja keine anstrengende Kopfarbeit zu leisten, zum Beispiel ein neues philosophisches System zu erfinden, dieses Buch zu recensieren, oder auf eine andere aber ähnliche Weise an seinem eigenen Todesurteile zu arbeiten.

Sterben muß der Mensch ja einmal zum wenigsten, und die weisesten, die noch nicht an der Reihe sind, beschränken sich bei dieser unabänderlichen Sachlage darauf, wenn die Gelegenheit es giebt, so ruhig als möglich zuzusehen, wie der andere dazu kommt und wie er sich dabei aufführt.

Nur am Bette der Kinder ist es immer eine nervenaufregende Sache; aber gegenüber so einer alten, zähen, nikotin- und spritdurchseuchten, auf seinen Lar, seinen Orang-Utang, seinen Pongo, Maias, Majas, seinen Gorilla, seinen Pithecus Satyrus L. dressierten Tierarzt außer Dienst, da hält, wer schnupft, seine Prise höchstens den dritten Teil von sechzig Sekunden länger als sonst zwischen Daumen und Zeigefinger, und an einem Gewohnheitsschnupfer ist es das wahrhaftigste Zeichen von Rührung, wenn er dann niest.

Na ja, jetzt, wo wir den alten Schnarrwergk, den Paten Schnarrwergk glücklich drüber weg haben — nämlich über seinen ersten Aufenthalt im seligen Nichtsmehrvonsichwissen — dürfen wir nicht so häßlich reden, wie wir geredet haben. Es geht bei solchen Gelegenheiten aber immer ein bißchen durcheinander, und ist auch uns kein Vorwurf daraus zu machen, daß sich uns allerhand Gefühle, Stimmungen und Überlegungen ein wenig verwirrten.

Es dämmerte noch einmal in ihm, Franz de Paula Schnarrwergk, auf. Die wirre Welt, in der er, wie er meinte, einen außergewöhnlich scharfen Umblick gehalten hatte, stieg noch einmal um ihn her empor aus dem Nichts und zwar jedenfalls in der alten Konfusion, wenn nicht

noch ein klein bißchen konfuser. Wir aber haben es hier mit diesem Aufdämmern zu thun. Du lieber Himmel, du klarblauer Himmel, wohin würden wir dabei geraten, wenn wir zur Aufklärung unseren verehrten Hausarzt, unsere vielen medizinischen Freunde und deren Bibliotheken um ihren fachwissenschaftlichen Inhalt angegangen wären!

Zuerst kam es ihm, dem Nachbar Schnarrwergk, zum Bewußtsein, daß es in ihm und um ihn bitterkalt sei. Und was die Kälte außer ihm anbetraf, so leistete die Jahreszeit die jetzt wirklich. Am Tage des heiligen Märtyrers Stephanus hatte es angefangen zu schneien und erst am Abend vor den Unschuldigen Kindlein damit aufgehört. Am Tage der Unschuldigen Kindlein war dann der Frost eingetreten, um sich so andauernd zu halten, daß er sicher nach hundert Jahren noch im Kalender Aufsehen machen wird.

Die Dächer waren weiß, die Straßen waren weiß, so lange es dauerte; draußen waren Felder und Wälder ebenfalls weiß und erhielten sich ihre Reinlichkeit bis in den März hinein. Am Tage schien die Sonne, wenn auch ohne Wärme, und bei Nacht glitzerten die Sterne, von denen niemand begehrt, daß sie ihn wärmen sollen, die aber —

„Einem heiß und kalt machen können, wenn man so aus der Hanebuttenstraße zu ihnen aufschaut, wie wir zwei, Rosine, und da den letzten Alten liegen hat und sich fragt, was das alles bedeutet und ob es eigentlich einen Sinn hat?"

„O Gott ja," flüsterte Fräulein Rosinchen Müller, „es ist alles so einsam! Wir hier, und das da oben. Wenn eine Mutter da hinein sieht, so geht sie rasch hin und sieht nach und deckt ihr Kind in seinem kleinen Bett besser zu. Das ist mein Gefühl wenigstens."

In diesem Augenblick kam zu den beiden am Fenster, vom Bett des Tierarzts Schnarrwergk her, ein Laut, der sie ebenfalls rasch näher an es herantreten ließ.

„Krrrrrrrrr!"

„O, er hat etwas gesagt —"

„Sagten Sie etwas, Herr Schnarrwergk?"

„Kkkkk—alt!"

„O bitte, Warnefried, sehen Sie nach dem Ofen! Ich werde ihm noch hier meine Decke überlegen. O Herr Nachbar, wir sind es! Wir sind bei Ihnen. Warne— der Herr Doktor Kohl und ich! O Nachbar, Nachbar, sind sie endlich wieder bei uns? O, Gott sei Dank — was haben Sie uns für Sorgen gemacht!"

* * *

Es kann niemand genau sagen, seit wann der Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk wieder dagewesen war. So etwas kommt immer ganz allmählich, ganz wie das erste Bewußtsein des Menschen von seinem Dasein in der Welt. Die Umgebung rechnet, wohlberechtigt natürlich von da an, wo der Patient wieder anfängt, vernünftig zu sprechen. Da es für sie das einfachste ist, werden wir sie selbstverständlich dabei lassen; Nachbar Schnarrwergk aber war in der That schon längere Zeit vorher wieder da und dabei gewesen, ohne vernünftig und verständig mitzureden.

Er hatte die Wirtschaft um sich her wie durch einen anfangs dichten und dann allgemach dünneren Nebel angesehen und durch eine zuerst dichtere und sodann immer dünnere Wand angehört, und er hatte sie, die Wirtschaft, gehen lassen, wie sie ging. Übrigens war er in betreff seiner Meinung um sein Für oder Wider auch nie so wenig als wie jetzt gefragt worden.

Ja, so ein Wiegen Wagen — Gugen Gagen zwischen Tod und Leben! Ja, so ein Auftauchen oder Wiederauftauchen aus dem Strom, „der von Eden ausging zu wässern den Garten", und der auch heute noch fließt und weiter rauschen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit! mit Wasser vom Strom des Lebens in den Ohren, in der Nase, im ganzen Kopf, und dann und wann mit solchem Kopfweh, immer aber zuerst vollständig unfähig zu begreifen, was mit einem vorgenommen worden ist

und was mit einem vorgenommen werden soll! . . .

Es dauerte eine geraume Weile, ehe der alte Schnarrwergk den Affen- und Meerkatzentanz, das Satyrgeschnatter, das Pavians-Zahngefletsche um ihn her auf seinen alten, braven, treuen Stubengenossen, seinen einzigen Pithecus, seinen Lar mit dem Auge des Vetters Hagenbeck zusammengezogen hatte.

Als er den nicht mehr als Mitspringer in einem ganzen Walpurgisnachtssabbath, sondern als einzelnen Springer und Fieberphantasietänzer ins Auge zu fassen und darin festzuhalten vermochte, da — „ging es mit ihm schon bedeutend besser", wenn auch Dr. Kohl und Fräulein Müller nicht viel davon merkten und der Patient selber auch nicht. Es war und blieb noch dumpfe Tage und Nächte durch eine große Merkwürdigkeit, was für ein Nachahmungstalent dieser Lar besaß. Der Nachbar Schnarrwergk sah ihn in hundertfacher Verkleidung neben sich und in hundertfacher Beschäftigung um sich. Es war von seiner jüngsten Kindheit an nicht eine Menschenseele und altbekannte und vielleicht langvergessene Gestalt, welche ihm die Bestie nicht wieder vorstellte und zwar auf ihre Weise. Sie kamen zu dem kranken Greise alle, mit denen er es zu thun gehabt hatte auf seinem Wege, und sie kamen alle mit der Zuthat, die sein Lar ihnen gab. Es war nicht angenehm, mit den meisten von ihnen seinerzeit im Leben zu verkehren; aber es war viel weniger angenehm, jetzt zwischen Leben und Tod ihnen so wieder zu begegnen und sich in dumpfer Verwirrung fragen zu müssen:

„Sind Sie es denn wirklich, oder ist es der Lar? oder bin ich es, der sie so sieht? der sie — damals so gesehen hat?"

Es war närrisch, wie er sich verkleiden konnte, der nur zu getreue Lebens-, Haus- und Stubengenosse, und wie wohl, wenn auch nicht gut getroffen er die alten Bekannten dem alten regungslosen, wehrlosen Mann vorzuführen vermochte. Mit alten Hüten und Mützen, Röcken, Unterröcken, mit braunen, blonden, grauen und weißen Perücken wußte er sich zu kostümieren und grinste durch alles durch:

„Ich bin ich! oder meinen Sie nicht, Nachbar?"

Eine lange, lange Reihe von Menschenvolk, mit dem der Schützling des Vetters Hagenbeck in den langen, langen Jahren seines Lebens in Verkehr oder gar in Verbindung getreten war, zog allmählich an ihm vorbei. Eltern, Verwandte, Schulmeister, Schulfreunde, Studiengenossen, Kriegsgenossen, Hausgenossen. Aber einerlei, ob sie ihn aus der Wiege oder aus dem Großvaterstuhl ansahen, Weiblein und Männlein, der Pithecus mischte sich in jedes Gesicht und jeden Gestus, der Lar gebrauchte jede Persönlichkeit als persona, als Maske, und grinste, den Augen des wackeren Vetters Hagenbeck zum Trotz, aus ihr vor, und grinste ihn an: „Ja, wir sind es, du und ich und wir alle, wie wir aus dem Chaos herauf und bis zu dem heutigen Tage herangekommen sind. Ich bin du und du bist ich, und eine schöne, eine saubere Gesellschaft sind wir und bleiben wir von Ewigkeit zu Ewigkeit. Was kann uns Neues passieren? Was könnten wir dazu thun, um etwas Neues aufs Tapet zu bringen; oder der Langweilerei endlich ganz ein Ende zu machen?"

Ob es er, der Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk war, oder ob es sein Lar, sein Lebens-, Haus- und Stubengenosse war, der sich so Vernunft sprach; der alte Schnarrwergk wußte es nicht. Wenn er eben noch als Oberroßarzt Dr. Schnarrwergk durch das Jahr Achtzehnhundertsechsundsechzig und das Böhmerland mitgeritten war und man ihn ersucht hatte, sich lieber doch nur den Gäulen seines Regiments zu widmen und die anderen liegen zu lassen, so lag er im nächsten Augenblick selber wieder und hatte die Masern oder das Scharlachfriesel, und hörte seine Mutter hinter dem grünen Bettvorhang sagen: „Allbarmherziger, Mann, das Kind wird nicht wieder!"

Was in diesem Krankheitsbericht diesen „nächsten Augenblick" anbetrifft, so war

für uns derselbe nicht unwichtig, denn in ihm, diesem Augenblick, flüsterte Fräulein Rosine Müller:

„Was war das? Hast du es nicht gehört? Er hat eben etwas gesprochen! Ich habe deutlich gehört, daß er eben etwas gesagt hat!"

„Sagten Sie etwas, Herr Schnarrwergk?" fragte Dr. Kohl, und da der Kranke natürlich ihm keine Antwort gab, so beruhigte Kohl:

„Ich habe nichts gehört. Meines Erachtens sieht er weder, noch hört er was, bis jetzt wenigstens, von der Außenwelt. Wir sind immer noch ganz allein unter uns, mein Herz, mein liebes Mädchen!"

In der letzteren Hinsicht mochten sie wohl ziemlich recht haben, aber in der anderen irrten sie sich. Er sah und hörte wohl was.

Er sah den Pithecus sich über ihn beugen, aber mit einem allerliebsten, frühlingshübsch bebänderten Mädchenhütchen auf dem haarigen Schädel, und er hörte den Nachbar Blech sagen:

„Bester Herr Doktor der Hippologie, alles in allem genommen paßt die liebe Puppe ausnehmend in mein Geschäft, und bei zunehmenden Jahren und wachsenden Interessen in der Welt fühlt der Mensch wenn auch nicht den Wunsch, so doch das Bedürfnis, sich solide an das nächstliegende Schöne zu halten. Was meinen Sie, sollte das liebe Herz sich wohl bereitwillig finden lassen, ihrem Gatten und der Kunst zuliebe, sich für diskrete Liebhaber —"

Ja, was hörte der alte Schnarrwergk noch? Er hörte etwas wie jemanden, der mühsam nach Atem röchelt, weil ihm eine kräftige Faust die Kehle zudrückt, und er hörte was, wie wenn was Hals über Kopf eine Treppe hinunterpoltert, und vernahm was, wie wenn hinter jemandem die Thür zugemacht wird, aber nicht mit der Hand, sondern durch einen außergewöhnlich nachdrucksvollen Fußtritt —

„Affenwelt!"

„Hörst du, er hat wieder gesprochen! er hat wieder was gesagt; ich habe mich nicht getäuscht. Er hat noch seine ganze Sprache, seine ganze Ausdrucksweise bei sich! O, jetzt glaube ich dem Herrn Doktor auch: er ist noch nicht für uns verloren. Er bleibt diesmal noch bei mir — bei uns, wie der Herr Doktor es uns versprochen hat — mein einziger, lieber, alter Nachbar; und er behält auch seinen ganzen, guten, klaren Verstand beisammen, er kann noch ganz deutlich sprechen; er braucht gar nicht zu stottern, wie die Ärzte es gewöhnlich wollen," flüsterte Rosine.

„Wenn es nur nicht der Wind am Fenster war," meinte Warnefried, immer noch zweifelnd und kopfschüttelnd.

„Nein, nein, ich irrte mich nicht! Ich habe es ganz deutlich gehört, und er sprach wahrscheinlich mit seinem Hausgott, jedenfalls sprach er ganz deutlich von den Affen in der Welt."

„Dann muß er freilich wieder ein gut Teil bei Troste sein, Röschen; aber Gott segne uns dein feines Gehör, liebes Mädchen, und erhalte es uns für sämtliche künftige Zeit."

Die letztere Redewendung ließ tief blicken, wie der schöne Bogislaus gesagt haben würde; uns zeigt sie natürlich nur noch ein wenig deutlicher an, daß die beiden jungen Jugendbekannten ihre Zeit neben dem Bett des alten Schnarrwergks nicht unbenutzt hatten vorübergehen lassen.

Als der junge Mann eine Stunde später neben dem Bette allein saß, saß er tief gebeugt, mit den festgefalteten Händen zwischen den auseinandergespreizten Schenkeln fast den Erdboden im Hin- und Wiedersägen streifend, und die Schultern bärenhaft von links nach rechts und von rechts nach links wiegend, seufzte er, melancholisch den kranken, den regungslosen Greis und Tierarzt außer Dienst sich ansehend:

„Wenn er wirklich wieder seit — seit vorgestern so weit wieder bei Troste — bei anwesendem Bewußtsein gewesen wäre, daß ich ihn jetzt noch um seine Meinung fragen könnte?! Wenn ich ihn fragen würde, was er zu unserer Aufführung

sage? — was er — kurz, wie er über unsere Karte: Dr. Warnefried Kohl und Rosine Müller empfehlen sich als Verlobte, möglicherweise bei vollem Bewußtsein denken werde?!"

Er irrte jetzt sich nicht in dem, was er von dem Krankenlager her erlauschte. Er vernahm's ganz deutlich, der alte Schnarrwergk schnarchte auf seinem Lager wie ein Gesunder. Freilich daß er dabei irgend sonst gerührte, teilnehmende Bemerkungen gemacht hätte, wußte sich der Berichterstatter späterhin durchaus nicht zu erinnern.

* *
*

Daß währenddem die übrige Welt still gestanden habe, um auf den Zehen auf die Abwickelung nur dieser Zustände zu passen, war nicht zu verlangen. Sie ging ihres Weges weiter, spann vor sich hin, wickelte ab, wickelte auf, und das eben vorhandene Geschlecht wünschte in jeder Beziehung sein Interesse zu wahren und sich auf dem Laufenden zu halten. Was ging es die weite Welt an, wenn jetzo in Numero dreiunddreißig der Hanebuttenstraße unser Lokalreporter jedesmal mit einem Kuß von der kleinen Nachbarin des Nachbars Schnarrwergk und dessen Laren und Penaten Abschied nahm, ehe er seinem Berufe folgte und auf Abenteuer für die ihm anbefohlene Spalte „unseres Blattes" ausging?

„Was bringen Sie uns denn gerade in diesen Tagen des Abonnementswechsels für Unsinn, Kohl?" fragte der Chef. „Halten Sie mich zum Narren, halten Sie das Publikum für so kindlich; oder sind Sie von unserer Konkurrenzbude käuflich erworben und beauftragt, uns mit Ihren abgeschmackten Notizen die Kundschaft zu verscheuchen? Da sehen Sie mal — die anderen bringen's doch, erfahren's doch! Geplatzte Petroleumlampen rundum, hier der delikateste angeschwemmte Leichnam aus den anscheinend besten Ständen. Aus allen Stockwerken fallen Ihnen die Kinder auf den Kopf, aber Sie merken nicht das Geringste davon. Beinbrüche wegen vernachlässigter Bürgersteige an allen Ecken und Enden der Stadt. Wenn ich aber den Herren Verbrechern raten dürfte, so würde ich denen dringend anempfehlen, zu Ihnen zu gehen und in Ermangelung anderer Schätze Sie selber sich zu holen. Auch nicht den kleinsten Ladendiebstahl liefern Sie uns in die Spalten: Kohl, Kohl, wenn das so fortgeht, so wenden Sie sich doch lieber wieder zur Novellistik zurück und verwenden Ihren Volkskräuterhandel vom Altstädterring, Ihre Mutter Erbsen, deren Salbei und Kamillen, sowie ihre Glückshände, die Sie uns heute aufhängen wollen, da—da—da— darin!"

„Ach, wie manches ist nur im Liede schön!" brummte Kohl. „Aber es giebt auch einiges, was außerhalb desselben ungewöhnlich nett ist. Ihre Frau zum Beispiel, lieber Rodenstock."

„Sie sind sehr krank, lieber Kohl," sprach der Chef, sich seinem Leitartikel wieder zuwendend. Doch rasch fuhr er wieder auf und herum und wäre beinahe mit seinem Dreibein umgekippt, als sein jüngerer Freund und Federgenosse hinter ihm mitteilte, und zwar als sage er gar nichts Besonderes:

„Sie hat mich ungeheuer gern, die Ihrige; und ich glaube, ich habe mir auch so eine ausgesucht."

„Sind Sie verrückt?"

„Verliebt und verlobt."

„Gott schütze Deutschland! Den Keuchhusten haben Sie gehabt?"

„Ich glaube."

„Sie fürchten sich also nicht mehr vor ihm?"

„Ne."

„Na, dann wenden Sie sich meinetwegen an meine Frau; aber mich lassen Sie gefälligst mit Ihren Lokalberichten in Ruhe, Kohl. Was ich für Sie thun kann, wird geschehen. Ich werde mich nach einem Ersatz für Sie umsehen und nach Möglichkeit Ihnen einen anderen Platz offen zu halten suchen." — —

„O, das ist ja wundervoll; das ist ja zu hübsch!" rief die helle blauäugige Blon-

dine und Chefredacteurin, als Kohl sich in der That an sie wendete mit seiner Last voll Süßigkeiten und Sorgen auf dem Herzen. „Das ändert ja die Sache gänzlich! Nämlich offen gestanden, waren Sie mir bis jetzt zunächst Ihrem Freunde Blech der fatalste Mensch unter der Sonne. Aber dies ist ja zu entzückend, zu reizend, und verändert vollständig meine Ansicht von Ihnen! Dies wollen Sie wagen bei Ihren Aussichten und Einkommen in der Welt? Kohl, ich könnte Sie küssen, wenn nicht die Kinder den Keuchhusten hätten und ich nicht fürchtete, Sie doch noch anzustecken. Und meinen Mann laß mir von der Redaktion nach Hause kommen! Der hat Sie einen Esel genannt? Der?! Der hat Ihnen in solcher Periode Ihren zerstreuten Stil und Ihre langweiligen Tagesereignisse vorzuwerfen gewagt? Fragen Sie ihn doch mal, wie Er es mit mir zu unserer Zeit gemacht hat. Und fragen Sie ihn auch nur, wie wir angefangen haben."

Die kleine Frau schauderte doch unwillkürlich ein wenig in der Erinnerung; aber Paul Warnefried fragte dessenungeachtet:

„Also Sie glauben, daß es auch bei meinem Charakter angehen und zum Behaglichen ausschlagen könne?"

„Wenn der Mann zuerst seinen Cigarrenkonsum und Kneipenetat beschränkt, und sie keine Gans ist, gewiß! Mein Eugen hat sich stellenweise auch mal das Rauchen abgewöhnt; natürlich um nachher desto ärger zu qualmen. Eine gute Frau wird aber auch mit einem rauchenden Ofen fertig und wischt sich nur verstohlen die thränenden Augen. O, Sie wissen es noch nicht; aber jetzt werden Sie es hoffentlich erfahren, wozu sich unsereine aufzuschwingen vermag, wenn sie auch nicht ganz an die gute Ottilie aus den Wahlverwandtschaften anreichen sollte."

„Ich lausche mit Leib und Seele."

„Mit offenem Gewissen sollten Sie zuhören, Herzens-Kohl. Denn nehmen Sie nur mal dies ‚So-Nach-Drei-Uhr-Morgens-Nachhausekommen' an. Auch das lasse ich meinem Manne ungestraft hingehen; vorausgesetzt, daß er mir nicht sein Kopfweh, sondern seinen guten Humor, oder auch nur eine wirklich neue und amüsante Geschichte mitbringt."

„Und die lassen Sie sich dann noch erzählen!"

„Nun ja. Natürlich. Geweckt ist man doch mal; wenn das Ungeheuer auch noch so leise auftritt!" — — — Es hätten Bände über die Seligkeiten des Ehestandes geredet, geschrieben, gedruckt werden können; sie hätten nicht den Eindruck auf den jüngeren Kohl, den Doktor Paul Warnefried Kohl gemacht wie hier Wort und Bild.

Er ging wahrlich von dieser Zusammenkunft mit einer Sachverständigen nicht ruhig und nachdenklich, nicht überlegend nach Hause, das heißt nach der Hanebuttenstraße heim. Er lief hin und nahm durchaus nicht die gehörige Rücksicht darauf, daß ein Kranker im Hause liege.

„O Röschen, mein Herz, mein liebes Kind," flüsterte er, „welche Ef— welche Nar— welche Thoren sind wir doch gewesen, daß wir zwei nicht schon von Kindsbeinen an uns nur um uns beide gekümmert haben! Was weiß die Welt davon, wenn zwei zueinander gehören?"

Aber Fräulein Rosine Müller legte angsthaft, beschwichtigend, warnend den Finger auf den Mund:

„Pst! um Gottes willen, leise, Warnefried! Jetzt schläft er wieder; aber er ist völlig wach gewesen! Er hat mit mir gesprochen! Ganz vernünftig, ganz verständig."

„Wahrhaftig?"

„Ja! aber auch ganz in seiner Art."

„Das ist ja der beste Trost. Na, was hat er denn gesagt?"

„Gefragt hat er: Sieh, bist du einmal allein bei mir, Kind? Wo steckt denn der — der — dumme Junge? Dein — Doktor der Weltweisheit?"

„Dann muß er wirklich auffällig längere Zeit ganz heimtückischer-, ganz verstohlenerweise bei vollem Bewußtsein gewesen sein!"

„Du — du — nimmst das mir doch wohl nicht übel, Herzens-Warnefried?"

„Dir?" fragte Kohl mit ausgeprägtester Verwunderung. „Was kannst denn du dafür, daß ihn sein Zufall nicht milder und menschlicher und, kurz und gut, nicht höflicher gemacht hat? Na, laß ihn aber mir nur erst wieder ganz erwachen: der wird sich über meine Umkehr des Rauhen nach innen und des Weichen nach außen wundern! Meinst du nicht, mein Herz, mein Kind, mein Engel, kurz und gut mein braves, liebes altes Mädchen, daß der alte Sünder und Affenvater einen ganz anderen Menschen in mir wiederfinden wird?"

„Ach ja! jawohl! Aber — nein, nein! um Gottes willen, ganz gewiß nicht; das wäre zu schlimm! Du wärest mir heute wirklich nicht der, welcher du immer gewesen bist, wenn du so auf einmal so ein ganz anderer geworden wärest!"

„Das Gegenteil hat mir eben noch Frau Doktor Rodenstock als höchstes Lob angerechnet," lächelte Paul Warnefried, und was hierauf in den nächsten Minuten noch weiteres und näheres am Krankenlager des Herrn Tierarztes außer Dienst Schnarrwergk erfolgt ist, das ist uns in der Abenddämmerung verloren gegangen.

Es war nämlich sehr Abenddämmerung geworden, und das barmherzige Pärlein am Schmerzensbett hatte, wie die österreichischen Brüder und Schwestern deutscher Zunge in solchen Fällen sagen: gänzlich darauf vergessen, die Lampe anzuzünden. Auch nach dem Ofen hatten sie nicht gesehen, trotzdem, daß jetzt, wie schon berichtet worden ist, es draußen, und nicht nur draußen, bitter kalt war und der Schnee hoch lag und unter den Füßen und Hufen knirschte und die Räder zum Kreischen und Quieken brachte.

Mit einemmal schauderte Fräulein Rosine Müller zusammen, und der Lokalreporter sah nach dem Ofen; aber wer war's, der wiederum gesprochen hatte, der Lar, der Pithecus, oder der alte Schnarrwergk?

„Wünschen Sie etwas, Herr Nachbar?" fragte Rosinchen ängstlich, bänglich, schüchtern; fuhr aber im beinahe nächtlichen Halbdunkel erst zurück und dann näher:

„O Gott, er sitzt ja! Warnefried! Nachbar! O sieh doch nur her und greif mit zu, Warnefried, er sitzt ja aufrecht! O lieber Nachbar, was sagten Sie eben? Waren Sie es wirklich, der endlich wieder zu uns gesprochen hat?"

„Ich war es," meinte der alte Schnarrwergk. „Ich habe euch wohl noch nicht lange genug dagelegen und bloß zugehört?" fragte er, und wenn beides etwas langsam, verquer, gestottert herauskam, so war's damit doch längst nicht so arg, wie der Doktor, der medizinische Doktor es vorausgesagt und der Doktor Kohl und die junge Nachbarin es sich vorgestellt hatten.

Sie hatten beide die Arme unter seinem Kopfkissen und hielten ihn so besser und bequemer aufrecht. Schön anzusehen war er nicht bei diesem winterlichen Lampenschimmer. Hübscher hatte ihn dieser erste Kirchhofswink, nicht mit dem Senseneisen, sondern mit dem Sensengriff und Gestell, nicht gemacht; und wie er von der einen zu dem anderen stierte, mußte Kohl trotz seiner Aufregung unwillkürlich denken:

„Selbst dem schönen Bogislaus müßte sich sein Photographieapparat im Innersten umwenden!"

Aber Kreistierarzt außer Dienst Schnarrwergk war, was eben doch die Hauptsache ist, wieder völlig bei Bewußtsein:

„So." ...

Wir könnten ein halb Dutzend Frage- und Ausrufungszeichen hinter das kleine Wort setzen und träfen schließlich doch nicht die richtige Betonung und volle Bedeutung desselben.

„O, ich bin so glücklich! o bitte, womit können wir Ihnen noch helfen?" schluchzte Rosinchen Müller.

„Krrrrrrrr."

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen, Herr Pate, lieber Herr Schnarrwergk?" fragte Paul Warnefried Kohl, schmelzend, kindlich-zuthunlich, ohne sich dabei irgend welche Mühe geben zu müs-

sen. Und er zog auch seine Hand nicht unter dem Kopfkissen des kranken Greises weg und packte ihn mit beiden Fäusten mit alter Zartfühligkeit an beiden Schultern, um ihn wie einen Sack zu schütteln und mit einem Ruck platt niederzulegen, als der Greis „mit gewohnter Forsche auf der Mensur" ihn ersuchte:

„Sachte, Grobian!"

Ein wenig schwindelig schien's ihm aber doch noch zu sein; doch sie gönnten ihm alle Zeit, sich allgemach umzusehen und das Auge hierhin und dorthin in seinem Zimmer zu werfen. Jetzt haftete es auf dem Pithecus, und er, Fräulein Rosines erster und wirklicher Nachbar, murmelte:

„Auch der noch! der Lar! So sind wir ja noch alle beisammen. Hm, hm, hm; also ihr seid es? Du bist es, Kind, Nachbarin, mein gutes Kind? Aber — wo — kommst denn du her? wo kommt der Junge her? Ja so — die Gesellschaft habe ich mir ja wohl zusammenträumen sollen! Hm, war wohl 'ne geraume Zeit im Traum abwesend, du? und du? ja, wie heißt ihr doch beide?"

„Mein Name ist Kohl," murmelte Paul Warnefried unwillkürlich; aber der Alte hörte darauf nicht im mindesten. Er hatte seinen zitternden Arm um die junge Nachbarin gelegt, um sich noch besser an ihr aufrecht zu erhalten, und weinerlich murmelte auch er: „Weine nicht, Kind, wenn ich auch deinen Namen nicht weiß. Ich, ich, ich kenne dich ganz gut. Die Zunge, die Zunge — bloß auf der Zunge habe ich dich noch nicht. Ro—Ro—Rosine Meier —"

„Müller!" ächzte Kohl.

„Müller," stammelte der alte Schnarrwergk. „Ich danke, Doktor Kohl. Siehst du, seht ihr! da habe ich den — das schon bei mir ohne Beihilfe! Gieb mir deine Hand, Kind, liebes Mädchen. Hast deine Sache gut gemacht, hast dich des alten Nachbars angenommen, als ob er es um dich verdient hätte. Hättest ihn ruhig liegen lassen sollen — können. Und der da — der — der — unser Doktor —, Röschen, Rosinchen, unser Doktor der Philosophie — wie heißt er doch gleich? Zum Henker, die Namen, die Namen!"

„Kohl! Paul Warnefried Kohl!" half Doktor Kohl, ohne etwas dafür und dagegen zu können, nochmals ein.

„Richtig!" seufzte der alte Schnarrwergk. „Legt mich hin, Kinder, gute Kinder, liebe Kinder. Nur einen Augenblick. Ich besinne mich schon. Mein bester Freund, der alte Kohl —"

„Er kommt der Sache wirklich immer näher," flüsterte der junge Kohl trotz all seiner Aufregung der jungen Nachbarin des alten Schnarrwergks zu. „Augenblicklich aber ist er wieder fertig. Wir wollen ihn nach Wunsch leise hinlegen und ihn ruhig weiter in das Bewußtsein seiner und unserer Lage hineinschlummern lassen. Meinst du nicht, Röschen?"

„O Gott, ja! Was können wir denn anderes thun?" ...

Noch mehr, als sie bis jetzt schon gethan hatten, konnten sie freilich nicht thun. Sie saßen Hand in Hand im dämmerigen Lichte der wunderlichen Krankenstube. Von den Dächern draußen leuchtete der Schnee matt herüber, und in der Hanebuttenstraße war noch viel Bewegung.

Es kam dem jungen Volk am Bett des alten Schnarrwergks immer mehr zu Sinnen und Gedanken, wie es — wie sie an diesem nachdenklichsten Tage des ganzen Jahres in so manchem anderen Jahre gesessen hatten: das junge Mädchen stets in seiner verlassenen Waisenschaft, der junge Mann in oft beinahe zu munterer Gesellschaft. Und sie wußten es, aller Bänglichkeit der sonstigen Umstände zum Trotz, bis in die tiefe Seele hinein, daß jeder für sich nie so hoffnungsreich-behaglich gesessen hatte wie an diesem Abend.

„Und daß man sagen muß, der da ist es gewesen, der uns endlich zusammengebracht und zu Kindern eines Hauses gemacht hat!" flüsterte Warnefried Kohl, seinen Arm fester um sein Mägdelein legend und mit der Schulter nicht nach dem Paten Schnarrwergk, sondern nach dem Lar hinwendend.

„Der?" flüsterte Röschen zurück.

„Natürlich der allein. Erinnerst du dich nicht, wie vor fünf Jahren, so um Ostern, der da ihn mir zur Obhut anvertraut hatte bei eurem Einzuge, und wie ich ihn wie meinen Augapfel behütet habe vor Schaden? Guck, wie die Bestie grinst, als ob sie einzig dazu ausgestopft worden sei, dermaleinst auch unser Hausgott zu werden."

„Gott behüte!" murmelte Rosine Müller. „Aber du hast recht — o Gott, wenn das meine Mutter sehen könnte!"

„Und erst meine Mutter, die es nicht einmal leiden wollte, daß du Du zu mir sagtest."

„Ich? Nun, das wäre doch zuerst auch deine Sache gewesen!"

„Du! du! du!" flüsterte der junge Kohl, und wenn der alte Schnarrwergk wieder bei Gehör war, so konnte er wiederum noch andere Laute vernehmen, die sich unserer Berichterstattung schüchtern und lieblich-schämig entziehen und von denen unser Lokalberichterstatter in seinem Blatte auch niemals dem Publikum genauere Auskunft gegeben hat, um irgend eine Nummer des besagten Blattes interessanter zu machen und die Abonnenten beisammen zu halten.

„Die Namen! die Namen!" knarrte es vom Bette her. „Ich habe sie vor mir, die alte Nachtmütze und die Kratzbürste; aber — die Namen, die Namen! Da hatten sie meinen — meinen Jungen in die Welt gesetzt. Er sollte der Trost ihres Alters werden. Ein schöner Trost! ein sauberer Flegel! Mein Junge! ... Habe meine Freude doch an ihm gehabt! habe auch das Meinige zu seiner Erziehung beigetragen — tragen — nicht wahr, Nachbarin, Sie — Fräulein — Rosinchen — Röschen — gutes Kind?! Aber die Namen, die Namen! die Namen fehlen!"

„Kohl! der alte Kohl, Herr Doktor von Pithecus' Gnaden!" rief, trotz aller Weichheit gegenwärtiger Stunde, der junge Kohl, als ob er doch nicht umhin könne, dem geschlagenen Greise einen dummen Jungen aufzubrummen. „De mortuis nil nisi bone, Herr Tierarzt Schnarrwergk. Sprich du zu ihm, Röschen! Sag ihm, wie nahe er daran war, sich zu wünschen, daß von dem Wort auch hinter ihm drein ausgiebigster Gebrauch gemacht werde."

„O, was soll ich ihm sagen? ich verstehe ja kein Latein, Warnefried."

„Ja so! Er sprach mittelmäßig von meinen — unseren Eltern, Herz! Das Latein wollte auf deutsch bedeuten: Über die Toten nur schöne Redensarten."

„O, Nachbar!" rief Röschen, von neuem den alten Mann umfassend und unterstützend; denn er saß wieder aufrecht und sah von dem einen auf die andere und murmelte Unverständliches und murmelte deutlicher: „Ihr, ihr?" und fragte: „Wie kommt denn ihr hierher und so zusammen, und seit wie lange sitzt ihr hier so da? Wo sind wir? Welch ein Datum haben wir?"

„Sylvester, Herr Doktor!" rief Kohl junior, nach seiner Taschenuhr sehend. „In — in zwei Stunden und fünfunddreißig Minuten brechen wir noch einmal vergnügt ein neues Jahr an. Mein Name ist Kohl, Herr Pate. Meine Braut, Fräulein Rosine Müller. Es bleibt alles in der Nachbarschaft, Herr Pate Schnarrwergk."

„Es war die Glückshand, die Sie mir zu Pfingsten vor einem Jahr auf der Wiese im Regen ausgruben, lieber, lieber Nachbar, Herr Pate. Ihre und der Frau Erbsen Glückshand hat uns dazu verholfen, Ihnen in der Not beizuspringen und uns — uns — Warnefried und mir zu — zu —"

„Zueinander zu helfen!" murmelte der Tierarzt außer Dienst Schnarrwergk. „Das ist das Einzige, was mir augenblicklich vollkommen klar ist."

„Ach, und Sie haben nichts dagegen?" rief Röschen Müller.

Des Alten Auge schweifte von dem jungen Paar zu dem Pithecus hin, und Rosine fing diesen Blick und schluchzte:

„O nein, nein, nein! Da hat auch Warnefried unrecht! Der ist's nicht gewesen, welcher uns zusammengebracht hat.

Der hat nur dumm zugesehen und es nur mit angehört, welch ein guter, lieber Mensch Ihr Herr Patenkind, mein — mein lieber, guter Warnefried immer gewesen ist; aber wir haben es schon miteinander ausgemacht: ich nenne ihn später einfach Paul; denn das andere ist uns beiden viel zu lang und gelehrt und aus der Völkerwanderung."

„Mein Name ist einfach Kohl, Herr Pate Schnarrwergk," grinste Paul Warnefried Kohl, „und ich habe sie gar nicht um ihre Erlaubnis gefragt; seit acht Tagen schon nenne ich sie Röschen und habe den Barbier von Sevilla und die Donna Rosina gründlich an den Haken gehängt."

In diesem Augenblick pochte es an der Thür. Es war nicht der Freund Blech, der schöne Bogislaus, der Leichenphotograph, der pochte; es war die Frau Erbsen vom Altstädterring.

„Nun, wie steht es, junge Herrschaften? Ich möchte im alten Jahre doch noch einmal nachsehen — ach herrje, i du meine Güte, da sitzt Er ja! ganz munter und natürlich. Wie ich es vorausgesagt habe. Und mit einem Unschuldslächeln ganz wie Der da aus seiner gelehrten Wissenschaft und Heilkunde — wie sein Hausgötze, mit Respekt zu sagen, Herr Doktor Schnarrwergk, wie Ihr Herr Affe, Herr Doktor. Na, und Sie sitzen mit den Glückshänden fest ineinander, junge Herrschaften; und der Herr Doktor hat auch allbereits seinen Segen dazu gegeben und später mal nichts dagegen, daß die Kinder ihrerseits auch ihren Spaß mit seinem Affen haben werden. Ja, ja, es macht noch immer einer dem anderen nach in der Welt und fürs erste wird's damit im Leben und im Sterben noch nicht zu Ende sein. Nur nicht immer gleich das Ende sich vorstellen. Wissen Sie wohl noch, Fräulein, heute vor acht Tagen beim heiligen Christ in der Weihnachtstube unter Ihrem Tannenbäumchen, wo Sie das Ende von einem von uns ganz dicht bei sich zu sehen glaubten, weil Sie seinen Kopf ohne vorhandene Besinnung wie ich im Schoße halten mußten? Nu denn, vor allen Dingen ein recht vergnügtes neues Jahr, Herr Doktor, Herr Doktor Schnarrwergk. Und natürlich Ihrer lieben Braut und Ihnen dasselbige, Herr Doktor Kohl. Sie haben meine Glückshand auch bloß aus Ihrer Naturgeschichte und Pflanzenkunde und Botanik erklären wollen, Herr Schnarrwergk; aber das Fräulein hier hat ihre Ihnen auf meinen Rat doch unter das Kopfkissen gelegt, Herr Schnarrwergk. Sehen Sie wohl, jetzt haben wir an uns allen hier die Wirksamkeit davon! Habe ich nicht recht, Herr Doktor Kohl? sich immer nur an die nächste liebe Menschheit halten und sich von ihr die Glückshand unters Kopfkissen schieben lassen! Wenigstens für uns armes Volk auf Erden bleibt das immer die Hauptsache. Wie sollte man es auch ausfechten, wenn wir auf dem Altstädterring nicht fest hieran hielten?"

* *
*

Nun schlägt es in die Geschichte zwölf hinein; ein neues Jahr beginnt, aber die alte Geschichte bleibt es doch. Sterben muß der alte Schnarrwergk; aber das braucht doch nicht gleich zu sein. Man wird ihm leider nicht den Lar zum ewigen Gedächtnis auf das Grab setzen können; denn in den werden die Motten kommen trotz aller Gegenmittel. Glücklicherweise wird aber in einer anderen Weise dafür gesorgt werden, daß das Andenken Franz de Paula Schnarrwergks nicht so bald aus der Welt verschwinde. Frau Doktorin Kohl geborene Müller wird noch oft drohen:

„Du, du! wenn du nicht gleich artig bist, kommt dem guten Onkel Schnarrwergk sein böser Affe vom Schrank herunter."

Nämlich zu der Zeit wird der Pithecus nicht mehr als Lar im Zimmer, sondern als Kuriosität draußen auf dem Vorplatz auf dem Schranke stehen, und es wird niemand in der Familie sich noch daran erinnern, daß der Herr Pate ihn dereinst beim Ausstopfen Menschenaugen in den Kopf gesetzt hat. Die Motten

werden sich zu sehr von ihm aus in das beste Sofa gezogen haben und: „Du drückst sie mir nicht tot, wenn du auch noch so lang und dick und so lange darauf liegst, Paul Warnefriedchen," wird die Frau Doktorin dann aus der Erfahrung a posteriori her behauptet haben. Von dem besagten Sofa aus wird dann aber Paul Warnefried Kohl gesprochen haben:

„Altes Mädchen, du erinnerst mich gerade zu rechter Zeit. Ich werde morgen mit dem Totengräber reden, daß du mit den Kindern zu Allerseelen draußen alles anständig und in Ordnung findest." ...

Aber, wie gesagt: so weit ist's noch lange nicht. Einige Jahre hat es wenigstens damit noch Zeit. Im Vorwort (wenn ein Leser sich noch daran erinnert), im Vorwort dieser ganz alltäglichen, aber deshalb auch ganz wahren Laren- und Penaten-Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte wird ja erst zum erstenmal getauft, und dabei hat der Pate Schnarrwergk noch einmal Gevatter gestanden und diesmal mit mehr Vergnügen. Und der Junge heißt nach ihm diesmal Franz: Franz heißt die Canaille, hat der glückliche Vater citiert. Wenn aber einer der anderen anwesenden Taufgäste, Herr Bogislaus Blech z. B., behauptet, die Puppe, der Junge hieße nicht allein nach ihm, sondern er sei auch ihm wie aus dem Gesichte geschnitten, so ist das nur einer seiner gewöhnlichen oberflächlichen Beiträge zur Auffrischung der Unterhaltung. Er, der schöne Bogislaus, könnte ebensogut behaupten, er sei dem Lar wie aus dem Gesichte geschnitten.

— — — — — — — — — — — —

Zwölf Glockenschläge; Mitternacht in der Neujahrsnacht! Aber wir brauchen darum nicht feierlich zu werden; wenigstens nicht feierlicher, als wir es schon längst sind. Die Mitternachtsstunde findet trotz alles Lärms, der heute um sie her in der Stadt, und nicht bloß in der Stadt, sondern soweit die christliche Zeitrechnung Boden gefunden hat, stattfindet, den alten Schnarrwergk im tiefen heilkräftigen Schlaf und seine Nachbarin im unruhigen, ängstlich-glückseligen Schlummer und die Frau Erbsen vom Altstädterring neben dem Bette des alten Schnarrwergks in Gesellschaft mit ihm schnarchend. Wen sie aber nicht im tiefen Schlaf findet, das ist Dr. Paul Warnefried Kohl, von dem man „solches wahrhaftig auch nicht verlangen kann". Er ist nicht mit seiner Braut am Bett des Paten Schnarrwergk vom Tisch in das neue Jahr hingesprungen. Für diesen sonst ganz zeitgemäßen Spaß liegt ihm diesmal doch mancherlei allzu schwer auf der Seele. Nachdem er unter den sonderbar forschenden Augen des Paten, sowie unter dem Lächeln des Laren mit den innigsten Wünschen für sich und sämtliche Anwesende zum neuen Jahr Abschied genommen hat, hat er das innigste Bedürfnis gefühlt, doch noch ein wenig frische Luft zu schöpfen und dabei allerlei in möglichst genaue Privatbetrachtung zu ziehen.

Es ist so. Bis jetzt hat er alles, was ihm in der letzten Zeit begegnet ist, im letzten Grunde doch nur für eine Veranstaltung des Schicksals zu seinem Behagen, zu seinem Vergnügen, zu seinem wohlverdienten Glück genommen: in dieser Nacht ist ihm zum erstenmal vollkommen das Verständnis aufgegangen, daß es sich damit auch vielleicht etwas anders verhalten könne.

Es ist eine bitterkalte, sternklare Nacht; aber wie er jetzt straßenauf, straßenab wandert, hebt er doch häufig den Hut von der heißen Stirn und fährt sich wühlend durch den Haarbusch. Es ist sehr lebendig um ihn her, heiter-aufgeregt, streitfertig, harmlos vergnügt bis zur zärtlichen Umhalsung und giftig-roh, obscön-unverschämt bis zum Faustschlag und Fußtritt — alles, wie es die Nacht mit sich bringt. Wie oft hat diese Nacht auch den Doktor Paul Warnefried Kohl mit sich gebracht in seiner ganzen germanischen Glorie; aber diesmal hat sie sich ohne ihn zu behelfen und er geht durch sie hindurch und hat gar nichts mit ihr zu schaffen, soweit es ihren Lärm und ihre Leichtherzigkeit angeht.

Einigemal könnte er sogar in seinem gegenwärtigen Berufe wirken; denn es finden in Gassen und auf Plätzen Scenen statt, die der Abonnent gern heiter geschildert sich unter der Rubrik „Lokales“ vorführen läßt, wenn die Helden derselben im städtischen Krankenhause, in Privatpflege oder im Polizeigewahrsam die kurze Lust des Augenblicks durch lange Pein abbüßen.

Kohl läßt seine Brieftasche stecken. An keinen Nachtwächter, an keinen Schutzmann wendet er sich mit der Frage, was es hier für ihn gäbe. Er hat in dieser Neujahrsnacht sein Auge nur für sich selber, er ist einzig mit sich selbst beschäftigt und, beim Lar des Kreistierarztes Schnarrwergk, — er hat da seine genügende Beschäftigung, seine Beschäftigung vollauf! Sie könnten ihm selbst tausendmal den Hut eintreiben, die vergnügten oder boshaften Schwärmer der Neujahrsnacht: er würde es stets nur als eine freundschaftliche Ermahnung auffassen, ja noch fester, noch inniger, noch herzlicher bei der Sache zu bleiben und über sich nachzudenken.

Er ist bei der Sache; gottlob ganz, innig, herzlich, fest bei der Sache.

„Wenn ich es nicht so genau wüßte, wie es gekommen ist,“ murmelt er, „wenn es mich nicht von jedem Stern da oben anlachte, so — so möchte ich jeden Narren, der mir von jetzt bis Sonnenaufgang begegnen wird, fragen, wie es sich eigentlich gemacht hat! Mein Mädchen, mein Herz, mein braves, verständiges, gutes Mädchen! Es drückt einem ja natürlich wie ein Berg aufs Zwerchfell — diese Idee, demnächst eine Frau zu haben; aber — gemütlich ist's doch. Nun aber ernsthaft, alter melancholischer Hanswurst, alter umgewendeter Adam. Zum neuen Kohl eine neue Wurst, das ist jetzt das Motto. Sie hat mich und ich habe sie, wir haben uns, und das ist fürs erste die Hauptsache. Alles übrige wird sich finden. Ja, sie soll es gut bei mir haben; ich werde ihr zuliebe und dem grauen Schlaumeier, dem Paten, in die Zähne, der Welt zeigen, was der Mensch kann, wenn er will, selbst wenn er mit dem sauberen Namen Kohl auf die Erde und zu seinem Handwerk gelangt ist. Mit dem Laufen nach den dummen Tagesneuigkeiten hat es selbstverständlich itzo sein Ende. Beim alten Schnarrwergk und seinem Lar, aufwärmen werde ich mich jetzo derartig, daß Freund Rodenstock der erste sein soll, der sprechen wird: Delikat. Da wird mir niemand mehr Hut und Weide zu kündigen brauchen.“

Jetzt reißt er ganz mechanisch dennoch seine Brieftasche heraus; wahrscheinlich um seine guten Vorsätze sich vorsichtigerweise doch lieber zu besserer Erinnerung zu Papier zu bringen. Aber er schiebt sie wiederum noch lieber und zwar fast wie wütend in die Brusttasche zurück:

„Nein, wir behalten's schon so; und werden den verunglückten Schneidergesellen auf der Terrasse von Helsingör diesmal nicht agieren.“

In diesem Augenblick bekommt er einen Schlag auf die Schulter, der gleichfalls nicht von dem Geiste seines Vaters ausgehen konnte. Die Gaslaternen hatte eine sorgliche Polizei in dieser Nacht vorsichtigerweise so hell als möglich zum Leuchten gebracht. Man kann in so einer zu ernstesten Betrachtungen auffordernden Neujahrsnacht von Polizei wegen gar nicht vorsorglich genug sein. Wütend, mit weit ausholender Faust herumfahrend, steht er, Paul Warnefried Kohl, im hellsten Licht der Sterne und der Laternen Nase gegen Nase mit dem vertraulichderben Schäfer der Stunde und schlägt — ihm die Nase nicht ein.

Es ist keine Täuschung möglich. Sein Freund, sein — einstmals bester Freund Bogislaus Blech, der schöne Bogislaus, hat eben hinter ihm gestanden und steht jetzt vor ihm mit seinem gewohntesten, gelassensten, selbstbewußt-lassenhaftesten Lächeln und sagt mit mehr als gewohnter Tonlosigkeit:

„Also ein recht behagliches neues Jahr, liebe Puppe; und — zu deiner Beruhigung die feste Versicherung, die Gewißheit

oder wie du willst, daß der Schwieger-pa—pa—pate, der alte Halunke Schnarrwergk, der Lar, der Pithecus, der Orang-Utang und sonstige Waldmensch Geld hat: Überseeische Besitzungen, liegende Gründe in seinen Palmenwäldern von Borneo, sechs einträgliche Mietshäuser in Pavianopolis — was weiß ich! Ich habe mit unermeßlichem Vergnügen soeben deiner Unterhaltung mit dir selber gelauscht und hielt es jetzt für die höchste Zeit, das Meinige dazu zu thun, um Mißverständnisse zwischen dir und deinem besseren Bewußtsein zu verhindern."

„So! Du bist es, Blech? Nun, offen gestanden, dann weiß ich meinesteils nicht —"

„Ob du mir den Hals umdrehen oder mich von neuem an dein Herz nehmen willst. Wie hieß doch der nicht unverständige Griechenländer, der in einem ähnlichen Falle das klassische Wort sprach: ‚Haue mich, aber höre mich?'"

„Gewissenlose, abgeschmackte, lächerliche, öde Bestie!"

„Nun höre ihn einer! Bin ich dir etwa seit Äonen im Geist so vorsichtig aus dem Wege gegangen, um in dieser geweihten Stunde dergleichen aus deinem Munde zu vernehmen? Wenn ich dich lieb behalte, obgleich mich dein Mädchen nicht gewollt hat, was regt dich das so sehr auf? Willst du mir hier auf der Stelle Vernunft annehmen oder sollen wir dazu hier in jene Kneipe fallen, oder willst du mit mir deswegen auf meine Bude steigen — Hanebuttenstraße, gegenüber —"

„Blech!"

„Rufest du mich da bei dem Namen meines Vaters oder dem Quantum Erdenwitz, so mir meine selige Mutter mitgegeben hat? Aber es ist einerlei. Spaß beiseite; ich bin dir in der That in dieser Nacht bis unter diesen Laternenpfahl nachgeschlichen, um in dieser ersten Stunde des neuen Jahres endlich einmal ein ruhiges Wort mit dir zu reden, Kohl."

In halber Verzweiflung griff sich der andere nach beiden Ohren, um sodann zu ächzen:

„So komm. Ich bin auf dem Wege zu Bette. Mach es wenigstens möglich, dich zum erstenmal in deinem Leben bei deinem frivolen Blödsinn kurz zu fassen."

Bogislaus schob seinem Warnefried den Arm in den Arm, und es war nicht anders, durch mehrere Gassen mußte er ihn an sich hängen lassen — Kohl seinen Blech, und es stellte sich von Straßenecke zu Straßenecke mehr heraus, daß der schöne Freund le vin tendre in seiner Weise in einem Maße hatte, das ihn, wenn nicht liebenswürdiger, so doch auch über das gewöhnliche Maß seiner Concettis hinaus zu einem recht unterhaltenden Begleiter machte.

„Ist denn Lieben ein Verbrechen? soll kein Leichen- und Corps-de-Ballet-Photograph auch in dieser Hinsicht glücklich werden können? Und ist es nicht nur ein liebes, sondern auch ein gutes, ein wackeres Mädchen, Kohl? Du mußt das allmählich ja auch in Erfahrung gebracht haben, liebe Puppe, und — ohne beleidigen zu wollen, unermeßlicher Esel. Wie lange hätte ich an deiner Stelle dieses gewußt und längst zugegriffen! Konnte ich ahnen, daß du Ansprüche erhobest, wo ich nach längerem Verkehr über die Hanebuttenstraße hinweg zu der Gewißheit gekommen war, daß dort auch für meine zartesten Bedürfnisse etwas zu holen sei? Und nun noch gar dumm, eifersüchtig, unüberlegend-grob gegen den ältesten, den besten, den teilnehmendsten Freund deiner Lehr- und Wanderjahre! Da hört doch alles auf! So laß doch das Schütteln, oder ich lehne dich an die nächste Hauswand, rufe nach der allernächsten Sanitätswache und bringe dich unter dein eigenes Lokales. So überlege doch, Menschenkind, und benutze deine Überlegungen nicht nur in dem eben beginnenden Jahr, sondern in manchem anderen. Bin ich denn nicht in deinem Interesse abgeblitzt und mit jungfräulichst-entrüstetem Elan vor die Thür gesetzt worden? Habe ich mich nicht in deinem Interesse auf den Altar meiner Gefühle gelegt und glücklich — für dich — ausfindig gemacht, daß

der graue Grobian, der alte Schnarrwergk, ein Mann von Mitteln ist und seinen Lar, seinen Pithecus nicht bloß mit Heu und Stroh, sondern auch mit den ergiebigsten, sichersten Wertpapieren gefüllt, auf seinem Hausaltar stehen hat?"

„Jetzt höre auf, Blech; oder ich mache ein Ende und bitte dich —"

„Dir einen Storch zu braten. Nein, das wirst du nicht thun; aber wenn der gemütliche Haus- und Familienvogel gekommen sein wird, wirst du mich und, höre genau, wirst du auch den alten braven Vater Schnarrwergk zu Gevatter bitten. Du kannst wahrhaftig nichts Vernünftigeres thun. Übrigens also, du wünschest wirklich, daß ich mich etwas kürzer fasse?"

„Ja. Du würdest mich dadurch wenigstens noch einmal vor unserem Abschied verpflichten."

„Wieder eine ganz reizende Wendung, eine noch niemals sonst dagewesene Redensart. Aber — gut; ich habe mich als verunglückter Heiratskandidat auf der Treppe in der Hanebuttenstraße Numero dreiundsoundsoviel kurz gefaßt; ich werde es auch jetzt noch einmal können. Ja! ich habe dem lieben Kinde — deinem lieben Kinde, der kleinen Müllerin mich, die Welt und den lächerlichen Bruchteil von uns, die Sterne am Himmel zu Füßen gelegt, weil ich wirklich der festen Überzeugung war, daß das Herzchen für mich passe, und ich bin deinetwegen abgeblitzt. Deinetwegen, wie es sich jetzt herausgestellt hat, habe ich kein Mittel unversucht gelassen, um herauszubringen, was eigentlich hinter dem alten Schnarrwergk und seinem Lar sei. Kohl, es ist zu dumm, aber es ist eine Wahrheit, daß es mich glücklich macht, die Verhältnisse meinen Fenstern gegenüber in praktischer Hinsicht doch genauer kennen gelernt zu haben als wie du. Lieber, alter Freund, süße Puppe, er — er vermacht ihr — seiner lieben, jungen und wahrhaftig herzigen Puppe nicht bloß seinen Pithecus, seinen Lar, daß sie sich einen Muff aus seinem Fell machen lasse, sondern er hat das Zeug dazu, dafür zu sorgen, daß sie — daß du — daß ihr in einer augenblicklich unabsehbaren Reihe von Winterlebens- oder Lebenswinter-Nächten warm sitzen könnt. So komm an mein Herz, Knabe, und nimm es mir nicht übel, daß du mir längst im Wege standest, als ich dir in den Weg lief. In dieser feierlichen, aber kalten, in dieser sternglitzernden, schneeknisternden Nacht habe ich mich einzig und allein deinetwegen in den Gassen umgetrieben, um dich irgendwie und irgendwo abzufangen und es dir zu sagen, wie es mich freut, daß du bei deinem letzten Vorgehen im öden Dasein nicht allein meine Meinung, sondern auch meinen Geschmack getroffen hast. Sprich noch ein Wort, und ich klettere hier als noch unausgestopfter Pithecus auf den Laternenpfahl und versichere dir noch mehr von oben, aber immer brüderlichst, Kohl, wie lieb ich dich habe und behalte!"

„Wenn ich nur wüßte —"

„Was wünschest du noch mehr zu wissen? Ja, ihr paßt zueinander, du und dein Mädchen; aber ich passe auch zu euch. Daß ich mich heute schon ausstopfen lasse, um gläsern, wie des alten Schnarrwergks Lar, eurem jungen Glück zuzusehen, wirst du nicht verlangen. Später mag ja auch das einmal geschehen; aber für jetzt nimmst du mich als Hausfreund an und behältst mich bei euch! Ich helfe euch, eure Kinder zu erziehen — aus den lieben Kleinen wird sicherlich nichts, wenn ich nicht zu Rate gezogen werde. Die ganze Familie Kohl, den alten Schnarrwergk und den Pithecus eingeschlossen, nehme ich gratis photographisch auf mich. Habt ihr etwas in der Stadt zu besorgen, ich besorge es. Bist du nicht zu Hause, mache ich dein armes Weib glücklich durch dein Lob, so ich hinter deinem Rücken ihr singen werde. Bist du zu Hause, so ziehe ich sämtliche Register meiner Scherzhaftigkeit, damit du ihr nicht langweilig werdest. Sollst mal sehen, Kohl, ich amüsiere sie trotz deiner Gegenwart, oder mein Name ist nicht Blech! Brauchst du einen Sündenbock, um dich vor dem unglück-

lichen Weibe zu reinigen, so opfere mich dreist. Ich gestatte dir, mein Kohl, feierlichst hierdurch, bei vorkommenden Gelegenheiten jedesmal — jedesmal zu sagen: Da sitzt mein Blech, Kind; halte dich an den mit deinen Vorwürfen; aber wiederhole dir auch, daß du ja die Wahl gehabt hast zwischen ihm und mir. Ich —"

„Ich, ich — zum Donnerwetter, ja! ich verpflichte dich feierlichst hiermit, unausgestopft und voll Stroh, als meinen Lar — unseren Lar. Meine Frau wird vollständig damit einverstanden sein, lieber Bogislaus. Zur Hochzeit bist du hierdurch selbstverständlich freundlichst geladen und sollst nach dem Paten Schnarrwergk als zweiter das Wort haben und zur Sache reden dürfen!"

„Soll ich? darf ich? Na, endlich nimmt der Mensch doch wieder Vernunft an! Liebe Puppe, lieber alter Freund, siehst du, dafür verspreche ich dir auch, sie nicht noch genauer darauf aufmerksam zu machen, daß du sie nur deshalb gekriegt hast, weil sie zu einem vollen Verständnis von uns beiden — in diesem Falle natürlich von mir speciell — noch nicht vorgedrungen war."

„Gute Nacht, Blech."

„Suche wohl zu schlafen, Kohl. — — Verlaß dich fest darauf; ich komme als Brautführer. Unser Lebensverhältnis kann nimmer durch dergleichen flüchtigheitere Zwischenfälle gestört werden."

„Wir rechnen fest auf dich im Leben und im Tode; bei Tisch und auf der Kommode. Du hast mich vollkommen überzeugt; auch wir können den Lar nicht entbehren im jungen Haushalt. Alter Pithecus Satyrus, verlaß dich darauf, du sollst dein Wort haben bei der Erziehung unserer Kleinen. Nochmals gute Nacht, Blech." — — —

„Guten Morgen, Herr Doktor Schnarrwergk!" ... „O Gott, guten Morgen und ein fröhliches neues Jahr, Nach—, lieber Herr Nachbar!" ... „Guten Morgen, Schnarrwergk!" ... „Prosit Neujahr, Herr Pate Schnarrwergk!" ... „Herr Doktor, ein schönes Kumpelment von ganz Lollenfinken, und wenn ich Sie noch am Leben träfe, sollte ich den Korb abgeben, wenn ich Sie aber nicht mehr im neuen Jahr fände, so sollte es uns allen im Dorfe recht herzlich leid thun, und ich sollte den Schinken, die Würste und das übrige wieder mit nach Hause tragen — es wäre zu schade um Sie!" ...

Die Sonne des Neujahrstages schien auch auf Nummer dreiunddreißig der Hanebuttenstraße und leuchtete auch ihm mit dem ewigen Wohlwollen wenigstens diesmal noch. Er saß ohne Hilfe aufrecht, während er seine Mehlsuppe löffelte und zwischen je zwei Löffeln den Blick zwischen den zwei jungen Leuten hin- und herschweifen ließ.

Die Sonne schien; aber scharf, kalt und klar, und das Wetterglas zeigte selbst gegen Mittag im Schatten so ein zehn bis zwölf Grad unter dem Gefrierpunkt.

„Guten Morgen, junges Volk," schnarrte der alte Schnarrwergk. „Sind sie endlich alle weg, die mir und meinem Lar so zum neuen Jahr gratulierten? Sind wir unter uns allein?"

„Nur mein Röschen und ich und der Pithecus, Herr —"

„Da siehst du, mein Junge, was dabei herauskommt, wenn der Mensch sich einmal fest vornimmt, Vorsehung zu spielen," sagte der alte Schnarrwergk, mit seinem Löffel auf den Rand seines Kinderbreinapfes klopfend. „Seid ihr auch ohne mich fertig geworden? Habt ihr im Compagniegeschäft mich unter euren Schutz genommen? Nun — dann seht auch gefälligst zu, wie ihr miteinander und mit mir weiter fertig werdet. Nachbarin, ich habe den Jungen von seiner Geburt an im Auge behalten: im Verkehr mit seinesgleichen ist er nicht übel, und vielleicht machst du noch etwas mehr daraus als einen bloßen Doktor der Philosophie. Mein Sohn Kohl, dir kann ich nur sagen: Geh gut mit ihr um! Ich habe sie im Regen spazieren geführt und sie hat ihren guten Humor behalten. Verliert sie den einmal, so wird das nur deine Schuld sein, Paul Warnefried Kohl."

„O Nachbar!"

„Sei ruhig, Kind — Kindchen! Ich hab wohl lange genug gefaselt; jetzt bin ich wieder vollkommen bei Sinnen und Überlegung, soweit das dem Menschen auf diesem konfusen Erdenball möglich ist. Hm, wie war das doch mit der Glückshand, die wir damals auf der Pfingstwiese ausgruben? Es soll mich doch wundern, hab ich gedacht, ob die Alte vom Altstädterring mit ihrem Zaubermittelhandel im Recht ist oder nur polizeiwidrigen Schwindel treibt. Jetzt gieb mir noch einmal deine Hand, deine Glückshand, mein gutes Mädchen — kleine Nachbarin. Ich habe sie weich und warm unter meinem Kopfe gefühlt in diesen albernen letzten Nächten und Tagen, wo ich wie ein Klotz lag und alle meine Weisheit für mich behalten mußte. War das eine saubere Aufführung um den alten Schnarrwergk her, junges Volk! Hören konnte er dann und wann in lichteren Augenblicken, Kohl; — und sehen auch, Fräulein Müller! Schöne Dinge hat er zu hören und zu sehen bekommen, ihr beiden. Da war es ja ein wahres Glück, daß der Lar da hinter mir auch noch vorhanden war —"

„Sieh, er ist vollständig wieder bei sich, dieser kuriose Lebensinvalide," murmelte Warnefried. „Aber den verwerte mal einer unter unserem Lokalen!"

„Komm her, Herz," seufzte der alte Tierarzt außer Dienst, die immer noch schwere Hand mühsam nach seiner Nachbarin ausstreckend. „Was willst du noch nachträglich rot werden? Was könnte der Mensch sich zur Wartung im menschlichen Elend Besseres wünschen als eine mitleidige Braut? Jetzt gieb dem närrischen Lebensrekruten da einen Kuß vor meinen Augen oder laß dir einen geben. Der alte Schnarrwergk und sein Affe haben nichts dagegen; und eure seligen Eltern werden sich darum wohl auch nicht im Grabe umdrehen."

„Das wollte ich ihnen auch nicht raten," brummte Kohl junior glückselig; aber Röschen Müller flüsterte leise und schluchzend:

„Ich habe meine ja so wenig gekannt; aber ich weiß es, Warnefried, meiner Mutter dürfte — ich — dreist — von dir — erzählen."

Mit welchem letzten Worte die Geschichte ja eigentlich wohl zu Ende wäre und der Berichterstatter seine Leser und Leserinnen, mit herzlicher Teilnahme an ihrer Erdenlust und ihrem Erdenweh, ihren Laren und Penaten anbefehlen könnte. Ob der alte Schnarrwergk, wie unser Freund Blech herausgefunden zu haben glaubte, Geld hatte im Deutschen Reiche und hinterindische Besitzungen, Gold- und Silberminen im Affenlande oder nicht, können wir unserenteils wirklich nicht sagen. Jedenfalls hat unser Freund Kohl das Seinige dazu beigetragen, daß, wie aus dem Vorwort hervorgeht und nun zur letzten allgemeinen Beruhigung dienen wird, „die jungen Leute in ganz guten Umständen leben."





Gibraltar von der Westseite.*

Skizzen aus Süd-Spanien.

Von

Theobald Fischer.

Wer Spanien in erster Linie ästhetischer Genüsse halber besucht und nachdem er vorher schon Italien kennen gelernt hat, was beides wohl von der überwiegenden Mehrzahl der Reisenden gilt, wird immer eine gewisse Enttäuschung erfahren. So reich das Land an Kunstdenkmälern jeder Art ist, soviel es auch landschaftlich hier und da bietet, es steht doch in beiden Hinsichten Italien nach. Spanien hat nur zwei Blütezeiten gehabt, die arabische und die zu Beginn der Neuzeit, während in Italien aus griechischer, aus römischer, byzantinischer, normannischer und vor allem aus der großen Zeit um den Übergang des Mittelalters zur Neuzeit, wie namentlich aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften eine Fülle von Kunstschätzen aufgestapelt ist,

* Sämtliche Abbildungen sind nach Photographien angefertigt, welche vom Verfasser an Ort und Stelle aufgenommen wurden.

die sich mit der Erleichterung des Verkehrs, mit der immer innigeren Verwachsung auch der abgelegeneren Gegenden des Landes mit dem Kreise europäischer Gesittung immer mehr als Schätze, als eine der reichsten Einnahmequellen des Landes erweisen. Es war wohl unserer Zeit vorbehalten, die griechischen Tempel, die römischen Amphitheater, die herrlichen Dome u. s. w. vom volkswirtschaftlichen Standpunkte nach ihrem Werte als zinstragende Kapitalanlagen anzusehen. Wenn man schätzungsweise annehmen kann, daß jährlich eine halbe Million Fremder Italien besucht, die etwa 250 Millionen Mark ins Land bringen, so bilden doch in erster Linie die Kunstschätze, nur nebenbei die Reize der Landschaft und des Klimas die Lockmittel, welche diesen Goldstrom herbeilenken. Das wären also die Zinsen eines auf die Schaffung und Erhaltung jener Schätze verwendeten Kapitals von fünf Milliarden Mark, die Zinsen von ungefähr der Hälfte der italienischen Staatsschuld. Wie trefflich haben die alten Römer, als sie mit den Steuern unterworfener Völker das Kolosseum, wie trefflich die Päpste, als sie mit den „Pfennigen" der ganzen Christenheit St. Peter erbauten, für die Nachkommen gesorgt! Verfolgen wir diese Reichtümer Italiens aber weiter, so erkennen wir den Einfluß, welchen auch in dieser Hinsicht geographische Gesetze ausgeübt haben. Die Vielseitigkeit der Beziehungen, welche Italien nach seiner Weltstellung innerhalb des Mittelmeergebiets kennzeichnet, prägt sich eben in diesen Denkmälern aus griechischer, römischer, byzantinischer, arabisch-normannischer Zeit u. s. w. aus. Diese Vielseitigkeit der Beziehungen fehlt Spanien. Als eine gewaltige, hohe, von den Küsten, die auch ihrerseits nur an wenigen Punkten bequem zugänglich sind, meist schwer zu ersteigende Felstafel ist es dem äußersten Südwesten Europas angeschweißt, lag es an der westlichen Peripherie der gesitteten Welt des Altertums und des Mittelalters, nur schwach brandeten an seinen Gestaden die von den Gesittungsherden Phöniciens, Griechenlands und von Rom ausgehenden Wogen. Von Frankreich trennt es der Wall der Pyrenäen so scharf, daß man sich dort in dem Satze gefällt: „Hinter den Pyrenäen beginnt Afrika", was aber ebensowenig wie vieles andere den Spanier hindert, in den Franzosen die „sympathischste" Nation zu sehen — wenn es für ihn nämlich außer dem Spanier oder richtiger außer dem Kastilianer, Aragonesen, Katalanen u. s. w. überhaupt sympathische Nationen gäbe.

Nur in zwei Richtungen unterhält die Iberische Halbinsel, geographisch bedingt, innigere Beziehungen: zu Nordafrika und zu Amerika. Und diese Beziehungen prägen sich in der Geschichte des Landes, in der Gesittung und dem Charakter seiner Bewohner aufs schärfste aus. Die Beziehungen zu Afrika, dessen nächster Punkt der Südspitze Europas an der Meerenge fast auf Kanonenschußweite (14 Kilometer) gegenüber liegt, kennzeichnet die arabische Überflutung am besten, welche zahlreiche herrliche Denkmäler und tiefe Spuren in den körperlichen Eigenschaften und im Charakter der Bewohner, wie im Anbau des Landes hinterlassen hat. Der während sieben Jahrhunderten, ja fast während eines Jahrtausends — denn er fand mit der Eroberung von Granada keineswegs seinen Abschluß — im Vordergrunde stehende Kampf gegen die Ungläubigen verlieh hier dem christlichen Bewußtsein, der katholischen Kirche besondere Macht, und es entstanden im Gegensatz zu den Moscheen des Islam prächtige Kirchen und Klöster, zu denen dann die Beziehungen zur Neuen Welt immer reichere Mittel lieferten. Auch dort galt es ja Kampf gegen Heiden und Bekehrung derselben. Durch die Entdeckung Amerikas, die bezeichnenderweise zwar von Spanien aus erfolgte, aber durch einen Italiener, die im ganzen Mittelalter die Träger und Vervollkommner aller seemännischen Erfahrungen waren, rückte die Halbinsel, wie ähnlich die britischen Inseln, vom Rande der gesitteten Welt so zu sagen in die Mitte derselben. Zum Ocean dacht

sich dieselbe ja vorzugsweise ab, zum Ocean leiten seine Ströme; wer aus dem Mittelmeere kommend nach Nordwest-Europa oder in die Neue Welt hinüber wollte, mußte spanische Häfen anlaufen, und ebenso wer von Nordwest-Europa dorthin strebte, denn bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts lagen die Länder der Sehnsucht der Europäer südlich vom Wendekreis des Krebses, von Spanien aus kreuzte man den Ocean.

Die Weltstellung der Iberischen Halbinsel ist somit im ganzen unbedingt weit ungünstiger als die des so viel kleineren Italien. Aber auch die Oberflächengestaltung ist eine ungünstigere, der Bildung einer politischen Einheit im höchsten Grade hinderliche. Auf ihr beruht es, daß die Halbinsel, wenn wir von der römischen Eroberung absehen, niemals ein einziges Staatswesen für sich gebildet hat und eine Vereinigung der beiden Reiche Spanien und Portugal wohl nie zu erwarten ist. Wenn auch durch das Meer und den Wall der Pyrenäen zusammengehalten, ist doch die Halbinsel ihrer Oberflächengestaltung nach überaus reich gegliedert und zerfällt in eine ganze Anzahl von Sonderlandschaften, welche wesentlich verschiedene Züge der Landesnatur und abweichende Wechselbeziehungen zwischen Land und Bewohnern aufweisen. Dies ist der Hauptgrund der jahrhundertelangen politischen Zersplitterung und der erst mit Beginn der Neuzeit erreichten Vereinigung all der ehemaligen einzelnen Reiche zu einem Reiche Spanien. Diese frühere politische Autonomie und die verschiedene ethnische Mischung der Bewohner der einzelnen Sonderlandschaften, die geringen Beziehungen derselben untereinander noch heute, trotz der Eisenbahnen, erklären die allenthalben vorhandenen höchst auffälligen Unterschiede im Volkscharakter, in den Mundarten, ja das Vorhandensein verschiedener Sprachen, die gegenseitige Abneigung der einzelnen Landschaften unter-

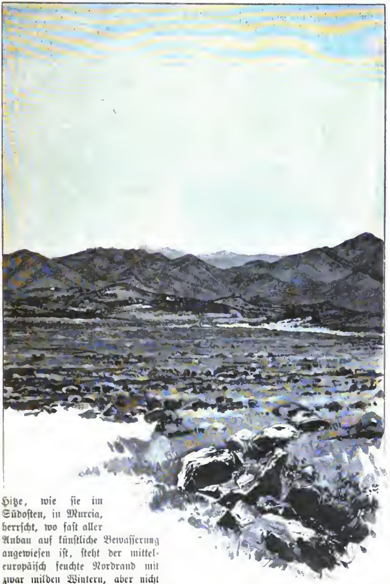


Steinfeld an der andalusischen Südküste bei Nerja.

einander, aller aber gegenüber den Kastilianern. Die landschaftlichen, in letzter Ursache auf die Oberflächengestaltung zurückzuführenden Gegensätze sind in Spanien weit, weit größer als in Deutschland, die innere nationale Verwachsung der Bewohner des Reichs ist noch weit entfernt von der bei uns gottlob! längst erreichten. Das sind Dinge, die man außerhalb Spaniens, eben weil das Land wenig besucht wird, kaum kennt. Den spanischen Nationalcharakter zu schildern, ist unmöglich, einen solchen giebt es eben nicht; was man gewöhnlich darunter versteht, bezieht sich wesentlich auf die Kastilianer, von denen aber die Andalusier, die Katalanen, die Gallegos z. B. sehr verschieden sind. Erst vor kurzem, viel zu spät, hat man einen entscheidenden Schritt gethan, die nahezu im geometrischen Mittelpunkt des Landes gelegene Hauptstadt zum wirklichen politischen und geistigen Mittelpunkt zu machen und ihr als Hauptknoten aller Verkehrswege auch wirtschaftlich Gewicht zu verleihen.

Es ist ein Irrtum, Madrid als eine Gründung Philipps II. zu bezeichnen. Während des ganzen Mittelalters bestand dort eine namhafte, schon vor dem Jahre 1000 wichtige Stadt, die wiederholt Sitz der Cortes und Krönungsstadt war. Zur Hauptstadt hat Philipp sie allerdings gemacht, und wir möchten das als einen der wichtigsten Belege seiner hohen staatsmännischen Einsicht bezeichnen. Wie er eigentlich der erste König von Spanien ist, so schuf er auch eine neue Gesamthauptstadt im Gegensatz zu Toledo, Sevilla u. s. w., den Hauptstädten der alten Teilreiche. Er hoffte aus Aragonesen, Andalusiern u. s. w. Spanier zu machen. Noch heute ist dies Ziel nicht ganz erreicht. Es fehlte der Stadt zu einem größeren Aufschwunge an Hilfsquellen in der unmittelbaren Umgebung. Diese ist zwar durchaus nicht so arm und dürr, wie man es zu schildern liebt, im Gegenteil, man sieht jetzt überall wohl angebautes Land und freundliche Ortschaften mit baumreichen Gärten an den Eisenbahnen in der Umgebung von Madrid, aber immerhin steht die reizlose Hochebene mit ihrem wechselvollen Klima an Lockmitteln und inneren Hilfsquellen, stehen ihre Bewohner an Rührigkeit und Wohlstand allen Landschaften Spaniens nach. Madrid hat bis auf die neueste Zeit keinen Einfluß auf die Provinzen ausgeübt, im Gegenteil, es unterlag dem Einfluß der Provinzen. Es wurde nicht zum Sitze des geistigen Lebens erhoben, man versäumte durch gute Verwaltung, durch Herbeiführung von Wasser die spröde Natur zu bekämpfen. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten erst geändert, wo Madrid einen bedeutenden Aufschwung genommen hat: Madrid ist heute Sitz einer blühenden Universität und zahlreicher sonstiger Lehranstalten, es besitzt im Königlichen Museum eine der herrlichsten Kunstsammlungen Europas, ausgedehnte Gärten und Spaziergänge und verfügt durch einen 70 Kilometer langen, 1859 vollendeten Kanal, welcher das Wasser des Lozoyaflusses durch großartige Überbrückungen aus der wasserreichen Sierra de Guadarrama herbeiführt, über eine Fülle von Wasser bis in die höchsten Stockwerke der Häuser. Eine selbständige Gewerbthätigkeit und der Handel erlangen immer größere Bedeutung, alle großen Eisenbahnlinien der Halbinsel, nicht weniger als fünf, laufen hier radienförmig zusammen und verbinden Madrid auf möglichst kurzem Wege mit allen namhaften an der Peripherie gelegenen Orten, mit der französischen Grenze östlich und westlich der Pyrenäen, mit Barcelona, Valencia, Alicante, Cartagena, Malaga, Cadiz, Huelva, Lissabon, Oporto, Coruña, Santander und San Sebastian. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Madrid eine größere Entwickelung und einen die provinziellen Gegensätze im Laufe der Zeit mildernden Einfluß erlangen wird.

Diese, wie wir sahen, vor allem in der Oberflächengestaltung begründeten Gegensätze sind so groß wie in keinem anderen Lande Europas. Sie äußern sich zunächst im Klima. Afrikanischer Trockenheit und



Sierra de Almijara und steinige Küstenebene bei Nerja in Andalusien.

Hitze, wie sie im Südosten, in Murcia, herrscht, wo fast aller Anbau auf künstliche Bewässerung angewiesen ist, steht der mitteleuropäisch feuchte Nordrand mit zwar milden Wintern, aber nicht sehr heißen Sommern; dem inneren Tafellande, das durch hohe Gebirgswälle ringsum und hohe Lage dem Einfluß des Meeres etwas entrückt ist und daher ziemlich trockenes, kontinentales Klima hat, steht die Südküste Andalusiens gegenüber, welche bei reicher

winterlicher Benetzung die mildesten Winter in Europa hat und Erzeugnisse der Tropen im großen hervorbringt. Das ganze Gestadeland am Mittelmeer ist der in jeder Hinsicht begünstigtste Teil Spaniens, der am besten angebaute, der am dichtesten und von rührigen, in Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Handel, wie im geistigen Leben vorangehenden Menschen bewohnte. Während es sonst in Spanien noch weite Striche giebt, die wohl anbaufähig, aber mit Gestrüpp bedeckt kaum als Weideland brauchbar und weithin menschenleere Einöden sind, gehören die kleinen Ebenen und die unteren Hänge der Gebirge am Mittelmeer zu den dichtest bevölkerten Gegenden Europas. Was dort im Laufe der Jahrtausende seit karthagischer und römischer, aber namentlich in arabischer Zeit geleistet worden ist in Urbarmachung des Felsbodens und Wasserzuführung, das ist staunenswert. Und noch immer wächst dort die angebaute Fläche, immer weiter wird die nach Vernichtung der Wälder den Boden bedeckende Vegetationsformation der Maechien, der aus Zwergpalmen und aromatischen immergrünen Sträuchern, Myrten, Lavendel, Cistusrosen, Lentiskus u. s. w. bestehenden Gestrüppe zurückgedrängt. Im südlichen Katalonien zwischen Taragona und Tortosa besteht die bald ganz schmale, bald auf mehrere Kilometer verbreiterte Küstenebene meist aus festen tertiären Konglomeraten, auf denen selbst dies Gestrüpp nur dürftig gedeiht. Unter unsäglicher Mühe werden die Felsen gesprengt und teils weggeführt, teils zu hohen Wällen aufgetürmt oder zu Terrassenmauern verwendet, teils auch zerkleinert und herbeigeführte gute Erde darunter gemischt, ähnlich wie ich es hier und da, aber in weit kleinerem Maßstabe, in Norwegen sah. Ganze Hügelgehänge fand ich so ganz neuerdings auf weite Strecken in sauber und geschickt angelegte Terrassen verwandelt; anderwärts grenzten breite und hohe Steinwälle die so dem Felsboden abgewonnenen Felder ab, welche nun mit Ölbäumen, Reben oder Johannisbrotbäumen bepflanzt sind. In ähnlicher Weise hat man an der Südküste von Andalusien die kleine, ebenfalls aus festen tertiären Konglomeraten bestehende Küstenterrasse von Nerja dem Anbau zu gewinnen begonnen. Dieses mehr als 7000 Einwohner zählende Städtchen liegt mitten in einer Steinwüste auf dem etwa 15 Meter hohen Steilrande der Küstenterrasse, aus welcher hier die Brandung eine kleine, durch ein Vorgebirge geschützte Bucht ausgewaschen hat. An dieser siedelten wohl zuerst Fischer an, da die ganze Küste an natürlichen Zufluchtsstätten selbst für kleine Fahrzeuge sehr arm ist. Vor kurzem fand auch noch aller Verkehr zur See statt,

Ochsenwagen von Valencia.

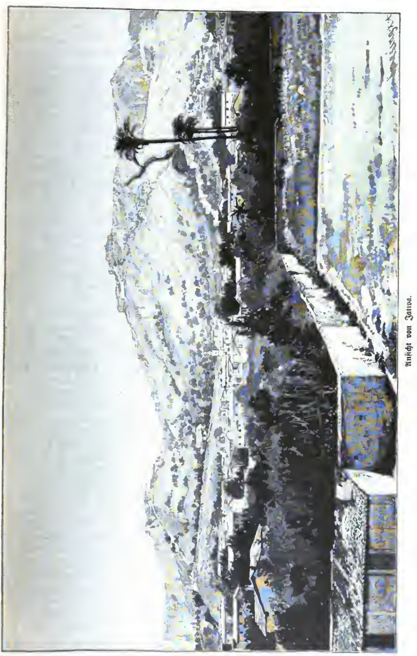
jetzt ist wenigstens eine fahrbare Straße nach Westen hin, nach Velez Malaga und Malaga vorhanden, nach Osten aber führt heute noch nach dem noch etwas größeren, 25 Kilometer entfernten Nachbarstädtchen Almuñecar nur ein Saumpfad beständig auf und ab über die steil zum Meere abbrechenden Bergsporne und in so schlechtem Zustande, daß man mir, sehr mit Recht, in Nerja allgemein riet, lieber zu Fuß zu gehen und meine Habe einem Eselchen anzuvertrauen. Diese Weltabgeschiedenheit, die im Winter, wenn es draußen auf dem Meere stürmt, eine vollständige sein mußte, mag die Bewohner von Nerja zuerst dazu gedrängt haben, den Felsboden um die Stadt urbar zu machen und das Wasser der am inneren Rande der Ebene am Fuße der Kalkberge hervorbrechenden Quellen herbeizuleiten. Heute ist bereits ein großer Teil des trostlosen Karstfeldes aufgearbeitet und bringt reiche Zuckerrohrernten hervor, nur im Norden reicht dasselbe noch unmittelbar an die Stadt. Auch die Hänge der Berge, die von fern kahl und tot erscheinen, sind bis hoch hinauf, bis zu Höhen von 1200 bis 1500 Meter terrassiert und angebaut, zahllose kleine weiße Häuschen, sogenannte Cortijos, meist Wohnungen armer Pächter, sind über die Berghänge und durch die Thäler verstreut. Besonders zahlreich sind diese Cortijos an dem hohen Bergwalle, welcher die kleine Küstenebene von Velez Malaga im Halbkreise umschließt, so daß sie der Landschaft einen höchst eigentümlichen Charakter verleihen. Von dem Fleiß, dem von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Geschick in Bearbeitung der steinigen, steilen Gehänge, der Befestigung des Bodens durch Steinmauern, der Herbeileitung von Wasser, wie andererseits von der Anspruchslosigkeit, Genügsamkeit und Armut der Bewohner kann man sich erst eine Vorstellung machen, wenn man mit ihnen gelebt hat.



Landleute von Murcia.



Der Hafen von Cartagena.



Ansicht von Jativa.

Am häufigsten ist die Fruchtbarkeit, der treffliche Anbau und die sorgsame Bewässerung der Huerta von Valencia geschildert worden. Es handelt sich dort in der That um eine große herrliche Gartenlandschaft, die aber doch meinen vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen, möglicherweise auch infolge des selbst hier strengen Winters von 1887/88 nicht ganz entsprochen hat. Die freilich weit kleinere, von wunderbaren Bergformen umrahmte Conca d'Oro von Palermo entspricht in weit höherem Maße mit ihren dichten, fast die ganze Ebene füllenden Fruchthainen den Vorstellungen südlicher Üppigkeit. Die Huerta von Valencia ist im Grunde nur ein Teil der langen schmalen Küstenebene, welche den flachen Golf von Valencia auf 170 Kilometer vom Kap St. Antonio im Süden bis Kap Oropesa im Norden umsäumt. Die Ebene besteht keineswegs, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte, aus jungem, von den zahlreich hier mündenden Flüssen angeschwemmtem Lande, solche Bildungen spielen eine ganz untergeordnete Rolle; es sind vielmehr tertiäre marine Ablagerungen, die durch eine neuere Hebung des Landes in eine sich sehr sanft zum Meere neigende Küstenebene verwandelt worden sind. Der Boden ist demnach an und für sich auch nicht besonders fruchtbar, die Bearbeitung und Bewässerung bei sorgsamer Düngung und günstigem Klima macht ihn erst dazu. Durch diese Hebung ist selbst eine ehemalige Külsteninsel verlandet worden, sie bildet heute das ganz inselartig aus der Ebene gegen das Meer vorgeschobene Kap Cullera. Andererseits ist das Haff (die Albufera) von Valencia ein noch nicht ausgefüllter Meeresrest. Die Breite dieser Küstenebene ist sehr verschieden, am größten ist sie etwas südlich von Valencia, wo sie sich am Jucar und seinem rechten Zufluß Albaida tiefer ins Innere erstreckt. Die mittlere Breite mag etwa acht Kilometer betragen, ihr Flächeninhalt etwa 1200 bis 1400 Quadratkilometer. Diese ganze Fläche ist gartenartig angebaut, eine Huerta grenzt an die andere, sie ist meist künstlich bewässert und bringt vielfach mehrere Ernten im Jahr. Doch würde man irren, wenn man das Ganze für einen großen Fruchthain hielte, nur im Norden und im Süden herrschen Baumpflanzungen vor, bei Valencia schon überwiegt offenes, wenn auch sehr baumreiches Land, um den Strandsee und am Jucar liegen die berühmten Reisfelder, die überaus reichen Ertrag geben. Um Valencia herrscht der Anbau von Weizen, Mais, Hülsenfrüchten, Melonen und einer Fülle von Gemüsen wie Futterkräutern vor, Fruchtbäume, namentlich Orangen, Feigen, Granaten, Pfirsiche und Maulbeerbäume sind in großer Zahl dazwischen gepflanzt, auf unbewässertem Lande pflanzt man Öl- und Johannisbrotbäume, an den Hängen Reben. Die Bewässerungsanlagen, deren Schöpfer wohl die Araber waren, sind wunderbar entwickelt, die die Küstenebene durchströmenden Flüsse, die eigentlichen Schöpfer dieses Reichtums, der Mijares, der Palancia, Turia, Jucar, Serpis, werden durch zahlreiche Kanäle, zum Teil schon innerhalb der Berge, angezapft und liegen den größten Teil des Jahres in ihrem untersten Laufstück trocken. Kunstvoll wird das Wasser über die ganze Ebene verbreitet, die sich kaum merkbar in völlig wagerechten, ganz unter Wasser zu setzenden Terrassen ausgelegt zum Meere hinabsenkt. Am größten ist der Wasserbedarf für den Reis- und Orangenbau. Letztere zieht man nicht wie in Sicilien in meist ummauerten Gärten auf hochstämmigen, fünf bis sechs Meter Höhe erreichenden Bäumen, sondern mehr auf niederen Bäumchen von kaum drei Meter Höhe auf offenen Feldern, die aber immerhin gegen Beginn des Frühlings mit ihrer unglaublichen Fülle goldener Früchte, die fast aus dem Eisenbahnwagen greifbar sind, einen herrlichen Anblick gewähren. Der nördliche Teil der Ebene bei Castellon de la Plana, Burriana und Villareal ist eine wenig unterbrochene ungeheure Apfelsinenpflanzung. Noch reicher ist aber der südliche Teil der Ebene, am Jucar und im unteren Albaidathale, um Alcira, Carca-

gente und das wasserreiche Jativa. Dort ist auch die Mannigfaltigkeit der Fruchtbäume viel größer, der Granatbaum wird im großen gezogen, und die Dattelpalme, die weiter nach Süden in der Provinz Murcia ganze Oasen bildet, tritt hier schon in so großer Zahl auf, daß sie den Landschaftscharakter bestimmt. Da die Berge hier ziemlich kahl sind, die Bauart der Häuser, die Gesichtszüge und die Kleidung der Bewohner noch vielfach an die Araber erinnern, so fand ich die Ähnlichkeit dieser Gegend mit den schon hochgelegenen Oasenlandschaften am Nordrande der Sahara, die ich zwei Jahre früher bereist hatte, sehr groß. In der echten Palmenoase von Elche in der Provinz Murcia giebt es Punkte, wo man, nach der Umgebung urteilend, glauben müßte, man befinde sich in einer Oase der nördlichen Sahara. Leider zeigte im Frühjahr 1888 diese paradiesische Landschaft ein recht trauriges Gesicht, die Apfelsinenhaine waren von Alcira bis Jativa bis in die Wurzeln erfroren, mit verbrannten Blättern, zum Teil ganz laublos standen sie da, Massen verfaulter Früchte bedeckten den Boden, auch die Johannisbrotbäume, hier und da selbst die Ölbäume waren erfroren, die Dattelpalmen dagegen nicht überall. Es war im Februar Schnee gefallen und ein paar Tage liegen geblieben, er hatte die üppig grünen Bäume bedeckt, die so am meisten gelitten hatten, während er an den hängenden Fiedern der Dattelpalmen weniger haftete. Bei Castellon hatten zur Zeit meines Aufenthaltes die Apfelsinen, die zum großen Teil auch schon abgeerntet waren, noch nicht gelitten, ich erfuhr aber, daß wenige Tage nachher ein Nachtfrost, Mitte März, durch einen mehrere Tage wehenden Mistral verursacht, auch dort großen Schaden gethan hat. Im Süden der Provinz Valencia ist der Wohlstand einer ganzen Landschaft auf vielleicht ein Jahrzehnt vernichtet, bis neue Pflanzungen wieder herangewachsen sind. Überhaupt ist der Winter 1887/88 auch in Spanien sehr heftig aufgetreten, der Verlust an Eigentum durch Frost und Schnee, die Not der meist armen Bewohner, die wochenlang nicht in den Feldern arbeiten und ihren dürftigen Tagelohn (1 bis 1,25 Franken) verdienen konnten, war dort weit größer als bei uns. Noch an der warmen Südküste Andalusiens fand ich das Zuckerrohr an vielen Punkten völlig erfroren und auch damit die einzige Ernte vieler Grundbesitzer verloren. Schon ein Besuch des berühmten botanischen Gartens in Valencia zeigte trotz schützender Matten und Cypressenhecken furchtbare Verheerungen des Frostes. Doch kehren kalte Winter zum Glück hier nur in langen Zeitabschnitten wieder.

Der Gegensatz zwischen diesem Gebiete intensivster Bodenverwertung und den angrenzenden nicht bewässerbaren Landschaften im Gebirge und auf dem Hochlande ist ein überaus scharfer: hier ein Gebiet höchsten Bodenwertes, bedeckt von zahlreichen Städten, Dörfern, Weilern und einzelnen Häusern, dort fast wertlose Einöde mit weit verstreuten, dann aber immer ihre Bewohner nach Tausenden zählenden Ortschaften. Von der Provinz Valencia ist eigentlich nur die Küstenebene bebaut, reichlich die Hälfte ihrer Bodenfläche ist unangebaut, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß sie nicht anbaufähig sei. So drängen sich die Bewohner in den Huertas zusammen.

Man kann im Gestadelande Spaniens am Mittelmeere nach den vorwiegend gebauten Gewächsen vier verschiedene Gebiete unterscheiden: in Katalonien herrscht die Rebe und der Ölbaum vor, in Valencia die Apfelsinen, in Murcia in noch schärfer ausgeprägten Berieselungsoasen die Dattelpalme, daneben Apfelsinen, schließlich in Andalusien das Zuckerrohr. Der Zuckerrohrbau in Andalusien ist in den letzten Jahrzehnten wieder zu großer Bedeutung gelangt, steht aber jetzt im ganzen Mittelmeergebiet einzig da. Im Mittelalter und noch im sechzehnten Jahrhundert versorgten die Mittelmeerländer allein Europa mit Zucker, der steigende Anbau in der Neuen Welt ließ denselben aber bald nicht mehr lohnend erscheinen, zuletzt,

in der Zeit, als er in Andalusien wieder auflebte, erlosch er auch in Sicilien. Daß die Araber erst den Anbau des Zuckerrohrs, das von Indien nach Oman und dem unteren Mesopotamien verpflanzt worden war, über die Mittelmeerländer verbreitet haben, unterliegt keinem Zweifel. In Ägypten, wo es ja heute wieder im großen gebaut wird, in Syrien, auf Cypern, Rhodus, vor allem auf Sicilien fand im Mittelalter Zuckerrohrbau im großen statt. Von da kam es nach Andalusien, Madeira, den Azoren und den Kanarischen Inseln und dann in die Neue Welt, wo es erst seine große Bedeutung erlangte. Handel mit Zucker spielte im Mittelalter in den Mittelmeerländern eine wichtige Rolle, von Damaskus und Alexandria, von Andalusien kamen im fünfzehnten Jahrhundert besonders große Mengen in den Handel, im südlichen Marokko wird schon im zehnten Jahrhundert bedeutender Zuckerrohrbau erwähnt. Ebenso alt und jedenfalls durch die Araber eingeführt dürfte er in Sicilien sein, sicher nachgewiesen ist er dort seit dem elften Jahrhundert. Namentlich bei Palermo und anderwärts an der wohlbewässerten Nordküste wurde viel Zuckerrohr gebaut; bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts blüht dieser Anbau, dann aber beginnt er dem amerikanischen Wettbewerb zu erliegen. Bis in den Beginn dieses Jahrhunderts hatten sich noch einige Reste, die letzten bei Avola südlich von Syrakus, erhalten. Jedenfalls ist das Zuckerrohr sofort bei der ersten Besiedelung (1435) auch nach den Azoren verpflanzt worden, Prinz Heinrich belehnte dort den Christusorden mit der Hälfte des Ertrags der Zuckerrohrpflanzungen. Auch Behaim gedenkt derselben dort auf seiner Weltkarte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Zuckerrohrbau Andalusiens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vorzugsweise dieselben Gegenden umfaßte wie heute. Ob derselbe ganz zum Erliegen gekommen war, ist nicht sicher festzustellen, aber wahrscheinlich. Als Moritz Willkomm 1844 und 1845 diese Küstengebiete bereiste, fand er die heute ein großes Zuckerrohrfeld bildende, von einer schönen Straße durchschnittene Ebene der Mündung des Guadalhorce bei Malaga noch als wüsten Sumpf, den man landeinwärts umging. In der Ebene von Motril und bei Almuñecar erwähnt er saftig grüne Zuckerrohrfelder, aber nur nebenbei, sie waren offenbar ohne größere Bedeutung, während wir heute hier einen geradezu großartigen Zuckerrohrbau haben. Nur bei Velez Malaga wurde derselbe damals wieder im großen betrieben und war ein Spanier, Ramon de la Sagra, der ehemals Direktor des botanischen Gartens in Havana gewesen war, im Begriff, eine große Zuckerfabrik und Raffinerie zu bauen. Seine Versuche hatten ergeben, daß der spanische Zucker dem westindischen nicht nachstehe. Er scheint Erfolg gehabt zu haben, und seitdem hat sich der Zuckerrohrbau, nur noch einmal während des amerikanischen Bürgerkriegs, der auch hier wie im ganzen Mittelmeergebiet einen wahren Baumwollenschwindel hervorgerufen hatte, unterbrochen, gewaltig ausgedehnt. Alles in den kleinen Küstenebenen von Tarifa im Westen bis Adra im Osten, ja selbst an den Berghängen nur irgendwie bewässerbare Land, eine sehr bedeutende Fläche, ist mit Zuckerrohr bestellt, alle Grundbesitzer, große wie kleine, bauen dieses am reichsten, selbst nach vor den Apfelsinen lohnende Gewächs, viele setzen alles auf diese eine Karte. Zu Dutzenden sind Zuckerfabriken entstanden, ihre hohen Schlote bilden im Landschaftsbilde eine ebenso ungewohnte wie häufige Erscheinung wie im Nilthale am Fuße der Pyramiden. Viel Land ist für diese gewinnreiche Pflanze urbar gemacht worden, das ohne sie wohl noch lange des Bearbeiters geharrt hätte, großartige, kostspielige Wasserleitungen sind angelegt worden, welche tiefe Thäler auf hohen Brücken überschreiten und weitab von jedem Fluß oder jeder Quelle gelegene Flächen, die vorher mit Gestrüpp bedeckt waren oder höchstens Weizen hervorbrachten, überaus ertragreich gemacht haben. Bei Nerja fand ich die Hügel bis



Aus dem Palmenhain von Elche.

zu bedeutender Höhe mit Zuckerrohr bestellt, teils terrassiert, teils derartig in Furchen angelegt, daß das hineingeleitete Wasser den Boden gründlich durchfeuchten muß. Also ähnlich wie man auf Madagaskar und in Südost-Asien vielfach Reis an Berghängen baut. Es ist dort eine mächtige Quelle, ein sogenannter Nacimiento, der bei dem Dorfe Maro am Fuße der Sierra de Almijara aus dem Kalkgebirge in wunderbarer Fülle und Klarheit, einen kleinen Fluß bildend, hervorbricht, in eine Leitung gefaßt und sechs Kilometer weit bis Nerja geführt, wo sich das zum Zuckerrohrbau geeignete Land in größerer Ausdehnung fand. Eine 50 Meter tiefe Schlucht mußte in vierfacher Bogenstellung übereinander dabei überbrückt werden. Hier, wo das hohe Küstengebirge sich steil über dem Meere erhebt und Schutz gewährt, war das Zuckerrohr nicht erfroren; aber weiter westwärts, wo dieser Schutz geringer ist, bei Velez Malaga und in der Ebene von Malaga selbst, war auf weite Strecken die ganze Ernte verloren.

Ich habe im März und April 1888 fast das ganze andalusische Zuckerrohrgebiet bereist, es gehört zu den malerischsten Gegenden Spaniens, wie es das klimatisch begünstigtste ist. Nur gegen Gibraltar zu Lande an der Küste entlang von Malaga aus vorzudringen, war unmöglich. Ich hatte den Versuch gemacht, die zweitägige Strecke, die zur Hälfte nur zu Pferde gemacht werden kann, zurückzulegen und war eines Morgens mit dem Poststellwagen von Malaga aufgebrochen. Es regnete heftig; wie auch in Andalusien und Nord-Marokko, wohin ich später übersetzte, diese Monate überaus regnerisch und verhältnismäßig kühl waren; die sogenannte Straße, die man in Deutschland kaum als Feldweg bezeichnen würde, geht steil bergauf und bergab und besteht bald aus vom Wasser zerrissenem Felsboden, bald aus unergründlichem Schlamm. Die aus dem Gebirge kommenden Gießbäche, die meist trocken liegen, entbehren natürlich der Brücken, im günstigsten Falle hat man ihr Bett verbreitert, flach ausgetieft und gepflastert, so daß das Wasser rasch darüberschießt, Geröll, Gestrüpp u. s. w. mitreißt und man ohne Gefahr hindurchfahren oder reiten kann. Wir waren in dieser Weise bereits glücklich über mehrere dieser Ramblas hinüber, über die letzte, die einen solchen Übergang bereits zum Teil zerstört hatte, nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr, als uns nach siebenstündiger Fahrt der Fluß von Fuengirola Halt gebot. Er war so stark geschwollen und so reißend, daß selbst ein Reiter, der die beste Furt erkunden sollte, sich nicht hineinwagte. Es war übrigens an demselben Tage in der Nähe von Gibraltar ein des Landes im hohen Grade kundiger Engländer beim Versuche, auf der Heimkehr von der Jagd einen geschwollenen Gießbach zu durchreiten, umgekommen. Ich hatte nun die Wahl, zu warten bis der Regen aufhörte und das Wasser sich verlief, was zuweilen in wenigen Stunden der Fall ist, oder nach Malaga umzukehren. Ich entschloß mich rasch zu letzterem und langte nachts nach mühseliger Fahrt wieder in Malaga an. Der Guadalhorce, der westlich von Malaga mündet und von einer schönen Eisenbrücke überspannt wird, war inzwischen gewaltig gestiegen und reichte fast bis an die Brücke: wenige Stunden später riß er sie weg. Wäre ich nicht sofort umgekehrt, so wäre ich für vier Tage zwischen den beiden Flüssen in dem armseligen Fuengirola gefangen gewesen, denn auch das Meer war so stürmisch, daß sich keine Barke hinauswagen konnte.

Geringer waren die Schwierigkeiten des Küstenwegs in östlicher Richtung, obwohl auch dort, wie schon erwähnt, die Strecke von Nerja nach Almuñecar zu Fuß zurückgelegt werden mußte. Es war ein zwar anstrengender sechsstündiger Marsch in glühender Sonne, aber landschaftlich überaus lohnend. Durch die rinnenden Wasser in zahlreiche senkrecht zur Küste streichende Bergrücken zerschnitten, bricht hier die Sierra de Almijara steil am Meere ab, eine tiefe Schlucht bildet die Grenze zwischen den Provinzen Malaga

und Granada. Von hier führt der Pfad auf eine kurze Strecke durch einen lichten Wald von Aleppokiefern, länger durch immergrünes, duftiges, hochgewachsenes Gestrüpp von Rosmarin, Salvien, Lavendel, Lentiscus, Ginster, Immergrüneichen, Zwergpalmen und dergleichen. Sonst sind auch hier, wo es nur irgend möglich war, die steilen Hänge angebaut, namentlich mit Tomaten, die in dieser sonnigen Lage (am 31. März nach kaltem Winter!) schon ziemlich reif waren. Die vereinzelten Cortijos liegen meist an höchst malerischen Punkten, aber nur ein einziges Dorf findet sich, Herradura, am Rande einer mit Zuckerrohr bebauten Ebene an einer kleinen hufeisenförmigen Bucht, daher der Name des Ortes, die durch eine kleine Küstenfeste verteidigt wird. Solche Festen, meist noch in brauchbarem Zustande erhalten, finden sich an der ganzen Küste an jedem Punkte, der nur einigermaßen eine Landung möglich erscheinen läßt. Sie galten vorzugsweise den Seeräubern der Berberei. Almuñecar liegt sehr hübsch auf und an einem vereinzelt aus einer kleinen Bucht mitten aus einer kleinen Ebene sich erhebenden Kalkfelsen, dessen höchster Gipfel dicht über dem Strande eine alte Feste trägt.

Die Entstehung dieser kleinen buchtenartigen Küstenebenen wie bei Herradura, Almuñecar, Motril, Malaga u. s. w. ist eine besonders anziehende Frage, deren Lösung einer der Hauptzwecke meiner Reise war, wie ich mit ähnlichen Zielen zwei Jahre früher die ganze Küste Nordafrikas von Cherchel in Algerien bis zur kleinen Syrte und 1888 von Andalusien aus die marokkanische Küste, stückweise wenigstens, von der Meerenge bis Oran in Algerien bereist habe. Ich habe mir die Ansicht gebildet, daß an Stelle dieser kleinen Ebenen sich in naheliegender geologischer Vergangenheit, bis zum Beginn der Quartärzeit, Meeresbuchten befanden, die wohl vorzugsweise durch die Thätigkeit der Brandungswelle, welcher große, das ganze Gebirge durchsetzende Querbrüche, wie bei Malaga und Motril, bequeme Angriffspunkte gewährten, ausgespült worden waren. Seitdem trat eine an der ganzen Mittelmeerküste Spaniens nachweisbare aufsteigende Bewegung des Landes (nicht Zurücksinken des Meeresspiegels) ein, und infolgedessen begannen die in diese Buchten mündenden Flüsse, unterstützt von Brandungswelle und Küstenströmung, welche die an den Vorgebirgen abgenagten Massen in den Buchten ablagerten, dieselben auszufüllen. Dieser Vorgang ist schon so weit gediehen, daß nur noch sehr flache Ausbuchtungen übrig sind. Die Hauptarbeit fällt dabei den Flüssen zu. Diese sind zwar im allgemeinen wasserarm, ja vielfach wasserlos, namentlich da sie auch für künstliche Bewässerung verbraucht werden, aber sie haben breite geröllreiche Betten, die sogenannten Ramblas, für gewöhnlich die bequemsten Wege ins Innere, und führen nach heftigen Regengüssen, wie sie hier die Regel sind, unglaubliche Massen Geröll dem Meere zu. Diese Geröllführung ist teils auf das Klima zurückzuführen, indem in der langen trockenen Zeit der Boden ausdörrt, in Spalten aufreißt, gelockert wird, so daß die dann plötzlich eintretenden Regengüsse ihn um so leichter angreifen und die Massen in Bewegung setzen können, teils auf die petrographischen Verhältnisse des Gebirges, das zum großen Teil aus leicht verwitternden Talk- und Thonglimmerschiefern besteht. Der Zugang zu diesen heutigen Zuckerrohrgefilden aus dem Inneren erfolgt meist über ziemlich hohe und schwierige Pässe, da die Flüsse in ungangbaren tiefen Schluchten, ähnlich den Klammen unserer Kalkalpen, das Küstengebirge durchbrechen. Die kürzeste Straße von Granada ans Meer bei Motril folgt zwar nach Überschreitung der unter dem Namen Sospiro del Moro bekannten Paßhöhe dem Thale des Guadalfeo abwärts, wird aber schließlich gezwungen, den westlichsten Rücken der Sierra de Lujar zu übersteigen, um Motril zu erreichen. Das Thal des bei Malaga mündenden Guadalhorce ist erst durch die Eisenbahn dem

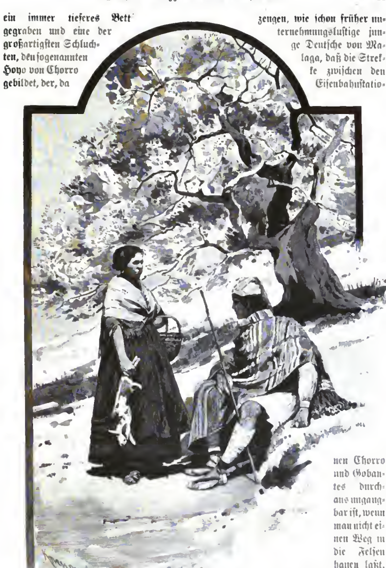
Verkehr dienstbar gemacht worden, die bei dem Knotenpunkt Bobadilla in cirka



Öl- und Weinverkäufer von Valencia.

450 Meter Meereshöhe den dort auf dem Hochlande in breitem, flachem Thale dahinfließenden Fluß erreicht. Die Straßen übersteigen weiter östlich von Antequera und Loja aus in Pässen bis zu 1285 Meter Höhe, an denen in arabischer Zeit wiederholt blutig gekämpft worden ist, das Küstengebirge. Von Bobadilla aus hat sich der Fluß, dem offenbar ein großer Querbruch und starke Schichtenstörungen die Arbeit erleichterten — an der engsten Stelle der Klamm stehen die Kalkbänke ziemlich senkrecht —,

ein immer tieferes Bett gegraben und eine der großartigsten Schluchten, den sogenannten Hoyo von Chorro gebildet, der, da der Fluß stets Wasser führt, auf eine Strecke ganz unzugänglich ist. Ich selbst mußte mich von der Unmöglichkeit überzeugen, wie schon früher unternehmungslustige junge Deutsche von Malaga, daß die Strecke zwischen den Eisenbahnstationen Chorro und Gobantes durchaus ungangbar ist, wenn man nicht einen Weg in die Felsen hauen läßt.



Landleute von Valencia.

Der Fluß stürzt in einem Wasserfall drei Kilometer oberhalb Chorro wie aus einem Thore aus einer 150 Meter hohen senkrechten Felswand hervor. Der Eisenbahnbau hat hier ein volles Dutzend Tunnel erfordert, zwischen denen zum

Teil eiserne Brücken über Querschluchten geschlagen werden mußten. Hier findet einer der raschesten und darum überraschendsten Übergänge zwischen dem Hochlande und der Südküste statt. Bei Bobadilla trägt die Landschaft einen rauhen, fast nordischen Charakter, Weizenfelder und Weideland dehnt sich weithin aus, nur der Ölbaum und Zwergpalmengestrüpp erinnert an den Süden. Ist man aber durch die Tunnel von Chorro hindurch, so erweitert sich das Thal sehr rasch, die Hänge werden sanfter, kleine Dörfer, Städtchen mit den Trümmern maurischer Burgen und den Villen reicher Kaufleute von Malaga treten auf, umringt von Pflanzen der Tropen. Das ganze Thal ist ein herrlicher Fruchtgarten voll größter Mannigfaltigkeit: die Apfelsinen, hier in mächtigen alten Bäumen, herrschen vor, die Dattelpalme breitet schützend ihre Krone über sie aus, hier und da dunkle Cypressen, unten am Fluß Silberpappeln und Dickichte hohen Rohres, an der Eisenbahn hoch aufgeschossene bläuliche Eukalypten, die schon ganze Haine bilden, an den Berghängen dunkle Johannisbrotbäume und graue Oliven, auch rötlich schimmernde Granatbäume sind häufig, selbst Birn- und Pflaumenbäume fehlen nicht, auffällige Erscheinungen neben den saftstrotzenden Opuntien und Agaven der Neuen Welt. Alles prangt in frischem Grün des Frühlings, der Feigenbaum und der Weinstock haben schon voll entwickelte Triebe am 24. März! Weiterhin mündet das Thal in die Vega von Malaga aus, die Fruchtbäume werden seltener, das Zuckerrohr herrscht vor.

— — — — — — — — — —

Wie schon der Name erkennen läßt, ist Almuñecar ein Ort mit noch ganz arabischem Gepräge, rings von Zuckerrohrfeldern umgeben, die so zu sagen in die Stadt selbst eindringen. Der Burgfelsen war gewiß einmal eine Insel, die ihr Dasein der großen Festigkeit des marmorartigen blauen Kalksteins verdankte, den die Brandungswelle nur langsam abzutragen vermochte. Daß er zum Teil dennoch abgetragen wurde, zeigt eine Klippenreihe, die ihm ins Meer hinaus vorgelagert ist und so den Schiffen etwas Schutz bietet. Dieser Umstand, wie die natürliche Festigkeit des Burghügels und die wohlbewässerte fruchtbare kleine Ebene sind die drei Ursachen, welche hier wohl sehr früh eine Siedelung haben entstehen lassen. In arabischer Zeit hat Almuñecar eine gewisse Rolle gespielt; hier landete im Jahre 755 Abderrahman, der Sohn Moawias, einer der wenigen der Vertilgung ihrer Familie durch die Abbasiden in Damaskus entronnenen Ommijaden, der Begründer des Kalifats von Cordova. Daß der Ackerbau auf so beschränktem Gebiet, neben welchem Fischerei wenig ins Gewicht fällt, die 8000 Bewohner des Städtchens zu nähren vermag, läßt auch hier erkennen, welche Volksdichte in diesem glücklichen Klima möglich ist. Übrigens konnte ich hier noch eine neue Art, Schweine zu verwenden und zu mästen, kennen lernen: man führt sie am Seil durch die Straßen und läßt diese so reinigen, gewiß gründlicher, wie es die Ziegen thun, die ich anderwärts in Spanien dies Geschäft besorgen sah. Wie viel praktischer sind doch die wackeren Bürger von Almuñecar als die vorurteilsvollen Mohammedaner, welche aus religiösen Gründen Hunde und Geier mit dem Auffressen des Unrats betrauen, die doch ihrerseits nicht zu essen sind.

Da ich am Ostersonnabend in Almuñecar anlangte, so genoß ich auch da noch in der Nacht einen der großen Umzüge, in welchen man in der Osterzeit stundenlang mit Musik und Wind- beziehungsweise Wachslichtern meist lebensgroße Wachsfiguren, welche sich auf die Leidensgeschichte Christi beziehen, durch die Stadt trägt, ganz wie am Mittwoch vor Ostern und Gründonnerstag in Velez Malaga, am Karfreitag in Nerja solche stattfanden. Selbstverständlich war von wirklicher Andacht bei den Tausenden von Menschen, welche an dem Umzug teilnahmen oder von Balkonen und Fenstern zuschauten, wenig zu merken, man sagte

mechanisch Gebete her und vergnügte sich so viel wie möglich; es war mehr ein nächtliches Volksfest. Am großartigsten, aber völlig zu öffentlichen Schaustellungen ausgeartet sind bekanntlich diese Umzüge in Sevilla, wohin jetzt, wie einst zum Osterfeste in Rom, alle Fremden in Spanien zusammenzuströmen pflegen, zur großen Freude der Gastwirte, die ihre Schafe dann gründlich scheren. Es gelang mir, Sevilla noch rechtzeitig zu verlassen, ohne darum diesen Umzügen ganz entrinnen zu können. Diese Tage vor Ostern, besonders Gründonnerstag und Karfreitag, sind die höchsten Feiertage in Spanien, für die so strenge Vorschriften bestehen, daß der Kutscher, der mich am Karfreitag in einer Diabola (kleiner zweiräderiger Einspänner, anderwärts Tartane genannt) von Velez Malaga nach Nerja gefahren hatte, dort von der Polizei deswegen in Strafe genommen werden sollte. Das hinderte nicht, daß ich unterwegs allenthalben Landleute in den Feldern beschäftigt fand. Ja, am Ostersonntage herrschte in der Ebene von Motril die allerlebhafteste Arbeitsthätigkeit, wie sie in Deutschland an diesem Tage ganz undenkbar wäre.

Von Almuñecar führt eine neue gut gebaute Straße nach Motril; da aber das einzige, wie mir von verschiedenen Seiten bestimmt versichert wurde, in der ganzen Stadt vorhandene Fuhrwerk, eine Diabola, tags vorher nach Motril gefahren war, so mußte ich die vier Stunden lange Strecke zu Pferde zurücklegen, wobei wir



Aus den Zuckerrohrfeldern und Terrassen bei Nerja in Andalusien.

die Windungen der Straße, die durch zahlreiche Querthäler bedingt sind, auf steilen Reitwegen abschnitten, fast ununterbrochen in fündflutartigem Regen. Nur für eine kurze Weile hörte der Regen auf und brach die Sonne durch, just am schönsten Punkte, als beim Umbiegen um den

letzten Bergsporn das alte Felsennest Salobreña, dahinter die herrliche Ebene von Motril vor mir lag. Salobreña war in maurischer Zeit eine starke Feste, die am Rande der reichen Vega von Motril am Meere auf einem hohen vereinzelten Kalkfelsen thronte, heute liegt sie, zuletzt von den Franzosen zerstört, in malerischen Trümmern da. Um den Burgberg hat sich das gleichnamige Städtchen angesiedelt, dessen zwei große Zuckerfabriken wenig in das Landschaftsbild passen. Hier begann nun ein Treiben, wie es überraschender am Ostersonntage nicht gedacht werden konnte. Die Zuckerrohrernte war in vollem Gange, Tausende von Arbeitern waren damit beschäftigt. Die ganze Ebene von Motril, die ehemals mannigfachen Wechsel von Zuckerrohr-, Baumwoll-, Mais- und Batatenfeldern, untermischt mit Hainen von Oliven und Apfelsinen, wie Gruppen von anderen südlichen Fruchtbäumen und Dattelpalmen darbot, ist jetzt ein einziges großes Zuckerrohrfeld, das mitten in der Ernte mit den Tausenden geschäftiger Menschen einem wimmelnden Ameisenhaufen glich. Schon durch die engen Gassen von Salobreña war schwer durchzukommen, denn in langen Zügen, zu zwanzig bis dreißig auf einmal, kamen mir Maultiere, Pferde und Esel entgegen, zu beiden Seiten mit schweren Bürden von Zuckerrohr beladen, das sie der Fabrik zuführten. Da andere Züge in gleicher Richtung mit mir leer zu den Feldern zurückeilten, fehlte es nicht an Drängen und Stoßen, Zurufen und Schreien der Treiber. Doch ging es stets friedlich ab, nichts von jenen rohen Schimpfereien, wie sie bei uns unvermeidlich gewesen wären. So ging es fort, reichlich auf anderthalb Stunden durch die ganze Vega, auf meist engen, grundlosen Wegen, ja eine volle Stunde geradezu im Wasser reitend. Wasser von oben, Wasser von unten. Der Guadalfeo nämlich, der größte der von der Sierra Nevada nach Süden gehenden Flüsse, der in zwei Hauptarmen, von denen zahlreiche Kanäle abgeleitet sind, die von seinen Anschwemmungen gebildete Ebene durchströmt, war stark angeschwollen und hatte die Ebene zum Teil überschwemmt, namentlich aber hatten die Kanäle besonders die ausgetretenen Wege überflutet und in Bäche verwandelt. Der Hauptarm des Flusses war 350 Meter breit und bot, wenn auch nur 0,5 bis 0,75 Meter tief, durch die starke Kiesel rollende Strömung (eine Brücke war selbstverständlich nicht vorhanden) den schwerbeladenen Tieren viel Schwierigkeiten, was natürlich die eigentümlich malerische Landschaft noch mehr belebte. Hier gewann man den Eindruck eines tropischen Deltalandes, wie ja in der That die Vega von Motril das mildeste Klima in Europa besitzt und die größte Zahl tropischer Gewächse hervorbringt. Bei seiner Breite und Wasserfülle machte der Fluß, der an jener Stelle, wo ich ihn durchritt, auf zwei bis drei Kilometer durch Dämme und Flechtwerk notdürftig gerade gelegt ist, mit seinem breiten Saume von hohem Rohr und im ersten frischen Grün prangender Silberpappeln einen bedeutenden Eindruck. Im Sommer dürfte er wohl nur ein trockenes Kiesbett aufweisen.

Die Ernte hatte auch hier diesmal später begonnen und viele Felder waren zu gleicher Zeit in Angriff genommen worden. Scharen von fünfzig und mehr Arbeitern sah man auf den einzelnen Feldern, die Männer hieben die dicken Rohre, die hier drei Meter Höhe erreichen, ab, die Frauen und größere Kinder befreiten sie von den Blättern. Diese werden dann aufgehäuft und dienen zur Düngung. Aufseher, hier und da auch die Besitzer zu Pferde, eilen von Trupp zu Trupp; alles kaut Zuckerrohr, die Treiber der Lasttiere wie die Kinder in den Dörfern, Zuckerrohrstengel werden in dieser Zeit in ganz Andalusien von den Obstverkäuferinnen verkauft. Um das Zuckerrohr dreht sich heute geradezu alles in diesem fruchtbarsten Teile Andalusiens. Man zieht durch die zur Bewässerung eingerichteten Felder, nachdem sie tüchtig gedüngt sind, tiefe Furchen, in welche man lange Rohrstengel



Durchbruchsthal des Guadalhorce bei Chorro (Sierra Nevada)

legt und leicht mit Erde bedeckt. Diese schlagen dann aus, im ersten und zweiten Jahre bleiben aber die Stengel klein und haben wenig Zuckergehalt, vom dritten Jahre an beginnt erst der volle Ertrag, nach weiteren acht bis zwölf Jahren muß aber das ganze Feld gründlich umgearbeitet und neu angelegt werden. Die Ernte beginnt meist Mitte Februar, dies Jahr fast vier Wochen später, von da an arbeiten die Fabriken etwa drei Monate. Die-

selben gehören teils reichen Großgrundbesitzern, eine große Zahl dem „Könige von Andalusien" Larios, einem der reichsten Männer Spaniens, wohl wesentlich durch eigene Tüchtigkeit emporgekommen, teils Gesellschaften. Auch die Zuckerrohrfelder gehören vielfach reichen Grundbesitzern, doch haben die hohen Erträge, ähnlich wie in unseren Zuckerrübengebieten, auch die kleinen Besitzer fast ausnahmslos zum Anbau des Zuckerrohrs gebracht. Motril, drei Kilometer vom Meere nahe dem oberen Ende der Ebene gelegen, ist durch Zuckerrohrbau eine der wohlhabendsten Städte Spaniens geworden; die stattlichen Häuser, Villen und Gärten, einzelne schöne schnurgerade, gut gepflasterte Straßen zeugen von dem dort herrschenden Wohlstande, trotzdem die Stadt nur 17000 Einwohner zählt. Natürlich hatte sich auch hier die Spekulation breit gemacht, der Wert des Bodens war vor drei Jahren bis auf 200 Prozent gestiegen. Seitdem ist aber auch hier ein gewaltiger Rückschlag eingetreten; der deutsche Rübenzucker, der billiger ist als der andalusische Rohrzucker, überflutet auch den spanischen Markt, die Fabriken, außer den besonders gut geleiteten des Larios, erzielen keinen Gewinn mehr und haben die Preise für das Rohr so herabgesetzt, daß die Bauern behaupten, dabei nicht bestehen zu können. Selbstverständlich sehen sie die Preisherabsetzung als einen Ausfluß der niederträchtigen Gewinnsucht der Fabrikbesitzer an, es war kurz vor meiner Ankunft zu einem förmlichen Aufstand in Motril gekommen, in blinder Wut waren die Zuckerrohrfelder in Brand gesteckt, ja der Sohn eines reichen Grundbesitzers erschossen worden, die bewaffnete Macht mußte einschreiten und eine Gerichtskommission hatte die Untersuchung in die Hand genommen. Einzelne Besitzer haben infolge des Preisrückganges schon angefangen, ihre Felder mit Baumwolle zu bestellen, da diese heute besser zu lohnen scheint wie Zuckerrohr. Die Verluste durch Frost werden diese Neigung noch bestärken.

Statistische Angaben über die andalusische Zuckergewinnung zu geben ist unmöglich, es giebt keine, und gäbe es welche, so wären sie, wie mir ein gründlicher Kenner Spaniens und Andalusiens unter Belegen versicherte, falsch. Alles, was in Spanien an amtlicher Statistik geliefert wird, selbst die Bevölkerungszahlen, sind falsch, alle Aufnahmen werden von den Beamten liederlich ausgeführt, und die gegen alles, was von dem Beamtentum ausgeht, mit Recht mißtrauische Bevölkerung macht mit Absicht falsche Angaben. Die Verderbtheit des spanischen Beamtentums ist, wie ja verschiedene in der letzten Zeit durch die Tagespresse bekannt gewordene Vorgänge gezeigt haben, eine so trostlose, daß selbst das magyarische Ungarn und Rußland noch besser daran sind und ich nur in der Türkei ähnliche Zustände gefunden habe. Es hängt das mit dem Treiben der Parteien und dem beständigen Wechsel der Beamten zusammen. Jeder sucht sich so rasch wie möglich zu bereichern. Auch ist die Mißachtung, in welcher die Beamten stehen, eine große, aber wohlverdiente. Von den Summen z. B., welche für die Überschwemmten in Murcia und für die durch das furchtbare andalusische Erdbeben, dessen Spuren heute noch frisch sind, Heimgesuchten auch bei uns aufgebracht worden sind, ist thatsächlich nur ein kleiner Teil in die Hände der Bedürftigen gekommen, das meiste ist in den zahlreichen Beamtenhänden, durch die es ging, kleben geblieben. Der verstorbene tüchtige König Alphonso, der diese Zustände wohl kannte und sie mit der Zeit wohl auch gebessert haben würde, verteilte eigenhändig Geld in dem Erdbebengebiet, aber da auch er sich nur ausnahmsweise an die Geschädigten unmittelbar wenden konnte und sonst nur an die Gemeindevertretungen, so ist selbst von diesen Gaben des Königs ein großer Teil unterschlagen worden. Der Steuerdruck ist für die Masse der Bevölkerung, namentlich weil sich gerade die steuerkräftigsten Kreise der Besteuerung zu entziehen wissen, ein ungeheurer, fast

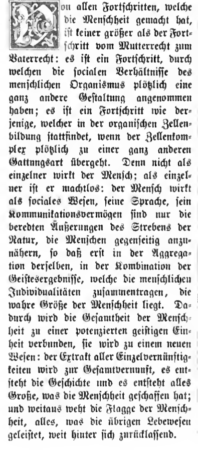
unerträglicher, selbst für ein so genügsames Volk wie das spanische, die Mißverwaltung in allen Zweigen eine sehr große, und man begreift so, daß in einem Lande fast von der Größe des Deutschen Reiches, aber nur ein Drittel der Bevölkerung, wo fruchtbares Land in Fülle für die dreifache Volksmenge vorhanden ist, fortdauernd eine beträchtliche Auswanderung nach Südamerika und Algerien stattfindet. Die Masse der Bevölkerung ist blutarm und tief verschuldet, sie lebt von der Hand in den Mund; kann sie, wie in diesem kalten und regnerischen Winter, nur einige Zeit nichts verdienen, so entsteht große Not, und die Großgrundbesitzer sind dann genötigt, Vorschüsse zu machen oder geradezu den Hungernden Brot zu geben. Viele Tausende hungernder Landleute waren Ende März nach Granada zusammengeströmt, um ihr Leben von Almosen zu fristen, in Scharen standen sie, wenn einmal die Sonne schien, an der Sonnenseite der Straßen und wärmten sich. Durch die Verwüstungen der Reblaus sind auch in Andalusien viele Besitzer verarmt. Das Verkehrswesen liegt sehr im argen; man hat ja in der letzten Zeit viel Eisenbahnen gebaut und es ist den dringendsten Bedürfnissen in dieser Hinsicht wohl genügt, aber die Linien sind bis auf eine kleine Ausnahme — und dies ist die einzige anständige Eisenbahn in Spanien — in den Händen französischer Kapitalisten, die den Verkehr in noch schamloserer Weise wie in Frankreich ausbeuten. Es gehen wenige Züge, mit wenigen Beamten, geringer Fahrgeschwindigkeit, ohne Einhalten der Fahrzeit mit einem geradezu ekelhaften Wagenmaterial. Letzteres ist allerdings zum Teil Schuld der Bevölkerung. Jedenfalls sind die spanischen Eisenbahnen die schlechtesten Europas. Der Bau ist allerdings teilweise, der Aufstieg von den Küsten aufs Hochland überall schwierig und kostspielig gewesen. Es ist nicht zu verkennen, und gute Kenner des Landes geben das auch zu, daß auch in Spanien Fortschritte zum Besseren gemacht sind, aber es geht damit unendlich langsam. Es fehlt an Unternehmungsgeist, Arbeitslust, Zuverlässigkeit, auch die beste Regierung kann nicht viel thun, wenn ihr, wie heute, die Unterstützung durch ein tüchtiges Beamtenheer fehlt. Heute ist Spanien ein zwar an unentwickelten Hilfsquellen reiches, aber im übrigen armes, schwaches Land, das noch für lange Zeit in der europäischen Politik, da es ganz außer stande ist, namhafte Kräfte außer Landes zu verwenden, ohne Einfluß bleiben wird. Belustigend mußte es daher wirken, daß wiederholt selbst gebildete Spanier auf die Karolinenfrage zu sprechen kamen und der festen Überzeugung waren, Spanien hätte es auch allein recht wohl mit dem Deutschen Reiche aufnehmen können. Das Schulwesen und die Volksbildung liegt eben in Spanien tief danieder, der Spanier reist möglichst wenig, er kennt sein eigenes Land nicht, die ganze übrige Welt liegt ihm unendlich fern, nur selten fällt sein Blick durch eine französische Brille auf sie.





Über das Mutterrecht.

Juristische Studie
von
Joseph Kohler.



Von allen Fortschritten, welche die Menschheit gemacht hat, ist keiner größer als der Fortschritt vom Mutterrecht zum Vaterrecht: es ist ein Fortschritt, durch welchen die socialen Verhältnisse des menschlichen Organismus plötzlich eine ganz andere Gestaltung angenommen haben; es ist ein Fortschritt wie derjenige, welcher in der organischen Zellenbildung stattfindet, wenn der Zellenkomplex plötzlich zu einer ganz anderen Gattungsart übergeht. Denn nicht als einzelner wirkt der Mensch; als einzelner ist er machtlos: der Mensch wirkt als sociales Wesen, seine Sprache, sein Kommunikationsvermögen sind nur die beredten Äußerungen des Strebens der Natur, die Menschen gegenseitig anzunähern, so daß erst in der Aggregation derselben, in der Kombination der Geistesergebnisse, welche die menschlichen Individualitäten zusammentragen, die wahre Größe der Menschheit liegt. Dadurch wird die Gesamtheit der Menschheit zu einer potenzierten geistigen Einheit verbunden, sie wird zu einem neuen Wesen: der Extrakt aller Einzelvernünftigkeiten wird zur Gesamtvernunft, es entsteht die Geschichte und es entsteht alles Große, was die Menschheit geschaffen hat; und weitaus weht die Flagge der Menschheit, alles, was die übrigen Lebewesen geleistet, weit hinter sich zurücklassend.

Ich sagte, daß das sociale Gebilde der Menschheit durch den Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht eine völlige Verwandlung angenommen hat — doch ich muß zuerst ausführen, was überhaupt unter Mutterrecht zu verstehen ist.*

Mutterrecht nennt man jene Ordnung der Familienangehörigkeit, wonach das Kind zu dem Vater in keinem juristischen Verwandtschaftsverhältnisse steht, sondern nur zu der Mutter und den Personen, welche mit der Mutter wieder eine gemeinsame Mutter haben.

Solche Verhältnisse lassen sich allüberall auf dem Erdboden nachweisen, und wo die Völker zum Vaterrecht übergegangen sind, zweigen sich immer noch einige Züge in die späteren Zeiten hinein.

Zunächst frappiert dieses Verhältnis durch die Einfachheit, mit welcher es die Abstammungszugehörigkeit regelt; wenn man sagt, daß die Vaterschaft eines Menschen mitunter schwierig zu erkunden ist, so machen es diese Völker einfach: sie verzichten völlig auf das Vaterverhältnis und regeln die Familie lediglich nach der fast immer sicheren Zusammengehörigkeit zu der Mutter. Noch heutzutage hat man dieses Verhältnis gewahrt für Fälle, in welchen die Geburt eines Menschen

* Der eigentliche Entdecker des Mutterrechts ist Bachofen. Vgl. meinen Nachruf an J. J. Bachofen in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft VIII, S. 148 f.

nicht aus einem gesetzlich sanktionierten Verhältnis der Geschlechter hervorgeht; für uneheliche Kinder gilt heutzutage noch das Mutterrecht durchgängig oder fast durchgängig, die Vaterverhältnisse sind hier juristisch gar nicht oder nur rudimentär entwickelt; im übrigen gehen die Gesetzgebungen unserer Kulturvölker in der Art auseinander, daß sie dem unehelichen Kinde bald die vollen Rechte gegenüber der Mutter und der Mutterfamilie geben, bald nur geminderte Rechte. Nimmt man nun das erstere System zur Vergleichung an, wonach das uneheliche Kind volle Rechte gegenüber der Mutter und der mütterlichen Verwandtschaft hat, und denkt man sich eine Reihe unehelicher Abstammungen, so hat man ein ungefähres Bild der Verwandtschaftsverhältnisse aus jener Zeit, wo es noch kein Vaterrecht gab und das Kind noch nicht den Vaternamen kannte.

Aber man darf nicht etwa wähnen, daß jene Zeiten in voller Dissolution der Sitten lebten und daß es an einem häuslichen Herde völlig mangelte. Es giebt zwar Mutterrechtsvölker, bei welchen so gut wie keine Ehe existiert, bei welchen die Frau ihren Mann in den kürzesten Intervallen wegschicken kann. Es giebt aber auch Mutterrechtsvölker mit größter Sittenstrenge, wenn auch sicher das Vaterrecht einer der lebhaftesten Motoren sittlichen Verhaltens gewesen ist und zu jener Veredelung beigetragen hat, welche die Ehe bei den größten Kulturvölkern angenommen hat. Es giebt aber auch umgekehrt Vaterrechtsvölker mit Dissolution der Sitten, insbesondere sind eine Reihe polyandrischer Völker, wie die Singhalesen und wie einige Völker an den Abhängen des Himalaya, Völker des Vaterrechts, wo dann eben die Kinder entweder dem ältesten der Gemahlbrüder zukommen oder unter die verschiedenen Brüder verteilt werden.

Ich sagte, daß es bereits in den Mutterrechtszeiten eine Familie gab, nur war sie von der unseren völlig verschieden: der häusliche Herd bestand bereits und er war heilig; aber nicht der Vater war es, welcher am häuslichen Herde opferte, sondern der Bruder der Mutter, das heißt derjenige Bruder, welcher mit der Mutter eine gemeinsame Mutter hatte; also derjenige Mann, welcher mit der Mutter und dem Kinde im Sinne jener Zeit verwandt war. Daher noch bei indogermanischen wie bei semitischen Völkern der engere Zusammenhang zwischen dem Oheim und dem Schwestersohne; und weithin über die Erde, insbesondere auch in Afrika, ist der Brauch heimisch, daß der Thron nicht auf den Sohn übergeht, sondern auf den Sohn der Schwester.*

In dieser Familie lebt also der Bruder mit den verschiedenen Schwestern und ihren Kindern in voller Gemeinschaft, in Gemeinschaft des Lebensverkehrs, oft auch in Gemeinschaft des Vermögens; in diesem oft sehr großen Mutterrechtshause spielen sich alle Interessen ab, welche das Haus zu bieten hat. Die Liebe zwischen Bruder und Schwester ist die innigste, in der Schwesterliebe schwelgt das Herz, welchem noch die volle Ehe fremd ist; der Bruder ist der natürliche Verteidiger der Schwester, und wenn die Ehefrau den Mann verliert, so trauert sie nicht so sehr: dagegen trauert sie über ihren Bruder, der Tod des Bruders macht sie trostlos.

Vom Bruder der Mutter werden die Kinder in die Welt geleitet, er sorgt für sie, er verteidigt sie; geschieht ihnen ein Leides, so ist es der Mutterbruder, welcher sie zu rächen hat; daher noch bei vielen Völkern des Vatersystems die Rechtssitte, daß die Vormundschaft des Vaterlosen auf die mütterliche Verwandtschaft übergeht.

Dieses Verhältnis hat seine schönen Seiten, es ist in der Poesie verklärt worden, und kein beredteres Beispiel giebt es als die alte Nibelungensage. Denn in der nordischen Erzählung ist es nicht der gemordete Gemahl, den die Gattin zu rächen hat: die Gattin rächt sich an

* Zahlreiche Nachweise bei Post S. 16 f.

ihrem Gemahl, weil er ihren Bruder getötet.*

Die Schattenseite dieses Zustandes ist aber der Mangel der Innigkeit des ehelichen Verhältnisses. Der Ehemann ist in der Mutterrechtsfamilie ein Fremder, er kommt und geht; kein näherer Verband heftet ihn an seine Frau oder an seine Kinder: er soll in seinem Mutterrechtshause herrschen, wenn er eines hat, und die Kinder seiner Schwester sind seine Kinder, nicht die von ihm gezeugten.

Noch kann ich allerdings eine Lichtseite des Verhältnisses nicht übergehen, und es ist eine Lichtseite, welche auf lange Zeit einem tiefen Dunkel Raum geben mußte: die Stellung der Frau ist eine ziemlich freie, eine ehrenvolle, eine würdige, ja, eine mehr als würdige, und mehr als ein Mutterrechtsvolk ist zu gynäkokratischen Verhältnissen gekommen, wo eigentlich die Frauen die leitende Rolle spielen, und ihre Stellung in Familie und im Staat ist eine sehr wichtige. Sie sind die eigentlichen Erzieherinnen der Kinder, und mehr als eine gelehrte Frau wird uns erwähnt unter Völkern, in welchen das Mutterrecht blüht oder doch bis in neuere Zeiten geblüht hat. Eine Frauenfreiheit war verwirklicht von kühnem Zuge: schüchtern fast mußte sich der Ehemann dem Hause nähern; und um die Frau schloß sich ein Kreis von Verehrern: mehr als ein romantischer Zug entwickelte sich; die Frau, bei welcher ja auch das Vermögen steht, allerdings unter der Leitung ihres Bruders, kostet ihren Triumph — aber es mußte anders kommen. Die Geschichte des Vaterrechts ist zunächst eine Geschichte der Dekadenz der Frauenstellung, und in langem schwerem Leiden mußte die Frauenwelt die rosigen Tage büßen, welche ihr dereinst geblüht hatten.

Wie alle großen Umwälzungen, so brachte auch diese ihre Schmerzen: hart und rauh trat das Vaterrecht ins Leben; war doch das Vaterrecht ein Herrschaftsrecht, ein Recht des Vaters über die Frau und über ihre Kinder,* und dieses Herrschaftsrecht wurde im Kampf erworben. Der Mann fügt sich der Mißhandlung nicht mehr, welche ihm das Mutterrechtshaus gebracht; er machte von dem Recht des Stärkeren Gebrauch: er holte sich ein Weib mit Gewalt, und diese Sklavin, diese Dienerin war die Mutter seiner Kinder: denn da die Kinder hauptsächlich als Erwerbsfaktoren galten, so nahm er dieselben in Anspruch, denn sie stammten von seiner Sklavin. In völliger Unterdrückung seufzt die Frau, und auch der Tod des Mannes machte sie nicht frei: als Vermögensware wurde sie Erbstück; sie fiel an seinen Bruder, und dieser konnte sie zur Ehe nehmen, sie auch seinem seitherigen Weibe zugesellen.

Ich will damit nicht sagen, daß der Frauenraub, der sich auf der ganzen Erde als ursprüngliche Sitte nachweisen läßt, allein auf diesen Gedanken zurückzuführen sei; der Frauenraub hat noch einen anderen Ursprung; öfters hat er nämlich eingesetzt zu Zeiten, wo die Menschheit noch in Gruppenehen lebte, wo nicht die einzelnen Individualitäten, sondern alle Männer des einen Stammes alle Frauen des anderen Stammes in ehelicher oder vielmehr quasi-ehelicher Verbindung hatten; und nicht selten hat sich schon in der Gruppeneheform das Vaterrecht herausgebildet — denn die Entwickelungsgebilde sind unendlich mannigfaltig. Doch kehren wir zu unserem Thema zurück; wir betrachten nur solche Völker, welche in einer Individualehe leben.

Vom Frauenraub kamen die Völker zum Frauenkauf,** und die gekaufte Frau war erst recht eine Ware in der Hand des Mannes. Doch drängten sich auch hier neue Faktoren ein. Damit der Mann eine Frau kaufen kann, muß er sie zahlen

* Vgl. Bernhöft in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft VIII, S. 219 f.

* Vgl. hier und später meine Abhandlungen in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft III, S. 394, VI, S. 335, VII, S. 215; sowie meinen Shakespeare S. 223; mein Recht als Kulturerscheinung S. 14 f.

** Vgl. mein Recht als Kulturerscheinung S. 9.

können; wie, wenn es ihm an Geldmitteln mangelt? Da läßt sich doch wohl ein Arrangement treffen: die Frau gehört dem Manne zu halb, sie steht mit einem Fuße in ihrer Familie, mit dem anderen in der Familie des Mannes. Darum ist sie dem Manne nicht völlig verfangen; die Kinder werden öfters zwischen beiden Familien geteilt oder sie gehören der Mutterfamilie bis zur Einlösung; und auch die Rechte über die Frau sind geschwächt: der Mann darf sie nicht verkaufen oder weggeben, wie er will. So entwickeln sich eine Reihe von Mischformen.* Und noch drastischer wird die Sache bei der sogenannten Binaehe: hat der Vater nur eine Tochter und will er die Familie fortsetzen, so greift er wieder auf die frühere Form zurück: er giebt die Tochter einem Manne, der in seine Familie eintritt — oder richtiger gesagt, er holt sich einen Mann in seine Familie, er holt einen Mann, der sich eben holen läßt; der Mann erspart sich den Frauenpreis, aber er ist allerdings öfters nicht sehr geachtet und seine Stellung ist zuweilen eine schiefe: er steht öfters zwischen seiner Familie und der des Schwiegervaters in der Mitte. In weiter Kurve läßt sich auf der Erde diese Institution verfolgen; in Sumatra kommt sie vor,** auf Ceylon spielt sie eine große Rolle,*** in Japan ist sie bekannt: der Ehemann ist der muko yoshi-Ehemann der Japaner,† bei den Indern hat sie eine reiche Entwickelung gefunden, im Pendschab hat der gar janway, so heißt dieser Schwiegersohn, eine Stellung, die bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin variiert — und noch in deutschen Rechten ist dieses Verhältnis nachweisbar — es findet sich noch in der Coutume von Auvergne.††

Die Stellung der Frau in der reinen Vaterrechtsfamilie ist zunächst eine sehr untergeordnete und bei vielen Vaterrechtsvölkern ist sie eine untergeordnete geblieben; bei manchen Völkern hat dies zu den ungesundesten Verhältnissen geführt: frei und den freien Künsten ergeben ist hier nur die Hetäre; ein jeder, welcher die Zustände der alten Griechen kennt, kennt die abwendigen Verhältnisse, welche hier auf der einen Seite die gegebene Lebenslage, auf der anderen Seite der Drang nach ungebundener Lebensweise entwickelte.

Indes, das Verhältnis des vollen und alleinigen Vaterrechts hat auch seine großen Lichtseiten: jetzt erst gründet der Mann sein Heim, er ist der Herr des häuslichen Herdes, er ist der Opferpriester am Hausaltar, seine Ahnen sind geistig anwesend, er verehrt sie, das Haus ist von ihnen durchdrungen. In seinem Hause soll nichts Unreines walten, die Kinder lehrt er Zucht und Anhänglichkeit an die Familie, und die Frau giebt im Moment, wo sie im Hochzeitszug die Schwelle des Mannes überschreitet oder über sie getragen wird, ihre Heiligtümer auf: sein Heim ist nun ihr Heim. Jetzt am häuslichen Herde entwickeln sich die Tugenden, welche die Voraussetzungen staatlicher Größen werden: der Mann gewinnt im Schoße der Familie die Kraft, die ihn zu den höchsten Leistungen, sei es im Leben des Staates, sei es im Leben der Wissenschaft, befähigt; und ein auf Grund dieser Zustände geschlossener Bürger- und Bauernkreis bildet den notwendigen Untergrund, um das Gebäude des ethischen, wissenschaftlichen und politischen Lebens zu tragen. Die Frau tritt zurück; aber im Hause entfaltet sie neue Tugenden: Aufopferung für die Familie, häuslicher Sinn, Freude am Heim, Anmut im engeren Kreise sind die Lichtseiten ihres Wirkens, denn das Weib weiß allüberall herrliche Züge zu entwickeln, solange es nicht in volle Roheit oder Entartung gefallen ist.

Noch gilt das System der Agnation, und dieses System ist das gerade Gegen-

* Über diese Mischformen vergl. Wilken: Over de verwantschap en het huwelijk- en erfrecht bij den volken van het maleische ras p. 69 f.

** Vgl. Wilken a. a. O. p. 62 f.

*** Vgl. meine Rechtsvergleich. Studien S. 232.

† Ebendaselbst S. 198.

†† Meine Abhandlung über das Kollationsrecht in den französischen Coutumes S. 5 (in der Berliner Festgabe für Gneist).

teil des Mutterrechtes. Wie früher nur die Abstammung vom Weibe, so kann jetzt nur die Abstammung vom Manne die Bande der Verwandtschaft erzeugen; mit dem Moment, wo die Frau den Schleier weggiebt, mit diesem Moment hat sie keine eigenen Hausgötter mehr, sie kann darum auch kein Kind mit ihren Hausgöttern verbinden; ihre Söhne gehören der Familie des Vaters und nur dieser an, und die Eltern der Mutter sind ihnen fremd; auch die Töchter stehen im Vaterhaus — doch sie trifft einst das traurige Los, das Vaterheim zu verlassen, und banges Wehklagen erfüllt darum das Haus oft schon bei ihrer Geburt.

Dieses Verhältnis kann nicht immer dauern; langsam und allmählich hat der wiedererwachende Mutterrechts-Gedanke daran mit scharfem Zahn genagt, bald in der einen, bald in der anderen Weise wieder die strikten Bänder dieses Systems gelockert. Die Tochter nimmt Vermögen aus dem Vaterhause mit, sie erhält eine Aussteuer; sollte sie nunmehr völlig ihrem Hause entfremdet werden? sollte ihren Kindern alles Angedenken an die mütterliche Familie versagt sein, wenn sie tagtäglich die Kleinodien oder den Hausschmuck um sich sehen, welcher vom Hause ihrer Mutter stammt und sich vielleicht hier in langer Folge vererbt hat? Die Frau erhält nicht nur eine Aussteuer, man läßt sie, wenn sie etwa ohne Aussteuer oder mit ungenügender Aussteuer geheiratet hat, zu dem Erbvermögen ihres Hauses zu, ihre Kinder werden mindestens subsidiär gerufen, und so entwickelt sich neben der agnatischen Verwandtschaft das Mutterrecht von neuem.

Dieses ist das System unserer Tage: eine Vereinigung der agnatischen und der aus dem Mutterrecht entspringenden Lebensverhältnisse. Dies ist unsere Stärke, wie es auch unsere Schwäche ist. Daß die Frau in dieser Weise eine würdigere Stellung erringt, ist sicher. Dagegen hat der einheitliche Familiensinn lange nicht mehr den Sporn wie bei den rein agnatischen Völkern. Es zweigt sich in die Vaterfamilie eine zweite hinein, und nicht nur eine zweite, sondern eine dritte und vierte, ja eine große Reihe von Familien: denn der Vater hatte auch seine Mutter und diese ihre Familie, und so der Großvater, und zwar der Großvater väterlicher- wie mütterlicherseits; eine große Menge von Familienzügen knotet sich jetzt in der einzelnen Person zusammen, und sie ist nicht mehr mit derselben Energie die Trägerin einer Familie, wie sie es im agnatischen System gewesen ist.

Glücklicherweise bedürfen wir dies nicht, denn das schroffe Familienband war nur nötig, solange die Familien sich feindlich gegenüberstanden und solange die Familie die fast einzige Trägerin der menschlichen Interessen war und der Staat seine Aufgabe noch nicht in höherem Maße übernommen hatte. Unsere Verhältnisse ermöglichen es, daß die Kulturinteressen gedeihen, auch wenn das Familienband kein so straffes und exklusives ist. Andererseits werden wir mit dankbarem Sinne der früheren Zeiten gedenken, welche uns unsere Kultur gebracht haben, und ihre Rechtsverhältnisse im Lichte dieser Kulturaufgaben betrachten. Das Vaterrecht war nicht die Quelle der Kultur, aber es war ihr Schild, ihr Panzer, es war die Schale, in welcher sich die Kultur entwickeln und erhalten konnte.*

Und die Überzeugung muß uns auch hier durchziehen, daß, den Menschen unbewußt, ein vernünftiger Trieb in der Menschheit waltet, daß eine Vorsehung ihr Geschick gestaltet. Das ist der Trost, den uns die Geschichte gewährt.

* Vgl. meine Schrift: Das Recht als das Lebenselement der Völker (Würzburg, 1887) S. 24.



Assuntas Schatz.

Novelle
von
Adolf Gerstmann.

II.

Es waren Wochen voll Glück und Seligkeit, die nun für Assunta folgten. Äußerlich hatte sich ja gar nichts verändert; ihre Lebensweise, ihre Zeiteinteilung war dieselbe geblieben wie vorher, denn da der Geliebte in der Ferne weilte, so brauchte sie nicht gleich so vielen anderen Mädchen darüber zu sorgen, wie sie sich aus der gewohnten Umgebung losmachen sollte, um selige Stunden in süßem Geplauder und Scherzen mit dem Erwählten zu verbringen. Wie sah sie die Menschen und die Dinge rings um sich her jetzt aber doch mit so ganz anderen Augen an als vordem! Sie mußte oft vor sich hin lachen, wenn sie daran dachte, wie wichtig ihr so manches bisher erschienen, das ihr nun, verglichen mit dem unnennbar süßen Gefühl, das sie im Herzen hegte und das ihr ganzes Denken und Empfinden erfüllte, so nichtig, so vollständig unbedeutend vorkam. Auch das erschien ihr seltsam, daß sie bisher so glücklich und zufrieden gewesen, ohne doch nur eine Ahnung von dem, was das wahre Glück sei, gehabt zu haben.

Derlei Gedanken kamen ihr aber nur, wenn sie des Abends allein in ihrer Kammer war und, durch keine äußere Erscheinung abgelenkt, sich im Geiste ausschließlich mit dem Geliebten beschäftigte. Den Tag hindurch hing sie keinerlei Träumen nach, wie denn stilles Sinnen überhaupt nicht ihre Art war. Sie verzehrte sich nicht in Sehnsucht nach dem Liebsten; er hatte ja gesagt, daß er in nicht zu ferner Zeit wieder nach Luino kommen würde, und schon die Hoffnung auf dieses Wiedersehen erschien ihr wie ein Glück, dessen sie sich freuen müsse. Im Kreise der Freundinnen und Bekannten war sie womöglich noch lustiger als vorher; ihr Onkel Domenico hatte noch mehr Veranlassung als schon früher, sich über ihre Ausgelassenheit zu beschweren, und wenn sie alle mit ihrer scheinbar unverwüstlichen Heiterkeit in die denkbar beste Laune ver-

setzt hatte, dann lachte sie plötzlich still vor sich hin bei dem Gedanken, daß sie selbst doch etwas wisse, was jene nicht wüßten, und daß sie selbst viel glücklicher und zufriedener sei als jene alle zusammen.

Auch dadurch konnte ihr Glück nicht getrübt werden, daß Carlo ihr keinerlei Nachricht gab. Anfänglich hatte sie allerdings mit täglich gesteigerter Sehnsucht einem Briefe aus Mailand entgegengesehen, und um die Stunden, da der alte Briefträger mit seiner großen Tasche durch die Straßen des Städtchens zu gehen pflegte, die neueingelaufenen Briefe und Zeitungen auszutragen, hatte sie sich nie aus dem Hause entfernt, um nur keine Viertelstunde zu spät ein Schreiben von seiner lieben Hand zu erhalten. Am Fenster ihrer Kammer stand sie und sah die Straße hinunter — jetzt bog der Briefträger in die Straße ein — das Herz schlug ihr stürmisch; wie langsam der Alte ging; er hat wohl nie einem Briefe sehnsuchtsvoll entgegengeharrt. Und nun trat er in das Haus eines Nachbars — o, wie lange er dort blieb! Aber jetzt kam er wieder auf die Straße heraus, jetzt war er endlich an ihrem Hause angelangt — doch er schritt ohne die drei steinernen Stufen hinaufzusteigen vorbei — ach, jetzt ging er scheinbar viel schneller als vorher; schon hallten seine Schritte vom anderen Ende der Straße herüber, und mit einem tiefen Seufzer und dem schmerzlichen Gefühl einer Enttäuschung trat Assunta vom Fenster zurück. Ihr Vertrauen und ihre Zufriedenheit konnten dadurch aber nicht erschüttert werden. Sie brauchte ja nicht einmal nach Gründen zu suchen, um sein Schweigen bei sich selbst zu entschuldigen. War es denn eigentlich nicht ganz natürlich, daß er auf einen brieflichen Verkehr verzichtete? Noch wußte ja weder der Onkel noch sonst jemand um das Verhältnis, und wie leicht kann ein Brief in fremde Hände geraten und die Ursache von unleidlichem Schwatzen und Klatschen werden. Daß er ihrer gedachte — mußte er ihr das erst schreiben? Er liebte sie ja, sein Kuß hatte es ihr so deutlich, so herzinnig kundgethan; und daß man dessen, den man liebt, unausgesetzt gedenken muß, im Schlafen und Wachen, allein und in Gesellschaft der anderen, das erfuhr sie ja an sich selbst. Nein, sie wollte nicht murren und auch nicht grübeln. Vielleicht hatte er auch anderen, an die er regelmäßig schrieb und denen er vertrauen konnte, Grüße für sie aufgetragen und wartete nur darauf, daß sie dieselben erwidere. Wie ein Blitz schoß ihr der Gedanke an Rondi durch den Kopf. Wenn irgend jemand, so war er der Vertraute Carlos; sofort hatte das junge Mädchen seinen Plan entworfen. Bald allein und bald in Gesellschaft ihres Onkels suchte sie die Promenade am See oder auch jene Straßen auf, die, wie sie wußte, der junge Techniker passieren mußte, wenn er seine Wohnung aufsuchte, und immer wußte sie es so einzurichten, daß Rondi, sobald sie ihn traf, was ziemlich häufig der Fall war, nicht mit stummem Gruß vorübergehen konnte. Sie vermied es anfangs, das Gespräch auf seinen deutschen Freund zu lenken, denn sie glaubte sicher, daß er, sobald er eine Mitteilung von ihm zu machen hätte, dieses Thema schon von selbst berühren würde. Als dies aber immer noch nicht geschah, faßte sie sich ein Herz und fragte jenen, mit stockender Stimme, aber anscheinend doch ganz absichtslos, wie es Herrn Carlo nach dem Landaufenthalt wieder in Mailand behage. Rondi antwortete, aber in keiner Miene, mit keinem Worte gab er zu erkennen, daß er bei dieser Mitteilung eine ihm aufgetragene Botschaft ausrichte. Es war gut, daß der Techniker im nächsten Augenblick mit dem alten Domenico ein Gespräch über Tagesereignisse begann; so konnten die Männer nicht bemerken, wie Assunta sich verfärbte und, die Hand auf die Brust pressend, mühsam nach Atem zu ringen schien. Sie hatte den Gruß so ersehnt, so sicher erhofft, und er war ausgeblieben!

Weshalb sollte sich bei einem anderen Male aber nicht ereignen, was diesmal

vergeblich erwartet war? So bemühte sich Assunta denn nach wie vor, den Abendspaziergang mit ihrem Onkel dorthin zu lenken, wo sie Rondi zu treffen hoffte; im schlimmsten Fall machte sie den Weg auch allein — der einzige, dessen scharf beobachtende, argwöhnische Blicke sie allenfalls gefürchtet hatte, Antonio, war einige Tage nach Carlos Abreise und nachdem er sich selbst unausgesetzt in Assuntas Nähe gedrängt, ohne daß er aber noch ein einziges Mal gewagt hatte, sie anzureden, von Luino nach Locarno gefahren, um dort in Arbeit zu treten.

Hatte sich das junge Mädchen von ihrer Sehnsucht hinreißen lassen und in gar zu dringender Form nach Carlo sich erkundigt, hatte sie ihr Interesse auf eine andere Weise verraten, hatte der scharfsichtige und menschenkundige Rondi erraten, daß mehr als müßige Neugier sich hinter den wiederholten Erkundigungen verberge — genug, nachdem er einigemal offenbar absichtlich vermieden, den Namen des Deutschen zu erwähnen, und dem Gespräch immer wieder eine andere Wendung gegeben hatte, wenn Assunta darauf zurückkommen wollte, sagte er ihr eines Abends in einem Ton, der ironisch sein sollte, aber Assunta scharf und schneidend durchs Herz fuhr:

„Es ist wirklich rührend, Fräulein Assunta, welches Interesse Sie am Wohlergehen meines Freundes Carlo nehmen, und wenn ihm seine übrigen Geschäfte einmal Zeit lassen, darf er nichts anderes thun, als vierundzwanzig Stunden lang nur an Sie zu denken. Das erfordert doch mindestens die Dankbarkeit."

Assuntas Gesicht war wie von Röte übergossen; sie konnte den Blick nicht vom Boden erheben, und schon längst hatte Rondi mit halb ernsthaftem, halb ironischem Gruße den Hut tief gezogen und sich entfernt, als sie, von Scham und Verlegenheit wie festgebannt, sich noch nicht von der Stelle rühren konnte. Das hatte sie nicht erwartet, das hatte sie nicht verdient! Es war ein schlechter Freund, dieser Rondi, denn er handelte nicht im Sinne des Deutschen. Nicht einen Augenblick zweifelte sie daran, daß Carlo, wenn er die unzarte, rücksichtslose Äußerung des Technikers erführe, sie auch durchaus mißbilligen würde. Und diese Gewißheit gab ihr die Ruhe und Sicherheit wieder; nach wie vor war sie fröhlich und guter Dinge, den Tag erwartend, an welchem der Geliebte, wie er versprochen, wiederkehren würde; nur gab sie den abendlichen Spaziergängen mit ihrem Onkel, zu des letzteren großer Verwunderung, wieder eine andere Richtung. Wie sie vordem alles versucht hatte, um mit Rondi zusammenzutreffen, so ging sie ihm jetzt aus dem Wege.

Eines Abends aber, als sie mit dem alten Domenico und einigen Bekannten plaudernd auf der Promenade stand, erblickte sie plötzlich den jungen Techniker vor sich. Sie hatte sein Nahen gar nicht bemerkt und erschrak deshalb beinahe, als er sie so unerwartet ansprach. Nach kurzem Gruße und ohne sich um die anderen sonderlich zu bekümmern, sagte er, daß es ihm leid gethan, sie während der letzten Tage nicht gesehen zu haben.

„Ich habe nämlich an Sie und Ihren Onkel Grüße auszurichten."

Die plötzliche Ansprache, diese Mitteilung — Assunta konnte kaum atmen vor Erregung und Überraschung. Sie wollte sprechen, stockte, setzte noch einmal an und stieß nun die Worte „Von wem?" so laut hervor, daß sie selbst errötete und Rondi laut lachen mußte.

„Von wem? Nun, das werden Sie doch wissen. Nach wem haben Sie sich denn in all der Zeit so eifrig erkundigt? Da haben Sie es schwarz auf weiß." Er nahm einen Brief aus seiner Brieftasche, suchte die betreffende Stelle mit den Augen und las: „Dem braven Tessa und seinem reizenden Nichtchen. Assunta bitte ich meine Grüße auszurichten; falls sie mich nicht überhaupt schon ganz vergessen haben, wollen wir unsere Bekanntschaft fortsetzen, sobald ich, was ja nun nicht mehr lange dauert, wieder nach Luino komme."

„Ei, wie werden wir denn den Herrn Carlo vergessen haben! Das wäre ja noch schöner!“ rief mit seiner dröhnenden Stimme Domenico, der sich, als er Rondi den Brief hervorholen sah, neugierig zu ihm umgewandt hatte. „Dazu haben wir ihn denn doch zu gern gehabt; meinst du nicht auch, Assunta?“ Und wieder erscholl das dröhnende Lachen des Alten.

Rondi sah dem Mädchen forschend ins Gesicht, und um seinen Mund zuckte es, als sei es ihm ein besonderes Vergnügen, sich an der Verlegenheit Assuntas zu weiden. Das gab ihr die Selbstbeherrschung wieder.

„Ja gewiß, wir werden uns freuen, Herrn Carlo wiederzusehen. Wenn Sie ihm wieder schreiben, können Sie auch von uns recht sehr grüßen.“ Sie glaubte das in so recht gleichgültigem Tone gesagt zu haben, aber sie mußte sich darin doch wohl täuschen, denn Rondis Gesicht leuchtete förmlich vor Ironie und verhaltener Lustigkeit. O, wie sie ihn haßte, diesen Menschen! Zu anderer Zeit und im Gespräch mit einem anderen wäre sie wahrscheinlich heftig aufgefahren, aber diesem Manne gegenüber fand sie nicht den Mut dazu. Es war ihr, als läse er ihr das so sorgsam behütete Geheimnis aus dem Herzen und den Augen heraus; sie wäre am liebsten davongelaufen, aber das ging doch nicht an.

Glücklicherweise entfernte sich der Techniker jetzt, nachdem er noch einmal diabolisch gelächelt und dabei versichert hatte, er werde sich des liebenswürdigen Auftrages prompt entledigen.

Assunta drängte den Onkel, daß sie bald heimgingen; sie wollte allein sein mit ihren Gedanken. Nun endlich war das lang und bang Ersehnte eingetroffen. Er gedachte ihrer, er hatte ihr ein Lebenszeichen gegeben — ach, der Gruß klang ganz anders, bei weitem nicht so herzlich und innig, wie sie ihn erhofft. Doch das fand ja seine Erklärung darin, daß Carlo ihr nicht direkt, sondern durch einen dritten diesen Gruß gesandt hatte. Mußte er nicht Rücksicht nehmen auf sie — vielleicht sogar auf sich selbst? Sie erfreute sich an dem Zeichen des Gedenkens; der leichte, scherzhafte Ton, in dem dieses Zeichen gegeben war, bekümmerte sie nicht. Wann wäre ein liebendes Mädchen um die Auffindung von Gründen verlegen gewesen, sobald es galt, den Geliebten zu entschuldigen?

Der nächste Morgen brachte Assunta eine neue Überraschung, und zwar eine solche, die ihr unter anderen Umständen Verdruß und Enttäuschung bereitet hätte, jetzt aber von ihr als froheste Botschaft willkommen geheißen wurde. In aller Frühe brachte der Briefträger, nach dem sie schon gar nicht mehr ausschaute, weil sie von dem Vergeblichen dieser Mühe längst überzeugt war, ein Schreiben aus Mailand. Nicht von Carlo Springer, wie Assunta einen Augenblick geglaubt hatte, als der Postbote, mit einem Blick auf den Poststempel, den Absendungsort genannt hatte. Der Brief rührte von Assuntas Paten her; in ziemlich umständlicher Weise erzählte derselbe, wie er erst jetzt erfahren habe, daß in seines Patenkindes Besitz befindliche Prämienlos sei gezogen — leider nicht mit einem der größeren Gewinne, sondern nur mit fünfhundert Franken; das sei ja nun allerdings weniger, als man gehofft, aber immer doch genug, um ein neues Los zu kaufen und den übrigbleibenden Betrag in der Sparkasse für Assunta anzulegen. Um die Nummer von einem Mailänder Banquier noch einmal genau mit der Ziehungsliste vergleichen zu können, bat er, ihm das Los zu senden; angenehmer noch würde es ihm aber sein, wenn sein liebes Patenkind, das er so lange nicht gesehen, das Wertpapier selbst nach Mailand brächte. Assunta solle einige Tage bei seiner Familie wohnen, und da zur Zeit gerade Jahrmarkt in der Stadt abgehalten werde, so sei für Unterhaltung in noch reicherem Maße als sonst schon gesorgt. Das Reisegeld solle der Onkel nur auslegen, der Pate wolle es gern zurückerstatten.

Assunta hatte dem Onkel zugehört, der

langsam und mit vielem Stocken den kalligraphisch nicht gerade musterhaften Brief vorlas. Überraschung, Enttäuschung, Freude malte sich nacheinander in ihrem Gesicht. Mit einigem Befremden hatte sie zuerst die Nachricht erfüllt, daß der mit felsenfester Zuversicht erwartete Hauptgewinn, der sie mit einem Schlage zum reichen Fräulein machen sollte, ihr nun doch nicht zugefallen war, ja daß sie sich mit einem verhältnismäßig kleinen Bruchteil der erhofften Summe begnügen sollte. Was wollte das aber sagen gegenüber der entzückenden Aussicht, die ihr der letzte Teil des Briefes eröffnete. Sie sollte nach Mailand fahren, sollte ihn sehen, ihn sprechen — er selbst hatte sie ja am Tage seiner Abreise aufgefordert, ihn zu besuchen, wenn sie nach jener Stadt käme. Sie jubelte und klatschte in die Hände und wollte durchaus nichts von Domenicos ärgerlichen Bemerkungen darüber hören, daß die schönen Tausende, die sie beide so gut hätten gebrauchen können, nun irgend einem anderen, der sie wahrscheinlich gar nicht verdiene oder der schon so reich sei, daß er sie ganz gut entbehren könne, zugefallen seien.

„Ich begreife dich wirklich nicht, Onkel. Der Pate hat ja ganz recht; er kauft mir ein neues Los, das wird schon sicher einen großen Gewinn machen. Dann habe ich auch noch das Geld, das jetzt in die Sparkasse kommt, stehe mich also immer noch besser dabei — oder brauchst du das Geld, Onkelchen? dann sag's nur frei. Dann thun wir es nicht in die Sparkasse, sondern du nimmst es und kaufst dafür, was du willst. Ich weiß ja doch mit dem Gelde nichts anzufangen, ich gebrauche es gar nicht. Aber nach Mailand fahre ich hinüber, ganz gewiß. Eine so freundliche Einladung, wie die vom Paten, darf man nicht ausschlagen, nicht wahr? Heute noch fahre ich — nein, heute nicht. Heute schreibe ich ihm, daß ich kommen werde, und morgen fahre ich mit dem ersten Zuge hinüber. Das ist abgemacht."

Wenn Domenico wirklich etwas gegen die Reise einzuwenden gehabt, so hätte er diesmal seinen Willen Assunta gegenüber, die ganz aufgelöst vor Freude zu sein schien bei dem Gedanken, ihren Paten wiederzusehen, doch nicht durchgesetzt. Zuerst wurde der Brief nach Mailand abgesandt und dann stürmte Assunta zu ihrer Freundin Teresa Nico, um dieser alles mitzuteilen. Ach, da hätte man Teresas Gesicht sehen sollen. Wie sie geringschätzig die Achseln zuckte und das Näschen rümpfte.

„Fünfhundert Franken? Und darüber diese Freude? Lumpige fünfhundert — das heißt, es ist ja ganz hübsch, und wir haben beide sonst nicht soviel gehabt — aber gegen die fünfzigtausend Franken! Na, ich an deiner Stelle würde der alten Garnera schön heimleuchten!"

„Aber Teresa, bedenke doch — es ist ja das erste Mal; da kann man doch wirklich nicht gleich zuviel verlangen. Warte nur ab, beim nächstenmal —"

„Ach was, jetzt glaube ich überhaupt an gar nichts mehr." — —

Was wußten sie alle von dem Glück, das Assunta erfüllte, als sie die geringen Vorbereitungen traf, die für ihre Reise nötig waren. In ihrem Kasten obenauf lag neben einem Heiligenbildchen und einer geweihten Münze sauber in Seidenpapier eingehüllt die Visitenkarte Carlos. Unzähligemal hatte sie dieselbe, wenn sie abends allein in ihrer Kammer, vorgenommen, hatte den lieben Namen angeblickt, als berge er ein süßes Geheimnis in sich, hatte ihn buchstabiert und endlich auch wirklich aussprechen gelernt. Auch die Mailänder Adresse wußte Assunta auswendig; als sie jetzt die Karte noch einmal anblickte, da lachte sie plötzlich laut auf vor Freude, daß sie nun ihn selbst bald wiedersehen sollte, dessen Name hier auf dem Blättchen Papier stand; sie trällerte und sprang im Zimmer umher, packte die Karte wieder ein, legte sie fort — und nahm sie immer wieder zur Hand, und schließlich legte sie sie nicht wieder in ihren Kasten, sondern steckte sie in einen Lederbeutel, in den der Onkel schon den bisher von ihm aufbewahrten Prämienschein ge-

than hatte. An einer Schnur trug Assunta diesen Beutel auf der Brust, damit sein Inhalt sicher gewahrt sei, und als sie die Karte dahinein gethan hatte, fühlte sie sich so sicher wie im Besitz einer Reliquie oder eines wunderthätigen Talismans.

In früher Morgenstunde fuhr sie von Luino mit der Eisenbahn ab. Das Coupé dritter Klasse, in welchem Assunta von ihrem Onkel untergebracht war, teilten anfänglich nur einige Frauen mit ihr. Schon auf der nächsten Station stieg eine Schar junger Burschen ein, Arbeiter, die nach Laveno und Gallarete wollten. Das war eine lustige Fahrt in den herrlichen, leuchtenden Sommermorgen hinein. Was wurde in dem Coupé gelacht, geschwatzt, gesungen! Natürlich war das hübsche Mädchen der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit seitens der jungen Männer, und Assunta beteiligte sich wacker an der fröhlichen Unterhaltung, nahm auch ein an ihre Adresse gerichtetes Scherzwort, das den vermutlichen Zweck ihrer Reise betraf, nicht weiter übel und bedauerte es, als in Gallarete die letzten der lustigen Gesellen sich mit Gruß und Hutschwenken von ihr verabschiedeten. Andere Reisende stiegen ein; Landleute, die in die Stadt wollten, Geschäftsleute, die sich ernsthaft von ihren Unternehmungen und über die Tagesereignisse unterhielten — wie Mailand das gemeinsame Ziel war, so bildete es auch den Knotenpunkt, in dem die Interessen der einzelnen sich vereinigten. Immer seltener sah man von den Fenstern aus ein schattig im Grünen liegendes Dorf, es mehrten sich die Fabrikanlagen; draußen in der Umgebung und drinnen in der Unterhaltung machte sich die Nähe der großen Stadt bemerklich. Assunta hatte sich in eine Ecke gelehnt; teilnahmlos hörte sie die ihr fast unverständlichen Reden an; das Gefühl des Alleinseins bemächtigte sich ihrer; sie preßte die Hand auf die Brust und fühlte das Täschchen, in dem sie ihren Talisman geborgen hatte. Fast unwillkürlich sprach sie Carlos Namen vor sich hin, als müßte dadurch ihre Zaghaftigkeit gebannt werden. Sie war noch niemals allein gereist und kam sich nun so winzig und so verlassen vor. „Ach was, nur Mut! Es thut dir keiner etwas, und du hast dich ja so sehr auf die Reise gefreut,“ sagte sie zu sich selbst. Nun beschäftigte sie sich mit den Ereignissen der nächsten Tage. Wie er wohl erstaunen und jubeln würde, wenn sie so ganz unvermutet zu ihm käme. Ob das eigentlich recht sei — sie, ein Mädchen, zu einem jungen Mann. Aber man wußte ja doch, daß sie sich kannten und daß er auch ihren Onkel Domenico kannte, und schließlich konnte sie ihr Pate doch nicht dorthin begleiten. Nein, in der Freude des Wiedersehens wollte sie ganz, ganz ungestört sein. Bei diesem Gedanken fand sie auch ihren fröhlichen Mut wieder, nun leuchteten wieder ihre Augen, sie mußte jetzt selbst über die Schwäche lächeln, die sie vorhin übermannt hatte — und nun fuhr der Zug an Fabriken vorbei und durch Vorstädte, jetzt passierte er in gemäßigterem Tempo fast endlos lange Reihen von Waggons, die Lokomotive that einen langgezogenen Pfiff und langsam rollte der Zug in den Bahnhof von Mailand.

Assunta wurde hier von ihrem Paten erwartet, herzlich bewillkommnet und gleich mit einem solchen Sturm von Fragen überschüttet, daß beide schon in der in einer Vorstadt befindlichen Wohnung angelangt waren, bevor das junge Mädchen auch nur zur Hälfte den Wissensdurst des Alten gestillt hatte. Heute, das sah Assunta alsbald ein, würde sie wohl nicht mehr Gelegenheit finden, jenen Besuch zu machen, an dem ihr so viel lag, denn zu Hause setzte des Paten Gattin das Geschäft des Fragens da fort, wo jener aufgehört hatte; über ihr eigenes Ergehen, über das Befinden der Bekannten in Luino, über alles und jedes mußte Assunta ausführlich Mitteilung machen, und als nun glücklich auch die Hausfrau befriedigt war und der Hausherr mit dem Prämienschein zu einem Banquier gegangen war, um die Nummer noch einmal mit der Ziehungsliste verglei-

chen zu lassen, da kam des Hauses Töchterlein, das in irgend einem großen Geschäft als Verkäuferin thätig war, heim, und nun begann das Ausfragen und Erzählen zum drittenmal. Alles das, sowie der Mangel an frischer Luft, der sich in der heißen Stadt sehr fühlbar machte, versetzte Assunta in eine ziemlich gereizte Stimmung. Sie zweifelte schon daran, ob die Mailänder Reise überhaupt einen vernünftigen Zweck gehabt hätte, und ärgerte sich, die Einladung des Paten angenommen zu haben. Dieser kehrte ziemlich spät zurück, erzählte, daß das Los wirklich gezogen sei und daß der Gewinn binnen einigen Wochen an der Hauptkasse zu Lugano ausgezahlt würde. Dann lud er die Seinigen und den Gast zu einem Spaziergange ein. Assunta machte die Bekanntschaft einer ganzen Anzahl Nachbarn, die sämtlich dem hübschen Mädchen ihr Interesse dadurch bezeigen zu müssen glaubten, daß sie nach Neuigkeiten aus Luino und vom Lago Maggiore fragten. Es war zum Verzweifeln. Assunta ergab sich schließlich in ihr Schicksal, nahm sich aber vor, am nächsten Tage ganz entschieden zu Carlo zu gehen, und um von vornherein jeden etwaigen Widerstand zu beseitigen, erzählte sie gleich jetzt dem Paten, daß sie am folgenden Vormittage eine Besorgung zu machen habe — dieselbe betreffe den Onkel daheim, solle aber vorläufig noch ein Geheimnis bleiben.

„Kann's mir denken, kann's mir schon denken, Assunta," sagte der Alte schmunzelnd, „du willst ihm jedenfalls von dem Überschuß deines Gewinnes über den Preis für ein neues Los etwas kaufen. Ist recht so. Ich werde dich begleiten."

„Nein, lieber Pate!" rief Assunta sehr erschrocken. „Es ist eine Überraschung — ein wirkliches Geheimnis, also darfst auch du nichts davon erfahren."

„Es ist eigentlich nicht ratsam, eine Fremde allein in der Stadt umhergehen zu lassen. Wie leicht kannst du dich verlaufen. Aber freilich, du bist ja ein gescheites Mädchen und weißt, daß man den Mund hat, um zu fragen."

Von dieser Bestimmung des Mundes hatte die Familie im Laufe des ganzen Tages den ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Dem Gaste zu Ehren ging der Pate nicht in seine eigentliche Pfarrkirche, sondern wohnte mit Assunta dem Hochamt im Dome bei. Obwohl Assunta das wunderbare Bauwerk schon kannte, machte dessen Pracht und Herrlichkeit doch aufs neue einen tiefen Eindruck auf sie. Sie betete am fremden Orte unter fremder Umgebung; statt dadurch aber von ihrer Andacht abgelenkt zu werden, fühlte sie sich so ergriffen, so weihevoll berührt wie noch niemals zuvor. Eine tiefe Demut zog in ihr Herz. Ihr heißes Begehren und Verlangen wandelte sich zum stillen Sehnen. Der Ton der Orgel, der Chorgesang von fast überirdischer Klarheit und Reinheit sänftigte die Wogen ihres Gemütes, und als beim Klingen des Glöckchens die Menge andächtig auf die Knie sank, da neigte sie sich tief, und es war ihr, als töne ihr aus dem Klang der Glocken eine Verheißung entgegen, eine Gewährung alles dessen, was sie jetzt nicht stolz erstrebt, sondern demütig erfleht hatte.

Das Hochamt war beendet. Assunta verließ mit ihrem Paten den Dom, und beim hellen Glanz des Sonnenlichts, umgeben von der auf- und abflutenden Menge, hatte sie bald den andachtsvollen Schauer abgestreift, der ihre Seele wie mit einem Schleier eingehüllt hatte. Das Leben lachte ihr so fröhlich, so lockend entgegen — sie war so jung, so lebensfroh, durfte sie widerstehen? Vom Paten ließ sie sich bis zu der Straße bringen, in welcher ihr Ziel lag, ließ sich auch unterweisen, wie sie vermittels der Pferdebahn auf kürzestem Wege des Paten Wohnung in der Vorstadt erreichen konnte — und nun sah sie sich endlich allein. Sie lief mehr, als sie ging, die Straße hinunter, an den Hausthüren die Nummern lesend; und nun stand sie vor dem gesuchten Hause. Ja, hier war's; ein Schild an

der Hausthür trug Springers Namen und Stand, aber nun, da sie am ersehnten Ziele stand, blieb sie wie unschlüssig stehen. Sollte sie, durfte sie allein zu ihm gehen? O, sie hatte sich ja so sehr auf dieses Wiedersehen gefreut, auch er würde diese Freude teilen — aber was würde er von ihr denken? Aller Mut war ihr plötzlich abhanden gekommen. Die Hand auf die Brust pressend, stand sie und starrte das Schild an, entfernte sich dann einige Schritte, kehrte, wie plötzlich entschlossen, um, blieb wieder vor der Thür stehen und veranlaßte dadurch die Besitzerin eines in demselben Hause befindlichen Ladens, die sie beobachtet hatte, zu der Frage, ob sie jemanden suche.

„Ich möchte — ich möchte wissen, ob hier Herr Springer wohnt?“ brachte Assunta stockend hervor, obwohl ihr der deutsche Name jetzt schon ganz geläufig über die Lippen kam.

„Gewiß, der wohnt hier. Dort ist sein Schild, wenn Sie lesen können. Aber Sie kommen zu unrechter Zeit, meine Kleine. Ich habe den deutschen Herrn vorhin fortgehen sehen, und jetzt ist wohl nur seine Wirtschafterin in der Wohnung.“

Assunta fühlte sich ordentlich erleichtert; jetzt konnte sie doch wenigstens hinaufgehen und einen Gruß an ihn ausrichten; wenn nachher das Glück es wollte, daß sie ihm vielleicht auf der Straße begegnete, so konnte ihr niemand einen Vorwurf machen.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete sie der Ladenbesitzerin; „ich habe nur etwas auszurichten —“ und im Nu war sie über den Hausflur geschritten, die Treppe hinauf, nun klingelte sie. Eine bejahrte Frau mit einem Gesicht, in welches Gram und Sorge ihre unverlöschlichen Züge eingegraben hatten, öffnete ihr. Unter anderen Umständen würde Assunta erschrocken darüber sein, daß die Frau Trauerkleider trug, da sie aber eben gehört hatte, daß Carlo ausgegangen und also wohl auch gesund sei —

„Ich möchte Herrn Springer sprechen.“

„Bedaure sehr, der Herr ist nicht zu Hause. Kann ich eine Bestellung ausrichten?“

„Ich weiß nicht — ich habe ihm Grüße zu überbringen. Herr Springer ist doch gesund?“

„Gesund und wohlauf. Der Herr sagte übrigens beim Fortgehen, daß er wohl bald wiederkommen werde. Wollen Sie nicht näher treten, liebes Kind? Sie können ihn in meinem Zimmer erwarten.“

O weh, das hatte Assunta nicht vorausgesehen. Sie wollte auch schnell etwas einwenden, aber schon hatte die Alte die Korridorthür geschlossen, war vorangegangen und hatte die Thür zu ihrer Stube geöffnet. „Bitte, wollen Sie hier eintreten.“

Assunta mußte folgen. Sie kam an einer offenstehenden Thür vorbei, warf einen schnellen Blick in das Zimmer und sah in dessen Mitte einen großen mit Plänen und Zeichnungen bedeckten Tisch. Große Rollen, Reißschienen, Zirkel und andere ihr ganz unbekannte Instrumente standen und lagen auf den Stühlen, auf dem Schreibtisch am Fenster. Gewiß, das war Carlos Arbeitszimmer. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat sie über die Schwelle, näherte sich dem Schreibtisch — und sie konnte einen leisen Ausruf der Freude kaum unterdrücken; dort stand in einer kleinen, zierlichen Vase die Granatblüte, die sie ihm am Abend seiner Abreise gegeben hatte. Die Blume war vertrocknet, die grünen Blätter, aus denen sie damals so glutrot hervorgeblickt hatte, waren welk — aber er hatte sie doch aufbewahrt.

„Nicht hier, meine Kleine,“ ließ sich die Alte vernehmen. „Das ist des Herrn Zimmer. Treten Sie hier ein.“

Als sie in dem einfach eingerichteten, aber sehr sauber gehaltenen Zimmer der Wirtschafterin einander gegenüber saßen, schwiegen beide. Assunta dachte darüber nach, wie sie sich auf gute Weise wieder entfernen könne, oder was sie sagen solle, wenn sie Herrn Springer hier nun doch

begegnete: die Alte hatte eine Handarbeit vorgenommen und schien den Besuch gar nicht zu beachten. Plötzlich aber wandte sie sich an Assunta.

„Sie sagen, daß Sie dem Herrn Grüße überbringen, liebe Kleine. Sie sind also wohl fremd hier in Mailand?"

„Ja, ich bin hier bei meinem Paten zum Besuch."

„Ich glaube, es sind viele Fremde zum Jahrmarkt vom Lande hereingekommen. Nun ja, da giebt es wohl genug zu hören und zu sehen."

„Der Pate sagte, daß wir heute nachmittag auch auf die Volkswiese gehen würden."

„Glaub's wohl, weshalb soll sich ein junges Blut nicht amüsieren? Für mich freilich ist's damit vorbei."

„Nun ja, Sie haben Trauer, wie ich sehe," sagte Assunta, mit mitleidsvollem Blick die Frau betrachtend.

„Meine Tochter ist gestorben, mein einziges Kind! O, das ist hart, grausam hart. Man möchte an Gott und allen seinen Heiligen verzweifeln, und am liebsten hätte ich mich zu meinem Kind in die Grube gelegt." Ein paar große Tropfen rollten schwer über die faltigen Wangen.

„Arme Frau!" sagte Assunta leise, und eine Thräne stieg ihr in die sonst so fröhlich glänzenden Augen; sie blickte die Alte aufmerksam an. Das Gesicht kam ihr so merkwürdig bekannt vor. Sie hatte es sicherlich schon gesehen, aber nicht so — kräftiger, frischer; und wo mochte das nur gewesen sein?

„O, mein Kind, meine Tochter war schön und blühend wie Sie — gerade so jung und so heiter sah sie ins Leben." Und nun schien ein lange verhaltener Grimm aufs neue in der Alten zu erwachen. Sie warf die Arbeit auf den Tisch, richtete sich plötzlich auf, ihre Augen funkelten. „Der Schuft! Der niederträchtige Schurke! Betrogen und bestohlen hat er mich um mein Kind! Verstoßen hat er sie und gemordet, der niederträchtige Verräter! Mit glatten Worten hat er sie verlockt! Sie hat mir alles gestanden — nachher, als es zu spät war. Sie hat ihm geglaubt, denn sie liebte ihn, und wie wird man denn dem mißtrauen, den man so recht von Herzen lieb hat. Aber er hat bloß sein Spiel mit ihr getrieben; sie hat er damit in die Grube gebracht, und ich glaubte, vor Schmerz und Sorge und Gram um meinen Verstand zu kommen. O, ich habe wohl noch mehr gelitten als mein armes gutes Kind!"

Erschöpft brach die Alte in ihrem Stuhl zusammen. Assunta war in peinlichster Verlegenheit; sie wußte nicht, wie sie die in ihrem Schmerz fast vergehende Frau trösten konnte. Wie paßte das so schlecht zu der hoffnungsfrohen Stimmung, in der sie den Gang hierher gemacht hatte. Endlich fand sie einige tröstende Worte.

Die Alte schluchzte, wischte sich ein paarmal die Augen, aus denen immer neue Thränen hervorbrachen, und sagte dann, wobei unter dem leisen Weinen ihre Stimme unsäglich traurig klang: „Mich packt es jedesmal, wenn ich so ein frisches junges Geschöpf, wie Sie es sind, vor mir sehe; so glücklich und vertrauensvoll war ja auch meine Tochter. Sehen Sie, liebe Kleine, hier ist ihr Bild; aber schöner war sie, noch viel schöner. Muß man nicht verzweifeln, wenn einem das alles so plötzlich geraubt wird?" Sie erhob sich und reichte dem jungen Mädchen eine Photographie in einfachem dunklem Rahmen.

Assunta warf einen Blick auf das Bild. „Das ist ja Barbara!" rief sie laut, fast erschrocken. Jetzt verstand sie die Klagen und den Jammer der alten Frau, jetzt erkannte sie diese selbst; aber wie hatte sie sich in der Zeit, seitdem Assunta sie zum letztenmal gesehen, verändert! Nie vorher hatte das junge Mädchen erfahren, wie sehr der Gram Antlitz und Wesen eines Menschen umgestalten können. „Arme Barbara!"

Die Alte blickte Assunta forschend ins Gesicht. „Kannten Sie denn meine Tochter?"

„Gewiß! Wie häufig waren wir früher zusammen; ich bin ja aus Luino. Zuletzt freilich blieb sie immer in Resiga und kam nicht mehr über den See zu uns herüber."

Das bleiche, abgehärmte Gesicht der Frau war noch um einen Schatten blasser geworden. „Sie sind aus Luino? Also kennen Sie ihn auch, den heuchlerischen Schuft, der meiner Barbara Ehre und Leben genommen hat! Sie kennen ihn, diesen Antonio Piatti! Gott weiß, mit wieviel tausend Flüchen ich diesen Namen und den Mann, der ihn trägt, schon verflucht habe. Wenn Sie ihn sehen, diesen Menschen, so sagen Sie ihm, wie ich leide, und daß ich die Heiligen nur noch um eines anflehe — nicht um meine Ruhe und um mein Seelenheil, sondern daß sie ihn strafen, daß sie ihn treffen sollen bis ins Herz, und daß ich es erlebe, daß ich es noch höre, wie mein Kind gerächt wurde."

„Ich kenne den Antonio Piatti — er ist jetzt nicht in Luino —"

„Natürlich, dort ist er zu bekannt. Er muß anderswo den Mädchen den Kopf verdrehen mit seinem hübschen Gesicht, seinen Lügen. — Kind! Kind! Ihnen sage ich's, und euch allen möchte ich's sagen: traut keinem Manne, alle verraten sie euch."

Die Alte starrte vor sich hin; ihre Hände hatte sie in den Schoß sinken lassen, ihr ganzer Körper zitterte in der Erregung, in die sie durch die Erinnerung an das ihr angethane Leid versetzt war. Eine lange, bange Pause entstand.

Assunta rückte auf ihrem Stuhle hin und her; gar zu gern wäre sie fortgegangen, wenn sie nur gewußt hätte, welchen schicklichen Vorwand sie gebrauchen sollte. „Wir haben die Barbara immer sehr gern gehabt," sagte sie endlich.

Die Alte antwortete nicht, nur ein tiefes Stöhnen ließ darauf schließen, was in ihr vorging.

„Ich möchte gern, wenn ich nur die Zeit hätte, noch einmal zu Ihnen kommen und mit Ihnen von Ihrer Tochter plaudern," fuhr das junge Mädchen fort, und froh, einen Übergang gefunden zu haben, setzte sie hinzu: „Jetzt kann ich aber wirklich nicht länger bleiben, der Pate könnte besorgt um mich werden."

Die Alte antwortete noch immer nicht.

„Leben Sie wohl — und, bitte, bestellen Sie unsere schönsten Grüße an Herrn Springer —"

Die arme Frau schüttelte nur leise mit dem Kopfe, wie um anzudeuten, daß sie die Worte gehört und verstanden habe. Assunta erhob sich, ging zur Thür, öffnete sie, zog sie leise hinter sich zu, warf im Vorbeigehen kaum noch einen Blick in Carlos Zimmer und eilte dann die Treppe hinunter und aus dem Hause. Sie atmete tief auf, als sie sich wieder im Freien befand, und die sonnendurchglühte Luft erschien ihr erfrischend kühl gegen die beklemmende dort oben im Zimmer der Alten. Oder hatte nur das, was sie eben gehört und gesehen, so auf sie eingewirkt, daß es ihr fast den Atem geraubt hatte? O, sie kannte diesen Piatti — sie hatte ihm ja, als sie mit ihm zum letztenmal zusammengekommen war in der Osteria Bimboni, ihre Meinung offen gesagt. Sie hielt ihn für einen schlechten Menschen, aber erst jetzt glaubte sie zu erkennen, welche Schuld er auf sich geladen. Brach dieser Mann denn nicht unter der Last der Verwünschungen zusammen? waren sie denn nicht zu ihm gedrungen, die Gott weiß wie oft und wie laut hinausgeschrien waren in den Lärm des Tages und in die Stille der Nacht?

In rascher Folge zog das eben Erlebte noch einmal an Assuntas Geist vorüber; auch an sie hatte sich ja die Alte gewandt: sie solle keinem Manne trauen, alle seien sie Verräter! Assunta zitterte bei dem Gedanken an dieses Wort. Nein, nein — es ist nicht wahr! Die arme Frau ist ungerecht in ihrem Schmerz. Ihrem Carlo vertraut sie — ihm kann sie vertrauen! Und doch — welchen Beweis hatte sie für seine Liebe? Aber heißt nicht lieben — grenzenlos, ohne Wanken und Zaudern vertrauen? Und wie sie ihn selbst liebte

mit jeder Faser ihres Herzens, mit jedem Tropfen ihres Blutes — in diesem Augenblick, da sie darüber nachdachte, fühlte sie, wie innig sie ihn liebte — konnte er denn anders, als sie wieder lieben? Mußte es nicht so sein?

Noch niemals hatte das junge Mädchen, das in schlichter Umgebung aufgewachsen und so ganz einfach erzogen war, über seelische Probleme nachgedacht. Jetzt zum erstenmal fühlte sie sich dazu hingedrängt. Wie es ihr durch den Kopf ging, so vielgestaltig, so verworren und verwirrend. Und jede neue Antwort, die sie auf eine Frage gefunden, zeugte eine neue, ihr Herz schwer belastende Frage. O, wer ihr Klarheit hätte verschaffen können! — Schweigsam und ernst langte sie bei ihrem Paten an, und es bedurfte der ganzen Redseligkeit und Fröhlichkeit ihrer Wirtsleute, um wieder fröhliche Bilder vor ihre Seele zu zaubern. —

Springer war höchlichst verwundert, als er bei der Heimkehr von seiner Wirtschafterin erfuhr, ein junges Mädchen aus Luino sei bei ihm gewesen, um Grüße an ihn auszurichten.

„Wie hieß sie denn?"

„Sie nannte ihren Namen nicht, und ich habe sie auch nicht danach gefragt. Als mir einfiel, daß Sie ihn doch vielleicht würden wissen wollen, war das junge Mädchen schon wieder fortgegangen."

Springer zuckte die Achseln. Er hatte sich mit der Zeit an derartige kleine Nachlässigkeiten und Unzuverlässigkeiten, die so recht dem Charakter des italienischen Volkes entsprechen, zu sehr gewöhnt, als daß er noch ein Wort darüber verlieren konnte. Er dachte einen Augenblick nach, wer wohl die seltsame Besucherin gewesen sein mochte, und da er auch nicht im entferntesten auf eine Spur kam, tröstete er sich damit, daß das Mädchen seinen Besuch wohl wiederholen oder ihm schreiben würde, wenn es sich um eine irgendwie wichtige Angelegenheit handle, und daß er im anderen Falle nichts verloren hätte als eine flüchtige Unterhaltung. Er erledigte einige eingelaufene Briefe, ging aus, um in einem nahen Restaurant zu speisen, und sprach dann der Reihe nach bei einigen Freunden vor, ohne aber einen von ihnen zu Hause zu treffen; das herrliche Wetter hatte sie alle ins Freie gelockt. Ohne ein besonderes Ziel, ja ohne auch nur recht auf den Weg zu achten, den er einschlug, schritt er durch einige Straßen und näherte sich dem Thore, vor welchem die zur Abhaltung von Jahrmärkten und ähnlichen Volksfesten benutzte Wiese lag. Je näher er dem Thore kam, desto zahlreicher wurden die Spaziergänger, die sonntäglich geputzt in kleineren und größeren Trupps alle demselben Ziele zuzustreben schienen. Schließlich befand er sich in einem wirklichen Menschenstrom. Kleinbürger mit ihren Familien, Handwerker mit ihren Frauen, junge Leute mit ihren Bräuten oder solchen, welche vorläufig die Stelle derselben einnahmen, Soldaten, Bauern in ihren heimischen Trachten, sogar bergamaskische Landleute aus der Gegend von Gorgonzola (denn mit dem Jahrmarkt war ein Pferde- und Viehmarkt verbunden), dazwischen einzelne Spaziergänger, die offenbar den besseren Ständen angehörten, weniger des Marktes als seiner Besucher wegen kamen und sich offenbar an dem bunten, lärmenden Treiben ergötzten — das alles stieß, drängte, schob vorwärts, schnell Bekanntschaften schließend, sich zufällig findend und wieder trennend, alle laut sprechend, lachend, eifrigst gestikulierend. Es war ein Vorspiel von dem Treiben, das sich auf der Volkswiese selbst entwickeln sollte, und Springer, der dem Zuge erst mechanisch gefolgt war, fand bald Gefallen an der Unterhaltung. Jetzt war das Thor passiert, und in breiter Flut ergoß sich der Menschenstrom auf die Wiese, über der eine rötlich schimmernde Dunstwolke lag und von welcher ein dumpfes Brausen herüberdrang, in dem nur die Töne von Drehorgeln, Trompeten, schrille Pfiffe und unablässiges Klingeln besonders zu unterscheiden waren.

Welche Menge von Genüssen wurde hier dem staunenden Publikum geboten!

Es wäre ja wirklich unverantwortlich gewesen, hätten die Leute diese gute Gelegenheit, ihren Geist zu bilden und ihre Wissensschätze zu vergrößern, unbenutzt vorübergehen lassen. Die größten Wunder der Neuzeit waren hier ausgestellt: elektrische Mädchen und magnetische Frauen, Feuerfresser und Degenschlucker, wilde Menschenstämme aus allen möglichen und unmöglichen Ländern des Erdballs, Taucher und Fischmenschen, Panoramen mit Darstellungen aller bedeutenden Ereignisse der Neuzeit, Riesen und Zwerge — und über jeder Bude ein in grellsten Farben gemaltes Bild, das die im Inneren verborgenen Merkwürdigkeiten darstellte, und vor jeder Bude die Ausrufer in bunter Jacke und mit dem unvermeidlichen Fes auf dem lockigen Haupte, die einander die Besucher abspenstig zu machen suchten und deshalb einander nicht nur mit dem Redeschwall, sondern auch mit Klingeln und Drehorgeln zu übertönen sich abmühten. Dann die Rhapsoden des Marktes, die „Inhaber von Mordgeschichten", würdige Ehepaare, die sich insofern in die Arbeit teilten, als der Mann den Leierkasten spielte, während die Frau mit heiserer Stimme die gereimte Erklärung der an langer Stange befestigten Bilder vortrug und dabei zu singen heuchelte. Sie hatten auch stets ein zahlreiches Publikum; nur schade, daß, sobald der letzte Ton verklungen war und die Frau sich an das Sammeln machte, der allergrößte Teil der Zuhörer plötzlich spurlos verschwunden war und einige Centesimi, die mit Flüchen eingestrichen wurden, den ganzen Lohn des edlen Sängerpaares bildeten. Und dann gab es Schaukeln und Karussells in allen nur denkbaren Konstruktionen, sogar solche, bei welchen statt der Kästen kleine Boote angebracht waren, die sich nun nicht nur im Kreise drehten, sondern gleichzeitig auf- und niederschaukelten, so daß die glücklichen Insassen eine künstliche Seekrankheit bekamen, die in ihren Erscheinungen mit der echten zum Verwechseln ähnlich war. Daran reihten sich die Buden der Obst-, Kuchen- und Limonadenverkäufer, große Restaurationszelte, Garküchen — und alle Wege, alle Plätze, alle Räume erfüllt von einer lachenden, singenden, schreienden, drängenden und staunenden Menge.

Dem Deutschen machte es Spaß, sich von dem Menschenstrom bald hierhin, bald dorthin tragen zu lassen. Wurde der Menschenknäuel in seiner Umgebung weniger dicht, so blieb er stehen, hörte die verlockenden Ansprachen der Ausrufer an, um dann, wenn jene ihres Opfers schon sicher zu sein glaubten, weiterzuschlendern, bewunderte die kühne Phantasie der Maler, welche hier auf dem Budenschild einen Herkules, der zum Vergnügen der Besucher glühendes Eisen auf seiner Brust von drei cyklopischen Gesellen schmieden ließ, dort ein Kalb mit sieben Füßen und drei Köpfen dargestellt hatten — und dann tauchte er wieder in dem Gewühl unter, um bald darauf an einer anderen Stelle des weiten Festplatzes andere Merkwürdigkeiten — von außen zu bewundern.

Assunta war mit der Familie ihres Paten und diesem selbst, wie er es seinem Gaste versprochen hatte, schon ziemlich zeitig des Nachmittags auf die Volkswiese hinausgewandert. Der letzte Rest des peinlichen Eindrucks, den das junge Mädchen bei seinem Vormittagsbesuch empfangen hatte, wurde ausgelöscht bei der Fülle der Sehenswürdigkeiten, die sich auf dem Jahrmarkte ihren staunenden Augen darboten. Für sie war ja alles etwas Neues, vollkommen Ungewohntes; schon die ihrer Meinung nach unzählbare Menschenmenge, die sich hier zusammengefunden hatte, war für sie eine Sehenswürdigkeit, und sie konnte es kaum fassen, als ihr würdiger Pate, im Vollgefühl des Großstädters, versicherte, dieses Gedränge sei noch gar nichts gegen jenes, wenn im Frühjahr der König nach dem benachbarten Monza fahre und sich dabei zur Besichtigung des Militärs in Mailand aufhalte. Darin aber waren die Einheimischen und ihr Gast völlig einig, daß so viel herrliche und wunderbare Sehenswürdigkeiten auf

keinem Flecke der Erde vereinigt wären wie auf dem Mailänder Jahrmarkt — und wenn sie nach dem Besuch der einen Bude in ihren Erwartungen getäuscht waren, so verließen sie eine andere wieder mit dem schönen Bewußtsein, wahrhaft Unübertreffliches gesehen zu haben. Besonders Assunta konnte kaum Worte genug finden, um ihr Entzücken auszusprechen; wie ärmlich und geringfügig ging es, im Vergleich zu diesem Glanz, auf dem Jahrmarkt in Luino her! Eine Kunstreitergesellschaft mit schäbigen Kostümen und Kleppern, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, ein paar Hausierer mit Tüchern, Bändern und ähnlichem Kram, einige Kuchenbuden — das war die ganze Herrlichkeit. Hier dagegen —

Plötzlich hielt das junge Mädchen mit den Lobpreisungen inne; es hätte fast laut aufgeschrien vor Erstaunen und freudiger Überraschung, und unwillkürlich ergriff sie den Arm der Tochter ihres Paten und drückte ihn so heftig, daß jene sie verwundert anblickte. Aber Assunta achtete darauf nicht; mit gespanntester Aufmerksamkeit sah sie hinüber zum Cirkuseingang — sie hatte sich nicht getäuscht, darauf hätte sie den heiligsten Eid ablegen können, dort war eben für einen Augenblick der Kopf des Mannes aufgetaucht, zu dem ihre Gedanken immer wieder zurückkehrten, mochten sie für kurze Zeit sich auch anderen Dingen zuwenden. Fast in demselben Moment, wo sie das liebe, offene, vom dunkelblonden Vollbart beschattete, ihr so vertraute Gesicht Springers erkannt hatte, war es auch schon wieder verschwunden in der Flut der vorüberziehenden Menschen; aber an eine Täuschung ihrer Sinne wollte sie nicht glauben. Er war hier, er wollte sie sprechen — sicherlich, so mußte es sein. Sie hatte ja der Alten, seiner Wirtschafterin, gesagt, daß sie mit dem Paten den Jahrmarkt besuchen werde; diese hatte es ihm mitgeteilt und nun —

Mit Blitzesschnelle zogen diese Gedanken durch Assuntas Kopf; ihre Folgerungen erschienen ihr um so natürlicher, als sie nur dem entsprachen, was sie sehnlichst gewünscht hatte. Ohne sich um ihren Paten und dessen Familie zu kümmern, drängte sie vorwärts, dorthin, wo sie den Geliebten für einen Moment erblickt hatte. Unbekümmert um den Widerstand, den sie fand, arbeitete sie dem Menschenstrom entgegen; jede kleine Lücke in dem Gewühl benutzte sie, um hineinzuschlüpfen und weiterzukommen, und nun stand sie dicht vor dem Cirkus. Das Gedränge war hier weniger groß, weil im Inneren gerade eine Vorstellung stattfand. Hier standen einige Personen und sahen die Affichen; einer der Herren wandte sich, um gemächlich weiterzugehen, da eilte Assunta auf ihn zu, und in der überquellenden Freude ihres Herzens wäre sie ihm beinahe um den Hals gefallen. Zum Glück bedachte sie, daß sie von fremden Leuten umgeben und beobachtet sei, und so begnügte sie sich, Springer beide Hände zu reichen und ihn mit glückstrahlenden Augen anzublicken. Eines Wortes war sie im ersten Augenblicke nicht mächtig.

Der Deutsche war natürlich sehr überrascht über die herzliche Begrüßung seitens des jungen Mädchens, das er sofort erkannte. „Sie hier, Fräulein Assunta?“ fragte er, und aus seinen Mienen sprach solch unverhohlene Verwunderung, daß jene sofort merkte, ihre Annahme, Carlo hätte sie hier gesucht, sei doch wohl irrig.

„Ja, hat Ihnen denn die alte Dame, die bei Ihnen wohnt, nicht gesagt, daß der Pate mich heute hierher führen würde?“

„Kein Wort sagte sie davon.“

„Nun, dann müssen Sie allerdings überrascht sein — und ich bin es wahrhaftig nicht weniger. Aber wie prächtig sich das trifft! Sollte man da nicht an Bestimmung glauben? Meine Grüße hat Ihnen die Dame doch wenigstens ausgerichtet? Ich bin ja jetzt hier zum Besuch, und da habe ich Sie doch natürlich aufgesucht. Gestern kam ich hier an, und heute gleich nach dem Hochamt war ich bei Ihnen.“ Als könnte es gar nicht

anders sein, hatte sie des jungen Mannes Arm ergriffen und stützte sich leicht darauf. „Ich hatte Ihnen ja versprochen, Sie zu besuchen, sobald ich hierher käme," fuhr sie leiser fort und lehnte ihr Gesicht, das hochrot erglühte, für einen Augenblick an seine Brust.

Ein seltsames Empfinden, gemischt aus Erstaunen über das Gehörte, Freude und wirklichem Interesse, das er an dem Mädchen nahm, bemächtigte sich Springers. Also sie war es, die ihn heute besucht hatte; nun, dann war ja das Rätsel gelöst. Aber seltsam erschien es ihm doch — und als er nun zu dem bildschönen Kinde herabblickte, das sich mit so vertrauensvoller Hingebung an ihn lehnte, als er fast unwillkürlich den Druck des Armes erwiderte, da beschlich ihn plötzlich ein geheimes Mißtrauen; und wie schon einmal, wie an jenem Abend am See, so glaubte er auch jetzt wieder deutlich Roudis warnende Stimme zu hören. „Wer einmal diesen Mädchen ins Garn gegangen ist, der entschlüpft ihnen nicht mehr." Wörtlich war es ihm im Gedächtnis haften geblieben, was der menschenkundige Freund gesagt. Als er nun aber dem Mädchen wieder ins Gesicht sah, das so kindlich-heiter, so harmlos und glücklich zu ihm aufsah, da schämte er sich dieses Gefühls. „Es ist nur ein Kind, das sich freut, einen guten Bekannten, mit dem es manche fröhliche Stunde verplaudert hat, wiederzusehen," sagte er zu sich selbst. Und nun war er wieder der heitere Gesellschafter aus Luino, ließ sich von Assunta von ihrem Gewinn erzählen und daß sie jetzt seinen deutschen Namen sehr gut aussprechen könne — sie bewies es sofort, indem sie lachend und aufs neue errötend ihn einigemal beim vollen Namen nannte — und daß sie hier mit dem Paten und dessen Frau und Tochter sei —

„Herr des Himmels! Jetzt fällt es mir erst ein! Der Pate weiß ja gar nicht, wo ich geblieben bin."

„Dann wollen wir ihn aufsuchen."

Arm in Arm drängten sich beide durch die Menge und hatten wirklich bald die Gesuchten gefunden, die ziemlich genau auf der Stelle geblieben waren, wo das junge Mädchen sie verlassen hatte. Assunta ließ Carlos Arm fahren und kam dem Paten, der sich wohl schon eine kleine Strafpredigt zurechtgelegt hatte, zuvor, indem sie den mitgebrachten Herrn vorstellte.

„Hier bin ich wieder, lieber Pate, und das ist ein guter Bekannter vom Onkel und mir, Herr Carlo Springer, Ingenieur — nicht wahr, so heißt es? Du kannst ihn aber ruhig Herr Carlo nennen, wie es die anderen auch thun, denn den Namen Springer kannst du doch nicht aussprechen; das ist nämlich deutsch, und dazu gehört Übung — man muß es lernen. Ich kann es aber aussprechen," fügte sie hinzu, den Freund stolz anblickend.

Der Pate und seine Gattin fühlten sich sehr geehrt, daß ein so feiner und gebildeter Herr ihre Gesellschaft teilen wollte, und das Töchterlein der beiden wußte sich gar nicht darein zu finden, daß Assunta, der sie selbst als Bewohnerin der Großstadt mit ihren Manieren und Bekanntschaften hatte imponieren wollen, so zwanglos mit einem Mailänder Herrn verkehrte, der offenbar an guten Umgang gewöhnt war. Springer selbst fand die Lage, in der er sich befand, so drollig, daß er sich mit bestem Humor anschickte, nun auch allen Erwartungen zu entsprechen, die man in ihn setzte. Er promenierte mit Assunta und seinen neuen Bekannten, besuchte einige Schaubuden, kaufte der Frau und den beiden Mädchen einige Kleinigkeiten, sah sich dann, ohne daß er recht wußte, wie es geschehen, in einem Restaurationszelt; Assunta saß neben ihm, die drei anderen ihm gegenüber, und sie stießen an und tranken. Seine fröhliche Laune steigerte sich zur Ausgelassenheit. Der Pate erzählte von seiner Militärzeit und daß er als Bersagliere einen Schießpreis erhalten habe; das wurde die Veranlassung, daß sich alle zu den Schießständen begaben, wo die Herren um die

Wette schossen und der Pate mit freundlichem Gönnerblick es duldete, daß der junge Mann für ihn bezahlte. Im Weitergehen bemerkte Carlo die Bude eines Photographen; mit größter Zungenfertigkeit pries der am Eingang stehende Besitzer sich und seine Künste an. „Bitte, treten Sie ein, mein Herr! Nur näher getreten! Ein einziger kurzer Moment — und die Photographie von Ihnen und Ihrem Fräulein Braut ist fertig! Jeder kann sein Bild gleich mitnehmen! Ohne alle Schwierigkeiten, ohne Warten und ohne Kosten! Eine Person fünfzig Centesimi, zwei Personen fünfundsiebzig, der Rahmen extra!"

Eine übermütige Laune trieb Carlo an, Assuntas Arm zu ergreifen. „Ein brillanter Gedanke!" rief er. „Meinen Sie nicht auch, Fräulein Assunta, daß wir uns zusammen photographieren lassen müssen? Das soll einmal ein Bild werden! Ganz Luino und die umliegenden Länder sollen davon entzückt sein! Kommen Sie, teurer Meister, und nehmen Sie alle Ihre Kunst zu Hilfe — Sie müssen jetzt ein Meisterstück machen!"

Ohne Assuntas Antwort abzuwarten, schlug er den Vorhang beiseite, trat in die Bude, nahm mit dem jungen Mädchen, das kaum an die Wirklichkeit dessen, was um sie herum vorging, glaubte und in einem wunderschönen Traum befangen zu sein wähnte, auf einer besonders bezeichneten Stelle Platz, und dann schritt der Schnellphotograph mit vielem Applomb an sein Werk, das auch durchaus gelang. Bald trat der Künstler wieder aus der Dunkelkammer, bestrich die Rückseite der Glasplatte, auf welcher er das Bild aufgenommen, mit schwarzem Lack und zeigte dem Paare sein wirklich sprechend ähnliches Konterfei. Nun wurde das Bild in einem kleinen ovalen Rahmen befestigt, und vor tiefer Erregung zitternd, nahm Assunta das Doppelporträt, betrachtete es lange und barg es dann in ihrer Tasche. Sie hatte, seitdem sie das Atelier betreten, kaum ein Wort gesprochen, so redselig sie auch vorher gewesen. Auch jetzt kam kein Laut über ihre Lippen; aber als sie mit Carlo den Photographen verließ und als beim Durchschreiten der schmalen Thür seine Hand zufällig die ihre streifte, da ergriff sie dieselbe und drückte sie herzlich und innig. Carlo nahm den Händedruck als Dank für das Geschenk; ihn selbst hatte es ja sehr amüsiert, sich mit dem hübschen Mädchen, welches der Photograph beständig für seine Braut hielt, zusammen abbilden zu lassen. Viele Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen, hatten beide nicht, denn vor dem Atelier warteten die drei Zurückgebliebenen ihrer, die nun das Bild sehen wollten. Mit innerem Widerstreben zeigte Assunta dasselbe; wie hätte sie es auch verweigern dürfen? Und nun ging's an ein Loben und Kritisieren, wer von beiden besser getroffen wäre. Assunta blieb einsilbig und atmete erleichtert auf, als sie das köstliche Geschenk wieder in der Tasche hatte und das Gespräch eine andere Richtung bekam.

Der Abend war heraufgezogen, immer lauter und wilder wurde das Treiben auf dem Jahrmarkt. An allen Buden, Karussells und Schaukeln waren buntfarbige Laternen angezündet; ohne Rücksicht auf die Feuersgefahr ließen mutwillige Burschen Raketen und Leuchtkugeln aufsteigen, die sich in prachtvollem Glanze vom dunklen Abendhimmel abhoben. Überall wurde gezecht, gesungen, geschrien; mit wahrer Gier schien sich jeder der Lust hinzugeben, um die kurzen Stunden des Vergnügens so recht auszunutzen. Der Lärm hatte bald selbst für die an ähnliche Scenen Gewöhnten einen beängstigenden Umfang angenommen. Der Pate mahnte zur Heimkehr und alle waren damit einverstanden. An einer der nächsten Querstraßen verabschiedete sich Carlo. Die Familie empfahl sich mit vielen Verbeugungen und Dankesworten dem jungen Deutschen — welche Ehre es ihr gewesen und wie sie sich alle freuen würden, ihn wiederzusehen; der Pate nannte ihm sogar seine Adresse für einen etwaigen Besuch. Endlich wandte sich Springer an Assunta, die etwas abseits stand, aber keinen Blick

von dem jungen Mann verwandte. Er reichte ihr die Hand.

„Wie lange bleiben Sie noch in Mailand?"

„Nur einen Tag oder zwei."

„Nun, Ihnen sage ich: Auf Wiedersehen, denn wenn ich Sie hier auch nicht wieder treffen sollte, dann sehen wir uns doch bei Ihnen daheim. In ganz kurzer Zeit komme ich wieder nach Luino. Bis dahin leben Sie wohl und grüßen Sie auch Ihren Onkel von mir. Es war doch ganz reizend, daß wir uns heute so getroffen haben, meinen Sie nicht auch?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er den Hut, entfernte sich und war bald um die nächste Straßenecke geschritten und den Blicken entschwunden.

„Auf Wiedersehen!" sagte Assunta leise, als kaum noch die Schritte des Davongehenden herüberhallten. O, sie hatte ihm noch so viel zu sagen, sie hatte ihm so viel sagen wollen, aber er war so schnell entschwunden, und sie wußte auch nicht, wie sie das, was sie empfand, in Worte kleiden sollte. Noch stand sie unter dem Bann jenes Gefühls, das sich ihrer bemächtigt hatte, als er ihr das gemeinsame Bild gab —

„Ein sehr netter, ein sehr gefälliger junger Herr!" leitete die würdige Hausfrau das Gespräch über Carlo ein, als die Familie den Heimweg fortsetzte.

Das Töchterchen pflichtete diesem Urteil bei, und der Pate nahm Veranlassung, zu erzählen, daß er ursprünglich die Deutschen für ungemütliche Leute gehalten habe, aber sowohl an Herrn Carlo habe er erkannt, daß er sich in dieser Ansicht geirrt, wie auch schon früher an einem anderen Deutschen, den er kennen gelernt —

Und nun war der Faden gesponnen, der bis zur Ankunft vor der Hausthür auch nicht abriß. Assunta hörte scheinbar zu, froh, in ihren Gedanken nicht gestört zu werden. Und sie sann und sann und legte sich Fragen vor, auf die sie doch keine Antwort wußte; und dann griff sie wieder in die Tasche und fühlte das Bild — das Bild, auf dem sie mit ihm vereint war, und das schien ihr die beste Antwort auf alle ihre Fragen und aus ihr schöpfte sie Trost und Hoffnung und Zuversicht.

* * *

Nun war Assunta wieder in Luino, und die Stunden, die sie in Mailand zugebracht, wie alles, was sie dort erlebt hatte, erschienen ihr wie ein wunderlieblicher Traum. O, warum konnte das holde Spiel der Phantasie nicht fortdauern? Weshalb hatte sie erwachen müssen zur liebeleeren, trostlosen Wirklichkeit des Tages? Dann aber rief sie alle Einzelheiten sich ins Gedächtnis zurück, dann warf sie einen Blick auf jenes Bild, welches sie und den Geliebten darstellte und das jetzt, an einer um den Hals geschlungenen Schnur befestigt, an ihrem Busen ruhte — und sie wußte, daß sie alles wirklich erlebt habe, und um so tiefer und schmerzlicher empfand sie es, daß sie herausgerissen sei aus allen ihren Himmeln und das grausame Schicksal eine Scheidewand errichtet habe zwischen ihr und ihrem Glücke. Wie war das nur gekommen, wie hatte das überhaupt kommen können? Beglückt und selig, gefestet in ihrer Liebe und im Vertrauen auf den geliebten Mann war sie vom Paten heimgekehrt; sie konnte nicht Worte genug finden in der Schilderung aller Herrlichkeiten, die sie gesehen — das Schönste und Herrlichste aber, was sie erlebt, erzählte sie nicht; das behütete sie in ihrem Herzen wie einen kostbarsten Schatz.

Wenige Tage schon nach ihrer Rückkehr erfuhr sie ganz zufällig, daß auch Carlo wieder in Luino sei und in dem benachbarten Germignaga die Arbeiten für die Ghioneschen Fontänen-Anlagen begonnen habe. Wie sie früher auf eine Nachricht von ihm aus Mailand geharrt hatte, so erwartete sie ihn jetzt selbst — nur mit noch größerer Zuversicht, mit gesteigerter Sehnsucht sah sie ihm entgegen; aber ein Tag nach dem anderen verging und Carlo

kam nicht, sie zu begrüßen. Auch auf der Promenade am See ließ er sich nicht blicken. Mied er sie denn absichtlich? Angstvoll marterte sie in schlaflosen Nächten ihr Gedächtnis ab, um sich aller Einzelheiten bei ihrem Zusammensein in Mailand zu entsinnen. Sie fühlte sich keiner Schuld bewußt, sie hatte ihm wahrlich keine Gelegenheit gegeben, ihr zu zürnen. Wie der Liebe Lust sie in einen Rausch der Seligkeit versetzt hatte, so ergriff sie nun das Leid bis ins tiefste Innerste; es ließ ihr Lachen verstummen, raubte ihren Augen den leuchtenden Glanz und ihrem Antlitz den sorglosen Ausdruck. Noch größer wurde das Leid, als sie erkannte, daß, was sie auszudenken sich scheute, wirklich wahr sei — daß Carlo sie absichtlich meide. Sie hatte eines Nachmittags eine Besorgung für den Onkel auszurichten; aus einer Seitenstraße auf den Marktplatz einbiegend, sah sie in ziemlich geringer Entfernung Carlo auf sich zukommen. Alles Blut drang ihr zum Herzen; unwillkürlich blieb sie stehen. Jetzt mußte es sich ja entscheiden, jetzt mußte sie ja erfahren, weshalb er sie so hart, so grausam hart zu leiden habe. Carlo blickte plötzlich auf, stutzte, hemmte seinen Schritt — und wandte dann um, seinen Weg in einer der bisherigen gerade entgegengesetzten Richtung fortsetzend. Assunta glaubte einen Augenblick, ihn rufen, ihm nacheilen zu müssen — aber sie blieb wie festgebannt auf derselben Stelle, und bald konnte sie auch seine Gestalt nicht mehr erkennen, da alles vor ihr in den Thränen verschwamm, die ihre Augen füllten.

Jetzt litt es Assunta nicht länger im Erwarten und geduldigen Ertragen. Gewißheit wollte sie haben, Gewißheit um jeden Preis. So ging sie denn am Abend zu der Stunde, zu welcher, wie sie vermuten konnte, die Tagesarbeit in Germignaga eingestellt wurde, dorthin. Als sie an dem mächtigen Ghioneschen Fabrikgebäude vorbeikam, verstummte gerade das Brausen und Stampfen der Dampfmaschinen, das Rasseln der Spindeln; es wurde Feierabend gemacht, und in dichten Scharen drängten die Arbeiter bald darauf aus dem Thorwege, in größeren und kleineren Trupps hierhin und dorthin sich verteilend. Das junge Mädchen blieb einige Minuten stehen, obgleich sie kaum hoffen durfte, den Erwarteten, der, wie sie wußte, in der Fabrik selbst jetzt nichts zu thun hatte, hier herauskommen zu sehen; da nahte, fast unmittelbar hinter den Arbeitern, eine Anzahl jüngerer Herren, Techniker und Comptoiristen, unter ihnen Rondi, der mit lebhaften Gesten und vieldeutigem Augenzwinkern seinen Kollegen eine äußerst lustige Geschichte zu erzählen schien. Unwillkürlich erschrak Assunta, als sie ihn erblickte, und wandte sich ab; sie hatte sich zu dem Techniker niemals hingezogen gefühlt, und seitdem er damals ihre Erkundigungen nach Springer mit ironischen Bemerkungen beantwortet hatte, haßte sie ihn förmlich. In diesem Augenblick war es ihr, als müsse sie in Rondi auch die Ursache ihres neuen Leides erblicken. Nach seinem Freunde konnte sie ihn nicht befragen, ihn am allerwenigsten. So setzte sie ihren Weg fort, an den Fabrikanlagen vorbei, bis zu der stattlichen Villa, die inmitten eines prächtigen, überaus sorgsam gepflegten Parkes sich erhob. Der letztere wurde durch eine niedrige Hecke, über die man bequem hinwegblicken konnte, von der Landstraße getrennt. Da weder auf der Terrasse der Villa, noch zwischen den vor ihr angelegten buntfarbigen Teppichbeeten ein lebendes Wesen zu erblicken war, so ging Assunta weiter, bis sie den Ausblick hatte zu einer aus Tuffstein und Granitblöcken errichteten Grotte. Hier, wo — wie die am Boden liegenden Mauersteine, Eisenröhren und Werkzeuge andeuteten — die Arbeiten zur Zeit in Gang waren, sah sie ein Paar promenieren; Arm in Arm gingen beide, und so sehr waren sie in ihr Gespräch vertieft, daß sie auf nichts in ihrer Umgebung, auch nicht auf die in einiger Entfernung hinter ihnen befindlichen Personen achteten. Assunta erkannte beim Dämmerlicht die Dame, es war Fräulein

Virginia, die ältere der Ghioneschen Töchter, und der Herr an ihrer Seite war ihr Bräutigam; sie hatte ihn oft in Gesellschaft der Familie gesehen, und in der ganzen Stadt war man schon auf die Hochzeitsfeier gespannt, die demnächst in der Villa stattfinden sollte. Jetzt richtete Assunta, die sich hinter der Hecke halb verborgen hielt, ihr ganzes Augenmerk auf jenes Paar, das sich außer dem Brautpaar im Parke befand; auch diese beiden unterhielten sich eifrig, sie lachten zuweilen laut auf — jetzt mußte der Herr wohl eine Bemerkung gemacht haben, für die er nach Ansicht der Dame eine Strafe verdient hatte, denn jene führte mit ihrem geschlossenen Sonnenschirm einen leichten Schlag nach ihm, der Herr wich demselben aus, sprang zur Seite, und nun erkannte ihn Assunta, in deren Seele kaum noch ein Zweifel geherrscht hatte — es war Carlo.

Die Lauscherin hätte aufschreien mögen vor jähem Schmerze; sie ballte die Hände zusammen, daß die Nägel sich tief eingruben, und ein leichtes Stöhnen entrang sich der Brust. War es denn möglich, war es denn wirklich glaubhaft? Er hatte sie so schnell vergessen, er hatte sie aufgegeben, um hier Carlotta Ghione den Hof zu machen? Es konnte ja nicht sein! Nein, so schlecht, so schmählich konnte er nicht handeln! Er war auch gewiß nicht schuldig — sie war es, sie, die reiche, schöne junge Dame, die wahrscheinlich ihrer früheren Anbeter überdrüssig war und die nun, einer Laune folgend, mit schönen Worten und freundlichen Blicken den Deutschen an sich gelockt hatte. Alle, die sie kannten, wußten ja, wie ausgelassen lustig und übermütig Fräulein Carlotta gewöhnlich war, und in ihrem Übermut hatte sie nun auch Carlo zu ihrem Spielzeug gewählt. Assunta hatte die junge Dame, mit der sie nur höchst selten in persönliche Berührung gekommen, lieb gewonnen durch das, was sie von ihr erzählen gehört; hatte doch das Wesen derselben offenbar so viel Ähnlichkeit mit ihrem eigenen. Jetzt aber schleuderte sie Blicke grimmigsten Hasses auf jene, die ihr Glück zu zertrümmern trachtete; in ihren Augen loderte eine wilde Glut und sie preßte die Lippen zusammen, um nicht die Flut von Verwünschungen hervorbrechen zu lassen, die in ihr aufstieg. O, sie durchschaute das Lügenspiel! Carlo war von vornherein der Betrogene; wenn die Ränkesüchtige ihr Spiel lange genug mit ihm getrieben, dann hieß sie ihn seiner Wege gehen — und dann mochte er zurückkehren zu ihr, die hier lauschte, die Verzweiflung im Herzen. Sie wollte ihn ja so gern wieder aufnehmen; alle Sorgen, alle Schmerzen, die sie seinetwegen erduldet, sie sollten vergessen sein in dem einzigen Augenblick, da er wieder ihrer gedachte, zu ihr zurückkehrte. Aber wie, wenn dies niemals geschah, wenn er mit ihr sein Spiel getrieben hätte, wenn diese beiden hier längst einig miteinander waren? Ein Schauder übertief Assunta. Sie mußte plötzlich jenes Abends am See gedenken, und wie der Mann dort dem Mädchen, das jetzt an seiner Seite ging, die Hand gereicht und wie sie geplaudert und gelacht hatten —

Assunta sprang auf, beide Hände an die fieberheiße Stirn legend, hinter der die Gedanken in wildem Sturme einander jagten, so daß sie keinen auszudenken vermochte. Sie wollte nichts von dem Furchtbaren, unsagbar Schmerzlichen wissen, das sich in ihrer Seele aufdrängte. „Nein — nein!“ keuchte sie. „Es ist nicht so, es darf nicht sein!“ Und ohne noch einen Blick auf das Paar zu werfen, das jetzt den Vorangehenden gefolgt war, lief sie wie ein gehetztes Wild den Weg zurück, den sie gekommen — ohne auszuruhen, ohne aufzublicken, ohne auf die Bekannten zu achten, die ihr begegneten und mit verwunderten Blicken ihr nachsahen. Auch dem Onkel, der zum Ausgehen bereit war, gab sie keine Antwort auf seine Fragen; sie eilte in ihre Kammer, und hier, wo niemand sie sah, wo sie niemanden zu sehen brauchte, löste sich ihr tiefes Weh in einem Thränenstrom.

Mit echt weiblichem Instinkt hatte

Assunta das Richtige getroffen, als sie in Giovanni Rondi die Ursache zu erblicken glaubte von der so plötzlichen und so ganz unerwarteten Veränderung im Wesen Carlos. Dieser hatte schon am zweiten Tage nach seiner Rückkehr nach Luino den Freund aufgesucht; bei einigen Flaschen trefflichen Chiantis wurde das Wiedersehen gefeiert, und beide teilten einander die wenigen Erlebnisse aus der Zeit der Trennung mit. Mit vielen scherzhaften Bemerkungen erzählte Rondi, wie Assunta sich mit geradezu rührender Ausdauer immer und immer wieder nach des Deutschen Befinden erkundigt habe und wie er überzeugt sei, daß dieser auf die niedliche Italienerin einen gewissen Eindruck gemacht habe. „Wenn ich nicht wüßte, welch überaus vernünftiger und fast sogar sträflich solider junger Mann Sie sind, lieber Carlo," schloß der Techniker seine Mitteilungen, „so würde ich wirklich glauben, Sie haben dem Mädchen etwas in den Kopf gesetzt; wie die Sachen aber stehen, bin ich von vornherein überzeugt davon, daß, wenn meine im übrigen so sehr liebenswürdige Landsmännin sich allerhand unmögliche Dinge einbildet, sie ganz allein schuld daran ist."

Nun erzählte Carlo, wie Assunta ihn in Mailand aufgesucht habe, wie er dann mit ihr zusammengetroffen sei und sich anfänglich zwar über einige ihrer Äußerungen ziemlich gewundert, dann aber sich doch über das wirklich unverabredete Rendezvous sehr gefreut habe. „Sie müssen nämlich wissen, lieber Rondi," fuhr er in seiner Schilderung fort, „daß diese kleine Assunta Tessa nicht nur ein sehr hübsches, sondern — was man in den Klassen, denen sie angehört, weit seltener findet — auch ein wirklich nettes, aufgewecktes und sehr unterhaltendes Geschöpfchen ist. Auf die Dauer mag ich, wie Sie ja wissen, mit den Frauen von so lebhaftem Temperament nichts zu thun haben, aber für einige Stunden ist die Unterhaltung mit einer von ihnen, so also auch mit dieser Assunta, ein wirkliches Vergnügen. Wenn mich meine deutschen Bekannten auf dem Mailänder Jahrmarkt gesehen hätten! Hahaha — ich muß immer lachen, wenn ich daran zurückdenke! Es muß aber wirklich ein wundersames Bild gewesen sein — das biedere, leider etwas sehr beschränkte kleinbürgerliche Ehepaar mit seinem Fräulein Tochter, die fast übermütig lustige kleine Assunta und ich — aber wir haben uns doch alle recht gut amüsiert. Ich glaube sogar, die Alten haben mich zuletzt aufgefordert, sie doch auch einmal zu besuchen."

Der junge Deutsche lachte wieder in der Erinnerung an diese Situation, Rondi schien aber die Sache durchaus nicht so spaßhaft zu finden. Wenigstens verrieten seine Züge größeren Ernst wie gewöhnlich, als er jetzt dem Freunde die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Von alledem, lieber Carlo, was Sie mir da erzählen, hatte ich natürlich keine Ahnung; jetzt aber halte ich es für meine Pflicht, Sie recht eindringlich zu bitten, jeden Ihrer Schritte, jedes Ihrer Worte diesem Mädchen gegenüber wohl zu überlegen. Jawohl, es ist mir durchaus Ernst mit der Sache," fuhr er fort, als er bemerkte, daß jener ihn verwundert anblickte; „ich genieße das Vergnügen und die Ehre Ihrer Freundschaft, ich habe also auch das Recht zu einer Warnung. In diesem Falle, was meine verehrten Landsleute anbetrifft, ist die größere Erfahrung doch unbestritten auf meiner Seite, und ich kann es nicht zugeben, daß Sie Ihrer Unerfahrenheit zum Opfer fallen. Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen am Tage Ihrer Abreise von Luino gesagt habe. Mir war das ganze Benehmen dieses Mädchens Ihnen gegenüber schon längst aufgefallen, damals aber glaubte ich, mich mit allgemeinen Andeutungen begnügen zu können. Es lag ja auch kein Grund zu ernster Besorgnis vor. Aber nun — dieses Mädchen reist Ihnen nach — nun ja, Sie wollen einwenden, Assunta habe den Paten ihres Prämienloses wegen besucht, aber daß sie in Ihrer Wohnung war, ist doch eine Thatsache, die Ihnen die Augen recht

weit öffnen sollte. Sie sind schön, diese Mädchen. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß einige Bekannte von mir ihnen ins Garn gingen; hüten Sie sich, lieber Freund, daß Sie nicht das Gleiche thun. Sie sind auf dem besten Wege, sich fangen zu lassen. Vor den einstudierten Künsten einer Kokette aus der großen Gesellschaft werden Sie sich selbst wahren können, aber vor dem angeborenen Raffinement dieser Mädchen, das so natürlich scheint und deshalb um so gefährlicher ist, lassen Sie sich warnen! Dieses tolle Ding, die Assunta, die niemals etwas ernst genommen hat, ja für die überhaupt der Ernst des Lebens etwas Unbegreifliches, Unfaßbares ist — und Sie mit Ihren Ansichten von den Zielen und Aufgaben des Lebens! Wie könnte aus einer solchen Verbindung ein Heil entstehen? Deshalb wiederhole ich: Hüten Sie sich beizeiten und machen Sie der Geschichte ein für allemal ein Ende."

Springer war von dem Ernst, mit dem der Italiener gesprochen, sehr betroffen. „Ich habe," entgegnete er, „der ganzen Sache niemals eine Bedeutung beigelegt, wie Sie sich denken können. Ich bin Ihnen ja auch recht dankbar für Ihren freundschaftlichen Rat, aber wie soll ich mich denn nun eigentlich verhalten?"

„Das Einfachste und Beste ist, Sie vermeiden jedes Zusammentreffen mit dem Mädchen. Gehen Sie ihm aus dem Wege. Lassen Sie sich verleugnen, wenn es Sie in Ihrer Wohnung oder draußen in Germignaga aufsuchen sollte — es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn Assunta schließlich nicht merkte, daß sie bei Ihnen an den Unrechten gekommen ist. Na, und wenn sie es nicht von selbst begreift —"

„Sie wird es merken, verlassen Sie sich darauf. Eigentlich thut es mir sogar leid; ich hatte mich an die Unterhaltung mit ihr so gewöhnt und freute mich schon —"

„So thun Sie, was Sie wollen; aber wundern Sie sich nicht —"

„Nein, nein, lieber Rondi," warf Carlo schnell begütigend ein; „ich folge Ihrem Rate. Es ist jedenfalls das Vernünftigste, was ich thun kann."

Und Assunta mußte zu ihrem Leide an jedem Tage mehr erfahren, wie getreulich Carlo den Rat seines Freundes befolgte.

(Schluß folgt.)





Die Wellen der See.

Von

Eugen Niethe.

Bei Betrachtung des ständigen und raschen Formenwechsels auf einer bewegten Wasserfläche wird sich dem Beobachter zwar bald die Empfindung aufdrängen, daß der komplizierten Erscheinung eine gewisse Gesetzmäßigkeit innewohne, aber es wird nicht gelingen, ohne weiteres irgendwelche Anhaltepunkte zu gewinnen, von denen aus die Auffindung von Gesetzen möglich erschiene, von denen aus also die nach Ort und Wetter so variable Welle der mathematischen Betrachtung zugänglich würde.

Und doch verlangen rein praktische Gesichtspunkte die Lösung des Problems. Der Schiffsbauer ist gezwungen, für die bestmögliche Konstruktion seiner schwimmenden Gebäude aller Art, in erster Linie für ein wahrscheinliches Verhalten der Schiffe in See, sichere Unterlagen zu gewinnen; der Seeuferbau fordert, um in vorteilhafter und zuverlässiger Weise seine Aufgabe erfüllen zu können, die Kenntnis der Welleneigenschaften und -effekte.

So sind denn auch schon viele Versuche zur Aufstellung einer stichhaltigen Wellentheorie gemacht worden. Erst der modernsten, der Trochoidentheorie, ist ein thatsächlicher Wert zuzusprechen und sie gewährt klaren Einblick in das Wesen jeder Art von Wellenbewegung.

Wellenerregung findet statt bei jeder plötzlichen Störung des Gleichgewichts der ruhenden Wassermasse. Wenn ein Stein oder ein Regentropfen in den Teich fällt, so bilden sich um den Ort seines Auftreffens konzentrische Wellenringe, die am Ausgangsmittelpunkt ihrer fortschreitenden Bewegung die größte Kammhöhe zeigen und wegwärts flacher werden, bis sie ganz verschwinden; das Verschwinden erklärt sich daraus, daß Wasser in wissenschaftlichem Specialsinne keine vollkommene Flüssigkeit, daß also molekulare Reibung zu überwinden ist, und weiter, daß der anfangs konzentrierte Impuls sich auf immer größere Flächen verteilt. Wellen werden aber auch erregt, wenn ein eingetauchter Körper plötzlich aus dem Wasser fort emporgerissen wird; und zwar bildet sich jetzt zuerst der untere Scheitel der Welle, das Wellenthal, aus, während im vorigen Fall der obere Scheitel als Kamm sich ergab.

Im großen sind beide Erscheinungen die Begleiter vulkanischer Ausbrüche, also der Erd- und Seebeben. Dann sind zuweilen fürchterliche Überschwemmungen die Folge, und zwar von Gebieten, welche hoch über dem normalen Wasserspiegel liegen und sonst von keiner Flut erreicht werden. Die Welle der Tiden,* Ebbe und Flut, zeigt gleichfalls die Bildung eines Wellenkammes, der seinen Erregern, Mond und Sonne, über die Meeresfläche hin nachwandert.

Wenn ein Schiff durch das Wasser hin

* Sprich Tiede, nicht in englischer Weise Teide.

„Fahrt macht", so erhebt sich an seinem Vorderteil eine „Bugwelle", der zuweilen zwei oder drei sekundäre Wellen folgen. Geschähe der gegen das Wasser ausgeübte Stoß nur momentan durch einen einzigen kurzen Ruck, so würden sich die gewöhnlichen konzentrischen Wellenringe ausbilden, soweit nicht der Schiffskörper sie störte. Da das Schiff aber ununterbrochen weitergeht, wird in unendlich kleinen Intervallen hintereinanderweg immer der nämliche Impuls ausgeübt und dabei sogleich die soeben entstandene Vorwelle überholt und erstickt. Die Anschwellung breitet sich seitab in langer zusammenhängender Kammlinie aus, welche nach Maßgabe der Geschwindigkeit des Schiffes mehr oder weniger schräg zu dessen Kurs gerichtet bleibt. Stoppt das Schiff seine Fahrt, so tritt alsbald die gewöhnliche Wellenbildung in Ringen ein, angemessen der vorfindlichen Wassertiefe. Dabei verschwindet zugleich allmählich die Bugwelle mit ihren Begleitern.

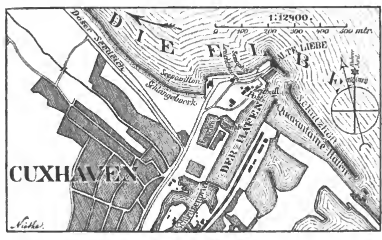
Der gewöhnliche Erreger von Wellen ist bekanntermaßen der Wind. Wirkte er auf die gesamte Wasserfläche auf einmal und zwar gleichmäßig und senkrecht von oben, so würde trotz des ausgeübten Druckes doch Gleichgewicht bestehen, also der bisherige Ruhezustand der tropfbaren Flüssigkeit fortdauern. Der Luftstoß aber ist selbst in Bezug auf nahe aneinander belegene Stellen ungleichmäßig, stärker und schwächer, und dabei in einem sehr spitzen Winkel zur Wasseroberfläche gerichtet. Die Folge ist einerseits Störung des Gleichgewichtes durch Druck, andererseits Reibung. Letztere kann indes als wahrscheinlich unerheblich und experimentell wohl schwerlich meßbar außer Betracht bleiben. Sobald nun eine kleinste Welle sich gebildet hat, bietet sie mit ihrem dem Winde zugekehrten Rücken eine zur Richtung des Luftstoßes mehr senkrechte Angriffsfläche als der ruhige Wasserspiegel zuvor, und der Winddruck gewinnt an Einfluß. Bei der Voraussetzung, daß das primäre Stadium der Wellenbildung hier ganz gleichartig mit demjenigen nach dem vorher besprochenen Steinwurf ist, daß also konzentrische Wellenringe erstanden sind, werden die dem Winde entgegenlaufenden Wellen bald erstickt werden und es wird die Transfiguration zur gewöhnlichen Welle eintreten, so daß die Totalundulation binnen kurzem einzig mit der Windrichtung läuft. Solange der Wind größere Geschwindigkeit hat als die Welle, drückt er auf ihre hintere Dossierung und stößt sie vor sich her. Dadurch beschleunigt und vergrößert er die Wellenbewegung in erster Linie; in zweiter Linie drückt er die zur Thalbildung übergehenden Wasserteilchen noch tiefer, während die im Aufsteigen zur Kammbildung begriffenen nur in der hinteren, dem Luftstoß frei ausgesetzten Dossierung am Emporgehen behindert werden, die in der vorderen Böschung dagegen nicht, weil sie durch den aufragenden Kamm vor dem Stoße gedeckt sind.

Anfänglich haben die Wellen nur geringe Länge und Geschwindigkeit. Ist nun die Schnelligkeit des Luftstromes bedeutend größer, wie sie denn überhaupt bei Sturmbeginn am heftigsten zu sein pflegt, so werden die oberen Wellenscheitel stark nach vorn gedrückt und stürzen herab; es entstehen die bekannten weißen Köpfe; bei den Orkanen der heißen Zone werden die Köpfe der noch in den Anfangsstadien der Ausbildung begriffenen Wellen vollständig abgerissen, so daß bald eine hohe Schicht von Wassertropfen mit Vehemenz über die kochende Fläche fortgejagt wird, ohne daß dabei schon eine merkliche Wellenbewegung statthat. Indem die Welle an Dimensionen wächst, wird sie so erstarken, daß sie im stande ist, die an ihren Enden befindlichen Wasserteilchen mit sich in ihren Bewegungsmodus hineinzuziehen; es wird sich ein bestimmter Rhythmus ausbilden, bis die langgezogene Woge des Meeres geschaffen ist.

Oft ereignet es sich, daß bei völliger Windstille mehr oder minder hohe Wallungen in langen Zügen als Dünung (fälschlich Deining) dahergerollt kommen, und wenn Wind steht, mehr oder weni-

ger gegen dessen Strich; dann heißen sie Muhrseen. In beiden Fällen ist in der Ferne ein Sturm vorübergezogen, der auf seinem Wege das Schiff nicht traf.

Derartige einfache und unabhängige Wellenzüge sind in Wirklichkeit selten; sie werden entstehen können nur auf der unabsehbaren Weite des freien Oceans, als Folge geradeaus streichender Stürme über eine zuvor ruhige Fläche. Für ihre Betrachtung kann sowohl die Horizontalausdehnung ihrer Wanderfläche wie die Wassertiefe als unendlich groß vorausgesetzt werden, und wir beginnen die Untersuchung der Wellenform mit dieser Normalwelle als der konfigurativ einfachsten.



Übersichtsplan von Kuxhaven.

Ihre Länge, d. h. die Entfernung von einem Wellenkamm zu dem vor oder hinter ihm befindlichen, hat Scoresby bis zu 3000 Fuß wachsen gesehen, ihre Höhe, d. i. den senkrechten Abstand des Kammes überm Thale, bis auf mehr denn 40 Fuß gemessen. Die Welle bewegte sich, nach dem Fortschritt des Kammes meßbar, innerhalb einer Zeit von 24 Sekunden durch ihre ganze Länge hindurch. Diese Wellenperiode (die immer in Sekunden angegeben wird) ergiebt, wenn durch ihre Maßzahl die Wellenlänge dividiert wird, hier eine Wellengeschwindigkeit von 125 Fuß in der Sekunde, d. i. nahezu neunzehn deutsche Meilen für die Stunde (cirka 76 Knoten), mithin eine Rapidität, welche die des fliegenden Orkans ist und welche den Eilzug und den Schnelldampfer weitaus überflügelt. So rapid schreitende Seen erreichen ein Schiff stets, auch wenn es mit größter Fahrt platt vor ihnen läuft („lenzt"), und können als gefährlichste Sturzsee über das Heck (Hinterschiff) brechen.

Riesenwallungen des Wassers von den soeben gegebenen Maßen müssen als Maximum für freies Wasser, aber auch nur für solches, angesehen werden.

Mottez maß eine Länge von 2720 Fuß (eine halbe englische Meile) bei einer Wellenperiode von 23 Sekunden im Nordatlantischen Ocean; im Südatlantischen beobachtete Roß Seen von 1920 Fuß Länge. In europäischen Gewässern will man bei den extremsten Wellen eine Periode von nahezu 20 Sekunden vorgefunden haben, was eine theoretische Länge von 2000 Fuß bedingen würde. In der Biscayabucht hat man Wogen von 1320 Fuß Länge gesehen. Nach Scoresby sind die größten

Wellen des Atlantischen Oceans bis 600 Fuß Länge und 11 Sekunden Periode bestimmt worden.

Man muß im Resumé sagen: die gewöhnliche Sturmwelle hat bei 200 bis 400 Fuß Länge eine Periode von 6 bis 9 Sekunden. Wellen mit 18 Sekunden Perioden und von 1650 Fuß Länge bilden für nicht außergewöhnliche Fälle die obere Grenze.

In Bezug auf die Niveaudifferenzen bei Seegang sind zwar die „berghohen" Wellen sprichwörtlich geworden, und es finden sich in Reisebeschreibungen gelegentlich Angaben einer Wellenhöhe von 100 Fuß, nicht aber in Berichten von Fachleuten.

Das größte thatsächlich festgestellte Maß waren 48 Fuß, und selbst dieses muß als ganz abnorm gelten. Man stelle sich nur die ganze kompakte und dabei rapid schreitende Wassermasse vor, welche etwa durch die Kontur der oben genannten Scoresbyschen Kolossalwelle nach Länge, Höhe und Breite umschlossen wird, und ziehe in Bezug auf den Welleneffekt in Rechnung, daß Wasser bedeutend schwerer wie Holz ist, daß also eine, zahlreiche Wagenladungen Holz an Masse und Wucht noch weit überbietende, aus großer Höhe auf Deck herabbrechende Sturzsee ein ungeheures Zerstörungsmoment entwickeln muß. Von Höhen auf 30 Fuß wird mehrfach berichtet, aber auch sie sind noch selten.

Doch wohlverstanden: diese Beschränkung gilt wieder einzig und allein für die frei sich bewegenden Wellen der rings offenen See.

Außer der Urteilstäuschung angesichts der überwältigenden Erscheinung großmodellierter Wellenformen, wo bei der Situation des schlingernden Schiffes und der Lage des Augenpunktes etwa im Wellenthal die perspektivische Länge einer See als Wellenhöhe empfunden wird, erregt auch die sogenannte verworrene oder wilde See leicht Irrtümer bei der Schätzung.

Diese wird von mehreren sich kreuzenden, voneinander unabhängigen Wellenzügen veranlaßt, von denen jeder eine verschiedene Geschwindigkeit und mehr oder minder abweichende Richtung hat. Dann wird stellenweis die eine Woge die andere überholen und sich auf deren Rücken oder Kamm mit der eigenen Anschwellung auftürmen; anderswo aber wird ein Thal das andere treffen und die Vertiefung vergrößern. Daraus entstehen die gefürchteten Sturzseen. Es türmt sich dann aber nicht nur eine vereinzelte Welle absonderlich hoch, sondern der Übergang zur regulären Höhe geschieht durch mehrere benachbarte hindurch allmählich. So ist unter Seeleuten bekannt, daß immer drei solche besonders hohen Seen hintereinander daherlaufen und nach ihrem Vorübergang verhältnismäßige Ruhe eintrete.

Das Phänomen der verworrenen See größten Maßstabes kommt zur Erscheinung in den berüchtigten Drehstürmen (Cyklonen) der heißen Zone, welche eine Stelle, das Centrum, ihrer Bahn zweimal heimsuchen, und zwar zum zweitenmal nahezu aus der dem ersten Sturmstrich entgegengesetzten Bahnrichtung. Da dieser „Teifun" (siehe Abbild. zwischen S. 352 u. 353) mit der größten Heftigkeit weht, wirft er trotz verhältnismäßig kurzer Zeit in der neuen Bestreichungsrichtung eine so schwere See auf, daß sie der alten, in der ersten Weglinie aufgebrachten an Höhe schnell gleichkommt. Nach gewisser Zeit flaut der Wind ab, wird zuweilen ganz still; es zieht das Centrum des Wirbels über den Schiffsort. Dann gilt es, rasch genug die richtige Lage zu gewinnen, um der aus dem entgegengesetzten Strich heranjagenden Sturm- und Wogengewalt wieder mit dem Bug zu begegnen. Das Brausen in der Luft läßt sich von neuem vernehmen und der Orkan bricht wieder herab über das Schiff. Es wird jetzt mehr wie einmal geschehen, daß dasselbe gegen einen schweren Roller der alten Windrichtung, jetzt Lee, anschlingert, während von der neuen Luvseite her der gläserne Berg über den Bug herstürzt und das Vorschiff im Wasser begräbt. Von der Überschwemmung sich zu erholen, das



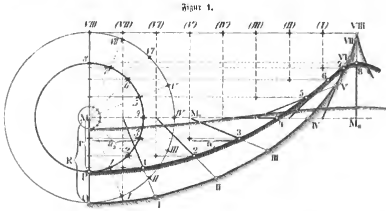
Die „Alte Liebe" in Kuxhaven bei Eisgang. Ansicht vom inneren Hafen aus.

übergenommene Wasser rasch genug loszuwerden, ehe der Leeroller da ist, wird unmöglich. Abermals, aber jetzt über die tief weggedrückte Leeverschanzung her, brechen die Fluten herein, deren riesige Masse im Sturz das Gewicht von Steinen hat. Wird Marsrahe und Stenge von oben kommen? Wird der ganze Fockmast stehen bleiben? Und wenn sie stürzen, werden sie das Deck einschlagen; dann wird, wenn überhaupt noch diesmal die Wasser nach auswärts sich verlaufen, ein neues Überfluten kommen; durch das offene Deck, das niemand wieder zu schließen vermochte, dringt das Verderben binnenbords, und bald wird das Schicksal des stolzesten Gebäudes der Menschenhand besiegelt.

Unsere Kriegsmarine hat am 2. September 1860 den kleinen Schoner „Frauenlob" im Teifun der chinesischen See bei Nacht verloren; in der Weise, die hier angedeutet ist, mag wohl auch die Korvette „Augusta" im Jahre 1885 zu Grunde gegangen sein. Der schwere Verlust dagegen, den wir im März dieses Jahres vor Samoa in den Schiffen neuester Konstruktion „Olga", „Adler" und „Eber" erlitten haben, ist nicht allein aus der Kreuzsee auf freiem Wasser zu erklären; hier tritt vielmehr, abgesehen von der Wucht des Orkanes, die weiter unten besprochene Strukturwandlung der Woge vor Steilküste (Korallenriff) und ansteigendem Gelände, verbunden mit dem Surf und der Brandung, als vernichtende Gewalt auf.

Wir nehmen nun als feststehend an, daß das Profil der ungebrochenen und einfachen Oceanwelle wenigstens nahezu die Form einer Trochoide habe. Diese Kurve wird, populär gefaßt, z. B. auf einer Wand (auf dem Kopfe stehend) gezeichnet durch einen beliebigen festen Punkt in der Speiche eines auf geradliniger Unterlage an der Wand entlang rollenden Rades. Die Konstruktion ist einfach. Ein Kreis (Rad), Figur 1, vom Halbmesser R und mit dem Mittelpunkt M rolle an der Leitlinie *VIII* — VIII entlang (welche in der vorstehenden Zeichnung oben liegt, um sogleich die aufrechte Kurve zu erhalten). Die Länge *VIII* — VIII sei gleich dem halben abgewickelten Kreisumfang ($= \pi$ R, also z. B. für einen Radius R von 10 cm Länge = 31,4 cm). So wird bei einer halben Umdrehung des Kreises der Endpunkt O seines Halbmessers im Punkte VIII der Leitlinie angekommen sein. Man teile den Halbkreis in eine bestimmte Anzahl, hier acht, gleiche Teile O — *I*, *I* — *II* . . . *VII* — *VIII*. Desgleichen teile man die Leitlinie in dieselbe Anzahl gleicher Teile VIII — *(I)*,

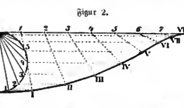
Figur 1.



(I) — (II) … (VII) — VIII. In letzteren Teilpunkten errichte man Senkrechte. So wird beim Rollen des Kreises sein Mittelpunkt M in der durch ihn gelegten der Leitlinie Parallelen MM_8 allmählich die errichteten Senkrechten passieren; es erhält nach der ersten der acht Umdrehungsphasen der Halbmesser MO die Lage M_1, in der dritten Phase die Lage M_3 u. s. w., es hat sich also der Halbmesser dabei um den Winkel OMI, bezw. $OMIII$ u. s. w. gedreht, während der Mittelpunkt M zugleich nach M_1 beziehungsweise M_3 u. s. w. gegangen ist. Während der Rotation beschreibt der Endpunkt O des Halbmessers eine Kurve. Um den Ort von O z. B. am Ende der dritten Phase zu finden, hat man nur durch den neuen Mittelpunkt M_3 eine mit der neuen Radiusrichtung $M\,III$ parallele Linie zu legen und auf dieser das Maß M_3 — III gleich dem Radius R zu machen. So ist III der gesuchte Ort. Alle anderen Punkte I bis VIII der vom Punkt O gezeichneten Kurve findet man auf die nämliche Weise. Diese Kurve ist eine Cykloide. Sie giebt eine Welle wieder, die in ihrem Scheitel VIII an der Grenze des Überbrechens angelangt ist. Wenn nun, statt des Endpunktes O, innerhalb des Radius (Radspeiche) R ein Punkt P als zeichnender Punkt vorausgesetzt wird, so stellt derselbe eine Kurve her, deren Punkte 1 — 8 analog den vorigen zu finden sind, indem jedesmal auf der der Phase entsprechenden Radiusrichtung das Maß des neuen Halbmessers r anstatt des früheren R abgetragen wird. Man gelangt aber auch zu demselben Resultat (ebenso bei der Cykloide), wenn man jedesmal durch die der Umdrehungsphase entsprechenden Anfangspunkte *1, 2 … 8* des stark gezeichneten Kreises Parallele zur Leitlinie legt und auf denselben von den, durch den jedesmaligen Mittelpunkt, z. B. M_3, gehenden Ordinaten aus dasselbe Maß, $a_3 = a_3$, abträgt, um welches der Umfangspunkt, *3*, von der Anfangsordinate *VIII* — O entfernt ist. Die neu erhaltene Kurve P, 1 … 8 ist die Trochoide * und giebt das Profil der einfachen, ungebrochenen Tiefwasserwelle. Je kleiner der zeichnende Radius, desto flacher wird die Kurve; so entspricht etwa die durch den kleinsten Kreis der Zeichnung beschriebene Trochoide der langen, flachen Dünung.

Aus der Zeichnung (Fig. 1) stellt sich dar: die ganze Wellenlänge = zweimal $M - M_8$; die Wellenhöhe = *VIII* — O, bezw. = 8 — P.

Figur 2.



Es ist nun die Bewegung der einzelnen Wasserteilchen in einer trochoidalen Welle zu untersuchen. Irgend ein leichter, auf den Wellen treibender Gegenstand, ein Holzstück oder eine vereinzelte Schaummasse, wird nicht etwa rapide mit der fortschreitenden Wellenform hinweggerissen, sondern treibt höchstens sehr langsam mit dem Winde weiter; man beobachtet, daß der Gegenstand auf und nieder mit der Welle tanzt und horizontal seinen Ort nur innerhalb einer kleinen Grenze ändert; er schwimmt nämlich, sobald der Wellenkamm ihn passiert, eine geringe Strecke

* Obige Konstruktion begründete am besten die Entstehung der Kurven. Es ist aber für Cykloide und Trochoide noch folgende sehr einfache Konstruktion vorhanden: In vorstehender Figur 2 sei 8 — O der Durchmesser des Rollkreises, d. i. die Wellenhöhe. Man teile die halbe Peripherie in eine Anzahl, etwa wieder acht, gleicher Teile; die Teilpunkte sind 1 bis 8. Man fixiere die Länge der Leitlinie, d. i. die Wellenlänge, 8 — VIII; ist dieselbe gleich der Bogenlänge des halben Kreisumfanges, so ergiebt sich die Cykloide, ist dieselbe aber größer als letztere, so ergiebt sich eine Trochoide. Man teile wieder die Leitlinie in die gleiche Anzahl Teile wie den Halbkreis. Die Teilpunkte sind bezeichnet mit *I* — 7. Man ziehe durch die Punkte 1 bis 7 Parallele zur Leitlinie und ziehe die Sehnen 8 — 7, 8 — 6, bis 8 — 1. Durch jeden Teilpunkt der Leitlinie ziehe man eine Parallele zu je einer dieser Sehnen und zwar der nach einem gleichbenannten Punkte gehenden. Der Schnitt jeder dieser Sehnenparallelen mit ihrer zugehörigen Leitlinienparallele liefert einen Punkt der gesuchten Kurve: O, I bis VII, VIII.

nach vorwärts in der Laufrichtung der Welle und geht um dasselbe Maß zurück, solange er sich wieder im Wogenthal befindet. Aber nicht nur für Körper, die auf der Oberfläche schwimmen, ist ein solches Verhalten bemerkbar, man findet auch, daß in den weiter abwärts belegenen Wasserschichten gleichartige Bewegung statthat. Einen gut durchnäßten Bogen Papier oder ein leinenes Tuch werfe man, nachdem es zwischen den Händen zu einem Ballen geformt und dadurch die Luft daraus entfernt ist, über Bord; beide werden sich sogleich im Wasser ausbreiten, langsam einige Fuß sinken, und man kann mehrere Minuten hindurch wieder die vorige Erscheinung wahrnehmen. Je tiefer aber die Gegenstände gehen, desto kleiner werden ihre horizontalen Wege nach vor- und rückwärts.

Würde die ganze Wassermasse in der sofort erliegen müßte. Ferner würde, wenn nicht die Form allein, sondern die Wassermasse selber fortschritte, die Summe aller auf den Strand laufenden Wogen einen so ungeheuren Wasserzufluß ergeben, daß Überschwemmungen im allergrößten Maßstabe die Folge jedes Sturmes wären.

Die Wellenbewegung geschieht nach dynamischen Gesetzen.

Um die Trochoidentheorie in ihren Ausgangspunkten und als zutreffend von vornherein zu erkennen, betrachte man die der Wasserbewegung verwandte Erscheinung eines im Winde wogenden Getreidefeldes, dessen Ähren bereits bedeutend schwer geworden, während die Halme ihre Elasticität noch besitzen. Die Kämme und Rücken der Wellen sind senkrecht zur Windrichtung. Indem der Halm wogt, durchläuft der Schwerpunkt seiner Ähre hin- und herpendelnd einen bestimmten Bogen, wäh-



Die „Alte Liebe“ in Kuxhaven, Seeseite.

Weise eines Stromes fortschreiten, so ist verständlich, wie dem Andrange etwa einer dreißig Fuß hohen Welle von sechs bis sieben deutschen Meilen Geschwindigkeit, also der des Personenzuges, jedes Schiff rend der Fuß des Halmes seinen Ort nicht ändert. Da die Pflanzen unmittelbar eine an der anderen stehen, kann nicht die einzelne sich unabhängig von den übrigen frei bewegen, sondern muß sich deren



Die „Alte Liebe" in Kuxhaven, westlicher Anbau (Pierkopf).

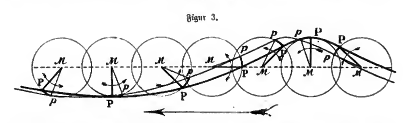
Bewegungsphase anschließen, indem jede Ähre jeden Punkt ihrer Bahn erst einen Augenblick später durchläuft als die vor ihr befindliche Ähre den analogen.

Substituiert man für den Halm den aufrechtstehenden Wasserfaden, so ist die Betrachtung ohne weiteres auf das flüssige Element übertragen. Als Ausgangspunkt der Bewegung werde der senkrechte Wasserfaden ins Auge gefaßt; aus seiner höchsten Stellung in die tiefste Neigung hinab und wieder in die Anfangslage zurück schwingt der Faden in einem Bogen, und zwar, für die Untersuchung genau genug, in einem Kreisbogen. So wie der Bewegung der Ähre der Halm folgt, und dabei nach dem Boden zu seine einzelnen Punkte immer kleinere Bogenwege beschreiben, schwingt auch der lange, aufrechte Wasserfaden in allen seinen Teilen der Tiefe nach in immer kleineren Bogen. Auch für ihn wird ein tiefster Punkt da sein, in welchem die Bewegung gleich Null ist, d. h. wo sein Fuß fest steht, d. h. weiter, es wird eine Tiefe geben, wo, trotz heftigen Seeganges auf der Oberfläche, vollkommene Ruhe ist. Und thatsächlich wird das durch die Taucher und aus der unveränderlichen Lage versunkener Gegenstände in genügend tiefem Wasser bestätigt. In offener See, wie wohl auf der Hand liegt, fehlen die Beobachtungen. Aus dem Umstande, daß bei heftigen Stürmen in der Nordsee in Tiefen bis zu 30 Fuß kein Fisch sich vorfindet, läßt sich schließen, daß die Bewegung hier noch stark fühlbar ist. Selbst in 100 Fuß Tiefe wird bei schwerem Seegang grobes Gerölle noch verschoben. Demgemäß befremdet es nicht mehr, wenn man höhere Wellen ihre Klarheit durch aufgerührten Sand verlieren sieht, sobald sie auf Gründe treten, über denen nur 50 Fuß Wasser stehen. Auch die niemals ebene, sondern stets wellige Konfiguration des sand- oder kieshaltigen Seebodens, wie man sie häufig bei klarem Wasser noch bei 20 Meter Tiefe deutlich erkennen kann, zeigt in ihren Furchenweiten den Weg, welchen der Fuß des Wasserfadens unermüdlich hin und her wandert, wenn droben die Woge über der Stelle fortrollt. Diese regelmäßige Bodenfurchung ist überall in den Elbwatten an der Nordsee unmittelbar wahrzunehmen, sobald zur Ebbezeit das Wasser sich verlaufen hat.

Man kann nun aber auch das Heben und Sinken der Wellenteile sich vorstellen als dadurch veranlaßt, daß die Wasserfäden, anstatt sich vorn- und hintenüber zu neigen, ihre senkrechte Stellung nicht aufgeben, sondern steif hin- und hergeschoben werden, also den Fußort ändern und dabei abwechselnd dichter zuhauf gedrängt und wieder voneinander fort entfernt werden. Dabei müssen sie sich,

Es bietet jetzt keine Schwierigkeit mehr, die Thatsache zu begreifen, daß die oben behandelten sich kreuzenden Wellensysteme verworrener See sich nicht gegenseitig vernichten. Da der einzelne Wasserfaden in einer Ebene schwingt parallel der Längsrichtung der Welle, und aus dieser Ebene nicht hinweg, also nicht seitlich ausweichen kann, so wird er bei Kreuzsee unter der Beeinflussung durch die benachbarten

Figur 3.



da bekanntermaßen Wasserteilen keine Elasticität innewohnt, notwendig das eine Mal verlängern, das andere Mal verkürzen. Endlich ist der dritte Fall denkbar, daß beide Bewegungsarten zugleich und zwar in der Weise verbunden auftreten, daß der Faden sich biegt und dabei sein Fuß wandert. Es wird sich zeigen, daß je nach der Wassertiefe alle drei Arten wirklich vorkommen.

Die Trochoidentheorie, von der ja hier lediglich und zwar nur im Auszuge einige Resultate gegeben werden können, lehrt nun, daß jedes Wasserteilchen mit gleichförmiger Geschwindigkeit in Kreisbahn um eine ihm besondere Achse rotiere innerhalb einer Vertikalebene, welche senkrecht zur Wellenkammlinie steht, also die Richtung des Fortschreitens der Wellenform hat; und zwar werden diese Bahnen, mithin auch deren Radien, nach der Tiefe zu kleiner bis hinab zu Null. Die angulare Geschwindigkeit ist für sämtliche Wasserteilchen gleich groß, die absolute vermindert sich also mit dem Radius der Bahn und erstirbt folglich nach der Tiefe zu. Die Bahn wird voll durchmessen während einer vollen Wellenperiode, also der Zeit, in welcher die Woge um ihre eigene Länge fortrückt.

Fäden eine Schwingung annehmen, welche die Komponente aus den Bewegungen ist, zu welchen die auf ihn wirkenden Druckkräfte ihn zwingen. Sind die Pressungen gleichartig und positiv, wie in dem Falle, wo zwei Kämme zusammentreten, in welchem Augenblick der Faden geradlinig ist und keine Horizontalbewegung hat, so bleibt ihm nur übrig, sich zu verlängern: d. h. die Wasseroberfläche erhebt sich, die Wellen türmen sich aufeinander. Treffen zwei untere Scheitel, zwei Thäler zusammen, so sind die Pressungen gleichartig und beide negativ, der Faden verkürzt sich, das Thal wird vertieft. In allen anderen Fällen schmiegt sich der Faden den laufenden Systemen ebenfalls an, indem er sich neigt und dabei die Länge ändert; die Wellen durchdringen sich, ohne einander zu zerstören oder auch nur merklich zu schwächen.

Es seien nun in vorstehender Figur 3 an der Oberfläche der durch eine starke Linie dargestellten Welle die Punkte P, P ... Moleküle, die sich in den mit schwacher Linie dargestellten Kreisbahnen um die Mittelpunkte M, M ... bewegen. Der Durchmesser für diese sämtlichen Kreise ist gleich der Wellenhöhe. Es seien die Radien M P an den Ort der bei der vorlie-

genden Wellenposition betrachteten Oberflächenmoleküle gezogen.

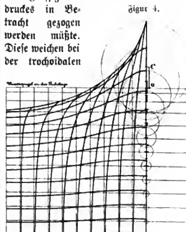
Die Welle rückt, wie der untere lange Pfeil andeutet, von rechts nach links fort. Im selben Sinne bewegen sich am Kamm die Wasserteilchen. Um dasselbe Maß, um welches eines davon bei der Weiterbewegung in seiner Kreisbahn wandert, wandern alle übrigen in ihren Bahnen. Konstruiert man alle neuen Orte der Moleküle, indem man in ein und demselben Drehungssinne (hier dem Wege des Uhrzeigers entgegengesetzt) dasselbe Bogenmaß P p auf allen Peripherien von den alten Punkten P aus absetzt, so erhält man neue Punkte p für die spätere Wellenphase. Dabei sieht man, daß die Molekülbewegung im Wellenthale von links nach rechts gerichtet ist, also entgegengesetzt der am Kamme und der des Wellenlaufes, ganz im Einklang mit dem oben besprochenen Verhalten des schwimmenden Holzstücks. Die durch die neuen Punkte p zu legende, hier in schwacher Linie gezeichnete Kurve ist natürlich wieder Trochoide und zwar eine mit der ersten identische; nur die Form ist nach links verschoben, d. h. es ist jetzt erklärt das Fortschreiten der Welle lediglich als Folge der kreisförmigen Bewegung der Wasserteilchen.

Um nun zu untersuchen, welches Bewegungsmoment einem Wasserteilchen, und zwar im extremen Fall, beiwohnt, greifen wir auf jene Riesenwelle von 3000 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe und einer Periode von 24 Sekunden zurück. Da das Maß der Wellenhöhe zugleich das für den Durchmesser der Umdrehungsbahnen der Oberflächenteilchen ist, so ergiebt sich für diese eine horizontale Hin- und Herbewegung jedesmal von 40 Fuß, innerhalb welcher Grenze somit ein in solcher See schwimmendes Holzstück abwechselnd nach vor- und rückwärts auswandern würde. Der peripherische Gesamtweg des Moleküles stellt sich auf $40 . \pi =$ eirka 126 Fuß, somit die Rasanz eines Oberflächenteilchens pro Sekunde auf etwas über 5 Fuß.

So sehr nun auch oben die Mitteilung der erfahrungsmäßigen Thatsache überrascht hat, daß die Rapidität solcher eiligsten Welle größer als die des Windes (also bedeutend größer als die des schnellen Dampfbootes) sei, so wird doch ein Vergleich zwischen der soeben gefundenen verhältnismäßig geringen 5-Fuß-Geschwindigkeit eines Moleküls und derjenigen enormen von 125 Fuß pro Sekunde beim Fortschritt der großen Wellenform lehren, daß schon die theoretische Wahrscheinlichkeit anerkannt werden müsse; denn es bleibt dabei die molekulare Geschwindigkeit immer weit hinter der des Windes zurück.

Für die theoretische Feststellung des Kraftmomentes, welches die Woge auf ein Schiff in See äußert, scheinen jetzt zwar für den ersten Anblick Unterlagen genug geschaffen zu sein; aber es zeigt sich, daß dafür zuvor die Richtung und Intensität des Flüssigkeitsdruckes in Betracht gezogen werden müßte. Diese weichen bei der trochoidalen

Figur 4.



Welle erheblich von denjenigen in ruhigem Wasser ab. Kalkul wie Resultat werden zu kompliziert, um eine Besprechung an dieser Stelle empfehlenswert zu machen.

Es erübrigt nun noch, wenigstens oberflächlich die innere Struktur der Welle auch in Bezug auf die Modellierung der untereinander liegenden Wasserschichten darzustellen. Im Anschluß an das trochoidale oder, wie hier in Figur 4 gezeichnet, um

auch die obere Grenze zu geben, an das cykloidische Oberflächenprofil reihen sich nach abwärts immer flacher werdende wieder trochoidale Schichten an. Der zeichnende Radius für diese Kurven schrumpft anfänglich sehr schnell, tiefer hinab langsamer zusammen, wird hier aber bald so klein, daß die Wasserbewegung sich als fast unmerklich darstellt. Die aufrecht stehenden starken Linien der Zeichnung geben die aus der Ruhelage (durch schwache Senkrechte bezeichnet) fortgebogenen Wasserfäden wieder.

Die Begründung und Mitteilung selbst der einfachen Formel für die nach unten schwindenden Radien der Kurvenschichten verbietet sich an dieser Stelle, und es möge mit der Angabe Genüge geschehen, daß für eine Oceanwelle von 600 Fuß Länge und 40 Fuß Höhe in einer Tiefe von 200 Fuß die Trochoidenhöhe nur noch 5 Fuß, in 400 Fuß Tiefe 7 Zoll, in 600 Fuß Tiefe kaum noch merklich ist und hier die Bewegung als erloschen gelten kann.

Die korrekte Form der Trochoidenwelle ist, wie schon besprochen, selten, die reine Cykloide vielleicht nie vorzufinden; diese würde eine übermäßig hohle See genannt werden müssen.

In Bezug auf das Verhältnis der Wellenhöhe zur Wellenlänge hat die Erfahrung gelehrt, daß das nach der Trochoidentheorie zu berechnende Maß in Wirklichkeit niemals erreicht wird. An den kurzen Wellen als den vorkommenden hohlsten ist das Verhältnis 1 zu 6 beobachtet worden, während die Cykloide 1 zu 3,14, also fast das Doppelte der Wirklichkeit ergeben würde. Man hat für 350 Fuß lange Seen 1 zu 8 beobachtet und hatte es auch hier wahrscheinlich mit sehr hohlen zu thun. Für Längen von 500 bis 600 Fuß fand sich 1 zu 20, und für die längsten dürfte nur 1 zu 50 wahrscheinlich sein. Man ist Dünnungen begegnet, welche bei 900 Fuß Länge kaum 10 Fuß Höhe zeigten. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man bei den größten gewöhnlich vorkommenden Wellen die Höhe nicht über den zwanzigsten Teil der Länge rechnet und das Verhältnis 1 zu 10 für Wellen, welche noch erheblich genug sind, um auf ein größeres Schiff in See von Einfluß zu sein.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Formbildung und Wirkung der Wellen nach Maßgabe vorausgesetzter lokaler Hindernisse, so ist der einfachste Fall die Welle auf tiefem Wasser, welche gegen eine senkrechte Wand, etwa eine steile Felsenküste, aufläuft; die Wand muß vertikal aus großer Tiefe aufsteigen und bis hoch über Wasser dieselbe Richtung haben. Den der Wand zunächst befindlichen Wasserfäden der anschlagenden Welle ist es nicht möglich, der Pressung durch die hinter ihr befindlichen nachzugeben durch Verschiebung oder Neigung; es bleibt ihnen in der Kammlage nur die Ausdehnung, in der Thallage nur die Verkürzung der eigenen Länge. Das bedeutet aber: vor Steilwänden wächst die Welle; und zwar wird sie erfahrungsmäßig auf die doppelte Höhe gehoben. Es hat ferner die Unterbrechung der fortschreitenden Wellenbewegung durch die Küste zur Folge, daß die Welle zurückgeworfen wird, ganz wie eine Billardkugel von den berührten Banden, im nämlichen Winkel, wie sie anschlug. Lief sie normal gegen die Wandfläche, so prallt sie auch normal wieder zurück und bildet sodann als Widersee ein der vorigen Richtung entgegenlaufendes Wellensystem, wobei sie mit unverminderter Geschwindigkeit und bei gleichgebliebener Größe abrollt. Nach dem Allgemeingesetze von der Kreuzsee müssen jetzt da, wo See und Gegensee sich begegnen, sich stellenweise doppelt hohe und tiefe Wogen bilden, an anderen Stellen Thäler sich ausfüllen und Mittelniveaus sich herstellen.

Es wird nun bei lange anhaltendem Sturm der Fall eintreten, daß auch die Widersee, selbst wenn der Weg zur Luvküste ein viele Meilen langer ist, dortselbst wieder reflektiert wird und bis nach der Leeküste zurückwandert; sie kreuzt sich hier vielleicht abermals mit doppelt gehobenen Seen, und es wird verständlich,

wie man an der Küste von Cornwall in Schottland die wilden Wasser bis auf die enorme Höhe von 300 Fuß und vor Wasberg in Norwegen sogar bis 400 Fuß sich gen Himmel erheben sieht. Der Leuchtturm von Eddystone, welcher auf einer isolierten Klippe unfern Plymouth im Kanal steht, wird bei Stürmen gänzlich von Wellen zugedeckt, wiewohl er neunzig und etliche Fuß über Hochwasser emporragt. Lief die Welle nicht normal, sich alle auf einige Punkte hin konzentrieren und hier eine so hohe und kabblige See entsteht, daß die Sicherheit der daselbst verankerten Schiffe gefährdet ist, ja dieselben losgerissen und ins Treiben gebracht werden.

In beiden hier betrachteten Fällen ergiebt sich vor Steilküsten eine verworrene und wilde See.

Die von der senkrechten Wand reflektierte Welle bricht aber nicht, zeigt auch



Die Kugelbake.

sondern schräg gegen die Steilküste, so wird sie wieder in einem dem Einfallswinkel gleichen Ausfallswinkel reflektiert werden, aber diesmal von der Anprallrichtung seitab, so daß sie als Kreuzsee die Bahnen des ursprünglichen Systems schneidet. Diese Erscheinung, die „kabblige" See, ist im Inneren der Häfen da, wo Wind und Strömung einflußlos geworden, deutlich verfolgbar an den Kämmen der Wellen beider Systeme, die dann eine gleichmäßig schräge Richtung gegen die Quaimauern zeigen. Es giebt Häfen, in denen die Streichungslinie des Ufers derartig beschaffen ist, daß bei gewissem Windverhältnis die Wellen nachgerade keine erhöhte Zerstörungskraft, solange ihre Vertikalbewegung keinem Hindernis begegnet. Vor den Klippen in der tiefen Bai von Valencia laufen riesige Wogen, doch erzeugen sie keine Brandung. Anderwärts hat man beobachtet, wie ein kleines Fahrzeug von etwa fünfzig Tonnen Gehalt durch den Sturm bis auf ein Meter Abstand an eine glatte Steilküste herangetrieben wurde, aber nur mit den hohen Wellen sich hob und senkte, ohne zerschellt zu werden. Stellt sich aber ein Hindernis der freien Bewegung entgegen, so beginnt alsbald das Werk der Vernichtung. Wenn z. B. der Bohlenbelag auf Landungsbrücken nicht so hoch über

dem Wasserniveau sich befindet, daß ihn die Welle nicht mehr zu fassen vermag, so werden Bohlen und Bolzen herausgerissen, die Unterlagsbalken aus den Zapfen gehoben und zerbrochen. Damit das Steigen der flüssigen Massen nicht behindert werde, muß man unten zugeschärfte Latten als Belag aufbringen und zwar in bestimmten Zwischenräumen, damit dem Wasser Durchlaß geschaffen sei. Glatte Rüstpfähle dagegen, welche frei in tiefem Wasser stehen, überdauern den heftigsten Wogendrang, ohne Schaden zu leiden. Da hier auch, wie wir gesehen haben, der Fuß des Wasserfadens fest steht, also die Wassermasse keine horizontale Bewegung annimmt, wird auch in diesem Sinne das Pfahlwerk nicht gefährdet. Derartige Pfahlbauten finden sich auch an vielen Orten unserer Seeküste, die umfangreichsten an der Nordsee, weil Ebbe und Flut hier erhebliche Niveauunterschiede mit sich bringen. Ich habe hier die „Alte Liebe“ * in Kuxhaven, deren örtliche Lage aus dem Übersichtsplan auf S. 355 erhellt, in verschiedenen Darstellungen veranschaulicht. Die Ansicht vom inneren Hafen aus auf S. 357 zeigt das Konstruktionsprincip des Oberbaues, die auf S. 360, elbaufwärts nach Osten zu, macht den durchbrochenen Bohlenbelag kenntlich. Der westliche Pierkopf auf S. 361 (bei Abendlicht) ist neuere Konstruktion. Seine hölzernen Pfahlgruppen sind durch eine Brücke aus Eisenstäben verbunden. Dieser Anbau verdankt sein Entstehen dem Umstand, daß die infolge des Ebb- und Flutstromes an jenem Ort entstehende Wirbelbewegung des Wassers den Grund angriff und das ganze mit großen Kosten hergestellte Bollwerk zu gefährden begonnen hatte. Sehr schwere See hat zwar die Alte Liebe nicht auszuhalten; selbst bei Sturm aus Nordwest, der einzigen Windrichtung, welche wegen der Länge der Streichungslinie über die Nordsee herunter grobe See nach Kuxhaven führen kann, fängt die nördlich äußerste Landspitze die größte Gewalt ab. Vor dieser Spitze, durch soliden Steindamm mit ihr verbunden, steht auf massivem Unterbau die Kugelbake als wichtige Landmarke (siehe S. 365). Den schwersten Angriffen ist das solide gebaute Kuxhavener Bollwerk ausgesetzt bei Sturmfluten, wo die natürliche Höhe der regelmäßigen Flutwelle, infolge größter Erdnähe von Mond und Sonne zugleich, ihr Maximum erreicht und wo dieses Phänomen außerdem von heftigem Winde aus nördlicher Gegend begleitet ist. Meine Darstellungen auf S. 368 und S. 369 zeigen den Gegensatz zwischen der Erscheinung bei sommerlich normalem und bei höchstem Wasser im Frühjahr (vor der Erbauung des westlichen Pierkopfes). Der auf S. 368 frei zu Tage liegende Seedeich erscheint auf S. 369 von der See überwaschen, während die sich an ihn schließende Alte Liebe im Wasser begraben ist; vom Bollwerk ragen nur die Köpfe der seeseitig (nördlich) am Bollwerk entlang eingerammten sehr starken Pfähle sowie der über den unteren Plafond noch sich erhebende Teil des Oberbaues über Wasser empor.

Als Hafeneingangsmarke trägt die Alte Liebe einen weißangestrichenen achteckigen Turm, in welchem bei Nacht ein rotes Feuer brennt, während das Hauptschiffahrtszeichen in Kuxhaven, der cylindrische Leuchtturm auf der Deichkrone (siehe die Abbildung S. 371), ein festes weißes Feuer zeigt.

Eine Gefährdung der Pfahlwerke an Seeküsten tritt ein, sobald keine große Tiefe vorhanden ist, oder wenn die Welle, bevor sie das Pfahlwerk trifft, statt gegen eine Steilwand gegen eine schräge Dossierung, eine Böschung auflaufen muß, aus welcher die Pfahlwerke aufragen, bezw. hinter welcher sie stehen. Dies leitet auf

* Der Name „Alte Liebe“ ist eine Übersetzung ins Hochdeutsche der mißverstandenen plattdeutschen Bezeichnung Oliv, aufgefaßt als Ol liev (Liebe heißt plattdeutsch leiw); Oliv aber ist, wie man mir sagte, der Name Oliva eines spanischen Schiffes, welches, als erstes im Reigen, an der Stelle der damals noch nicht vorhandenen „Alten Liebe“ zu Grunde ging und so wohl die erste Veranlassung zum Bau eines Bollwerks gegeben hat, welches jetzt den größten Schiffen ein bequemes Anlegen gestattet.

die Untersuchung der Wellen auf ansteigendem Grunde, welche jedoch erhebliche Schwierigkeiten bietet. Es wird notwendig, vorweg die Wellen über nicht mehr unendlicher, sondern nur größerer endlicher und dabei konstanter Tiefe, sodann diejenigen über geringer Tiefe zu betrachten. Da aber die mathematische Behandlung der komplizierten Erscheinungen hier füglich nicht am Platze ist, schon weil sie nicht summarisch abgethan werden kann, muß es hier bei der Vorführung der greifbaren Resultate sein Bewenden behalten.

Der aufrechte Wasserfaden der Welle über größerer endlicher Tiefe schwingt in der Weise des Fadens im unendlich tiefen Wasser, während sich zugleich sein Fuß in horizontalen Bahnen hin und her bewegt.

Im Wasser von geringer Tiefe bleibt der einzelne Faden dauernd vertikal und steif, und es kann unter solchen Umständen die Wellenbewegung nur statthaben, indem die Fäden sich abwechselnd verlängern und verkürzen; dabei muß entweder ihre Dicke entsprechend schwinden und wachsen, oder die Fäden müssen dichter zuhauf gerückt und wieder lichter gestellt werden. In beiden Fällen ergiebt sich eine horizontale Verschiebung des Fadens hin und her, die durch Beobachtung denn auch bestätigt ist. Der molekulare Druck pflanzt sich fort wie durch eine Serie einander berührender elastischer Stäbe, nur daß die Wasserfäden bündelweise viel enger zusammengedrängt werden; da sie nirgend anders hin als nach oben zu dem Impuls nachgeben können, erheben sie durch Selbstverlängerung den Wasserspiegel und formieren den Wellenkamm; nach überwundenem Überdruck stoßen sich die Fäden wieder voneinander fort und ziehen sich dabei stärker wieder zusammen als vordem, wobei das Wellenthal sich bildet u. s. w.

Wo der Grund in der Weise ansteigt, daß eine Wand unterseeische Stufen bildet von hinlänglicher Größe, da wächst die Welle, wenn sie eine Stufe ersteigt und dann über den horizontalen Grundteil weiter läuft, jedesmal an Höhe. Zugleich wachsen die horizontalen Wege, welche der Fuß des Wasserfadens geht. Allmählich, wenn die Stufenbildung sich bis nahe unter die Oberfläche aufwärts erstreckt, muß sich die anfängliche Tiefwassersee zu einer Flachwasserwelle umwandeln, deren Faden steif ist und nur noch horizontal schreitet. Für die Übergangsphasen erkennt man, daß sie zu kompliziert sind, um noch auf einfache Gesetze zurückgeführt werden zu können, wenn man ins Auge faßt, daß der hin- und herschwingende Fuß des Wasserfadens, in seiner Bewegung behindert, beim Vorwärtsgange in der Wellenrichtung einen verstärkten Druck erleidet und sich verlängern muß, daß dagegen bei seinem Rückwärtsgange Wasser von oben herabgezogen werden muß, um den entstehenden leeren Raum zu füllen; und daß ferner die Periode der Welle, obwohl sie auf dem flacheren Wasser kürzer sein müßte als die der ursprünglichen Tiefseewelle, dennoch in Wirklichkeit die anfängliche bleibt, also die Wasserschwellungen in gleichen Intervallen wie zuvor sich wiederholen.

Da, wo sich der Boden, wenn auch aus großer Tiefe ansteigend, ganz oder nahezu steil erhebt bis an eine noch erhebliche Tiefe unter Wasser, bildet sich die Wasseranschwellung der sogenannten Grundsee, gefürchtet wegen ihrer unregelmäßigen und stoßenden Bewegung.

Hat die Welle eine Untiefe passiert, wobei sich ihr Scheitel höher erhoben, und tritt sie danach wieder in tiefes Wasser, so behält sie nicht mehr die frühere Höhe und Gewalt, indem auch ihre Geschwindigkeit abgenommen hat.

Ebenso wird die Welle geschwächt, wenn sie gegen eine Strömung laufen muß. Dann werden (wie bei dem weiter unten behandelten Rückstrom in der Brandung) die unteren Teile ihrer Vorderböschung zurückgehalten, die Böschung steiler, und die Kämme brechen darüber hinab. Die Wellenlänge wird kleiner, aber die Höhe etwas größer, wie nachher erklärt werden wird. Infolge dieser

Formumwandlungen hört die ursprüngliche Regelmäßigkeit des Wellenschlages auf, es entsteht krauses Wasser. Das nämliche geschieht auf Untiefen.

Der Wellenschlag wird durch schwimmende Körper von einiger Ausdehnung abgeschwächt. Das Kielwasser eines Schiffes ist bedeutend glatter als die vor dem Schiff befindliche See. Eismassen, wenn auch nur aus kleinen Stücken bestehend, sobald diese nur gedrängt genug sind, ersticken selbst die Brandung. Das Dregg, welches kleine Fahrzeuge in schwerem Seegang über Bord werfen (ein Gerüst aus irgend welchen Hölzern mit daran befestigtem Segeltuch, an einer Kante durch Lote oder Ballaststücke beschwert), um davor an einem starken Tau das Wetter abzureiten, bricht die ankommende See und schafft hinter sich für das Fahrzeug eine verhältnismäßig beruhigte Fläche.

Die Wirkung erklärt sich durch die Aufhebung der Bewegung in den Wellenscheitelteilchen, wo sie doch am größten ist, und die Schwächung, welche die Welle durch die Strukturstörung erleidet.

Um für Häfen ein ruhigeres Wasser zu schaffen, pflegt man daher entweder schwimmende Wellenbrecher an passender Stelle vor einer genügenden Anzahl besonders geformter Anker festzulegen oder feste auf dem Grunde zu erbauen.

Gemeiniglich steigt nun der Grund nicht in Stufenform, sondern in mehr oder minder gleichförmiger Böschung an. Die soeben gewonnenen Ergebnisse sind alsdann anwendbar, wenn die Stufenhöhe als unendlich klein werdend in Betracht gezogen und das Resultat im Integrationswege danach umgebildet wird.

Sobald die Welle einen Grund erreicht, über welchem die Tiefe bei ruhigem Wasser ebenso groß sein würde wie die ganze Wellenhöhe, muß sie brechen.



Seedeich und „Alte Liebe" in Kuxhaven bei Normalwasserstand.



Seedeich und „Alte Liebe“ in Kuxhaven bei Sturmflut.

Die auflaufende und brechende Welle hat ihren Ursprung in der See. In Ufernähe oder auf der Untiefe fehlt es an der Kraft, welche zur Ausbildung neuer Wellen von erheblicher Größe ausreicht. Der obere Scheitel schreitet häufig noch weit an Flächen hinauf, die über Wasser liegen, eine bekannte Erscheinung namentlich auf flachem Strand.

Indem die Wellen nun aus See ihre den dortigen Verhältnissen angepaßte Periode auf die Untiefe mitbringen, hierselbst aber an Geschwindigkeit einbüßen infolge der durch Grundbeschaffenheit und Strukturwandlung verursachten Reibung, so rücken ihre Scheitel bei jeder Periode einander näher, d. h. die Wellenlängen verkürzen sich, während sich die Höhen vergrößern. Ähnliches findet statt, wenn die Welle durch entgegenlaufenden Strom aufgehalten wird. Sei es nun, daß nur der untere Teil des Wasserfadens oder der ganze Faden vom Strom gedrängt wird, in letzterem Falle also die einzelnen Fadenbündel Pressungen wie vor Steilküsten erleiden und daher die dort bedingten Höhenveränderungen ausführen müssen, immer wird die Struktur gestört.

Steigt der Grund hoch an, wie auf Bänken und blinden Klippen, so können die unteren Wasserschichten, vom Boden aufgehalten, nicht mehr der Horizontalbewegung der Scheitelteilchen schnell genug folgen. Letzteren wird die Unterstützung entzogen, der Kamm neigt sich nach vorn über, bis er, gänzlich unabhängig geworden von der früheren rotierenden Bewegung seiner Moleküle, einzig dem Gesetz der Schwere folgt und tosend zusammenstürzt. Es ist Brandung entstanden; sie wird, wenn der Sturm hohen Wogenschwall aufwühlte, zuletzt laut wie Donner bei Gewittern, und ihr Tosen ist meilenweit im Binnenlande vernehmlich. Die Schaumbildung verstärkt sich auch durch die Luft, welche der überschlagende Kamm einschließt. Wo schwere Brandung steht, kann zumeist infolge zu geringer Wasser-

tiefe das Schiff nicht mehr schwimmen. Es würde beim Abwärtsstampfen auf Grund kommen und muß gegen die Vehemenz des Flutandrangs bald in Stücke gehen. Wenn aber auch die Tiefe noch trägt, so nimmt doch die ganze Wassermasse horizontale Bewegung an und schafft bei Aufschlagen jeder Welle eine heftige Strömung nach dem Ufer hin. Unter solchen Umständen ist die Steuerung des Schiffes erschwert und die Gefahr verschlimmert. Auch wird, entsprechend dem gehöhten Seegang, die Auf- und Niederbewegung des Schiffes weit erheblicher als draußen im freien Wasser; es sinkt das Fahrzeug schon darum tiefer, weil die schäumende Masse specifisch leichter ist, also weniger trägt. Daraus erklärt sich auch, warum die Passage über Barren, den Häfen vorgelagerten Bänken, bei Seegang, wo das Schiff tiefer durchschlägt, immer Bedenken hat, selbst wenn auf denselben bei ruhigem Wetter genügend Wasser steht.

Ist das Ufer flach ansteigend und sandig, so arbeiten die darüber hinwegmarschierenden Wellen es im Lauf der Zeiten allmählich zu einem sehr regelmäßigen Bankett aus; sie bauen den „Strand". Die gelösten Wassermassen strömen nämlich, wenn sie infolge der starken Grundreibung ihre Geschwindigkeit verloren und die Grenze erreicht haben, bis zu welcher ihnen Bodenerhebung und eigenes Bewegungsmoment vorzuschreiten gestatten, auf der sanft geneigten Fläche wieder seewärts zurück. An dem Orte, wo dieser Rückstrom den anlaufenden Seen (und zwar etwas unterhalb des unteren Scheitels derselben) begegnet, tritt momentan Stillstand in der Molekularbewegung ein; der mitgeführte Sand sinkt und lagert sich ab; es bildet sich in der Dossierung ein merklicher, seewärts steil abfallender Absatz, und von hier ab wird die Wassertiefe bedeutend. Würde indes das rückfließende Wasser an dieser Stelle vollständig wieder aufgehalten werden, so müßte sich vor dem Ufer der Wasserspiegel durch die Aufstauung immer höher erheben; das geschieht aber nicht, sondern das zurückgekehrte Wasser fließt unter den landwärts eilenden Wellen weiter, bis es irgendwo zur Ruhe kommt, um sich von neuem am Kreislauf zu beteiligen. So sind in der Ostsee stellenweise die sogenannten Riffe entstanden, mehrere unter Wasser hintereinander liegende Rücken, die parallel der Strandlinie ausstreichen. Nach und nach wird in der Richtung nach dem Lande zu die Ablagerung durch immer neuen Aufwurf vergrößert und jenem näher gebracht, bis eine schmale Zunge über Wasser zu Tage tritt, die sich nachgerade an das Festland anschließt. Die noch offenen Wasserlachen werden im Laufe der Jahre aufgefüllt, und die Anfänge einer Düne sind da.

Der Rückstrom ist schon bei mäßigem Wellenschlag merklich. Man kann dann sehen, wie leichte auf der Oberfläche schwimmende Gegenstände sich dem Lande nähern, während etwa ein durchnäßtes Tuch in einiger Tiefe seewärts getrieben wird. Dieser Sog oder Surf ist oft sehr stark; in Seebädern z. B. ereignen sich Unglücksfälle, indem dem Badenden die Füße fortgezogen werden und derselbe fortgewaschen wird; ja, sogar der gewandte Schwimmer hat nicht die Macht, wieder Land zu gewinnen.

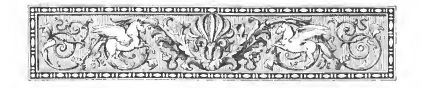
Der Sog befördert auch die Brandung. Weil der Wellenbewegung entgegenlaufend, stößt er den Fuß des anschreitenden Wasserfadens zurück, so daß die vordere Dossierung der Welle steiler wird, die hintere sich verflacht, wonach das Überschlagen des Kammes beschleunigt wird. Vor der Küste von Sumatra hat der im Kolossalmaße ausgebildete Surf und die Widersee im Verein mit der entgegengesetzt laufenden oberen Strömung der Wassermassen schon Schiffe so gekentert, daß der Top der Masten tief im Grunde steckte, während deren Fuß weit aus dem durchgestoßenen Schiffsboden hervorragte. Einzelne aufgefischte Segel solcher verunglückten Fahrzeuge fand man durch die wirbelnde Wassergewalt zusammengedreht wie dickes Tauwerk.

Eigentümlicherweise sieht man vor flach ansteigendem Grunde die Wellen von der Seeseite her nicht etwa der Windrichtung angemessen anrücken, sondern zuweilen ihr gerade entgegengesetzt, indem die Kämme stets dem Uferstrich parallel gerichtet sind. Es bleibt nämlich derjenige Teil der unteren Wellenschicht, welcher zuerst auf die tief hinabreichende Böschung tritt, etwas gegen die anderen Teile zurück. Da dies nun allmählich bei allen weiteren Fußteilen, der Wellenbreite nach, ebenfalls geschieht und da die solches verursachende lang ausgedehnte Dossierung auch unter Wasser dem Ufer mehr oder minder parallel streicht, so richtet sich zuletzt die Struktur der Welle so ein, daß die Kämme immer mehr die nämliche Lage erhalten. Diese Veränderung der Kammrichtung läßt sich von hohen Ufern aus bei heftigem Wellenschlage recht deutlich wahrnehmen.

Selbst wenn das Ufer seine Streichungslinie ändert und sogar unter Windschutz liegt, schmiegt sich die Welle ihm an. So sieht man kleine Inseln zuweilen rings auf ihrem ganzen Umfange von den Wogen angegriffen werden.


Kurhavener Leuchtturm.

Die Wirkungen der Wellen sind in noch größerem Maße als wie von der Windstärke von der Ausdehnung der Wasserfläche in der Windrichtung abhängig. Je größer die Fläche in diesem Sinne ist, desto größere Wogen bilden sich auch aus. So ist z. B. bei Swinemünde bei Westwind der Wellenschlag nur mäßig, während der vom Finnischen Meerbusen her an Gotland und Bornholm vorbei, also über mehr als 100 deutsche Meilen streichende Nordost eine bis 20 Fuß hohe See aufwühlt. In Memel steht bei Weststurm die schlimmste See, weil in dieser Richtung Schweden in 60 und Rügen in 70 Meilen Entfernung das nächste Land. In der berüchtigten Biscayabucht läuft bei Nordwest-Orkan die gewaltigste See, weil sie von Grönland herab einen genügend großen Raum vor sich hat, in dem sie alle Phasen der Ausbildung durchmachen kann. Bei Kap Horn läuft, wenn nur der Wind nicht aus dem nördlichen Viertel kommt, schon bei mäßigem Sturm eine sehr hohe See, und zu der Zeit, als noch die Segelschiffahrt in Blüte stand, begründete es den Ruf des „befahrenen Mannes“, „rund Hoorn“ gekommen zu sein.



Franz Grillparzer.

Eine litterarische Studie

von

Ernst Wechsler.

Mit fast königlichen Ehren wurde der bescheidene Archivarius, der im Leben so manches entbehrt hatte, bestattet. Der Kaiser zahlte die Kosten des Leichenbegängnisses. Durch Hunderttausende von Zuschauern, welche die würdigste Haltung beobachteten, bewegte sich der Zug um zwei Uhr nachmittag in die Augustinerkirche, wo sich der Vertreter des Kaisers, die Erzherzöge, die Minister und Hofwürdenträger und alles, was Wien an Berühmtheiten in seinen Mauern barg, versammelt hatten. Der Leichnam wurde eingesegnet und der Wiener Männergesangverein sang seinem Ehrenmitgliede das Libera. Dann ging es wieder durch Hunderttausende über den Ring nach dem Währinger Ortsfriedhofe. — Aus diesen knappen, trockenen Sätzen Adalbert Fäulhammers weht der berückende Hauch des Märchens. Wer ist dieser wunderbare Mann, der bescheidene, im Leben so manches entbehrende Archivarius, den Kaiser und Volk in so pomphafter Weise zu Grabe trugen? fragt erstaunt der unkundige Leser. Hat er eine weltbewegende Entdeckung gemacht oder dem Herrscher das Leben gerettet, oder den ganzen Staat vor dräuender Gefahr von seiten der Feinde bewahrt? Die Antwort muß den Fragenden etwas nüchtern stimmen. Er ist „nur" ein vielgescholtener, „arg verkannter Poet, ein Österreicher, den man lange in seiner Heimat nicht verstand und der im Auslande nicht gewürdigt wurde". Aber allgemach wuchs der Glanz seines Namens, seine Landsleute verehren ihn überschwenglich, sie stellen ihn neben Goethe und Schiller, Cotta nahm ihn unter seine Klassiker auf, in Deutschland beginnt man sich immer mehr und mehr mit ihm und seiner Person zu befassen; namentlich in Berlin, der alle geistigen Strömungen umfassenden Riesen- und Wunderstadt, wird förmlich ein Kult mit ihm getrieben, und es fehlt nicht viel, daß er dort „in Mode" kommt: der Dichter, dem ein Begräbnis wie keinem zweiten deutschen Poeten bereitet wurde, lebt in dem Herzen der deutschen Nation weiter, und das ist das schönste, das glorreichste Los, das einem Sterblichen beschieden sein kann.

Und doch, so oft man den Namen Grillparzer nennt, geschieht es mit dem Zusatz des Bedauerns, des eingestandenen Unrechts, das man ihm zu seinen Lebzeiten zufügte; man bezeichnet ihn als einen tief unglücklichen Menschen, als ein verkanntes Genie, dem man nur durch die überschwenglichste Anerkennung die verdiente Genugthuung geben kann. War Grillparzer wirklich einer jener unglücklichen Poeten, die vergebens nach Erfolg und Aufmunterung rangen und erst nach ihrem physischen Erlöschen vom Publikum gewürdigt wurden? Erregen seine persönlichen Schicksale mit Recht so unendliches

Mitleid, mit dem man des Menschen Grillparzer gedenkt? Ich möchte für mein Teil beide Fragen verneinen. Es hat sehr bedeutende Dichter gegeben, die kaum den zehnten Teil jener Erfolge genossen haben, deren sich der lebende Grillparzer erfreute, und die noch viel mehr erdulden mußten als er. Überhaupt, welcher Poet kann denn glücklich sein? Schließt denn nicht die Gabe der Dichtkunst das Glück in des Wortes landläufiger Bedeutung aus? Tiefer Schmerz, rastlose Sehnsucht sind die ewigen Quellen der Dichtkunst, und wo das sogenannte Glück, die Erfüllung unserer Wünsche, zu Tage tritt, pflegen diese Quellen zu versiegen. Oder in modernem Sinne gesprochen: die Befähigung zum künstlerischen Schaffen ist ein pathologischer Zustand, der die Geleise des Alltagslebens den Menschen stets zu verlassen drängt. Man sagt, zum Glück gehört Mut, diesen Mut dürfte kaum ein Poet besitzen, und auch Franz Grillparzer besaß ihn nicht. Daran hinderte ihn schon zum großen Teil sein österreichisches Naturell, er ist das Urbild eines sogenannten „Raunzers", das ist eines Menschen, der stets räsonniert und jammert, auch wenn er keinen Grund dazu hat, und dem es an Entschlossenheit, an Thatkraft gebricht, seinen wirklichen oder eingebildeten Leiden entgegenzutreten. Es ist wahr, Grillparzer wurde es nicht leicht gemacht, dem Dienste der Muse zu leben und seinen Werken Geltung zu verschaffen. Er mußte mit sehr widrigen äußeren Verhältnissen kämpfen, von vielen schweren Krankheiten wurde sein Körper heimgesucht. Die hypochondrische, menschenscheue, verbitterte Grundstimmung seines Wesens scheint übrigens eine ererbte zu sein: in der Familie, der er entstammt, richten Selbstmord und Wahnsinn grauenhafte Verheerungen an. Sein Vater, berichtet L. A. Frankl, starb an gebrochenem Herzen über die unglücklichen Kriege Österreichs. Seine Mutter, eine vortreffliche, der Musik leidenschaftlich ergebene, aber ungemein nervös reizbare Frau, die auf ihn einen übermächtigen Einfluß gewann, erhängte sich in einem Wahnsinnsanfall. Sein jüngster siebzehnjähriger Bruder ertränkte sich; sein ältester Bruder Karl erstattet eine Selbstanzeige, daß er einen Mord begangen habe — es ist das unwahre Geständnis eines Wahnsinnigen, dessen Sohn später als Selbstmörder endete. Daß alle diese Ereignisse auf Grillparzers Gemüt einen Schatten warfen, ist selbstverständlich.

Sein aus glühendster Phantasie und kältestem Verstande seltsam gemischtes Naturell weist ebenfalls pathologische Eigenheiten auf. Was kann es für einen jungen Dramatiker Schöneres geben, als der von größtem Erfolge begleiteten Aufführung seines Erstlingswerkes beizuwohnen oder einem jungen Mädchen, von dem er überschwenglich geliebt wird, vertrauensvoll sein Inneres zu erschließen? Auf Grillparzer aber macht die Vorstellung den widerlichsten Eindruck, und es war ihm, als ob er einen bösen Traum verkörpert vor sich hätte. Kathi Fröhlich, seiner „ewigen Braut", schreibt er Briefe von auffallender Kürze und Trockenheit, in denen von Zärtlichkeit keine Spur zu finden ist. „Du beklagst dich," heißt es in einem Briefe, „daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute giebt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen." Mit Recht ruft Laube: Wehe dem Mädchen, das diesen Mann liebt und wieder geliebt zu sein glaubt! Aber Grillparzer sehnte sich zeitlebens nach Liebe und versichert wiederum einem Freunde, daß er der Liebe nicht fähig sei. Als er von einer Dame hört, daß ihre kürzlich verstorbene Tochter ihn zärtlich geliebt habe und eigentlich am Schmerze ob der unerwiderten Liebe zu ihm verschieden sei, nimmt er diese Nachricht mit empörender Gleichgültigkeit auf

und ist froh, den Besuch bald abbrechen zu können. Er schreibt aber dieses Erlebnis sorgfältig nieder und schließt aus dem Umstande, daß ihm die Verstorbene nicht erschienen sei, auf das Nichtvorhandensein von Geistern! Allerdings giebt er seiner Verwunderung über die Kälte seines Herzens in diesem Aufsatz Ausdruck. Und dieser seltsame Mensch, den der Tod jenes Mädchens auch keine Minute lang gerührt hatte, bricht vor dem Anblick Goethes in Thränen aus und benimmt sich wie ein läppischer Knabe. Als Beethoven im Sterben liegt, fordert man ihn auf, eine Grabrede zu entwerfen; Grillparzer setzt sich an den Schreibtisch und schreibt die Rede über den noch lebenden Komponisten! Schindler tritt ein und teilt ihm mit, daß Beethoven eben gestorben sei. Nun thut es in seinem Inneren einen starken Fall und die Thränen stürzen ihm aus den Augen... Bescheidenheit, die Schüchternheit eines „Ich trau mich nicht" wohnt in seiner Brust dicht neben maßlosem Hochmut. Er würgt alles still hinunter, was ihm die Menschen Böses anthun, und tobt sich zu Haufe in beißenden, höhnischen, rohen, cynischen Epigrammen aus. Dabei ist es eigentümlich, daß Grillparzer, der so viel Musik trieb, auch selbst komponierte, in vielen seiner lyrischen Gedichte, namentlich aber in den Epigrammen, gar kein musikalisches Ohr verriet, seine Sätze sind plump und zerhackt, seine Verse oft von gräßlicher Hölzernheit und Ungelenkigkeit. Ein interessantes Gegenstück zu ihm ist in dieser Richtung Alexander Petöfi, der die einschmeichelndsten, wohllautendsten Verse machte und weder Sinn noch Gefühl für Musik hatte.

Die Schaffensart Grillparzers übt ebenfalls einen merkwürdigen Eindruck. Er kann nur im Zustand höchster Leidenschaft und Inspiration arbeiten, und in dieser Verfassung schreibt er ganze Akte, ja sogar Stücke, ohne nachher zu feilen und zu glätten. Wenn diese elektrische Leitung durch irgend ein Ereignis unterbrochen wird, zeigt auch die Dichtung an derselben Stelle, wo die Unterbrechung stattfand, einen Riß in Bezug auf Stimmung und Charakteristik; Grillparzer war eben selten mehr im stande, sich in die frühere geistige Verfassung hineinzuleben, und mußte auf das Eintreffen der nächsten Inspiration warten. Er vergißt sogar sorgfältig ausgedachte Pläne und ist nicht fähig, seinem schwachen Gedächtnis nachzuhelfen. Sein „Goldenes Vließ" erlitt durch den Tod der Mutter und andere fatale Umstände eine längere Unterbrechung; als er wieder an die Arbeit gehen wollte, konnte er sich nichts mehr von seinem Plan ins Gedächtnis rufen. Aber plötzlich stellt sich durch eine seltsame Ideenassociation das Vergessene in seiner Erinnerung ein: er spielt mit der Tochter der Schriftstellerin Karoline Pichler zufällig dieselben Klavierstücke, die er zur Zeit, wo er sich mit dem „Goldenen Vließ" beschäftigte, übte.

Daß er nur in Momenten gesteigertster Empfindung und Hingabe schaffen konnte, ist eine, allerdings bei Grillparzer ungemein heftig auftretende, specifisch österreichische Dichtereigenschaft, die einen wesentlichen Teil des Unterschiedes zwischen nord- und süddeutschen Poeten bildet. Der Österreicher betrachtet die Zeit, welche die Muse ihm widmet, als eine heilige, göttliche, die nicht regelmäßig wiederkehrt, deren Eintreten nur von besonderen, wichtigen Umständen abhängig ist; er wagt es nicht, selbst die Muse zu rufen, sondern wartet ehrerbietig, bis die Göttliche erscheint, und ist sie da, dann wirft er sich ihr trunken vor Begeisterung zu Füßen und widmet sich, alles Irdische abstreifend, nur ihrem Dienste. Der norddeutsche Poet faßt seinen Umgang mit der Muse anders auf, ihm erscheint er weniger als Gottesdienst, denn als Pflicht und ernste Lebensarbeit. Er ruft die Muse jeden Tag, sie muß ihm, auch widerwillig, gehorchen, aber in diesem täglichen Verkehr verliert für ihn die Muse ihre Göttlichkeit, ihre Anwesenheit den Charakter des Festlichen, sie gilt ihm mehr als die erhabene Genossin, der er täglich Rechenschaft über sein geistiges Thun und Lassen

abzulegen hat. Daher kommt auch zum großen Teil das Nüchtern-Vernünftige, Klar-Verständige des Norddeutschen, die bilderwühlende, pomphaft-glühende Diktion des Süddeutschen. Wenn bei Grillparzer eine Art Stagnation seiner Schaffensfreude eintrat, wurde er schwermütig im höchsten Grade, in dumpfem Hinbrüten verbrachte er Monate seines Lebens, die Menschen wurden ihm lästig, wie er oft vor sich selbst gern geflohen wäre. Es ist charakteristisch für den Grundton seiner Stimmung, daß sich in seiner Autobiographie, namentlich aber in seinen Reisetagebüchern so oft das Wort „widerlich" vorfindet, alles ist ihm widerlich: ein Mensch, eine Sprache, ein Dialekt, ein Haus, ein Bild, ein Theaterstück, eine polizeiliche, wenn auch noch so hygienisch-praktische Maßregel, alles, schließlich auch seine eigene Laune.

Nur in einem ist sich dieser empfindlich-nervöse, wetterwendische Poet sein ganzes Leben hindurch gleich geblieben, nämlich in seiner rührenden Liebe zu seinem Vaterlande, insbesondere aber zu Wien. Er schmäht auf Österreich, er verlästert Wien unzähligemal; wenn es aber gilt, wirklich gegen seine Heimat aufzutreten, dann wird er weich, sentimental und möchte schier den heimatlichen Boden küssen. Als er in einer Periode seines Wirkens, wo er thatsächlich allen Grund hatte, mit seinem Vaterlande zu brechen, nach Deutschland reiste, wurden in Berlin Versuche gemacht, ihn dort festzuhalten. Grillparzer wandert getreulich nach Österreich zurück. Eine angesehene deutsche Verlagsfirma, wenn ich nicht irre Brockhaus, macht ihm einen Antrag für alle seine jetzigen und zukünftigen Werke, einen Antrag, der Grillparzers Dichtungen in Deutschland glatte Bahn gemacht hätte — unser Dichter aber lehnt aus Lokalpatriotismus ab und bleibt bei dem unbeliebten Wiener Verleger.

Ob sein Vaterland die glühende Anhänglichkeit Grillparzers verdiente? Es hemmte seinen Dichterflug auf alle mögliche Weise, es vergällte ihm seine Erfolge — aber man darf nicht vergessen, daß es damals allen österreichischen Litteraten schwer gemacht wurde, sich und ihre Eigenart zu behaupten. Grillparzer ist der hervorragendste Dichter seiner Zeit, und darum tritt uns aus seinen Schicksalen die allgemeine damalige Misere am deutlichsten und eindringlichsten entgegen. Die Regierung bot alles auf, um das Land vor jeder freiheitlichen Bewegung von außen wie mit einer chinesischen Mauer abzusperren. Unter der Bevormundung der Polizei litten entsetzlich alle Kreise, die Censur in ihrer lächerlichen Strenge und Unwissenheit drohte jedes ernste litterarische Leben zu ersticken. Es ist gewiß, daß tausend dichterische Keime in Grillparzer vernichtet wurden, daß er mit seiner Äußerung: ein Dichter, der sich in Österreich behaupten will, muß ein Held sein, leider nur allzu recht hatte. Zu wiederholten Malen erregten seine Werke den Zorn der Censur und den Unwillen höherer Persönlichkeiten: sein Gedicht auf die Ruinen des Campo Vaccino wurde auf Veranlassung des bayerischen Kronprinzen vernichtet; sein „Ottokar" wurde erst nach Jahresfrist von der Censur freigegeben. Für sein herrliches Gedicht anläßlich des genesenen Kaisers erduldete er die bittersten Vorwürfe; Hohn und Spott waren der Lohn seiner edlen Gesinnung; ebenso erging es ihm mit dem Gedicht auf die Genesung des Kronprinzen, welchen Versen ein ganz entgegengesetzter Sinn in perfider Weise untergeschoben wurde; „Ein treuer Diener seines Herrn" sollte auf allerhöchsten Wunsch ganz verschwinden; ein harmloser Verein, dem er angehörte, „die Ludlamshöhle", wurde aufgehoben, und Grillparzer, ein Staatsbeamter, mußte sich eine schmähliche Hausuntersuchung gefallen lassen. Man lese nur die betreffende Partie in seiner Autobiographie, um sich zu überzeugen, von welch eitlen, dummen und unwissenden Personen die polizeiliche Gewalt ausgeübt wurde. Diese Vorfälle trafen natürlich Grillparzer um so bitterer, weil er sich seiner echten Vaterlands-

liebe bewußt und solchen Vergewaltigungen gegenüber vollständig ohnmächtig war.

Übte auch das Regierungssystem einen schweren, dumpfen Druck auf die politischen und socialen Verhältnisse aus, so hat es doch nach einer Richtung hin für Grillparzer manches Ersprießliche bewirkt. Die Polizei zwang die Zeitungen, nur harmlose, unverfängliche Dinge zu behandeln und allmählich jene Bahn zu betreten, auf der heute die Wiener Feuilletonistik so Anmutiges und Bedeutendes leistet. Das ganze damalige Interesse drehte sich sowohl in den Zeitungen als in den Schichten der Bevölkerung um das Theater; eine gute schauspielerische Leistung, ein neues Stück war ein Ereignis allerersten Ranges, Schauspieler und Theaterdichter waren die gefeiertsten Personen der Residenz. Grillparzer war jahrelang der Mittelpunkt der Gesellschaft, die ersten Familien rissen sich förmlich um den Verkehr mit ihm, schöne, geistreiche Frauen schenkten ihm, berückt durch den Glanz seines Namens, ihre Huld. Kein Dichter in Norddeutschland war damals so sehr Gegenstand des allgemeinsten Interesses, der schwärmerischsten Bewunderung als der Dichter der „Ahnfrau", der „Sappho", des „Ottokar". Daß ihm nach der verhängnisvollen Aufführung von „Weh dem, der lügt" das Publikum seine Gunst entzog und er Jahrzehnte hindurch immer mehr und mehr vergessen wurde, ist eine bedauerliche Thatsache, an der beide Teile schuldig sind. Es giebt kein vergeßlicheres, undankbareres Volk als das Theaterpublikum, und dies hätte Grillparzer bedenken sollen, als er sich menschenhassend in seine Einsamkeit zurückzog, um mit einer größeren Leistung nie wieder zu erscheinen.

Grillparzer ein verkannter Dichter, Grillparzer und keine Erfolge! Welch ein Vorurteil! Selten hat sich einem Dichter schon am frühesten Anbeginn seiner Thätigkeit der Erfolg in so berauschender, zauberhafter Fülle gezeigt als Grillparzer; aber selten hat einen Poeten der Erfolg so genarrt als ihn! Im Alter von fünfzehn Jahren schreibt er, als die Franzosen zum erstenmal Wien besetzten, ein Spottgedicht. Er liest es seinem Vater vor, der wird blaß vor Schrecken und befiehlt dem Burschen aufs strengste, das Gedicht keinen Menschen sehen zu lassen. Am anderen Tage kommt der Vater aus dem Wirtshaus und sagt bestürzt dem Sohn, daß dort sein Gedicht mit allgemeiner Billigung von einem der Gäste vorgelesen worden sei. Das Gedicht machte die Runde durch die ganze Stadt, aber niemand erriet den Verfasser. Zwei Jahre später verliebt er sich in eine junge Sängerin und schreibt ein Gedicht an sie. Die Angebetete war eine von reichen Liebhabern vielumworbene Dame, und in der Erkenntnis gänzlicher Hoffnungslosigkeit seiner Leidenschaft verschloß er sorgfältig die Verse. Das Gedicht kam aber auf eine unerklärbare Weise in die Hände der Sängerin. Das Mädchen wurde darüber wie berauscht, sie bot alles auf, um den Verfasser ausfindig zu machen, und erklärte, „wenn ihr dies gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen", um den Dichter allein zu begünstigen. Mehr konnte das Gedicht nicht bezwecken, es errang in seiner Art einen berauschenden Erfolg, der den Dichter aber narrte, denn er erfuhr die Wirkung seines Poems erst nach langer Zeit. Diese beiden Vorfälle beweisen, welchen bestrickenden Einfluß die Muse des jungen Poeten auf das menschliche Gemüt gewinnen konnte, einen Einfluß, der sich bald darauf im größten Maßstab zeigen sollte. Der sechsundzwanzigjährige Jüngling erringt mit seiner „Ahnfrau" einen geradezu unerhörten Erfolg, es macht die Runde über alle Bühnen Österreichs und Deutschlands und den Namen des Verfassers hochberühmt; aber auch dieser beispiellose Sieg narrte den Dichter, als er zur ewigen Quelle absichtlicher und unabsichtlicher Mißdeutungen seiner Person und seines Schaffens wurde. Sein zweites Stück fand ebenfalls das dankbarste Publikum und die enthusiastischsten Bewunderer in der kritischen Welt; auch sein phantastisch küh-

nes Stück „Der Traum ein Leben“, seine herrliche Tragödie „König Ottokar“ gewannen unermeßlichen Beifall. Viele seiner Epigramme und Gedichte erfreuten sich jubelnder Zustimmung von seiten Unzähliger, man denke an das im ganzen Lande sich mächtig verbreitende und nahezu bedeutende politische Geltung erringende Poem an Radetzky. Auf des Greises Haupt wurden die größten, die schönsten Ehren gehäuft, man kann also unmöglich sagen, daß es Grillparzer an Anerkennung und Aufmunterung gemangelt habe! Dem Jüngling schlossen sich beinahe wie von selbst die Pforten des Burgtheaters auf — wie viele hervorragende dramatische Talente müssen jahrelang kämpfen, bis sie sich den Zugang zu einer Bühne erobern —, er fand an Schreyvogel einen väterlichen Gönner, der all seinen kritischen Einfluß, seine Macht als Dramaturg daran setzte, dem jungen Mann den Boden zu ebnen; und als, verhältnismäßig noch in frühen Jahren, seine Schwingen erlahmten und er in grollendem Schmerz die Undankbarkeit und Vergeßlichkeit des Theaterpublikums kennen lernen mußte, da erstand ihm in Heinrich Laube, dem Burgtheater-Direktor, ein so geschickter, so verständiger und entschlossener Anhänger, der alle Stücke Grillparzers neu einstudierte und aufführte, daß er eine glorreiche dichterische Wiedergeburt feierte. Und welchen warmherzigen, feinsinnigen, energischen Protektor hatte er in dem Finanzminister Graf Stadion, der ihn in seiner Beamtenlaufbahn auf alle mögliche Weise unterstützte und förderte! Gewiß, es ist dem Beamten Grillparzer sicherlich nicht gut ergangen; er sagt selbst und mit Recht, daß er im Staatsdienst nach einer dreiundvierzigjährigen Thätigkeit nicht mehr erreicht habe, als jeder Registratur-Praktikant erreichen könne, während alle seine Schulkameraden, Neben- und Nachmänner mitunter in den höchsten Ämtern und Gehalten ständen. Es fragt sich nur, war Grillparzer auch der Mann, der im Staatsdienst Carriere machen konnte? Er war einerseits dazu ein viel zu anständiger, gerader Charakter, um durch Schmeichelei und Kriecherei vorwärtszukommen, wie viele seiner Kollegen, andererseits bereitete er sich auch selbst viele Schwierigkeiten. Daß die engherzigen, beschränkten Bureaukraten den Dichter Grillparzer für einen schlechten Beamten hielten und ihn, teilweise aber auch aus Neid über seine dichterischen Erfolge, bei jeder Gelegenheit zurücksetzten und demütigten, ist eine sehr erklärliche Erscheinung. Grillparzer mag auch selbst viele durch seinen Stolz und sein nicht immer angenehm sich äußerndes Naturell verletzt haben. Außerdem kehrt er für den Beamten zu stark und zu oft den Dichter hervor. Sehr richtig bemerkt da ein ausgezeichneter Biograph: Er begehrte von seinen Vorgesetzten die weitgehendste Berücksichtigung und Dienstbefreiung zum Zwecke seiner litterarischen Arbeiten, ließ sich Urlaubsüberschreitungen ohne genügende Motivierung zu schulden kommen und verlangte dann umgekehrt für eben diese litterarischen Verdienste wieder eine Belohnung durch ein Avancement als Beamter. Auch seine wohlwollendsten Gönner entfremdete er sich durch dieses Zwitterwesen.

Nur einmal hat Grillparzer als Dichter eine Niederlage erlitten: das Wiener Publikum lachte „Weh dem, der lügt“ aus. Aber was ist dieser Mißerfolg an die Triumphe gehalten, welche die „Ahnfrau“, „Sappho“ u. s. w. feierten? Seitdem sich die Gruft über Grillparzers sterblichen Überresten geschlossen, erstrahlt sein Name in immer hellerem Glanze. In Österreich hat er nicht seinesgleichen, er bildet dort den Höhepunkt der dramatischen Litteratur, dicht hinter ihm schreiten allerdings Raimund und Anzengruber einher. Wie Grillparzer als Dramatiker, so vertreten Hamerling als Epiker, Lenau als Lyriker und Ebner-Eschenbach als Prosa-Dichterin Österreich in der modernen deutschen Litteratur. Aber wie Grillparzer in Raimund und Anzengruber zwei ihm nahe kommende Genossen im Drama, so hat auch Frau v. Ebner-

Eschenbach zwei würdige Rivalen: Rosegger und Stifter. Man wird in dieser Gesellschaft vielleicht Bauernfeld vermissen: er ist einer der verdienstvollsten, geschicktesten und glänzendsten deutschen Schriftsteller, aber an dichterischer Kraft und geistiger Tiefe darf er mit keinem der genannten Autoren verglichen werden. Nach meiner innigsten Überzeugung hat aber von jenen dreien nur Hamerling Anspruch, in der Weltlitteratur Österreich zu repräsentieren. In seinen Werken hat er neue, eigentümliche Accorde angeschlagen, seine Weltanschauung, seine dichterische Stimmung bildet eine einzig geartete, hinreißende Mischung des klassischen, romantischen und modernen Wesens, und aus der unübersehbaren Masse dichterischer Leistungen der Gegenwart ragen seine Hauptwerke: „Ahasver“, „König von Sion“, „Aspasia“, „Homunkulus“ wie riesige Flammensäulen hervor. Ich kenne keinen zweiten Versdichter, der, vom antiken Schönheitskult erfüllt, den Mysterien der Romantik ihre tiefste Seele abgewinnend, so sehr im heutigen Geiste schafft und in gebundener Form klassisches Ebenmaß mit modernem Realismus so sehr verbindet als Hamerling. Franz Grillparzer, so Herrliches und Unvergängliches er auch geschaffen hat, ist durchaus nicht in jenem Maße bedeutender Poet und originelles Naturell, um ein Pfadfinder im Reiche der Kunst zu sein; alle seine Werke wiederspiegeln seine glänzende Begabung, aber sie stehen alle mehr oder minder in dem Banne der von ihm bewunderten Weltdichter.

* * *

Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 in Wien geboren; sein Vater, ein starrer düsterer Mann von „fabelhafter“ Redlichkeit, der eine besondere Vorliebe für Blumen und Rittergeschichten hatte, seine Mutter, eine, wie wir bereits sagten, ungemein nervöse Frau, von großer Neigung zur Musik beseelt, versuchten dem Knaben eine sorgfältige Erziehung zu geben, die aber jedes einheitlichen Charakters entbehrte. Die Eltern überließen den Knaben unfähigen Lehrern, die eher Sonderlinge als Pädagogen waren, und überstürzten auch seinen Unterricht, was für ihn die traurigsten Folgen hatte. Er lernte nicht, seine Fähigkeiten regelmäßig und geordnet zu verwenden, statt einer „eigentlichen, standhaft verfolgenden Arbeit“ gab er sich seiner allesverschlingenden Lesewut hin. Und doch stak in dem Knaben ein tüchtiger Kern, der all das, was verfehlte Erziehung und gewissenlose Lehrer an ihm sündigten, überwand, denn Franz bestand später mit Erfolg seine Examina. Adalbert Fäulhammer, dem wir eine tüchtige, wenn auch etwas einseitig gehaltene Grillparzer-Biographie verdanken (Graz, 1884, Leuschner und Lubensky), berichtet: „Neben der Poesie betrieb Grillparzer damals die juristischen Studien und zwar ziemlich gleichgültig. Er studierte die letzten Wochen, die der Prüfung vorangingen, mit eisernem Fleiß, und vorzügliche Zeugnisse erweckten nicht in ihm, wohl aber in dem Vater und den Lehrern den Glauben, daß der junge Mann ein vorzüglicher Jurist sei. Was sich so oft wiederholt, daß nämlich gerade die besten Köpfe ihre eigenen Wege gehen und nicht diejenigen, welche die Schule ihnen vorschreibt, das zeigte sich auch bei Grillparzer. Während des philosophischen Kurses holte er die alten Sprachen nach, die er im Gymnasium hätte lernen sollen, in den juristischen Hörsälen die Philosophie, so daß er die Rechte, wie er sagt, eigentlich nie lernte. Trotzdem machte er, wie uns berufene Männer berichten, der älteren österreichischen Rechtsschule durchaus keine Unehre.“ Solange sein Vater lebte, verbrachte Grillparzer eine verhältnismäßig glückliche und an schönen Eindrücken gar nicht arme Jugend: namentlich Musik und Theater erweckten in ihm frühzeitig poetische Bestrebungen, denen sich auch Franz ganz hingab. Mit seinem Vater hat sich Grillparzer eigentlich nie gut gestanden, der harte Mann wußte offenbar nicht den nach Zärtlichkeit und

Liebe verlangenden Knaben zu behandeln, desto enger schloß sich das Kind an die Mutter an, der er stets eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Infolge der traurigen politischen Wirren verlor die Advokaturskanzlei des Vaters allmählich an Zuspruch, und als der mürrische Herr kurz nach dem Preßburger Friedensabschluß das Zeitliche segnete, ließ er Witwe und Kinder in größter Armut zurück. Franz mußte nun der Ernährer der Familie werden. Professoren verschafften ihm einige Schüler, denen er Privatunterricht erteilte, dann eine Art Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause. Im Jahre 1813 trat er in den Staatsdienst, und nun beginnt für ihn die Zeit der rauschenden Erfolge und der herbsten Enttäuschungen. Seine Schicksale als Beamter sind durch folgende Daten am besten ausgedrückt. 1813 wird er Kanzleipraktikant bei der Zollgefällen-Administration; 1814 Conceptspraktikant daselbst; 1815 Conceptspraktikant bei der allgemeinen Hofkammer; 1821 als solcher im Finanzministerium; 1823 Hofconcipist im Finanzministerium, dem Ministerialbureau zugeteilt; 1832 Direktor des Hofkammerarchivs. Im Jahre 1844 bewirbt er sich um die Direktorstelle der Hofbibliothek, die ihm eigentlich gebührte. Er wird aber zum Erstaunen der ganzen Stadt übergangen und der Dichter Freiherr v. Münch-Bellinghausen (Halm) erhält den Posten.

Als Grillparzer in den Staatsdienst trat, lagen seine dichterischen Pläne danieder. Krankheiten, Nahrungssorgen und andere Mißlichkeiten ließen in ihm keine poetische Stimmung aufkommen, bis ihm das Geschick einen Freund und Gönner zuführte, der ihn mit mächtigem Ruck aus seiner Lethargie riß. Ein Wiener Blatt benutzt Grillparzers Übersetzungsfragment von „Das Leben ein Traum“, um damit gegen den dem Journal verhaßten Dramaturg des Hofburgtheaters, Schreyvogel, einen Trumpf auszuspielen. Grillparzer hatte keine Ahnung, welch niedrigen Zwecken seine kleine Arbeit dienen sollte, er klärt Schreyvogel über den wahren Sachverhalt auf, und bald verknüpft ein inniges Freundschaftsband den scharfdenkenden, reifen Mann mit dem jungen Dichter, in dem noch alles gärt und brodelt. Laube, eine Autorität ersten Ranges, sagt über Schreyvogel, daß er die Tüchtigkeit und den Ruhm des Burgtheaters, das achtzehn Jahre lang unter seiner Leitung stand, geschaffen habe. Er war ein moderner Dramaturg mit litterarischem Geschmack, mit Kenntnis der Scene und der schauspielerischen Kunst, und endlich mit derjenigen Energie, welche zur Führung eines Theaters unentbehrlich ist. Es wird ein ewiges Verdienst dieses tüchtigen und seltenen Mannes bleiben, daß er Grillparzers Talent so frühzeitig erkannt und auf die richtige Bahn seiner Bethätigung geleitet hat. Er stärkte ihn in seiner Vorliebe für die Weimarer Schule und in seinem Haß gegen die Brüder Schlegel, welche sich übrigens später ebenso wie Tieck über Grillparzers Werke sehr abfällig äußerten, und in seiner leidenschaftlichen Bewunderung der spanischen Dramatiker. Lope de Vega übte auf Grillparzer einen unterjochenden Einfluß aus, selbst als Greis betrieb er leidenschaftlich das Studium jenes genialen, produktiven Spaniers. Unter dem anfeuernden Beifall Schreyvogels erstand in erstaunlich kurzer Zeit die „Ahnfrau“. Sie wurde durch Vermittelung Schreyvogels im Theater an der Wien am 31. Januar 1817 zum erstenmal aufgeführt und begründete den Ruhm des Dichters. Kurze Zeit darauf dichtete Grillparzer die „Sappho“, ebenfalls binnen wenigen Tagen; die erste Aufführung fand im Burgtheater am 21. April 1818 statt und berückte aller Herzen. Es hat ihm allerdings nicht an zahlreichen Anfeindungen von seiten neidischer Kollegen und verständnisloser Journalisten gefehlt, aber Grillparzer brachte schon frühzeitig der Presse eine grimmige Verachtung entgegen und ließ dieser oft nur allzusehr die Zügel schießen.

Aufgemuntert durch seine großartigen

Erfolge, machte der Dichter sich nun an einen kühnen, gewaltigen Stoff: „Das goldene Vließ.“ Grillparzer, der — wie wir wissen — nur aus einer ungeteilt mächtigen Stimmung heraus schaffen konnte, hätte gerade für die Ausarbeitung dieses Planes strengste Sammlung nötig gehabt, aber der Himmel wollte es anders. Mitten in seiner Arbeit trifft ihn ein furchtbarer Schicksalsschlag: der Selbstmord seiner schon seit langem kränkelnden, geliebten Mutter. Dieser Verlust wirft ihn danieder und droht seine ohnehin nicht feste Gesundheit dauernd zu erschüttern. Auf das Geheiß des Arztes tritt er eine Reise nach Italien an. Diese Reise sollte für den schwergeprüften jungen Dichter eine Quelle zahlreicher Unannehmlichkeiten werden. Zuerst ist er der Reisegefährte des kaiserlichen Kämmerers Grafen Deym; in Rom kommt er mit dem Obersthofmeister der Kaiserin, dem Grafen Wurmbrand, einem gutmütigen und herzlichen Mann, in nähere Berührung. Grillparzer war soeben von einem schweren Unwohlsein genesen, wie ihn ein solches stets auf allen seinen Reisen nach Deutschland, Frankreich, England, Griechenland befiel und ihm die Laune gründlich verdarb. Graf Wurmbrand bietet ihm einen Platz in seiner Kalesche bis Neapel an und Grillparzer acceptiert dankend den freundlichen Vorschlag. Als Grillparzer Neapel verlassen will, verunglückt Graf Wurmbrand: er stürzt auf dem englischen Admiralschiff, wohin er den Hof begleitet hatte, in den untersten Schiffsraum. Grillparzer konnte nun nicht den Schwerverletzten im Stich lassen und bleibt bis zu dessen Genesung in Neapel, wodurch er seinen Urlaub überschreitet. Graf Wurmbrand, der dem jungen Dichter ungemein wohl wollte und ihn gern in die Nähe der Kaiserin gebracht hätte, bewirkte so die Entstehung des Gerüchtes in Wien, daß Grillparzer zum Sekretär der Kaiserin ernannt worden wäre. Als er zurückkehrte, hatte er unter dem Neid und den Intrignen seiner Kollegen und Vorgesetzten sehr viel zu leiden, namentlich aber wegen seiner unfreiwilligen Urlaubsüberschreitung, und nur durch die geradezu väterliche Protektion, die ihm Minister Stadion zu teil werden ließ, wurde er vor ernstlichen Folgen seiner italienischen Reise geschützt. Graf Stadion bewilligte ihm einen dreimonatlichen Urlaub und während desselben beendete er die Trilogie. Die Aufführung fand ein Jahr später (am 25. und 26. Januar 1821) statt. Das Stück errang nur einen Achtungserfolg. Sein Liebesverhältnis mit einer Dame fand durch den Tod derselben ein Ende, er zeigte sich hier ebenso egoistisch kühl wie nach dem Tode jenes Mädchens, welches ihm in rührender Weise, ohne daß er es wußte, ergeben war; auch dem Grafen Stadion gegenüber, dessen Sekretär er mittlerweile wurde, benahm er sich lässig und rücksichtslos, wie es sich durchaus nicht für einen Beamten schickte, der seinem Vorgesetzten unendlichen Dank schuldete. Einer seiner wohlwollendsten Biographen behauptet sogar, daß Grillparzer durch seinen starren Eigensinn und durch seine arge Hingebung an Bequemlichkeit das Recht verloren hätte, sich über Mangel an Beförderung zu beklagen. Um diese Zeit machte er in einem Konzert die Bekanntschaft mit einer ihn litterarisch sehr verehrenden jungen Dame, Katharina Fröhlich. Über das Verhältnis Grillparzers zu ihr, seiner ewigen Braut, ist schon unendlich viel geschrieben und gesprochen worden, ohne daß Klarheit in dieses psychologisch hochinteressante Herzens- und Freundschaftsbündnis zweier erregbarer, scharf entwickelter und im gegenseitigen Verkehr ihre Ecken und Kanten noch schroffer hervorkehrender Naturen gekommen wäre. Sollte da nicht, abgesehen von der oft furchtbar zu Tage tretenden excentrischen und jedes eheliche Glück in Frage stellenden Leidenschaft Kathis, auch Grillparzers Bequemlichkeit zum großen Teil mit bestimmend gewesen sein, daß die beiden sich nie heirateten? Er erscheint mir und wohl auch jedem objektiv Urteilenden in seinen Beziehungen

zu Kathi als ein unsympathisch schwankender, selbstsüchtig nur sein eigen Wohl überlegender Mensch, während ihm Kathi ihr ganzes Leben opfert, gefährliche Krankheiten seinethalben übersteht und ihm bis zu seinem letzten Atemzuge in hinreißend rührender, opferwilliger Treue ergeben war. Manche Stellen aus seinem Tagebuche über sich und Kathi haben mich geradezu abgestoßen: er zergliedert kaltblütig sein Inneres, besieht sich bedauernd im Spiegel seiner Selbsterkenntnis, macht sich zum Gegenstand seiner psychologischen Studien und läßt das nach Liebe schmachtende Weib an seiner Seite verzweifeln.

Trotz seiner düsteren Stimmung regt sich in ihm wieder die Schaffenslust, er macht fleißige Studien, und die Frucht derselben ist eine seiner gelungensten Leistungen: „König Ottokars Glück und Ende", eine großartige Glorifikation des habsburgischen Herrscherhauses. Und dennoch, bei all seiner patriotischen Tendenz, lag das Stück seit Jahr und Tag bei der Censur, ohne daß sie es freigegeben hätte, ja es schien sogar, als hätte man das Manuskript einfach verschwinden lassen. Aber durch die Intervention der Kaiserin, die durch einen merkwürdigen Zufall Einsicht in das Stück genommen und der dasselbe außerordentlich gefiel, kam „König Ottokar" doch zur Aufführung (19. Februar 1825) und trug einen glänzenden äußeren Erfolg davon. Grillparzer spürte, daß sein Drama auf das Publikum mehr erstaunlich und verblüffend, als tief und erwärmend gewirkt hatte, und war daher nicht ohne Grund mit dem Erfolg unzufrieden. Dazu kam, daß das Stück die Böhmen sehr in Harnisch gebracht hatte, denn ihr einstiger großer König Ottokar spielt darin eine napoleonartige, nicht sehr schöne, wenn auch historisch richtige Rolle, so daß sie alles aufboten, um die weiteren Aufführungen der verhaßten Tragödie zu hindern. Grillparzer ist begreiflicherweise in sehr erbitterter Laune, und um diese zu verscheuchen, wird er Mitglied eines harmlosen litterarischen Vergnügungsvereins: die Ludlamshöhle. Die Polizei aber witterte dahinter eine Bande staatsgefährlicher Verschwörer und hob den Verein auf. Grillparzer mußte allerlei Demütigungen und Beschämungen über sich ergehen lassen. Nun war das Maß voll. Seine Herzens- und litterarischen Angelegenheiten waren ihm geradezu unerträglich peinlich geworden und er suchte in einer Reise nach Deutschland (1826) Besserung seiner Stimmung. Seine Reise galt besonders Goethe. Er machte allerlei interessante Bekanntschaften in Dresden, Leipzig, Berlin und Weimar. Sein Tagebuch über diese Reise ist sehr anregend, und es ist nur schade, daß er infolge einer Verwundung, die er sich durch ein Rasiermesser zuzog, an der Vollendung desselben verhindert wurde. Über Berlin und die Berliner äußert sich der Österreicher außerordentlich günstig. Wir deuteten bereits an, wie übertrieben sentimental und kindisch er sich Goethe gegenüber benahm. Die anfängliche Steifheit und Kälte desselben bestürzte und erschreckte ihn, seine spätere Herzlichkeit und Teilnahme machte ihn weinen, und dann reiste er, die Einladung Goethes für den Abend ignorierend, ab. In Deutschland waren damals die Stimmen der Kritik über ihn sehr geteilt, die meisten hielten nichts von ihm, teils infolge ihres Vorurteils über österreichische Dichter, teils aus Unkenntnis seiner Werke, teils aus wirklicher Überzeugung. Aber Grillparzer hat schließlich keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Goethe, Schiller, Tieck, Uhland, Lenau ging es auch nicht besser, und wie urteilt Grillparzer selbst hart und ungerecht über Tieck oder über Lenau, Hebbel, Heine! Der einzige Börne erkannte rückhaltlos Grillparzers Bedeutung an, auch Hegel interessierte sich sehr für den Dichter und nahm ihn in seinem Hause gastfreundlich auf.

In Wien angekommen, ging Grillparzer mit frischen Kräften an die Ausarbeitung seines neuen Stückes „Ein treuer Diener seines Herrn", dessen Inhalt er der ungarischen Geschichte entnahm. Am

28. Februar 1828 fand die Aufführung unter ungeheurem Beifall des Publikums statt. Das Stück mochte aber unangenehme politische Folgen haben, weil der Servilismus eines ungarischen Würdenträgers, Bankbanus, darin eine aus Lächerliche und zugleich Widerwärtige streifende Verkörperung erfuhr, und der Kaiser suchte durch Anbietung einer größeren Summe Grillparzer zu bewegen, sein Stück aus der Welt zu schaffen. Selbstredend lehnte der aufs tiefste verletzte Dichter den Vorschlag ab, und ein leidiger Zufall wollte es, daß er zu jener Zeit mit einem Gedicht auf die Genesung des Kronprinzen Ferdinand neuerdings Unwillen erregte. Seine Schaffenskraft ließ sich aber durch die eigentümlich fatalen Schicksale seiner Werke nicht lange lähmen, sein nächstes dramatisches Gedicht war: „Des Meeres und der Liebe Wellen." Der Erfolg (erste Aufführung 5. April 1831) war ein mäßiger. Die ersten drei Akte begeisterten, die beiden letzten ließen kühl. Als Laube nach zwanzig Jahren das Stück neu aufführte, wirkte es berauschend auf das Publikum. Grillparzer, dem die mangelnde dramatische Wirkung des vierten Aktes nicht entging und der daher dem Publikum ob der kühlen Aufnahme des Stückes nicht grollen konnte, geht bald an die Ausarbeitung eines neuen Stoffes. Die Lektüre Lopes ist von besonders befruchtendem Einfluß auf ihn: ein phantastisch originelles Stück blüht in seiner Studierstube empor — „Der Traum ein Leben." Das Publikum zeigte sich bei der Aufführung (4. Oktober 1834) von seiner empfänglichsten und liebenswürdigsten Seite. Von allen Stücken Grillparzers wurde „Der Traum ein Leben" am häufigsten gegeben, bis zum Jahre 1883 erlebte es allein auf dem Burgtheater achtzig Aufführungen. Grillparzer ist jetzt sehr heiterer Stimmung und in dieser unternimmt er eine größere Reise nach Frankreich und England. Die Kosten hierzu bestreitet er aus dem Honorar, das ihm Wallishauser für einen Operntext „Melusine" bezahlte, den Beethoven komponieren sollte. Wie es ihm in den beiden Ländern ergangen ist, welche künstlerischen, socialen und politischen Eindrücke er dort sammelte, schilderte er genau in seinen Tagebüchern.

Sehr hart traf ihn der Tod seines treuen Freundes und Beraters Schreyvogel, einen teilweisen Ersatz für diesen Verlust erhielt er in der Person des ihm lebhaft ergebenen Bauernfeld; dessen Erfolge im Lustspiel mögen wohl auch auf Grillparzers Vorsatz, ein Lustspiel zu schreiben, mit bestimmend gewesen sein. Grillparzer führte diese Absicht aus. „Weh dem, der lügt" ist das neueste Werk des Archivarius, dem aber diese Frucht seiner Muse die bitterste Enttäuschung bereiten sollte. Unter Hohn und Spott lehnte das Publikum am 6. März 1838 die Novität ab. Grillparzer konnte dieses Fiasko zu einer Zeit, wo Halm und Bauernfeld die Lieblingsdichter des Theaterpublikums waren und ihn gänzlich in Schatten zu stellen drohten, nicht verwinden. Er zog sich von der Bühne vollkommen zurück, er war nicht mehr zu bewegen, seine weiteren Stücke aufführen zu lassen, die Undankbarkeit und Roheit des Publikums, das ihm so oft zujauchzte, verbitterten ihm jahrelang jegliche Freude an dem Verkehr mit der Welt. In der Stille seiner Arbeitsstube schuf er nach und nach „Libussa", „Der Bruderzwist im Hause Habsburg" und „Die Jüdin von Toledo". Leider vollendete er „Esther" nicht und ließ uns nur ein wundersames Fragment einer viel versprechenden Tragödie zurück. Im Jahre 1848 unternimmt er eine Reise nach Griechenland, um, wie ein Biograph sagt, die Stätten seiner Medea, seiner Hero, seiner Sappho und die Reste des griechischen Altertums anzuschauen.

Nach den Stürmen des Jahres 1848, an denen er litterarisch Anteil genommen, zieht er zu seinen treuen Freundinnen, den Fröhlichs, um bei ihnen den Rest seiner Tage zu verleben. Er sollte aber nicht von dannen gehen, ohne die Liebe seiner Österreicher im vollsten Maße kennen zu lernen und sich an den großartig-

sten Kundgebungen der Sympathie, die man ihm allseits entgegenbrachte, zu erfreuen. Sein Gedicht an Radetzky machte in ganz Österreich Sensation und brachte ihm die schönsten Ehrenbezeigungen ein. Die Wiener Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, Minister besuchten ihn, die Wiener Litteraten benutzten jede Gelegenheit, ihn zu feiern, an der Spitze dieser Bewegung zu gunsten Grillparzers standen Bauernfeld und L. A. Frankl. Der Burgtheaterdirektor Laube führte seine Stücke unter steigendem Beifall des Publikums neu auf, jetzt erst erkannte Wien so recht, welch bedeutenden Dichter Österreich in Grillparzer besitze. Selten wurde ein Dichter mit solcher Verehrung und Liebe behandelt als jetzt Grillparzer. Aber trotz dieses schier märchenhaften Umschlages der allgemeinen Stimmung für ihn lebte er seine Tage ruhig dahin und wehrte nach Kräften jegliche Huldigung ab, die man ihm darbringen wollte. Im Jahre 1853 schrieb er seine Autobiographie, 1858 trat er mit dem Titel eines Hofrates in Pension, am 18. April 1861 wurde er vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Ein schwerer Unfall traf ihn 1863 im Römerbade bei Tüffer: durch einen Sturz ward er schwerhörig, was ihn noch menschenscheuer und mürrischer machte.

Den achtzigsten Geburtstag Grillparzers feierte die Stadt Wien, ja ganz Deutsch-Österreich wie einen Tag der Freude, vom Kaiser und dem Kronprinzen angefangen bis zum schlichten Bürger herab beglückwünschten Unzählige den Dichter; nicht lange darauf (am 21. Januar 1872) starb er einen ruhigen, leichten Tod, seine Leiche wurde mit königlichem Pomp bestattet, wie wir bereits am Anfang dieses Aufsatzes berichteten. Seine Erbin, Kathi Fröhlich, rief die Grillparzer-Stiftung ins Leben, und so wird der Name des Dichters in zweifacher Weise fortdauern und fortleuchten. So interessant und lehrreich die mannigfachen, durch äußere Umstände und eigene Schuld bewirkten Schicksale des Dichters sind, so ästhetisch lohnenswert ist ein näheres Eingehen auf die Werke Franz Grillparzers.

* * *

„Blanka von Castilien", eine überlange Jambentragödie, ist die erste Leistung, in der sich das dramatische Talent Grillparzers ankündigte; ein siebzehnjähriger Jüngling besitzt die Fähigkeit, einen dramatischen Plan in grandiosen Zügen zu entwerfen, und was beinahe ebenso erstaunlich ist, auch die Ausdauer, diesen Plan, ohne zu ermatten, durchzuführen: wäre doch dieses Manuskript rechtzeitig in die Hände eines poesieverständigen Mannes gekommen, hätte schon in diesen jungen Jahren Grillparzer Schreyvogel kennen gelernt! Wie viele Fehltritte hätte der junge Poet unterlassen und welche Irrfahrten nach der rechten Erkenntnis seines Talentes, namentlich aber wie viele Zweifel an seiner Begabung wären ihm erspart geblieben! Dieser tastende Jugendversuch ist geradezu eine verblüffend großartige Kraftprobe, der Knabe beweist darin eine unheimliche Frühreife. In dem maßlos überquellenden, üppigen Bilder- und Sentenzenstil des „Don Carlos" entrollt uns der Dichter das Schicksal Blankas von Bourbon, die mit dem König von Castilien, Don Pedro, vermählt wurde, aber in glühender Liebe dessen natürlichem Bruder Fedriko de Guzmann, Großmeister des Ordens von St. Jago, ergeben ist. Don Pedro mißachtet anfangs Blanka, denn er liebt Maria, die Schwester eines seiner Minister. Den Inhalt des komplizierten, an geschickt gemachten Scenen reichen Stückes anzugeben, wollen wir uns versagen. Mit Ausnahme einiger Kindlichkeiten in Bezug auf Technik und Charakterschilderung ist die Handlung einheitlich und sicher geführt, und die auftretenden Personen, soweit die jugendliche Weltauffassung des Dichters eben reicht, deutlich geschildert und gut auseinandergehalten. Neben diesem gigantischen Jugendversuch verschwinden zwei

kleine Einakter: „Die Schreibfeder" und „Wer ist schuldig?" Der erste, in Prosa geschrieben, hat nichts von Frühreife an sich, es ist der nichtssagende Versuch eines dichtenden Jungen, der sich an der Ausführung eines recht schulknabenmäßigen Themas erfreut; interessant an der Sache ist nur die schroffe Verurteilung der Lüge, die Grillparzer nach langen Jahren zum Gegenstand eines Lustspiels machte. „Wer ist schuldig" behandelt ebenfalls eine harmlos-kindliche Idee in Alexandrinern, die an die Lustspiele Körners gemahnen. In der Gesamtausgabe findet sich ferner auch eine große Anzahl von „Dramatischen Fragmenten aus den Jahren 1807 bis 1814" und „Dramatischen Fragmenten und Plänen aus den Jahren 1819 bis 1829." Die meisten dieser dramatischen Skizzenblätter sind kaum über zwei Scenen hinaus gediehen und wären besser ungedruckt geblieben. Man trifft in der Gesamtausgabe überhaupt so manches, dessen Veröffentlichung die Herausgeber sich hätten ersparen können; vieles, was Grillparzer in seinen wechselnden Stimmungen niedergeschrieben, hat er nur für sich selbst bestimmt, und würde er geahnt haben, daß diese Abschnitzel einst nach seinem Tode mit seinen Hauptwerken vereint werden sollten, er hätte sicher die Blätter verbrannt. Wozu soll dieses Herumstöbern und Umherschnüffeln in der Arbeitsstätte des toten Dichters? Ein so gewaltiger und epochemachender Poet war Grillparzer nicht, daß jedes lose Blatt, mit kurzen Skizzen oder Anmerkungen von ihm, für die Welt unentbehrlich wird. Nur wenige der mitgeteilten Fragmente sind wirklich würdig, gedruckt zu werden, wie „Robert, Herzog von der Normandie", „Alfred der Große".

So viele Versuche vor der „Ahnfrau" uns auch vorliegen, gilt uns doch diese als Grillparzers Erstlingswerk; mit diesem trat er zuerst vor das Publikum und errang sich einen Namen. Die grelle Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, und ein grausiges Volksmärchen gaben Grillparzer den Stoff zu der „Ahnfrau", die in gewisser Beziehung sein eigentümlichstes und stärkstes Stück ist. Der Untergang eines Geschlechtes ist mit grauenhafter Virtuosität geschildert, nur die Grausamkeit der Jugend kann so unerbittlich und unbarmherzig Raub, Mord und Buhlerei zu den treibenden Faktoren einer Handlung machen, in der heiße Liebe ein so unverschuldetes und schreckliches Ende nimmt. Eine gespenstisch wilde, herzbeklemmende, aufregende Stimmung geht durch das ganze Stück, eine großartig dahinströmende Beredsamkeit berückt den Hörer und offenbart ihm das überschäumende, reiche Gemüt des Dichterjünglings. Charaktere darf man in dem Stück nicht suchen, alle Personen sind eher Schemen, Marionetten, die sich unter der Gewalt eines finsteren Verhängnisses aufbäumen, sich verzweifelt gegen dasselbe wehren, bis sie jämmerlich zu Grunde gehen. In der „Ahnfrau" besitzen wir vielleicht das effektvollste Melodrama der deutschen Litteratur. Das Wehen des Sturmes, die weihevollen Orgelklänge der Kapelle, in der die Leiche des alten Borotin aufgebahrt wird, bilden eine dämonisch wirkende musikalische Begleitung zu den Ausbrüchen des Schmerzes, in denen die Menschen sich leidenschaftlich ergehen. Die kurzen Verse sind von einer wunderbaren Modulationsfähigkeit: bald abgehackt und schwer, wie die dumpfen Klänge einer zersprungenen Glocke, bald schaurig wie gedämpfter Trommelwirbel, bis sie sich durch das Band des Reimes zu melodischer Klangfülle von unsagbar süßem Reiz erheben. Eine elementare Kraft dröhnt und wettert, jauchzt und stöhnt in diesem Stücke, wie nur noch in den Jugendwerken weniger deutscher Dichter.

Grillparzer hat sein ganzes Leben lang von Laien und Fachmännern hören müssen, daß seine „Ahnfrau" eine Schicksalstragödie sei, und er wurde nur in Gesellschaft von Houwald und Müllner genannt. Das persönliche Auftreten der Ahnfrau, sowie ihr Eingreifen in die Handlung, die verhängnisvolle Rolle, die der Dolch, ein Erbstück des Geschlechts, spielt, die von

vornherein bestimmten Schicksale der Familie Borotin, das wilde, ohnmächtige Ringen der Menschen gegen das Fatum berechtigen allerdings die Bezeichnung des Stücks als Schicksalstragödie, aber nicht im veralteten Sinne Müllners, sondern in moderner Auffassung. Es ist eine Tragödie der Vererbung, die sich vor unseren Augen abspielt, die eigentlich Ibsen viel näher steht als Müllner, und die Behauptung, daß Grillparzer in der „Ahnfrau", wenn auch unwillkürlich und unbewußt, ein Vorgänger Ibsens ist, kann nicht schlankwegs von der Hand gewiesen werden, denn das Schicksal ist bei Grillparzer weniger das düstere, gottesmächtige Fatum als ein furchtbares Naturgesetz, das hier wie in den „Gespenstern" die Menschen erbarmungslos hinschlachtet.



Franz Grillparzer.

Einen geradezu riesenhaften Fortschritt bedeutet unseres Dichters nächstes Werk „Sappho", hier zeigt sich ein Talent ersten Ranges in seiner vollen Reife. Lernten wir in der „Ahnfrau" nur Larven und Schemen kennen, so bietet „Sappho" bereits Menschen, ausgeprägte Charaktere, von denen der Gang der Handlung bestimmt wird. Dieses Gedicht ist für Grillparzers Entwickelung nach mehrfachen Richtungen hin interessant. Der junge Mann wählte sich hier einen Stoff, der eigentlich nur resignierten, von der Höhe des Lebens hinabsteigenden Dichtern entspricht: die Liebe eines alternden Mädchens zu einem Jüngling, und die Art und Weise, wie Grillparzer dieses Problem behandelt, läßt ihn uns trotz seiner jungen Jahre als vollendeten Menschenkenner, der tief in das unergründliche weibliche Herz geblickt hat, erscheinen. Ferner stellt er in der „Sappho" den eisigen, unüberbrückbaren Gegensatz dar, der das Ideal ewig von der Wirklichkeit trennt, der das Sehnen und Trachten des Dichters von der rauhen Wirklichkeit und dem Begehren der gewöhnlichen Menschen scheidet, einen tragischen, unheimlichen Gegensatz, an dem so manche naiv-ideale Natur zu Grunde gehen muß.

Die berühmte Dichterin Sappho erringt in Olympia einen herrlichen Sieg über

ihre mitstreitenden Brüder in Apoll und lernt dort einen schönen, aber einfach gearteten Jüngling Phaon kennen, den die Strahlen ihres dichterischen Ruhmes geblendet haben. Ihr Herz lodert bei dem Anblick des jugendfrischen, begeisterten Jünglings in Flammen auf, sie nimmt ihn mit sich nach Lesbos, er folgt ihr wie traumbethört und schildert in hinreißender Glut, wie sehr er ihr ergeben sei.

Sappho hat sich ihren Ruhm mit vielen bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen erkaufen müssen, einsam steht sie im Leben da, nach Liebe lechzend — ein alterndes Mädchen. Sie nimmt des Jünglings schwärmerische Ergüsse für Liebeserklärungen und träumt bereits von einer herrlichen Zukunft: an der Seite des geliebten und liebenden Jünglings irdische Genüsse mit dem himmlischen Berufe der Dichterin zu vereinen, bis sie schaudernd sieht, daß Phaon sich zwar ihren erhabenen Verdiensten ehrerbietig beugen muß, aber im Begriffe ist, sich in ihre anmutige, jugendliche Sklavin Melitta zu verlieben. Ganz klassisch gehalten ist diese Tragödie nicht: Wehmut und Sentimentalität treten zu stark hervor und verdrängen jene köstliche Sinnlichkeit des Altertums, von der eigentlich nur die junge Rivalin Sapphos erfüllt ist. Nach vielen Kämpfen giebt Sappho Phaon frei und stürzt sich ins Wasser. Die Verse strömen in wunderbarem Wohlklang dahin und haben nichts mehr von der tollen Wildheit der „Ahnfrau". Alternde Frauen spielen in Grillparzers Dramen eine große Rolle: Medea und Margarete von Österreich sind Leidensgenossinnen der Sappho. Phaon, der Sappho eigentlich nur litterarisch liebt und sich zur rosigen Jugend Melittas wendet, Sappho, die in gekränkter Eitelkeit und in furchtbarem Schmerz darüber, daß sie als jugendlich Empfindende über die Freuden der Jugend hinaus ist, sich ertränkt — dieses Liebespaar ist ein interessantes Gegenstück zu einem anderen klassischen, ebenfalls von Grillparzer behandelten Liebespaar: Hero und Leander. Während wir das Schicksal Sapphos von Herzen bedauern und Phaon zu seinem jungen hausbackenen Liebesglück alles Gute wünschen, ergreift uns das Ende von Hero und Leander tief und mächtig; dort bewirkt eine Katastrophe, die eine lehrreiche Phase in Phaons Philisterleben bilden wird, eine Zukunft voll Glück und Alltagszufriedenheit, hier thun sich die ehernen Pforten des Todes auf, und thränenden Auges nehmen wir von zwei reizumflossenen Gestalten auf ewig Abschied.

Einen gewaltigen Anlauf nimmt nun der durch seine Erfolge zu den höchsten Aufgaben der Poesie aufgestachelte Grillparzer in seiner Trilogie „Das goldene Vließ". Hier finden wir die Elemente der „Ahnfrau" und „Sappho" vereint. „Das goldene Vließ" kann mit demselben Recht eine Schicksalstragödie genannt werden wie die „Ahnfrau", denn das Vließ bringt jedem Besitzer Unheil über Unheil, ist also das Fatum in verkörperter Gestalt; in den „Argonauten", dem zweiten Teil der Trilogie, tritt uns das Zauberhafte, Romantisch-Wilde der „Ahnfrau" entgegen, und „Medea", der dritte Teil, weist den abgeklärten, klassischen Stil der „Sappho" auf. Man kann, nicht ohne Grund, „Das goldene Vließ" als das gewaltigste Werk Grillparzers bezeichnen; ob es auch sein wertvollstes ist, bezweifle ich; die Wirkung der einzelnen Teile ist nicht immer gleich groß und demgemäß schwankt auch die künstlerische Bedeutung. Der „Gastfreund" macht in seiner Herbheit einen bedeutenden Eindruck, kann aber schon infolge seines Inhaltes keine besondere Sympathie erwecken; die „Argonauten" haben großartige Partien von wilder, funkelnder Schönheit: die Charakteristik des nebel- und wundererfüllten Kolcherlandes ist ein dichterisches Meisterstück, es liegt etwas wie nibelungenhafte Wucht und Stärke in diesem Teile. (Grillparzer wäre allerdings nicht mit solchem Lob zufrieden gewesen, denn er konnte dem Nibelungenlied keinen Geschmack abgewinnen und machte mehrere beißende Epigramme auf dieses litterarische Na-

tionalheiligtum und dessen Bewunderer.) Aber das Ganze wirkt mehr lärmend und erstaunlich als hinreißend. Nur in der „Medea" schlägt Grillparzer Töne an, die den Hörer erschüttern und ihn in seinem tiefsten Herzen bewegen. Hier treten uns die Helden menschlich näher, hier findet Grillparzer für Medea Naturlaute von grausiger Wirkung.

Durch sein nächstes Drama verwebt Grillparzer seinen Namen unauslöschlich mit der österreichischen Litteratur. Er hat das habsburgische Herrschergeschlecht wie kein zweiter dichterisch verklärt und ist so der österreichische Dichter par excellence, wie in neuerer Zeit Wildenbruch die Hohenzollern poetisch behandelt hat. Zwischen den beiden Dichtern ergeben sich da viele überraschende Berührungspunkte. Wildenbruch schildert uns in den „Quitzows", seiner bedeutendsten dramatischen Leistung, die Anfänge hohenzollernscher Herrschaft. Friedrich von Hohenzollern wird Markgraf von Brandenburg und bricht den Widerstand des kurmärkischen Raubritters, Dietrich von Quitzow, der in angemaßter Selbstherrlichkeit eine Gewaltthat nach der anderen verübt und keinen Herrn über sich anerkennt. Grillparzer behandelt in „König Ottokars Glück und Ende" den Beginn der habsburgischen Dynastie: Rudolf von Habsburg schlägt Ottokar von Böhmen und nimmt ihm die Länder, die er sich widerrechtlich aneignete. Ottokar und Dietrich von Quitzow haben eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters und Auftretens, ihr Fall bedeutet den Untergang der alten, herrenlosen Epoche und den Beginn einer neuen, besseren Zeit. In beiden Stücken lodert echter Patriotismus, in beiden Stücken eröffnet sich uns eine großartige historische Perspektive. Ich möchte an dieser Stelle nicht untersuchen, welches der beiden Stücke die größere Wirkung ausübt: die „Quitzows" haben in ihrer originell kräftigen Vereinigung von höchstem Pathos und derb realistischer Volkssprache einen großen Reiz, der Streit der beiden Brüder geht uns besonders nahe; während im „König Ottokar" Rudolf von Habsburg im Vordergrund der Handlung steht, die Gestalt seines Gegners meisterhaft entworfen ist und das Ganze in seiner kunstvoll geschlossenen Form, in seiner dichterisch geschickten Verwertung und Gruppierung historischer Thatsachen einen lebendigen und edlen Eindruck macht. Grillparzer hat als Vorbild für Ottokar kein Geringerer als Napoleon vorgeschwebt. „Das Schicksal Napoleons," sagt er in seiner Selbstbiographie, „war damals neu und in jedermanns Interesse. Ich habe mit beinahe ausschließlicher Begierde alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von anderen geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente, nicht allein für jetzt, sondern wohl auch für die Zukunft, eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine obgleich entfernte Ähnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheurem Abstand, thatkräftige Männer, Eroberer ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokars die Gründung der habsburgischen Dynastie in Österreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleons Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Ähnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigentümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend fand." Mit diesen Worten charakterisiert Grillparzer seinen Ottokar aufs trefflichste und enthebt uns

auch der Notwendigkeit, dem Leser den Inhalt des Stückes zu erzählen. Der Verlauf des Dramas ist identisch mit dem Gang der Geschichte, nur daß Grillparzer die Ereignisse, wie bereits gesagt, meisterlich gruppiert hat. Außer Rudolf und Ottokar, deren Begegnung eine Scene von hinreißender Kraft der Darstellung bildet, sind noch besonders hervorzuheben die edle Margarete von Österreich und Zewisch, eine ebenso originelle wie lebensvolle Erscheinung. Durch seine strenge, im Schillerschen Sinne gehaltene, theatralisch wirksame Technik gehört „Ottokar" zu den sogenannten Epigonendramen, einer litterarischen Gattung, der man in neuerer Zeit über die Achsel zu sehen geneigt ist. Wollten doch alle die Verächter jener Technik nur ein bißchen Selbstkritik üben, sie würden Schiller und seine würdigen Nachfolger denn doch anders beurteilen!

Vielleicht werde ich mir den Vorwurf der Pietätlosigkeit zuziehen, wenn ich behaupte, daß Grillparzers Werk nach dem „Ottokar": „Ein treuer Diener seines Herrn" unsympathisch und, um sein Lieblingswort zu gebrauchen, „widerlich" ist. Wenn jemand den Pflichteifer und Gehorsam seinem Herrscher gegenüber so weit treibt, daß er ruhig zusieht, wie ein halb verrückter Lüstling sein unschuldiges junges Weib insultiert, ihrer ehelichen Treue Falle um Falle stellt, daß sie, weil sie ihr Gatte nicht verteidigen will, als letztes Mittel, ihre Unschuld zu bewahren, den Selbstmord wählt, dann ist dieser pflichteifrige, gehorsame Mensch ein widerlicher Narr, den man nicht auslachen, sondern verabscheuen muß. Grillparzer wollte uns im Bankbanus ein Beispiel antiker Seelengröße vorführen, einen Mann, der sich zum Wohl des Vaterlandes zwar nicht in einen Abgrund stürzt oder die Hand ins Feuer steckt, sondern der mit gekrümmtem Rücken sich den größten Schimpf anthun läßt. Das ist Seelengröße in verzerrter, ekelerregender Gestalt. Und über solchen Eindruck hilft alle Kunst, alle sophistische Deutelei, alle herrliche Sprache nicht hinweg. Daß dieses Stück mit großem Erfolg aufgeführt wurde, ist für mein Gefühl wenigstens unverständlich. — König Andreas von Ungarn zieht mit einem Heere nach Galizien, um einen dort ausgebrochenen Aufstand niederzuschlagen. Er ernennt zu seinem Stellvertreter Bankbanus, in dessen Frau sich der Bruder der Königin, Otto von Meran, verliebt. Grillparzer hat diesen jugendlichen Wüstling mit dem ganzen Aufgebot einer souveränen Kunst gezeichnet: lüstern bis zur Tollheit, im Moment der Gefahr kindisch und feige. Otto stellt Erny, so heißt Bankbanus' Frau, ungeniert nach, der ganze Hof lacht bereits über Bankbanus, der sich diesen Schimpf ruhig gefallen läßt. Es kommt zum Selbstmord Ernys, ihre Verwandten und das aufgebrachte Volk belagern das königliche Schloß und verlangen die Auslieferung Ottos. Die Königin Gertrude hängt in rührender Liebe an ihrem Bruder, für dessen Rettung sie das eigene Leben einzusetzen bereit ist. Die Gefahr steigt bedenklich, aber rechtzeitig erscheint Bankbanus, der die königliche Familie durch einen verborgenen Weg ins Freie geleitet. Die Belagerer dringen nach, die gute Königin wird infolge einer Verwechselung getötet. Bela, den Sohn des königlichen Paares, übergiebt Bankbanus dem Herzog Otto, er möge sein und des Knaben Leben in Schutz und Sicherheit bringen. Andreas kehrt zurück und sieht jammernd, was sich während seiner Abwesenheit ereignet. Schließlich läßt er Gnade für Recht ergehen und ist froh, daß ihm wenigstens sein Knabe erhalten blieb; Bankbanus hält eine weisheitstriefende Schlußrede, in der er seine Treue rechtfertigt und dem Knäblein alles Gute wünscht. Das Stück verleugnet keineswegs den großen Dramatiker, muß aber entschieden seinem Stoff nach als verfehlt bezeichnet werden.

So sehr uns Grillparzer mit dem „Treuen Diener" abstößt, mit seinem Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen" nimmt er unser ganzes Herz gefangen. Der Titel klingt ein wenig

geschraubt und wunderlich; näher betrachtet aber erweist er sich als charakteristisch. Wie die Wellen des Meeres über dem Haupte des unglücklichen Leander zusammenschlugen, so versank auch Hero in den brausenden Wellen der Liebe, die beiden haben gewissermaßen einen gemeinsamen Tod gefunden. Die Sage von Hero und Leander kennt wohl jeder, Grillparzer hat diesen herrlichen Stoff zu einer Tragödie ausgestaltet, die solche süße Innigkeit, solche naive Sinnlichkeit atmet wie vielleicht kein zweites Drama der deutschen Litteratur. Vom streng dramatischen Standpunkt ließe sich an dem Stück manches aussetzen, vom rein poetischen, menschlichen Standpunkt aus gar nichts. Grillparzer wollte in diesem Juwel deutscher Dichtkunst eine Vereinigung von Antike und Romantik geben, er hat in Wirklichkeit nur eine Abart davon erreicht: eine Verschmelzung von Katholicismus und Antike. Hero ist eigentlich eine Nonne, ein süßes Wiener Kind, die am Tage ihrer Einkleidung, an jenem Tage also, wo sie für immer von den Reizen des Lebens Abschied nehmen muß, die Bekanntschaft des Leander macht, der ihr schlummerndes Herz zur Liebe erweckt; Leander, in seiner dumpfen Schüchternheit und körperlichen Schönheit, in seinem späteren todesverachtenden Wagemut, wird von der Anmut Heros aus seinem Halbschlummer der Gefühle ebenfalls aufgerüttelt — beide junge Leute bringen sich also gegenseitig zum Bewußtsein ihres Selbst, und die Liebe beider bedeutet entweder einander angehören oder miteinander sterben. Dieses Liebespaar bildet die idealste Personifikation der Liebe, die stärker ist als der Tod, und alle die jungen Liebesleute, die aus der Welt gehen, weil sie sich nicht heiraten können, gehören zur Gefolgschaft von Hero und Leander im Reiche der Schatten. Alle Töne süßer, erwachender Liebe bis zur grausigen Totenklage und zum verzweifelten Schmerz schlägt Grillparzer an, seine Sprache gewinnt seelentiefe Klangfülle wie noch in keinem früheren Werke. Hier zeigt Grillparzer den großen Lyriker, den er in seinen lyrischen Gedichten so oft verleugnet. Ganz falsch sind nach meiner Ansicht die Behauptungen Laubes, daß in seinen Dramen keine Liebe vorkäme, welche lyrische Töne hätte. Jaromir in der „Ahnfrau" und Leander haben für ihre Auserkorenen die entzückendsten lyrischen Töne, Bertha und Hero hauchen ihrer Liebe Lied und Lust in den melodischsten Schmeichelklängen aus, abgesehen von Sappho und Medea. Ebenso unrichtig sagt Laube, Grillparzer wäre nicht eben Lieblingslektüre für Frauen geworden, er ist ein stark männlicher Dichter, vorzugsweise ein Dichter für Männer. Nun, ich kenne in Österreich sehr viele Mädchen aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft, die alle für Grillparzer schwärmen und über das Schicksal seiner Liebesleute die aufrichtigsten Thränen vergossen haben, während mir Männer, die so unbedingt Grillparzer verehrten wie Frauen, nur sehr selten vorgekommen sind. Gerade die vulkanisch hervorbrechende Leidenschaft, die blitzartige Heftigkeit der Liebe, das Gewaltsame und Unvermittelte in dem Seelenleben seiner Helden zieht die Frauen magnetisch an und unterjocht sie, während die Männer dadurch nur kritisch gestimmt werden.

Ein kühnes, zauberisches Spiel der Phantasie entrollt uns der Dichter in „Der Traum ein Leben". Den Stoff dazu bot ihm eine Erzählung Voltaires „Le blanc et le noir". Rustan, dem Neffen eines reichen Landmanns, wird es zu eng in seiner Heimat, und angestachelt durch seinen Negersklaven Zanga, beschließt er, in die Ferne zu ziehen und dort sein Glück zu machen. Vergebens suchen ihn sein Onkel Massud und seine ihn liebende Cousine Mirza abzuhalten — am nächsten Morgen will er reisen, und man nimmt abends herzlichen Abschied voneinander. Der zweite Akt spielt bereits in einem fremden Reiche, wohin Rustan und Zanga gezogen sind. Rustan hat Glück, durch eine Lüge erringt er sich die Gunst des Königs, dem er das Leben gerettet zu

haben vorspiegelt, während dieses Verdienst einem anderen gebührt; in kurzem wird Rustan siegreicher Heerführer und künftiger Eidam des Königs. Da erscheint der wirkliche Lebensretter des Königs, Rustan tötet ihn, um sich am Hofe behaupten zu können, eine Fülle von Ereignissen begiebt sich, der König stirbt, der stumme Vater des Ermordeten tritt auf und — spricht, er erhebt die Anklage gegen den Mörder, alles verschwört sich wider ihn, er schwebt in äußerster Gefahr; um einem qualvollen Tode durch die auf ihn einstürmenden Verfolger zu entgehen, stürzt er sich in den Fluß. Da wacht er auf, alles hat er geträumt, seine Lust nach Reisen und Abenteuern ist verflogen und er bleibt daheim bei seiner Braut. Herrlich klingt das Gedicht aus:

> Eines nur ist Glück hienieden,
> Eins, des Innern stiller Frieden
> Und die schuldbefreite Brust!
> Und die Größe ist gefährlich,
> Und der Ruhm ein leeres Spiel;
> Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
> Was er nimmt, es ist so viel!

Das Ganze ist eine kühne, gefährliche dramatische Idee, deren Gestaltung Grillparzer vollkommen geglückt ist. Sinn- und deutungsreich, farbenüppig, strotzend voll fieberhaft rasch verlaufender Handlung, in hinreißend schöner Sprache stürmt das Gedicht in seinen überraschenden Wendungen auf den Hörer ein. Zu bedeutender Höhe erhebt sich Zanga, der böse Genius Rustans, die einzige tiefer ausgearbeitete Figur; der Dichter hat eben weniger Wert auf die Charakteristik der Personen als auf die scenische Entfaltung dieses in allen Farben des Lebens blühenden und glühenden Traum- und Schattenspiels gelegt.

Auf Beethovens Anregung schrieb er auch eine romantische Oper in drei Aufzügen: „Melusine.“ Über dieses Opus läßt sich nicht viel sagen. Es bietet dem Inhalt nach nichts Interessantes und läßt den Leser überhaupt sehr kühl, wie die künstlerisch allerdings höherstehende „Libussa“. Man spürt nur allzusehr, daß der Dichter bei der Abfassung der „Melusine“ nicht von jener Begeisterung erfüllt war, der wir die „Ahnfrau“, „Sappho“ und die übrigen Meisterwerke seines Talents verdanken. Um so lebhafter muß man es bedauern, daß „Hannibal“ und „Esther“ nicht vollendet worden sind. Von dem ersteren haben wir nur eine Scene, eine Unterredung zwischen Hannibal und Scipio, voll feinster Kunst der Charakteristik. Die „Esther“ wäre sicher eines der mächtigsten Stücke Grillparzers geworden. Die Scene im zweiten Akt zwischen dem König und Esther gehört zum Schönsten, Tiefsten und Wirkungsvollsten, was Grillparzer je geschrieben, allerdings spricht die Esther zu klug, zu philosophisch pointenreich für ihr Alter und ihre Bildung, aber während der Lektüre merkt man diesen inneren Widerspruch gar nicht. In der Galerie Grillparzerscher Frauengestalten nimmt Esther einen ersten Platz ein, so deutlich steht dieses Mädchen vor unseren Augen, trotzdem wir sie nur einmal haben sprechen hören.

Nebst der „Ahnfrau“ hat wohl kein anderes Stück dem Dichter solchen Verdruß bereitet als das Lustspiel „Weh dem, der lügt“. Das durch die Bezeichnung irregeführte Publikum gab dem Dichter scharf genug zu verstehen, daß es unter einem Lustspiel etwas anderes erwartete. Man hat Grillparzer unrecht gethan, aber auch das Publikum darf nicht verurteilt werden. Die Idee, die dem Stück zu Grunde liegt, birgt thatsächlich einen Lustspielstoff, aber in des Wortes höchster, künstlerischer Bedeutung. Nur der Gebildete ist im stande, die feine, ironische Voraussetzung, von der das Stück ausgeht, nicht aus den Augen zu verlieren: der Küchenjunge, der durch das Versprechen, ohne Lüge eine so komplizierte Sache, wie die Errettung eines im feindlichen Lande schmachtenden Gefangenen, zu vollbringen, ein ganz anderer Mensch, ein neuer interessanter Charakter wird, ist eine Lustspielfigur von feinstem, klassischem Gepräge. Dies zu würdigen, ist ein gewöhnliches Publikum nicht im stande; das fordert von einem Lustspiel komische Intriguen, lächerliche Situationen, witzige Sprache — von all

diesem ist bei Grillparzer nicht die geringste Spur. Er hat einen Lustspielgedanken zu akademisch-korrekt, zu pedantisch-eigensinnig gestaltet, das dichterische Problem war ihm nur ein philosophisches Rechenexempel, das er ohne Rücksicht auf den Geschmack, auf die berechtigten Anforderungen des Publikums zu lösen unternahm. Der Küchenjunge Leon befreit also Attalus, den Neffen des Bischofs Gregor, aus der Knechtschaft. Graf Kattwald hielt ihn auf seinem Schlosse im Rheingau gefangen; sehr interessant ist dessen Tochter Editha gehalten, die sich in Leon verliebt; am eigentümlichsten erscheint Galomir, ein kaum der Sprache fähiger, dummer, aber tapferer Kavalier, den die Wiener für eine Karikatur ihrer heimischen Aristokraten hielten. Man nannte diese Figur eine Schrulle, mag sein, aber sie entbehrt nicht tieferer dichterischer Intentionen und giebt der Handlung einen eigenartigen Charakter. Die Mischung von Heiden- und Christentum in dem Stücke mag ebenfalls dem Publikum unbehaglich gewesen sein, auch den Leser stört sie und läßt ihn die Grundidee nicht immer im Gedächtnis behalten.

„Ein treuer Diener seines Herrn" bedeutet nicht nur eine Katastrophe im Leben des Dichters, sondern bildet auch den Abschluß seiner dramatischen Thätigkeit. Seine letzten Dramen sind nur mehr Arbeiten eines technisch geschulten Verstandesmenschen; nur wenige mächtig entworfene und leidenschaftlich ausgeführte Scenen verraten den größten österreichischen Dramatiker. Man kann an „Weh dem, der lügt" noch so viel aussetzen, es bleibt immer eine lebensfrischere Leistung als „Libussa". Der erste Akt derselben wirkt besonders durch seinen geheimnisreichen Hintergrund, sein farbenvolles Kolorit, das in gewissem Sinne mit einigen Scenen aus dem zweiten Teil des „Goldenen Vließes" Ähnlichkeit besitzt. Die übrigen Akte aber sind eine Zauber- und Rätselkomödie ohne Herz, Gemüt und Seele, bald auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit sich befindend, bald in den Wolken mystischer Vorgänge und dem Dunst philosophischer Gespräche verschwindend. Die Diktion ist schwerfällig, verworren und gefällt sich in Tüfteleien und Deuteleien, die schließlich langweilig werden. Libussa und Primislaus spielen mit ihrer Liebe förmlich Versteckens, sie duckt sich hinter Rätselsprüchen, er verschanzt sich hinter seinem Mannesstolz und Unabhängigkeitssinn. So blutlos ist das ganze Stück, daß man selbst von den weisheitstiefsten Sentenzen, die man zu Dutzenden trifft und die für sich allein sehr wirken würden, mit Vergnügen Abschied nimmt.

Höher steht „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg"; hier begegnet man wenigstens Menschen von Fleisch und Blut, allerdings darf sich dieses Stück in keiner Weise mit „König Ottokar" messen. Grillparzer hat mit großem Geschick die wirren, unsympathischen historischen Ereignisse zu einem Gesamtbild von einigermaßen erträglicher Wirkung vereinigt. Rudolf II., den unglücklichen, tiefsinnigen, teilweise verrückten Herrscher, hat er meisterhaft gezeichnet, er mag wohl selbst einige Züge seines eigenen Wesens dem Kaiser geliehen haben; auch der mit Otto von Meran in geschlechtlicher Ausartung übereinstimmende Don Cäsar, ein natürlicher Sohn des Kaisers, ist eine gelungene Gestalt. Von einigen Scenen abgesehen, läßt das Stück kalt, den ohnehin etwas entlegenen Stoff hat uns Grillparzer nicht menschlich näher gerückt; wir glauben die äußerst geschickte Tragödie eines Professors der Geschichte vor uns zu haben. Viele bewundern dieses Stück und reihen es den wertvollsten Erzeugnissen Grillparzers an; ich verkenne gewiß nicht die Vorzüge desselben, aber vor allem verlange ich von einem Kunstwerk, daß es mich erwärmt und hinreißt; nur Rudolf II. hat Momente, die im Herzen des Lesers eine Wirkung aufblitzen lassen, alles übrige an diesem „Bruderzwist" störte mein seelisches Gleichgewicht gar nicht. Da hat mir die „Jüdin von Toledo" ungleich mehr imponiert. Ein König faßt eine leidenschaftliche Liebe zu einem niedrig

geborenen jungen Mädchen und vergißt im Banne dieser Leidenschaft das Wohl des Landes und die eheliche Treue. Grillparzer hat diesen Konflikt sehr wirkungsvoll dargestellt, und es ist nur schade, daß das fremdländische Gepräge der Scenerie unsere Teilnahme nicht in jenem Maße aufkommen läßt, als es das tragische Problem verdient. Alphons der Edle, König von Castilien, lernt ein kapriciös-naives, ein zugleich raffiniert-gescheites Judenmädchen kennen, das ihm vollends den Kopf verdreht. Seine Gemahlin, eine englische Prinzessin, fühlt sich durch diese Verirrung zu Tode verletzt, auch der steife Hof nimmt Anstoß an diesem romantischen Abenteuer; der König, statt sich von Rahel zurückzuziehen, wird durch diese Verdrießlichkeiten immer öfter in die Arme seiner Geliebten getrieben, schließlich findet großer Staatsrat statt und das Mädchen, die Verführerin des Königs, die auch das Land in große Gefahr bringt, wird getötet. Als der König von der Gewaltthat hört, gerät er in die unheimlichste Wut, er beschließt, furchtbare Rache zu nehmen, und um sein Rachegefühl zur wilden Flamme auflodern zu lassen, begiebt er sich ans Lager der toten Geliebten, ihr süßes Antlitz soll ihm jede barmherzige Regung zu gunsten der Mörder ersticken. Da geschieht etwas Wunderbares: er sieht plötzlich böse Züge um Wange, Kinn und Mund, die er zu ihren Lebzeiten nicht bemerkte, Stück für Stück fällt die Leidenschaft von ihm ab und er erkennt, daß er von einem bösen Dämon besessen war, daß nur eine tolle Herzensraserei seine Liebe gewesen. ... Diese psychologische Wendung ist in ihrer befremdenden Herbheit und Unschönheit von furchtbarer realistischer Wahrheit, wie man sie bei Grillparzer selten findet. Man hat bei dem ganzen Stück das Gefühl, als sähe man nur gemalte Flammen, während an dieser Stelle wirkliche Gluten hervorbrechen. „Die Jüdin von Toledo" ist keines der schönsten und bedeutendsten, aber eines der eigenartigsten Stücke unseres Dichters. Indessen glaube ich kaum, daß es jemals eine besonders tiefe Wirkung ausüben wird trotz der ausgezeichneten Charakteristik der Heldin, denn es ist mehr der Ausfluß klügelnder, aber feiner Berechnung, als jener lodernden Begeisterung, in welcher Grillparzer die ergreifendsten seiner Tragödien niederschrieb.

* *
*

Grillparzers zahlreiche lyrische Gedichte bilden in ihrer Gesamtheit die lebendigste, getreueste Biographie des Menschen und Dichters; er ist stets Lyriker im Goetheschen Sinne, alle seine Gedichte lassen sich auf Ereignisse oder Stimmungen in seinem Leben zurückführen; er erscheint uns aus seinen Gedichten wie ein Mann, der zu sich laut, in Versen, spricht. Eine verhaltene echte Leidenschaft glüht in ihnen, die sich in einer eigensinnig spröden Sprache Luft macht, in epigrammatisch kurzen und scharfen Strophen zu explodieren scheint. Prosaisch eckige, dürre Wendungen kommen beinahe in jedem Poem vor, und nur selten erklingt jene holde, süße Innigkeit, die des Lyrikers leuchtende Zierde ist. Erborgte Stimmungen kennt er nicht, auch keine Kunstgebilde führt er uns vor: Erzählungen, Balladen, Romanzen, alle jene Gattungen, in denen der Lyriker seines Herzens Lust und Leid auf andere Gestalten überträgt, schließt seine herbe Lyrik aus. Dafür aber schildert er uns seine Erlebnisse offen, wahr, oft mit furchtbarer Aufrichtigkeit. Namentlich die Phasen aus seinem Liebesleben sind die schönsten Kapitel dieses großen poetischen Tagebuches. In Hülle und Fülle findet man poetische Leitartikel, gut gemeint, aber ledern und trocken, patriotische Gedichte, von denen sich manche zu höchstem dichterischem Schwung erheben, die Strophen an die Habsburger sind von entzückender Schönheit; alle Gebiete der Kunst und des Wissens, mit denen er sich beschäftigt, sowie deren Vertreter behandelt er. Musik, Poesie, Schauspieler, Sänger, Schriftsteller männlichen und weiblichen Geschlechts, Naturforscher, Litterarhistoriker, Politiker u. s. w.

Grillparzer ist geradezu einer der ersten deutschen Epigrammatiker, der sich leider von seinen Launen und Vorurteilen oft nur zu sehr hinreißen ließ. Seine scharfen, beißenden Bemerkungen über Zeitgenossen sind harter und absprechender Natur, die um so ungerechter erscheinen, als viele der Bekrittelten, wie Lenau, Tieck, Heine u. s. w., es mit ihm an Talent und Verdienst wohl aufnehmen konnten. Indessen wird die ungünstige Wirkung durch zahlreiche andere äußerst richtige und treffende Aussprüche wieder aufgehoben.

Zahlreiche seiner Epigramme haben eingeschlagen und trafen mit furchtbarer Gewalt ihr Ziel; diese vergifteten kleinen Wurfgeschosse bildeten seine Waffe, mit der er sich für alle ihm zugefügten Beleidigungen und Verdächtigungen rächte. Aus den rein lyrischen Bekenntnissen möchte ich noch folgende als besonders charakteristisch für Grillparzers Denken und Fühlen hervorheben: „Trennung", „Jugenderinnerungen im Grünen", ein etwas langes, aber ergreifendes Gedicht, „Weihnachten", in dem sich eine verlassene und doch selbstbewußt-trotzige Stimmung sehr gut ausspricht.

Von großer Gedankentiefe sind die politischen und patriotischen Gedichte „Vision" und „Napoleon", seine glühende Liebe zu Wien bezeugen die Strophen „Abschied von Wien". Es wären noch sehr viele Gedichte zu nennen, die sowohl rein künstlerisch als biographisch von besonderem Interesse sind. Man darf sich aber nicht unter dem Lyriker Grillparzer eine Erscheinung denken wie Lenau oder Lingg. Grillparzer war kein Lyriker von wirklichem künstlerischem Gepräge, seine Lyrik ist eine Beichte, ein Tagebuch, ein Selbstbekenntnis in metrischer Form, und nur so aufgefaßt kann man derselben kritisch gerecht werden.

Über seine zahlreichen Schriften in Prosa wollen wir uns sehr kurz fassen. Wir besitzen von ihm zwei Novellen, Tagebücher über seine deutsche, griechische, italienische, französisch-englische Reise, eine bis zum Jahre 1836 gehende Autobiographie, kleinere autobiographische Aufsätze, eine Reihe satirischer Skizzen, philosophische, historische, politische, ästhetische Artikel, ferner Studien zur spanischen, griechischen, italienischen, französischen, englischen und deutschen Litteratur. Alle diese Arbeiten bilden ein Pendant zu den lyrischen Gedichten und ergänzen nur die Züge des Schriftstellers und Menschen. Seine dichterische Persönlichkeit erfährt mit Ausnahme einer Novelle durch die Prosaschriften keine Erweiterung. Künstlerisch am höchsten stehen zwei Arbeiten: die „Autobiographie" und „Der arme Spielmann". Die erstere nimmt sogar in der Memoirenlitteratur der Deutschen einen gewissen Rang ein; wenn auch an Wert durchaus nicht Goethes „Wahrheit und Dichtung" ebenbürtig, ist es doch infolge der meisterhaften Darstellung und der zahlreichen kulturhistorischen Streiflichter eine sehr interessante Lektüre, die zum näheren Verständnis des Dichters unumgänglich notwendig ist. Von den weiteren autobiographischen Aufsätzen sind die „Erinnerungen an Beethoven" und die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" sowie „ein Erlebnis" bemerkenswert. Die beiden letzten Artikel zeigen Grillparzer von keiner allzu sympathischen Seite. Die Reisetagebücher tragen alle den Stempel des Primitiven, Momentanen, wodurch ein litterarischer Wert zurück-, aber der subjektive Reiz hervortritt. Ein fein empfindender, vielwissender Mann hat diese Tagebücher geschrieben, dem Krankheit, gallige Laune jeglichen Lebensgenuß verbittert. Eine grelle, schablonenhafte Arbeit ist das „Kloster von Sendomir", eine Dutzendgeschichte, die nur zufällig den Autornamen Grillparzer zu tragen scheint, während die bereits erwähnte Novelle „Der arme Spielmann" zu den lieblichsten und ergreifendsten Dichtungen unseres Poeten gehört. Die sonnigen, farbigen Goldlichter des Wiener Naturells blitzen hier auf, das bunte Leben im Prater erscheint vor uns in herrlichster Schilderung, seiner Liebe zu Wien und zur Musik hat

hier der Dichter den fesselndsten und gemütstiefsten Ausdruck verliehen. Viele Züge aus seiner Jugendzeit sind in die Geschichte verwoben, und der alte Spielmann hat eigentlich nur die Jugend Grillparzers erlebt und erduldet. Wohl nur in wenigen seiner Schriften erscheint uns Grillparzer so sympathisch und liebenswürdig als in dieser kleinen wehmütig stimmenden Geschichte. Für die Wiener Lokallitteratur besitzt der „Spielmann" einen nicht genug zu betonenden Wert: alles, was die moderne Ästhetik von einer Erzählung fordert, Erdgeruch, Lokalfarbe, specielle Stimmung und Menschen, die aus ihrer Umgebung und ihren Verhältnissen sich natürlich und folgerichtig entwickeln, ist hier vereinigt, und als sogenannte Wiener Novelle steht „Der arme Spielmann" selbst bis heute noch unerreicht da. Hätte Grillparzer seinen Schmerz, seine Laune, seine Verbitterung lieber in novellistischen Arbeiten melodisch und versöhnlich austönen lassen, statt sich in so manchen langatmigen Gedichten und rohen Epigrammen zu entladen, es wäre viel besser für ihn und für die österreichische Litteratur von unberechenbarem Nutzen gewesen. Die litterarischen Studien wiederspiegeln alle den Geist und die Belesenheit des Dichters; verhältnismäßig am objektivsten schreibt er über ausländische Litteratur, das deutsche Schrifttum kommt bei ihm gewöhnlich schlecht weg. Sehr fein sind seine Bemerkungen über Schiller und Goethe, wie die Aphorismen in Prosa einen milderen Charakter tragen als die Epigramme. Wohlthuend berührt es, daß Grillparzer auch gegen seine eigenen Werke sehr streng verfährt, wenn er sich auch mit der größten Achtung behandelt und direkt hinter Goethe und Schiller stellt. In den politischen und historischen Schriften behandelt er die Jahrhunderte der Kreuzzüge, die Theorie vom Staate, die Censur, viele Persönlichkeiten wie Napoleon I., Robespierre, Cromwell, Luther u. s. w. in mehr oder weniger aphoristischer Weise. Dem Fürsten Metternich widmet er eine nicht ungünstige Studie. Außerdem finden sich allerlei ästhetische Bemerkungen zur Musik, Malerei, Quellenstudien zu dramatischen Plänen historischen Inhalts, übermütige satirisch-litterarische Skizzen u. s. w.

Wenn wir noch einmal das Leben und Wirken dieses eigenartigen Mannes und hochbegabten Dichters überblicken, so können wir ihm unsere wärmste Teilnahme trotz seiner Fehler und Schrullen, unsere große Bewunderung trotz seiner künstlerischen Mängel nicht versagen. Franz Grillparzer nimmt in der bleibenden deutschen Litteratur im weiteren Sinne einen ehrenvollen Rang, in der österreichischen Litteratur im engeren Sinne einen ersten Platz ein. Er steht hinter Goethe und Schiller in der Gesellschaft Hebbels, Kleists, Grabbes; unter den drei letzteren trägt er vielleicht am meisten den Charakter des Klassischen. Von den lebenden deutschen Dramatikern kann man nur Wildenbruch und Anzengruber mit ihm vergleichen. „Die Ahnfrau", „Sappho", „Medea", „König Ottokar", „Hero und Leander" sind strahlende Leistungen eines dichterischen Genius, sie allein würden hinreichen, den Namen Grillparzers in der deutschen Nation unsterblich zu machen, abgesehen von seinen übrigen tüchtigen Werken. Gegenwärtig bereiten sich auf allen Gebieten des Lebens epochemachende Umwälzungen vor; vieles, was uns bis jetzt groß und nachahmenswert erschienen, wird vielleicht schon die nächste Generation als unbedeutend und veraltet verwerfen, die Verdienste so mancher Männer, denen wir bis jetzt begeistert und dankerfüllt Denkmale errichteten, wird es in den Staub ziehen und vergessen — aber zu den wenigen, denen das neue Geschlecht Verehrung und Anerkennung bewahren wird, gehört auch Franz Grillparzer.



Zur Sprachreinigung.

Fragment d. a. 1886 aus dem Nachlaß

von

Friedrich Theodor Vischer.

Der Kampf gegen das deutsche Laster der Fremdwörterei ist im Zug. Es müßte auch wunderbar zugehen, wenn wir nicht, nachdem Deutschland ein mächtiges Reich geworden, uns fragten, ob es der Nation würdig sei, mit der alten Hanswurstjacke angethan den hohen Ehrensitz unter den Völkern einzunehmen. Eine beträchtliche Litteratur über und gegen den Unfug hat sich neuerdings angesammelt, verdienstvoll sind Behörden vorgegangen, ohne deren Eingriff wir im Säuberungswerke wenig Boden gewinnen würden, vor allen, wie man weiß, das Oberpostamt; auf Anregung Herman Riegels in Braunschweig hat sich „Der allgemeine Sprachverein" gegründet, um mit verbundenen Kräften von innen, aus der Mitte der Bildungskreise heraus, die möglichen Heilungswege einzuschlagen.

Erkannt hat man auch, daß in früheren Zeiten die Arbeit mehr als einmal falsch angegriffen worden ist. Wir wollen uns hier nicht mit den Versuchen des siebzehnten Jahrhunderts, den Sprachgesellschaften (Philipp v. Zesen und anderen), nicht mit denen des achtzehnten, dem guten J. H. Campe befassen, nicht mit dem teutonischen Eifer, der in unserem Jahrhundert an der Begeisterung der Befreiungskriege sich entfachte. Es war alles höchst wohlgemeint, aber wenig geschmackvoll und, was die Hauptsache, das Messer schnitt zu tief; man unterschied zu wenig, man fuhr zu rücksichtslos darein. So machte man sich unsere Klassiker, Goethe und Schiller, zu Gegnern, namentlich den ersteren. Wer sich gern genauer unterrichtet, lese das Schriftchen: „Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethelitteratur von Ludwig Hirzel." Er wird finden, wie sich Goethe des schweizerischen Bundesgenossen in der Abneigung gegen den Purismus erfreut. Freilich mit gewissem Rechte nur, sofern man den damaligen Purismus im Auge hat, und auch das nur mit gewissem Recht. Man weiß, daß unsere beiden großen Dichter weltbürgerlich gesinnt und gestimmt waren in einem

Grade, dem wir unsere Zustimmung versagen müssen. Sie sind darin eben Kinder ihres Jahrhunderts, das rüstige Selbstachtung eines Volkes als Nationalstolz abzuurteilen liebte. Es ist doch arg, wie es von unnötigen Fremdwörtern in ihrer Prosa wimmelt. Die Teutoniker schüttelten freilich das Kind mit dem Bad aus, aber daß es zu waschen sei, darin hatten sie doch nicht unrecht, und dies Unrecht verführte wieder die Kosmopoliten ihrerseits zu dem Unrecht, das Waschbedürfnis kurzweg zu bestreiten.

Wir wollen einmal gegen allen Kriegsbrauch handeln, wollen es auf den Schein wagen, als machten wir den Verteidiger des Mißbrauchs, den wir bekämpfen wollen. Es wird wohl nichts schaden, eher nützen. Giebt man dem Gegner so weit recht, als er es hat, so kann er sich nicht beklagen, wenn man ihn darauf scharf an seinem Unrecht packt, ja es gelingt vielleicht, ihn zu überzeugen.

Beginnen wir mit dem einfachsten. Das Deutsche ist hart. Die Härte besteht in der Häufung von Mitlautern, wie sie sich im Verlaufe der Zeit durch die wachsende Ausstoßung von Selbstlautern eingestellt hat; dazu kommt die Aspiration des K, P und T. Die Härte ist zugleich Bemühung der Mundwerkzeuge. Die romanischen Sprachen sind ungleich weicher, sprechen sich also leichter. Im Französischen geht das Weiche bis zum Glitschigen; die Silben rutschen, gleiten wie geschmolzener Zucker aus dem Mund, man denke nur an das aus ed (credo), aus esc (cresco), aus ox (vox) und noch aus so manchen anderen Silben entstandene oi, an die Entkörperung des l zum l mouillé, an die Verwaschung von ong, en, ent, ant zu einem bloßen Vokal mit Nasenlaut. Ein deutscher Schweizeroffizier, der viel mit französischen Landsleuten vom Generalstab zu verkehren hatte, versicherte mich, daß zwei Stunden Deutsch ihn ungleich mundmüder machen als zwei Stunden Französisch. Zwar hat das Französische noch mehr u (ü) und œu (ö) als das Deutsche, und diese Laute sind bemühend für die Lippen, weil sie sich zu rundlicher Öffnung bequemen müssen; Alfieri, der in der Jugend nur Piemontesisch (halb französische Mundart des Italienischen) und Französisch gesprochen hatte und das rein Italienische („Toskanische") wie eine fremde Sprache lernen mußte, ward zu einem bitteren Hasser des Französischen und spottet namentlich über diese Laute: man müsse, sagt er, jedesmal den Mund runden, als bliese man eine Suppe. Allein diese Anstrengung wird hier dadurch erleichtert, daß auf diese Laute meist weiche Konsonanten folgen: ul (ül) ist leichter zu sprechen als ück (in Glück) u. s. w. Die leichtere Sprechbarkeit kommt vor allem in Betracht, wenn es Eile hat. Man sagt schneller und leichter pardon als: entschuldigen Sie, oder auch nur: Entschuldigung, verzeihen Sie, oder auch nur: Verzeihung. Oha wäre freilich noch kürzer, ist aber doch zu wenig. Warum ist adieu schon im Mittelalter aufgekommen und in ade verwandelt selbst ins Volk gedrungen — warum? Gewiß, weil es sich leichter spricht als Behüt Gott mit seiner Mehrzahl von Selbstlautern; „lebewohl" wäre ebenfalls weich, aber dies geht nur, wo man duzt, „leben Sie wohl" ist zu lang. Retour(billet) rutscht an der Bahnhofskasse glätter aus dem Mund als: Rückfahrt(billet), ja als selbst nur: Rückbillet. Es handelt sich aber nicht bloß um Augenblicke der Eile; die Lautglätte ist verführerisch auch wo man Zeit hätte für das härtere deutsche Wort. Für süße Leckerei wird das französische Bonbon kaum zu verdrängen sein; wir hätten das ganz passende Wort — schon indem ich es schreiben will, hemmt mich eine Schwierigkeit: Gutchen oder Gutlein? Ich weiß nicht einmal, ob irgendwo die Form Gutchen nur gekannt ist; das Unglück hat ja gewollt, daß statt des weicheren lin, lein, le das härtere chen, gebildet aus dem niederdeutschen ke, als Verkleinerungsendung sich festsetzte, als das Neuhochdeutsche entstand; das schwäbische Volk sagt Gutle (Mehrzahl Gutle, mit dumpfem e), das ist in der

Reinsprache nicht gültig, Gutlein klingt zu bedentend, weil wir das, übrigens verstoßene, lein zwar doch noch zu Hilfe rufen, wo durch das chen eine unleidliche Härte entstände wie in Bächchen, diese Endung aber doch fast nur in der Poesie gewagt wird. Und diese Verlegenheit führt dann zu der Auskunft Bonbon, Bonbons. — Wollte man sehr nachsichtig sein, so könnte man sagen: Logis, vis-a-vis, Couvert, gratulieren, kondolieren, jaloux gleitet leichter aus dem Mund als: Wohnung, gegenüber, Umschlag, glückwünschen, Beileid bezeigen, eifersüchtig; aber das führte wahrlich zu weit, da stieße man lieber gleich die ganze deutsche Sprache um.

Nicht zu nachsichtig also, aber doch läßlich! Dies führt zu einem anderen Punkt, zu einer allgemeineren Erwägung. Es handelt sich noch um anderes als um entschuldbare Härtevermeidung. Man soll nicht den Pedanten — halt! Fremdwort! wie übersetzen? Enggeist? Kleingeist? Klauber? Schulfuchs? Halten wir es mit Goethe, sonst kommen wir nicht weiter:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern;
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht!

also: man soll nicht den Pedanten machen. Es gilt auch in diesem Gebiete: Freiheit! Lebenlassen! Sprache ist ein freies Wesen, soll und will nicht in Angst vor Polizeidienern leben. Einer Sprache ist es nicht angst, sich zu verlieren. Ist sie reich — und die deutsche ist es doch unbestritten — sie achtet ihren Reichtum nicht für Raub. Sie nimmt mit ruhigem Gewissen aus fremden Sprachen, was ihr dient. Leiht sie doch anderen Sprachen reichlich aus ihrem Schatz, neidlos; soll sie nicht auch Anlehen bei ihnen machen dürfen? Bezahlen sich davon nicht die Schulden von selbst? Soll sie sich sperren gegen Verkehr und Wechseltausch mit den Bildungsvölkern fremder Sprache? Könnte sie, wenn sie es wollte? Hat sie nicht aus den frühesten Zeiten Fremdlinge zu Tausenden in ihrer Behausung, die nur der Gelehrte als solche erkennt? Ist Kirche, Predigt, Pfarrer, Priester, Bischof, Engel, Teufel, Pforte, Kelch, Spiegel, Pfund, Vogt, Meister, Pferd, Felleisen, Form, Regel, Linie, Person, Natur deutsch? Man nennt, wie dem Leser bekannt sein wird, diese längst eingebürgerten Lehnwörter im Unterschied von Fremdwörtern, die in neueren Zeiten herbeigeholt, in ihrer weniger oder gar nicht umgestempelten Form als solche sich verraten. Wir kommen auf diesen Unterschied zurück. Hier vorerst wäre zu sagen: Wenn der Umgang und gegenseitige Einfluß der Völker uns Scharen von Lehnwörtern gebracht hat, warum nicht auch etliche Hundert Fremdwörter? Von diesem Sehpunkt aus hat ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung gegen den Übereifer der Reinigungsschwärmer Einsprache eingelegt; er kam im Beiblatt Nr. 346, 349, 351 und ist sehr lesenswert, man erkennt Bacmeisters Feder, des Mannes, den wir so früh verlieren mußten, der — was nicht viele Deutsche können — schreiben konnte und dessen Stil persönliches Leben hatte.

Also freie Bewegung! Läßlichkeit! Dies vor allem nehmen wir in Anspruch und stellen daher den Satz voran: Es muß uns unbenommen sein, nach einem Fremdwort zu greifen selbst ohne eigentliche Not — von unentbehrlichen, weil unübersetzbaren Fremdwörtern soll nachher die Rede sein — ein kleines Darlehen bei einer anderen Sprache zu machen zu dem bloßen Zweck, Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden. Der Deutsche bringt nicht gern dasselbe Wort in einem Satze zweimal oder im nächsten sogleich wieder; dies ist keine üble Abneigung; der Franzose nimmt es, soviel ich beobachtet zu haben glaube, hierin leichter. Es wird also keine Sünde sein, wenn er hier aus kaum anderem Grund, als dem genannten, ab und zu wechselt zwischen: Augenblick und Moment, entschlossen und resolut, geschehen oder zustoßen und passieren, Thatkraft und Energie, entsagen oder verzichten und resignieren, ausnehmend oder ungemein und enorm, ehrlos oder schmählich und infam,

gewöhnlich und ordinär, Achtung, achtbar und Respekt, respektabel, folgerichtig und konsequent, abgeschmackt und absurd, niederlegen und deponieren. Schon hier, wo nur überhaupt von Läßlichkeit die Rede ist, kommt nun aber doch schon etwas Bestimmteres in Betracht. Das Fremdwort giebt häufig dem Begriff, der ausgedrückt werden soll, eine — halt! ich will eben schreiben: eine gewisse Nuance — wie das übersetzen? Schattierung? ist nur in der ersten Silbe deutsch! sagen wir etwa: Abschattung? Sinnfärbung? — in Gottes Namen also: eine besondere Sinnfärbung, die in einem gegebenen Zusammenhang erwünscht sein kann. Zum Beispiel eine halbkomische, heitere, etwa auch verächtliche; kapabel, Courage sagt man gern halblächelnd für fähig, für Mut, kurios klingt schnurriger als sonderbar, passabel sagt man mit einem gewissen Achselzucken, wo annehmbar, mittelmäßig oder das etwa zu wagende Wort: durchlaßbar nicht recht zutreffen will. Compagnie für Gesellschaft kann in lustiger Laune auch geringschätzig, ja verwerfend gesagt werden; stupid ist stärker als dumm, sublim ist etwas schwächer als erhaben, kann aber ebenfalls mit Scherzton für dies ernstere deutsche Wort gesetzt werden. Wir sind, wie gesagt, noch nicht an unentbehrlichen Fremdwörtern, nähern uns aber bereits diesem Gebiete, wenn wir nun auf diesen Nebensinn weiter eingehen. Manches Fremdwort scheint ganz übersetzbar, aber es bleibt ein unübersetzter — Rest (Fremdwort!). Das deutsche Wort ehrbar hat mit der Zeit einen Beischmack trocken philisterhafter Art angenommen, honett tritt dafür gern auf die Lippen, wenn man an mit weltmännischer Bildung verbundene Ehrlichkeit denkt; Respekt, respektabel mag man gelegentlich gern für Achtung und achtbar, achtungswert setzen, wo die deutschen Wörter ein Mehr an Würde auszudrücken scheinen, das man dem Bezeichneten nicht gerade zumessen will; nobel und edel ist nicht ganz dasselbe, jenes weist auf die Gesellschaft, wie deren Vorstellungen durch Begriffe des Adels als Standes gefärbt sind, es ist etwas Specifisches (— Fremdwort!) darin, was nahe legt, daß der nobel Handelnde nicht immer auch edel handeln wird; edel ist mehr, trägt mehr sittliches Gewicht in sich, man kann sich dies ungefähr, durch ein Beispiel beleuchtend, mit dem Satz klar machen: nobel ist, wer gern schenkt, edel, wer gern verzeiht, — kurz: edel ist höher, ernster, idealer — ein Zug, welcher sehr zu gunsten der deutschen Sprache und ihres Geistes spricht; wir werden mehr solcher Züge finden. Generös ist ein Wort, das sich nicht recht übersetzen lassen will; freigebig paßt in wenigen Fällen dafür, wir müßten etwa das Wort unkarg wagen. Das Wort solid hat sittliche und körperliche Bedeutung (Gegensatz gegen hohl); in letzterer mag es durch gediegen übersetzt werden; in ersterer enthält dies deutsche Wort ein Mehr von Lob; tadelfrei, vorwurfslos, gesittet — alles will nicht recht passen. Perfid läßt sich nicht mit falsch wiedergeben; warum nicht? Darüber höre man die von Lothario verlassene Aurelie in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Ist ordinär, wenn es einen Charakter oder eine Handlung trifft, mit: gewöhnlich ganz übersetzt? Jedenfalls ist unbequem, daß das deutsche Wort im Deutschen häufiger als das französische, auch ohne alle Tadelbeziehung einfach den Gegensatz des Ausnahmsweisen, das in der Zeit Wiederkehrende bezeichnet. — Für elegant wäre zierlich ganz genügend, wenn sich nicht gegen die ursprüngliche Bedeutung des Wortes der Begriff klein daran geknüpft hätte; es wird jetzt nur von Erscheinungen gebraucht, die klein beisammen und doch schmuck sind, so daß es mit nett und niedlich eng verwandt ist. Imponieren ist ohne Umschreibung nicht wiederzugeben, etwa: einen Eindruck von Überlegenheit machen oder ähnlich. Fatal: es verbindet zwei Bedeutungen: die des Unglücklichen und die des Verhängnisvollen, jedoch beide Bedeutungen in verkleinertem Sinne, so daß es ungefähr besagt: peinlich, als ob es ein Kobold be-

reitet hätte; man wird diese Abminderung des Fatumbegriffs im Lateinischen spüren, wenn man die Worte der Lady Macbeth zu übersetzen versucht: the raven himself is hoarse, that croaks the fatal entrance of Duncan under my battlements (Akt 1, Auftritt 5); man muß sagen: verhängnisvoll oder schicksalsvoll, gerät aber in Schwierigkeit durch die vermehrte Silbenzahl; gewiß ist, daß nicht mit fatal übersetzt werden darf. — Höchst unbequem ist, daß sich für Lektüre kein Ersatz finden lassen will; Lesung geht ja nur in wenigen Fällen; der Infinitiv: das Lesen paßt ebenfalls selten und fügt sich überdies noch seltener in die Satzbildung.

Hiermit ist der Übergang zum stärksten aller Gründe gegen starre Schulmeisterei bereits gemacht. Wir haben eine Menge von Fremdwörtern, die sich schlechthin nicht übersetzen lassen. Wir müßten sie, sollten sie verboten sein, ohne Ersatz wegwerfen und dadurch unerträgliche Lücken in die Bezeichnungsfähigkeit der Sprache reißen. Zwar es ist Einwand möglich gegen diesen Satz; Übersetzung wäre am Ende wohl möglich, es ist im Grunde nichts unübersetzbar oder wenigstens nichts nicht ersetzbar; aber darauf ist zu antworten, daß die Schwierigkeit, Mühsamkeit, Umständlichkeit nahezu so starke Hindernisse sind wie Unmöglichkeit. Es knüpft sich in einer Sprache ein Begriff an ein Wort — nicht mit Notwendigkeit, das Wort drückt diesen Begriff nicht eigentlich aus, aber die Verknüpfung tritt eben ein, wird Gewöhnung, und die Gewöhnung bewirkt den Schein, als gehörten dies Wort und dieser Begriff unzertrennbar zusammen. So findet, so überkommt eine andere Nation das Wort und nimmt es um so lieber auf, wenn sie den Begriff selbst, um den es sich handelt, vorher nicht oder nicht in der Bestimmtheit erzeugt hat wie jene Nation, die ihn, an ein Wort geknüpft, herüberreicht. Blasiert drückt an sich den Begriff oder die Mehrheit an Begriffen nicht aus, die an das Wort geknüpft sind. Es heißt einfach: verdorben; aber darin erschöpft sich doch gewiß nicht, was wir bei dem Worte, deutlich oder undeutlich, denken: ein Mensch, der alle Reize des Lebens durchgenossen hat, für den also nichts mehr neu und frisch ist, der aber sich damit weiß, auf jeden herablächelt, welcher noch reizfähigen Nerv in Leib und Seele hat. Die genußüberladene Weltstadt Paris hat die Sache erzeugt, die Vorstellung der Sache an das Wort geknüpft, und so haben wir es herübergeholt. Kokette, kokettieren: wieder ein Beispiel von wenig begründeter und doch festgewordener Verknüpfung zwischen Wort und Sinn. Es heißt ja eigentlich Hähnchen, das Hähnchen kokettiert nicht, es stolziert; da haben die Italiener ein viel besseres Wort: civetta. Heißt: Käuzchen und gemeint ist eine Art dieser Gattung, die abgerichtet wird, auf einer Stange ausgestellt durch — kokette (jetzt sieht man's, ich habe kein Wort, diese Bewegungen zu bezeichnen, als das französische, das ich soeben angreife!), also kokette Bewegungen zu reizen, daß die Vögel darauf stoßen, wobei sie gefangen werden. Freilich hat Italien kein Zeitwort zum Hauptwort wie die Franzosen in ihrem coqueter. Und von diesen haben wir das Wort, weil die Sache bei ihnen, wie wir sie kennen, mehr vorhanden ist als irgendwo. Diese Nachsage ist nicht ganz so schlimm, als sie scheint. Es ist nämlich da eine eigentümliche Schwierigkeit. Koketterie, kokettieren bezeichnet keineswegs nur etwas Verwerfliches. Ein Weib darf seiner Reize sich bewußt sein, sie auch ein wenig spielen lassen, ohne darum den Namen Kokette im üblen Sinne zu verdienen. Was würde aus der Gesellschaft, welche Trockenheit wäre im Leben, wenn im Umgang der Geschlechter nicht das phosphorische Etwas spielte, nicht die elektrischen Funken knisterten, die Witze, die Anspielungen hin- und herschößen, die am Bewußtsein der geschlechtlichen Anziehung sich entzünden? Man darf ganz wohl die contradictio in adjecto (logischen Widerspruch im Beiwort) wagen: es giebt eine unschuldige Koketterie. Freilich müßte es eigentlich zwei Ausdrücke geben, einen,

der dies vorwurfsfreie Etwas, und einen, der das verwerfliche Spielenlassen, Wirkenlassen der Reize, das leichtfertig bedachte, zwischen Anziehung und Abstoßung wechselnde Spiel mit Herzen der Männer bezeichnete. Aber wer giebt uns ein solches Wort und wer übersetzt Kokette mit einem besseren? Wir selbst, wir Deutschen gewiß nicht; wir haben der Sache zu wenig — glücklicherweise im einen und unglücklicherweise im anderen Sinn des Wortes —, um das Wort zu schaffen, das heißt an irgend ein Wort den Sinn zu knüpfen. Buhlerin, buhlen ist ja viel zu stark; der feinere Sinn könnte sich daran geknüpft haben, aber er hat sich nicht daran geknüpft.

Reihen wir einen entfernt verwandten Ausdruck an: affektiert. „Gesucht" wäre fast wörtliche Übersetzung, genügt aber nicht; geziert, erkünstelt, gezwungen — will alles nicht ganz passen; es hat sich nun einmal an das lateinisch-französische Wort eine Bedeutung gehängt, die wir nur mit lästiger Umschreibung wiedergeben könnten. Affektiert ist, wer seinen Mienen, Gebärden, auch seiner Rede aus Eitelkeit, um dies oder das vorzustellen, eine Form giebt, die ihrem natürlichen Gehaben fremd ist. Wie viel Wörter, welch langer Satz!

Noch ein Wörtchen sei eingehender behandelt, ein Wörtchen, das eine Welt, eine Summe (— auch ein Fremdwort! —) von Bedeutungen enthält! Naiv stammt vom lateinischen nativus, angeboren — dieselbe Wurzel wie in Natur. Das Wort weist schweigend auf einen Gegensatz: er heißt Kultur oder Kunst, und man fühlt sogleich, es wolle etwas sagen von Zwang, den die Bildung der Natur im Menschen anthut, und von Durchbruch der Natur aus diesem Zwang. Der Zwang ist bis zu gewissen Punkten berechtigt, notwendig, denn alle Bildung wird der Natur abgerungen, aber auf wie vielen auch unberechtigt! Man denke hauptsächlich an die ganze Welt unserer Umgangssitte! Wie viel Verstellung, Heuchelei, wie viel Lüge, wie viel ärmlicher Schein neben so viel richtiger und löblicher Selbstbeherrschung! Vor allem wie viel Heuchelei selbstloser Menschenliebe und Hingebung! Es ergiebt sich nun ein Doppellicht. Bricht durch diese allgemeine Verdeckung unerwartet die Natur hervor, nicht die rohe freilich, sondern die unschuldige in ihrer Freiheit und Wahrheit, so ist der Eindruck ein zweiseitiger: sie erscheint im Unrecht, weil die Formwelt, der Zwang, die Scheinwelt der Sitte notwendig, eine Forderung der Kultur ist; sie erscheint im Recht, weil diese Scheinwelt viel weiter geht, als nötig, als gut ist. Nimmt man hinzu, daß wir inmitten dieses Scheinsystems die Natur nicht mehr erwarten, daß ihre Erscheinung also überrascht, so begreift sich, daß die Wirkung komisch ist, denn zum Komischen gehört neben der Grundbedingung, Wahrnehmung eines Widerspruchs, die Bedingung der Plötzlichkeit. Es sind vor allem die Kinder, die diesen Lachstoff liefern, es sind Mädchen, es können auch Männer und Frauen sein, sofern niemand dafür stehen kann, daß er in jedem Augenblick nach Regeln der künstlichen Formwelt sich beherrsche. Die Wirkung wird je nachdem eine stärker oder schwächer komische, in jedem richtigen Gemüt aber eine mit Rührung gemischte sein, und zwar eben wegen der Mischung von Recht und Unrecht in diesem Durchbruch der Natur. Sancta Simplicitas. Eine heillose, hassenswerte Menschenart sind jene dünkelhaften Verstandesköpfe, die von der Höhe ihrer Bewußtheit heruntersehen, als sagten sie: ihr guten Naiven da ringsumher! Die ironischen Eiszapfengesichter, die lauern, bis der andere naiv anlaufe, um ihm dann mit der Katzenpfote herüberzuwischen! Der Begriff des Naiven führt weiter und weiter. Alles Komische kann auf das Naive zurückgeführt werden, in der älteren Ästhetik hat man Komisch und Naiv wirklich geradezu gleichgesetzt. Dies ist aber von langer Hand, wir können hier nicht darauf eintreten, müssen also manchen Zweifel, der dem Leser aufsteigen wird, unbeantwortet lassen. Man wird z. B. fragen, ob denn

auch die bewußtlose Natur, die eigentliche Natur außerhalb des Menschen, wie sie menschliches Thun und Denken so oft komisch durchkreuzt, naiv zu nennen sei? Wir müssen es dem Leser überlassen, darüber nachzudenken, warum und in welchem Sinn dies bejaht werden kann.

Der Zusammenhang gebietet, zu einer höheren Bedeutung des Wortes überzugehen. Die Natur im Menschen kann als eine Kraft der edelsten Art die Rinde durchbrechen, die über des Lebens inneren Kern jederzeit sich herbreitet durch Denkschwäche und Denkträgheit, durch veraltetes Vorurteil, bequemes Verharren in land- und weltläufigen Vorstellungen, durch ängstliche Rücksicht, falsche Scham, Willenslahmheit und Phantasie-Armut. Da ist denn die durchbrechende Kraft entschieden im Recht, das Durchbrochene entschieden im Unrecht, die Plötzlichkeit im Durchbrechen kaum entfernt, nur sehr bedingt komisch, der Eindruck vielmehr vorwaltend Staunen, bei den Dummen, Halsstarrigen ist er Schrecken, Unwille, Zorn. Dies ist Naivetät im großen Stil, so naiv ist der große Geist, der große Mann, das Genie als Entdecker, Denker, Staatsmann, Dichter, Künstler. Das Genie wird geboren, ist Naturkraft, es kommt und holt aus dem Centrum, wo die anderen in den Peripherien verbleiben. Immerhin wird es nebenher, in untergeordneten Gebieten, auch naiv sein im obigen, kleineren Sinn des Wortes, wird im Umgang, in der Gesellschaft wie Kinder mit der Wahrheit herausrumpeln, wo man sie nicht erwartet.

Für diese Naivetät hohen Stils nun haben wir etwa die Worte ursprünglich, urwüchsig; allein es ist keine rechte Aushilfe. Ursprünglich wird zu oft in anderem, nachdrucklosem Sinn gebraucht, um hier guten Dienst zu thun; eher dient noch das Hauptwort Ursprünglichkeit. Das Wort urwüchsig hat eine gewisse poetisierende Kostbarkeit, ist zu unschlicht, um brauchbar zu sein. Der Italiener hat das sehr vortreffliche Wort ingenuo; er kann es auch für das Naive der ersten, kleineren Art gebrauchen, wenigstens dann, wenn fühlbar die schöne Unschuld, die rührende Einfalt darin vorschlägt; sicher dient es ihm für die andere, die hohe Art.

Das Wort naiv war es wohl wert, so lange dabei zu verweilen. So manche andere wären es, wenn auch weniger, wohl auch wert, aber der Leser erwartet hier keine umfassende Abhandlung, und es seien noch einige Ausdrücke nur mit einem Wink einfach mit dem Zusatz aufgeführt, daß sich jedenfalls nur schwer, ja gar nicht ein deutscher Ersatz dafür findet. Man versuche zu übersetzen: genieren, sich genieren (beengen, hemmen, sich scheuen? letzteres entschieden zu stark), frivol (leichtfertig zu schwach, ruchlos zu stark), konfisziert (im Particip, konfisziertes Gesicht — genügt verdächtig? übrige Zeitwortform bietet keine Schwierigkeit: gerichtlich einziehen), süffisant: selbstgenügsam, eingebildet, dünkelhaft — genügt das eine oder andere? Kompromittieren — genügt bloßstellen im moralischen, übereinkommen im politischen Sinn des Wortes? Kombinieren — genügt im psychologischen Sinn verknüpfen? Summieren: genügt häufen, zusammenlegen, zusammenzählen?

Für diese ganze Gesellschaft von Ausdrücken wiederholen wir nur unseren Satz: es ist nicht nötig, daß das Wort genau ausdrücke, was es bedeutet, wenn nur die Bedeutung sich gewohnheitsmäßig daran knüpft. Diese Verknüpfung vollzieht sich aber in der Weise eines nicht taghellen Naturvorgangs, in allmählicher Vermehrung des Nachahmens, das läßt sich, wenigstens durch den Willen machtloser einzelner nicht, oder sehr schwer, nur ausnahmsweise machen. Das zum Ersatz gewählte, in Vorschlag gebrachte Wort scheint sonderbar, unnatürlich. Man nehme an, wir hätten das Wort Bildhauer noch nicht, es würde erst in Vorschlag gebracht — was? das klingt ja wie Fleischhauer! wie plump! und haut denn der Plastiker, der plastische Bildner alles aus dem Stein heraus? ist nicht das Modellieren (Fremdwort!) die Hauptsache, ja bei der Bestimmung für Erzguß alles? — Ich erinnere

mich der Zeit, da Fräulein für Demoiselle, Mamsell aufkam; es war im Anfang der zwanziger Jahre; wir stritten lebhaft für und wider, es kam den meisten von uns jungen Leuten höchst sonderbar vor. Dennoch kam es glücklicherweise auf — wie? auf welchen Wegen? wer kann es wissen! Für Frauen blieb noch lang und ist jetzt noch nicht ganz abgekommen Madame.

Gelegentlich hier etwas über die Wortnot in Anrede und Benennung des weiblichen Geschlechts. Frau bedeutet im Neuhochdeutschen die Verheiratete, nur Dichter sagen: Frauen für Verheiratete und Unverheiratete, und dies nur in der Mehrzahl. Das Wort bedeutete aber früher etwas anderes, nämlich Herrin (frowe Herr — Fronleichnam, Frondienst; frowe die Herrin); so hieß die Adelige, und Jungfrau, Fräulein ihre Tochter. Nun könnte man das Wort Frau, wie wir bei Fräulein bereits gesehen, wieder in seine ursprüngliche Bedeutung einsetzen und aus Höflichkeit jede Verheiratete, ob adelig oder nicht, Frau nennen (ohne den Familiennamen nämlich, denn mit demselben thun wir es ja bereits, aber da ist es der Name des Mannes, den wir beisetzen, und so bezeichnet Frau nur die Verheiratete). Bei der Anrede wäre freilich die Einsilbigkeit unbequem; da ließe sich zwar helfen, wenn man das Fürwort meine beisetzte, etwa abgekürzt wie im Holländischen: mevrouw, — also wörtlich: meine Herrin, dasselbe was Madame (mea domina); allein das Wort Frau im Sinn von Verheiratete ist zu verjährt, eingerissen, es wird nicht möglich sein, es auf seine alte Bedeutung zurückzuzwingen. Warum aber nicht Herrin? Ich wüßte keinen triftigen Grund dagegen. Auch ließe es sich nicht nur als Anrede verwenden, sondern ginge ganz gut für das zäh festgehaltene: Damen; Herrinnen hätte ja nur eine Silbe mehr, ginge also leicht von den Lippen. Abgekommen ist, oder nur noch geringschätzig gebraucht wird: Frauenzimmer. Bekanntlich kommt es von der Einrichtung der alten Burg und des wohlhabenden Bürgerhauses, die den Frauen (im alten Sinn) ein gemeinschaftliches eigenes Gemach anwies; der Raum gab den Namen für seine Bewohnerinnen. Derselbe konnte nur kollektiv (Fremdwort!) angewendet werden, später und lang in die Gegenwart herein bezeichnete man trotzdem damit auch die einzelne.

Wir gelangen endlich an die geradezu unentbehrlichen Fremdwörter, zu denen, die, obwohl spätere, in fortgeschrittener Bildungszeit gemachte Anlehen, doch so wenig heimzahlbar sind als jene im Anfang erwähnten uralten Lehnwörter. Religion: man versuche es mit den etwa zwölf Verdeutschungen, welche sich darbieten, ob sie das Wort in jeder seiner Bedeutungen wiedergeben. Moral: ist häufig, nicht immer mit Sittenlehre, Sittlichkeit zu ersetzen. Familie: Haus geht dafür nur in seltenen Fällen. Pietät — kann man dafür jedesmal setzen: Kindesliebe, und müßte man nicht noch verlängernde Umschreibungen, z. B. und Ehrfurcht oder andere hinzufügen? Humanität: deckt sich damit das Wort Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe? Grazie — enthält es nicht zu dem deutschen: Anmut noch einen Zusatzbegriff, der nach der Seite der Form hinweist, oder umgekehrt, enthält nicht Anmut ein Mehr nach der Seite der Seele? Instinkt: ist Naturtrieb genügend? Affekt: will dafür in so manchem Fall passen Gemütsbewegung, Aufregung, Aufwallung? oder Leidenschaft? Diese unterscheiden wir ja vielmehr ausdrücklich von Affekt. Es sind eben überhaupt namentlich Unterscheidungen zwischen verwandten Begriffen, was zu Entlehnungen unvermeidlich führt; wir haben dies soeben bei Grazie und Anmut gesehen. Alterieren: eines der Wörter, die eigentlich nicht besagen, was sie bedeuten, denn es heißt eben verändern, aber man versuche es mit einer Reihe von Ausdrücken: sie klappen nicht. Interesse, interessieren: man prüfe die etwa annähernd sich darbietenden deutschen Ausdrücke, und man wird finden, daß keiner das Wort in der Mehrheit seiner Bedeutungen erschöpft. Sympathie, Antipathie: wollte man sagen An-

ziehung und Abstoßung, Mitgefühl und Gegengefühl, so würde man, auch wenn es anginge, doch in Verlegenheit geraten mit dem Adjektiv. Führen wir statt so manches anderen nur noch an: Talent und Genie. Für Talent kann das eine und andere Mal, gewiß nicht immer, Begabung, bildlich: anvertrautes Pfund dienen; wesentlich ist, daß wir beides, wo wir es zusammenstellen, im Sinn beschränkterer und voller Geistbegabung unterscheiden. Das zweite Wort ist ohne Frage eine Bereicherung. Wir haben so die Ausdrücke: Geist, Genie, dazu den rein lateinischen: Genius. Geist kann unter Umständen, nachdrücklich betont, für Genie stehen, doch denken wir dabei mehr eine gewisse in einzelnen Blitzen sich entladende Kraft, während uns Genie eine solche bedeutet, die mit innerer Gesetzmäßigkeit wie eine große Naturkraft schöpferisch wirkt; man wird dies bestätigt finden, wenn man die Adjektive setzt: geistreich und genial. Genius aber, das ist ein Wort, das im Deutschen einen anderen Hauch hat, einen idealen, seelisch hochgestimmten; es führt etwas von der Vorstellung eines Wesens aus himmlischer Region (könnte ich dafür Gegend setzen?) mit sich, das in einem Sterblichen eingeboren; ob Hölderlin ganz ein Genie sei, kann eine Frage sein, aber ein Genius ist er.

Es müßte nun in diesem Zusammenhang eigentlich noch von Wissenschaft, Litteratur, Kunst die Rede sein, von der unbestimmt weiten Sphäre der Ausdrucksmittel für alles, was näher oder ferner dahin einschlägt. Tieferes Eintreten würde zu weit führen und Beschränkung ist schwer: was thun? Stellen wir eben ein paar Sätze hin, die man sich in ihrer seichten Allgemeinheit mag gefallen lassen. Die Sphäre ist international (schon wieder ein Fremdwort, wie auch Sphäre!); schon dies gebeut dem Eifer gegen Fremdwörterei Vorsicht und Rücksicht. Ein anderer Satz: die Fremdwörter sind in diesem weiten Gebiete vorherrschend unmittelbar aus toten Sprachen geholt. Das bringt wesentlichen Vorteil. Das Wort der lebenden Sprache führt in seiner Bedeutung Seitenbeziehungen mit sich, schlägt Saiten unmittelbarer, nicht hergehöriger Gefühle mit an, welche der reinen Sachlichkeit, Gegenständlichkeit im Wege sind, oder sagen wir: es führt oft und leicht einen unzeitigen Lebensgeruch mit sich. Für komisch kann nicht lächerlich gesetzt werden; jenes Wort bezeichnet ohne Lob und Tadel ein Gebiet, bei diesem zuckt man die Achseln Kann man für ironisch sagen spöttisch, spöttlich, neckisch? Nein! Polemik, polemisch: kann man mit den Worten Streit, Gegnerschaft, gegnerisch Formen bilden, die genügen? Nein! Für aktiv und passiv ist keineswegs immer passend: thätig und leidend; es klingen auch hier störende Obertöne mit an. Für objektiv ist oft, nicht immer verwendbar: sächlich, gegenständlich, dagegen für subjektiv will sich nichts finden lassen; ich nenne von solchen Gegenständen noch: ideal und real, Autonomie und Heteronomie, und bitte den Leser, selbst zu versuchen, er wird ohne Umschreibung nicht fertig, und hiermit ist ein dritter Satz ausgesprochen: das Fremdwort aus fremden Sprachen versieht das wissenschaftliche, das Denkbedürfnis überhaupt mit der unentbehrlichen Kürze.

Aber das Privilegium kann freilich auch mißbraucht werden, wird mißbraucht, und zwar über alles erlaubte Maß. In der Philosophie hat Hegel doch höchst verdienstvoll gezeigt, daß man mit ungleich weniger Anlehen auskommen kann, als es scheint. Sein Beispiel hat wenig gewirkt. Unter den Naturwissenschaften ist es namentlich die Chemie, die im Schuldenmachen, beim Griechischen vorzüglich, kein Maß kennt. Die Mineralogie ist durch die Volkssprache des Bergmanns noch verhältnismäßig leidlich mit Deutsch versehen: z. B. Quarz, Lias, Gneis, Gries sind ja gesund einheimische Wörter.

Genug aber nun, übergenug vielleicht schon der Billigkeit. Die Gegner der Strenge in Sachen der deutschen Fremdwörterliebe können sich gewiß nicht be-

schweren, daß wir sie nicht angehört. So ist es nun Zeit, zu sagen: nicht von Fremdwörterliebe, sondern von Fremdwörtersucht ist zu reden, von einem Laster, von einer Schande, ja — warum das Wort nicht gebrauchen, da es für dieses Übel wie gemacht ist — von einer wahren Affenschande. Keiner der rücksichtsvoll aufgeführten Gründe entschuldigt das schmachvolle Übermaß; insbesondere der nicht, den wir oben zuerst aufgeführt haben: das Deutsche ist hart, aber dafür ist es charakteristisch; dolore, douleur spricht sich weicher als Schmerz, aber der Laut Schmerz drückt schärfer aus, was empfunden wird. Geschichtlich dient zur Erklärung außer dem Riß und Bruch, den im Dreißigjährigen Kriege das deutsche Selbstgefühl erlitten hat, die Hugenotten-Niederlassung in Preußen: ein Ereignis fruchtbringender Art, wie man weiß, nach dieser Seite jedoch von übler Wirkung: das Fremdwortunwesen ist in Preußen stärker als im Süden Deutschlands, freilich nur noch stärker, denn stark genug ist es wahrlich auch hier, wo die Rheinbundszeit mit vollen Händen das Unkraut gesäet hat. Fast das siebente Wort, wie man berechnet, ist fremder Federaufputz. „Die Verachtung der deutschen Sprache lernen wir von den Deutschen," muß sich vom Franzosen der Deutsche sagen lassen und — schämt sich nicht. Er rühmt sich der Bezeichnungskraft, der Innigkeit, des Reichtums seiner Sprache und bettelt ehrlos vor französischen, italienischen, englischen Thüren. Ehrlos: damit ist der negative Grund des Lasters ausgesprochen. Das Nationalgefühl sitzt uns nicht im Blute, nicht im Schlage (warum nicht dies Wort für Rasse?) wie den romanischen Völkern; die Angelsachsen verdanken ihr feurigeres Vaterlandsgefühl nicht am wenigsten dem Zusatz romanischen Safts in ihren Adern. Aber nicht Mangel einer Kraft kann der letzte Grund sein, der positive ist klägliche Eitelkeit. Es ist ja freilich wahr, daß es ein Merkmal von Bildung ist, einer fremden Sprache mächtig zu sein; man mag sich nur schämen, als Niemiz zu erscheinen, aber aus diesem Körnchen Wahrheit soll man keinen Berg von Ziererei machen! So hübsch adelig thut's, seine Sprache französisch aufputzen! Nun, der Adel hat freilich den Anfang gemacht: mit den Kreuzzügen, dem erhöhten Verkehr des deutschen Ritters mit dem französischen, begann die Ausländerei, der wir die geringschätzige Wegwerfung unserer markigen Heldensage, die Aufnahme des verschwommenen, rückenmarklosen Bretonischen in die Dichtung verdanken. Noch heute spielt das Französische die erste Rolle in der adeligen Erziehung; Fertigkeit darin gilt als Kennzeichen der „guten Gesellschaft". Fällt es dem französischen, fällt es dem italienischen Adel ein, Fertigkeit im Italienischen, Spanischen, Englischen oder gar Deutschen! als Band an seinem Adelsdiplom, als Edelmannsmerkzeichen zu betrachten? — Verkannt soll darum allerdings nicht werden, daß auch in Adelskreisen die Besinnung auf Recht und Ehre unserer Sprache jetzt kräftig sich regt und selbst auf fürstlichen Tafeln ein deutscher Speisezettel statt eines Menu zu erscheinen begonnen hat.

Menu: dies ist eines der mit Haut und Haar hergeschleppten Fremdwörter, die zum schlimmsten Mißbrauch gehören. Eine Verdeutschung der Endung wie regieren, imponieren u. s. w. (das ieren aus französisch er oder lateinisch ere, regner, regere) oder umgekehrt eine deutsche Wurzelsilbe, französisch oder lateinisch vorgeschuht (Lieferant, Hannoveraner), da ist doch noch eine Anähnlichung; der Deutsche ist so frei gewesen, aus valice Felleisen, aus Milano Mailand, aus Venezia Venedig, aus Chiavenna Cläven zu machen — warum nicht? Aber Fauteuil, Feuilleton u. s. w. u. s. w.? Ganz heillos, wenn ein solches unverkaut geschlungenes Wort erst noch ursprünglich deutsch ist, wie nachgewiesenermaßen Fauteuil; es ist das alte Wort Faltstuhl (zusammenlegbarer Stuhl, dann Lehnstuhl), und wenn wir ein ganz gutes deutsches Wort besitzen, wie eben Lehnstuhl, da fällt überdies die Entschuldigung der leichteren

Aussprache weg, denn das l mouillé wird der deutschen Zunge schwer. Auch Feuilleton spricht sich unbequem; warum nicht einfach Unterblatt? Sei hier auch Detail erwähnt. Ein großer Teil unserer norddeutschen Brüder macht sich den genannten Laut leicht, indem er ein lch daraus macht: Detalch (Versalch, Mongmiralch, so steht es sogar in Heyses Fremdwörterbuch!). Dieses Wort ist grundtief eingerissen; halb entschuldigt dies die Lauthärte in: einzeln; das ln an sich und mehr noch in der Beugung lnen ist Mitursache; wir könnten kecklich sagen: Geteil und hätten dabei die Bequemlichkeit, an Detail fast nur das D zu verändern. Lästig ist unserer Zunge auch der französische Nasenlaut vor r, wie in genre; sagt man freilich Schanger (auch diese falsche Aussprache schreibt Heyse vor!), so ist geholfen, aber wie! Warum nicht Gattung, Art? In der Malerei habe ich vorgeschlagen: Sittenbild für Genrebild; dies hat doch wenigstens da und dort Aufnahme gefunden. — Pointe (doch ja nicht Poengte!) ist wohl aufgekommen, weil Spitze, zu oft in nicht so bestimmtem Sinne gebraucht, zu wenig zu sagen scheint; konnte man nicht setzen: Treffspitze? — Als eine der entschuldbarsten Entlehnungen dieser Art sei hier noch angeführt Renaissance. Wiedergeburt, die einfache Übersetzung, geht nicht wohl, weil wir zu sehr gewohnt sind, das Wort in biblisch religiösem Sinne zu gebrauchen. Könnte man dafür setzen: neuklassisch? Aber dies ist ein Adjektiv; Neuklassik, Hauptwort, will nicht passen, das französische Wort bezeichnet ja nicht nur einen Stil und seine Formen, sondern ein ganzes Zeitalter, das Geschehen, das Werden in diesem Zeitalter; das Wiederaufleben des klassischen Altertums; den substantialen Infinitiv können wir einführen, das Wort verlangt zu fühlbar den Zusatz einer näheren Bestimmung im Genitiv, nämlich eben: des klassischen Altertums. Wer weiß Rat?

Dies nur einige Beispiele aus der Unzahl von wilden Entlehnungen: so wollen wir die Wörter nennen, mit denen wir uns aufputzen, ohne ihnen auch nur einen deutschen Stempel aufzudrücken. Nur zu viele deren werden uns begegnen, wenn wir jetzt nur einige Lebensgebiete überblicken, nur flüchtig allerdings, nur einzelnes da und dort herausgreifend, sonst wäre ja kein Ende zu finden.

Fangen wir vom nächsten an, denn dies ist wohl, was uns unmittelbar am Leibe sitzt. Da die Franzosen die Modeangeber sind, so werden ihre Spracheinbrüche begreiflich hier besonders stark sein. Das allgemeine: Kostüm, allerdings nicht bloß für Kleid, sondern in weitem Sinne für Kulturformen, ist nur der zweiten Silbe nach dem Französischen, der ersten nach dem Italienischen entnommen. Das Wort läßt sich nur in der engeren dieser Bedeutungen mit Anzug, Tracht übersetzen. Übrigens wimmelt es in diesem Gebiete ganz besonders von Wildwörtern. Heben wir heraus: Toilette. Im Zeitwort: Toilette machen läßt sich abhelfen mit: sich putzen; ein netter Ausdruck steht im Nibelungenlied (Av. IV), den wir mit dem ganzen Vers hersetzen. Brunhilde sieht den König Gunther mit seiner Begleitung beim Isenstein landen, ihre Maide (Hofdamen) sehen mit ihr aus den Fenstern; sie verbietet ihnen aber, sich (in ihrer Neugierde) zu zeigen, sie folgen und ziehen sich zurück, aber, sagt der Dichter schalkhaft, es ist uns gesagt worden, was sie da thaten:

Gên den unkunden strichen si ir lîp,
Des ie site hêten wætlichiu wîp,
An diu engen venster kômen si gegân,
Dâ si die helde sâhen: daz war durch schouwen getân.

Also: den Leib streichen für Toilette machen; gewiß nicht übel! — Aber das Wort als Hauptwort? Anzug, Kleidung (Sanders) zu allgemein; etwa Aufputz? Es bedeutet aber auch die Möbeleinrichtung zum Toilettemachen — etwa Spiegeltisch? Negligé: Hausanzug wäre ganz hinreichend. Und nun: Coiffure, Korsett, Manschetten, Bracelet, Brosche, Chaussure und was alles! Und all dies unnötig, da

Haarputz, Handstulpe, Armband, Vorstecknadel (ganz thunlich abzukürzen in: Vornadel), Beschuhung oder Schuhwerk durchaus gut genug wären. Schwierigkeit macht das Wort Taille, weil es sowohl die Einziehung, den Einschnitt des Leibes über der Hüfte (die Weiche) bedeutet, als die entsprechende Stelle des Kleides. Doch Einschnitt ließe sich wohl für beides setzen.

Etwas von Zimmereinrichtung! Möbel — ist wohl beizubehalten, ist durch: Geräte nicht zu übersetzen. Kommode, Sekretär für Schrank, Kasten u. dergl. unnötig. Aber nun Longuechaise, Fauteuil (oben besprochen), Boudoir, Büffett, Voliere, Portiere, Rouleaux! Da doch Ruhbank (gepolstert hinzuzusetzen ist unnötig), Sonderstübchen, Schenktisch, Vogelhaus, Thürvorhang, Rollvorhang ganz recht und alles leicht zu sprechen. Neben Portiere mag der gleichen Wortwurzel wegen gleich der Portier kommen: warum nicht Thorwart? Equipage ganz entbehrlich, Gefährt ganz passender Ersatz, auch Fahrzeug ließe sich einführen, denn man gewöhnte sich leicht, das Wort nicht auf das Wasser einzuschränken.

Von der Küche ist kaum anzufangen, im Speisenamengebiet sieht es gar zu abscheulich aus. Vom Menu ist schon die Rede gewesen. Ein Wort über Sauce! Man will mit: Salse abhelfen, das aber dasselbe Wort ist, nur lateinisch oder italienisch, nicht französisch. Man kann ganz wohl Tunke setzen, obwohl Sauce nicht immer zum Eintunken ist, aber besser freilich Brühe. Hierzu eine Bemerkung, die sehr allgemein gilt, aber hier sich gerade passend anknüpft. Haben wir einmal für ein gutes deutsches Wort in unserer dummen Vornehmthuerei ein Fremdwort eingeführt, so scheint daneben jenes gemein. Eine Dame sagte mir: Brühe klinge gemein. Warum soll denn Brühe gemein und Sauce nicht gemein sein? war natürlich zu antworten. So heißt es denn nun Bouillon statt Fleischbrühe! Zur Zeit meiner jüngeren Jahre fiel das keiner Seele ein. Auch von Kotelett wußte man nichts, man sagte eben Rippchen. Auch Roastbeef gab es nicht, wohl aber Rostbraten. Für Dessert war Nachtisch gut genug. Warum tranchieren für zerlegen oder vorschneiden? Doch nicht weiter hiervon, man kennt die Sprache unserer Speisezettel.

Das Wirtswesen fällt uns hier ein. Das jetzige Hotel hieß ursprünglich Herberge, weil man da wohnen kann (italienisch albergo dasselbe Wort, die Silbe Her in al verwandelt), und noch vor etwa dreißig Jahren schämte sich der feinste Wirt dieses Wortes auf seinem Schilde nicht. Dann kam bei uns das vornehmere: Gasthof auf; doch immer noch deutsch. Jetzt allgemein Hotel. Mit welchem selbstgefälligen Schmunzeln nennt sich der Wirt Hotelier. Hotel ist bekanntlich gekürzt aus Hospital. Ja wohl Hospital, wo die Geldbeutel (schöner die Portemonnaies!) hospitalreif werden. — Speisewirtschaft wäre auch zu gemein, Restauration muß es heißen, und der edle Philolog im Wirtsrock nennt nicht nur sich Restaurant, sondern hält dieses Wort (das substantive Adjektiv) für gleichbedeutend mit Restauration, dem Abstraktum, und schreibt es in dieser Bedeutung auf seinen Schild. Table d'hote — warum nicht Wirtstisch?

Einiges über das Haus und seine Bauteile! Sollte es nicht möglich sein, das ganz dumm eingewurzelte Bel-Etage und Parterre auszutreiben? Freilich das Einwurzeln begreift sich. Die Ausdrücke gehören zu jenen, die sich einschleichen, weil sie leichter zu sprechen und kürzer sind als deutsch: erster Stock, zu ebener Erde. Aber was verhindert uns denn, dafür zu sagen: Stock eins (ganz zulässig wie e i n Wort zu sprechen) und Unterstock oder Erdgeschoß? — Die Einfahrt heißt bei uns zu Land Souterrain; also lieber ein falsches Wort, als das einheimische rechte! — In Wohnungsanzeigen — Annoncen! — am häufigsten steht vis-a-vis statt gegenüber. Da könnten die Zeitungsleitungen (Redaktionen!) helfen; einfach erklärt: wir nehmen Anzeigen mit diesen Fremdfetzen nicht auf! — Auf die höhere Architektursprache wollen wir nur mit ein

paar Worten eingehen. Sie wimmelt von lateinischen, griechischen, französischen Wörtern: Fassade, Front, Frontispiz, Profil, Kapitell u. s. w.; allein die Frage der Sprachreinigung liegt hier verwickelter, das Geschichtliche hat mit einer gewissen Strenge, Macht, ja Notwendigkeit eingewirkt, wiewohl damit ein unnötiges Allzuviel natürlich nicht entschuldigt ist. Zum Beispiel für Fassade, Front geht ja ganz gut: Schauseite, Stirnseite, für Kapitell Knauf, für Karnies Welle. Anzuerkennen ist, daß im Gewölbebau mehr gute alte deutsche Ausdrücke, aus den Bauhütten stammend, in Gebrauch sind. Warum jetzt allgemein Villa für Landhaus? Vornehmthuerei!

Ein Ausblick auf Gassen, Wege, Erdreich mag sich anknüpfen. Straße ist nicht deutsch, aber eingebürgertes Lehnwort, abscheulich Trottoir (da ja Fußbord, Fußpfad, Gehweg so nahe liegend), entbehrlich Chaussee (Fahrstraße), Allee (Baumgang), Terrain (Erdreich, Erdbildung). Es mag hier etwas über Niveau stehen, wiewohl das Wort viel häufiger bildlich im geistigen Gebiet angewendet wird. Man könnte sagen: Richthöhe; für nivellieren hat Goethe sehr gut: eingleichen (in „Götter, Helden und Wieland“: „Natur und Wahrheit verschneiden und eingleichen“). Ein Blick gelegentlich in Gärten, Park — warum Boskett für Gebüsch, Fontäne für Springbrunnen, Bassin für Becken? Das führt freilich weit in die Welt, gar ans Meer hinaus; faßt und bewahrt man aber Wasser künstlich, ja, dann muß es Reservoir heißen, ja nicht Wasserbehälter. Fällt einem da noch ein anderes —oir ein, dessen vordere Silbe ein unschickliches deutsches Wort, das aber nun durch die französische Endung die Weihe des Anstands erhält.

Weg und Steg führt auf Eisenbahn. Da die Erfindung von England kam, so hängten sich natürlich englische Ausdrücke: Waggon, Tunnel u. s. w. an die Maschine. Warum aber französisch Kondukteur? In Norddeutschland doch ganz eingeführt: Schaffner. Einen Bauern aus bayerisch Schwaben hörte ich rufen: Herr Waibel! Sehr gut; wir haben das Wort nur noch in Feldwebel. In Zürich heißt der Amtsdiener im Rathause so. Von Weben in der ursprünglichen Bedeutung: hin- und herbewegen. Warum die Billette coupieren, nicht stechen oder picken? Coupé für Abteilung wird schwer zu verdrängen sein, weil dieses dreisilbig (siehe unsere obige Bemerkung über Leichtigkeit der Aussprache). Aber für Pferdebahn Tramway ist abgeschmackte, gesuchte Unnot.

Mag uns das rasche Verkehrsmittel ohne weiteres auf Handel, auf Kaufmannswesen bringen! Da ist nun die Menge von Italienisch sehr entschuldigt: es kam mit der Ausbildung der Sache von Welschland herüber: Brutto, Agio, Konto, Diskonto, Netto, Rabatt und zahlreiches anderes. Aber kaum weniger Französisch ist ja eingedrungen und vieles davon ganz entbehrlich: Bureau, Comptoir, Commis, Branche, Nouveautés u. s. w. ist alles so ganz leicht ersetzbar, daß es nicht der Mühe wert ist, Vorschläge zu machen. Nur noch ein Wort von en gros und en detail. Gros ist deutsch, das deutsche groß. Die Bedeutung des Wortes neigte hinüber zur Bedeutung: formlos, massenhaft, ungeteilt, dick, und in dieser zweiten nahm die französische und italienische Sprache es auf: grosso, gros heißt meist dick, unförmlich. Hier, im Handel, läßt sich aber ganz wohl setzen: im Großen, im Geteil. Mit einem Blick auf die Seite der Einrichtungen und Arbeiten, die dem Handel seine Stoffe liefern, wollen wir in der Eile nur das Wort Etablissement herausgreifen. Warum denn nicht: Anwesen?

Machen wir einen Sprung vom Handelsgeschäft zum Amtsgeschäft, zur Sprache aller Thätigkeiten am Staat, aller Kanzleien, alles Verkehrs, aller Mitteilung von Amt an Amt, aller Veröffentlichung, von Willenserklärung, Gesetzaufstellung, Verhandlung, schließlich insbesondere der Verhandlung im größeren politischen Korper, der Volksvertretung, ferner auf unser gesamtes Titelwesen: es schwimmt so bunt-

scheckig vor dem Auge an französischen und — in diesem Gebiete begreiflich — englischen Lappen, daß kein Ende abzusehen gewesen wäre, wollte man bei dem widerlich krausen Bilde verweilen. Man nehme die nächste beste Zeitung in die Hand, richte einmal seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin, und man wird sich entsetzen. Manches ist schwer zu ersetzen, wahrhaftig nicht alles. Civilliste, Etat, Ressort, Budget, Amendement, Debatte, Diskussion, Majorität, Minorität, Plaidieren u. s. w. u. s. w. Alles so entbehrlich, daß wir uns Übertragungen ersparen können. Eines der besonders abgeschmackt-widerwärtig mit Haut und Haar herübergezogenen Wörter ist Enquete. Aus der Zeitungssprache, der politischen namentlich, sei das Wort dementieren erwähnt; leugnen oder verneinen wäre keine richtige Übersetzung; in Schweizer Zeitungen habe ich gelesen: beabreden; gar nicht übel. Kommissionsbureau heißt in Zürich einfach Berichthaus, Advokat (den wir neuerdings doch endlich in Rechtsanwalt übersetzt haben) Fürsprech.

Das Lied über die Sprache unseres Heer- und Kriegswesens ist so oft gesungen, daß man es kaum mehr anstimmen mag. Traurig wahres Bild des deutschen Charakters: in einzelnen Kraftaufschwüngen von Zeit zu Zeit den alten und immer neuen Reichsfeind niederwerfen und in der Namengebung für die Mittel, womit wir ihn schlagen, die eigene Sprache für bankbrüchig erklären! Arminius hatte bekanntlich bei den Römern die Taktik gelernt, womit er sie schlug, aber es ist sehr zu zweifeln, daß er dabei lateinisch kommandierte. — Freilich nicht alle fremden Benennungen sind aus dem Französischen geholt; Italien und Spanien waren bei der Ausbildung des Söldnerwesens mit beteiligt, und es ist nur natürlich, daß die Kriegssprache von den Zeiten zeugt, da die Ordnungen der neueren Heere und die neuere Kriegskunst sich entwickelten. Doch weit der stärkste Einschlag ist französisch und stammt aus der Zeit der allgemeinen Franzosennachäfferei im vorigen Jahrhundert. Ob der französische Genius selbst oder in seiner Schule der deutsche das wunderbare Wort Avantageur geschaffen hat, wüßten wir nicht zu sagen. — Nun, die Mehrheit unseres Volkes ist sich längst ganz bewußt, wie lächerlich, wie beschämend, wie abgeschmackt dieser Zopf ist, der über unseren Waffenrock herunterhängt. Was es ist, wovor die Abhilfe noch stockt, ist bekannt. Doch lange wird es ja nicht mehr anstehen, bis der Zopf fällt.

* * *

Hier hielt der Verfasser inne. Wiederholt durch dringlichere Arbeiten unterbrochen, verzichtete er schließlich auf Vollendung, da er sich überzeugte, daß die mittlerweile erfolgten Erörterungen von anderen, besonders diejenigen von O. Gildemeister, H. Grimm (in der Deutschen Rundschau 1886) und G. Rümelin (Die Berechtigung der Fremdwörter, Freiburg i. B., 1887) zum Teil Ähnliches enthalten. — Unsere Heeressprache hat seither eine Reinigung erfahren, aber eine ungenügende, so daß die letzten Sätze immer noch nicht ganz gegenstandslos erscheinen. R. V.





Ferienkolonien,

und was aus ihnen schon geworden ist.

Von

August Lammers.

Ein neuer Gedanke gesellschaftlicher Hilfe tauchte im Jahre 1876 gleichzeitig im Norden und im Süden des Gebietes auf, in welchem die deutsche Zunge herrscht, in Hamburg und in Zürich, und trug von letzterer Stadt, welche ihn früher ausbreitete, eben deswegen den geltenden Namen mit sich fort: Ferienkolonien. Unsere Sprachgenossen in der Schweiz, die sich mit französisch- und italienischredenden Brüdern in ihrem Bundesstaate zu vertragen haben, neigen ein wenig zu Fremdwörtern. Mit diesem Worte aber huldigten sie merkwürdigerweise zugleich, sicher unbewußt und der Wirklichkeit voraus, einem politischen Hange, der jetzt im Deutschen Reiche viele Gemüter erfüllt. Kolonien also sollten gegründet werden: aber nur während der Ferien, also wohl durch Lehrer und Schulen? Allerdings! Solche Schüler und Schülerinnen, welche einer Ferienreise oder, richtiger gesagt, eines Aufenthalts im Freien während der verhältnismäßig langen Sommerferien besonders bedürftig waren, von den Mitteln ihrer armen Eltern dergleichen aber nicht haben konnten, — denen wendete man es zu aus dafür eigens gesammelten Gaben, unter Führung eines Lehrers oder einer Lehrerin. Der Urheber, Pfarrer Walter Bion, schickte die ausgewählten Züricher Kinder auf seine heimischen Berge im Kanton Appenzell. Das that ihnen notorisch so gut, daß ein damals noch in Vollkraft lebender Arzt und Menschenfreund, Dr. Georg Varrentrapp in Frankfurt a. M., die Einrichtung auf seine Vaterstadt übertrug und die Ferienkolonien in Deutschland so zu sagen populär machte. Es schadete dem Namen nicht, daß er auf das gleichzeitige Verfahren in Hamburg schlechterdings nicht paßte. Dort brachte der schon bestehende „Wohlthätige Schulverein" seine Pfleglinge paarweise in Bauernfamilien unter — in der Gegend von Oldesloe auf dem Wege nach Lübeck. Ließ sich das Kolonien nennen? Viel besser freilich auch jener Hause nicht von zehn, zwölf, fünfzehn Kleinen, die für drei oder vier Wochen irgendwo in einem freigelegenen Wirtshaus zubrachten und gute Luft und Nahrung, ihrer häuslichen entgegengesetzt, genossen! Indes als Ferienkolonien ging nun gleichwohl die Unternehmung in den Schatz der socialen Reformen über.

Sie wurde sehr empfänglich aufgenommen. Elf Jahre später, während des unlängst statistisch aufgenommenen Jahres 1887, hatten etwa achtzig Städte in Deutschland ihr die Thore geöffnet, was, auf dem Wege freiwilliger Aneignung erreicht, gewiß nicht wenig sagen will. Siebentausend Kinder rund brachten ihre Sommerferien teils in den eigentlichen so zu nennenden Kolonien zu, teils nach Hamburger Vorbild in ländlichen Fami-

lien. Dazu war aus derselben Wurzel noch etwas anderes gewachsen, was man mit einer gedankenlosen Fortbildung des ursprünglichen, seinerseits schon wenig passenden Namens hier und da Stadtkolonien nennt, anderswo auch nicht völlig passend Milchstationen: in Wirklichkeit nicht Stationen oder Standquartiere, sondern tägliche gemeinsame Spaziergänge solcher Armenkinder der Stadt, die ihrem Hause auf die Dauer der Ferien nicht ganz haben entnommen werden können oder sollen, verbunden mit dem Genuß eines tüchtigen Milchtrunks und auch wohl eines hinzugefügten Butterbrotes. Endlich rechnet man in die statistische Übersicht noch etwas hinein, was im Grunde schon früher in seinen Anfängen emporgekommen war, auch großenteils durch andere Vereinigungen nicht allein an der Empfangsstelle, sondern selbst an der Aussendungsstelle betrieben wird: die Aufnahme armer Kinder in Soolbädern und Seebädern. Mit allen diesen nach und nach im kleinen entstandenen Versorgungen wird aber doch bereits mehr als eine Million Mark jährlich in freier Wohlthätigkeit umgesetzt, und dazu eine Menge uneigennütziger edler Kräfte, welche ungefähr zwanzigtausend Kinder der Armut auf den ihnen so ganz besonders nötigen Stand dauerhafter Gesundheit und Lebenskraft zu heben suchen.

Dies gehört augenscheinlich zu dem praktischen Socialismus, welcher vorwärtsbringt. Es wächst von Jahr zu Jahr, während es doch nur dadurch überhaupt wachsen kann, daß kraft persönlicher Überzeugung und freiwilliger Thätigkeit oder Gaben mehr als bisher im ganzen geschieht. Die einmal hergestellte Einrichtung verbessert sich unaufhörlich, erweitert und befestigt sich. Die Formen der Versorgung werden immer mannigfaltiger, und der auf sie gerichtete Geist, indem er theoretische Einwände spielend überwindet, wird zusehends eine wirkliche lebendige Macht in der Nation!

In die Sool- und Seebäder werden natürlich die kränklichsten der hier in Betracht kommenden Kinder geschickt, 1887 schon über sechstausend; auf die täglichen Spaziergänge zur Milch führte man 1887 gegen fünftausend, — Kinder selbstverständlich, die umgekehrt etwas weniger Anspruch auf dauernde mehrwöchige Sommerfrische durch ihren Gesundheitszustand hatten. Die wahren Sommerfrischler also, in Kolonien- und Familienpflege zusammen mit rund siebentausend die stärkste Gruppe, bilden die Mitte und den Kern der ganzen öffentlichen Kinderversorgung. Ihnen vornehmlich widmen sich die neuen Vereine, welche die Bewegung tragen.

Diese haben sich nun auch schon national und einmal sogar international zusammengefaßt. Im Herbst 1882 fand zu Berlin unter Minister Falks Vorsitz, im Herbst 1885 zu Bremen und um Pfingsten 1887 zu Frankfurt a. M. unter der Leitung des Dr. Georg v. Bunsen als Vorsitzer einer deutschen Centralstelle eine Zusammenkunft von Abgeordneten der deutschen Ferienkolonienvorstände statt, um sich durch Besprechung fraglicher Punkte und persönlichen Austausch in dem noch so jungen, unerforschten Betrieb gegenseitig vorwärtszuhelfen. Im August 1888 folgte, berufen durch den verdienten Gründer, Walter Bion, eine internationale Konferenz in Zürich. Vicepräsident war neben ihm einer der zwei oder drei thätigsten Arbeiter im deutschen Weinberg, Stadtrat Röstel aus Landsberg a. d. W., der seiner Stadt ein Sommerhaus im Walde für ihre Ferienkolonisten hinterließ, als er nach Berlin übersiedelte, und der von Jahr zu Jahr die räsonnierende Statistik der Bewegung abfaßt. Aber es waren auch Franzosen da, unter ihnen Jules Steeg aus Paris, ehedem protestantischer Pfarrer in der Nähe von Bordeaux und nun ein republikanischer Parteiführer im Parlament; ferner Österreicher und Ungarn, Italiener, Belgier und so fort. Diese Kongresse werden sich vermutlich abwechselnd mit den rein deutschen alle paar Jahre wiederholen. Was sie künftig nachweisen werden, läßt sich nicht vorhersehen, aber in Zürich behauptete der deutsche Anteil an der Entwicke-

lung der Sache durch Männer wie Röstel, H. O. Reddersen aus Bremen und andere klärlich die Oberhand.

Solche Männer gehören eben nicht nur zu den voranstehenden praktischen, sondern auch zu den wahrhaft denkenden theoretischen oder philosophischen Förderern der Bewegung. Von ihnen kam die Abwehr solcher anfänglichen Einwände wohlfeilen Besserwissens, denen merkwürdigerweise ein paar sonst ebenfalls gemeinnützig thätige Bewohner Frankfurts a. M., als müßten sie vor allem ihres Mitbürgers G. Varrentrapp nachlockenden Einfluß wieder gutmachen, eine Art Hülle von Triftigkeit umhingen. Werde denn da ein armes Kind nicht lediglich verwöhnt, daß es nachher sein Elternheim geringschätze? wecke es nicht ohne Not den Neid der Geschwister und Nachbarkinder? und was könne ihm denn die kurze Sommerfrische bei seinen Skrofeln, in der engen dumpfen Wohnung, an dem spärlich besetzten Tische groß helfen? Die unmittelbaren Erfahrungen und Eindrücke der Handelnden haben alle diese Befürchtungen mit jedem Jahre schlagender zerstreut. Nicht etwa neue Untugenden sind die Frucht der Wohlthat, sondern die erstrebte bestmögliche, auf den Lebenskampf gerüstete Gesundheit und Kraft.

Anfangs beschränkte man sich auf die Sprößlinge ganz armer Eltern, denen das Ganze unentgeltlich zu gewähren war. Es ist damit ja sonder Zweifel einfacher und sicherer zu handhaben als eine Maßregel und allmählich sich festsetzende Einrichtung freiwilliger, jedoch geordneter, vollkommen öffentlicher und durchsichtiger Armenpflege neben derjenigen der Gemeinde. Mit der Zeit aber hat sich, wie es scheint, fast unwiderstehlich die Ausdehnung auf wirtschaftlich ein wenig mehr vermögende Eltern in das Mitgefühl der Leiter eingeschlichen. Allerdings gerieten diese ja in eine etwas aufregende Lage: die Reichen helfen ihren schwächlichen Kindern selbst aufs Land, an die See oder ins Gebirge — den Armen sprang darin das Publikum mit seinen alljährlich zunehmenden Gaben bei, vertreten durch das Komitee oder den Verein für Ferienkolonien. Sollte man nicht einen Teil der Kosten, je nach ihren Mitteln, jene Eltern selbst übernehmen lassen und ihre Kinder dann mit hinaussenden?

Unter sich, auf ihren jüngsten Vereinstagen, haben die erweichten Männerherzen diesen Ausweg übereinstimmend für gut erklärt. An einer anderen Stelle, da, wo man gleichsam von inneren Berufs oder äußeren Auftrags wegen Wacht hält über heilsamer Innehaltung der Grenzen öffentlicher Armenpflege, wird vielleicht einmal ausdrücklich vor aller Welt besprochen, ob die Aufgabe nicht außerordentlich erschwert, ihre Lösung nicht zu einer insofern ziemlich willkürlichen wird, wenn man zu den anerkannt armen, das heißt schlechthin wirtschaftlich hilfsbedürftigen Familien hier jene zahlreichen und äußerlich nicht mit Sicherheit erkennbaren fügt, welche drei oder fünf oder zehn Mark zahlen können von den zwanzig oder dreißig oder fünfzig Mark, die der Heilversuch kostet. Für die Heilbedürftigkeit hat der beschlußfassende Vorstand oder Ausschuß die ihm beistehenden Ärzte zur Hand. Wer aber steht ihm dafür, daß eine Familie, welche überhaupt zahlen kann und will, nicht zurücktreten müßte hinter jene andere, die ein Kind ganz in der gleichen Verfassung hat? Solange zumal die anerkannt armen Familien noch nicht alle hier bedacht werden — und das ist aus Mangel an genügenden Geldmitteln doch noch fast allerorten der Fall —, solange würde eine strenge Armenpflege vielleicht sich auf nichts anderes einlassen oder nur Sicherungen dafür aufsuchen, daß die allgemein gewährten öffentlichen Gaben sich nicht thatsächlich, wenn auch nicht geflissentlich oder bewußt, in Gunst und Ungunst umsetzen.

Die siebentausend kleinen Sommerfrischler, sechstausend Lustgäste im Sool- oder Seebad, fünftausend spazierengeführte Milchkunden umschließen selbst in den achtzig oder hundert Städten, welchen sie angehören, noch bei weitem nicht die Zahl,

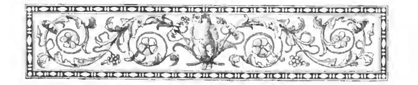
welche heil- und hilfsbedürftig zugleich ist. Wieviele selbst größere Städte fehlen auch unter diesen noch, während manche kleine Stadt durch einen zufällig in ihr wirksamen persönlichen Antrieb in der Reihe schon Platz genommen hat! Selbstbewußte größere Städte bedürfen wohl nur einmal des Anstoßes öffentlichen Vermissens beim Appell. Denn die Fragen des Bedürfnisses, der dauernden Einbürgerung in ganz Deutschland, sowie ihre rascher oder langsamer erfolgende Ausdehnung auf alle heil- und hilfsbedürftigen Kinder sind nachgerade doch wohl für alle Kundigen bejahend entschieden.

Mit der Zusammenfassung der örtlichen Bestrebungen in eine Centralstelle, die 1885 von der Konferenz in Bremen ausging, wurde auch ein dort aufgekommener, besser passender und gut deutscher Name auf die Vereinigung angewandt, nämlich Sommerpflege. Griff er über die Ferien hinaus, so hatte das die Versorgung von öffentlich unterstützten Kindern in Sool- und Seebädern schon länger gethan; und diese wollte man doch, als zum Teil den Ferienkolonien beigemischt, statistisch stets mit auffassen und darstellen. In dieser Richtung wirken die „Sommerhäuser“ weiter, jene schönen Anstalten in freier gesundester Luft, die während der ganzen milden Jahreszeit, von etwa Mitte Mai bis Ende September, offen stehen.

Also Sommerpflege statt der wenig passenden, kaum recht geschmackvollen und jedenfalls nicht auf das Ganze passenden Benennung Ferienkolonien!

Aber kaum ist der neue bessere Name so zu sagen amtlich angenommen, wenn auch noch keineswegs allgemein gangbar geworden, da wird er schon, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine zu kurze Decke. Früh ist an besonders strebsamen Orten angeregt, sich zwischen den diesjährigen und den vorigjährigen Hundstagsferien die behandelten Kinder nicht etwa völlig aus dem Sinne schlagen zu wollen, sie vielmehr bis in ihre Häuslichkeit hinein zu verfolgen, daß es ihnen da so gut wie möglich gehe, um den einmal erreichten Gesundheitsgewinn nun auch thunlichst zu wahren. Man erwartete aber dieses Mehr an Thätigkeit nicht von den ohnehin genug gemeinnützig angespannten Männern, sondern von zugezogenen tüchtigen Frauen. Solche haben sich auch mancherwärts gefunden. Nur ist es nicht gleich überall ihre Sache, sich mit den Eltern der Sommerpfleglinge auf Fragen der Lüftung, der Reinlichkeit, des Essens und Trinkens und so fort in ihrer Wohnung sanft aufklärend und berichtigend einzulassen. Dagegen haben sie hier und da außerhalb der Häuser für die Kinder etwas eingerichtet, was als Nachkur im Winter bezeichnet wird. Die, welche minder gestärkt und gehoben aus der Ferienfrische zurückkehren, werden einigemal die Woche in einer Volksküche oder wo es sich sonst macht kräftig zu Mittag gespeist und setzen so den sommerlichen Erwerb in ihren Knochen, Muskeln und Nerven ordentlich fort.

Auch im Winter also noch auffrischende Verpflegung; wie wird man da die Sommerpflege fortan benennen? Nun, die Schwierigkeit des umfassenden und treffenden Namens wird sicher nicht vor neuen Thaten stehen bleiben lassen, denn der Drang zu solchen hat einmal Hunderte, nein Tausende ergriffen, und was ein Träger öffentlichen Vertrauens nach stiller, reiflicher Überlegung vorschlägt, wird versucht werden — was davon sich bewährt, geht geschwind auf andere rührige Städte über. Jeder Mitarbeitende empfindet deutlicher oder dumpfer, daß wir hierin für den inneren socialen Frieden ebensosehr wie für die physisch-moralischen Grundlagen der Wehrhaftigkeit und Schlagfertigkeit nach außen hin wirken. Wie unendlich lohnend ist es, in den kleinen Nachkommen der Armut angeborene oder entstandene Schwächlichkeit zu lebensstarker, freudiger Kraft zu erhöhen!



Litterarische Notizen.

Der Unfried benennt Ludwig Ganghofer seinen neuesten Roman. (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.) Ganghofer ist sichtbar bestrebt, den Spuren Anzengrubers und Roseggers zu folgen. Die Geschichte — es handelt sich um eine ehemalige Kellnerin mit seltsamen Schicksalen, welche einen alten Bauern heiratet und dann dessen Haus mit ihrem Vater verläßt — zeigt eine Fülle schön und scharf gezeichneter Charaktere und stimmungsvoller Landschaftsbilder. Nur hätte sich der Verfasser hier und da kürzer fassen können. Viele Wendungen und Worte des Dialekts bedürften übrigens für nichtsüddeutsche Leser einer Erklärung unter dem Texte. Ob die deutsche Litteratur viel dabei gewinnt, wenn nach dem Vorbilde des bisher unerreichten Fritz Reuter jeder Erzähler in einer unserer vielen „Landessprachen" sich auszudrücken sucht, soll hier unerörtert bleiben.

Harmloser und für junge Mädchen recht geeignet ist: **Tisiphone**, eine Geschichte aus dem Dekumatenlande von G. Schwab. (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.) Griechen, Römer und Germanen sind in diesem kleinen historischen Romane, der um 200 v. Chr. spielt, entsprechend gezeichnet; auch die Handlung entbehrt nicht des Reizes der Spannung.

Der poetischen Idee nach bedeutender erscheint: **Der geistliche Tod.** Roman von Emil Marriot. Zweite Auflage. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) Das Werk behandelt zwar das Cölibat, soll aber keine Tendenzrede gegen dasselbe sein. Die Verfasserin läßt eine ihrer Heldinnen selber über den unglücklichen Priester sagen: „Klagen sie ihn nicht an; o, wenn die Menschen ihm überlassen hätten, sich seinen Lebensweg selber vorzuzeichnen: wie anders wäre dann alles gekommen!" Dieser tragische Konflikt wird bleiben, solange in katholischen Landen auch Ärmeren die Gelegenheit geboten ist, den Sohn dereinst als Pfarrer zu sehen; der Weltlauf bringt es eben mit sich, daß der Mensch — der eine früher, der andere später — nach irgend einer Richtung entsagen muß; als Gegenbild zu diesem Werke ließe sich sehr wohl ein „weltlicher Tod" denken, in welchem, auf entgegengesetzter Seite, ein protestantischer Geistlicher zu Grunde geht, sein Seelenheil verlierend in der Sorge um Weib und Kinder und Mehrung irdischen Besitzes. Der vorliegende Roman ist also mit Vorsicht aufzunehmen; wer aber nicht Tendenziöses hineinlegt, wird der begabten Verfasserin nach Lesung der Dichtung für ihre kraftvolle und anschauliche Darstellung ergreifender Seelenzustände seine Bewunderung nicht versagen.

Aus dem Kreolenlande. Erzählungen von G. Meinecke. (Berlin, J. Zenkers Verlag.) — Der Reiz dieser vier Erzählungen besteht hauptsächlich darin, daß der Verfasser den besonderen Menschenschlag mit eigenen Augen beobachtet hat; deshalb bleibt es seltsam, daß auf Betonung des exotischen Kolorits so wenig Wert gelegt worden ist. Wie dichterisch muten uns dagegen noch immer einzelne Werke Charles Sealfields (Postels) an!

Mit einem neuen Romane aus der Zeit Caligulas: **Der Gladiator** erscheint nach längerer Pause W. Walloth wieder. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Das Werk, ein Nebenstück zu „Paris, dem Mimen", schildert den Liebeskonflikt eines schwächlichen, eitlen, durch und durch verlumpten und unsympathischen Menschen: hier das harmlose, philinenhafte Geschöpf Marcella, dort die Schauspielerin Pyrallis, welche mit ihren ungefähr dreißig Jahren der Verfasser schon für alt erklärt! Daß der Held am Schlusse sich erdolcht, erscheint bei seiner Feigheit fast wunderbar. Trotz einer Fülle blendender Einzelschilderungen und trotz der Kunst, mit welcher der Verfasser die Vorgänge gleichsam stereoskopisch vor unsere Augen stellt, befriedigt das Ganze nicht recht; auch sind einzelne naturalistische Wendungen durchaus unnötig, zuweilen sogar widerwärtig. Für die echte Kunst handelt es sich doch um etwas anderes als photographisch-anatomisch naturgetreue Zergliederung der

kleinen und kleinsten Äußerlichkeiten des physiologischen Lebensprozesses.

Lobend hervorgehoben zu werden verdienen die Novelletten, welche F. v. Kapff-Essenther in einem Doppelbande vereinigt hat unter dem Titel: **Am Abgrund der Ehe.** (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.) Ferdinand Groß hat denselben ein recht geistvolles Geleitwort mit auf den Weg gegeben. Die siebzehn Geschichten, darunter einige größer ausgeführte Novellen, sind verschieden an dichterischem Werte. Nichtssagend ist keine. Wo der Inhalt nicht neu ist, da fesselt doch die Form, der eigenartige Geist, durch welchen die bedeutende Verfasserin selbst abgebrauchten Motiven eine neue, überraschende Färbung zu verleihen weiß. Das Gebiet, auf dem sie sich bewegt, ist der Verfasserin von Grund aus bekannt; daß sie zumal mit dem Wiener Leben, Gebaren und Empfinden sehr vertraut ist, tritt mehr als einmal deutlich zu Tage. „Am Abgrund der Ehe" — der Inhalt ist nicht so gefährlich, als der Titel klingt — verdient als Erstlingswerk einer echten Schriftstellerin die Aufmerksamkeit aller Romanleser.

Zwischen den belletristischen Novitäten, deren Verfasser höhere Gesichtspunkte verfolgen, erscheinen fortwährend große und kleine Romane, deren Zweck lediglich darauf gerichtet ist, das Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen und dabei allenfalls dem landläufigen Begriffe vom endlichen Siege des Guten über das Böse zu huldigen. Eine seltsame Welt führt Ottfried Mylius in seinen beiden Romanen **Bienemanns Erben** (vier Bände) und **Grafenkrone und Dornenkrone** (drei Bände), beide im Verlage von Wilhelm Friedrich, uns vor die Phantasie. Da ist gar viel Gewaltsames und Willkürliches in der Zeichnung der Charaktere wie in der Herbeiführung effektvoller Situationen, und wenn es auch keinem Zweifel unterliegen mag, daß derartige Romane ihr Publikum finden, so muß sich der Verfasser eben mit dieser Thatsache und der Anerkennung seiner lebhaften Erfindungsgabe begnügen.

Nicht ganz so bunt, aber harmloser und von einer gewissen Frische belebt ist der in der modernen russischen Gesellschaft spielende Roman von E. v. Wald-Zedtwitz: **Im Drange der Welt** (drei Bände), der im Verlage von Otto Janke in Berlin erschienen ist. — Auch die Kriegsnovellen, die E. v. Wald-Zedtwitz unter dem Titel **Hurra** (in demselben Verlage) herausgegeben hat, gehören hierher. Aus seinem früheren Militärleben stehen dem Verfasser eine Menge von Erinnerungen scherzhafter Art zu Gebote, er weiß aber auch den eigenartigen Humor jener Kreise in seiner Darstellungsform besonders wirksam zur Geltung zu bringen.

* * *

Nicolai Alexejewitsch Nekrassows sämtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übertragen von H. J. Köcher. I. und II. Band. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Mit Freuden wird jeder Litteraturfreund diese erste Übersetzung der Werke eines russischen Poeten lesen, der bisher im Auslande nur dem Namen nach bekannt war, aus Mangel an Übersetzungen. Der erste Band umfaßt: „Russische Frauen" und „Der Recke Frost-Rotnase" — namentlich letzteres Poem, dem Inhalte nach höchst einfach, es handelt sich um das Erfrieren einer armen Witwe beim Holzsuchen — trägt echt russisches Gepräge. Der zweite, stärkere Band enthält die bekannte Geschichte von den Bauern, welche den glücklichsten Mann suchen. Das Werk — leider ein großartiger Torso — behandelt fünf Themen: „Wie herrlich es sich in Rußland lebt", „Der Letzling", „Die Bäuerin", „Ein Fest dem ganzen Dorfe", „Gutart". Die Dichtung mit ihren Schwächen und Vorzügen läßt sich nur mit dem Wesen Rußlands selber vergleichen. So viel wird übrigens den Fernstehenden klar, daß man unrecht thut, Nekrassow trotz seines Radikalismus zu den Nihilisten zu rechnen. Bezeichnend für ihn ist die Strophe aus einem seiner Lieder:

> Bin müde, bin müde, will schlafen gehn,
> O Heimat, ich seh dich noch bluten —
> Doch denk ich zurück, was vor Zeiten geschehn,
> So seh ich doch Fortschritt zum Guten.

Zu rügen bleiben die Vorreden der beiden Bände: der Verfasser Köcher, statt uns ein litterarisches Porträt des noch wenig gekannten und viel verkannten Nekrassow zu geben, erzählt von seinen eigenen litterarischen Plänen. Wozu das? Die Übersetzung liest sich im übrigen wie eine gute Übersetzung!

* * *

Homerische Welt. Tetralogie von A. Bungert. Dritter Abend: Nausikaa. Musiktragödie in einem Vorspiel und drei Aufzügen. (Berlin, Fr. Luckhardt.) — Also eine neue Art von Nibelungenring? Weshalb nicht? Je mehr im Laufe der Zeit uns das Klassische aus „Fleisch und Blut" vertrieben wird, um so mehr wird die Kunst sich nun dieses Gebietes bemächtigen. Wie Gudrun, so reizt Nausikaa immer wieder zu dramatischer Behandlung; bei letzterer ist die Nähe der Goetheschen „Iphigenie" gefährlich, und der Stoff wird überhaupt wegen seines Charakters nur in musikdramatischer Behandlung völlig bewältigt werden können. Bungerts vorliegende „Nausikaa" ist kein Operntext im gewöhnlichen Sinne, sondern schon an und für sich Dichtung. Wenn die Musik dem geistigen Inhalte entspricht, so muß sicherlich ein hochbedeut-

sames Werk entstehen. Unser Musikpoet ist übrigens kein sklavischer Nachahmer Wagners; es scheint sogar, als gehe er mit Chören, Reigen u. s. w. in seinem Werke zu verschwenderisch um; allein solch künstlerischer Überreichtum läßt sich am Ende leicht in die wirksamen Grenzen zurückdrängen. Jedenfalls gewährt schon das bloße Lesen dieser „Nausikaa" einen hohen, poetischen Genuß.

* * *

Berliner Neudrucke. Erste Serie, Band I: Friedrich Nicolais eyn feyner kleyner Almanach 1777 und 1778. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Georg Ellinger. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Für die Mehrzahl der Gebildeten dürften diese Neudrucke wenig Anziehendes bieten: wer wird z. B. nach der in Aussicht gestellten „wohlklingenden Pauke Peukers" oder Schmidts „Musen und Grazien in der Mark" greifen, wo ihm die Gegenwart so manches wirklich Schöne und Gediegene bietet, das er nur aus Mangel an Zeit nicht genießen kann? Indessen für den Forscher deutscher Kunst- und Sittengeschichte ist dies Unternehmen mit Freuden zu begrüßen; für den Wert der wissenschaftlichen Beigaben zu diesen meist nur kulturgeschichtlich wertvollen Sachen bürgen schon die Namen der Herausgeber wie Prof. Dr. Ludwig Geiger u. a.

* * *

Unter zwei Königen. Erinnerungen an Botho v. Hülsen. (1851 bis 1886.) Gesammelt und herausgegeben von Helene v. Hülsen. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) — Die Leitung einer großen Bühne erhebt derart verschiedene, oft geradezu entgegengesetzte Anforderungen, daß der oberste Chef darauf verzichten muß, die Zustimmung aller Kreise zu erlangen. Werden die idealen Gesichtspunkte vorzugsweise ins Auge gefaßt, so stellt sich unausbleiblich nach gewisser Zeit ein geschäftliches Deficit ein, werden aber geschäftliche Rücksichten beobachtet, wobei dann immer eine strenge Disciplin auf allen Gebieten des vielseitigen Organismus erforderlich ist, so bleiben Konflikte mit dem leichtbeschwingten Künstlervölkchen nicht aus, und schließlich muß zuweilen der Konsequenz wegen auf eine wertvolle darstellende Kraft oder ein künstlerisches Werk im Interesse der Gesamtordnung verzichtet werden. Botho v. Hülsen hat fünfunddreißig Jahre lang mit Umsicht und mit glücklichen Erfolgen die überaus schwierige Stellung als Generalintendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin eingenommen; die Erinnerungen, welche seine Gattin, die als Schriftstellerin bekannte Helene v. Hülsen, dem Dahingegangenen widmet, geben daher einen wichtigen Beitrag zur modernen Theatergeschichte und entrollen zugleich das Bild eines pflichtgetreuen, mit eiserner Konsequenz seinen Zielen zustrebenden Mannes. Die fortwährenden Berührungen mit den höchsten Gesellschaftskreisen auf der einen und den berühmtesten Bühnenkünstlern, Dichtern und Komponisten auf der anderen Seite verleihen dem Buche ein mannigfaltiges Interesse, welches noch dadurch erhöht wird, daß die Verfasserin auch auf das gemütliche Element der persönlichen Beziehungen nach beiden Seiten hin ein wohlthuendes Gewicht legt. Die politischen Ereignisse der denkwürdigen Jahre 1859, 1866 und 1870 werden gleichfalls in diesen Aufzeichnungen häufig in interessanter Weise gestreift, wie ja schon der Titel „Unter zwei Königen" andeutet. Das Buch ist mit einem Porträt des Herrn v. Hülsen und zwei wertvollen autographischen Beilagen geschmückt: einem eigenhändigen Briefe des Kaisers Wilhelm vom 1. Juni 1876 und einem Kondolenzschreiben des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welches derselbe am 1. Oktober 1886 von der Küste des Mittelländischen Meeres an Frau v. Hülsen sandte. In jedem Falle war es ein dankenswertes Unternehmen von der Witwe des verstorbenen Generalintendanten, dieses auf zahlreiche authentische Dokumente gestützte Werk der Öffentlichkeit zu übergeben.

* * *

Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze von Georg v. Gizycki. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der erste dieser beiden Aufsätze, welche bereits früher in den Sonntagsbeilagen der „Vossischen Zeitung" erschienen sind, gilt einer Betrachtung von Kants praktischer Philosophie. Diese großartige, wenn auch mit Widersprüchen durchsetzte Morallehre, deren Schwerpunkt im „kategorischen Imperativ" liegt, hat in neuerer Zeit in den Tendenzen einer in Amerika gegründeten „ethischen Gesellschaft" ihre Lebensfähigkeit auch der modernen, auf dem Boden der Entwickelungstheorie fußenden Ethik gegenüber von neuem bewiesen. Gizyckis Darstellung in diesem Kapitel zeichnet sich ganz besonders durch das Vermögen aus, streng wissenschaftliche Gegenstände in einer leichtverständlichen Manier zu behandeln, ohne in den unangenehmen Ton manches Popularphilosophen zu verfallen. — Der zweite Aufsatz über Schopenhauer enthält weniger eine kritische Betrachtung der Lehren des großen Pessimisten als eine höchst anziehende Schilderung seines Lebens und seines Charakters. Allen denen, welche sich gern von Schopenhauer, über den so viele unwahre und gehässige Urteile gefällt sind, einen der Wahrheit mehr entsprechenden

Begriff bilden möchten, sei Gizyckis Aufsatz warm empfohlen.

Die Offenbarung, betrachtet vom Standpunkte der Weltanschauung und des Gottesbegriffes der Kabbala. Von Franz Kolb. (Leipzig, Gustav Fock.) — Das Wort „Kabbala“ bedeutet Überlieferung und bezeichnet das Ganze jener Versuche, welche von der Synagoge unternommen wurden, um die „Offenbarung“ in Moses und Propheten einheitlich zu erfassen und zusammenhängend zu gestalten und zwar im Gegensatz zu der allegorischen Deutung der Christen, welche alle Bilder der Offenbarung in christliche Ethik auflöst, und auch im Gegensatz zur historischen Auslegung. Der Verfasser giebt uns hier zunächst in dreizehn Abschnitten das System der Kabbala und verwendet dann diese Abhandlungen in vier weiteren Abschnitten zur Erklärung und Verbindung der einschlägigen Bibelstellen, wobei namentlich die Offenbarung Johannis dem Leser in einem eigenartigen Lichte erscheinen wird. Die notwendigen Bemerkungen rein wissenschaftlicher Natur sind so angebracht, daß sie das Verständnis des Ganzen nicht hindern, und man darf deshalb wohl hoffen, daß die Arbeit Kolbs nicht bloß in einem engen Kreise ihre Leser finden wird.

Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung „Kants mystische Weltanschauung“ herausgegeben von Dr. Karl du Prel. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) — Obwohl wir für Kants Weltanschauung das Beiwort „mystisch“ entschieden zurückweisen müssen, so halten wir doch die Wiedererneuerung eines Teiles der im Jahre 1821 von Pölitz herausgegebenen Vorlesungen Kants für sehr verdienstlich. Dieselben bestätigen, daß die „Träume eines Geistersehers“ in der Entwickelungsgeschichte Kants eine mehr als vorübergehende Rolle gespielt haben, wie es auch seiner Zeit A. Wernicke (Religion des Gewissens, 1879), allerdings in anderem Sinne als jetzt du Prel, nachzuweisen versucht hat. Thatsächlich hat Kant das System, welches er in den „Träumen“ nebelhaft vor sich sah, weiter und weiter ausgestaltet und ist niemals von der dort ausgesprochenen Ansicht abgewichen, daß die Seele im Diesseits auch zugleich Bürgerin des Jenseits sei, nur hat er diese Ansicht niemals im Sinne der Mystik verzerrt, wie es du Prel behauptet.

Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. Von Joseph Popper. (Leipzig, Karl Reißner.) — Der Verfasser vergleicht die Freude an wissenschaftlichen Entdeckungen und technischen Fortschritten mit der Freude an Kunstwerken und führt dieses eigenartige, meist völlig uneigennützige Interesse der Menschen an der Aufnahme und Fortbildung technischer Errungenschaften auf ein ästhetisches Gefühl zurück, ein Gedanke, der um so lebhaftere Billigung erfahren wird, je mehr man sich des Irrtums bewußt wird, der in der Ansicht liegt, als sei in der unvergleichlichen Entwickelung der technischen Wissensgebiete die Ursache des Mangels an Idealismus zu suchen, der unserer Zeit vielfach, und gewiß zum Teil nicht mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht wird. Im Gegenteil ist in der Ausbildung der Technik ebensogut ein Faktor des Idealismus enthalten wie in anderen Wissens- und Kunstzweigen. Hiermit scheint es uns jedoch nicht übereinzustimmen, wenn der Verfasser im zweiten Teile seiner Ausführungen betont, daß ein ethisches Moment im wissenschaftlichen sowie künstlerischen Interesse nicht enthalten sei. Wir können die Ansicht nicht teilen, als schlösse starke ästhetische Begabung meistens einen Mangel an ethischer Kraft und das Fehlen tiefergehenden socialen Mitgefühls ein. Haben doch stets jene künstlerischen und wissenschaftlichen Genies am stärksten gewirkt, die von jenem edlen Zorne durchglüht waren, den der Verfasser als höchsten Ausdruck der „Männlichkeit“, wir würden lieber sagen „Menschlichkeit“, bezeichnet: man denke nur an Schiller, Mill oder Ibsen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

33. Jahrg. Juli 1889. Heft 394.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Endrik Kraupatis.

Eine litauische Geschichte

von

Ernst Wichert.



Die große Mühle in Kraupatischken war vor zwei Jahren abgebrannt.

Man nannte sie die „große Mühle", weil das Flüßchen, das unfern diesem Dorf in den Pregel mündete, weiter aufwärts noch zwei oder drei Mühlen trieb, die über eine geringere Wasserkraft verfügten. Aber die Mühle hatte auch wirklich zu der Zeit, in der sie angelegt wurde, und in diesem Teile von Preußisch-Litauen für ein bedeutendes Werk gelten können. Später, bei verbesserter Technik, war sie von mancher Konkurrentin überholt. Aber sie hieß noch immer im Volksmunde „die große Kraupatischker Mühle", und so hieß sie auch, nachdem sie abgebrannt war und bis auf ein unversehrt gebliebenes Seitenhäuschen als Ruine dalag.

Es war übrigens seit dreißig oder vierzig Jahren, also ungefähr so weit zurück, als die jetzigen älteren Männer Kinder gewesen waren, üblich geworden, sie auch die „alte" Kraupatischker Mühle zu nennen. Nicht weil ihr eine neue zur Seite stand, sondern weil sie wirklich nachgerade alt, recht alt war. Davon konnten sich alle Mahlgäste überzeugen, die unter ihr mächtiges Dach traten — die ganze Mühle schien, aus einiger Entfernung gesehen, nur Dach zu sein — und das Gebälke bewunderten. Es stammte noch aus der Zeit, als an den Quellflüssen des Pregels meilenweite Wälder mit ihren Beständen von uralten Eichen das Land bedeckten — dort wo sich unter der Herrschaft des deutschen Ordens und unter den Herzögen und viel später noch bis in die Regierungszeit des Großen Kurfürsten hinein „die Wildnis" als Schutz gegen feindliche Einfälle ausdehnte. Wer damals eine Anweisung auf Bauholz erhielt, hatte die Auswahl unter einer Riesengarde und konnte seinen Bedarf nach völligem Maß decken. Man baute ja auch noch „für die Ewigkeit". Die Balken, die da von Mauer zu Mauer querüber lagen, mochten gut die vierfache Stärke heutiger Träger haben und waren so dicht gereiht, daß

sie kaum eines Bretterbelages bedurften. Über ihnen aber strebte ein Wald von Stützen, Riegeln und Sparren auf; man hätte da einmal gehörig „durchforsten" können, ohne die Sicherheit des mit schweren Pfannen, Mönchen und Nonnen, gedeckten Daches zu gefährden.

Und wie schwarzbraun das Holz geworden war! nicht die kleinste morsche Stelle ließ sich entdecken. Es war nicht nur bildlich gesprochen „fest wie Eisen". Mit der Axt einen Splitter abzubringen, kostete keine kleine Mühe. Und von demselben Material waren die Räder und die Wehre, der Fachbaum und die Schützen darüber. „Ja, damals verstanden die Leute noch haltbar zu bauen! So ein Holzchen — hä, hä, hä! es ist eine Freude anzusehen."

Das alte Ding stånd so fest, daß kein Sturm es umwerfen und kein Hochwasser es unterspülen konnte. Vielleicht wär's wirklich für die Ewigkeit gebaut gewesen, wenn das Feuer es nicht zerstört hätte. Merkwürdig! durch ein paar Jahrhunderte war es auch von diesem Elemente verschont geblieben. Aber vor zwei Jahren — Das war freilich auch nicht mit rechten Dingen zugegangen: das Feuer mußte angelegt sein. So zufällig fing solches Holz nicht Feuer, es war sicher mit Petroleum begossen worden. Das hatte eine Flamme abgegeben, als ob das ganze Dorf brannte — meilenweit war sie zu sehen gewesen und Nacht und Tag und die zweite Nacht hatte sie reichlich zu zehren gefunden. Als die schweren Dachziegel schon prasselnd und polternd in den Innenraum gefallen waren und da wie ein schwarzer Berg aufgehäuft lagen, stand noch das verkohlte Gebälk, und als man's mit langen Hakenstangen umriß, zeigte sich's, daß das Feuer nicht hatte durchfressen können. Ja, so ein Holzchen!

Leider war nicht nur die alte Mühle zerstört worden, sondern bei dem schrecklichen Brande auch ein Menschenleben verloren gegangen. Die volle Gewißheit davon hatte man erst beim Aufräumen erlangt, als man die verkohlten Gebeine eines Menschen fand. Es ließ sich denn auch feststellen, daß ein Bettler, der sich den Tag über im Dorf herumgetrieben, spät abends nach der Mühle gegangen und dann verschwunden war. Er mochte von hinten über den Schweinestall eingestiegen sein und sich auf dem Heuboden sein Nachtlager bereitet gehabt haben. Man meinte anfangs, er sei der Brandstifter gewesen, vielleicht aus Rache, weil er von der Mutter des Müllers abgewiesen worden. Aber es mußte doch unglaublich scheinen, daß er dann so lange wartete, bis ihm die Flamme den Ausweg sperrte. Mit Vermutungen durfte man sich nicht lange plagen. Schnell genug wurde gewiß, was kein Mensch für möglich gehalten hätte: der Müller selbst hatte die Mühle angesteckt.

Der Müller war Heinrich Kraupat, oder, wie die Litauer ihn nannten, Endrik Kraupatis. Solange man zurückdenken konnte, hatte der Besitzer der großen Kraupatischker Mühle stets Kraupat geheißen. Auch aus den Grundakten ergab sich kein anderer Name. Es war sehr möglich, daß keineswegs in älterer Zeit immer der Sohn dem Vater folgte; der Ehemann einer Tochter oder selbst der Käufer konnte den Namen Kraupat angenommen haben; denn der Müller in Kraupatischken konnte füglich gar nicht anders heißen. Unzweifelhaft war aber bereits der Großvater des Heinrich Kraupat Besitzer der Mühle gewesen. Er hatte, wie erzählt wurde, zu der Zeit, als die Franzosen hier durch nach Rußland gingen, sein Geld so gut versteckt gehabt, daß sie es nicht hatten auffinden können. Sein Sohn galt sein Leben lang als ein wohlhabender Mann, und auch von dessen Sohn Heinrich wußte man's nicht anders, als daß er so manchen Gutsbesitzer und Pferdezüchter in der Gegend „bequem in die Tasche stecken" könnte. Aber er war bei Gericht trotz allen Leugnens überführt worden. Zehn Jahre Zuchthaus hatte er vom Schwurgericht in Tilsit bekommen, weil beim Brande ein Mensch das Leben verloren hatte. Es wurde ihm dabei schon zu gut

gerechnet, daß ihm dessen Anwesenheit in der Mühle unbekannt gewesen sein konnte.

Endrik Kraupat hatte einen Zeugen seiner That gehabt. Es war sonst nicht viel gegen ihn ermittelt: daß er einmal beim Glase Bier im Ärger sich ausgelassen, das alte Ding stehe schon zu lange und tauge in jetziger Zeit nicht viel; die Mühle abzubrechen und nach den jetzigen Principien wieder aufzubauen, koste zu viel Geld. Der Himmel könnte aber wohl einmal ein Einsehen haben und einen Blitz herunterschicken. Brenne das alte Gestell nieder, so hätte ja doch niemand einen Schaden davon, die Versicherungsgesellschaft müsse blechen. Das hatten viele gehört und nicht sonderlich schwer genommen. Erst nachträglich war ihnen eingefallen, daß die Worte Bedeutung gehabt haben könnten. Ein andermal hatte er gemeint, er sei eigentlich kein rechter Müller, da er das Handwerk nicht aus dem Grunde gelernt habe, und würde, wenn er günstig gegen bar verkaufen könnte, lieber etwas anderes unternehmen, einen Pferdehandel vielleicht oder dergleichen. Auch das hatte niemand verwundert, da man ja wußte, daß die Mühle seinem älteren Bruder bestimmt gewesen war, der dann leider verunglückte, und daß Endrik damals als Sergeant bei den Dragonern diente und Gendarm zu werden beabsichtigte. Nun war auch das vorgeholt. An sich konnte auch nichts Verfängliches darin gefunden werden, daß er am Abend vor dem Brande seine Leute mit dem Fuhrwerk nach der Stadt geschickt hatte, eine Maschine abzuholen, die viel Wasserkraft sparen sollte. Jetzt hieß es, er hätte die Pferde nicht verbrennen lassen wollen. Es wurde ausgerechnet, daß die Mühle sehr hoch versichert gewesen sei. Aber das alles, zusammen mit dem Umstande, daß die Mühle unzweifelhaft angesteckt worden war, wie sich das Feuer entwickelt hatte, würde ihm nicht den Hals gebrochen haben. Der Zeuge gab den Ausschlag. Beschwor doch der alte Davids Enkikat, der in seinen jungen Jahren noch bei dem Großvater des jetzigen Müllers in der Lehre gewesen war, seinem Vater lange Jahre gedient hatte und jetzt in der Mühle das Gnadenbrot aß, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Endrik in der bestimmten Nacht das Feuer anlegte. Gegen ein solches Zeugnis hatte alles Ableugnen nichts geholfen.

Fast ein Jahr lang, die Untersuchungshaft ungerechnet, hatte er in der Anstalt zugebracht. Da war es endlich den unablässigen Bemühungen seiner alten Mutter, der Erdme Kraupatene gelungen, beim Oberlandesgericht in Königsberg das Wiederaufnahmeverfahren durchzusetzen. In der Sache mußte deshalb vor dem Schwurgericht nochmals verhandelt werden, und diesmal erfolgte seine Freisprechung. Das war erst gestern abend zu später Stunde geschehen. Der Advokat hatte telegraphiert. Das ganze Dorf war nun in großer Aufregung. Man hatte sich ausgerechnet, wann Endrik Kraupat, dem sogleich ein Fuhrwerk entgegengeschickt war, zu Hause anlangen könne. Ein festlicher Empfang wurde vorbereitet.

So viel davon sich wenigstens in der Geschwindigkeit vorbereiten ließ! Am Eingang des Dorfes, nicht weit von der Mühle übrigens, war eine Art von Ehrenpforte errichtet: zwei Stangen mit Fähnchen und eine Laubguirlande dazwischen. Solche Laubgewinde hingen auch in kleinen Bogen an dem Mauerrest der Mühle und kränzten die Thür des vom Brande verschont gebliebenen Wohnhäuschens. Die drei Steinstufen zu derselben und der Weg dahin zeigten sich mit weißem Sand und gehackten Tannen bestreut. Um die Stämme der beiden Linden am Eingang durch den Gartenzaun war ein langes Stück Zeug gezogen und mit einer litauischen Inschrift versehen, die ungefähr so viel sagte als Gott schützt die Unschuld. Die alte Kraupatene hatte sie vom Schullehrer mit Teer aufschreiben lassen. Aber auch über den Thüren der meisten Bauerhäuser steckte mindestens ein Birkenstrauch. Jeder, der von dem Müller in den letzten Jahren schlecht gesprochen hatte, wollte das möglichst rasch in Vergessenheit bringen. Ließ

sich danach die freundliche Gesinnung ermessen, so war er bei dem Krüger seit gestern ganz besonders gut angeschrieben: der Mann hatte in der Nacht sein Fuhrwerk nach dem Walde geschickt und sechs Tannenbäumchen von doppelt Manneshöhe holen lassen, die nun rings um den mit Bänken und Tischen bestellten Podest vor der Thür eingegraben und festgebunden waren und dem Hause ein freundliches Aussehen gaben. Auch hingen die beiden Fahnen — eine schwarz-weiße und eine schwarz-weiß-rote — die sonst nur zu Königs Geburtstag oder anderen Festtagen in Gebrauch genommen wurden, aus der Dachluke am Giebel herab. Es war in Kraupatischken auch noch nicht vorgekommen, daß einer zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und dann wieder freigesprochen wurde.

Auf dem Podest saßen dicht zusammengedrängt alle die Dorfinsassen, die früher eine Ehre darin gesucht hatten, zur Freundschaft des Müllers gezählt zu werden, Deutsche und Litauer. Das Dorf war wohl nie ganz litauisch gewesen, jetzt aber, wie die ganze Gegend hier, fast völlig verdeutscht, so daß in der nächstgelegenen Kirche nur an jedem vierten Sonntage ein litauischer Gottesdienst abgehalten zu werden pflegte. Nur noch die älteren Leute sprachen untereinander litauisch und behielten die alte, so gut kleidende litauische Tracht bei. In der jüngeren Generation erinnerten meist nur die Namen an die Abstammung; es galt ihr für vornehm, in Sprache und Gewohnheiten von den Deutschen nicht unterschieden werden zu können.

Der Krüger mußte die Gläser häufig füllen; man hatte sich's nun einmal vorgenommen zu warten, bis der Müller eintreffen werde. Das große Wort führte ein kleiner, buckliger Kerl, der den schäbigen Filzhut von der kahlen Stirn zurückgeschoben hatte und bei Kraftstellen seiner Rede mit der langfingerigen Hand darauf paukte, um den Eindruck zu verstärken. Seine kleinen Augen blinzelten fortwährend unruhig im Kreise herum, sich zu vergewissern, daß die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht aussetzte, und der breite Mund kaute recht wohlgefällig die Worte, die mit geringen Abänderungen mehrmals wiederholt zu werden pflegten. Es war der Jons Szamaitat, ehemals Lehrer im Heydekrugischen, dann abgesetzt und seitdem Schreiber für jeden, der seine Feder gegen kleinen Entgelt brauchte, zudringlich, boshaft, gern gemieden und doch in der Not stets wieder aufgesucht, den Behörden verhaßt. Die Dorfhonoratioren setzten sich sonst im Kruge nicht gern mit ihm an denselben Tisch, wenn sie auch mitunter gnädigst seine Zeche bezahlten. Heut war das etwas anderes. Szamaitat hatte ja die Sache des Müllers in seiner Mutter Auftrag mit allem Eifer betrieben und ein glänzendes Resultat erzielt. Er war natürlich zur Schwurgerichtssitzung nach Tilsit gefahren, um den Rechtsanwalt, der die Verteidigung übernommen hatte, in jedem Augenblick beraten zu können, hatte sich aber sofort nach Verkündigung des freisprechenden Urteils in größter Eile auf den Heimweg gemacht, um für den feierlichen Empfang des unschuldig Bestraften sorgen zu können. Er selbst hatte heut seinen großen Tag.

„Ja, seht ihr, Herrschaften," sagte er, indem er sein Glas über die Schulter weg dem Krüger zur Neufüllung zureichte, „es kommt alles darauf an, daß man eine Sache richtig anfaßt — richtig in die Hand nimmt — sagen wir: richtig anfaßt. Das ist das eine. Und das andere ist die Energie, die Nachdrücklichkeit, die Force. Nicht loslassen, Herrschaften, nicht loslassen — darauf kommt alles an. Wenn ein Mensch schuldig ist, dann mit allen Hunden hinter ihm her, bis ihm der Atem ausgeht und alle Hakenschläge nichts mehr helfen. Das ist klar — was? Wenn aber ein Mensch unschuldig ist, dann alle Leitern ansetzen, ihn herunterzuholen, mögen sie auch zehnmal abgeworfen werden. Das ist ebenso klar — hm?" Er schlug eine tiefe Beule in seinen Filz. „Der Endrik Kraupatis war unschuldig — ich hab keinen Augenblick daran gezweifelt. Keinen

Augenblick! obgleich's einen, der nichts von solchen Sachen versteht, wohl stutzig machen konnte, daß der alte Ensikat so schlankweg auf seine Aussage den Eid leistete. Es lag gegen ihn nichts vor, als daß er, wie jedes Kind weiß, auf dem linken Auge ganz blind ist und auf dem rechten halb. Das ist damals auch gegen sein Zeugnis vorgebracht, hat aber nichts verschlagen. Denn die Richter machten einen Versuch im Schwurgerichtssaal und stellten ihm auf gewisse Entfernung allerhand Leute, abwechselnd mit Kraupat vor, aber der alte Kerl hatte immer die richtige Witterung und versah sich nicht ein einziges Mal. Da haben sie ihm denn natürlich geglaubt, daß er auch in jener Nacht den richtigen gesehen hat, und damit war's entschieden. Wie aber seine alte Mutter zu mir mit Thränen in den Augen sagte: „Jons, der Endrik ist unschuldig wie ein neugeborenes Kind — so wahr Gott lebt, er ist unschuldig, mein Sohn —!" da gab ich ihr die Hand darauf, daß er unschuldig ist, und daß es ans Licht kommen soll. Fragt sie selbst, Herrschaften, ob ich ihr nicht darauf die Hand gegeben habe."

Er hatte das heute gewiß schon zehnmal erzählt. Aber man hörte ihm auch geduldig zum elftenmal zu. Irgend ein Wörtchen war immer noch neu oder konnte doch neu sein. Und so fuhr er denn, nachdem er sich durch einen langen Zug gestärkt hatte, fort: „Das war so weit ganz gut, Herrschaften. Wie aber die Sache anfassen? Denn ihr müßt wissen, es giebt wohl eine Möglichkeit, einen, der schon rechtskräftig verurteilt ist, wieder loszubekommen, aber seine Schwierigkeit hat's doch. Sehr seine Schwierigkeit, sag ich euch."

„Jawohl, jawohl — sehr seine Schwierigkeit," wurde von allen Seiten gerufen, „wir kennen ja die Geschichte", aber der Bucklige sah darin nur eine Ermunterung, die Unterhaltung fortzusetzen, gab seinem Filzhut einen Stoß von unten her, daß er auf dem linken Ohr zu sitzen kam, langte in eine große Holzdose, die einer von den Gästen dem anderen über den Tisch schob, balancierte die Prise auf dem Daumen und wiederholte nochmals:

„Sehr seine Schwierigkeit, Herrschaften. Denn es mußte da etwas Hagelneues vorgebracht werden, das der Richter damals nicht gewußt hat, und es muß auch von Wichtigkeit sein, so daß man meinen könnte, der Richter damals hätt einen anderen Spruch gethan, wenn er's gewußt hätt. Und da ist's nicht genug, daß man's vorbringt, das Gericht muß auch daran glauben und die Sache wieder einleiten. Hat's dazu keine Luft, so wird's wegen der Gründe zur Ablehnung nicht verlegen sein. Sie machen euch da so ‚in Erwägung, daß — und obgleich — und dennoch', daß ihr gar nicht wißt, was ihr zu lesen bekommt. In diesem vorliegenden Fall war's nun klar, daß die Unschuld nicht zu Tage kommen könnt, solange das Zeugnis des alten David Ensikat galt. Da war also die Schraube anzusetzen. Die Mutter des Müllers, die ganz unsinnig in ihrem Kummer über den Sohn war, hat ihn unter vier Augen tüchtig ins Gebet genommen, und da hat er sich so ein Wörtchen entwischen lassen, mit dem nicht zu spaßen ist. Die Kraupatene hat wohl gewußt, daß ihr Sohn als junger Mensch mit einem Mädchen was vorgehabt hat, das dann ins Wasser gesprungen und unter den Mühlrädern aufgefischt ist, aber kein Mensch hat eine Ahnung davon gehabt, daß das Mädchen des Ensikats Tochter auf unrechte Art gewesen ist, der Endrik Kraupat auch nicht. Das hat der Alte nun ausgeschwatzt, als hätt Gott den Endrik dafür bestraft, daß er das Mädchen verführt und hinterher sitzen lassen. Und da hatten wir ihn."

Er faßte seinen Filz und setzte ihn zweimal wuchtig auf das kahle Haupt nieder. Die Bauern lachten. Der Krüger aber, der eben die Gläser abräumte, meinte: „Es half aber nichts, daß Ihr ihn hattet. Ich besinne mich noch wie heute, was da für ein Lamento war, als der Brief kam: in Erwägung, daß und so weiter — es wird nichts verzapft."

Der Schreiber sah ihn eine Weile über die Schulter mit blinzelnden Augen an, als wollte er eine höhnische Antwort folgen lassen. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß der Krüger sich wohl so etwas erlauben dürfte, schob deshalb den Zeigefinger unter der Nase hin und her und sagte: „Na ja — es half nichts, für sich allein half's nichts. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb, Herrschaften, das weiß jedes Kind. Mit Energie zwingt man's. Das Gericht wollt nicht gleich daran glauben. Wenn die Thatsache auch richtig wär und allenfalls anzunehmen, daß Enfikat gegen den Endrik Kraupat damals einen Groll gefaßt, so seien doch viele Jahre darüber vergangen, ohne daß er ihm eine Feindlichkeit bewiesen, und könnte auch nicht daraus gefolgert werden, daß der alte Mann einen falschen Eid geleistet haben sollte. Das Gericht wollt eben nicht heran und die Beschwerde blieb auch ohne Erfolg, so gut sie abgefaßt war. Die Kraupatene war nun aber erst recht überzeugt, daß ihrem Sohne schwerstes Unrecht geschehen. ‚Jons,' hat sie zu mir gesagt, ‚ich hab keine Nacht Ruhe, der Endrik ist unschuldig, hilf ihm aus dem Zuchthaus heraus.' — Das thät ich gern, Frau, hab ich geantwortet, aber wie soll man weiter an die Sache heran? Ja, wenn sich ein Alibi beweisen ließe. — ‚Was ist das, ein Alibi?' hat sie gefragt. Da hab ich ihr's auseinandergesetzt, wie ich es euch vorhin auseinandergesetzt habe, und da hat sie nun erst recht keine Nacht Ruhe gehabt, bis sie's herausgebracht hatte."

„Das mit der Ilsze Balnus — ja, ja! an so etwas hat kein Mensch gedacht gehabt. Der Endrik Kraupat, der Müller! Er hat mit seiner Frau immer gut gelebt — von Zank und Streit hat man nichts gehört —" so fiel man von allen Seiten ein. Offenbar war da der interessanteste Punkt berührt.

Der Schreiber pfiff durch die Zähne. „Sie hat's beschworen und gestern ihre ganze Aussage auf den geleisteten Eid wiederholt, obgleich ihr der Präsident nicht schlecht zugesetzt hat. Was wollt ihr? Die Ilsze ist eine hübsche Person — hat schon manchem den Kopf verdreht. Ob einer verheiratet ist oder nicht, das thut ihr wenig, wenn er sich nur fangen läßt. Sie hat so eine Art — Na, Herrschaften, gestern im Zeugenraum, die Richter vor sich, die Geschworenen und den Staatsanwalt zur Seite, das Publikum hinter sich — und dabei denn doch so zu sagen die eigene Schande bekennen müssen, das ist keine angenehme Position. Aber die nichtsnutzige Margelle hat sich in ihrem besten Sonntagsputz ein Ansehen zu geben gewußt — von den Richtern hat da während der ganzen Zeit keiner in seinen Akten geschrieben und die Geschworenen hatten alle Schläfrigkeit vergessen. Man konnt's ihr schon glauben, daß der Müller nicht eisenfest geblieben ist, nachdem sie ihn mit freundlichen Augen angesehen hat. Daß sie nicht viel taugt und eigentlich von Kindheit an nicht auf rechten Wegen gewesen ist, hat sie selbst zugegeben, aber bestraft ist sie bisher nicht, das hat der Herr Staatsanwalt selbst bestätigen müssen, der sonst nicht schonend mit ihr verfuhr. Diese Ilsze Balnus hat nun auf ihren Eid versichert, daß der Müller gerade diese Nacht im alten Hirtenhause gewesen und erst fortgegangen ist, als schon der Feuerschein durch die Ritzen der Lade drang und sie beide aufschreckte. Das hat ganz heimlich geschehen können, denn sie wohnte da draußen ganz allein, nachdem das Dorf die Weide geteilt hatte und jeder Wirt sein Vieh auftrieb, wie es ihm gefiel. Es hat ihn keiner kommen und gehen sehen. Und so erklärt sich's nun auch, daß man ihn nicht gleich zu Anfang beim Brande bemerkt hat, was ihm übel genug ausgelegt ist, da er sich in seinen Angaben, wo er gesteckt, widersprochen und doch schließlich nichts recht Glaubhaftes vorgebracht hat. Man kann sich ja denken, warum. Er hat mit seiner Frau stets im besten Einvernehmen gelebt und das Verhältnis nicht auseinanderbringen wollen. Deshalb hat er auch hinterher vor dem Rich-

ter nichts ausgesagt und wohl gehofft, daß er auch ohnedies freikommen möchte, oder selbst das Schlimmste lieber auf sich nehmen, als den Ehebruch gestehen wollen. Und selbst im Zuchthause hat er sich lange auf die Zunge gebissen, bis ihm denn doch das Leben dort unerträglich geworden. Seine Mutter war dorthin gereist, als unsere Beschwerde abgewiesen war, und hat ihn auch ein paarmal sprechen dürfen. In Gegenwart des Gefängnisinspektors freilich. Aber sie hat ihm doch sagen können, daß die Ilsze Balnus bei ihr gewesen sei und gesagt hätte, sie könnt es nicht länger auf ihrem Gewissen behalten, daß er unschuldig so schwere Strafe leiden müßt. Und so und so. Da hat er's nach vielem Sträuben zugeben müssen. Der Mutter aber ist der Sohn lieber als die Schwiegertochter. Und so hat sie's durch mich anzeigen lassen. Da haben sie den Endrik denn wohl freisprechen müssen."

„Und hat ein Jahr unschuldig gesessen — ein Jahr Zuchthaus — es ist gottsjämmerlich! Was einem passieren kann durch schlechte Menschen — man ist seines Lebens nicht sicher! — Wahrhaftig —!" ließen sich wieder viele Stimmen zugleich vernehmen.

Szamaitat zog den alten Filzhut über die Augen. „Ja, man muß sich schämen," zischelte er, „was die Justiz so fertig bringt. Es ist himmelschreiend, daß in einem civilisirten Staate einer unschuldig verurteilt werden kann und brummen muß. Es sind Fälle, Herrschaften, da liegt der Kasus noch verrückter. Denn wie einer unschuldig zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt werden kann, so kann er auch unschuldig zum Tode verurteilt werden, wegen Mordes zum Beispiel. Und die Sache kann so klipp und klar liegen, daß der König sagt: kopfab! Und hinterher kommt die Wahrheit an den Tag. Den Kopf setzt keiner mehr an — ha, ha, ha! Ein Jahr im Zuchthaus sitzen ist auch keine Kleinigkeit, aber es geht doch meist nicht ans Leben. Zuchthaus — puh! Ich hab mal da einen besucht, für den etwas geschrieben werden sollte. Die langen Gänge durchs ganze Haus und rechts und links die eisenbeschlagenen Thüren zu den engen Zellen und die vergitterten kleinen Fenster, und kein Wort wird gesprochen, und das schlechte Essen einen Tag wie den anderen — puh! Wer das unschuldig hat aushalten müssen ... Wie entschädigt der Staat so einen? Nehmt zum Beispiel den Müller. Was bekommt der für sein Jahr Zuchthaus? He? Seine Mühle hat er nicht wieder aufbauen können, da die Versicherungsgelder nicht gezahlt sind. Nun vergeht wieder ein Jahr, bis sie fertig dasteht. Und inzwischen gar kein Verdienst. Die Mahlgäste haben sich anderswohin gewöhnt. Dafür zahlt der Staat keinen Pfennig. Das ist ein Unglück, heißt es — wie wenn einem ein Dachziegel auf den Kopf fällt oder ein Unwetter die Felder verhagelt. Eine schöne Gerechtigkeit! Es ist himmelschreiend."

Der Gendarm kam durchs Dorf geritten und stieg am Kruge ab. Es geschah wohl nicht ganz zufällig, daß er auf seiner Runde hier vorüberkam. Er hatte schon vom Landrat erfahren, was geschehen, und hielt es für geboten, beim Eintreffen des Müllers zur Stelle zu sein, um Unordnungen zu verhüten. Er fand die Gesellschaft denn auch schon recht angeheitert und zu einem stürmischen Empfange bereit. Das eben angeregte Thema wurde weiter besprochen, der bucklige Schreiber dämpfte jetzt aber sehr die Stimme, wenn der Gendarm seinen gelben Schnurrbart drehte und ihn dabei scharf ansah. Der Mann der Ordnung bewahrte große Ruhe und ließ nur von Zeit zu Zeit würdevoll ein Wort fallen, um „das staatliche Interesse zu wahren". „Irren ist menschlich," bemerkte er, „aber mehr als seine Pflicht kann keiner thun. Wenn ich meine Pflicht thue, so kümmere ich mich den Teufel darum, ob einem Unrecht geschieht. Es muß alles im Leben seine Raison haben. Daß einer einmal unschuldig verurteilt wird, kann vorkommen, wenn der Schein gegen ihn ist; aber

selten genug wird's passieren — und es kann auch ebenso gut vorkommen, daß einer einmal unschuldig freigesprochen wird, womit ich übrigens nichts angedeutet haben will. Ist einer verurteilt, so ist er schuldig, und ist einer freigesprochen, so ist er nicht schuldig — der liebe Gott weiß es besser, dabei müssen wir uns beruhigen."

Das wollte doch nur wenigen einleuchten. Sie meinten: er spricht wie ein Beamter und man muß ihn reden lassen. So viel wollte auch das Achselzucken des Schreibers bedeuten. Nun erhob sich in einiger Entfernung auf der Landstraße ein Geschrei von vielen Stimmen, das die Aufmerksamkeit der Kruggäste erregte. Sie tranken schleunigst ihr Bier aus und standen auf. Dort am Eingang des Dorfes hatten sich Weiber und Kinder postiert, die den Müller begrüßen wollten. Sie empfingen ihn mit lautem Hurra. Das leichte Wägelchen, auf dem er saß, näherte sich rasch dem Kruge. Der Kutscher hieb auf die beiden Pferde wie toll ein. Und nun gab Szamaitat das Zeichen, indem er auf die Bank stieg und seinen Filz schwenkte. „Unser Müller soll leben — vivat hoch!" Die ganze Gesellschaft stimmte ein und eilte auf die Landstraße dem Fuhrwerk nach, das nach der Mühle einbog. Nur der Gendarm blieb auf dem Podest stehen und beobachtete von dort das Treiben.

Endrik Kraupat war ein Mann über die Mitte der vierziger. Man hatte ihn noch vor wenigen Jahren allgemein für einen hübschen Mann gehalten. Jetzt erkannten ihn seine ältesten Freunde kaum wieder. Der schöne, braune Vollbart war abrasiert und das krause Haar ganz kurz geschoren. Er trug eine Mütze mit breitem Schirm, der die Augen verschattete, und hatte sie offenbar tiefer als durchaus nötig auf die Stirn hinabgezogen. Als er an dem mit Menschen besetzten Podest vorübergesaust war, hatte er einen raschen Blick darüber hingeworfen, um die Gesellschaft zu mustern. Den Gruß schien er erst zu erwidern, als er den Gendarm bemerkte, der im Hintergrunde stehen geblieben war. Als dann das Fuhrwerk vor der Mühle hielt, nahm er wieder erst von seinem Sitze aus schnelle Überschau, indem er nach dem Fenster und nach der Thür, darauf auch zurück auf die Landstraße blickte, auf der nun die Freunde anstürmten. Er sah verdrießlich aus und schien in Gedanken die Entfernungen abzumessen, ob es ihm gelingen könnte, durch einen eiligen Sprung ins Haus den Gratulanten auszuweichen. Aber er merkte schon, daß sie entschlossen waren, sich ihr Vergnügen nicht nehmen zu lassen, und fügte sich. Während er nun langsam vom Wagen stieg und sein geringes Gepäck herabnahm, öffnete sich die Hausthür. Es erschien in derselben eine alte Frau in litauischer Tracht, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt, das über der Stirn, gestützt durch eine weiße Haube, eine Art Dach bildete; hinter ihr ein junges Mädchen, fast noch im Kindesalter, städtisch gekleidet. Kraupat hörte das Aufklappern des Drückers und schaute um. Er sah die beiden, schien aber noch jemand zu suchen. Erst als er sich überzeugt hatte, daß ihnen niemand folgte, nickte er grüßend und ging ihnen langsam entgegen. „Guten Tag, Mutter," sagte er, kaum anders als wenn er von einer kurzen Ausfahrt in die Nachbarschaft zurückgekehrt wäre, „guten Tag, Mare." Er reichte beiden die Hand, um sie gleich wieder fortzuziehen. Er wollte den Dorfleuten, die schon in Scharen herandrängten, kein Schauspiel geben.

Seine Mutter verstand ihn, beherrschte sich und antwortete mit einem ebenso förmlichen: „Guten Tag, mein Sohn." Das Mädchen wollte sich aber so nicht abfinden lassen, schlüpfte unter dem Arm der Alten vor, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Kommst du endlich, Vater!" rief sie und fing an zu weinen. „Haben wir dich wieder? O Gott — o Gott —!"

„Was ist da zu plärren," sagte er mürrisch, bückte sich aber doch und erwiderte ihren Kuß. „Wo ist die Mutter?" fragte er leise.

„Drinnen."

„Weshalb kommt sie nicht heraus?"

„Sie will nicht."

„Ist sie krank?"

„Sie ist immer krank seit dem Mühlenbrande."

Er zuckte mit den Augenwimpern und mit dem Munde. „Na ja — ich weiß ja." Er blickte wieder nach dem Fenster auf, aber es ließ sich niemand hinter den Scheiben bemerken.

„Mit deiner Frau wirst du einen schweren Stand haben," flüsterte ihm die Alte zu, „das ist nicht anders."

„Das ist nicht anders," bestätigte er finster, schob Mare zurück und wandte sich den guten Freunden zu, die schon in Reih und Glied hinter ihm standen, die Mützen schwenkten und ihm ein Willkommen zuriefen.

Kraupat richtete sich in den Schultern stramm auf, wie ein Soldat, legte die Finger an den Mützenschirm und sagte mit festem Ton: „Guten Tag, allesamt. Ist heut Sonntag in Kraupatischken? Oder giebt's ein Fest? Ihr scheint schon tüchtig dem Glase zugesprochen zu haben."

„Das haben wir," antwortete der Ortsschulze, „und dir zu Ehren, Endrik, weil du doch —" Er hustete den Schluß hinweg.

„Ach so —" sagte Kraupat, als ob er jetzt erst merkte, um was es sich handelte. „Na, — macht kein Aufhebens davon. Ich bin wieder da, und so ist's gut."

„So ist's gut," rief der bucklige Schreiber, seinen Filz auf den Kopf stülpend und die Hand des Müllers ergreifend. „So ist's gut, und so hat's von Rechts wegen sein müssen, und ein Hund, wer daran zweifelt, daß der Endrik Kraupat unschuldig ins Zuchthaus gekommen ist. Darauf haben wir noch eins getrunken und darauf wollen wir noch eins trinken, und das soll uns die Polizei nicht verbieten. Der Müller soll leben, vivat hoch!"

Nun mußte er jedem die Hand schütteln und sich von den meisten auch umarmen und küssen lassen, so wenig ihm das augenscheinlich behagte. Sie versicherten ihn einmal über das andere, daß er für sie wieder gerade so ein Ehrenmann sei, wie er vor dem Brande gewesen, und daß sie niemals an seine Schuld recht hätten glauben wollen. „Das mag so sein oder nicht sein," äußerte Kraupat sich darauf, „ich will's keinem groß übel nehmen, wenn er damals mit den Wölfen geheult hat. Aber jetzt ist die Geschichte wie von der Tafel weggewischt, und ich wollt keinem raten, von morgen ab an sie zu erinnern — weder im guten noch im bösen. Es soll sein, als hätt sie sich nie ereignet." Dabei hob er drohend die Hand und ließ die Augen im Kreise herumrollen. Den buckligen Schreiber aber bedachte er noch ganz besonders durch einen scharfen Blick, der wie ein richtiger Schreckschuß wirkte, da das Männchen den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern zog, als er ihm schon von Natur gewachsen war, und unwillkürlich nach der Hutkrempe griff, als müßte gegrüßt werden.

Während dieser Bewillkommnung hatte sich in einem stallartigen Anbau des Mühlenhäuschens leise eine aus Brettern zusammengeschlagene Thür geöffnet. Aus derselben war ein alter Mann getreten. Er trug einen kurzen litauischen Schafspelz ohne Bezug, vielfach geflickt und recht schmutzig. Die blauen Leinwandhosen in den wollenen Socken, an den Füßen Holzkorken. Ein dünner Kranz von langem weißem Haar hing ihm um den unbedeckten Kopf, den er vorbeugte, um besser hören zu können, was da zehn Schritte weiter vorging. Mit der einen Hand hielt er die Thür fest, die andere hatte er wie einen Schirm über die Augen gelegt, die gespannt auf die Gruppe vor dem Hause starrten. Der fast zahnlose Mund war geöffnet; das ganze runzelige Gesicht zeigte ein blödes Lächeln, und ein paarmal wiegte sich der Kopf hin und her, als sei noch an der Wirklichkeit des Geschehenen und Gehörten zu zweifeln. Der Schreiber bemerkte ihn und machte ihm eine Faust. „Was will der räudige Hund, der Enfikat?" Der Müller blickte rasch um. Man erwartete, daß er gegen den Alten losfahren würde, der ihn durch sein falsches

Zeugnis ins Unglück gebracht. Einen Augenblick schien's auch so, denn die Stirn zog sich kraus und die fahlen Wangen röteten sich wie abgezirkelt. Dann aber warf er das Kinn auf, wendete sich wieder zurück und murmelte: „Ein andermal."

Die guten Nachbarn und Freunde bestürmten ihn, er möchte mit ihnen ins Wirtshaus kommen. Wer heut nüchtern zu Bett gehe, sei ein schlechter Kerl. Kraupat sah gar nicht so aus, als ob es ihm lustig zu Mut wäre. „Ich muß nun erst hinein," sagte er halb abweisend. „Geht voran und wartet meinetwegen auf mich — ich will sehen, daß ich bald loskomme."

Damit waren sie einverstanden. Johlend und juchzend entfernten sie sich, nachdem sie ihm nochmals die Hand gedrückt oder wenigstens auf die Schulter geschlagen hatten. Endrik ging ins Haus; seine Mutter und Mare folgten. Als die Thür sich geschlossen hatte, blieb er in dem engen Flur, von dem man geradeaus in den Küchenraum unter dem Schornstein sah, stehen. Er schien mühsam zu atmen, reckte den Hals und griff mit der Hand nach der Kehle. „Laufe zur Mutter, Mare," sagte er, „und melde ihr, daß ich da bin."

„Sie weiß es," antwortete das Mädchen.

„Gleichwohl —"

Mare trat rechts in die Stube ein.

Endrik faßte seiner Mutter Hand und zog sie nach der Küche hin. Dort war zu dieser Zeit niemand. Auf der anderen Seite gelangte man in den sehr kleinen hinteren Flur und von ihm aus in die Kammer, welche die alte Frau bewohnte, seit die große Mühle abgebrannt war. Man konnte, unter dem Schornstein am Herd stehend, jeden sofort bemerken, der da vorn oder hinten ins Haus trat. Hier umfaßte Endrik Kraupat seine Mutter mit beiden Armen, zog sie heftig an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. „Mutter —" flüsterte er und konnte nicht weiter.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn! Du bist frei —"

„Frei —! Aber was hast du für mich gethan, Mutter!"

„Was hab ich für dich gethan? Meine übrigen Kinder sind gestorben — nur du bist mir geblieben, Endrik. Sollt ich ins Grab gehen mit diesem Kummer, meinen einzigen Sohn im Zuchthaus zu wissen? Ich hab dich damals aufs Gewissen gefragt, Endrik, ob du an dem Brande unschuldig bist, und du hast geantwortet: Ja, Mutter! Daran halt ich in Ewigkeit fest."

Sie nahm seine Hand, die schlaff herunterhing; sie war eiskalt und feucht. Die Finger schienen nichts halten zu können; sie griffen zu und lösten sich gleich wieder. „Mutter," murmelte er, „es ist doch schrecklich —"

„Du bist unschuldig an dem Brande," sagte sie, „das andere geht dich nicht an. Wie hättest du auch die alte Mühle anstecken sollen, in der dein Vater und Großvater gelebt hat — in der du geboren bist, Endrik? Das glaub ich keinem, außer dir selbst. Die Herren Richter wissen es nicht so, sonst hätten sie dich schon damals freigesprochen. Nimm dir's nicht zu Herzen, Endrik. An der schlechten Person ist nichts gelegen — die holt der Teufel so und so —"

„Du aber, Mutter —"

„Was weiter? Ich bin eine alte Frau, die nur den einen Sohn hat. Wenn ich selbst für dich unschuldig im Zuchthaus hätt sitzen können, ich wär schon längst darin. Aber sie nehmen da nicht den einen für den anderen. Es mußt auf andere Art geholfen werden, daß Recht Recht bleibe. So wird's der liebe Gott auch ansehen. Ich bitte ihn jeden Sonntag in der Kirche darum und stecke jedesmal ein großes Geldstück in die Büchse, daß die Ältesten sich schon gewundert haben, wo das herkommt."

„Wird die Ilsze schweigen?"

„Das thut sie für sich selbst."

„Und sonst — weiß keiner davon? Keiner —?"

„Keiner, Endrik. Auch deine Frau nicht. Sie darf es nicht wissen, sonst kommt's bald aus. Sie ist wie im Kopf verstört seit dem Brande — du hast sie ja noch

so gesehen, bevor sie dich abführten. Gegen mich war sie anfangs gut, so wenig wir uns auch früher verstanden haben — du hättest die Deutsche nicht heiraten sollen, Endrik, die Salzburgerin — aber seit ich mich bemühe, dich aus dem Zuchthaus herauszubringen, spricht sie kein Wort mehr mit mir und dreht sich ab, wenn sie mir einmal hier in der Küche begegnet. Ich hab nicht aus ihr klug werden können. Denn man hat doch gemeint, daß sie dir gut gewesen sei und es als ein rechtes Glück angesehen hat, deine Frau zu werden; aber nicht den kleinen Finger hat sie für dich rühren wollen, wie ich sie auch gemahnt habe. Das versteh ein anderer."

Kraupat schwieg und sah finster vor sich hin. Erst nach einer Weile fragte er: „Glaubt sie daran?"

„Woran?"

„An das mit der Ilsze."

„Sie muß wohl. Aber sie hat nichts gesagt. Es ist auch nötig, daß sie daran glaubt. Das mußt du nun schon bei ihr auf dich nehmen, Endrik. Bitte sie um Verzeihung. Wenn sie dir jemals von Herzen gut gewesen ist — Und du bist ja doch der Vater ihrer Kinder."

„Jawohl — jawohl —" sagte er und strich sich mit der Hand über die Augen. Und dann abbrechend, erkundigte er sich nach seinem Sohn, der in der Stadt in Pension war und das Gymnasium besuchte.

Nachdem er kurze Auskunft erhalten hatte, reichte er der alten Frau seufzend die Hand und begab sich wieder in den vorderen Flur.

Eine Minute lang stand er an der Zimmerthür. Endlich öffnete er.

Frau Bertha Kraupat saß auf einem alten Lehnstuhl, der ein wenig vom Fenster abgerückt war, so daß man sie von außen nicht bemerken konnte. Sie hatte auf einem Holzschemel neben sich eine Arbeit und ein Gesangbuch liegen, beschäftigte sich aber mit beiden nicht, sondern hatte den Kopf mit den dünnen blonden Haaren hinten angelehnt und starrte zur Decke hinauf, während die Arme auf den Seitenlehnen ruhten und die langen dünnen Finger unruhig an dem geschweiften Holz herumtasteten. Sie sah erschreckend bleich aus, kein Tropfen Blut schien in ihren Adern zu fließen. Die Stirnhaut über den Augenknochen war wie nach den tiefliegenden Schläfen gespannt, der Mund fest verbissen. Mare stand hinter ihr und hielt ein Kissen in der Hand, das sie ihr unter den Kopf schieben wollte, der jedoch nicht nachgab. Sie fuhr erschreckt zusammen, als die Thür knarrte, änderte aber ihre Haltung nicht. Nur atmete sie hastiger und das Gesicht drückte das Angstgefühl aus, das ihre Brust beklemmen mochte.

Kraupat trat ein paar Schritte näher. Auch er war bleich wie die Wand. „Bertha," sagte er unsicher, „wie geht es dir?"

„Gut — ganz gut;" antwortete sie, ohne umzusehen, hastig und scharf.

„Da bin ich nun wieder zu Hause," fuhr er fort.

„Von wo kommst du?" fragte sie wie geistesabwesend.

„Von wo —? Du weißt es ja doch."

„Ja, ja — Aber laß es das Kind nicht hören."

„Was ist denn dabei? Ich bin ja doch freigesprochen."

Die Frau fing plötzlich heftig zu schluchzen an. „O mein Gott, mein Gott," jammerte sie.

Er ging zu ihr und legte etwas zaghaft die Hand auf ihre Schulter. „Wär's dir denn lieber, Bertha, ich hätt meine Zeit absitzen müssen? Das eine Jahr freilich — Das ist ein Unglück, wogegen man nichts kann. Wenn man hinterher freigesprochen ist, meine ich —"

Sie schluchzte weiter.

„Freut es dich denn nicht, mich wiederzusehen, Bertha? Laß das dumme Weinen und gieb mir einen Kuß zum Willkommen. Es ist wieder alles — wie vorher."

„Nie — nie!" rief sie leidenschaftlich, indem sie ihren Arm fortzog. „Wir sind so glücklich gewesen, Heinrich —"

„Und können wieder glücklich sein. Warum nicht? Ich bin freigesprochen — das Versicherungsgeld muß gezahlt werden, wir können die Mühle neu aufbauen oder —"

Sie schüttelte sich wie im Fieberfrost. „Nimm das Geld nicht," sagte sie, wie von Angst getrieben.

„Das wäre närrisch," meinte er. „Wie kannst du so etwas raten?"

Die Frau wendete sich ihm mit einer hastigen Bewegung zu, umfaßte seinen Hals und sah ihn mit den erhitzten Augen ängstlich bittend an. „Nimm das Geld nicht, Heinrich," wiederholte sie. „Es ist ganz dein Verderben. Ich will dir alles verzeihen, Heinrich — aber — aber —"

„Hm — was das anbetrifft, das Verzeihen —" Er stockte und sah sich nach dem Kinde um. „Laß uns eine Weile allein, Mare — ich hab mit der Mutter zu sprechen. Nachher ruf ich dich wieder."

Bertha hielt sie am Rock fest. „Nein, bleibe —"

Das Mädchen war unschlüssig, was es thun sollte.

„Geh," rief der Müller in streng befehlendem Ton. „Ich will's so. Bin ich nicht mehr Herr im Hause?" Die Zornader schwoll ihm. Aber er faßte sich rasch wieder, streichelte Mare das Haar und die Wange und sagte freundlich: „Geh — es ist nichts für dich."

Nun gehorchte Mare. Die kranke Frau gab allen weiteren Widerstand auf.

„Bertha," begann er, als er sich mit ihr allein sah, „was du da von Verzeihen sprichst — das hat etwas für sich. Weshalb ich freigesprochen bin, das geht keinen anderen etwas an, dich aber — Na ja, ich kann mir wohl denken, daß es dir recht fatal zu hören gewesen ist, daß dein Mann — In der ganzen Zeit, solange wir verheiratet gewesen sind, hast du dich nicht zu beklagen gehabt — Ja, das ist nun einmal geschehen, und ich gestehe mein Unrecht ein —"

„Heinrich," schrie sie auf, „du gestehst —"

„Was kann ich anders thun? Ich sage, es ist einmal geschehen. Und daß es unrecht war, gestehe ich ein. Man ist manchmal wie vom Teufel besessen, und wenn so eine Person es drauf anlegt —"

„Es ist nicht wahr, Heinrich."

„Sie hat's beschworen, Kind, da muß es wohl wahr sein."

„Sie hat's beschworen —"

„Und am Ende bin ich doch schwer genug bestraft mit dem Jahr Zuchthaus, Bertha. Wenn du wüßtest, was das zu bedeuten hat — ein fürchterlich langes Jahr —"

„Wofür bestraft — wofür?"

„Nimm an, für das Unrecht, das ich dir angethan habe, weil ich so leichtsinnig meine Pflicht vergaß —"

Sie schüttelte heftig den Kopf und biß die Lippe.

„Ist dir's noch nicht genug, Bertha? Sei gut! Vergiß das. Ich bitte dich — verzeih mir. Es soll nicht wieder vorkommen, daß ich mich so verirre. In meiner Art liegt's gar nicht. Und das eine Mal — Geschehen ist's nun doch. Sollten wir deshalb zeitlebens in Unfrieden leben? Wenn ich mich auch vergessen habe — gut bin ich dir doch immer geblieben. Es ist mir wahrhaftig schwer zu Herzen gegangen, daß ich nicht loskommen konnte, ohne dich so zu kränken. Aber wenn nun doch nur die Frage war, ob ich als Brandstifter vor aller Welt dastehen und meine Familie um mein Hab und Gut bringen und zehn Jahre sitzen sollte, oder mein Unrecht gegen dich —"

„Du bist ein Elender," fiel sie ein, „o — viel, viel mehr, als du's selbst zu fühlen scheinst. Geh! wir können nicht wieder zueinander."

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. „Wir können nicht? Was? Wir können nicht? Wenn du das sagst, Bertha, dann weiß ich, daß ich dir niemals — Wir können nicht wieder zusammen?"

„Es mag vor der Welt bleiben, wie es ist," antwortete sie hart. „Ich habe so viel schweigend getragen und will auch noch mehr schweigend tragen. Es wird ja doch bald mit mir zu Ende sein. Wir

sind Mann und Frau, und die Leute mögen glauben, ich hätt's verzeihen können. Daß ich deshalb auf Scheidung antrage, fürchte nicht; davor bist du sicher. Aber es können zwei lange Zeit vor den Leuten als Eheleute gehen und sind doch im Herzen geschieden. So ist's mit uns. Ich kann dir nicht sagen weshalb — wenn ich nur daran denke, faßt mich ein Grauen, daß ich fürchte, wahnsinnig zu werden. Und so ist's am besten, du glaubst — es sei der Ilsze wegen — und sagst es den Leuten, und sie glauben es auch. Das ist ja auch so glaublich. Welche anständige Frau leidet das? Und man kennt mich doch als eine anständige Frau — als die deutsche Frau. Und nun sage, wie du's willst gehalten wissen? Dies Haus ist klein. Ich habe für mich nur dieses eine Zimmer und die Kammer zum Schlafen für mich und Mare. Die andere Gelegenheit braucht deine Mutter. Ich weiß nicht, ob sie dich aufnehmen will und ob es dir bei ihr paßt. Aus deinem Hause vertreiben will ich dich nicht. Aber wenn du hier einziehst, muß ich gehen. Und wenn du dich so entscheidest, geh ich noch heut."

Kraupat hatte ihr, vorn übergebeugt, mit wechselnder Verwunderung zugehört. Die Augen starrten zu ihr hinüber. Er schien gar nicht zu fassen, was sie eigentlich meinte. Warum hätte sie ihm nicht glauben sollen? Und wenn sie ihm nicht glaubte, was war dann für ein Grund — Er fühlte ein blitzartiges Zucken durch sein Gehirn. Sollte er in sie dringen, sich deutlicher zu erklären? Es war, als ob ihm einer unsichtbar den Mund zuhielte, daß er's nicht herausbrächte. Er übersah rasch seine Lage: ein freundlicher Ausgleich war nicht zu erwarten, wenigstens nicht in nächster Zeit. Es konnte ihm nicht helfen, noch weiter den Reumütigen zu spielen. Nur wie er sich als Mann behauptete, kam noch in Frage.

„So — so — so —" knurrte er, „so also steht die Sache. Du läufst wohl alle Sonntag in die Kirche, aber von christlicher Verzeihung willst du nichts wissen. Gut, gut. Es mag so sein. Wenn du in dein eigen Fleisch schneiden willst — nur zu. Das weitere wird sich finden — so oder so. Aber höre! Solche Gesichter will ich mir nicht schneiden lassen, und kannst du mir kein gutes Wort geben, so leid ich ein böses auch nicht. Ich bin hier in der Mühle der Herr und verlange, daß ich von allen Hausgenossen dafür angesehen werde. Auch von meiner Frau! Danach richte dich."

Er wartete noch ein paar Sekunden, ob sie darauf etwas zu entgegnen hätte. Aber sie schwieg und drehte nicht einmal den Kopf nach ihm um, sondern nahm das Gesangbuch vom Tisch, schlug das Blatt auf, vor das ein Zeichen gelegt war, und las still das Lied. Auf seinem Gesicht zuckten die Muskeln; er biß die Zähne fest auseinander, um äußerlich ruhig zu bleiben; seine Hand schien einen Gegenstand zu suchen, den er fassen und zerdrücken könnte. „Hast du mir nichts mehr zu sagen, Bertha?" fragte er endlich.

„Nimm das Geld nicht," antwortete sie, ohne vom Buch aufzusehen.

„Daß ich ein Narr wäre!" rief er, riß die Thür auf und warf sie ärgerlich hinter sich zu. „Sie will es so," sprach er halblaut vor sich hin, während er die Steinstufen vor dem Hause hinabstieg. „Gut — sie hat's zu verantworten, was daraus folgt." Es verstand sich nun von selbst, daß er nach dem Wirtshause ging.

Dort traf er alle die guten Freunde. Sie empfingen ihn mit einem Jubelgebrülle. Es waren viele darunter, mit denen der Müller sonst nicht getrunken hatte. Es war seine Gewohnheit gewesen, stets in das kleine Stübchen des Krügers hinter dem Laden zu treten, in das nur die vornehmsten Gäste eingelassen wurden. Jetzt war es ihm gleichgültig, wer neben ihm oder gegenüber saß. „Bier her!" rief er, indem er auf den Tisch schlug. „Ein Fäßchen aufgelegt! Und wer ein Glas steifen Grogs vorzieht, der sag's. Es geht alles auf des Müllers Kosten."

Nun war er erst recht ihr Mann. Aus dem einen Fäßchen wurden drei; jeder trank mit auf des Müllers Wohl, der in

den Krug kam. Kraupat mußte mit allen anstoßen. Der bucklige Schreiber hielt Reden, die anfangs mit Beifall aufgenommen — dann überbrüllt wurden. Als er auf den Tisch stieg und dabei einige Gläser umwarf und zertrat, wurde er heruntergeworfen, so daß er sich ein Loch in den Kopf schlug. Kraupat war so lange Zeit nüchtern gewesen, daß er schon nach dem dritten oder vierten Glase mit schwerer Zunge sprach und schwankte. Als der Schneider und Wirt Letzkies, der ihm immer zuwider war, im Rausch auf den unglücklichen Gedanken kam, die schöne Ilsze Baluns hoch leben zu lassen, nahm er das übel und schlug ihm das Glas aus der Hand. Daraus entstand eine Rauferei, die nur mühsam durch den Krüger geschlichtet werden konnte. Gegen elf Uhr nachts wurde der Lärm so groß, daß der Gendarm durchs Fenster Ruhe gebot. Kraupat fand es verdrießlich, daß der noch herumspionierte. Da ihm nun auch der Schulze ins Ohr sagte, es sei Zeit, machte er sich heimlich fort in der Hoffnung, sein Haus allenfalls noch allein zu finden.

Draußen in der kühlen Luft aber ging ihm schon nach wenigen schwankenden Schritten ganz die Besinnung aus. Er stolperte über Steine, stieß gegen Bäume und schimpfte in den derbsten Ausdrücken auf das nichtsnutzige betrunkene Volk, das ihn nicht ruhig seines Weges gehen lassen wollte. Endlich gelangte er doch an das Mühlenhäuschen, kroch die Steinstufen hinauf und wollte die Thür öffnen. Sie war verschlossen, und es mochte ihm nun dunkel durch den Sinn gehen, daß ihm der Eintritt verboten sein sollte. Darüber entrüstete er sich in lauten Drohreden und fing an, mit Fäusten gegen die Thür zu schlagen. Dabei verlor er das Gleichgewicht, taumelte zur Seite und stürzte die drei Stufen hinab. Unten blieb er bewußtlos liegen.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwachte, sah er sich auf einem Strohlager in einem niedrigen und engen Gemach, dessen hintere schmale Wand mit Kleidern behängt war. Auf einem buntbemalten Holzkasten dicht am Ausgange auf der anderen Seite saß der alte Ensikat, die Füße auf einem Schemel, und rauchte aus einer kurzen Pfeife, die ihm im Mundwinkel hing. Er schien hier auf des Herrn Erwachen zu warten. Kraupat richtete sich auf, blickte noch im halben Dusel um, erkannte den Alten und schrie ihn an: „Verfluchter Hund, was willst du von mir? Ich laß mich nicht einsperren."

„Du bist nicht eingesperrt, Herr," antwortete Ensikat in litauischer Sprache. „In der Nacht hab ich dich gehört an die Thür klopfen. Weil dir doch nicht geöffnet wurde, stand ich auf und ging hinaus. Da fand ich dich ganz betrunken an der Treppe liegen, erbarmte mich deiner und schleppte dich in meine Kammer hinein. Auf meinem Bett hast du ausgeschlafen, während ich an der Erde lag. Ein verfluchter Hund, denk ich, war's nicht, der das für dich gethan hat."

„Und ein verfluchter Hund bist du doch," rief Kraupat, die Faust gegen ihn ballend. „Du hast mich ins Unglück gebracht."

„Das ist mir leid genug gewesen," antwortete Ensikat, „war aber doch nicht zu ändern. Ich habe mich als Zeuge nicht gestellt, sondern du weißt wohl, daß sie mich vorgefordert haben, und da hab ich denn auf meinen Eid die Wahrheit sagen müssen."

„Die Wahrheit — die Wahrheit! Infam gelogen hast du, Schurke. Vorgestern ist's herausgekommen."

„Nein, Müller, gelogen hab ich nicht, damals nicht und auch nicht vorgestern."

„Was? Du willst auch jetzt noch behaupten, daß ich die Mühle ange—" Er verschluckte sich und hustete eine Weile.

Der Alte blieb ganz ruhig. „Ich will behaupten, was ich immer behauptet habe. Denn das ist wahr."

„Du hast mich mit deinen blinden Augen gesehen?"

„Meine Augen sind nicht so blind."

„In der dunklen Nacht?"

„Es war nicht so dunkel und ich hatte vorher die Luke geöffnet, weil ich auf-

gestanden war, nach den Schützen zu sehen. Es war großes Wasser, und sie konnten von dem Gesellen nicht aufgezogen sein, als er fortfuhr."

„So magst du einen Menschen gesehen haben, aber nicht mich. Es muß sich ja jemand eingeschlichen haben, der das Feuer angelegt hat."

„Dich hab ich gesehen, Müller, dich! Ich kenne dich an deinem Gang und an deiner Kleidung —"

„Pah!"

„Ich hab aber auch dein Gesicht gesehen. Du kamst mir ganz nahe vorbei — mit der Hand zu fassen. Ich war hinter die Getreidesäcke getreten, als ich jemand kommen hörte, und du gingst mir gerade so vorüber, daß dein Gesicht sich gegen die offene Luke abzeichnete. Es ist gar kein Irrtum möglich."

„Das alles hast du so zusammengelogen, damit es glaubhaft erscheint."

„Ich hab's beschworen."

„So hast du falsch geschworen."

„Müller! Das sage nicht noch einmal. Gott wird dich strafen."

„Ich sage, du hast falsch geschworen. Denn ich habe in jener Nacht gar nicht in der Mühle sein können. Das hat vorgestern auch das Gericht anerkannt."

Der alte Mann seufzte. „Ich habe gehört, was die Ilsze Balnus ausgesagt und beeidet hat. Sie hat mir's auch auf Befehl des Herrn Präsidenten ins Gesicht wiederholt und das hat sie dreist genug gethan —"

„Du aber bist unsicher geworden."

„Das weiß ich nicht. Ich habe kein Wort zurückgenommen. Ich habe nur gesagt, es kann ja sein, daß du mit der Person etwas zu thun gehabt hast und daß sie in gutem Glauben meint, es sei in jener Nacht gewesen — Ich sah ja doch, wie's geplant war, dich zu retten. Hätt ich ihr's auf den Kopf gesagt, daß sie lügt, so wär's gegen mich losgegangen: seht den rachsüchtigen Menschen, er will des Müllers Verderben! Aber Gott weiß, daß ich dein Verderben nicht gewollt habe. Meine Schuld ist's nicht, daß du dich selbst tiefer und tiefer hineinbringst."

Kraupat sprang vom Lager auf und gab dem Alten einen Stoß, daß er vom Kasten herabflog. „Willst du die Ilsze Balnus in deinen Gedanken meineidig machen, du Schuft?"

Enskat erhob sich stöhnend und hinkte nach der Thür zu. „In meinen Gedanken ist sie's," sagte er, „denn ich weiß, was ich weiß, und du wirst es aus mir nicht herausschlagen. Die Ilsze ist von deiner Mutter bestochen, vor Gericht die Unwahrheit zu sagen und dich herauszulügen —"

Der Müller drang wieder auf ihn ein. „Schweige, Hund, oder ich schlage dir den Schädel ein —"

Der Alte hielt nicht einmal zur Abwehr seinen Arm vor. „Schlage zu, Müller, dann bin ich in Ewigkeit still. Aber Gott sieht und weiß alles, und den wirst du nicht hintergehen. Mir kannst du schon nichts Schwereres authun, als du mir angethan hast, da du mich als einen Lügner und Meineidigen vor Gericht hast überführen wollen. Das hat aber nur geschehen können durch einen Meineid. Das Gericht hat dem falschen Zeugen geglaubt, und du bist freigesprochen. Darüber freue dich, wenn du kannst. Von mir aber fordere nicht, daß ich dir ins Gesicht lüge. Schlage mich tot — du hast doch die Mühle angesteckt."

Kraupat ließ die erhobene Hand sinken; er mochte fürchten, daß es dem Alten wirklich ans Leben gehen könnte. Er lachte auf. „Schrei's doch im Dorf herum; man weiß dann erst recht, was man von dir zu denken hat. Ich will mich an so einem nicht versündigen." Leiser fuhr er fort: „Wenn du aber nicht ganz dumm und vernagelt bist, so nimm deinen Vorteil wahr und stelle dich mit mir auf guten Fuß. Sage den Leuten, daß du dich geirrt haben kannst."

„Nein, Müller, ich will mit reinem Gewissen sterben."

„Was ist's denn weiter? Du kannst dich doch geirrt haben."

„Das kann ich nicht.“

„Und du wirst auch ferner bei deiner Beschuldigung bleiben?“

„Wenn man mich fragt, werde ich nach wie vor die Wahrheit sagen.“

„So erstícke daran, du Hund!“ schrie der Müller, riß die Thür auf und stürmte fort.

Er war nicht wenig erbost gegen den „halsstarrigen alten Kerl“, kam jedoch bald zu der Einsicht, daß es am Ende das Beste sei, ihn laufen zu lassen. Der Müller fand nach dem gestrigen Jubelempfange, daß seine Sache gut stehe. Mehr als einer hatte ihm versichert, daß er Ensikat für einen nur halb zurechnungsfähigen Menschen halte. Solchen Leuten träume manchmal etwas, das sie dann meinten erlebt zu haben. Es war nicht anzunehmen, daß man jetzt noch auf ihn hören werde, wenn er denselben Unsinn beharrlich wiederholte. Verdrießlich blieb es allerdings, so einen immer hinter sich zu haben, der sich nicht den Mund stopfen ließ und jedem in die Ohren schrie: Der Müller hat doch angesteckt. Er war freigesprochen — jawohl! Der Staatsanwalt und das Gericht konnten ihm nichts mehr anhaben. Aber er hatte das ganz sichere Gefühl, daß das noch sehr wenig sei. Wenn er völlig wiederhergestellt sein sollte, so mußte auch jeder überzeugt sein, er sei unschuldig verurteilt worden; es durfte niemand den leisesten Zweifel wagen oder auch nur durch ein Gesicht andeuten. Und wer konnte wissen, wie bald er den einen und anderen der lieben Nachbarn verletzen müßte. Gestern schon hatte sich mancher unverschämt zugedrängt, den er früher kaum über die Achsel angesehen. Ensikat konnte ihm noch recht unbequem werden. Er überlegte, ob er sich's nicht ein Stück Geld kosten lassen solle, ihn mundtot zu machen. Aber der eigensinnige Racker wird zu viel fordern — oder gar nicht zu bezahlen sein — oder jedes Angebot ausschlagen. Er ist allein auf der Welt, braucht nichts für sich, ist zufrieden, wenn er seine Pfeife schlechten Tabak hat. Was soll er mit dem Gelde? Ja, wenn seine Tochter noch lebte — Das vergißt er mir nicht und ist doch so lange her. — Er beschloß abzuwarten, bis der Alte einmal öffentlich sagen werde, was er ihm unter vier Augen gesagt. Dann könnte er ihn wegen Injurien verklagen. — Das war doch nichts. Dann kommt die Sache krumm herum nochmals vors Gericht. Und zu nehmen ist dem Lump nichts — die Strafe sitzt er ab — was macht so einer sich aus ein paar Tagen Haft? Und hinterher —

Es ging ihm im Kopfe herum. Immer aber kam er wieder darauf zurück: am besten ganz still sein. Da begegnete ihm im Laufe des Vormittags der Gendarm Krause und rief ihn an:

„Herr Kraupat — auf ein Wörtchen.“

Was er ihm zu sagen hatte, gab seinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung.

„Sie sind freigesprochen, Herr Kraupat,“ sagte Krause zu ihm, „und also sind Sie an dem Brande nicht schuld. Es steht fest, daß Sie in der fraglichen Nacht gar nicht in der Mühle, sondern bei der Ilsze Balnus gewesen sind. Das hat die Person beschworen. Ein Irrtum in der Zeit ist gar nicht denkbar, denn sie spricht von der Nacht, in der die alte Kraupatischker Mühle abgebrannt ist. Nun hat aber vorher Ensikat beschworen, daß er Sie in dieser selbigen Nacht in der Mühle gesehen hat. Und auch bei ihm kann von einem Irrtum gar nicht die Rede sein. Hat die Ilsze Balnus die Wahrheit gesagt, so hat er gelogen; hat sie einen richtigen Eid geleistet, so hat er falsch geschworen, um Sie ins Unglück zu bringen. Und hat sein Meineid zuwege gebracht, daß nicht nur das Gericht einen Unschuldigen bestraft, sondern daß er auch ein Jahr unschuldig gesessen hat, so kann ihm das natürlich nicht so hingehen. Ich bin denn auch schon mit Recherchen beauftragt und frage deshalb zuerst bei Ihnen an, wie Sie sich dazu stellen und ob Sie vielleicht noch einiges Material herbeizuschaffen vermögen. Wir werden dann mit aller Strenge vorgehen. Das sind wir Ihnen schuldig.“

Der Müller war über diese Fürsorge des Staates keineswegs erfreut. „Herr Wachtmeister," antwortete er respektvoll, „mir wär's schon am liebsten, wenn die ganze Sache jetzt ruhen möchte. Ensikat hat meinem Großvater und Vater gedient und ist jetzt ein alter Mann, in dessen Kopf es nicht mehr ganz richtig ist. Seine Tochter spukt da herum, die sich ersäuft hat, weil ich sie nicht heiraten wollte — oder nicht konnte, denn ich war damals ein sehr junger Mensch, mein Vater lebte auch noch, und der hätt's nicht zugelassen. Daß es seine Tochter war, hab ich nicht gewußt, aber es mag sich wohl von damals her ein Groll in sein Herz gefressen haben, so daß er mir alles Böse zutraute. Und so bin ich ihm auch in jener Nacht vor die Augen gekommen. Er mag sich ja wirklich einbilden, mich gesehen zu haben."

Der Gendarm wiegte bedenklich den Kopf. „Man hat doch bisher nicht gehört," entgegnete er, „daß Ensikat verstört gewesen ist und nicht zu unterscheiden gewußt hat, was ihm träumte und was er wirklich erlebte. Ihre Nachsicht scheint mir nicht am Platze. Die Sache kann unmöglich so hängen bleiben, und Sie thun sich selbst den größten Schaden, wenn Sie nicht auf eine Untersuchung gegen den rachsüchtigen Menschen dringen. Ereilt ihn die gerechte Strafe, so wird das Unrecht gesühnt erscheinen, das Ihnen selbst geschehen ist. Geschieht ihm nichts, so könnte leicht mancher meinen, das müsse wohl einen Grund haben."

Dabei sah er dem Müller so scharf in die Augen, daß der Mühe hatte, nicht mit den Wimpern zu zucken. Er verstand den Beamten. „Sie haben ja ganz recht, Herr Wachtmeister," sagte er geschmeidig. „Mir selbst könnte nur lieb sein, wenn ein warnendes Exempel statuiert würde. Ich weiß nur nicht — Es steht da Eid gegen Eid, die Geschworenen werden nicht anbeißen wollen."

„Das kommt darauf an," meinte der Gendarm, „die Geschworenen sind allemal unberechenbar. Übrigens kann ich nicht zweifeln, daß man in diesem Prozeß Sie selbst zum Eide zulassen wird."

„Mich —?"

„Jawohl, weil Sie ja freigesprochen sind."

Dem Müller trat der Schweiß auf die Stirn. „Jawohl. Ich meine nur, da ich doch gewissermaßen interessiert bin —"

„Man kann Ihnen ja doch glauben, daß Sie die Wahrheit sagen. Und es muß Ihnen gerade daran liegen, sie mit einem feierlichen Schwur zu bekräftigen."

„Jedenfalls," stimmte Kraupat zu, „daran liegt mir viel. Ich will es mir überlegen, Herr Wachtmeister, auch mit meiner Mutter sprechen. Ergiebt sich gegen Ensikat noch etwas, so zeige ich's Ihnen morgen an. Verlassen Sie sich darauf. Wie steht's? Haben Sie schon gefrühstückt? Wir trinken ein Glas zusammen — was?"

Krause dankte; er müsse sogleich in seinen Bezirk reiten. Wenige Minuten später sah Kraupat ihn auch zu Pferde.

Er ging nicht zu seiner Mutter, sondern zu dem buckligen Schreiber, der ihm auch sonst Rat geben sollte, wie er nun am besten zu den Versicherungsgeldern käme. Szamaitat war ihm höchst widerwärtig, mußte aber in guter Laune erhalten werden. Ob er ihm nützen könnte, war zweifelhaft; daß er ihm schaden könnte, gewiß. Es waren in nächster Zeit allerhand Eingaben zu machen, zu denen Kenntnis der Formen gehörte. Dazu sollte der Schreiber seine Feder herleihen. Dafür ließ er sich dann so anständig belohnen, daß zugleich stillschweigend die Dienste vergolten werden konnten, die er schon geleistet. Vielleicht wußte er auch guten Rat, wie der Gendarm beschwichtigt werden könnte. Daß ein neuer Prozeß vermieden werden müßte, das wurde ihm immer klarer bewußt.

Szamaitat fühlte sich durch den Besuch des Müllers sehr geehrt. Eine solche Aufrichtung war ihm aber auch nötig, denn er war gestern, oder vielmehr erst heute früh, von Arbeitern, die ihn im Graben liegend gefunden, aufgehoben und

nach Hause getragen worden, wo seine Frau ihm keinen zärtlichen Empfang bereitet hatte. Die Nase war dick angelaufen, und aus den kleinen Augen konnte er kaum sehen. Kraupat erzählte ihm, was der Gendarm gesprochen, und wollte dann seine eigene Meinung dagegensetzen. Der Diensteifer des Schreibers war aber so groß, daß jener eher das Gegenteil seiner Absicht erreichte. „So ist's richtig," rief er, „ich sage, so ist's richtig. Man darf ihm das nicht hingehen lassen. Keine Schonung, keine Schwäche! Scharf vor, ganz scharf —"

„Aber es ist doch zu bedenken —" fiel der Müller ein.

„Nichts ist zu bedenken, Endrik, nichts ist zu bedenken. Ist schon alles bedacht — hier." Er setzte den Finger gegen die Stirn. Dann schlug er ihm vertraulich auf die Schulter. „Verlaß dich auf mich, Endrik, die Sache wird in die besten Wege geleitet." Er legte den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf dicht heran. „Ich will dir meine Meinung sagen, Endrik. Es braucht vorläufig noch kein anderer davon zu wissen. Ich habe meine Meinung, Endrik, und ein anderer kann seine Meinung haben, aber wer die richtige Meinung hat, das wird sich finden. Angesteckt ist die Mühle. An die Stellen, wo die Flammen aufgeschlagen sind, kommt von selbst kein Feuer hin. Ich sage, angesteckt ist sie. Aber wer hat die Mühle angesteckt? Du nicht, Endrik, das ist jetzt erwiesen. Darum muß es ein anderer gewesen sein."

„Der Bettler wahrscheinlich —"

„Von dem Bettler rede mir gar nicht. Das ist ein kalkulatorischer Unsinn. Denn um sich zu verbrennen, wird er doch das Feuer nicht angelegt haben. Verbrannt ist er aber. Wie soll das durch einen Kasus geschehen sein? Wenn er sich eine Pfeife angesteckt und das brennende Hölzchen ins Stroh geworfen hat, muß das doch eher in Flammen gestanden haben, als die Pfeife ausgeraucht war. Oder wenn die Pfeife noch brannte, als er sich schlafen legte, und die glühende Asche herausfiel und zündete — na! dazu gehörte schon ein gesunder Schlaf, sich völlig gar braten zu lassen, ohne aufzuwachen. Und es steht nicht einmal fest, daß der Mensch überhaupt eine Pfeife und Tabak und Reibhölzer bei sich gehabt hat."

„Es kann doch sein —"

„Es kann nicht sein, Endrik — ich sage, es kann nicht sein. Dagegen — weißt du, wer die Mühle angesteckt hat?"

Der Müller sah ihn mit gespannter Erwartung an. Seine Lippen waren blau.

„Für mich ist das so gewiß," fuhr der Schreiber fort, die Augenbrauen hoch aufreckend, „als daß zwei mal zwei vier ist. Der Ensikat hat die Mühle angesteckt."

Kraupat rückte den Schemel, auf dem er saß, einen Schritt vom Tisch ab. „Ensikat —?" rief er, „du bist nicht klug —"

„Hm — ich bin klüger, als manchem lieb ist. Der alte Ensikat hat angesteckt. Motiv: Rache. Daß er so lange damit gewartet hat, irrt mich gar nicht. Es giebt solche boshafte Kreaturen, die ihre Galle einschlucken, bis nach ihrer Schätzung das Maß voll ist. Das kann viele Jahre dauern — wenn sie's nur noch erleben! Nun mag er wohl gemeint haben, es könnt einmal plötzlich mit ihm zu Ende kommen, und noch rechtzeitig ans Werk gegangen sein. Das weitere stimmt. Er sagt selbst, daß er mitten in der Nacht oben gewesen ist. Was hat er da oben zu suchen gehabt? Die Räder standen. Das Wasser war nicht so hoch, daß es Schaden thun konnte. Er hat angesteckt. Und um nun den Verdacht von sich abzulenken — er war ja der einzige von deinen Leuten, der in jener Nacht zu Hause war —, hat er dich fälschlich beschuldigt und natürlich auch seine Aussage mit dem Eide bekräftigt. Ist das klar?"

Kraupat war aufgesprungen und lief in der Stube umher, von Zeit zu Zeit seinen Kopf mit den Händen fassend. Er stieß grunzende Laute aus, prustete dazwischen wie einer, der Wasser geschluckt hat, tupfte dem Schreiber auf die Schulter und lief weiter. Er war feuerrot im Gesicht.

Szamaitat nickte befriedigt: „Na ja — das ist klar, das harmoniert."

„Nein," schrie der Müller gewaltsam heraus, „das glaub ich nicht, das wäre —"

„Eine rechte Teufelei wär's, Freundchen, eine rechte Teufelei. Aber die ist ihm zuzutrauen. Wenn er nicht eine ganz boshafte, versteckte, hinterlistige Canaille wäre, meinst du, daß er so lange seine Tochter verleugnet haben würde? Damals schon wär er dir auf den Pelz gefahren, als sie ins Wasser gegangen war. Ich sage dir, es harmoniert."

„Aber das sind doch nur Vermutungen —"

„Vermutungen? Das sind Indicien. Laß mich nur machen, Endrik. Ich will dir ein Schreiben aufsetzen, das dem Gendarm Krause gefallen soll. Was weiter geschieht, geht dich nichts an. Will der Staatsanwalt darauf nicht vorgehen, so will er nicht. Du hast aber deine Pflicht gethan. Kein Mensch kann dir etwas nachsagen. Komme heute abend wieder zur Unterschrift. Ich will noch einen Strich schlafen, um ganz frisch zu sein. Wegen der Versicherungsgelder wollen wir nachher beraten. Du sollst sehen, ich verschaffe sie dir. Was fehlt dir denn? Du schnappst ja nach Luft, als ob du den Strick um den Hals hast. Ja, ja! gestern ging's ein bißchen scharf her. Ein paar Stunden Schlaf werden dir auch nichts schaden. Meine Alte — ha, ha, ha! Freue dich, daß du eine sanfte Frau hast. Nu — mein Buckel kann was aushalten."

Der Müller betrachtete es als ganz vergeblich, ihn jetzt auf andere Gedanken zu bringen. Er nahm sich vor, abends, wenn Szamaitat ausgenüchtert sei, nochmals verständig mit ihm zu reden und den Brief jedenfalls nicht zu unterschreiben. Deshalb erhob er jetzt keine Einwendungen weiter, ging zu seiner Mutter, die von der Sache gar nicht mehr sprach und nur fragte, wann er mit dem Wiederaufbau der Mühle anzufangen gedenke, sah auch nach seiner Frau, in der Hoffnung, sie heut freundlicher gestimmt zu finden, und unterhielt sich eine Weile mit Mare auf der Bank vor der Hausthür. Frau Bertha besorgte das Mittagessen, rief Mare und sagte ihr, der Vater könne mitessen, wenn er wolle. Das bestellte sie ihm. Er setzte sich denn auch an den Tisch, es war aber eine traurige Mahlzeit. Im Zuchthause hatte ihm das Essen besser geschmeckt. Die Frau sprach außer dem Tischgebet kein Wort. Er stand bald wieder auf und ging nach dem Kruge, seine Schuld zu berichtigen. Dort fand er in dem Krüger einen guten Gesellschafter. Er nahm ihn wenigstens jetzt dafür.

Bald trieb ihn doch wieder die Unruhe fort. Er meinte seine Felder besichtigen zu müssen, die teilweise von der Mühle weit entfernt lagen, und beschloß gleich mit dem entferntesten anzufangen. So verließ er hinter dem Dorfe die Landstraße und folgte einem tiefen Graben, der wieder das Wasser von vielen Seitengräben aufnahm. Sie zogen sich bis zu einem langen, etwas höher gelegenen Plan hinauf und setzten sich dort meist in flachen Furchen fort, die mehr den Zweck haben mochten abzugrenzen als zu entwässern. Der Plan stellte die früher gemeinschaftliche Weide dar, wenig fruchtbares Land, sandig und steinig, mit Heidekraut und niedrigem Birkengesträuch bewachsen. Dort stand auch das alte Hirtenhäuschen, ein langes, niedriges Gebäude unter einem Strohdach, welches über dem früheren Stall nur noch das kahle Sparrenwerk zeigte, aber auch nach dem vorderen Giebel zu über und über mit Moos bewachsen war, aus welchem Büschel von Gras, blaue Glockenblumen und roter Mohn aufschossen. Kraupat sah es von weitem, und erinnerte sich, daß die Ilsze Balnus dort wohne. Er ging eine Weile an der Grenze hin, drehte um und kehrte ihm den Rücken zu. Dann meinte er aber nachsehen zu müssen, ob sein Wäldchen während seiner Abwesenheit bestohlen sei. Dorthin begab er sich also auf dem letzten Grenzrain.

Wenn auch noch so langsam durch das

Wäldchen schreitend und rechts und links nach den Stubben ausspähend, mußte er sich wohl allmählich dem Hirtenhause nähern, das sich ihm zeitweise hinter dem jungen Birkenaufschlag versteckte. Plötzlich hatte er es auf zweihundert Schritte vor sich. An der hinteren Seite war vielfach die Lehmfüllung aus der Fachwerkswand gefallen und nicht einmal jedes so entstandene Loch mit Moos verstopft. Zwei Stangen stützten den Giebel über der niedrigen, zweiteiligen Thür. Ein alter Strauchzaun hegte ein Gärtchen ein, das einige Gemüsebeete enthielt. In der Ecke wuchs der Sonnenglanz hoch auf. Ein kleines Kartoffelfeld lag schon außerhalb.

Der Müller konnte von seinem Standpunkt aus den Platz vor der Hausthür am Strauchzaun hin gut überschauen. Die obere Hälfte war offen und gegen die Wand gelehnt; auf die untere geschlossene stützte sich die Bewohnerin des Häuschens, aus dem tiefen Dunkel des inneren Raumes den runden Kopf mit dem im Kranz aufgesteckten blonden Zopf und den kräftig gebauten Oberkörper weit vorbiegend. Sie hatte ein Ende Garn in den Händen, an das unten ein Lappen gebunden war, und machte daraus fünf jungen Kätzchen ein lustiges Spielzeug, indem sie den Anhang auswarf und ruckweise wieder an sich zog. Die zierlichen kleinen Tiere mit den Blitzaugen und Stumpfnäschen schossen hinterher, purzelten übereinander, probten die Krallen oder lauerten vorsichtig in einiger Entfernung, bis sich das Ungetüm wieder in Bewegung setzen würde. Das mußte sehr drollig anzusehen sein, denn Ilsze konnte nicht aufhören, das Neckspiel zu wiederholen, und unterbrach öfters ihren leise summenden Gesang durch ein lautes Lachen. Es wirkte ansteckend. Auch Kraupat, dem gar nicht lustig zu Mute war, mußte einfallen. Sie sah auf und erkannte ihn, ließ sich aber gar nicht in ihrem spaßigen Geschäft stören.

Nun schritt er auf das Haus zu bis an die Ecke des Strauchzauns, über den der goldgelbe Sonnenglanz nickte. Dort blieb er stehen, rückte ein wenig die Mütze und sagte: „Guten Tag, Ilsze — ich sah dich von weitem und wollte doch fragen, wie es dir geht."

Sie blickte auf, indem sie den Kopf hob, und zeigte ihm eine Doppelreihe blendend weißer Zähne. „Das ist auch in der Ordnung," antwortete sie lachend, „daß man seinen Schatz begrüßen kommt — ha, ha, ha! Du weißt ja doch."

Kraupat hörte das mit sehr gemischten Gefühlen. Er meinte aber, auf den Scherz eingehen zu müssen, und sagte nickend: „Na ja — ich weiß."

Sie fuhr fort, den Kätzchen den Köder auszuwerfen und die frühere Melodie zu singen, für die sie aber die Worte wohl im Augenblick neu erfand:

„Mein Schatz wohnt in einem großen Schloß,
Es hat viel hundert blitzende Fensterlein,
Übereinander vier Reihn.
Thüren und Fenster sind gut verwahrt.
Keiner kommt hinaus und hinein.
Ach! was hilft dir dein schönes Schloß,
Ach! was hilft dir die Fensterschar —
Kannst nicht heraus, liebes Schätzelein,
Wenn ich nicht spreche das Zauberwort,
Wenn ich nicht spreche das Lösungswort,
Alle Riegel fliegen ihm auf sogleich:
Mein holder Schatz muß bei mir sein."

Er verstand sie. Es wurde ihm heiß. Sie sah hübsch aus, die schlechte Person, in ihrem weißen Hemde mit den weiten Ärmeln, blau gestickt auf den Achseln und auf den Querdern um die Hände. Die kurze dunkelblaue Weste war über der vollen Brust nur durch wenige Haken geschlossen. Das ganze Gesicht lachte vergnügt über ihre Schalkheit. Er wollte sich nicht darauf einlassen. „Hast du nichts Besseres zu thun, als mit den Katzen zu spielen?" fragte er wie geärgert.

„Was soll ich sonst thun?" entgegnete sie. „Kann ich den Kartoffeln und Rüben wachsen helfen? Ich mag nicht arbeiten. Es ist langweilig und bringt doch nicht genug zum Leben ein. Den ganzen Tag spinnen oder weben — das ist nichts für mich. Warum soll ich mir den Rücken krumm werden lassen? In Dienst gehen will ich auch nicht — erst recht nicht. In der Freiheit ist's besser. Mit den kleinen Katzen kann ich stundenlang spielen, und

sie verlieren die Geduld auch nicht. Man kann sie immerfort zum Narren halten. Sieh nur!"

„Wo kommen sie her?"

„Es ist da vom Hirten her eine Katzenmutter im Hause geblieben. Du weißt ja, die Katzen hängen sich nicht an die Menschen. Man sagt, sie sind undankbar. Aber das ist dummes Zeug. Wofür sollen sie dankbar sein? Die Menschen halten sie doch nur, damit sie ihnen die Mäuse verjagen. Und wenn so eine arme Katzenmutter mehr Junge zur Welt bringt, als der Hausherr braucht, so ersäuft er sie unbarmherzig."

„Du hast den ganzen Wurf leben lassen?"

„Ja, das sechste ist von selbst gestorben. Ich kann keinem Tier ans Leben. Nicht eine Fliege mag ich totschlagen. Und die kleinen Kätzchen sind so niedlich. Sie schaffen mir die beste Kurzweil. Das ist genug Dank dafür, daß ich sie nicht in den Sack gesteckt und ins Wasser geworfen habe."

„Aber wovon lebst du denn?" fragte er.

Sie richtete sich auf, strich mit den Fingerspitzen, die sie auf der Zunge ein wenig feuchtete, die losen Haare der Scheitel zurecht und lachte ihn an. „Von Essen und Trinken. Ich leide keine Not. Deine Mutter giebt mir Brot und Speck, und aus dem Brunnen dort schöpf ich meinen Wein. Deine Mutter hat mir auch Branntwein gegeben, aber ich mag ihn nicht. Ich bin lustig genug auch ohne ihn. Aber wenn ich Besuch habe —" Sie senkte die Augen. „Du sollst auch ein Gläschen bekommen, Müller, wenn du eintreten willst."

Er schüttelte den Kopf. „Wer besucht dich hier draußen?"

Sie kicherte neckisch. „Ja, das darf ich nicht verraten. Hab ich's einem verraten, daß du mich besucht hast, Müller? Bis es durchaus zu deinem Glück geschehen sollte nach deiner Mutter Willen."

Er biß die Lippe. „Wenn sie alle sind wie ich, dann wirst du von deinen Gästen wenig Unterhaltung haben."

„Aber sie sind nicht alle so. Die anderen wollen, daß kein Mensch davon wissen soll, daß sie ins alte Hirtenhaus zum Besuch gehen. Es gefällt ihnen da. Glaube aber nicht, daß man nur so anzuklopfen braucht."

„Hat dir meine Mutter auch Geld gegeben, Ilsze?"

„Nein, Geld nicht. Aber schöne Kleider, die sie selbst getragen hat, als sie noch ein junges Mädchen war. Sie ist aus einer anderen Gegend, wie sie mir gesagt hat; da trugen die Mädchen und Frauen sich in ihrer Jugend noch so hübsch. Nachher, als sie deinen Vater geheiratet hatte, hat sie sich mehr städtisch kleiden müssen, um hier nicht aufzufallen, und weil es sich auch so für die Müllerin schicken sollte. Nun hat sie mir alle die schönen Sachen geschenkt: feine Hemden mit künstlicher Stickerei — dies, was du da siehst, ist noch das gröbste — und bunte Röcke, zehn Ellen weit, mit grün-rot-weißen Bändern, wie man sie nirgends zu kaufen bekommt, und Wisten von Seidenzeug und Jacken von Tuch und Zwickelstrümpfe mit den zierlichsten Mustern. Als sie mich zu sich rief, hat sie den Kasten aufgeschlossen und Stück für Stück vorgeholt. Das sollt alles für mich sein, wenn ich dein Schatz wär! Da hab ich's zugesagt, Müller."

Er griff in die Tasche, zog eine Handvoll Silbergeld heraus und trat nahe an die Thür, es ihr zu reichen. Sie wich aber zurück und sagte: „Behalt nur dein Geld, Müller. Dafür ist's nicht gethan. Aber die Kleider haben mir in die Augen gestochen. Du sollst einmal sehen, wenn ich mich ausgeputzt habe! Morgen ist Sonntag — komm um diese Zeit wieder, dann sollst du deine Freude daran haben."

„Nimm," sagte er unfreundlich, und hielt ihr das Geld hin. „Ich will meine Schuld berichtigen."

Ilsze schob lachend seine Hand zurück. „Du möchtest dich loskaufen, aber das geht nicht an. Ich hab's vor allen Leuten gesagt, daß du mein Schatz bist, und du hast nicht widersprochen — daran halt

ich dich fest, wenn mir's darum zu thun ist. Sogar der liebe Gott hat's gehört; das läßt sich nicht zurücknehmen. Du gefällst mir auch ganz gut, Müller. Mußt nur nicht so finster ausschauen, als wär dir die ganze Welt verdrießlich. Du hast's ja doch so gewollt. Komm morgen, dann wollen wir tanzen."

Sie sprang bis an die Thür vor, faßte ihn rasch um den Hals, gab ihm einen schallenden Kuß und lief fort ins Haus hinein. Er hörte nach einer Weile ihr helles Lachen.

Kraupat begab sich auf den Heimweg. Das Geld hielt er in der geschlossenen Hand. Nein, das geschieht nicht, dachte er; es ist nichts gewesen zwischen uns und soll nichts sein. Die Stelle auf der Backe, die ihr Mund berührt hatte, glühte wie höllisches Feuer. Er wischte sie zehnmal ab, aber die Hitze schlug immer wieder aus. Ein so hübscher roter Mund hatte ihn noch nicht geküßt. Und die munteren Augen! Daraus sprühte nur so die Lust. Bei der vergißt man alles! Aber es geschieht doch nicht — es geschieht nicht.

Er trat bei dem Schreiber ein. Die Eingabe war fertig. Szamaitat las sie vor, aber der Müller hörte nur flüchtig zu. Seine Gedanken waren bei Ilsze. Er sah sie immer vor sich, wie sie auf der Thür lehnte und die Kätzchen hinter dem Garn herspringen ließ. „Ist's gut?" fragte der Schreiber. „Es ist gut," antwortete er. Er nahm die Feder, die jener ihm hinhielt, und setzte seinen Namen unter die Schrift. Das Geld, das er noch in der Hand trug, hatte er auf den Tisch gelegt. Szamaitat strich es ein. „Danke, Endrik. Wir wollen's eins ins andere rechnen."

Kraupat quartierte sich für die Nacht beim Krüger ein. Es sei ihm in dem kleinen Häuschen zu enge, sagte er; seine Frau habe in der Nacht Hustenanfälle, dabei könne er nicht schlafen. „Wir können ja trotzdem ganz freundlich miteinander stehen. Wenn ich die Mühle wieder aufbaue, sorg ich für eine bequeme Wohnung. Ich will morgen nach der Stadt zum Baumeister, der soll mir einmal den Plan zu Papier bringen."

Am anderen Tage vormittags fuhr seine Mutter nach der Kirche. Es wäre auf dem Wagen auch Platz für ihre Schwiegertochter und Enkelin gewesen. Aber Frau Bertha ging lieber zu Fuß. Sie setzte sich mit Mare auch auf eine andere Stelle.

Der Müller fühlte durchaus kein Bedürfnis nach Gottes Wort. Eine Stärkung hätte er wohl nötig gehabt, aber sie konnte nicht von dort kommen. Er war zerstreut und wollte seine Gedanken nicht auf den Punkt sammeln, bei dem der Pfarrer einsetzen konnte. Gleichwohl überlegte er, daß man den Kirchenbesuch an diesem ersten Sonntag von ihm erwarten werde. Er zwang sich und ging. Es war nicht angenehm, die vielen Augen auf sich gerichtet zu sehen. Natürlich erregte er die allgemeinste Aufmerksamkeit, da seine Freisprechung bekannt geworden war, ebenso aber auch sein Handel mit Ilsze. Er sang eifrig mit. Während der Predigt hatte er nur immer Furcht, daß der Geistliche auf ihn anspielen werde, aber der Text gab dazu wohl keine rechte Veranlassung. Während des Gebets kniete er, wie viele Litauer in seiner Nähe. Er atmete auf, als erst wieder die Orgel spielte und das Haus sich leerte. Auf dem Vorplatz wurde er von vielen angesprochen und beglückwünscht. Das war ihm lieb, weil es sich nun von selbst erklärte, daß er nicht neben seiner Frau und Tochter ging.

Gegen Abend sattelte er sich das Pferd, um nach der Stadt zu reiten. Die Landstraße durchschnitt den Weideplan. Die Trift mündete in dieselbe ein, das Hirtenhaus lag freilich in einiger Entfernung, doch sichtbar am Walde. Kraupat hatte sich vorgenommen, vorbeizureiten, und setzte auch wirklich seinen Gaul in raschere Gangart. Aber ob der sich nun an die Weide erinnern oder was ihm sonst in den Sinn kommen mochte, er bog nach der Trift ein und wollte sich auch durch kein Ziehen am Zügel und Einsetzen der Hacken auf die Landstraße zurückbringen

lassen. Während Kraupat noch mit dem störrischen Tier beschäftigt war, bemerkte er, daß eine Gestalt an der Ecke des Hirtenhauses vortrat und mit der Hand winkte. Kein Zweifel, Ilsze kam ihm schon entgegen. Sie hier abzuwarten, konnte nicht seine Absicht sein. Die Landstraße wurde freilich am Sonntag wenig befahren und begangen, es war aber doch sehr möglich, daß der Zufall gerade zur unrechten Zeit jemand vorüberführte. Wenn man im Dorf erzählte, er habe sich hier mit Ilsze ein Stelldichein gegeben? Das mußte um jeden Preis vermieden werden. Er ließ also seinem Pferde den Zügel frei.

Ilsze näherte sich singend und im Tanzschritt. Er winkte ihr zu, dort zu bleiben, und lenkte hinter ein dichtes Birkengebüsch ab, das ihn gegen die Landstraße decken konnte. Ilsze tanzte jetzt im Kreise umher, indem sie sich in den Hüften wiegte und die Arme nicht ohne Anmut über dem Kopfe bewegte. Die fünf Kätzchen waren ihr nachgelaufen und schienen anzunehmen, daß der Tanz nur ihnen gelte. Auch die Katzenmutter hatte sich vorgewagt, hielt sich aber in der Ecke des Hauses und miaute erbärmlich. Als Kraupat herankam, sah er, daß Ilsze wirklich ihr Versprechen gehalten und sich mit den geschenkten Sachen ausgeputzt hatte. Ihr Feind hätte ihr's lassen müssen, daß sie sehr gut darin aussah. Sie knixte und warf ihm Kußhände zu. „Was sagst du?" rief sie. „Hat deine Mutter sich meiner zu schämen? Sie ist gewiß einmal ein hübsches Mädchen gewesen, aber besser kann der Anzug sie auch nicht gekleidet haben. Was sagst du?" Sie nahm ihm den Zügel aus der Hand, warf ihn über den Kopf des Pferdes und zog dasselbe nach sich, während sie immer mit hellem Gesang voraustanzte.

„Du bist eine Hexe," sagte er. „Bei Mondschein könnte man sich vor dir grauen."

„Aber noch ist die Sonne nicht unter," antwortete sie, und fügte ihrem Liede sogleich den Vers ein:

„Lange dauert's, lange,
Bis untergeht die Sonne,
Bis mein Schatz kommt.
Viel zu früh, viel zu früh
Wird sie wieder aufgehn,
Wenn er scheidet."

„Laß den Zaum los!" befahl er.

„Weshalb?"

„Weil ich nun von deinen Thorheiten genug habe."

„Sage mir erst, wie ich dir gefalle."

„Zum Teufel, gar zu gut."

„Schickst du mich zum Teufel, so mußt du mitkommen."

„Ich will nicht."

„Es hilft dir nichts, Endrik."

„Ich will nicht," wiederholte er heftig, sprang ab und suchte den Zügel zu haschen.

Aber Ilsze war geschwinder. Sie warf den Riemen über den Pferdehals, griff in die Kammhaare und schwang sich behende auf der anderen Seite auf. Sie ritt wie ein Junge, und es genierte sie gar nicht, daß die Röcke hoch über die Waden aufgezogen wurden. Mit juchzenden Lauten feuerte sie den Gaul an, bis er im schnellsten Lauf mit ihr über die Heide jagte, in großen Sprüngen über die Steine und Heidekrautkampen hinweg. Sie ritt dreimal um das Haus und sprang dann am Giebel vor der Thür ab. Nun mußte er wohl folgen.

„Du reitest wild," bemerkte er.

„Wild oder gar nicht," antwortete sie; „im Schritt mag ich nicht einmal gern gehen."

„Wo hast du's gelernt?"

„Ah —! bei meinem Vater und Bruder an der Grenze. Ich bin oft mit den Schmugglern geritten. Mein Vater ist von den Russen erschossen, meinem Bruder haben sie eine Kugel ins Bein gegeben, daß er lahmt."

„Ist er noch Wirt?"

„Nein — er hat seinen Hof vertrunken."

Sie schnallte den Kehlriemen auf und zog dem Gaul das Zaumzeug über die Ohren. „Es ist Sonntag. Laß ihn ein Weilchen grasen."

„Ich muß nach der Stadt."

„Ach —! Es hat Zeit."

„Hexe!"

„Wollen wir tanzen? Im Scheunenraum ist die Tenne noch ziemlich glatt."

Sie faßte seine Hand und zog ihn lachend ins Haus. Die Thür wurde von innen zugeklinkt.

Der Gaul graste vergnüglich bis in die Nacht hinein. Erst als der Morgen heraufdämmerte, ritt Endrik Kraupat auf der Landstraße weiter. Er hatte den Rockkragen aufgeschlagen und den Schirm der Mütze herabgezogen. Mit krummem Rücken saß er im Sattel, beide Hände auf den Knopf gestützt. Das Pferd mochte gehen, wie es wollte.

— — — — — — — — — — —

Er blieb ein paar Tage in der Stadt. Bei der Agentur sagte man ihm, es müsse erst an die Generalagentur berichtet werden. Er wollte die Antwort abwarten: dann dauerte es ihm doch zu lange. Er kehrte nach Kraupatischken zurück, ließ sich von Szamaitat noch ein Schreiben an die Direktion der Gesellschaft aufsetzen, in dem er sie für jede Verzögerung des Baues verantwortlich machte, ritt wieder fort, um es selbst dem Agenten abzugeben, konnte am Hirtenhause nicht vorüber und kämpfte diesmal sehr schnell alle Gewissensbedenken nieder. Seine Frau hatte ihn wieder, noch dazu in Gegenwart seiner Mutter, verächtlich behandelt. Sie soll wenigstens Grund zu ihrer Feindschaft haben, wenn sie's durchaus so will, redete er sich zu.

Als er drei Tage später wieder ins Dorf zurückkam, sah er vor der Mühle ein Fuhrwerk stehen. Ein Knecht saß auf dem vorderen Sitz und hielt die Leine in der Hand. An der Ecke des Hauses hatten sich viele Leute aufgestellt, die neugierig nach dem kleinen Anbau ausschauten, dessen Thür offen stand. Kraupat glaubte innen den grünen Rock des Gendarmen zu bemerken, auch dessen Säbel klappern zu hören. Nun erkannte er auch seine Stimme: „Spute dich. Es hilft nichts, du mußt mit." Gleich darauf wurde der alte Ensikat sichtbar. Krause hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und schob ihn vor sich her die Thür hinaus dem Fuhrwerk zu. „Ich kann allein gehen, Herr Gendarm," sagte der Alte, „und ich fürchte mich vor dem Gericht nicht. Was will man von mir?"

„Ich habe dir den Haftbefehl vorgelesen," entgegnete der Gendarm.

„Aber es ist alles gelogen. Ich soll das Feuer angelegt haben — ich soll einen falschen Eid geleistet haben —?"

„Es wird sich finden. Mache keinen Lärm!"

Das Fenster wurde aufgerissen. Frau Bertha Kraupat lehnte sich hinaus und streckte mit einer hastigen Bewegung die Hand vor, als ob sie den Gendarm zurückhalten wollte, die Augen waren weit geöffnet und stier, der Mund verzogen, wie wenn eine furchtbare Angst sie peinigte. „Was thun Sie, Herr Krause?" rief sie hinab. „Er ist unschuldig."

Ensikat blickte zu ihr auf. „Unschuldig."

„Unschuldig, so wahr Gott lebt!"

Der Gendarm blieb bei seinem „Es wird sich ja finden". Um aber der Müllerin eine Höflichkeit zu erweisen, setzte er hinzu: „Ich habe meine Order und führe sie pünktlich aus; das weitere geht mich nichts an."

„Aber es ist nichtswürdig," schrie sie mit aller Kraft ihrer Lunge, „einen unschuldigen Menschen ins Gefängnis zu schleppen! Ist denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden? Ist denn die Justiz stockblind? Laßt es nicht zu, ihr Leute — er ist unschuldig!"

Der Gendarm drohte zum Fenster hinauf. „Macht das Volk nicht aufrührerisch, Frau, sonst könnt's Euch selbst schlecht bekommen. Was lärmt Ihr so viel um den? Ob er schuldig oder unschuldig ist, weiß noch kein Mensch; das Gericht wird sprechen. Ihr solltet aber nicht vergessen, daß Euer eigener Mann unschuldig eine schwere Strafe verbüßt hat. Es geschieht denen, die ihn dazu gebracht haben, ganz recht, wenn sie ins Gebet genommen werden."

Er sagte das offenbar zugleich zur Be-

ruhigung der umstehenden Leute. Die Frau aber schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lamentierte: „Gott, mein Gott, verlaß den armen Menschen nicht! Was legst du mir auf! Mein Mund ist geschlossen. Hilf, Gott!"

„Sie ist verrückt geworden," murmelte man unter den Zuschauern. „Daß der Mann ihr untreu geworden ist, hat sie um den Verstand gebracht. Ganz gesund war sie schon immer nicht."

Indessen stieg Ensikat mit Hilfe des Beamten auf den Wagen. Von dort fiel sein Blick auf den Müller, der an den nächsten Baum gelehnt stand, als ob er sich stützen müsse. „Das hast du mir eingebrockt," krächzte er mit heiserer Stimme, „du — du! Aber ich sage, du lügst — du hast meineidige Zeugen gehabt — du —"

Jetzt erkannte auch die Müllerin ihren Mann. „Heinrich," rief sie ihm in furchtbarer Seelenangst zu, „laß es nicht geschehen — nur das nicht! Bezeug es ihm, daß er unschuldig ist! Wenn du Gott fürchtest, bezeuge es ihm! Herr Krause, hören Sie meinen Mann!"

Der Gendarm war zu Ensikat eingestiegen und drückte den Alten auf den Strohsitz nieder, da er die Hand aufhob und fortwährend schrie: „Ich schwöre es, daß ich die reine Wahrheit gesagt habe — ich schwöre es —"

„Fahr zu, Jurgis!"

Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung. Man hörte bald nur noch die Peitsche knallen.

Kraupat stand noch immer am Baum. Er war kreidebleich. Ihm schlotterten die Knie. Man meinte, es geschehe aus Ärger über seine Frau, und redete ihm zu, hineinzugehen, um sie zu beruhigen, damit sie nicht noch größeren Skandal mache. „Ja, die Weiber! Bei dem Punkt verstehen sie keinen Spaß."

Er suchte sich zu fassen, dankte grinsend und schritt auf das Häuschen zu. „So geht's nicht weiter," murmelte er in sich hinein. Auf der Platte über den Stufen stand seine Mutter, die hinausgetreten war, um die Abführung Ensikats mit anzusehen. „Da haben sie nun den richtigen Brandstifter," sagte sie. „Es kommt alles einmal zu Tage."

Er faßte ihren Arm und zog sie hinein. „Komm mit, Mutter," rief er ihr zu, „du sollst dabei sein, wenn ich ein ernstes Wort mit ihr rede."

„Mit deiner Frau?"

„Ja."

„Laß mich. Sie leidet mich nicht bei sich, die Hochmütige."

„Sie soll dich wohl leiden, wenn ich dich einführe."

Er stieß die Stubenthür auf und platzte hinein. Mare war nicht zu Hause. Das gab ihm noch mehr Mut. „Bist du denn ganz unsinnig geworden, Weib," schrie er, „daß du so verrückte Geschichten machst? Was soll man davon denken? Ich habe dich hier wohnen lassen. Wenn du's aber so treibst, daß ich mich deiner schämen muß —"

Bertha sah ihn mit einem Blick von oben an, der ihn verstummen machte. „Du dich meiner schämen —?"

„Ich sage — wenn du's so treibst —" stotterte er, „zwingst du mich, dir die Fenster zu vernageln oder die Thür zu zeigen — zwingst du mich."

Er ging indessen nach dem Fenster und schloß dasselbe. Die Müllerin schien gar nicht weiter auf ihn zu achten, sondern wendete sich der alten Frau zu und fragte scharf: „Was willst du? Hab ich dir nicht verboten, mein Zimmer zu betreten?"

„Du hast hier nichts zu verbieten," schrie Kraupat sie an. „Meine Mutter kann eintreten, wo sie will, und wenn ich sie mitbringe, soll niemand sie hinausweisen — auch meine Frau nicht."

„So werde ich gehen," antwortete sie und machte ein paar Schritte nach der Thür.

Er vertrat ihr den Weg. „Du bleibst. Ich habe mit dir zu reden — und meine Mutter soll Zeugin sein."

Frau Bertha hob drohend den Finger: „Daß dich's nur nicht gereut."

„Was soll mich gereuen? Es geht

so nicht weiter. Wir müssen ein Ende machen."

„Was heißt das?"

„Das heißt, wir müssen uns scheiden lassen."

„Klage doch gegen mich."

„Ich? weshalb soll ich klagen? Ich habe keinen richtigen Grund."

„Was willst du also?"

„Du aber —"

„Das geht dich nichts an."

„Das geht mich viel an. Ich kann so nicht mit dir leben. Du mußt klagen."

„Ich muß?"

„Du hast guten Grund."

„Aber ich hab dir's schon einmal gesagt: ich will mir die Schande vor Gericht nicht machen. Wir sind geschieden."

„Und ich soll mit der Ilsze gehen? Das macht dir noch mehr Schande, wenn du nicht klagst."

„Mir —?"

„Leg's nicht so auf die Wage. Ich bin nun einmal in ihrer Macht."

„Weshalb bist du's? Soll ich das wirklich in deiner Mutter Gegenwart sagen? Weil's nicht wahr ist, was sie vor Gericht ausgesagt hat."

„Bertha —!"

„Weil sie einen falschen Eid geleistet hat."

Die alte Kraupatene warf ihr einen giftigen Blick zu. „Das ist unverschämt."

„Schweige du," rief die Müllerin, „auf deine Anstiftung ist's geschehen."

Die Alte wurde ganz blau im Gesicht. „So — so —" zischelte sie, „weißt du das, mein Schäfchen, weißt du das?"

Kraupat sah nicht von der Erde auf, knurrte aber ärgerlich: „Du wagst, meine Mutter zu beschuldigen?"

„Du willst ja, daß sie Zeugin zwischen uns sein soll," antwortete die Müllerin verbissen. „Mag sie's denn wissen, weshalb ich sie verachte."

„Höre, mein Täubchen," höhnte die Kraupatene, dicht an sie herantretend, „wenn du recht hättest, wie stünd's dann? Endrik ist unschuldig ins Zuchthaus gebracht. Seine eigene Frau hat nicht den kleinen Finger gerührt, ich aber, seine Mutter, hab ihn befreit! Wenn du recht hättest, mein Täubchen —"

Die Müllerin atmete aus schwerer Brust, keuchend und gegen einen Hustenanfall kämpfend. „So wisse denn," sagte sie, „was ich so lange verschwiegen habe, was ich gemeint hatte, in mein Grab mitnehmen zu können: er hat doch die Mühle angesteckt."

„Wer?"

„Dieser hier."

„Du lügst."

„Mag er selbst mir's ins Gesicht sagen, daß ich lüge, wenn er kann." Sie wendete sich gegen ihn. „Es ist nicht wahr, daß du in jener Nacht außer dem Hause gewesen bist. Du meintest, ich schliefe, aber ich schlief nicht. Ich habe dich aufstehen und die kleine Laterne anstecken gesehen. Und dann hast du aus einem Versteck hinter dem Ofen Lappen und Werg genommen, aus der Kanne Petroleum darauf gegossen, vom Kaminsims die Zündhölzchen in die Tasche gesteckt, die Schuhe ausgezogen und die Laterne wieder ausgelöscht. Darauf hab ich dich hinausgehen gehört. Ich wunderte mich, aber ich dachte, es sei etwas an den Werken zu thun. Nach einer Viertelstunde bist du wiedergekommen und hast dich zu Bett gelegt. Aber es litt dich nicht lange. Du bist wieder aufgestanden, hast dich fertig angezogen und bist fortgegangen. Nun schlief ich ein. Ich kann nicht lange geschlafen haben — der Feuerlärm weckte mich. Nun sage — daß ich lüge — nun klage mich der Herzlosigkeit an, daß ich dich nicht aus dem Zuchthaus befreit habe, wie deine Mutter — nun verlange, daß ich mich dieses Ehebruchs wegen scheiden lasse — nun wirf mir vor, daß ich in Ängsten aufschreie, wenn ein Unschuldiger ins Gefängnis geschleppt und vielleicht verurteilt wird. Heinrich, Heinrich! Deine Sünde nährt sich von ihrem eigenen Fleisch und wächst höher und höher jeden Tag. Sie wächst dir riesenhoch über den Kopf."

In diesem Augenblick stieß Erdme Kraupat einen gellenden Schrei aus. Sie hatte

nur auf ihren Sohn gesehen und erwartete, daß er seiner Frau ins Gesicht sagen werde, sie habe geträumt. Aber ihre Worte bewältigten ihn so vollkommen, daß er keinen Laut vorbrachte, sondern nur mit entsetzten Augen zu ihr hinstarrte, kreidebleich wurde und am ganzen Leibe zu zittern anfing. Es schien, als ob er die Hand aufheben wollte, aber den Arm wieder sinken lassen müßte. Er schob schwerfällig den Fuß vor, um sich besser zu stützen, sein Oberkörper kam ins Schwanken — und jetzt knickten seine Knie ein, er fiel hinten über und lag ohnmächtig auf der Diele, die Arme, mit denen er im Fall ausgreifen wollte, weit fortgestreckt.

Die alte Frau brach neben ihm zusammen. Sie hob seinen Kopf auf ihren Arm und schrie ihm ins Ohr: „Es ist nicht wahr — es kann nicht wahr sein — um Gottes Barmherzigkeit willen, es kann nicht wahr sein." Diese Reden setzte sie fort, als er wieder zu sich kam. „Sage ihr, daß es nicht wahr ist — daß sie geträumt hat. Wenn du schuldig bist, Endrik, bin ich verdammt. Sage ihr —"

Er deckte die Hand über die Augen und schwieg.

„Es ist wahr," schrie sie auf, „Gottes Barmherzigkeit, es ist wahr!" Jammernd und die Hände ringend, verließ sie das Zimmer.

Es herrschte nun in demselben einige Minuten lang tiefes Schweigen. Dann sagte Frau Bertha: „Du weißt jetzt alles, Heinrich. Wie kann ich noch zu dir? Aber um deiner Kinder willen, geh in dich. Sorge dafür, daß der alte Enskat, der deinem Vater und Großvater treu gedient hat, sogleich loskommt — nimm das Sündengeld von der Versicherungsgesellschaft nicht an, hilf dir durch Arbeit und Sparsamkeit wieder auf — das Geld hat dich zu der schlechten That verlockt; weil du beim Verkauf der alten Mühle zum Abbruch so viel nicht herausbekommen konntest, hast du sie angesteckt — jetzt gehört dir noch der Platz und das Land, damit kannst du dir aufhelfen — ich bitte dich, nimm das Sündengeld nicht, es bringt dich vollends ins Verderben —"

„Zu spät — zu spät," ächzte er, „ich bin so weit und muß weiter — von der Ilsze, die für mich einen Meineid geleistet, komm ich nicht mehr los."

Mit schweren Schritten schleppte er sich zur Thür hinaus. Er verließ das Haus mit dem furchtbar drückenden Gefühl, jetzt für immer ausgeschlossen zu sein. Auch seine Mutter hatte er verloren und mehr noch: er hatte ihr Gewissen unheilbar belastet, den Rest ihrer Lebensfreude getötet.

Von diesem Tage ab war Kraupat selten noch ganz nüchtern. Er behielt das Zimmer im Kruge bei, war aber selten dort anzutreffen. Meist trieb er sich auf der Landstraße zwischen Kraupatischken und der Stadt reitend oder fahrend um. Die Nächte brachte er im Hirtenhause zu. Er hatte versucht, sich von Ilsze loszureißen; es war ihm nicht gelungen. „Was denkst du?" hatte sie ihm gesagt. „Ich habe beschworen, daß du mein Schatz bist, und das muß Wahrheit sein. Damals war mein Eid falsch, und Gott wird mich schwer bestrafen, weil ich ihn zum Zeugen angerufen habe — dem entgeh ich nicht. Aber dafür will ich hier auf Erden meinen Entgelt haben. Viel werde ich für dich leiden müssen, Endrik, aber dafür sollst du mir jetzt Gutes thun. Glaube auch nicht, daß ich für einen anderen so willig falsch geschworen hätte. Ich hatte lange ein Auge auf dich. So gut zu Pferde saß keiner als du, und so stramm hielt sich keiner beim Gehen, auch der Gendarm nicht, und so stolz blickte keiner um sich. Der wär ein Mann für dich, dacht ich oft, für den könntest du wohl eine Sünde auf dich nehmen. Und das hab ich denn auch leichten Herzens gethan. Aber Sünde bleibt doch Sünde, und wer sie begangen hat, geht nicht frei aus. Mag sein! Nur ihre Frucht will ich mir nicht vom Munde wegnehmen lassen. Und sie soll süß sein — Bitterkeit kommt genug hintennach."

„Sünde bleibt Sünde," hatte er nachgesprochen, „aber wer nicht dumm ist,

bringt die Frucht ein. Um nichts und wieder nichts verdammt sein — das ist Albernheit."

Er dachte dabei an die Versicherungsgelder und betrieb nun um so eifriger deren Einziehung. Er nahm den buckligen Schreiber auf seinem Wagen mit nach der Stadt, da wegen einer Hypothek Schwierigkeiten gemacht wurden. Endlich einigte man sich dahin, daß der Betrag derselben vorläufig zurückzubehalten und zu hinterlegen wäre. Die freie Restsumme wurde an Kraupat ausgezahlt. An diesem Tage trank er mit seinem treuen Helfer Champagner. „Das ist nur der Anfang, Brüderchen," renommierte Szamaitat. „So viel kommt dir von Rechts wegen für die Mühle zu. Aber dein Arbeitsverlust — die Verschlechterung der Geschäftsstelle durch Abgang vieler Kunden — und was du im Zuchthause ausgehalten hast! Das muß alles ersetzt werden, vom Staat ersetzt werden. Ich will der Regierung da schon ein Licht aufstecken! Wir gehen durch alle Instanzen. Wir wenden uns, wenn das nichts hilft, an das Abgeordnetenhaus und an das Herrenhaus. Was? Soll ein Staatsbürger der Gesetze wegen unschuldig leiden? Wir machen die Geheimen Räte, die oben am Staatssäckel sitzen, mürbe, bis sie tief hineingreifen. Laß mich nur schreiben."

Der Müller goß sein Glas herunter und antwortete nichts. Aber er legte ihm einen Hundertmarkschein hin und nickte ihm zu.

„Schön Dank, Brüderchen," sagte Szamaitat. „Wir rechnen zuletzt ordentlich ab."

Kraupat überließ an der Stelle, wo die Trift auf die Landstraße mündete, dem Schreiber das Fuhrwerk und ging nach dem Hirtenhause. Sein Schritt war schwankend, aber er hielt sich auf den Beinen. Trotz der Dunkelheit fand er ohne Mühe den Weg. Aus dem kleinen Fenster auf der abgewandten Giebelseite leuchtete ihm, als er um die Ecke gebogen war, ein matter Lichtschein entgegen. Er trat heran, lehnte die Stirn an die Scheibe und sah hinein. Auf einem niedrigen Schemel saß Ilsze vor dem Kasten, der sonst als Bank diente. In einem Flaschenhalse steckte ein Stümpfchen Licht. Sie hatte alte, schmutzige Karten in der Hand und legte damit eine Figur. Die Thür war unverschlossen. Er trat zitternd ein und schreckte sie auf. „Was thust du da?" fragte er.

„Ich lege mir nur die Karten," antwortete sie.

„Verstehst du das?"

„Jawohl."

„Liegen die Karten gut?"

„Sehr gut. Wir sind schon dicht beieinander."

„Es ist dummes Zeug."

„Wer weiß?" Sie hob eine Karte ab und legte sie in eine Lücke der Figur. „Das ist das Geld. Es kommt ganz in deine Nähe."

Er grinste. „Das Geld —! Aha! Das kann stimmen. Das Geld hab ich gerade heut ausgezahlt erhalten."

„Siehst du! Zeige doch einmal."

„Was ist daran zu sehen? Papier! Ein Schein wie der andere."

„Es macht doch Spaß. Wo hast du das Geld?"

„Hier in der Brieftasche." Er zog sie vor und setzte sich auf den Kasten, mit dem Rücken gegen das Fenster.

Ilsze schob den Schemel dicht an ihn heran und lehnte sich auf seine Knie. Er wickelte die Ledertasche auf und nahm ein Päckchen heraus.

„Ist das viel Geld?" fragte sie.

„Nun — wie man's nimmt. Sechzehntausend Mark —"

„Ach —!"

„Zehntausend in Tausendmarkscheinen, das Übrige in Hundertern."

„Zähle doch einmal."

„Warum soll ich zählen? Es ist schon gezählt."

„Du kannst mir doch den Gefallen thun, Endrik." Sie legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn.

„Meinetwegen denn," sagte er. „Ich werde auflegen, zähle du selbst."

Es geschah so. Ilsze paßte auf, daß alle Bildseiten nach oben zu liegen kamen und die Reihen ganz ordentlich Linie hielten. Wo etwas daran fehlte, half sie nach, indem sie zugleich den Kopf wiegte und die Richtung abzirkelte. „Die sind hübsch aufmarschiert," bemerkte sie, als der letzte Schein seine Stelle hatte.

„Du kannst dir einen davon nehmen," sagte Kraupat — „welchen du willst."

Sie lachte. „Auch einen von den großen?"

„Ich hab's gesagt: welchen du willst."

Sie sah zu ihm auf und schüttelte den Kopf. „Das ist nichts für mich, Endrik, du weißt's ja schon: ich nehme kein Geld von dir."

„Sei nicht närrisch, Kind."

„Es bleibt dabei. Das Geld bringt uns nur auseinander."

Er gähnte. „Wie du willst. Ich bin schläfrig. Es war heut ein schwerer Tag. Wir haben viel getrunken." Er schob die Scheine wieder zusammen und wickelte sie in die Ledertasche.

An der einen Wand war ein Gestell von Brettern angebracht, das ein Bett darstellte. Es lag Stroh darin, ein zerrissenes Laken darüber, oben ein Kopfkissen. Kraupat steckte die Brieftasche unter das Kopfkissen auf der Seite nach der Wand zu. Dann legte er sich schlafen und schnarchte bald laut.

Als er am anderen Morgen aufwachte, stand Ilsze am Kamin, der sich in dem halb verfallenen Kachelofen befand, und kochte Kaffee. Der kräftige Duft zog ihm um die Nase. „Das wird schmecken," sagte er, sich reckend. „Mich hungert auch."

„Es ist Brot und Butter da," versicherte sie.

Als sie den braunen Trank in zwei irdene Schälchen goß, erhob er sich und setzte sich zu ihr. „Mit dir ist zu leben," bemerkte er, ihr die Schulter klopfend.

„Das will ich meinen," antwortete sie schmunzelnd.

„Willst du Brot schneiden?"

„Gieb."

„Die Butter streiche ich darauf."

Er aß mit großem Behagen. „Wenn ich denke, wie unfreundlich meine Frau gegen mich ist —"

„Verdirb dir nicht den Appetit, Endrik. Es ist so gut, als ob du gar keine Frau hast."

„Ich habe aber doch eine Frau." Er seufzte. „Sie weiß, was ich gethan habe."

Ilsze umarmte ihn. „Ich weiß es auch, aber es kümmert mich nicht. Wenn man einem recht von Herzen gut ist —"

„Katze! Du hast's schon mit vielen getrieben."

„Aber jetzt halt ich's nur mit dir — solange du mir treu bleibst. Und ich weiß, du bleibst mir treu. Du mußt ja."

„Wenn meine Frau sich nur von mir scheiden lassen wollte —!"

„Sie ist schlecht. Was hat sie noch von dir? Was will sie von dir? Sie quält dich unnütz. So rachsüchtig könnt ich nicht sein, Endrik."

„Sie ist krank im Kopf."

„Du solltest sie einsperren lassen. Wer weiß, was sie nicht noch alles herumredet."

„Ja, man ist keine Minute sicher. Aber wie soll man's anfangen? Ich will einmal mit dem Schreiber reden."

„Red lieber mit mir. Ich weiß dir besseren Rat zu geben."

Die Kätzchen waren unter dem Kasten vorgekrochen und miauten um sie herum. Sie nahm eins nach dem anderen auf den Schoß und gab ihm Milch zu trinken. Kraupat schaute zu, die Ellenbogen auf die Knie gestützt. „Besonders wenn ich nun baue — sie hat verlangt, daß ich das Geld nicht nehmen soll."

„Willst du denn bauen?"

„Eigentlich möcht ich nicht. Die Müllerei ist mir zuwider. Und mit so einer Frau — Man könnte in Amerika etwas Besseres mit dem Gelde anfangen." Ihm fiel ein, daß er die Brieftasche noch nicht wieder zu sich gesteckt hätte, und er stand deshalb auf und ging nach der Bettlade, um sie aufzunehmen.

Er hob das Kopfkissen. „Wo ist die Brieftasche?" Er wühlte im Stroh darunter, riß es heraus, streute es auf den

Boden. „Wo ist die Brieftasche?“ schrie er, feuerrot im Gesicht.

„Ich habe sie verwahrt,“ sagte Ilsze ganz ruhig, indem sie ein zappelndes Kätzchen auf die Erde setzte und ein anderes auf den Schoß hob.

Kraupat wußte offenbar im Augenblick nicht, wie das gemeint sein sollte. Halb erleichtert, halb wieder stutzig gemacht, starrte er sie an und knurrte: „Verwahrt? Was soll das? Sie war unter meinem Kopf gut genug verwahrt.“

„Doch wohl nicht,“ antwortete Ilsze lächelnd. „Sonst hätte ich sie dir nicht fortziehen können. Das kann leicht ein anderer auch, wenn du so tief schläfst.“

„Gieb sie her,“ befahl er. „Das ist dummer Spaß.“

„Es ist gar kein Spaß,“ entgegnete sie.

„Gieb die Brieftasche her, sage ich dir.“

Sie schüttelte den Kopf. „Suche sie doch!“

„Warum soll ich mein Eigentum suchen? Mach schnell, oder —“

Sie sah ihn mit listig blinzelnden Augen an. „Oder —?“

„Wo hast du die Brieftasche, Ilsze?“

„Sie ist versteckt. Ich sage nicht, wo. Sie ist gut versteckt.“

Er riß die Augen auf. „Was? Versteckt? Auch vor mir? Was soll das? Mach mich nicht wild. Die Brieftasche her! Oder ich sage, du hast mir das Geld gestohlen.“

„Sag's doch so laut, daß man's auf der Landstraße hört.“

Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. „Bestie,“ schrie er, „du willst an das Geld! Aber das Gericht soll —“

„Zeige mich doch an,“ entgegnete sie gelassen. „Ich hab auch etwas anzuzeigen.“

„Ah — —!“ Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen.

„Sei nicht dumm, Endrik,“ sagte sie, mit ausgebreiteten Armen ihm entgegengehend. „Was soll ich mit dem Gelde ohne dich?“

Er stieß sie unsanft zurück.

„Besinne dich doch einmal,“ fuhr sie fort, ohne sich beirren zu lassen. „Gestern hätt ich so viel nehmen können, daß ich dich für lange Zeit nicht mehr brauchte und heut hätte laufen lassen können. Hab ich's genommen?“

„Wozu dann aber —?“

„Es ist nicht gut, daß du das viele Geld da in der Rocktasche mit dir herumträgst, Endrik. Das ist bald bekannt. Du bist manchmal betrunken und weißt dann von deinen Sinnen nicht. Es kann dir einer die Brieftasche herausziehen, du hast nicht einmal eine Ahnung, wer es gewesen sein möchte. Ich traue auch dem Buckligen nicht — er hat einen falschen Blick. Bei mir ist dein Geld ganz sicher.“

Dabei blieb sie, er mochte bitten oder schelten, wie er wollte. Sie hatte im Grunde recht: das Geld war bei ihm schlecht aufgehoben. Aber es war doch sein Geld und er konnte damit machen, was ihm gefiel. Warum hinderte Ilsze ihn daran? Er meinte, wenn sie ihm die Sache gut vorgestellt haben würde, hätte er ihr die Brieftasche freiwillig in Verwahrung gegeben. Aber dann wäre ihm doch auch bekannt geworden, wo sie versteckt lag, und es hätte in seinem Belieben gestanden, ob und wie lange sie da bliebe. Jetzt übte Ilsze gegen ihn einen unerträglichen Zwang. Daß sie ihn „bevormundete“, wäre noch zu leiden gewesen, wenn sie's gut meinte. Aber meinte sie's wirklich gut? Verwahrte sie wirklich nur das Geld für ihn oder hatte sie's für sich selbst in Sicherheit gebracht? Dieser Zweifel peinigte ihn fürchterlich. Das war ja das Geld, für das er ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte! Sollte er sich's so unter der Hand fortziehen lassen müssen und nicht einmal schreien dürfen? Sollte er sich am Ende gar selbst auslachen, daß er der Dumme gewesen, der einer so liederlichen, unzuverlässigen Person Vertrauen schenken konnte? Wenn sie ihn um den Gewinn seiner bösen That betrog und er vermöchte sich nicht einmal zu rächen, da seine Mutter geschont werden mußte! Das lag ihm schwer in den Gliedern. Achtundvierzig Stunden ent-

fernte er sich gar nicht aus dem Hirtenhause, ließ er Ilsze nicht aus den Augen. Immer wieder unternahm er einen Sturm auf ihre Festigkeit. Er fing an, das Haus zu durchsuchen, faßte in jedes Wandloch, in jeden Hohlraum über den Balken und Sparren — vergeblich. Ilsze sah ihm mit dem vergnügtesten Gesicht zu, als ob sie ein launiges Versteckspiel vorhätten, um sich die Zeit zu kürzen. Er wurde wild, schlug sie. Auch das führte nicht zum Ziel. Sie setzte sich in einen Winkel und weinte. „Du weißt nicht, Endrik, wie gut ich dir bin."

Er mußte endlich wieder unter die Leute gehen. Es war bekannt geworden, daß er die Versicherungssumme gezahlt erhalten. Man war nun der Meinung, daß er in diesem Herbst wenigstens noch das Material zum Umbau heranschaffen werde, und bestürmte ihn mit Anerbietungen aller Art. Es gefiel ihm, so der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein, aber er hütete sich, mit irgend jemand fest abzuschließen. Die neue Mühle müßte, wie er sich ausdrückte, „mit allen Schikanen" gebaut und eingerichtet werden; er wolle sich erst noch genauer informieren. In Wirklichkeit wurde es ihm täglich gewisser, daß er nicht bauen werde. Er vermochte nur nicht zu übersehen, was dann geschehen solle. Er war nicht mehr Herr seiner Entschlüsse.

Ilsze sprach sich auch gar nicht über den Bau aus. „Was willst du mit der Mühle," sagte sie, „wenn du nicht eine nette Müllerin darin haben kannst? Mit der griesgrämigen kranken, im Kopf verdrehten Frau zu hausen, das denk ich mir als kein Vergnügen. Mich aber kannst du da nicht haben, auch wenn du sie los wirst. Man weiß von uns in diesem Nest zu viel. Die Weiber sind hochnäsig und werden mich neben sich nicht gelten lassen wollen. Davon hättest du nur ewigen Ärger und könntest es doch nicht ändern. Nein, das ist nichts für uns, Endrik. Wir müssen fort in die weite Welt und da unser Glück suchen. Das war ja auch deine Meinung."

Sie ließ es an Zärtlichkeit nicht fehlen und umarmte ihn so fest, daß er schon nicht mehr die Hände frei regen konnte. Daß ihr Schicksal nun einmal miteinander verkettet sei, daran mußte er wohl glauben. Aber dieser Glaube machte kaum noch in Augenblicken des wüstesten Sinnentaumels selig. Er mußte sich gestehen, Furcht vor der üppigen und listigen Teufelin zu empfinden, die ihn ganz in ihrer Gewalt hatte. Noch einen Versuch stellte er an, sie zu überlisten. Er that, als ob er völlig überzeugt sei, daß sie fürs ganze Leben zueinander gehörten, herzte und küßte sie und sagte: „Du hast recht, Ilsze, wir müssen fort. Wir wollen zusammen nach Amerika, je eher je lieber. Wenn du einverstanden bist, noch diese Nacht. Gieb mir das Geld und mache dich bereit. Wir fahren mit meinem Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation und dann gleich bis Hamburg. Da finden wir immer ein Schiff."

Aber sie schien zu merken, daß es ihm doch mehr ums Geld zu thun sei als um sie, und antwortete: „Ich kann dir doch nicht trauen, wie ich möchte, Endrik. Wenn du erst die Brieftasche heraus hast, thust du, was du willst und wirst mich dafür strafen, daß ich sie dir so lange vorenthalten habe. Nein, so geht's nicht."

„Aber du kannst meinetwegen selbst die Brieftasche bei dir behalten, bis wir drüben wieder ans Land steigen," entgegnete er.

„Da hätte ich auch was Rechtes," meinte sie, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend. „Du bist stärker als ich — die Brieftasche hättest du mir schon fortgenommen, bevor wir zur Station gelangt wären."

„Das fürchte nicht."

„Und drüben in Amerika könntest du mich laufen lassen, sobald es dir gefiele."

„Aber wie könnte mir so etwas gefallen? Ich werde doch nicht in mein eigen Fleisch schneiden."

„So ungeschickt ist man manchmal doch. Nein, nein! Wenn ich mit dir gehe, muß ich ganz sicher sein, daß uns nichts voneinander bringen kann."

Er wurde ungeduldig. „Was verlangst du denn?"

Ilsze schmiegte sich an ihn. „Wir müssen Mann und Frau sein."

Nun erschrak er. „Wie kann das geschehen? Ich bin verheiratet."

„Jawohl — noch bist du verheiratet."

„Meine Frau läßt sich nicht scheiden. Gegen sie hab ich keinen Grund."

„Auch der Tod scheidet," sagte Ilsze ganz ruhig, als ob es das Gleichgültigste wäre.

Kraupat sprang entsetzt auf. „Der Tod —?"

„Du sagst doch, sie sei krank und auch nicht gesund im Kopf. Solchen Menschen stößt leicht etwas zu."

„Ja, aber —" Das Herz schlug ihm laut.

„Sie ist deinem Glück sehr im Wege," fuhr Ilsze fort. „Ich denke, du liebst sie nicht."

„Aber das ist doch kein Grund —"

„Höre, Endrik, die Brieftasche mit dem Gelde bekommst du nicht, solange sie lebt. Ihr könntet euch wieder aussöhnen."

Kraupat schnaubte wild. „Das also war dein Plan?"

„Es ist so am besten für dich, Endrik. Wenn die Müllerin tot ist und ich deine Frau bin, hast du Ruhe — sonst nicht."

„Aber wie soll —?"

Sie faßte seinen Kopf und zog sein Ohr an ihren Mund. „Ich will dir ein weißes Pulver geben, Endrik, das kannst du ihr heimlich —"

„Bestie!" schrie er auf.

„Du brauchst ja gar nicht zu wissen, was es ist. Eine Medizin —"

Er wandte sich entsetzt ab. „Ich, meine Frau — Nein, um Gottes willen, nein!"

Ilsze zuckte die Achseln. „Ich rate nicht dazu. Ich sage nur, was geschehen muß, damit du ruhig leben und deines Geldes froh sein kannst."

„Kein Wort mehr davon," befahl er und eilte fort. Aber er kam wieder.

Und Ilsze ließ sich den Mund nicht schließen. „Es ist doch recht erbärmlich," sagte sie, „daß einer über so mancherlei Bedenken hinwegkommt und vor dem letzten Schritt zurückscheut, ohne den er doch nichts erreicht. Als ob da für den Teufel ein Unterschied ist, wenn er doch einmal die Seele greift."

Er wurde schwach. „Thu du's," entgegnete er.

Sie schüttelte den Kopf. „Das kann nicht sein, Endrik. Wenn ich's thäte, würd ich dir verhaßt werden und du hättest einen Grund, mich zu verwerfen. Du mußt es selbst thun, sonst ist etwas zwischen uns, das ich nicht bewältigen kann. Aber ich gebe dir das weiße Pulver."

Es durchrieselte ihn eiskalt, aber er widersprach nicht mehr.

Am anderen Morgen steckte ihm Ilsze, ohne ein Wort zu sagen, ein kleines Päckchen in die Hand und gab ihm einen Kuß.

Er wußte, was es enthielt. Tagelang trug er es mit sich herum. Es kam ihm nicht aus den Gedanken. Er berauschte sich, aber dann wurde die Qual noch größer: er sah Bilder vor Augen, die alles Grausigste überboten, das seine Phantasie jemals aufgeregt hatte, hörte Jammerlaute, die sein Mark erschütterten. Ein Glas Branntwein auf dem Tische setzte ihn so in Furcht, daß er zitterte; schon der Geruch vertrieb ihn aus der Krugstube. Einen Mord sollte er auf seine Seele laden, sein eigenes Weib — Er schüttelte sich. Ilsze hat doch ganz recht: Ruhe ist nicht zu finden, außer dieses Letzte geschieht. Und sie hält das Geld fest — es ist ihr nicht mit Gewalt und nicht mit List abzunehmen. Soll alles umsonst gewesen sein?

Er umstrich das Mühlenhäuschen, machte sich zwischen den Brandmauern an den Steinhaufen und Stapeln von verkohltem Holz etwas zu schaffen und kehrte immer wieder um. Aber er überlegte, wie das Pulver seiner Frau beigebracht werden könnte, ohne daß Mare in Gefahr käme. Er liebte das Kind. Ihm geschah schon Leid genug, wenn es die Mutter verlor. Er wollte sich in die Küche einschleichen und das Pulver in den Kochtopf schütten. Aber dann mußte

erst Mare entfernt werden. Er meinte sie wohl an sich locken und bis zum Abend auswärts beschäftigen zu können. Zu Ilsze sagte er, wie beiläufig: „Wenn ich dir einmal meine Tochter, die Mare, mit einer Bestellung hinausschicke, so halte sie auf, daß sie nicht weggeht, bis ich selbst komme."

„Die Kätzchen sind ein hübsches Spielzeug," antwortete sie lachend.

Er wollte am anderen Vormittag warten, bis Mare aus der Schule kommen würde, und setzte sich auf den Stumpf einer Weide am Wege, nicht weit von der Mühle. Er konnte da ins Wasser sehen, das sonst so fleißig das Mühlrad gedreht hatte und jetzt schnell abfloß, an der Ruine einen kleinen Wasserfall bildend. Wenn die alte Mühle noch stände! Er seufzte schwer. Wenn sie noch stände!

Jemand schlug ihm von hinten leicht auf die Schulter. Er erschrak und blickte um. Es war der Postbote Jacubeit. „Guten Tag, Herr Kraupat," sagte er. „Ich war schon im Kruge, fand Sie aber nicht. Da ist ein Schreiben an Sie mit dem Gerichtssiegel."

„Ein Schreiben an mich —?"

„Ja, mit dem Gerichtssiegel. Sie müssen mir den Empfang bescheinigen."

„Jawohl —"

„Können wir dazu ins Haus gehen?"

„Nein. Aber wenn Sie nochmals in den Krug —"

Sie gingen dorthin. Kraupat ließ dem Postboten ein Gläschen vorsetzen, während er mit schwerer Hand unterschrieb.

Als er allein war, öffnete er das Schreiben. Es enthielt seine Vorladung als Zeuge in der Untersuchungssache gegen Ensikat auf einen der nächsten Tage. Das war zu erwarten gewesen, aber nun es eingetroffen war, erschütterte es ihn gewaltsam. Was sollte er thun? Ausbleiben? Damit zog er doch die Entscheidung nur kurze Zeit hin. Die Wahrheit sagen? Unmöglich! Falsches Zeugnis ablegen? Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. Auch das noch!

Der Krüger kam wieder herein. „Wissen Sie schon, Kraupat," fragte er, „daß Ihre Mutter sehr krank ist?"

„Meine Mutter?"

„Ja. Es ist nach dem Arzt geschickt. Sie soll gestern einen Schlaganfall gehabt haben. Ein Arm und Bein sind völlig gelähmt."

„Meine Mutter — !" Er stürmte fort nach dem kleinen Hause. Erst wenige Schritte davor fiel ihm ein, daß die alte Frau ihm im Zorn verboten hatte, zu ihr zu kommen. Aber er stutzte doch nur einen Augenblick. Dann ging er hinein. Seine alte Mutter mußte er noch einmal sehen.

Er war nicht wenig überrascht, Bertha bei ihr zu finden. Sie verrichtete augenscheinlich Krankendienste. Als sie den Müller eintreten sah, stand sie vom Stuhl am Bett auf, stellte das Schälchen, aus dem die alte Frau gegessen haben mochte, auf den Tisch und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„Bleibe doch, bleibe," lallte die Kranke mit schwerer Zunge, „laß mich nicht allein."

„Ich komme wieder," sagte Bertha freundlich und ging mit gesenkten Augen an ihrem Manne vorbei, der sich seitwärts aufgestellt hatte und die Mütze mit beiden Händen wie ein Bettler vor sich hinhielt, aus der Thür.

Die Kranke richtete den Kopf ein wenig auf und erkannte ihren Sohn. „Kommst du, Endrik, kommst du," keuchte sie, „um zu sehen — was deine Frau — an mir thut? Sie ist gut — sie ist engelgut — du hast ihr — schweres Unrecht gethan."

Er sank vor dem Bett auf die Knie nieder, faßte hastig ihre schlaffe Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ja, Mutter," stammelte er, „ich bin ein Sünder, ein großer Sünder vor Gott und den Menschen."

„Mit mir — geht's zu Ende —" fuhr sie mühsam fort. „Wer weiß — ob ich die Nacht noch — erlebe. Sie haben — nach dem Arzt geschickt, aber der — kann mir nicht helfen. Es kann mir keiner helfen, als der Herrgott allein — und sein lieber Sohn — der für uns am Kreuz

gestorben ist. Aber ich weiß — er verwirft mich — wenn ich nicht meine Schuld — hier auf Erden bekenne. Nach dem Geistlichen — verlangt mir, nach dem Geistlichen. Aber wie kann ich ihm beichten, ohne meinen einzigen Sohn — zu verderben? O mein Gott, mein Gott, du weißt, daß ich meinte — einem Unschuldigen aus schwerer Not zu helfen — meinem einzigen Kinde —! Und nun — muß ich ihm auch das — aufs Gewissen laden, daß ich ohne Beichte — und Abendmahl sterben muß und die ewige Seligkeit — nicht finden kann —"

Ihre Worte wurden von schluchzenden Tönen erstickt.

„Mutter — Mutter!" rief er, „du wirst noch nicht sterben, du darfst noch nicht sterben. Es wird alles gut werden — warte noch kurze Zeit mit der Beichte — nur bis morgen."

„Wie kann alles gut werden?" stöhnte sie, „du hast — die Mühle angesteckt — und ich hab die Ilsze — zu einem Meineid verleitet — und dich hat die schlechte Person — in ihre Gewalt gebracht, daß du zu deiner Frau — nicht mehr zurück kannst — und den Enskat haben sie unschuldig — ins Gefängnis gesperrt —"

„Mutter —" bat er schluchzend, „laß den Herrn Pfarrer kommen — sogleich! daß er dich erleichtert. Sag ihm alles — und er mag's dem Gericht anzeigen. Was du gefehlt hast — aus Liebe zu mir — das wird Gott dir verzeihen können. Aber ich — ich will büßen."

„Nein, nein — ich kann's nicht," wimmerte sie, „mein Sohn — mein einziger Sohn —"

Er stand auf, beugte sich über sie und küßte ihren Mund. „Ade, Mutter," sagte er, „ich will's selbst besorgen — das sei mein Dank."

Die alte Frau wollte ihn zurückhalten, aber auch die nicht gelähmte Hand hatte keine Kraft. Kraupat verließ rasch das Stübchen und gleich darauf auch das Haus. An die Thür seiner Frau wagte er nicht anzuklopfen.

Eben kam Mare aus der Schule. Sie lief auf den Vater zu, umfaßte ihn und sagte: „Warum kommst du gar nicht mehr zu uns? Die Mutter ist so traurig. Hast du denn immer in der Stadt zu thun? Ich weiß gar nicht —" Sie fing an zu weinen. „In der Schule — rücken die Kinder von mir fort, und der Lehrer hat gesagt, es sei ein Skandal und ich könnte nicht länger bleiben."

Er streichelte ihr das blonde Haar. „Lauf zum Herrn Pfarrer," sagte er weich. „Die Großmutter ist sehr krank. Er möchte sogleich zu ihr kommen — sie will das heilige Abendmahl nehmen. Aber spute dich."

„Soll ich nicht erst die Mutter fragen?"

„Nein — es wird sonst zu spät." Er hob das Kind auf, drückte es an die Brust und küßte es herzlich.

„So bist du mein lieber Vater," rief Mare und eilte fort dem Kirchenstege zu, der sie auf kürzestem Wege nach dem Pfarrhause bringen konnte.

Der Müller sah ihr eine Weile mit umflorten Blicken nach. Die Hand hatte er in die Tasche gesteckt. Sie faßte unwillkürlich das Päckchen mit dem weißen Pulver. Jetzt hätte er leicht in die Küche zurückgehen und es dort ausschütten können. Aber das kam ihm gar nicht in den Sinn. Etwas ganz, ganz anderes.

Er ging langsam in den Krug und ließ sich ein großes Glas Branntwein geben. Das nahm er mit auf sein Giebelzimmer. Dort schüttete er das weiße Pulver hinein und rührte die Flüssigkeit mit einem Stahlfederhalter um. Ehe sich die weiße Masse wieder gesetzt hatte, trank er hastig den Branntwein aus.

Und dann trat er ans Fenster und blickte eine Weile unbeweglich hinaus in die Ferne. Er sah über die Stallgebäude des Kruges hin an dem nächsten, von hohen Linden überragten Bauernhof vorbei auf die Wiesen und Felder der Dorfschaft. In der Ferne der mattere Streif von Grün war die Weide und hinter ihr zog sich sein Wäldchen lang hin, hier zugleich den Horizont begrenzend. Er erkannte auch das alte Hirtenhaus. Vom

Dach her stieg dichter Rauch vor den Birken auf und sammelte sich über ihnen zu einer kleinen grauen Wolke. Da kocht die Ilsze ihr Mittagessen. Aber der starke Rauch — sie muß nasses Holz in den verfallenen Ofen gelegt haben. Natürlich! Sie nimmt auf, was sie findet. Viel Mühe darf das Suchen nicht kosten. So eine leichtfertige Person —

Er dachte sonst an nichts — nicht an ihre Zärtlichkeiten und nicht an ihre Bosheiten, nicht an ihren falschen Eid und nicht an seine Brieftasche mit dem Gelde. Eher an die fünf kleinen Kätzchen und wie sie ihnen den Garnfaden mit dem Lappen zuwarf. Seitab, aber nicht weit über Feld war der Kirchturm sichtbar, und wenn er sich zum Fenster hinauslehnte, konnte er auch ein Stück von dem Kirchsteige sehen. Die Mare wird nun schon vorüber sein. Der Pfarrer ist ein guter Mann, er geht gewiß gleich mit ihr — und die alte Frau hat Ruhe zum Sterben. Bertha aber — die muß leben für die Kinder. Wenn's erst vorüber ist — das Nächste — So ein liederlicher Mann ist bald vergessen. Und sie wird vielleicht doch sagen: So ganz schlecht war er nicht. Er hat sich verblenden lassen, ein geringes Unrecht zu thun, und es ist wider seinen Willen ein großes daraus geworden — und dann ist's so Schritt nach Schritt weitergegangen, immer tiefer in die Lüge und Verderbnis hinein. Aber so viel Ehr im Leibe hat er zuletzt doch noch gehabt.

Ihm wurde sehr unwohl. Es zuckte ihm durch die Glieder, alle Muskeln seines Gesichts zuckten. Er warf sich aufs Bett und wälzte und krümmte sich in Schmerzen. „Nur zu!" rief er, „nur zu! Das war kräftig angepackt! Dein Pulver wirkt gut — aber das hast du dir nicht gedacht. — Gott, Gott! sei barmherzig!"

Während dessen hatte Ilsze sich aus dem Hirtenhause entfernt, um nachzusehen, ob Mare bald käme. Sie nahm für gewiß an, daß Endrik nun endlich zur That Mut gefaßt haben werde. Die Mare wollte er ihr hinausschicken. Sie hatte erst die Suppe mit Kartoffeln und Fleisch gekocht und dann den Kamin noch einmal eingeheizt, um einen Kuchen für das Kind zu backen. Der Teig stand im Ofen. Sie hatte dabei nichts weiter zu thun und ging trällernd hinaus vor die Thür, hielt die Hand gegen die Mittagssonne über die Stirn und schaute nach Mare aus.

Da sie noch immer nicht kam, ging sie ihr entgegen, erst die Trift entlang und dann auf der Landstraße bis nahe an das Dorf heran. Sie setzte sich auf einen schräggewachsenen Baum, nahm ein paar runde Steinchen auf und fing sie bald mit der Fläche, bald mit dem Rücken der Hand. Das unterhielt sie eine Weile ganz gut.

Als ihr der eine Kiesel fortgesprungen war und sie sich zurückwandte, ihn wieder aufzuheben, bemerkte sie über dem Hirtenhause den dichten Rauch. Er drang aus dem Schornstein, soviel von einem solchen stehen geblieben war, aber auch aus dem Dach. Das verwunderte sie doch. Sollte das Holz im Kamin nochmals aufgebrannt sein und solchen Qualm verursachen? Sie stand auf und schaute einige Minuten aufmerksam hin. Was war das? Eine kleine Flamme leckte über das graue Stroh hin. Und gleich darauf schlug sie hoch auf und eine schwarze Rauchmasse quoll rund um den Schornstein vor.

„Herr Jesus — das Haus brennt," schrie sie, „das Haus!" Sie war einen Augenblick ganz wie betäubt, wußte nicht, was sie zuerst beginnen sollte. Dann lief sie ein Ende gegen das Dorf hin und rief: „Rettet, rettet — das Hirtenhaus brennt!" Schon war die Flamme auch dort bemerkt worden. Einige Knechte und Mägde aus dem letzten Bauerngehöft traten auf die Straße hinaus, zeigten auf das Hirtenhaus hin und schrien: „Feuer, Feuer!"

Plötzlich blieb Ilsze wie angewurzelt stehen, griff sich mit beiden Händen ins Haar und kreischte auf: „Das Geld — das Geld! Das Geld verbrennt! Das Geld!" Und dann, als ob ein Wirbelwind sie umgedreht und fortgeblasen hätte, jagte sie über die Landstraße fort, durch

den Graben, quer über die Felder auf das brennende Haus zu. Eine Schar von Männern und Weibern folgte ihr, konnte sie aber nicht einholen. Schon stand das ganze Dach in hellen Flammen. „Zu helfen ist da nichts — das alte Ding brennt herunter — im Brunnen wird kaum noch ein Eimer Wasser sein.“ Es war gar keine Eile nötig, aber man lief doch, weil man das Mädchen laufen sah. Und im Dorf rief jeder, der in der Ferne den Rauch aufsteigen sah: „Feuer — Feuer!“

Und das hörte auch der Mann, der in der Giebelstube des Krügers sich in Krämpfen wand, auf seinem Schmerzenslager. „Feuer — Feuer!“ Er horchte auf, ächzte: „Feuer — ja Feuer! Die alte Mühle — Feuer!“ und verschied.

Ilsze erreichte keuchend das brennende Haus, riß die Thür auf und stürzte in den Flur. Dicker Qualm drang ihr entgegen, wälzte sich vom Strohdach abwärts in den schmalen Gang hinein, verhüllte sie in wenigen Sekunden völlig, so daß sie nicht eine Spanne weit sehen konnte und die Augen schließen mußte. Sie tappte an der Wand hin. „Das Geld — das Geld! Er denkt, ich hab's ihm gestohlen.“

Die Brieftasche steckte im früheren Stall unter der Krippe, die lose an der Lehmwand hing. Wurde sie ein wenig gehoben, so ließ sich ein flacher Gegenstand einklemmen. Dorthin also. Die Flammen brachen durch den Deckenbelag von Brettern, Bündel brennenden Strohs fielen durch die Lücken auf den Estrich hinab, sperrten den Weg. Ilszes Haar und Kleider brannten, aber sie achtete nicht darauf, nicht auf den Schmerz der Brandwunden — das Geld mußte sie herausholen. Sein Geld!

Und es gelang ihr mit dem äußersten Aufgebot der Kräfte, sich bis zur Krippe durchzubringen. Sie bog sie von der Wand ab, griff mit der Hand dahinter, faßte die Tasche. „Gott sei Dank! eine Diebin bin ich nicht.“ — Aber wie den Weg zurückfinden? Sie versuchte die Wand einzuschlagen — es gelang nicht. Mitten durch die Flamme mußte sie, die der Zugwind anfachte, nachdem die Hausthür geöffnet war. Sie preßte die Lippen zusammen, um den Rauch nicht einzulassen. Aber sie mußte doch atmen. Es war, als ob sie Feuer in sich hineinschlang. Durch — durch! Sie stieß schon an die Schwelle zum Flur. Noch ein paar Sprünge und die Thür mußte erreicht sein. Da hörte sie ein klägliches Miauen unten ganz in ihrer Nähe. Eins von den Kätzchen lebte noch. Sie bückte sich, tastete mit der Hand herum. In diesem Augenblick stürzte die Decke hinter ihr prasselnd ein. Die Flamme bekam von oben Luft, sprang hoch auf und drückte den Qualm gegen den Fußboden. Ilsze fiel ohnmächtig vorn über — ein kurzer Stickhusten — dann war's zu Ende.

Die Nachfolgenden hatten sie in das Haus laufen gesehen. Man hielt sie für verloren. Zur Löschung des Feuers konnte nichts geschehen. Man mußte sich damit begnügen, mit einer Hakenstange, die am Brunnen lag, das brennende Stroh vom Dach vorn am Giebel herunterzureißen und einige Eimer Wasser durch die Thür in den Gang zu gießen, damit Ilsze, wenn sie noch am Leben wäre, den Ausgang frei hätte. So wurde hier einen Augenblick die Flamme bewältigt. Die Nächststehenden glaubten auf dem Boden eine menschliche Gestalt zu erkennen. Man begoß sie mit Wasser. Sie drangen ein, schleppten den Gegenstand heraus, der wie eine Fackel brannte, und drückten das Feuer aus.

Ilsze lebte nicht mehr. In der rechten, krampfhaft geschlossenen Hand hielt sie ein verkohltes Leder. Asche fiel heraus und wurde vom Winde über das Gras und die Steine hin verweht.

Das war der letzte Rest der alten Mühle von Kraupatischken.



Der Mysische Olymp vom Golf von Mudania aus gesehen.
Nach einer Skizze des Verfassers.

Eine
Reise nach Brussa und zum Mysischen Olymp.

Von
Karl Rollbach.

ie lauten, heftigen Auftritte beim Einschiffen und Ankerlichten sind vorüber. Ruhig steuert unser Dampfer durch den Schwarm der sich langsam entfernenden Barken und Kähne aus dem Goldenen Horn heraus dem Marmarameere zu. Rechts liegt schon der alte Serail mit seinen düsteren Gärten und Cypressenhainen, aus denen die weißen Schlösser und Tempel märchenhaft hervorschimmern. Nun ist die Landspitze umsegelt. Neben uns steht der helle Leuchtturm, darüber hin am Ufer entlang zieht sich das alte, düstere Gemäuer der ehemaligen Befestigung, und zu seinem Fuße wirft die Brandung des tief blauen Meeres den weißen, glitzernden Wellenschaum über die braunen, algenumfluteten Felsblöcke.

Inzwischen verschwinden die Stadtteile Pera und Galata; aber immer weiter, immer großartiger umspannen das alte Stambul und das gegenüber liegende bergansteigende Skutari den Gesichtskreis. Hoch ragen aus dem bunten hellen Häusergewirr die stolzen Moscheen Amedije und Suleimanije mit ihren schlanken Minarets und die durch türkische Geschmacklosigkeit in horizontalen Streifen gelb und weiß gestrichene Haja Sophia mit der gewaltigen Riesenkuppel.

Während nun langsam dies weltgepriesene Stadtbild zurückweicht und das Meer freier und kräftiger seine blauen, schaumgekrönten Wogen uns entgegenrollt, treten links die felsigen steilen Prinzeninseln heran, und dahinter, jenseit der weiten Bucht von Nikomedia, verläuft als blauer

Streifen die ferne asiatische Küste in ein mit dem Blau des Himmels und Meeres verschwindendes schroffes Kap, auf welches sich der Kurs des Dampfers richtet. Stunden vergehen, bis wir es erreichen. Kahle, schroffe Felsen stürzen hier jäh in die schäumende Meerflut. Nur in steinigen Schluchten gedeihen kümmerliche Oliven und niedriges Gestrüpp. Aber glühend strahlt auf den rötlichen kecken Felsgraten das helle Sonnenlicht. Gleich hinter dem Kap öffnet sich die Aussicht auf eine neue Meeresbucht, den weiten Golf von Kios oder Mudania. Umrahmt von fernen, bleichen Berggestaden, breitet er seinen ultramarinblauen Spiegel fast unabsehbar ins Land hinein aus. Über die weniger hohen Bergzüge seiner Uferlandschaften ragt gegen Süd-Osten ein gewaltiges Bergmassiv himmelhoch empor. Auf mächtigem breitem Unterbau steigt ein zerklüfteter, wolkenumgürteter Felsrücken an, aus dessen Schluchten und Schründen trotz des Hochsommers ewiger Schnee in die heißen Ebenen und weit über das offene Meer herableuchtet. Es ist der Mysische Olymp oder Keschisch Dagh, das Ziel unserer Reise, der weithin See und Land als herrliches Merkzeichen nördlich bis über Stambul hinaus beherrscht.

Dies ist das Bild des stillen Golfs, sobald man das alte Kap Posidion umsegelt hat. Einst herrschte auf diesem Gewässer reges Leben und Handel. Am Gestade dieser Bucht lag Kios, die fröhlich aufblühende Hafenstadt Nicäas; jetzt ist er einsam, selten nur schimmert das helle Segel einer Fischerbarke auf seiner Fläche, und nur wöchentlich zweimal besucht ein türkischer und ein griechischer Dampfer den kleinen Ort Mudania an seiner Nordküste. Auch wir dampfen diesem entgegen, und nachdem wir volle zwei Stunden lang die hellen Häuser und Moscheen desselben am Fuße des Gebirges haben erglänzen und wachsen sehen, liegen wir endlich wohlbehalten an dem aus mächtigen Stämmen errichteten weit ins Meer hinaus vorgebauten Aussteigeplatze im Angesicht des Städtchens.

Der Ort bietet wenig; er hat nur als Hafenplatz für das etliche Meilen landeinwärts gelegene volkreiche Brussa Bedeutung. Sobald wir daher den lästigen, nur durch Backhschisch zu mildernden Formenkram der Zoll- und Paßrevision und den schreienden, drängenden Haufen des das Schiff bestürmenden dienstbegehrlichen Volkes hinter uns haben, steigen wir in einen der bereit stehenden bequemen Wagen und jagen auf holprigem, aus mächtigen Steinplatten zusammengelegtem Pflaster an langen Reihen bepackter Esel und Maultiere und gaffender Türken vorbei durch den schmutzigen Ort dem nächsten Gebirge zu. Unsäglicher Staub überdeckt die Chaussee; in hohen Säulen wirbelt er hinter unserem eilenden Gefährt empor. Bald aber umgeben uns freundliche, an die Berge gelehnte Weingärten, lichte Olivenhaine und dunkelgrüne Anpflanzungen des Maulbeerbaumes. Ganz verändert ist hier die Vegetation seit Konstantinopel, die kurze Reise hat uns den vollen Süden erschlossen. Die türkische Hauptstadt und ihre Umgebung steht noch zu sehr unter dem nachteiligen Einflusse des nahen Schwarzen Meeres. Kalte Nordwinde verschlechtern hier das winterliche Klima, bedecken zeitweilig den Bosporus mit dickem Ufereis und hüllen die Berge wochenlang in Schneegewänder. Wenig gegen Süden, an den Küsten Kleinasiens dagegen herrscht schon die Witterung des Mittelmeergebietes. Hier beginnt ein anderer Gürtel mit neuen Formen des Pflanzenlebens. Während die nördlichen Striche nur in der Cypresse, Pinie und Feige Vertreter der wärmeren gemäßigten Zone aufweisen, beherbergt die folgende schon Oliven in stattlichen Exemplaren und in größeren Beständen, bis sich zu dieser Baumform in den südlichsten Teilen Kleinasiens und Griechenlands als charakteristisch die hier ursprünglich nicht einheimische Dattelpalme und mexikanische Agave gesellen, von denen die erstere freilich ihre Früchte hier noch nicht zur vollen Reife bringt. Diese Dreiteilung der Mittelmeerzone nach dem häufigen Vor-

kommen der sie charakterisierenden vorgenannten Pflanzen erscheint mir nicht allein nach meinen Beobachtungen in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel, sondern ebenso nach denen in Italien und Spanien berechtigt. Bezüglich der geo- Ebenso ungünstig wirken auch hier an der kleinasiatischen Küste die klimatischen Einwirkungen des nahen großen Kontinents mit seinen im Winter eisig kalten, im Sommer glühend heißen Steppen und Wüstenflächen.



Türkisches Dorf bei Brussa. Nach Originalphotographie.

graphischen Breite weichen freilich diese Zonengürtel in den genannten Mittelmeerhalbinseln sehr voneinander ab. Neapel hat günstigere Verhältnisse als selbst der viel südlicher gelegene Peloponnes, und die Vegetation der Riviera erscheint viel südlicher als etwa in der Gegend von Konstantinopel, welches seiner Breitenlage gemäß doch weit im Vorteil sein müßte.

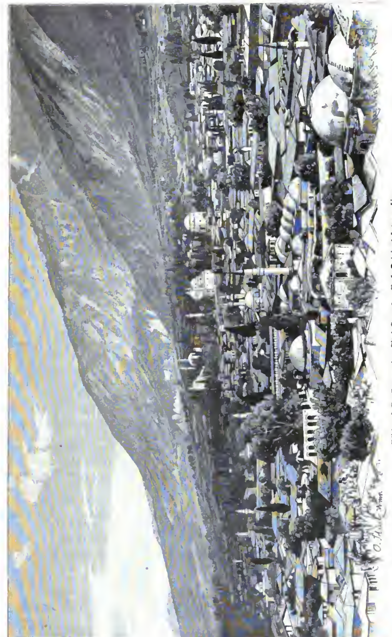
Trotzdem bietet die Fahrt von Mudania herauf liebliche Bilder in Fülle. Lustig klettert die Rebe mit flatternden Guirlanden empor, tausendstimmig erschallt Grillen- und Cikadengesang und prachtvoll wölbt sich der azurne Himmel über den bräunlichen, dürren Gebirgen und Flächen, in welche das herrliche blaue Meer in vielgestaltigen Buchten und Ein-

schnitten allerorts belebend hineingreift. Der Straße von Mudania nach Brussa rühmt man nach, daß sie die beste des westlichen Asiens sei; in der That läßt sie wenig zu wünschen übrig. Auch eine Eisenbahn wurde zwischen beiden Städten vor etlichen Jahren gebaut. Die Strecke ist geebnet, die Schwellen und Geleise sind gelegt, ein großer Teil des Betriebsmaterials ist angeschafft, aber die Linie ist niemals eröffnet worden; in unbegreiflicher Thorheit ist hier ein Kapital von vielen Millionen nutzlos vergeudet, und Gras und hohes Gebüsch wächst heute schon auf dem verödeten Schienenwege. So beschränkt sich denn aller Verkehr auf die Landstraße, und eine lange Reihe von Wagen eilt mit uns gen Brussa. Unser Wagen überholt sie alle. Der Kutscher ist ein Armenier, mit scharfgeschnittenem dunkelfarbigem Gesicht und von kräftigem Körperbau. Er trägt ein buntes Wams, weite rote Hosen, zerfetzte Opanken an den Füßen, einen roten Fes mit langer schwarzer Quaste auf dem pechschwarzen straffen Haar, und um die Hüften eine vielfach umgewickelte bunte Leibbinde, aus der ein langes Dolchmesser hervorschaut. Der Mensch hat nichts von der Milde gegen Tiere, die ein so schöner und häufiger Zug der besseren Türken ist. Unbarmherzig schlägt er, trotz mehrfachen heftigen Verwarnens unsererseits, auf die Pferde ein, und lange Strecken kommen diese nicht aus dem Galopp.

In den Wagen, die wir so überholen, sitzen meist vornehme Türken, die zu den Bädern nach Brussa wollen, in fränkischer Kleidung. Nur der Fes verrät noch die Nationalität. In etlichen Wagen sind auch Damen aus irgend einem Harem. Die Hitze und der Staub sind unerträglich, so sind denn die Gesichter vielfach nicht mehr fest verschleiert; das obere Stirnband blieb, aber das untere, das Kinn und den Mund verhüllende Tuch ist gefallen. Da sieht man denn manche Gesichter unverhüllt, meist bleich, etwas aufgedunsen, manche hübsch. Die großen schwarzen Augen leuchten seltsam daraus hervor. Fast alle diese Damen sind von Sklavinnen, überaus häßlichen Negerweibern, begleitet. Wenn eine der Frauen einmal neugierig nach dem Fremden herüberschaut, wendet sich der Blick schnell und mit verschämtem Ausdruck wieder zur Seite, sobald das Auge des gestrengen mitfahrenden Eheherrn sie trifft. Etliche Türken reiten auch den Weg. Ein Diener läuft dabei hinter dem Pferde her, barfuß, keuchend, mit unermüdlicher Ausdauer stundenlang im Staub und glühenden Sonnenbrand. Langsam ziehen schwerbeladene Wagen, von schlammbedeckten Büffeln gezogen, dieselbe Straße. Esel, an jeder Seite des Rückens wahre Pyramiden von Obst- und Gemüsevorräten schleppend, trotten dazwischen, und zuweilen schreitet ein Zug von bepackten Kamelen langsam und feierlich der fernen Stadt entgegen.

Bald ist die Höhe erreicht; vor einem Wachthause im Schatten sitzen etliche Polizeikawassen auf Teppichen und rauchen die Wasserpfeife. Gleich dahinter verschwindet der Anblick des Meeres und öffnet sich der Blick in das Innere des Landes. Eine meilenbreite, muldenförmige Senkung liegt vor uns, gebräunt von der Dürre und Hitze des Sommers. Dahinter aber steht groß und mächtig der jetzt nahe gerückte erhabene Olymp. Die Strahlen der Nachmittagssonne fallen schräg auf seine Gehänge. Tiefes Violett lagert bereits in den felsigen Schluchten; aber auf den vorspringenden Kämmen und Felsenzinken glänzen helle, rötliche Lichter, und oben von der Höhe des Kammes leuchtet in entzückender Klarheit der ewige Schnee. Am Fuße des breiten Berges deckt frisches Grün alle Gehänge, und mitten aus dieser für den Orient seltenen Oase schimmert hell und lieblich das ferne Brussa mit seinen Häusern, Bädern und stolzen Moscheen.

Nach einer rasenden Fahrt an den steinigen Gehängen des Bergzuges hinab gelangen wir in die weite Ebene, welche der wasserreiche vom Olymp gespeiste Ulfer Tschai durchströmt. Weithin deckt gelb-



Blick auf Brussa von der Citadelle aus. Nach Originalphotographie.

liches Weide- und Steppenland die Fläche. Herden von langohrigen Ziegen, schwarzen Schafen und trägen, in trüben Pfützen sich wälzenden Büffeln beleben die Landschaft. Weitzerstreut liegen armselige türkische Dörfchen mit niederen schilfgedeckten Erdhütten inmitten dürrer, melancholischer Olivengärten. Bei einem kleinen Haine, von hohen alten Bäumen gebildet, halten wir Rast. Ein türkischer Kaffeewirt braut hier im Freien auf glühenden Holzkohlen seinen süßen aromatischen Trank, der in winzigen Täßchen samt dem die halbe Schale füllenden Satz den Reisenden für hohes Geld herumgereicht wird. Dazu rennt ein anderer, einen Stab mit einer glühenden Kohle schwingend, von Gruppe zu Gruppe, um den rastenden Fremden dienstfertig und gegen ordentlichen Bakhschisch die Pfeifen und Cigaretten anzuzünden. Wir verzehren dabei unseren von Mudania her mitgebrachten Mundvorrat und löschen den Durst an dem saftreichen Fleisch der rötlichen Arbusen und aromatischen, hier in seltener Güte gedeihenden Melonen. Trut- und Perlhühner laufen dabei neben uns herum, und die armen Pferde rasten und verschnaufen nach der wilden Fahrt.

Bald jedoch geht's weiter. Auf hoher steinerner Brücke überschreiten wir das jetzt wasserarme Ulferflüßchen und erreichen vor Abend die Vororte Brussas. Jetzt belebt sich die Straße. Scharen von Maultieren und Eseln, alle schwer bepackt, ziehen vorüber; ehrwürdige Türken mit bunten Kaftans und ernsten langbärtigen Gesichtern sitzen vor der Schwelle ihrer Wohnung, tief verschleierte Frauen, ängstlich das Antlitz obendrein noch durch ein grellfarbiges Sonnenschirmchen schützend, gehen, meist in Gesellschaft alter Negerweiber, scheu und abseits vom Getriebe in ihren schillernden Gewändern einher. Eine üppige Vegetation umgiebt den Weg. Mannshoch, in tropischer Fülle schießt der Mais auf, an hohen Ulmen und Weiden turnt die heitere Rebe empor und zeigt ihre glühenden süßen Trauben zwischen gerötetem Laube. Mächtige Feigenbäume mit weitverzweigten Kronen neigen sich über die Straße, und mit dem hellen Laube der alten, knorrigen Oliven wechselt angenehm das saftige Grün der kurz geschnittenen Maulbeerbäume. Über dies alles aber ragen dunkle ernste Cypressen und hohe schlanke Minarets hervor, während die steilen, waldbekleideten Gehänge des Olymp den prächtigen Abschluß dieses anmutigen Bildes geben. Der Abend ist hereingebrochen, als wir unser Hotel erreicht haben. Der Gesang der Priester von den hohen Galerien der Minarets ist verstummt, die schweigende, dunsterfüllte Ebene liegt in grauen Schatten, aber über die fernen scharf gezeichneten Bergzüge, welche uns von den Gestaden des Meeres trennen, gießt der feurige Abendhimmel noch ein matt rotes Licht.

Selbst bei einem mehrtägigen Aufenthalte bietet Brussa genug des Interessanten. Die prächtigen Moscheen dieser Stadt, wenn schon teilweise arg beschädigt, haben doch meist dem furchtbaren Erdbeben widerstanden, welches im Jahre 1855 einen großen Teil der Stadt in Trümmer legte. Sehr verschieden vom Baustil der Moscheen Stambuls herrscht bei diesen Tempeln die von persischer und arabischer Kunst stark beeinflußte alt-osmanische Bauweise. Reihen von Flachkuppeln decken die hohen Gebäude, in deren Innerem plätschernde Fontänen angenehme Kühlung verbreiten und reiche Emails und Fayencen bei matter Beleuchtung wundervolle Wirkung üben. Brussa war lange, bis zum Falle Konstantinopels, die Hauptstadt des osmanischen Reiches; so besitzt es denn auch die Gräber der ersten großen Sultane und Eroberer, welche die Macht und den Schrecken ihrer Herrschaft bis weit in das Abendland hinein verbreiteten. In einem von alten Platanen beschatteten mauerumgebenen Rosengarten, neben der hohen düsteren Moschee Murads II. liegen diese Sultansgräber. Hier ruht der in der Schlacht von Kossovo 1389 ermordete Murad I. in einer offenen Turbe, durch welche, nach seinem Wunsche, der Tau des Himmels sein Grab befeuchtet; da-

neben in einer wegen ihrer prächtigen persischen Fayencen bewunderten Turbe Prinz Mustafa, der jüngste Sohn Sultan Mohameds II.; ferner Prinz Mahmud, Prinz Dschem, der abenteuerliche, vielbesungene, und Prinz Musa, der unglückliche Sohn Bajesids I., der im Jahre 1413 von seinem Bruder Mohammed I. hinterlistig nach der Schlacht von Tscharmurli an den Grenzen Serbiens erdrosselt wurde. So wecken Brussas Denkmäler, der Stolz und die Heiligtümer der Muselmänner, die Erinnerung an die ganze gewaltthätige Entstehungsgeschichte des großen osmanischen Reiches.

Im übrigen aber reicht die Geschichte der Stadt nicht so weit ins Altertum zurück als die der meisten anderen Plätze des Orients. Von Prusias, einem König von Bithynien um 180 v. Chr., nach der Annahme anderer von Hannibal, der als Flüchtling bei diesem Herrscher weilte, gegründet, spielte es anfänglich keine besondere Rolle. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts fiel die Stadt in die Hände der siegreich vordringenden, von fanatischem Glaubenseifer beseelten Araber, bis später, nach deren Vertreibung, Brussa wieder einer der Hauptplätze des byzantinischen Reiches wurde. Die starken Befestigungen und Burgen auf den Höhen der Stadt, jetzt freilich in Trümmern liegend, zeugen noch heute von der Bedeutung, welche die Stadt damals als Festung und Waffenplatz genoß. Zugleich ward sie wegen ihrer herrlichen, oft mit Granada in Spanien verglichenen Lage und heilkräftigen Bäder ein beliebter Ausflug und Lustsitz der oströmischen Kaiser. Im Jahre 1316 gelangten die gegen Westen vordringenden Türken unter ihrem Sultan Osman vor die Thore der Stadt. Aber erst nach zehnjähriger Belagerung fiel sie in die Hände der Eroberer. Von nun an wurde sie die erste Residenz der osmanischen Sultane, deren größte und bedeutendste hier, wie wir sahen, bestattet liegen. Die grausenhafteste Zeit erlebte Brussa im folgenden Jahrhundert, als nach der für die Türken unglücklichen Schlacht bei Angora die mongolischen Völker unter Timurleng sich über die Küstenlandschaften Kleinasiens ergossen. Die Stadt wurde dabei erobert, verbrannt und ihre Bewohner größtenteils niedergemacht. Tausende, vorher absichtlich zusammengetriebene Menschen endeten hier wie anderwärts unter den Hufen der gegen die Wehrlosen ansprengenden und über sie hinwegsetzenden mongolischen Reiterscharen. Seltsam stechen gegen diese Überlieferungen die lobpreisenden Schilderungen ab, mit denen etliche zeitgenössische schmeichelnde und heuchlerische Geschichtschreiber den Ruhm des Despoten Timurleng und seine Fürsorge für Künste und Wissenschaften in den verwüsteten Ländern besingen. Später kam die Stadt wieder unter türkische Herrschaft; denn schnell, wie sie herangebraust, war die schreckliche mongolische Flutwoge auch wieder aus den Ländern verschwunden, welche sie verheert. Durch die günstigere Lage anderer kleinasiatischer Städte in unmittelbarer Nähe des Meeres und durch Erdbeben und Brände sank indes Brussa allmählich von seiner früheren Höhe. Erst in neuester Zeit blühte es von neuem auf, besonders seit der massenhaften Einwanderung mohammedanischer Flüchtlinge aus Bulgarien nach dem letzten türkisch-russischen Kriege und der Errichtung des bulgarischen Reiches. Die Zahl dieser Einwanderer, meist Ackerbauer, soll gegen 35000 betragen haben.

Außer seinen Moscheen und Sultansgräbern und den Ruinen der byzantinischen Burg besitzt Brussa noch manches andere, das den Fremden fesselt. Nahe der Stadt, bei dem Dorfe Tschekirgeköi, liegen die weltberühmten Bäder, deren heißes schwefel- und eisenhaltiges Wasser, weit hergeleitet, starken Quellen des Olympos-Gebirges entströmt. Prächtige Bauwerke, zumeist aus alter Zeit, wölben sich über diesen Bädern, die schon bei den Römern im höchsten Ansehen standen, die später häufig die byzantinischen Kaiser herüberzogen und die noch heute den bevorzugten Sammelpunkt für Leidende

aus der vornehmen Welt des weiten türkischen Reiches, besonders von Konstantinopel bilden. Vorzüglich bei chronischen Hautkrankheiten und rheumatischen Leiden wird ihre Heilkraft mit Recht gerühmt. Auch die weltbekannten Seiden-Spinnereien und



Die Große Moschee von Brussa; im Hintergrunde der Abfall des Olymp. Nach Originalphotographie

Webereien Brussas, in denen Hunderte von griechischen, armenischen, türkischen und jüdischen Frauen und Mädchen Beschäftigung finden, lohnen den Besuch, und auf den engen Straßen, in den düsteren Bazars, in den kleinen Kaffeeschenken der Stadt entfaltet sich ein lebhaftes Bild orientalischen Lebens. Freilich rein türkisch ist es nicht; denn wenn auch in der Überzahl, ist das Osmanentum hier in Brussa doch stark von fremden, von armenischen, persischen, griechischen, jüdischen und in geringerem Maße selbst von abendländischen Volkselementen durchsetzt. — Das lohnendste Ziel in der Umgebung Brussas bleibt der Olymp. Seine Besteigung bietet keine besonderen Schwierigkeiten, erfordert aber einen vollen Tag. Schon um fünf Uhr in der Frühe stehen die Pferde vor dem Hause gesattelt. Es sind kleine, hübsche, rüstige Tiere von unermüdlicher Ausdauer. Der Führer dagegen entpuppt sich bald als ein nichtsnutziger und unwissender Mensch. Langsam ziehen wir durch die noch menschenleeren Straßen, auf denen die gelben

verwilderten Hunde herumlaufen und in denen das Getrampel unserer Pferde seltsamen Wiederhall weckt. Schon innerhalb der Stadt fragt der Führer nach dem Wege; vielfach weist man ihn zurecht; endlich



Die Grüne Moschee von Brussa. Nach Originalphotographie.

kenden Dächer zwischen dem frischen Baumgrün ihrer Umgebung. Dahinter, über der weiten Ebene des Ulfer Tschaiflusses ruhen ausgedehnte Nebelschichten still und unbeweglich wie bleiche Bergseen. Nur die hohen fernen Küstengebirge ragen im rötlichen Strahle der Morgensonne frei über die Dünste hinaus. Von den äußeren Gehängen biegt der Pfad in der Höhe

gelangen wir auf den steilen Pfad, der sich an den hohen Gehängen des Berges hinzieht. Wälder von Edelkastanien untermischt mit Buchen, Stein- und Korkeichen und durchschlungen von Reben und mancherlei anderen Schlinggewächsen nehmen uns in ihren Schatten auf. An freien Stellen fällt der Blick hinab auf die weit ausgebreitete Stadt, auf die schimmernden Kuppeln der Moscheen und blinkenden

abseits in walderfüllte Seitenschluchten. An ihrem Rande geht es entlang; unten liegen düstere Nadelholzwaldungen und hellere Forste von Kastanien und Buchen. Rauschende Bäche durcheilen diese romantischen Schluchten, über denen sich hohe kahle Bergzüge emporheben und zahlreiche Adler, beutesuchend, majestätisch ihre weiten Kreise ziehen. Weiter aufwärts, wo die Nadelhölzer beginnen, wird der Pfad

beschwerlicher; mächtige Felsblöcke sind umhergestreut, natürliche glatte Gesteinsplatten führen stufenweise und steil empor. Lange graue Flechtenbärte wallen bereits von den Ästen der Tannen und eine frische Bergluft weht uns an. Herrliche Stämme fesseln in dieser Waldzone den Blick; urwüchsig, ungekünstelt, angeklammert an die Felsblöcke des Bodens, streben sie, von wilden Stürmen zersetzt, empor.

Nach einem langen Ritt durch diese Waldeinsamkeit erreichen wir einen grünen weiten Bergrasen, sitzen ab und halten von hier aus Umschau. Die Ebene hat sich ins Weite gedehnt, die Einzelheiten verschwinden, wie ein farbenreicher Teppich breitet sie sich aus. Die Bergzüge ziehen wie auf einer Reliefkarte hin; und über sie hinaus blitzt gegen Nordosten der Spiegel des Landsees von Isnik oder Nicäa und gegen Norden und Nordwesten die blaue, endlose Fläche des Mittelmeeres, deutlich mit all ihren Einschnitten, Buchten und fernen Inseln erkennbar. Da ruht der breite Golf von Mudania, den wir jüngst durchkreuzten, darüber hin ragt die steile, einsame Insel Kalolimni, und im Norden liegen auf der dunklen Meeresfläche, in bläulichen Duft gehüllt, die lieblichen Prinzeninseln. Matt, nur mit dem Glase erkennbar, schimmert am hohen Horizonte die ferne Türkenhauptstadt vor den wie gehauchten Umrissen der europäischen Küste. Bei unserem Weiterritt zwischen wacholderumwucherten mächtigen Granitblöcken hindurch, die den Bergrasen wirr zerstreut überdecken, fallen uns etliche wütende Hunde an, bis ein Hirt, der eine Herde von Schafen und Bergziegen hier oben weidet, sie zur Ruhe weist. Dann nimmt uns wieder der Tannenwald auf. Je höher wir steigen, um so niedriger werden seine Bäume; die Stämme kriechen am Boden hin, die Äste verkrüppeln und schrumpfen zusammen. Um so üppiger aber, um so dichter und wirrer wird das Unterholz und niedere Buschwerk. Nur mit Mühe winden wir uns mit unseren Pferden hindurch. In einsamem, blütenreichem, weltverlorenem Thalgrunde überschreiten wir ein klares forellenreiches Bergwasser, das rauschend über mächtige Granitblöcke hinströmt und Rossen und Reitern ein ersehntes Labsal spendet. Jenseit der Schlucht wird das Fortkommen noch beschwerlicher. Wir haben längst schon, wahrscheinlich mit Absicht des Führers, den rechten Weg verloren; mehrmals weigert sich der faule Kerl geradezu noch weiter mitzugehen und wirft sich wie erschöpft zum Schlafe auf den Boden. Nur durch unser entschiedenes Alleinweiterreiten brachten wir ihn bis hierhin. Jetzt ziehen wir die ermüdeten und ganz erhitzten Pferde am Zaume nach. Schwärme von lästigen Stechmücken umtanzen uns mit hellem Gesummse; zum äußersten von ihnen gepeinigt, wirft sich ab und zu ein Pferd, das man für einen Augenblick losgelassen, zu Boden und wälzt sich wie wütend, um seiner Quäler ledig zu werden. Dabei faßt das dichte Gestrüpp Riemen und Sattelzeug und zerreißt sie. Die ganze Geschichte fängt an widerwärtig zu werden. Vor uns in der Entfernung von etwa zwei Stunden liegt der Gipfel. Es ist ein Ärger, ihm so nahe zu sein und nicht hinaufzukommen, gar zu einladend winkt der nahe ewige Schnee herunter, der in den braunen Gründen zur Seite des Kammes gebettet liegt. Allein was hilft's; auf den Führer ist kein Verlaß, der Rückweg allein ohne Kundigen nicht leicht zu finden, die Gegend außerhalb des Gebietes von Brussa nicht einmal allenthalben über jeden Zweifel sicher. So machen wir Halt, überlegen eine Weile und entschließen uns dann mit Rücksicht auf die Pferde und unseren erbärmlichen Begleiter zur Umkehr. In öder, einsamer Umgebung packen wir die Sattelsäcke seines Pferdes aus und verzehren unseren, vom Hotelwirt reich und stark bemessenen Mundvorrat. Ein Waldbrand hat um uns herum vor nicht langer Zeit gehaust. Schwarz und unheimlich stehen die verkohlten Stämme herum, und die Sonne strahlt glühend auf den versengten dürren Boden des Bergabhanges. Die Höhe, bis zu der wir gelangt,

mochte 6000 bis 7000 Fuß betragen. Nicht lange reute uns indes die zeitige Umkehr. Im Walde angelangt, vernahmen wir heftige Donnerschläge und sahen, ins Freie tretend, wie dunkle Wolkenmassen den Gipfel des Götterberges umhüllten. Ein heftiges Gewitter, das erst am anderen Morgen als erquickender Regen in die Thäler hinabstieg, tobte nun oben mit aller Gewalt, während wir, obwohl nur wenige Stunden davon entfernt, bei blauem Himmel, im heißen Sonnenbrand bergab ritten. Die Steilheit des Weges wurde inzwischen immer stärker, sie übertrifft die aller Alpensaumpfade, die ich kenne, um ein beträchtliches. Ermüdet machten wir bei einer Quelle Halt, deren klares köstliches Wasser kalt und kräftig dem bemoosten Gestein entquillt. Um unsere Lagerstätte herum verbreitete der Schatten der hohen Kastanien angenehme Kühle, und ein frischer aromatischer Duft wehte von der nahen blütenreichen Heide her. In der That, bevorzugte, paradiesische Plätze sind es, die dieser Bergriese in seinen Thalgründen birgt, wo der Schatten und die Feuchtigkeit der Wälder ein frisches, fröhliches Pflanzenleben erhält und der ewige Schnee des häufig wolkenumhüllten Gipfels jahraus jahrein klare Bäche zum Segen für das ganze Land herniedersendet. Indes ist die Unfruchtbarkeit der umliegenden niederen Bergzüge doch auch nicht ganz allein in den natürlichen Verhältnissen dieses Landes begründet; auch dort wäre ein schützendes Pflanzenkleid mancherorts recht wohl möglich, wenn nicht menschliche Kurzsichtigkeit durch schonungslose Entwaldung den ersten Keim zum heutigen Elend gelegt hätte. Jetzt freilich ist eine Wendung zum Besseren schwer, fast aussichtslos. Ungehindert strömen im Winter und Frühlinge die Wassermassen verheerend herab, schwemmen das wenige fruchtbare Erdreich fort und füllen trockene Rinnsale mit reißenden Flüssen; ungemildert brennt und sengt im Sommer die Sonnenglut auf den kahlen Flächen, ungestört vernichten nach alter böser Regel die Ziegenherden jeglichen neu aufsprossenden Baumwuchs, und verheerende Waldbrände, teils durch Bosheit, teils durch Unachtsamkeit entstanden, machen den kümmerlichen Rest zu nichte. Mehrfach hatten wir bei unseren Seefahrten im Mittelmeer den Anblick solcher Brände. Riesige Rauchsäulen lagerten oft am Tage weithin über dem Inneren des Landes, nachts aber leuchtete die Glut unheimlich über das dunkle Meer.

Ermüdet vom sechsstündigen Ritt und langen Steigen, kamen wir am Abend zurück nach Brussa. Wir wollten die Stadt am anderen Morgen verlassen und uns in Mudania wieder nach Konstantinopel einschiffen. Aber das Paßbureau, auf dem wir uns den Abgangsstempel für unseren türkischen Paß (jol töskere) holen mußten, war bereits geschlossen und ohne diesen abzureisen unmöglich; wir hätten also drei bis vier Tage bis zum Abgang des nächsten Dampfers zu warten gehabt. In dieser fatalen Lage half wieder wie immer der Backhschisch; wir gaben dem Dragoman eine Medschidie (3 Mk. 35 Pfg.) und sagten ihm: „Sehen Sie zu, ob nun das Paßbureau vielleicht geöffnet ist.“ Natürlich war dies nunmehr der Fall, und ungehindert konnten wir fort.

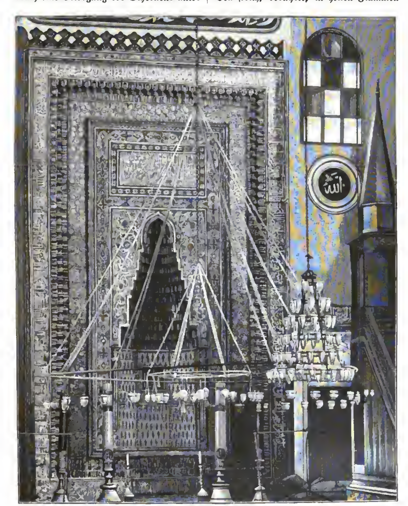
Es herrschte noch nächtliches Dunkel, als wir am anderen Morgen im Wagen nach Mudania fuhren. Aber der zeitige Aufbruch und die schnelle Fahrt waren überflüssig gewesen; denn der Dampfer lag noch mitten im Einladen begriffen, als wir bei fahrplanmäßiger Abfahrtszeit ihn bestiegen. Weder bei Schiffen noch Eisenbahnen nimmt man's eben in solchen Dingen in der Türkei so genau. Schwere Ballen von Wolle und Häuten polterten eben von den kräftigen Schultern brauner, schweißtriefender Träger hinab in den Laderaum. Dort nahm sie das türkische Schiffsvolk in Empfang, wälzte sie ordnungslos beiseite und rauchte dazwischen ungeniert, trotz der Feuergefährlichkeit, seine Cigaretten. Als der Raum gefüllt war, warf man den Rest der Ladung, ohne die obere Öffnung vorher zu schließen,



Inneres der Großen Moschee. Nach Originalphotographie.

kurzweg über das Deck. Nunmehr entfaltete sich ein malerisches Volksbild. Mitreisende Türken kamen, breiteten ihre Teppiche, die sie stets bei sich führen, über die Ballen aus und kauerten sich mit untergeschlagenen Beinen darauf; verschleierte türkische Frauen mit Kindern, Negerinnen und vielen Habseligkeiten nahmen Besitz von dem ihnen auf dem Hinterdeck eigens zugewiesenen Raum, den aufgespannte Segeltücher den Blicken Neugieriger ein wenig entziehen. Ein griechischer Krieger, vermutlich von einer der benachbarten Inseln, mit seinem weißen kurzen Rock, der täuschend das Kleid einer Ballettänzerin nachahmt, in den spitzen, vorn mit einer Quaste versehenen Schnabelschuhen, kam sogar samt seinem Roß an Bord; und endlich wurde uns noch eine große Anzahl asiatischer Rekruten zugeführt, die nach Stambul verschifft werden sollten. Sie alle steckten in den buntesten, originellsten und verschiedensten Trachten und ließen noch wenig von dem Einflusse abendländischer Gesittung merken. Manche von diesen Leuten nahmen indes rührenden Abschied von den Ihrigen und etlichen liefen die hellen Thränen über die braunen Gesichter. Kaum blieb zwischen dem unordentlichen Gewirr der Ballen und den hohen Körben, mit lebendigem, laut schreiendem Geflügel gefüllt, noch ein Raum für diese Schar. Endlich war alles untergebracht, wenn auch eng zusammengepfercht, Kopf an Kopf; laut heulte die Dampfpfeife ihren Abschiedsgruß, und nach zwei Stunden hatten wir bereits den stillen blauen Golf verlassen, Kap Posidion umsegelt und dampften nun quer über das Marmarameer hinüber gegen Konstantinopel. Indes sollte die Fahrt uns noch eine aufregende Scene bieten. Während der türkische Kapitän sich gemütlich in seine Kabine zurückgezogen hatte, der Steuermann schlaftrunken am Steuer stand, zuweilen mit dem Kopfe vornüber nickte und dann jedesmal wieder einmal blöde mit den Augen zwickerte und

nach dem Kompaß schaute, verbreitete sich, erst schwach, dann immer stärker, ein brenzliger Geruch über Deck, und plötzlich brach eine Bewegung des Schreckens unter Leichtsinn während des Einladens hatten die Ballen Feuer gefangen und drohten, sobald sie der starke Luftzug, der über Deck strich, berührte, in hellen Flammen



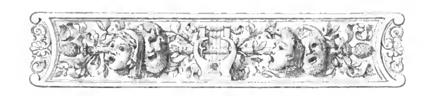
Inneres der Grünen Moschee. Nach Originalphotographie.

den vorn auf den Ballen sitzenden oder schlafenden Türken aus. Mit dem Rufe „Feuer!" beeilten sich alle, aus der Nähe des ins Innere führenden Einladeschachtes zu kommen. Bei dem unverantwortlichen aufzugehen. Dabei hatten wir an dreihundert Menschen an Bord und nur zwei ganz kleine gebrechliche Rettungsnachen, die kaum den zehnten Teil der Passagiere und Rekruten zu fassen vermochten. Die

asiatische Küste war bereits ziemlich weit entfernt, dabei steil, ohne Bucht und Hafen in der Nähe. Die europäische Küste dagegen tauchte eben erst in schwachen Umrissen am Horizonte auf. Eilends wurde der Kapitän gerufen; Eimer, an Stricken befestigt, füllten sich mit Seewasser und gossen ihren Inhalt in den Raum. Der Versuch glückte, das entstehende Feuer wurde allmählich gelöscht; aber eine peinliche Zeit banger Erwartung und Besorgnis lag für uns dazwischen. Ein Glück für uns war der nach abendländischen Begriffen unfaßbare Gleichmut, mit der die Mehrzahl der Türken der Entwickelung dieser Sache entgegensah. Bei einem solchen Volkshaufen unserer Art wäre eine Panik schon unvermeidlich und daher ein Unglück wahrscheinlich gewesen.

Etliche Stunden waren vergangen, da bemächtigte sich der mitreisenden Türken eine andere Bewegung. Immer deutlicher und klarer trat das glänzende Bild von Stambul über der blauen Fläche des Meeres hervor. Dieser Anblick weckte eine frohe Begeisterung in den Gemütern vieler unserer muselmännischen Reisegefährten. Mein Opernglas wanderte von Auge zu Auge, neben uns hob ein alter würdiger Mann seine beiden kleinen Mädchen, die neben ihm auf Klappstühlchen kauerten, abwechselnd in die Höhe und zeigte ihnen unter feierlicher, liebevoller Erklärung die geheiligte Stadt. Selbst viele der Rekruten schienen den Trennungsschmerz vergessen zu haben und lagen, weit über die Brüstung gelehnt, ganz in den Anblick der Stadt versunken, am Bug des Schiffes.

Inzwischen ist wieder die Serailspitze umsegelt, rechts liegt Skutaria mit den dunklen, ernsten Cypressen des Friedhofs über den hellen Häusermassen; wieder öffnet das Goldene Horn seinen belebten, windgekräuselten Wasserspiegel mit dem Walde seiner Masten und dem prächtigen Rahmen der im Hintergrunde stolz ansteigenden Riesenstadt. Schon nähert sich der Schwarm der Barken und Boote, die tollkühn bis dicht an den Dampfer rudern. Bereits fassen etliche der Bootsleute herabhängende Taue und Leitern, befestigen windschnell ihr Fahrzeug und schwingen sich dann keck an Bord. Da erfolgt plötzlich ein heftiger Stoß und Anprall und lautes Krachen von berstendem Holz. Zum Überfluß haben wir noch einen benachbarten türkischen Dampfer angerannt und ihm sein Vorderteil durchbrochen. Indes ist für uns jetzt alle Gefahr vorüber. Hunderte von Booten schwärmen herum, zahlreiche liegen bereits zur Seite des Schiffes. Nun erfolgt eine unbeschreibliche, wüste Scene, die alles, was wir bisher beim Ausschiffen abendländischer Schiffe im Orient gesehen, weit übertraf. Zu den Hunderten, das Schiff nahezu füllenden Menschen an Bord stürzen Scharen von anderen mit Geschrei und heftigen Gebärden. Jeder davon will für sein Boot die Reisenden gewinnen, jeder macht einen energischen Angriff auf unser Gepäck, jeder sucht den anderen durch Geschrei und erhöhte Zudringlichkeit zu überbieten. Die erhitzten geröteten Gesichter schauen ordentlich verwildert drein; es ist das vollständige Bild eines von Piraten gekaperten Schiffes. Endlich haben wir in dem Getümmel unseren Dragoman aus Konstantinopel erspäht. Unter seiner Führung gelangen wir glücklich die steile Treppe hinab, auf der noch immer streitende Bootsleute sich um die schier hilflosen Reisenden reißen. Es erscheint wunderbar, daß sie bei diesem Ringen nicht ins Wasser stürzen. Glücklich haben wir endlich in einer Barke Platz genommen, und von den sanften Wellen des Golfs gewiegt, sind wir froh, dem heillosen Tumult entronnen zu sein.



Giuseppe Verdi.

Von

Otto Gumprecht.

I.

Jedes Volk, das auf sich etwas hält, ist stolz auf seine ruhmreichen Söhne. Seitdem in den Herzen der Italiener wieder ein kräftigeres Nationalgefühl sich regt, werden sie nicht müde, ihre großen Männer zu feiern, die toten und die lebendigen. Mit wie lauter, einhelliger Begeisterung haben sie die Jubiläen Dantes, Raphaels begangen, welche Fülle von Lorbeeren auf das frische Grab Manzinis gehäuft. Sie duldeten nicht, daß französische Erde noch länger die Gebeine Bellinis, Rossinis deckte, bereiteten ihnen im vaterländischen Boden die letzte Ruhestätte. Keiner unter sämtlichen Künstlern Italiens, die noch heutigestags im Licht der Sonne wandeln, ist Träger eines klangvolleren Namens als Giuseppe Verdi. Seit dem Tode Garibaldis ist er der populärste Mann auf der ganzen Apenninischen Halbinsel. Die erste Aufführung seines jüngsten Werks, des „Othello“, am 5. Februar 1887 in der Mailänder Skala gestaltete sich zu einem wahren Nationalfest. Bei weitem mehr noch als der Oper selbst galt der durch sie geweckte Jubel der Persönlichkeit ihres Autors. Das Land wollte und konnte sich nicht nehmen lassen, diesem als dem in der Gegenwart vornehmsten geistigen Vertreter heimischen Volkstums, dem unermüdlichen Erhalter und Mehrer des Weltruhms, dessen die italienische Gesangsbühne von altersher sich erfreut, den wärmsten, einmütigsten Dank zu bezeigen. Zu der Zeit, in welcher es noch um seine Freiheit und Unabhängigkeit gerungen, da galt bereits als deren Symbol der Name des Meisters. Man rief „viva Verdi“, klebte an alle Mauern und Säulen Zettel mit den beiden Worten, die als Anagramm „viva Vittorio Emanuele, Re D'Italia“ bedeuten sollten. Jede Stelle in den Textbüchern der Verdischen Opern, der sich irgend welche politische Anspielung unterschieben ließ, rief stürmische patriotische Kundgebungen in den Zuhörerräumen hervor. Als der 1847 für Florenz geschriebene „Macbeth“ in Venedig zur Aufführung gelangte und Macduff mit Donnerstimme die von Andrea Maffei gedichteten Verse sang

La patria tradita
Piangendo c'invita
Fratelli, gli oppressi
Corriamo a salvar,

sprang das Publikum von den Sitzen und fiel im Chor ein. Auf polizeilichen Befehl mußte der Vorhang sich senken, die Ruhe durch österreichische Soldaten hergestellt werden. Manricos Worte im dritten Akt des „Trovatore“: „madre infelice corro a salvarti, oteco almeno corro a morir“ entfesselten bis zur Einigung Italiens jedesmal den gewaltigsten Beifallslärm, weil man sie auf das geknechtete Vaterland bezog. Noch von manchen anderen

Fällen derart wird im weiteren Verlauf dieser Mitteilungen zu berichten sein. Verdi erhielt einen Platz im ersten italienischen Parlament. Er war ursprünglich nicht gewillt, sich wählen zu lassen. Sein Widerstand wurde aber durch Cavour besiegt, der ihm bemerklich machte, es komme darauf an, in der ersten gesetzgebenden Versammlung des befreiten, wiedergeborenen Volkes alle Männer zu vereinigen, die für dessen Ruhm gelebt und gewirkt. Er gehörte mehrere Jahre der Kammer an, nahm an ihren Sitzungen teil und zog sich dann zurück. Victor Emanuel ernannte ihn 1875 zum Senator des Königreichs.

Nachdem in den letzten fünfundzwanzig Jahren Meyerbeer, Rossini, Auber, Wagner von der Welt geschieden, ist jetzt Verdi der oberste Herrscher im Gebiet des gesungenen Dramas. Alles, was seit mehr als einem Menschenalter an italienischen Opern internationales Gemeingut geworden, verdanken wir ihm ausschließlich. Wie viel er auch den unmittelbaren Vorgängern schuldet — kein Meister fällt vom Himmel, jedem ist das Tagewerk durch die gesamte bisherige Entwickelung zugeteilt — seine Muse weist doch ein eigenartiges Antlitz, einen scharf ausgeprägten Charakterkopf auf. Leckerster Honig der Melodie, verschwenderischster Zuckerguß der Koloraturen waren der Stoff gewesen, aus welchem Rossini, der Erneuerer der italienischen Gesangsbühne, die ihr gewidmeten Gebilde geformt hatte. Sinnbestrickender Wohllaut galt ihm als höchstes Ziel alles musikalischen Schaffens und Gestaltens. Dem ganzen von der Natur in den Klang der menschlichen Stimme gelegten, durch die Kunst geläuterten und gesteigerten Zauber hat er die Zunge gelöst. Von Bellini empfing der schöne Leib des bel canto die empfindende Seele. Was er diesem eingehaucht, war zwar nicht der Geist des Dramas, wohl aber die in träumerischer Wehmut, in süßen Thränen schwelgende Gefühlsseligkeit des eigenen Herzens. Der so fruchtbare, erfindungsreiche, satzgewandte Donizetti hat doch keinen wirklich neuen Ton angeschlagen. Sein geschmeidiges Talent, in der opera seria und buffa gleich heimisch, begnügte sich, die von beiden bisher betretenen Wege gemächlich weiter zu verfolgen, die überlieferten Typen in einer Fülle behender, anmutiger Variationen nachzuahmen und auszubreiten. Hinzugekommen ist bei ihm nur die in den späteren Werken mehr und mehr sich bemerklich machende Beziehung zum französischen Opernwesen. Dieselbe verstärkt und vertieft sich in den Schöpfungen Verdis, ist recht eigentlich der sie belebende dramatische Sauerstoff. Es wäre jedoch weit gefehlt, hierin allein die Ursache der von ihnen bis zur Stunde geübten Wirkung erblicken zu wollen. Sie dürfen vielmehr den Anspruch erheben, einen bis dahin unausgesprochenen Inhalt zur Erscheinung gebracht zu haben.

Jeder echte Künstler ist das Kind seines Volkes und seiner Zeit. Je höher er gewachsen, zu um so greifbarerem Dasein gelangt in seinem Schaffen, was er von jenen empfangen. Haben doch beide für ihn die gleiche Bedeutung wie für die Pflanze das Erdreich, in dem sie wurzelt, Sonnenschein und Regen, von denen ihr Gedeihen abhängt. Trotz aller Einflüsse, welche das Ausland, namentlich Meyerbeer, auf Verdi geübt, ist er dennoch Vollblutitaliener geblieben. Leib und Seele seiner Melodien, ihre ganze, aus dem eigensten Wesen der menschlichen Stimme geschöpfte Natur giebt ihn als solchen kund. Sie sind gewiß nicht immer aus erster Hand, keineswegs durchweg edel und gehaltvoll, aber stets dem Sänger mundgerecht und mit Sicherheit das Ohr treffend. Das Nämliche gilt von allen, die vor unserem Meister als oberste Herren und Gebieter auf der Opernbühne seiner Heimat gewaltet. Ihnen insgesamt ist die Melodie vornehmster Träger des Ausdrucks, Anfang und Ende der in Tönen denkenden und dichtenden Kunst.

Das neue, das Verdi hinzugebracht, verdankt er aber zunächst seiner individuellen Begabung und dann der Zeit, die ihn erzogen, ihn mit ihrem Geiste genährt.

Weil er diesem die Zunge gelöst, den Herzschlag der Volksseele in Sang und Klang offenbart hat, darum wird nicht bloß jenseit der Alpen unter den besten Namen auch der seinige genannt. Wie man mit gutem Grunde behauptet, daß den Rossinischen Opern die Periode der Restauration ihren geistigen Stempel aufgeprägt, so regt sich in den Verdischen die heißblütige Leidenschaft des jungen Italiens. Jene entsprachen dem innersten Bedürfnis eines Geschlechts, das nach den durch die französische Revolution und das Kaiserreich verursachten Erschütterungen, nach einer ununterbrochenen Kette gewaltsamster Kämpfe und Umwälzungen, die Ruhe, den Frieden und seine Genüsse um jeden Preis begehrte. Man war des ewigen Wechsels, der heftigen Aufregungen, der wilden, die Sicherheit jedes einzelnen verstörenden Stürme auf dem Welttheater herzlich müde, erfreute sich der Rückkehr der ehedem so verhaßten öffentlichen Zustände wie eines wiedergewonnenen Paradieses. Nichts konnte Rossinis Zeitgenossen willkommener sein als die süßen Wiegenlieder, die er ihnen gesungen, als die würzigen melodischen Schlummertränke, die er ihnen gereicht. Eine neue Generation war inzwischen herangewachsen, für welche die durch ihren Mißbrauch entwerteten Worte „Freiheit, Einheit" wieder einen Klang, vollgewogenen Inhalt hatten, die das nur den Sonderinteressen der Menschen Raum gewährende Stillleben, zu dem die Völker sich verurteilt sahen, als bleiernen Druck, als entwürdigende Demütigung empfand. Unversöhnlicher Haß gegen die Fremdherrschaft galt als höchstes nationales Gebot, jedes Mittel sie abzuschütteln als geheiligte Notwehr. Die heitere Unbefangenheit und Sorglosigkeit, seit jeher ein hervortretender Zug im Wesen der Italiener, hatte finster in sich hineinbrütendem Groll Platz gemacht. Geheime Verschwörungen waren an der Tagesordnung, die Luft von revolutionärem Zündstoff erfüllt. Man braucht kein Geisterseher zu sein, um den tiefen Einfluß zu spüren, den solche Verhältnisse und Umgebung auf Verdi und seine Schöpfungen geübt. Er, der Musiker, konnte freilich den auf dem Gemüt des Volkes lastenden Alp nicht beim Namen nennen wie der Dichter Leopardi. Diesem erscheint er aber stimmungsverwandt in dem Grundelement seiner Tonsprache, in ihrem zornigen Pathos. Man redet von pessimistischen Philosophen und Dichtern, ihn darf man einen pessimistischen Komponisten nennen. Frohes Lebensgefühl geht den Gestalten ab, die er auf die Bühne gerufen. Sie haben fast insgesamt etwas Schwerblütiges, düster blickt ihr Auge, der Schmerz zuckt ihnen um die Lippen, unbändiger, jäh auffahrender Trotz wohnt in ihrem Herzen. Verdi vertieft sich mit Vorliebe in die Nachtseiten der menschlichen Natur. Banditen, Verschworene, Zigeunerinnen, mit eigener oder fremder Schuld Beladene, körperliche und moralische Unholde mannigfaltigsten Schlages sind die Lieblingskinder seiner Phantasie: dem Hohn, der Rache, der Bosheit hat er ihre schrillsten Töne abgelauscht, und selbst die Stimme des Mitleids, der Liebe klingt bei ihm oft genug herb und gepreßt. Eine der eigenartigsten, duftigsten Blüten italienischer Kunst, die Opera buffa, noch von Rossini und Donizetti so eifrig und erfolgreich gepflegt, sie ist bei ihm nur durch ein einziges Werk, eine Jugendarbeit vertreten. Nachdem sein „Un giorno di regno" den 5. September 1840 in der Mailänder Skala rettungslos durchgefallen, sollte er nie wieder zur heiteren Gattung zurückkehren.

Rossini hat neunzehn, Bellini zehn, Donizetti sechsundzwanzig Jahre lang für das Theater geschaffen. Verdi kann dagegen schon bald die goldene Hochzeit mit der Bühne feiern. In den siebenundvierzig Jahren, die zwischen seiner ältesten und seiner jüngsten Oper liegen, ist er keineswegs unwandelbar der nämliche geblieben. Weil alles Vermögen durch nichts so sehr erstarkt wie durch unausgesetzte Übung und Bethätigung, pflegt uns die Entwickelung des echten und rechten Künstlers das erhebende Schauspiel stetigen

Werdens und Wachsens zu gewähren. Aus jedem vollendeten Werke gewinnt er Kraft und Anregung zu neuen Schöpfungen, es wirkt befruchtend auf ihn zurück, steigert sein Wollen und Können, weist ihm den Weg zu immer höheren Zielen. Bei Verdi hat es damit noch seine eigene Bewandtnis. Wir werden später sehen, daß er des unschätzbaren Segens einer geregelten musikalischen Erziehung entbehren mußte. Er trat in seinen Beruf ein, nur sehr mangelhaft mit den dafür notwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet. Feinfühliger Schönheitssinn, wachsame Selbstkritik, Weite des künstlerischen Gesichtskreises, Vertrautheit mit den im Laufe der Jahrhunderte aufgehäuften Schätzen, namentlich auch die gesicherte Herrschaft über das technische Handwerkszeug, alle diese unerläßlichen Dinge gingen ihm ab, und erst in der Schule der Erfahrung hat er sie sich durch lange harte Arbeit erworben. Rückhaltlose Bewunderung zwingen uns der unbeugsame Wille, die eiserne Beharrlichkeit ab, die solches vollbracht. Welch himmelweite Kluft zwischen dem früheren und dem späteren Verdi, dem ungestümen Naturalismus des einen und der reifen Meisterschaft des anderen.

Aus der ganzen Zeit, auf welche die Erinnerung des Schreibers dieser Zeilen zurückblickt, weiß er sich kaum eines unholderen Eindrucks zu erinnern als bei der ersten Bekanntschaft mit dem Komponisten des „Ernani“ und „Trovatore“. Seine Ideale schienen ihm mißachtet, verhöhnt, zu Boden getreten, das edle Antlitz der Schönheit zum schnöden Zerrbild entstellt. An dem Widerwillen, den er empfand, hatte gewiß subjektive Befangenheit ihren reichgewogenen Teil, sie that es aber doch nicht allein. Da war zunächst die Mißgestalt der wie mit der Holzaxt zugehauenen dichterischen Unterlage, eine jedem ästhetischen Maße sich entziehende Plumpheit der Handlung und ihrer Träger. In der Musik kaum etwas zu gewahren von geschmeidigeren Künsten des Satzes, von feineren Gefühlsmischungen und -übergängen, fast alles vielmehr auf die grobsinnliche Wirkung gestellt. Während die Melodien bis zur Unersättlichkeit im Saft und Blut der Stimmen schwelgten, gesellte sich ihnen ein bald tobsüchtiges, bald an das armseligste Geklimper gewiesenes Orchester bei. Rhythmische Keulenschläge, harmonische Zudringlichkeiten und das fadeste, abgestandenste Zeug machten bunte Reihe. Das durch solche Heimsuchungen verwirrte und betäubte, immer von neuem der Berührung mit dem schlechthin Rohen und Gemeinen preisgegebene Ohr verlor gänzlich die Fähigkeit, richtig zu hören und zu unterscheiden, mitten in der wuchernden Fülle des Gewaltsamen und Gemeinplätzlichen auch bedeutsamere Züge zu erkennen. Völlig gebricht es an diesen keiner Verdischen Partitur, in sämtlichen Werken bis auf den „Maskenball“ gleichen sie aber, um mit Immermann zu reden, schönen Mädchen, die in einem verwahrlosten Park lustwandeln.

Weit verbreitet war bei uns noch vor ein paar Jahrzehnten die Unterschätzung des Meisters. Man sprach von ihm als von einem Stümper und Pfuscher, einem frechen Eindringling, der auf der deutschen Gesangsbühne, der durch die Idealgebilde Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers geweihten Stätte, eigentlich gar nichts zu schaffen hätte. So oft eines seiner Werke zur Aufführung gelangte — der „Trovatore“ erschien im Berliner Opernhaus zum erstenmal 1857, „Ernani“ 1859, die „Traviata“ 1860 — war die Tageskritik einstimmig in ihrem Verdammungsurteil. Sie hatte einst auch über Rossini, Bellini, Donizetti Ach und Weh gerufen, aber diese dünkten sie jetzt wahre Heilige, verglichen mit dem jüngsten Liebling des italienischen Publikums. Noch heute klingt in der abfälligen Behandlung, die ihm unsere Musiklexika fast ohne Ausnahme angedeihen lassen, der damals angeschlagene Ton weiter. Nach dem Erscheinen des „Maskenballes“ und zumal der „Aida“ und des Requiem erhoben sich jedoch für deren Schöpfer immer zahlreichere und

gewichtigere Stimmen. Beieinander waren da üppig quellende Erfindung, sichere Herrschaft über die Darstellungsmittel, ein breiter tiefer Strom wirklicher Gesangsmelodie, Kraft und Bestimmtheit der Charakteristik, ausdrucksvolle Behandlung des Orchesters. Wem solche Würfe gelungen, wahrlich, der verdiente, unter den Besten genannt zu werden. Auch die älteren Opern erfuhren nun eine unbefangenere Würdigung. Die Einsicht gewann Raum, daß in ihnen doch nicht alles und jedes so schlecht, mißraten, verwerflich gewesen, als es auf den ersten Blick den Anschein gehabt, daß auch sie von außergewöhnlicher, freilich noch in hohem Maße der Klärung und Läuterung bedürftiger Begabung Zeugnis ablegen. Wenn genug des Anstößigen übrigblieb, so forderte wenigstens die Gerechtigkeit, die nationale Sonderart der Gattung, die ihr seit jeher anhaftenden Gebrechen in gebührenden Anschlag zu bringen. Wir wollen diesen Gesichtspunkt bei der folgenden Betrachtung nicht aus den Augen verlieren. — Sämtliche Arbeiten Verdis durchzumustern, kann nicht unsere Aufgabe sein. Bevor wir ihn auf dem äußeren Lebensgang begleiten, wollen wir indessen versuchen, denjenigen unter seinen Werken etwas näher zu treten, die sich das Heimatsrecht in unseren Theatern erworben.

Die erste Verdische Oper, die kosmopolitisches Gemeingut geworden, ist „Ernani". Victor Hugos gleichnamige Tragödie liegt dem Textbuch zu Grunde. Schwer fällt uns Deutschen, zu diesem Dichter in ein erträgliches Verhältnis zu treten. Um ihn, den Abgott seines Volkes, zu lieben, zu bewundern, muß man, wie es scheint, gallisches Blut in den Adern haben. Seine Gestalten sind eitle, gespreizte, effektsüchtige Geschöpfe, trotz alles leidenschaftlichen Gebarens kühl bis ans Herz hinan, nur das Donnergepolter der rhetorischen Phrase auf den Lippen tragend. Aus dem Libretto, das, einzig nach dem dramatischen Rohstoff begierig, ihnen den gleich einem faltigen Purpurmantel sie im Original umwallenden Wortpomp abstreifen mußte, starrt die Unnatur, die Hohlheit der Handlung und der Charaktere um so nackter und feindseliger hervor. Giebt es wohl etwas Abgeschmackteres als die Schlußscene! Gewiß, der bekannte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, hier ist er gethan. Der Titelheld hat in einem Augenblick höchster Not und Verzweiflung dem Oheim und Verlobten seiner Dame einen Wechsel auf Sicht ausgestellt, des Inhalts, daß sein Leben ihm jederzeit zur Verfügung stehe. Mitten in das süße Glück der Flitterwochen klingt plötzlich ein unheimlich drohender Hornruf. Er kündigt den Gläubiger an, der ebenso würdevoll wie nachdrücklich sein Recht fordert. Ernani nimmt bloß noch, wie es sich für jeden rechtschaffenen ersten Tenor schickt, von der Geliebten und dem Publikum in einigen melodischen Seufzern Abschied und leistet dann als gewissenhafter Schuldner Zahlung.

Die Tonsprache zeigt uns Verdis Muse in ihrer Sünden Maienblüte. Mit Händen zu greifen ist die Abhängigkeit von Donizetti, Anklänge an ihn lassen sich auf Schritt und Tritt vernehmen. Im Verhältnis zu diesem erscheint aber fast alles erheblich vergröbert. Die Melodie ist kurzatmiger, zudringlicher, polternder geworden. Nur selten fühlt sich von ihr das Ohr geliebkost und dafür um so häufiger vergewaltigt. Sie bückt sich tief hinab in den Staub der Gassen und Märkte, tobt und lärmt in den gemeinsten Tanz- und Marschrhythmen. Der noch von Donizetti bevorzugte Koloraturenschmuck ist auf ein bescheidenes Maß zusammengeschmolzen. Viel weniger durch ihre Kunstfertigkeit als durch die Entfesselung der ungebändigten Naturkraft werben die Singstimmen um Beifall. Das Orchester befaßt sich kaum mit seelenmalerischer Charakteristik, schlägt aber oft um so derber drein. Immer wieder überkommt uns die Empfindung, als ob der Komponist ein Publikum von Harthörigen oder Stumpfsinnigen vor sich zu haben glaubte. Die Darstellungsmittel sind in den Ensemblesätzen, zumal in den Finales,

gehäuft und gesteigert. Aber statt wirklicher Vielstimmigkeit beinah durchweg wohlfeilstes Terzen- und Sextengeschiebe oder öder Unisonosingsang. Einige freundlichere Gesangsblüten weist die Partie der Elvira auf. Das gilt namentlich von der großen Arie des ersten Aktes, die auch ihren Weg in die Konzertsäle gefunden. Reichliche Gelegenheit zur Verrichtung vokaler Heldenthaten ist in den beiden männlichen Hauptrollen, dem Tenor und dem Bariton, gegeben. Wird ihnen Gewaltiges zugemutet, so empfangen sie doch auch ihren Lohn dafür. So manche andere Bühnenkomponisten haben keine geringeren Anforderungen an die Stimmen gestellt und doch nicht den zehnten Teil des im „Ernani" erzielten Gewinnes herausgeschlagen. Seine außerordentlichen Erfolge verdankte das Werk den scharfen Würzen, mit denen Verdi die welkenden Reize des bel canto aufzufrischen getrachtet. Wenn es von der Tagesordnung der Gegenwart mehr und mehr verschwindet, so liegt die Hauptursache darin, daß hier nur die ersten unsicheren Schritte zur Erneuerung und Verjüngung der italienischen Oper, zu ihrer Wiedergeburt aus dem Geiste des Dramas geschehen sind.

Auch zum „Rigoletto" hat Victor Hugo den Stoff geliefert, sein „Le roi s'amuse" ist die Quelle des Textbuches. Hielte die nichtsnutzige Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden, uns wirklich ein Spiegelbild der menschlichen Natur vor, wahrlich, Schopenhauer hätte ganz recht, die Erde mit einem Zuchthaus zu vergleichen. Durchweg der Nervenreiz des Häßlichen bis zur äußersten Spitze getrieben, jene moralische Fäulnis, deren Verwesungsduft die nach Aufregung um jeden Preis schmachtende Blasiertheit köstlicher dünkt als alle Wohlgerüche Arabiens. Da ist zunächst der ruchlose Herzog, eine fratzenhafte Verkörperung schrankenlosester Selbstsucht und gemeinster Sinnlichkeit. Neben ihm sein treuer Gehilfe bei allen Schandthaten, der boshafte, kupplerische, blutdürstige Narr, ein mißgestalteter, von Haß, Spott und Hohn verfolgter Zwerg, dem aber das zärtlichste Vaterherz in der Brust schlägt. Er hat seine Tochter fern von der Welt erziehen lassen, sie vor jeder unlauteren Berührung aufs strengste gehütet. Dazu ein Troß feiler Höflinge, endlich das schnöde Geschwisterpaar: Sparafucile und Maddalena, der eine gewerbemäßiger Meuchelmörder, die andere Straßendirne. Allen diesen Unholden ist als einzige ideale Figur Gilda gegenübergestellt, „cette rose de grâce et de virginité", wie sie Victor Hugo nennt. Unwahr in der Empfindung, ohne jeden sittlichen Halt, aufopfernd bis zur Selbstentwürdigung zeigt freilich ihr Wesen nur die im Hohlspiegel französischer Romantik verzerrten Züge der Jungfräulichkeit. Sie zögert keinen Augenblick, das Leben für den Elenden hinzugeben, der das ihrige entwertet, vergiftet, zerstört hat.

Sieben Jahre liegen zwischen „Ernani" und „Rigoletto", und sie sind nicht spurlos an Verdi vorübergegangen. Die diesem Zeitraum angehörigen zehn Werke haben zwar mit einziger Ausnahme der „Luisa Miller" ihrem Autor lauter Mißerfolge gebracht, ihn aber auch einen reichen Schatz von Erfahrungen sammeln lassen. An technischer Gewandtheit, an Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, ja selbst an Fluß und Fülle der melodischen Erfindung überragt „Rigoletto" alle seine älteren Geschwister. Dem Komponisten der „Lucrezia" wurden die Gifttränke seiner Heldin zu unschädlichem Orangenwasser. Wäre ihm oder einem der Vorgänger unser Libretto in die Finger gefallen, sie würden darüber, unbekümmert um dessen eigensten Gehalt, die Flut süßer Töne ergossen haben. Ihre Melodik gleicht jenen üppigen Schlingpflanzen, die selbst dem kräftigsten Stamm den Lebenssaft aussaugen, dafür aber auch jedes hölzerne Gerüst, und wäre es ein Blutgerüst, in eine duftige Gartenlaube verwandeln. Anders Verdi, der in der Schule der großen französischen Oper reichliche Früchte vom Baum der Erkenntnis gebrochen hat. Wenigstens bei einigen Momenten der Handlung macht seine Musik bitteren Ernst,

die im Text zusammengehäuften Greuel sind da für sie nicht bloße Schaugerichte, sie greift mit beiden Händen zu. Ihr oberster Leitstern ist nicht mehr Donizetti, sondern Meyerbeer. Die Leidenschaft, die bisher plan- und ziellos verpufft, stellt sich jetzt in den Dienst des Dramas. Von sehr ungleichem Wert sind die verschiedenen Sätze der Partitur. Wir gewahren mit dem Geliebten gestreift. Gänzlich gleichgültig lassen uns die melodischen Ergüsse des Herzogs, der von der Ventiltrompete begleitete und gedeutete Jammer des Narren. Eine gar wunderliche Aufgabe ist im letzten Akt dem Chor zugefallen. Während die Bühne die Osteria des Bravo vorstellt, dringen aus dem Hintergrunde seltsame Laute an unser Ohr.



Giuseppe Verdi.

da abgegriffenstes Gemeingut in Hülle und Fülle, aber auch einige höchst geist- und phantasievolle Gebilde. Gänzlich mißraten ist das Fest, mit welchem die Oper beginnt. Statt glühenden und sprühenden Lebensdranges, von Genuß trunkener, nach Genuß lechzender Lust nur roher, wüster Lärm. Kein Hauch echten Gefühls hat die, auf den Intervallen der absteigenden Skala so kokett einhertrippelnde und hüpfende, mit allerlei häßlichem Zierat verbrämte Arie der Gilda, ihre faden, tändelnden Zwiegesänge mit dem Vater, Genauer hinhorchend erkennt es chromatisch auf- und abwogende, von Brummstimmen ausgeführte Terzengänge. Man glaubt, ein Volkshaufen sei im Anzug, aber weit gefehlt: die Sache will uns vielmehr nur das Getöse des draußen tobenden und heulenden Sturmes vortäuschen. Von packendster Wirkung sind dagegen das in jedem Zuge ein freches, finsteres Banditengesicht wiederspiegelnde Duett zwischen Sparafucile und Rigoletto, dessen Begegnung mit den Höflingen, in welcher die erheuchelte Gleichgültigkeit

des einen, die lauernde Tücke der anderen zu überzeugender Erscheinung gelangt sind, endlich vor allem das geniale Quartett. Der folgende Vorgang liegt ihm zu Grunde. Belauscht von Gilda und Rigoletto, schäkert der Herzog mit seiner Maddalena. Alle Qualen der Verzweiflung und lüsterne Zudringlichkeit, hoffnungslose Klage und frivole Ausgelassenheit mischen ihre Stimmen ineinander. Der Musiker, der einen solchen Vorwurf sich erkoren, beging gewiß eine Sünde gegen den heiligen Geist seiner Kunst. Bewundernswürdig ist jedoch die meisterliche Ausführung, die Durchsichtigkeit der Gestaltung, der quellende Fluß und Guß bei höchster Schärfe der Charakteristik, die hinreißende Steigerung.

Schon in der Wahl der Stoffe geben sich die kosmopolitischen Neigungen der Verdischen Oper kund. Dieselbe hat sich ihren poetischen Bedarf aus aller Herren Ländern zusammengeholt, zwar mit Vorliebe aus Frankreich, aber auch Shakespeare und Schiller sehen wir durch sie in Anspruch genommen. Vom britischen Dichter eignete sie sich den „Macbeth“ und den „Othello“ an, vom deutschen die „Jungfrau von Orleans“, die „Räuber“, „Kabale und Liebe“, „Fiesco“, „Don Carlos“. Das Libretto zum „Trovatore“, auf den wir zunächst einen raschen Blick werfen wollen, hat seinen Inhalt der modernen spanischen Bühne entlehnt. Zigeunerwirtschaft, Kinderraub, Gift, Greuel und Gewaltthaten mannigfachster Art haben reichlichen Teil an der überaus unklaren, zerfahrenen Handlung.

Sehr gemischter Natur ist der durch die Musik hervorgerufene Eindruck. Man fühlt sich bald unwiderstehlich angezogen, bald aufs feindseligste abgestoßen. Hoch Bedeutsames und gänzlich Nichtiges, mit Wohllaut getränkte Gebilde und Weisen in den frechsten Marsch- und Tanzrhythmen sich tummelnd, seelenvolle Klänge und wüster Lärm, alles das bietet sich dem Ohr in buntem Wechsel dar. Das kurze Vorspiel, ein dreimaliger Paukenwirbel mit schmetternder Fanfare, sucht an Roheit weit und breit seinesgleichen. So etwa pflegt man in Menagerien, wenn die wilden Bestien gefüttert werden sollen, das Publikum einzuladen, den genußreichen Vorgang nicht zu versäumen. Die Allegrosätze der meisten Arien entziehen sich jedem ästhetischen Maß. Aber unmittelbar daneben Gesangstücke von großem sinnlichem Reiz und zugleich aus dem Wesen der Situation geschöpft. Wir zählen zu ihnen das Adagio der Tenor- und das der zweiten Sopranarie. Das „Miserere“, in welchem Leonores Verzweiflung und die hinter der Scene ertönenden liebeschwülen Seufzer Manricos gegen die unheilschwangeren Gewalten des Orchesters und des Chors so wirksam sich abheben, schlägt stets beifallzündend in die Zuhörerräume ein. Bei unseren Tenoristen steht die Titelrolle in besonderer Gunst, giebt sie ihnen doch vollauf Gelegenheit, allen Glanz, aber auch alle Weichheit und Süßigkeit der Stimme zu siegreicher Geltung zu bringen. Keine andere Gestalt der Oper hat dem Komponisten so sehr am Herzen gelegen wie seine Azucena. Als Sängerin und als Darstellerin ist sie von ihm aufs freigebigste bedacht worden. Rührende Klage und die wildesten Gebärden der Leidenschaft in ihrem Munde vereinigend, flößt sie zugleich Mitleid und Schrecken ein. Nie hat Verdi gemütvollere Töne angeschlagen als in dem so weich hingegossenen Arioso des dritten Akts und zumal in jener wehmütig-süßen, an die keusche Einfalt des Volkslieds erinnernden Weise, die in der letzten Scene über die müden Lippen der träumenden Zigeunerin irrt. Daß man ihm wenigstens außerhalb Italiens oft genug die Himmelsgabe der melodischen Erfindung abgesprochen, muß uns heutigestags geradezu unbegreiflich dünken. Die Erzählung im zweiten Akt enthält neben allerlei Hohlem und Verzerrtem auch einige echt dramatische Züge.

Die in der „Traviata“ sich vollziehende Handlung — „Violetta“ pflegt bei uns in Deutschland die Oper nach ihrer Heldin genannt zu werden — stammt wiederum

aus Frankreich. „La Dame aux Camélias“ vom jüngeren Dumas, ursprünglich als Novelle erschienen, aber schon von ihrem Autor für das Theater hergerichtet, ist die Fundgrube für das Libretto gewesen. Gegen den Grundgedanken ließe sich nichts sagen, zeugte nur die Ausführung von einem reineren künstlerischen Gewissen und gesellte sich nicht ein zweites durchaus pathologisch geartetes Motiv bei. Was hier zur Anschauung gelangt, die zweiseitige Natur der Liebe, die Rettung und Läuterung eines Gemütes durch dieselbe Macht, die es in Unheil und Schuld gestürzt, ist an sich weder unsittlich oder unästhetisch noch ohne Seitenstück in unserer deutschen Litteratur. Genau denselben Gegenstand behandelt die Goethesche Ballade „Der Gott und die Bajadere“; auch sie zeigt uns „im tiefsten Verderben ein menschliches Herz“. Im Wesen der Kameliendame ist aber einzig die Sünde echt, die Reue unwahr, geschminkt. Daß ferner jene unter unseren Augen an der Lungenschwindsucht hinsiecht, durch einen ganzen Akt mit dem Tode ringt, empfinden wir als rührselige Zudringlichkeit, als eine unserem Mitleid gröblich abgepreßte Zwangsanleihe.

Die Musik vermag, so oft ihr die Darstellung des Häßlichen als Aufgabe zugefallen, beides: den Eindruck zu mildern oder zu steigern, je nachdem sie idealisierend oder realistisch verfährt. Sie kann durch ihren Wohllaut die Mißgestalt des ergriffenen Stoffs abschwächen, diese wie mit einem zarten Schleier umgeben, aber auch, dank der sinnlichen Unmittelbarkeit der Töne, weit hinaus über alle Macht des gesprochenen Worts die peinliche Wirkung erhöhen und verschärfen. Das letztere hat Verdi in „Rigoletto“ und „Trovatore“, das erstere in der „Traviata“ gethan, und sie wiegt schon deshalb in unserer Schätzung ungleich schwerer. Die Partitur ist sorgfältiger gearbeitet als sämtliche bisher betrachteten Werke, läßt, von einzelnen Rückfällen in den früheren Naturalismus abgesehen, eine geschmeidigere Technik, ein empfindlicheres Schönheitsgefühl erkennen. Solches gilt vor allem von der Haltung des in den älteren Opern zumeist so gröblich verwahrlosten Orchesters. Die Instrumente reden fast durchweg mit gedämpfter Stimme, wie wohlgesittete Domestiken in dem Krankenzimmer der Herrschaft. Weil sie mit Liebe bei der Sache sind, spricht vielfach aus ihrem Munde kluges Verständnis der Handlung, manchen bedeutsamen Zug tragen sie zu deren Charakteristik bei. Bei weitem überwiegend trägt das Streichquartett die Kosten der Begleitung. Ein an Zahl sehr bescheidenes Personal ist aufgeboten, neben den drei Hauptfiguren leisten die übrigen kaum mehr als Statistendienste. Germont Vater und Sohn, jener ein ebenso biederer wie breiweicher Bariton, dieser nach der landläufigen Tenorschablone gemodelt, gewinnen uns nur hier und da einige Teilnahme ab. Aber die ganze Fülle seines Talents hat der Komponist auf die Titelrolle gehäuft. Selbst in den Ausbrüchen ihres Jubels ist die Sünderin Violetta maßvoller, weiblicher, man möchte sagen tugendhafter als die jungfräuliche Elvira, Gilda, Leonore, während der Schmerz auf ihre Lippen Herzenslaute ruft, so echt, innig, überzeugend, wie wir sie, etwa allein Azucena ausgenommen, bis dahin von keiner unter Verdis Frauengestalten gehört. Aufs glänzendste sollte sich dessen dramatisches Vermögen im Finale des dritten Akts bethätigen, bei Gelegenheit des Festes, auf welchem Alfredo der vermeintlich ungetreuen Geliebten wiederum begegnet. Dreimal entringt sich ihrer Brust die nämliche, wie von Thränen erstickte Klage. Hoffnungsloses Weh verkündend, wirkt sie um so beweglicher durch den grellen Gegensatz zu dem ausgelassenen Treiben der Zecher und Spieler, welches das Orchester in beredten und doch zugleich vom unmittelbar folgenden Auftritt unheilvoll überschatteten Klängen schildert.

Wie Bellinis „Montecchi und Capuletti“ durch Gounods „Romeo und Julia“, so ist in unseren Tagen Aubers „Maskenball“ durch den Verdischen, der mit jenem

das Scribesche Textbuch gemein hat, von der Bühne völlig verdrängt worden. Die Vergleichung zwischen den beiden fällt in der That zu gunsten des letzteren Werkes aus. Gänzlich fade und abgestanden, in jedem Zug das getreue Bild einer gealterten herzlosen Kokette, will uns die Fächer und Glacéhandschuh auch keinen Augenblick ablegende Musik zu „Gustav ou le bal masqué“ bedünken. Ihr unbedeutendes melodisches Geplauder streift kaum die äußerste Oberfläche des Gegenstandes. Während es sich im Text um Leben und Tod handelt, die gewaltigsten Leidenschaften hier Brust an Brust miteinander kämpfen, trägt sie nur armseligste Galanterien auf den ewig lächelnden welken Lippen. Der Pariser Salon ist ihr die Welt, sie wird nicht müde, über seinen glatten Parkettboden zu tänzeln, mit der da von Hand zu Hand gehenden geistigen kleinen Münze zu klimpern. Hinter seinem französischen Berufsgenossen steht Verdi ohne Frage an vielgewandter Leichtigkeit der Gestaltung erheblich zurück; hingegen hat er vor ihm eine Reihe von Eigenschaften voraus, die für die Aufgabe von weit größerem Belang sind: Ernst und Liebe zur Sache, den kräftigeren dramatischen Pulsschlag, heißblütiges Pathos. Daß die Handlung von Stockholm nach Boston verlegt worden, die schwedische Majestät in einen Grafen von Warwick sich verwandelt und demgemäß auch die meisten übrigen Personen Larven vorgebunden haben, diese ganze zweite Maskerade im ballo in maschera kommt auf Rechnung der neapolitanischen und römischen Censur, die es für ihre Pflicht hielt, die loyalen Unterthanen vor dem ruchlosen Schauspiel eines Königsmordes zu behüten.

Der „Maskenball“ zählt gleich der „Traviata“ zu Verdis stilvolleren Opern. Es fehlt zwar nicht an Rückfällen in die italienischen Erbsünden, aber im ganzen waltet doch ein höheres, gewissenhafteres Streben, ein reinerer Geschmack. Während das Orchester vielfach in ein innerlicheres Verhältnis zur Handlung tritt, sie nicht bloß begleitend, sondern auch deutend, sind die Stimmen sanfter, man möchte sagen liebevoller geführt, in Rücksicht auf Kraft und Umfang wird ihnen wenigstens nicht in jedem Augenblick das Alleräußerste abgefordert. Wo sie zu zweien oder dreien erscheinen, verschlingen sie sich bisweilen zu recht anmutigen Gruppen. Ohne irgend ein gewaltthätiges Unisono kommen wir freilich in den Finales kaum davon.

Der erste Akt will wenig bedeuten, die Arien Riccardos, Renatos sind durchaus gehaltlos. Schwerer gewogene Klänge bringt der zweite, in welchem sich uns die Wahrsagerin Ulrika vorstellt. Dergleichen Nacht- und Nebelgestalten gedeihen jedoch nur wenig in den Strahlen der südlichen Sonne. Für das Phantastische haben nun einmal die Italiener und Franzosen keine rechten Töne, sie haften viel zu sehr am Realen und Handgreiflichen, um in einem Gebiet sich heimisch zu fühlen, in welches die deutsche Kunst seit jeher mit besonderer Vorliebe aus der hausbackenen Wirklichkeit geflüchtet. Der Hexenspuk beschränkt sich auf allerlei Äußerlichkeiten. Dumpfe Paukenwirbel, die reichlich verwandte Baßklarinette, verminderte Septimenaccorde und ähnliche Fledermäuse der Harmonie sollen den Hörer in die angemessene Verfassung versetzen. Mitten unter diesen Kindereien begegnen uns aber auch bedeutsamere Gebilde: ein abgerundeter, sehr wirksamer Ensemblesatz, in welchem die Hauptpersonen charakteristisch hervortreten, und die gefällige, in echt nationalen Wohllaut getauchte Barkarole Riccardos. Im dritten Akt wird die Hauptschlacht geschlagen. Die Tonsprache findet hier endlich ihre Lieblingsnahrung, in langen, durstigen Zügen das warme Blut der Leidenschaft schlürfend. Wir vernehmen zuerst eine mit quellender Melodie getränkte, auch nach italienischem Maße innig empfundene Arie der Amalia. Das folgende Duett hält dann eine Zeit lang die glücklich angeschlagene Stimmung fest, verläuft aber ins Triviale. Das daran sich schließende Terzett ist voll Leben und Bewegung. Auch das Finale, mit seinem

ätzenden Hohn ein Seitenstück zu dem von den herzoglichen Höflingen an Rigoletto geübten Spott, bezeugt das hervorragende dramatische Vermögen des Komponisten. Der vierte Akt gewinnt in seiner letzten Scene dem Gegensatz zwischen der Ballseligkeit des Pagen und dem finsteren Werk Renatos und seiner Genossen einige fesselnde Züge ab. Das unmittelbar vorangehende Terzett der Verschworenen ist musikalische Grobschmiedearbeit. Auch die Arien Renatos und Amalias erschüttern mit ihrem pathetischen Gepolter nur die Luft. Die Trümpfe des fünften Aktes bestehen in dem Arioso des Pagen und in dem sinnlich schwülen Duett zwischen Riccardo und Amalia.

Wir kommen zu den zwei letzten Opern Verdis, den künstlerisch abgeklärtesten, „Aida“ und „Othello“. Jene wurde auf Bestellung des Chedive geschrieben, und wohl zu Ehren des fürstlichen Auftraggebers ist der Schauplatz nach Ägypten verlegt. Der Zuschnitt der im alten Memphis und Theben spielenden Handlung erinnert an die der Spontinischen Oper geläufigen Stoffe. Auch sie sonnt sich im doppelten Glanze des Thrones und des Altars; König und Priester, Feldherr und Prinzessin sind ihre von den Huldigungen des Volkes umgebenen Träger. Sie verläuft schlicht und natürlich, nur musikalisch geartete Situationen dem Komponisten darbietend.

Reinere Luft weht auch in den Tönen, sie befleißigen sich einer vornehmeren, gemesseneren Haltung. Verdi hat es nicht verschmäht, seine Phantasie in eine strengere Zucht zu nehmen, ihr die roheren Triebe und fahrlässigeren Gewohnheiten zu wehren. Die Melodien legen einen feineren Anstand an den Tag, haben gar nichts mehr zu schaffen mit dem Marsch und der Polka, erweisen sich gegenüber dem Empfindungsgehalt des Textes achtsamer und zartfühliger. Mit Allegrosätzen, wie sie z. B. die beiden Arien der Leonore im „Trovatore“ entstellen, bleiben wir verschont. Das Streben nach kunstvolleren Formen des Satzes bethätigt sich in der Behandlung der mehrstimmigen Gesänge und des Orchesters. Nur äußerst selten überfallen uns jene mit dem so roh und massiv dareinschlagenden Unisono, dieser landläufigen Ohrenplage in den italienischen Partituren. An die Stelle der grobkörnigen, kurzatmigen, wie nach Luft schnappenden Chöre, die in den älteren Werken uns so häufig begegnen, sind breit angelegte, sorgfältig ausgestaltete Tongebilde getreten, in welche die Solostimmen oft recht geschickt und charakteristisch sich hineinschlingen. Beträchtlich gewachsen ist ferner dem Komponisten der Vorrat von instrumentalen und harmonischen Kombinationen. Sein Orchester, das sonst die Lärmsignale des Cirkus und des Exerzierplatzes auf die Bühne zu tragen pflegte, folgt mit gespannter Teilnahme der Handlung, und wo es kein entscheidendes Wort dareinzureden hat, dämpft es wenigstens seine Stimme. Nicht als ob Verdi sein künstlerisches Glaubensbekenntnis geändert — es ist ihm nur klarer, deutlicher bewußt geworden, und, was hiermit aufs engste zusammenhängt, er zeigt sich in den Mitteln zu dessen thatsächlicher Verwirklichung sicherer und zugleich wählerischer. Man hat ihn seit der „Aida“ vielfach zum Wagnerianer stempeln wollen, aber gewiß mit Unrecht. Der Heldin der Oper ist allerdings ein Leitmotiv beigesellt, und eine Stelle ihrer Arie gemahnt sinnfällig an Lohengrins „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan“. Bei diesen ganz äußerlichen, ganz vereinzelten Beziehungen hat es aber auch sein Bewenden. Um so inniger ist das Verhältnis zu Meyerbeer, insonderheit zur „Afrikanerin“, deren bald nähere, bald fernere Grüße wir auf Schritt und Tritt vernehmen.

Die erste Hälfte des Werkes ist die bevorzugte, als solche muß sie wenigstens der deutschen Empfindungsweise erscheinen. Sie enthält kaum eine einzige gänzlich wertlose Nummer. In fast ununterbrochener Reihe folgen einander gefällig anmutende oder dramatisch bedeutsame Tongebilde. Ein recht manierliches Vorspiel eröffnet die Oper. Das Leitmotiv

der Aida liegt ihm zu Grunde, und in der thematischen Gestaltung machen sich sogar allerlei kontrapunktliche Velleitäten geltend. Frische Quellen des Wohllauts sprudeln in Aidas weich hingegossener Arie, nicht minder in dem kräftig einschlagenden Satze: „Zu des Niles heiligen Ufern“, und zumal in der Schlußscene des ersten Aktes. Die reichste Fülle von Farben und Gestalten, zum harmonischen, stimmungsvollen Gesamtbild verschmolzen, breitet dieses Finale vor uns aus. Sein exotischer Anhauch erhöht den Reiz, ein paar Anklänge an altägyptische Weisen sollen hier, wie im Beginn des dritten Aktes, eingeflochten sein. Von glücklichster Wirkung ist der Wechsel zwischen Moll und Dur, Chor- und Sologesang, Frauen- und Männerstimmen. Weder an Mannigfaltigkeit des Inhalts und des Ausdrucks, noch an Sicherheit und Festigkeit der Formen steht das zweite Finale hinter dem ersten zurück. Auch in ihm zieht das bewegteste Leben, zu einem gewaltigen Strom zusammengefaßt, an uns vorüber. Nie hat die Hand des Komponisten lieblichere Töne geweckt als in dem melodischen Wechselgesang zwischen der Prinzessin und ihren Sklavinnen. Jene wird von diesen zum Siegesfeste geschmückt. Dreimal unterbricht die sie umschmeichelnden Klänge der nämliche sehnsüchtige Liebesruf, eine ungemein einfache, auf den Intervallen der diatonischen Skala sich abwärts senkende Melodie, die aber geradeswegs zum Herzen dringt, weil sie diesem entstammt. Vollgesogen hat sich hier die Musik mit allen süßen Düften, die nach der Anweisung des Scenariums aus kostbaren Dreifüßen emporsteigen. Die letzten beiden Akte bekennen sich mehr zur älteren Weise Verdis. Auch ihnen gebricht es nicht an charakteristischen Zügen, wie sie nur einem Komponisten von hervorragendster dramatischer Begabung sich darbieten, aber in den Vordergrund gestellt ist das Bravourbedürfnis der Stimmen, ihnen reichlichste Gelegenheit gegeben, mit allem der menschlichen Kehle innewohnenden Glanz und Schmelz des Tones die heiß ersehnten Ernten des Beifalls einzuheimsen. Die Arie der Aida bringt noch manche innigere Wendung. Keinem der vier großen Duette fehlt der melodische Segen. Das letzte Finale des Gounodschen „Faust“ hat seinen Schatten in die unterirdische Braut- und Totenkammer der Liebenden geworfen.

Verdi stand bereits an der Schwelle des Greisenalters, als er uns die „Aida“ geschenkt. Nach anderthalb Jahrzehnten, in denen er, von der Bearbeitung eines früheren Werkes abgesehen, als dramatischer Tonsetzer gänzlich geschwiegen, trat der nunmehr Vierundsiebzigjährige abermals mit einer Oper vor die ob so rastlosen Thatendrangs staunende Welt. Man kann wahrlich nicht sagen, die italienische Gesangsbühne habe nichts gelernt und nichts vergessen. Um dessen inne zu werden, brauchen wir nur den Verdischen „Othello“ und die 1816 geschriebene gleichnamige Oper Rossinis nebeneinanderzuhalten. Einen Begriff von der zwischen ihnen liegenden himmelweiten Kluft giebt uns schon die oberflächlichste Betrachtung der beiden Textbücher. Das ältere hat dem englischen Dichter kaum mehr als den Rohstoff entlehnt und diesen zu einem faden, der Bequemlichkeit des Komponisten, den Gewohnheiten der Sänger willfährigen Teig zurechtgeknetet. Der ganze erste Akt ist hinzufabuliert, in der Handlung, in der Charakteristik der Personen der Shakespearesche Geist fast bis auf die letzte Spur getilgt. Verdis Librettist, Arrigo Boito, der Verfasser der Oper „Mefistofele“, hat sich dem Original aufs engste angeschlossen, vielfach dessen Wortlaut in getreuer Übersetzung wiedergegeben. Vom gesamten Personal des Dramas fehlen hier nur Brabantio und Bianca. Die lyrischen Zuthaten sind von äußerst geringem Belang. Freilich mußte auf den ersten Akt Verzicht geleistet werden, um den Umfang der Oper nicht allzusehr anzuschwellen. Dieselbe beginnt nicht in Venedig, sondern gleich mit der Landung in Cypern.

Rossinis Musik wäscht bei den Seelen-

qualen Othellos und Desdemonas ihre Hände in Unschuld, thut nach dem Vorgang ihres mythologischen Ahnherrn alles, um die vom Text heraufbeschworenen wilden Ungetüme der Leidenschaft durch süßen Wohllaut zu zähmen. Die Sorge für das Bravourbedürfnis der Stimmen weist der Musik Weg und Ziel. Mit verschwenderischen Händen hat sie ihnen als heiß begehrten Zündstoff des Beifalls den hellsten Glanz, den zartesten Duft und Schmelz der Töne, den mannigfaltigsten Zuckerguß der Koloratur auf die Lippen gelegt. Der Geist des Dramas ist völlig erstickt im wuchernden Fleisch des bel canto. Weil nichts rascher veraltet als alle dem bloßen Sinnenreiz dienende Kunst, hat der Ablauf der Zeit diese einst so duft- und farbenreichen Gebilde längst in Staub und Moder verwandelt. Frisches Leben regt sich bloß noch in der ersten Hälfte des dritten Aktes. Aus dem Empfindungsgehalt der Situation geschöpft, diesen zu ergreifender Erscheinung bringend, zeigt sie uns den Genius des Komponisten in seinem vollen Wuchs.

Verdis „Othello" bezeichnet einen weiteren Schritt auf der schon im „Maskenball", in der „Aida" eingeschlagenen Bahn. Sänger und Orchester sind ausschließlich in den Dienst der Sache, das heißt des dramatischen Ausdrucks, gestellt. Auch nicht das kleinste Zugeständnis ist der Eitelkeit der ersteren gegönnt, ihnen nirgends Gelegenheit gegeben, mit der Macht, dem Umfang des Organs unnützen Aufwand zu treiben. Gänzlich fehlen jene der italienischen Oper sonst so geläufigen, aus Leibeskräften in die Zuhörerräume geschmetterten, hier meist lauten Widerhall erweckenden Beifallssignale. Ein außerordentliches, nicht selten bis zu peinlicher Beflissenheit gesteigertes Maß von Sorgfalt ist auf den instrumentalen Teil der Partitur gehäuft. In dem harmonischen, dem modulatorischen Gewebe, in der Mischung der Klangfarben, durchweg thut sich das Streben nach unzweideutigster charakteristischer Bestimmtheit kund.

Niemand wird behaupten, daß die Eifersucht dem Ausdrucksvermögen der Musik sich entziehe; kann dieser jedoch die Schilderung einer Leidenschaft, die wie keine andere das Antlitz der Seele verzerrt, eine sonderlich begehrenswerte Aufgabe bieten? Wir glauben die Frage rückhaltlos verneinen zu sollen. Die Poesie darf sich ungleich tiefer auf die Darstellung des Häßlichen einlassen als die in Tönen dichtende und redende Kunst, die nicht bloß an die Phantasie sich wendet, sondern unseres gesamten Empfindens sich bemächtigt, alle Nerven und Fasern in Mitschwingung versetzt. Je gewissenhafter Verdi seinem Stoff gerecht zu werden getrachtet, je angelegentlicher er in die Nachtseiten der menschlichen Natur sich versenkt, um so beklommener ist uns zu Mute. Mit grausamem Behagen malt er die Teufelsfratze Jagos — nach ihm sollte die Oper ursprünglich heißen —, die Krämpfe, welche im Herzen des Mohren das in sein Ohr geträufelte Gift verursacht. Der althergebrachte, in Recitative, Arien, Duette, Terzette u. s. w. sich gliedernde Zuschnitt ist dem Verlangen nach höchstmöglichem Realismus geopfert. Es finden sich in dem ganzen Werk nur sehr wenige äußerlich abgeschlossene Sätze; zwar Gesang bekommen wir zu hören, aber keine Gesänge, die Stimmen bewegen sich fast ununterbrochen auf dem zweifelhaften Grenzgebiete zwischen wirklicher Melodie und bloßer Deklamation. Sie kommen meist nacheinander zu Worte, vereinigen sich nur ausnahmsweise zu einem breiteren Strome des Zusammenklanges. Wenn man in alledem die Bekehrung zur Weise Wagners erblicken gewollt, so ist darauf zu erwidern: es fehlen der Sprechgesang, das instrumentale Gespinst der Leitmotive, also gerade die vornehmsten, für das Wesen des Gesamt-Kunstwerkes entscheidenden Kennzeichen. Der Zug nach dem Dramatischen beherrscht die gesamte moderne Oper, unsere vaterländische, die französische und, nicht erst seit heute und gestern, auch die italienische. Demgemäß hat die nachgiebige Scenenform das frühere, durch rein musikalische Rücksichten

bedingte Gefüge mehr und mehr verdrängt. Wie sehr auch Verdis Spätwerke von den Jugendarbeiten sich unterscheiden, von einem Bruch mit der eigenen Vergangenheit, einem künstlerischen Glaubenswechsel, irgend welcher Nachahmung des ihm von Haus aus Fremden kann keine Rede sein. Er hat zwar nicht aufgehört, zu lernen, sich zu läutern und zu entwickeln, aber er ist dabei doch im innersten Kern seines Wesens stets derselbe geblieben, ist, um ein treffendes Wort Boitos zu wiederholen, auf seinen Schultern immer höher gestiegen. Wer den Wert einer Oper nach der Menge faßlicher, gleich beim ersten Hören im Gedächtnis haftender Melodien abschätzt, wird sich mit dem „Othello" schwerlich näher befreunden. An die Stelle der absichtslosen Eingebung, der warmblütigen Unmittelbarkeit der Erfindung ist die zielbewußte Thätigkeit des künstlerischen Verstandes und Willens getreten. Die Tonsprache schmiegt sich dem Text aufs engste an, leistet jedem seiner Gebote unverbrüchliche Folge. Sie verstößt nie gegen die Reinheit des Stils, allein von jenen unwiderstehlich zündenden und packenden Weisen, die ehedem ihrem Füllhorn entquollen, sind nur noch leise, vereinzelte Nachklänge übriggeblieben.

Wir besitzen von Verdi im ganzen siebenundzwanzig Opern, ein Heft mit sechs Romanzen, ein Streichquartett und etliche Sachen für die Kirche, darunter das dem Gedächtnis Alessandro Manzonis gewidmete, zum erstenmal 1874 aufgeführte Requiem, nach unserem Dafürhalten von allen seinen Werken das am schwersten gewogene. Daß es, vom protestantischen Standpunkt aus betrachtet, des eigentlich religiösen Gehaltes entbehrt, muß freilich ohne weiteres zugegeben werden. Ist man denn aber berechtigt, die katholische Kirchenmusik nach Schützschen, Händelschen, Bachschen Maßstäben zu messen? Das Rossinische Stabat mater steht mit der Oper auf vertrautestem Fuß, und solches gilt zum guten Teil selbst vom großen Cherubinischen Requiem. Als Kind des nämlichen Geistes hat das Verdische mit jenem die Richtung auf das Äußerliche, Malerische, Theatralische gemein, alle diese Dinge bis zu den letzten Spitzen treibend. Die Quelle, aus der es seine Töne schöpft, ist nicht das von den christlichen Heilsbürgschaften erfüllte Gemüt, sondern die vom Gepränge des kirchlichen Dramas und zugleich von der sinnlichen Bilderpracht des Textes bewegte Phantasie. Die Bachsche, die Beethovensche Messe, die meisten Sätze des Mozartschen Requiem, sie erheben sicherlich die Seele zu noch ganz anderen, zu höheren, reineren Regionen. Sehen wir jedoch das Werk auf seinen schlechthin musikalischen Wert an, so stehen wir ihm mit aufrichtiger Bewunderung gegenüber, die durch den allzu naiven Realismus einzelner Schildereien kaum beeinträchtigt wird. Immer strömt die Erfindung aus dem Vollen und Ganzen, nichts von gemächlicher Routine, gedankenloser Vielschreiberei, redseliger Gemeinplätzlichkeit; überall thut sich frisches, reiches, seine beste Kraft einsetzendes Produktionsvermögen kund. Die Charakteristik ist von genialer Macht und Kühnheit. Überzeugendsten Ausdruck haben die dem inneren Auge des Komponisten vorschwebenden Anschauungen gewonnen. Meisterlich sind die Stimmen und die Instrumente behandelt, freudig folgen sie alle den ebenso sicheren wie sanften Geboten einer nie die Natur der Darstellungsmittel mißachtenden Hand. In dem Verdischen Requiem steckt unendlich mehr echte Musik als in dem so prahlerisch aufgebauschten Berliozschen. Daß der Einzelgesang sich doch etwas zu breit macht, den Chor mehr als billig einengt, darf indessen nicht verschwiegen werden.

(Schluß folgt.)



Assuntas Schatz.

Novelle
von
Adolf Gerstmann.

III.

Tage und Wochen vergingen. Mit Assunta war eine Veränderung vorgegangen, die allen ihren Bekannten und Freundinnen auffiel; sie, die bisher die Fröhlichste und Ausgelassenste gewesen, mied nicht nur allen Verkehr, sondern nahm auch denjenigen, welche sie besuchten, jede Lust zur Wiederholung. Tagelang sprach sie mit dem Onkel nichts, als was durch die Notwendigkeit dringend geboten war; stundenlang saß sie, die sonst niemals besondere Neigung zum Träumen gezeigt hatte, in tiefe Gedanken verloren am Fenster, und daß in solchen Stunden zuweilen helle Thränen ihre Augen verschleierten, zuweilen wieder ein bitteres, fast grimmiges Lächeln um ihren Mund zuckte, das ließ erraten, wie ungleichartig die Gedanken waren, denen sie sich hingab. Zuweilen schreckte sie aus ihrem trüben Sinnen plötzlich auf, ergriff ihren Schleier, warf ihn um den Kopf und verließ hastig das Haus, um ziellos und planlos einige Straßen zu durchstreifen und dann mit wankenden Schritten, todmüde an Körper und Geist wieder heimzukehren. Schreckte man sie aus ihren Träumen auf, so war sie launisch und so gereizt, daß es schon einigemal zwischen dem Onkel und ihr, die niemals gelernt hatte, sich zu beherrschen, heftige Auftritte gegeben hatte. Schließlich zuckte der alte Domenico die Achseln, brummte etwas von „Weiberpossen" und wandte Assunta den Rücken. Ihrem Trotz wollte er auch seinerseits Trotz entgegensetzen.

Das arme Kind litt unsäglich unter Springers unerklärlichem Benehmen. Daß er ihr untreu geworden sei, daß er von ihr nichts mehr wissen wollte, konnte und wollte Assunta nicht glauben. Aber welch eine andere Ursache gab es denn wohl, um das alles zu erklären? Sie zermarterte ihr Hirn, um eine Entschuldigung für ihn, einen Trost für sich zu finden, und wenn sie dann mit jähem Schlage aus ihrem Sinnen in die Wirklichkeit zurückversetzt

wurde, dann zerschnitt das tiefe Weh ihr Herz und sie preßte die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien. In den letzten Wochen war zu diesem Schmerz über die Entfremdung des Liebsten noch etwas hinzugekommen, was unter anderen Verhältnissen sie ziemlich gleichgültig gelassen hätte, jetzt aber ihren Widerwillen an allem, was sie umgab, noch vergrößerte. Antonio Piatti war ganz plötzlich aus Locarno nach Luino zurückgekehrt. Der tolle Bursche hatte diesmal nicht, wie er es sonst schon oft gethan, aus purem Übermut und Leichtsinn seine Arbeit im Stiche gelassen. Mit dämonischer Gewalt zog es ihn nach Luino. Am Tage bei der Arbeit und in schlaflosen Nächten mußte er des Mädchens denken, das er bisher kaum mit größerem Interesse betrachtet hatte als die anderen, denen er in seinem Leben schon begegnet war und von denen nur zu viele dem hübschen Menschen mit größter Bereitwilligkeit entgegengekommen waren. Sie hatte ihn abgewiesen, sie hatte sogar gewagt, ihn zu verspotten! Die Wut, die er anfänglich darüber empfunden, weckte die Rachsucht in ihm — er wollte sie strafen, sie demütigen, er wollte sie besitzen, die stolze Spröde! Und dieser Gedanke hatte seine Leidenschaft in vollstem Maße erregt — die Entfernung von dem Mädchen that das übrige; Assunta erfüllte bald sein ganzes Denken und Sehnen. Ein glühendes Verlangen trieb ihn zu ihr, und die herbe Abweisung, die er erfuhr, als er am Tage nach seiner Wiederkehr den alten Domenico und seine Nichte besuchte, steigerte sein Verlangen zur wahnwitzigen Leidenschaftlichkeit. Assuntas jetzige Herbigkeit und Verschlossenheit ließ sie ihm nur noch begehrenswerter erscheinen. Mit wütendem Grimm bemerkte er die verächtliche Kälte, mit der sie ihm bei seinen fortwährenden Besuchen begegnete und mit der sie ihm auf der Straße auswich, und durch diesen ernsthaftesten Widerstand wurde die Glut, die in ihm loderte, noch wilder angefacht. Er dachte gar nicht mehr an seine ursprünglichen Absichten; nicht mehr rächen wollte er sich und das Mädchen demütigen — ihr Besitz war jetzt nur noch sein einziger Gedanke; er bedachte nicht mehr, er überlegte nicht mehr, fortgerissen wurde er wie von einer elementaren Gewalt — und ohne es selbst recht zu wissen und zu wollen, nur von dem einen einzigen Gedanken beseelt, fragte er Assunta bei einem seiner Besuche, ob sie sein Weib werden wolle.

Mit schneidendem Hohn wies ihn Assunta ab. Hätte irgend ein anderer der jungen Leute, die sie im Laufe der Jahre kennen gelernt, sich um ihre Hand beworben, so würde sie die ablehnende Antwort, die sie sicher erteilt haben würde, in Worte des Bedauerns gekleidet haben — ja, sie hätte wohl gar etwas wie Dank verspürt und wie befriedigten Stolz. Daß aber gerade dieser es war, der um sie anhielt, das erschien ihr wie eine schwere Schmach, die ihr angethan wurde. Jener einzige, dem sie ihr ganzes Sein geweiht hatte, mied sie; war sie dadurch schon so erniedrigt, daß dieser verächtlichste von allen Männern, die sie kannte, es wagen durfte, sich ihr anzutragen?

Die verächtliche Abweisung, die Antonio erfuhr, hatte er denn doch nicht erwartet, und sie hatte den Erfolg, daß er endlich einmal zur Überlegung und zum Nachdenken über die Situation kam, in der er sich befand. Diese Abweisung, die seine Eitelkeit ebenso verletzte, wie sie seiner Leidenschaft neue Nahrung gab, und Assuntas so gänzlich verändertes Wesen, das schon längst den Gesprächsstoff der Bekannten bildete — das alles konnte von dem scharfsinnigen Menschen nur in einer Weise gedeutet werden: Assunta war verliebt. Jetzt gesellte sich in ihm zu dem glühenden Verlangen nach dem Mädchen die verzehrendste Eifersucht. Er überwachte alle Schritte Assuntas, er rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was Assunta während seiner jüngsten Besuche gesagt und gethan hatte — nach der verunglückten Werbung hatte er das Haus nicht wieder betreten — er forschte nach allem, was Assunta unternommen, während er sich in Locarno befunden hatte; da erfuhr

er von der Reise nach Mailand, und in demselben Augenblick fuhr es ihm wie ein Blitz durchs Gehirn: Assunta liebt den Deutschen. In der Wollust des Schmerzes, den ihm diese selbstquälerischen Gedanken bereiteten, trug er nun alles zusammen, was den einmal gefaßten Verdacht zu bestätigen schien. Zufällige Äußerungen und kaum beachtete Einzelheiten — alles diente ihm jetzt zu seinem Zwecke; nun erinnerte er sich auch, wie Assunta zusammengezuckt war, ihn mit verächtlichem Blick gemessen und das Zimmer verlassen hatte, als er jüngst, von seiner Thätigkeit unter Carlos Leitung sprechend, die Manieren des deutschen Ingenieurs mit komischer Übertreibung nachgeahmt. Und nun gedachte er auch der Worte des Deutschen in der Osteria Bimboni: „Die Assunta ist jetzt mein Schatz!" Das war an demselben Tage gewesen, als jene ihn vor den anderen Burschen und Mädchen verhöhnt hatte.

Antonio zweifelte nicht länger. Haß und Eifersucht gegen den dreimal vermaledeiten Deutschen erfüllte ihn. O, er wollte es ihm eintränken, ihm und diesem hochmütigen Mädchen, das sich für zu gut hielt für den Landsmann und das sich lieber dem Fremden an den Hals warf — nun ja, der war wohl reich und vornehm, aber meinte der es wohl ehrlich? Belügen und betrügen wollte der blonde Schuft das Mädchen; jenem war es nur um den Genuß zu thun, während er selbst die Assunta zu seiner Frau hatte machen wollen.

In den wildesten Ausbrüchen seines Hasses schob Antonio seinem Gegner als schlimmste Absicht genau dasselbe unter, was er selbst anderen Mädchen gegenüber gethan hatte, ohne irgendwelche moralische Skrupel zu empfinden. Nachdem er sich aber mit der Sachlage einigermaßen vertraut gemacht, zwang er sich mit aller Kraft zur Ruhe. Mit den Ausbrüchen des Zorns und mit der Gewalt, das wußte er, konnte er hier absolut nichts erreichen; dem Klugen und Verschlagenen wollte er mit noch größerer Verschlagenheit gegenübertreten, und wenn er sich dann die Beweise verschafft hätte, die augenfälligen Beweise dafür, wovon er schon jetzt fest überzeugt war, dann wollte er sich rächen! Dann sollten sie ihn kennen lernen, sie alle, die gewagt hatten, mit ihm zu spielen, ihn zu verhöhnen — o, sie sollten leiden, was er jetzt litt! Er fühlte wohl, daß er selbst jeden Schmerz, den er dem Mädchen bereitete, nach dem er sich so glühend sehnte, tausendmal heftiger empfinden würde als dieses selbst — aber gleichviel, gleichviel! Mochte er selbst vergehen im Schmerze, ihm galt's gleich, wenn sie nur auch litt und jener, an dem ihr Herz hing.

Und sein Temperament bewunderswert bemeisternd, ging er ans Werk. Das Geschick war ihm offenbar günstig. Carlo hatte die Arbeiten im Park von Germignaga beendet und begann eben seine Thätigkeit bei den großen Fabrikanlagen in Cremenaga, einem Dorfe an der schmalspurigen Eisenbahn zwischen Luino und Ponte Tresa. Bei dem eigentümlich gearteten Baugrunde waren große Entwässerungsanlagen nötig; die Vorarbeiten hatte der Ingenieur längst in seinem Mailänder Bureau beendet, und mit aller Kraft wurden nun die Arbeiten selbst an Ort und Stelle in Angriff genommen, um sie möglichst zeitig so weit zu fördern, daß auch die Maurer und Bauhandwerker ihre Thätigkeit beginnen konnten. Etwa eine Viertelstunde von der Bahnstation entfernt befand sich die Baustelle; ein ganz kleines, von seinem früheren Besitzer verlassenes Häuschen diente zur Aufbewahrung der Materialien und Werkzeuge und war gleichzeitig zu einer Art Baubureau eingerichtet worden. Nun wurden Gruben aufgeworfen und Kanäle gegraben, Röhren gelegt und Entwässerungsmaschinen aufgestellt, und der vor kurzem noch menschenverlassene öde Ort hallte wieder von dem fröhlichen Lärm regster Thätigkeit. Als Antonio sich an Carlo wandte mit der Bitte um Anstellung, ging der letztere mit wirklicher Freude darauf ein; er hatte, durch frühere Erfahrungen

mit dem jungen Mann belehrt, nicht viel Vertrauen in seine Ausdauer; aber, wie er früher schon zu Rondi gesagt hatte, einen anstelligeren Menschen, der das, um was es sich handelte, schnell erfaßte und den anderen Arbeitern klarzumachen verstand, konnte er sich wirklich gar nicht wünschen.

Aber mit Antonio schien eine völlige Umwandlung vorgegangen zu sein. Er war der pünktlichste, zuverlässigste Vorarbeiter geworden, den man sich denken konnte. Er war des Morgens der erste auf der Baustelle, er war der letzte, der sie des Abends verließ; oft hatten die anderen Arbeiter sich längst nach Hause begeben, während Antonio sich noch an den Werken zu schaffen machte, und erst wenn Carlo das Baubureau schloß und mit der Bahn nach Luino zurückkehrte, schien auch für Antonio das Zeichen gegeben zu sein, an die Heimkehr zu denken.

Gewöhnlich verabschiedete sich Carlo auf dem Bahnhof in Luino mit freundlichem Gruße von dem jungen Arbeiter, und beide gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Sobald Antonio jenen etwa hundert Schritte voraus wußte, bog er in die von ihm gewählte Straße ein, und sich im Schatten der Häuser haltend, verfolgte er ihn mit unermüdlicher Aufmerksamkeit. Stundenlang beobachtete Piatti das Haus, in welches sein Gegner gegangen war, um irgend einen Bekannten zu besuchen; im dunkelsten Winkel eines Erholungsgartens saß er, wenn jener zufällig in einen solchen einkehrte. Mit glühenden Augen, in die keine Müdigkeit einzukehren schien, musterte er jeden, der an den Tisch Springers herantrat und sich mit ihm unterhielt. Wenn jener dann den Heimweg einschlug, dann folgte er ihm wieder, und nicht eher verließ er seinen Lauscherposten an der Carlos Wohnung gegenüberliegenden Häuserreihe, als bis das Licht im Zimmer des Ingenieurs erloschen war. Und selbst dann gönnte sich der Unermüdliche noch keine Ruhe. Schnellen Schrittes ging er quer durch die ganze Stadt, bis zu dem Hause, wo Domenico wohnte, sorgsam forschend, ob er hier etwas Auffälliges, Ungewöhnliches wahrnehmen konnte. In der Mitte der menschenleeren, in tiefem Schlummer liegenden Straße blieb er dann stehen, streckte die geballte Faust zu dem Fenster von Assuntas Kammer empor, und alles, was er in seinem von selbstgeschaffenen Qualen erfüllten Herzen empfand, brachte er in einem grimmigen Fluche zum Ausdruck. Die Sterne verblichen schon, am Horizonte zeigte sich ein lichter Streif, und ein leichter Wind verkündete bereits das Nahen des Morgens, wenn Antonio endlich heimkehrte. Aber der feste Wille, seinen Plan auszuführen, schien alle seine Muskeln und Nerven gestählt zu haben. Nach wenigen Stunden Schlafes erhob er sich, um ohne eine Spur von Ermüdung sich an das schwere Tagewerk zu begeben, dem dann wieder die abspannende nächtliche Thätigkeit folgte.

Carlo hatte nicht die leiseste Ahnung von dieser vollständig systematischen Überwachung seiner Person und seines Treibens; er sah nur den erfreulichen Umschwung in Antonios Wesen, glaubte seine Pünktlichkeit und nimmermüden Fleiß zu belohnen, indem er den jungen Arbeiter vor seinen Kameraden lobte, und um ihn immer aufs neue anzuregen und ihn womöglich auch weiterzubilden, zog er Antonio bald auch zu kleineren Arbeiten im Baubureau hinzu. Er erfüllte damit einen Wunsch, den Piatti in bescheidenster Form, aber mit höchster Spannung der Antwort harrend, ausgedrückt hatte — und nun glaubte dieser einen bedeutenden Schritt seinem Ziele näher gekommen zu sein. Sobald er sich in dem kleinen Bureau allein sah und auch von draußen kein unwillkommener Störer zu befürchten war, warf Antonio die Zeichnungen und Tabellen beiseite, stöberte in den Papieren, die Springers Schreibtisch bedeckten, öffnete mit einem zum Dietrich geänderten umgebogenen Brettnagel den verschlossenen Schubkasten des Ingenieurs, kramte mit vor Erregung zitternden Händen in den Schriftstücken, die denselben füllten,

durchsuchte dann alle Taschen in Carlos Rock, den jener während der Arbeitsstunden mit einem leichten Jackett vertauschte — und immer dasselbe Resultat! Es war absolut kein Beweisstück für ein Verhältnis zwischen Assunta und dem Deutschen aufzufinden.

Das machte schließlich selbst den von seiner Eifersucht verblendeten Burschen stutzig. Ob er sich von dem Argwohn, den er von Anfang an gegen den Ingenieur gehegt, nicht doch vielleicht zu weit hatte hinreißen lassen, so daß er nun, statt sich seinem Ziele zu nähern, sich immer mehr von der richtigen Spur entfernte? Der Gedanke machte ihn vor Wut zittern, daß Assunta mit ihrem Liebsten ihn verlachte, während er selbst mit größter körperlicher und geistiger Anspannung ihrem Geheimnis nachforschte. Was sollte er nun beginnen? Einen Plan nach dem anderen verwarf er, bis er endlich beschloß, durch den Onkel des Mädchens selbst, durch den alten Domenico, auf die richtige Spur zu kommen. Dieser hatte ihn als guten, allezeit zu einem lustigen Streich aufgelegten Gesellschafter stets leiden mögen; eine größere Annäherung an ihn konnte also nicht auffallen, und mit Vorsicht und Ausdauer war schließlich sicher etwas zu erreichen.

Antonio änderte also sein bisher beobachtetes Verfahren. Die Abendstunden, die er so lange zur Verfolgung des Deutschen benutzt hatte, brachte er jetzt in Gesellschaft Domenicos zu. Dieser war darüber um so mehr erfreut, als Assunta in ihrer dauernden, für ihn unerklärlichen Mißstimmung an den ihm liebgewordenen Abendspaziergängen noch immer nicht teilnehmen wollte. Bald bestand zwischen den beiden Männern das freundschaftlichste Verhältnis. Antonio hörte mit größter Geduld die unzählig häufig gehörten Geschichten aus dem Seeleben des einstigen Steuermanns an, erwies ihm Aufmerksamkeiten, wo er es nur irgend konnte, machte dem Alten sogar kleine Geschenke, so daß dieser die Gesellschaft des munteren Burschen bald nicht mehr entbehren konnte.

Mit größter Vorsicht brachte Antonio endlich einmal das Gespräch auf den Punkt, um den es sich für ihn einzig und allein handelte; da erwies es sich aber, daß Domenico von einem Verhältnis seiner Nichte zu einem jungen Mann nichts wußte; sein ganzes Verhalten bei dieser Unterredung lieferte den Beweis, daß er die Wahrheit sprach. Er bezweifelte überhaupt, daß Assunta irgend einen ihrer Bekannten vor den übrigen bevorzuge.

„Du bist eben in das Mädchen verliebt, lieber Antonio," sagte er, „und deshalb witterst du überall Verrat. Weiß Gott, ich habe es bedauert, daß die Assunta dich nicht genommen hat."

„Mit dem Bedauern ist's aber nicht abgemacht."

„Nein doch, nein! Aber ich kann dem dummen Ding doch nicht meinen Kopf aufsetzen! Wer kann wissen, was ihr damals, als du um sie anhieltest, gerade durch den Kopf ging. Mädchen haben ihre Launen! Wenn sie dich so kennen würde, wie ich dich kenne — wer weiß! Vielleicht thut's ihr heute schon leid."

Antonio horchte hoch auf. Er war zu klug, um nicht zu wissen, daß der Ton, in welchem Assunta ihn damals abgefertigt hatte, nicht einer bloßen Laune, sondern vielmehr wirklicher Abneigung gegen ihn entsprungen war. Aber konnte diese nicht beseitigt werden? Hatte er in dem Alten hier an seiner Seite nicht einen trefflichen Fürsprecher? Und aufs neue wallte das Begehren nach dem schönen Mädchen in ihm auf, und zu dem Verlangen gesellte sich die Hoffnung. Domenico hatte ja selbst gesagt, daß er einen Ehemann abgeben würde, wie man ihn besser sich nicht wünschen konnte, und die eigene Eitelkeit bestätigte ihm dasselbe zu jeder Stunde. O, daß er so thöricht gewesen war, sich nicht von vornherein, noch vor seinem ersten Versuche, den Beistand des Alten gesichert zu haben! Aber das damals Versäumte konnte ja noch nachgeholt werden. Und nun drängte er in Domenico, nun ließ er nicht ab mit Bitten, ihm bei seiner Nichte das Wort zu reden. An

jedem Tage, zu jeder Stunde, sobald er den Alten traf, bestürmte er ihn und machte ihm Vorwürfe, daß er sich so lange um diesen Freundschaftsdienst bitten lasse. Domenico beschwichtigte den ungestümen Liebhaber und vertröstete ihn von Tag zu Tag. Bei jenen Worten, die in Antonios Herz von neuem den Sturm des Verlangens entfachten, hatte er sich kaum etwas Ernsthaftes gedacht; er hatte nur dem Burschen, der ihm so viele Gefälligkeiten erwies, etwas Freundliches sagen wollen. Er wußte ziemlich genau, wie Assunta über Antonio dachte, und bei der jetzigen reizbaren Stimmung des Mädchens die Sache noch einmal zur Sprache bringen, die schon für abgethan galt, war keine so leichte Aufgabe.

Antonio wurde aber nicht müde, zu bitten und zu drängen, und als in Cremenaga die Arbeiten für einige Tage unterbrochen werden mußten, weil durch einen Röhrenbruch die tiefste der Ausschachtungen arg beschädigt und zum Teil unter Wasser gesetzt war, nutzte er diese freie Zeit trefflich aus. Fast während eines ganzen Tages — es war ein Sonnabend — bestürmte er den Alten, sein Versprechen zu halten, so daß dieser endlich auch eine feste Zusage machte. Schließlich — was konnte ihm Assunta auch anhaben? Er handelte ja doch nur in ihrem Interesse, und wenn sie auch jetzt bei ihrer Weigerung beharrte — nun, zwingen würde er sie nicht, und er hatte dem Antonio doch bewiesen, daß er die beste Absicht gehabt, ihm zu helfen.

So verabredeten denn die beiden Männer, daß Domenico am folgenden Tage, am Sonntag, mit seiner Nichte über Antonio sprechen und ihr die Vorteile auseinandersetzen solle, die dem Mädchen aus einer Verbindung mit demselben erwüchsen. Um den letzten Trumpf auszuspielen, sollte dann Antonio im Laufe des Nachmittags selbst kommen — und bei diesem Besuche hoffte man die Sache vollständig ins reine zu bringen.

Mit kräftigem Händedruck trennten sie sich. Domenico ging nachdenklich seiner Wohnung zu, während Antonio, dem die Erwartung dessen, was der kommende Tag ihm bringen sollte, jede Ruhe raubte, noch während der halben Nacht am Seeufer und in den Straßen der Stadt herumstreifte.

* * *

Dem alten Domenico war gar nicht behaglich zu Mute, als er sich am Sonntag Morgen der Aufgabe erinnerte, die er sich von Antonio hatte aufnötigen lassen. Er fühlte sich Assunta gegenüber nicht sicher; er kam sich wie ein Verschworener vor, der dem auserkorenen Opfer ja wohl auch nicht mit Ruhe und Gleichmut ins Gesicht blicken kann; so verschob er es von Stunde zu Stunde, mit seiner Nichte über die wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Endlich aber war ein längeres Hinausschieben unmöglich; die Zeit der Mittagsruhe nach der Mahlzeit war schon vorüber, Antonio konnte, der Verabredung gemäß, in jedem Augenblick erscheinen, und Assunta mußte auf diesen Besuch doch einigermaßen vorbereitet sein.

So kam denn der Alte aus seinem Schlafzimmer, wo er sich die ganze Sachlage noch einmal überdacht hatte, ohne eine passende Einleitung finden zu können, in das gemeinsame Wohnzimmer. Hier war Assunta beschäftigt, einige Kleinigkeiten, wie man sie zu einer kurzen Reise braucht, zusammenzupacken. Domenico sah ihr eine Weile zu und fragte endlich:

„Was machst du denn, Kind? Willst du etwa verreisen?"

„Gewiß! Morgen in der Frühe will ich nach Lugano fahren. Der Pate in Mailand schrieb uns ja, daß von morgen an die Gewinne auf die Prämienscheine ausbezahlt werden. Wenn ich morgen Mittag an der Hauptkasse in Lugano meine fünfhundert Franken ausgezahlt erhalte, kann ich am Abend schon wieder hier sein."

„Ach ja, dein Gewinn — gewiß; siehst du, das hatte ich schon wieder vergessen. Es geht einem so vielerlei durch den Kopf." Plötzlich knallte er vergnügt mit den Fingern: er wußte jetzt, wie er die Sache

einleiten solle. „Willst du dir denn für das Geld wirklich ein neues Los kaufen, Assunta?" begann er. „Der Pate meinte zwar, das sei die beste Anlage, und er hat ja auch ganz recht — wenigstens unter gewöhnlichen Verhältnissen. Aber bei dir — siehst du — ich meine — wenn du, was ja doch nicht mehr lange dauern kann, von mir fortgehst — ich meine, wenn du deinen eigenen Hausstand hast, dann ist es doch immer ganz hübsch, wenn man eine solche Summe bar in Händen hat."

Domenico schwieg, teils aus Verlegenheit, teils weil er wirklich glaubte, hinreichend deutlich gewesen zu sein. Assunta hielt mit dem Packen inne und schlug die dunklen Augen, über deren Glanz der tiefe Kummer der letzten Wochen einen leichten Schleier gebreitet zu haben schien, zu ihm auf.

„Ich soll von dir fortgehen?" fragte sie. „Du willst mich also los sein, Onkel?"

„Behüte, liebes Kind! Ich wollte ja nur sagen —"

„O, ich habe es wohl verstanden, Onkel," unterbrach ihn das Mädchen mit zitternder Stimme. „Nun ja, du hast ja recht, wenn du mit mir nicht mehr zufrieden bist; ich bin nicht mehr die lustige Assunta von früher, die immer nur lachte und dir die Zeit vertrieb. Aber ich kann nichts dafür, ich kann wirklich nichts dafür. Du mußt mir nicht böse sein — habe doch nur Geduld! Es wird ja schon wieder werden, wie es früher war, und ich werde wieder lachen — aber jetzt — ich kann es nicht — es ist mir zu bitterweh ums Herz." Die Thränen flossen dem jungen Mädchen aus den Augen, als sie zum erstenmal dem bisher still in sich verschlossenen Leid Ausdruck gab; den Alten bei den Händen ergreifend, blickte sie unter Thränen zu ihm auf und schluchzte: „Behalte mich bei dir! Zu wem soll ich denn gehen, wenn du mich fortschickst? Ich stehe ja so allein, so ganz allein auf der Welt!"

Domenico war sehr betroffen über den so ganz unerwarteten Ausbruch eines gewaltigen Schmerzes. Er strich dem jetzt krampfartig schluchzenden Mädchen mit der Hand über das volle Haar und redete ihm begütigend zu.

„Assunta, mein Kind, wie kommst du bloß auf solche Gedanken? Du bist auf ganz falscher Fährte. Herrgott, wohin wäre ich gekommen, wenn ich jemals in solch falschem Kurs gesteuert hätte, wie du es jetzt thust? Dich fortschicken — wie könnte mir denn so etwas einfallen? Im Gegenteil! Mir wär's lieb, wenn du bei mir bliebest, bis ich mich zum letztenmal auf meinem Bette ausstrecke, was mit Hilfe Gottes und aller seiner Heiligen noch recht lange nicht eintrifft. Und wenn ich dann nicht mehr bin, dann magst du auch hier bleiben, denn du erbst ja doch den ganzen Kram hier. Aber so lange wirst du doch wohl nicht warten wollen, bis du einen eigenen Hausstand hast — siehst du, das habe ich gemeint, und nichts anderes. Du bist doch ein hübsches Mädchen, bist in den Jahren dazu —"

Assunta hatte jetzt mit Weinen und Schluchzen aufgehört; sie antwortete noch nichts, als sie aber merkte, worauf der Onkel mit seinen letzten Worten anspielte, schüttelte sie energisch den Kopf.

„Nun, nun," fuhr Domenico fort, „man darf nichts verschwören. Aber so seid ihr jungen Dinger alle. Ihr sagt so lange nein, bis der Freier ins Haus kommt. Und wie ist's denn nun, wenn wirklich ein Freier für dich da ist? He? Wie ist's denn, wenn mich einer ausdrücklich gebeten hat, mit dir zu sprechen — einer, der heute noch selbst kommen will —"

Assunta blickte verwundert zu dem Onkel auf; das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Alle ihre Gedanken waren auf den einen einzigen gerichtet, dessen sie im Wachen und im Träumen und zuletzt nur mit ach! so vielen Thränen gedacht. Sollte jetzt er — aber war das denn möglich? Wäre das nicht zuviel des Glückes?

„Ja, ja," fuhr Domenico fort, „sieh mich nur so erstaunt an. Es ist doch wahr, was ich sage. Heute noch kommt er, denn er ist dir nun einmal so gut, daß er nicht von dir lassen mag, obwohl du ihm beim erstenmal einen Korb gegeben hast."

Assunta sprang auf. Mit einem Schlage sah sie das kaum noch errichtete Gebilde ihrer Hoffnungen wieder zertrümmert vor sich liegen; das Blut schoß ihr in die Wangen und stieg ihr bis in die Schläfen hinauf, als sie jetzt fast schreiend rief: „Du meinst doch nicht —"

„Antonio!" fiel ihr der Alte mit voller Seelenruhe ins Wort. „Gewiß, Antonio Piatti ist's! Du hast ihn einmal abgewiesen, aber der arme Junge ist darüber so verzweifelt, daß es einen wirklich erbarmen muß. Er glaubt, daß du damals nur bei schlechter Laune warst, und er hofft, diesmal glücklicher zu sein. Du mußt doch auch ein Einsehen haben."

„Ich heirate niemanden! Niemanden — hörst du? Diesen aber am allerwenigsten!"

„Ich verstehe dich nicht, Assunta. Der Antonio mag ja seine Fehler haben — nun ja, wir sind Menschen und allzumal Sünder. Er hat's vielleicht früher ein bißchen arg getrieben, aber er liebt dich, und er wird gewiß ein vernünftiger Mann werden, wenn du ihn dazu machen willst."

„Ich will ihn nicht, und jedes Mädchen will ich vor ihm warnen, damit sich keine wieder bethören läßt von dem meineidigen Schuft!"

„Aber Assunta —" warf Domenico ein.

Das Mädchen schien ganz außer sich zu sein. Zu der Erregung, in welche sie die nur einen Moment dauernde Hoffnung auf ein kaum geahntes Glück versetzt hatte, und zu dem Schmerze, als sich diese Hoffnung wieder als trügerisch erwies, kam der tiefe Groll über diesen Antrag Antonios, den sie als kränkendste Beleidigung auffaßte. In ihrer Erregtheit bemerkte sie nicht, daß die Thür, welcher Domenico den Rücken zuwandte, leise geöffnet wurde und Antonio ins Zimmer trat. Er war, wie es sich für einen Freier geziemt, in Festtagskleidung. Eine Blume prangte im Knopfloch seiner Jacke; ein seidenes Halstuch umschlang lose den weißen Hemdkragen und keck und unternehmend saß der runde Hut auf der rechten Seite des Kopfes. Der Bursche, der in diesem festlichen Glanze noch hübscher als sonst aussah, hatte sich einige Zeit erwartungsvoll und unschlüssig vor dem Hause aufgehalten; endlich war er die Treppe hinaufgestiegen und hatte an Tessas Thür geklopft. Das hatten die beiden im Eifer ihrer Unterredung aber überhört, und so trat Antonio in dem Augenblick unbemerkt ins Zimmer, als Assunta die schwere Beschimpfung gegen ihn ausstieß.

Ohne den letzten Einwurf ihres Onkels zu beachten, fuhr das Mädchen fort, und es war, als löse sich etwas in ihr, daß sie ihrem ganzen Zorn Luft machen konnte. „Jawohl, ein Heuchler ist er und ein meineidiger Schuft, dieser gute Antonio, für den du so schöne Worte findest. Du wirst's wohl auch gehört haben, wie er an so vielen Mädchen schlecht gehandelt hat, aber von einer weiß ich's besser als ihr alle — das ist die Barbara gewesen. Betrogen hat er sie und ins Grab gebracht, und ihre arme Mutter hat fast den Verstand verloren vor Kummer und Herzeleid. Er ganz allein hat das auf dem Gewissen —"

Mit blitzschneller Bewegung riß Antonio seinen Hut vom Kopfe und warf ihn auf den Tisch. „Das ist nicht wahr! Das ist gemein gelogen!" schrie er und trat einige Schritte vor. In seinen Augen funkelte eine unbezähmbare Wut, als er erkannte, daß bei diesem Mädchen für ihn alles verloren sei. Sein Gesicht verzerrte sich, er ballte die Fäuste, und einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf die Sprecherin stürzen. Beim Klange seiner Worte hatten Domenico und seine Nichte sich schnell umgewandt, während aber der erstere erschrocken einen Schritt zurücktrat, blieb Assunta unbeweglich stehen. Ihr Busen hob und senkte sich schnell, in ihren Augen flammte es, als sie zu ihrem Onkel gewendet rief: „Es ist gut, daß er da ist; so mag er alles selbst mit anhören. Und erlogen ist es nicht. Ich stehe dafür, denn ich habe es erfahren, als ich in Mailand war —"

„So! In Mailand!" warf Antonio mit höhnischem Lachen dazwischen. „Da

hat's ihr wohl der saubere Herr Carlo gesagt, der verdammte Deutsche!"

„Er nicht, aber in seinem Hause habe ich's gehört. Die Mutter der Barbara führt sein Hauswesen, und ihr Leid habe ich gesehen, ihren Jammer gehört, als ich ihn besuchte, und —"

Mit einem fürchterlichen Fluche fuhr Antonio empor, und zu spät erkannte Assunta, daß sie sich hatte hinreißen lassen, gerade vor diesem Menschen das so ängstlich behütete Geheimnis zu verraten.

„Sie war bei ihm! Hörst du's, Domenico, sie war bei ihm!" schrie Antonio, am ganzen Körper vor Erregung zitternd. „Also hatte ich recht, tausendmal recht, als ich den blondhaarigen Burschen im Verdacht hatte! Sie hat ihn besucht, in seiner Wohnung war sie — da hörst du's, Domenico, das ist deine saubere Nichte! Natürlich will sie von unsereinem nichts wissen, wenn sie solchen vornehmen Liebsten hat! Der ist ja reich, der kann gut zahlen! Nun weiß man doch, weshalb man zurückstehen muß!"

In jähem Wechsel wich die Röte auf Assuntas Wangen einer tiefen Blässe. Sie preßte beide Hände auf die Brust, als sie kaum hörbar sagte: „Es ist nicht wahr, Herr Carlo ist nicht mein Liebster."

„Das ist recht!" schrie Antonio von neuem. „Alles ableugnen, das ist das Beste, damit unsereins nicht kopfscheu gemacht wird! Wir sind nachher gut genug zum Heiraten, wenn jener seine Liebste satt bekommen hat! Dann soll an uns die Reihe kommen! Aber verflucht will ich sein, wenn ich noch einen Finger rühre um solches Weib, das den Männern nachläuft, die sie nachher doch nur zur Thür hinausjagen —"

Mit einem fürchterlichen Schrei stürzte Assunta, ihrer selbst nicht mehr mächtig, mit erhobenen Händen auf den frechen Burschen los, als wollte sie ihn züchtigen für diese unerhörten Verdächtigungen. Rasch streckte Antonio einen Arm aus, wie um ihren Angriff abzuwehren. Zwischen seine Finger geriet hierbei scheinbar zufällig eine Schnur, die Assunta um den Hals trug, und bei einer Bewegung, die das Mädchen nach rückwärts machte, flog das Bild, welches an der Schnur befestigt war, empor. Assunta haschte danach, aber mit blitzschneller Bewegung hatte Antonio dasselbe ergriffen, und ohne auf das Mädchen zu achten, das in unbeschreiblicher Angst und Wut an der das Bild umklammernden Hand zog und zerrte, betrachtete er es. Sofort hatte er auch die beiden Personen erkannt, die darauf abgebildet waren, und nun schleuderte er das Bild von sich und schrie Domenico zu: „Sieh dir's an! Alles will sie leugnen, und da ist sie zusammen mit ihrem Liebsten abgebildet! Auf seinem Herzen trägt er's, dein Tugendengel! Aber mit Fingern soll man auf diese Dirne zeigen, und er soll's mir büßen — büßen soll er es, der Halunke, der unsere Mädchen verführt! Er soll's erfahren, was es in unserem Lande heißt —"

Ohne den Satz zu vollenden und ohne auf die beiden anderen noch einen Blick zu werfen, ergriff er seinen Hut, verließ das Zimmer, schlug die Thür so heftig hinter sich zu, daß sie donnernd ins Schloß fiel, und stürmte die Treppe hinunter und aus dem Hause hinaus.

Im Gegensatz zu dem Lärm, der eben noch das Zimmer durchtobt hatte, herrschte jetzt in demselben eine fast beängstigende Stille. Sowohl Domenico wie Assunta waren vor Schreck und Erregung über das eben Erlebte wie gelähmt. Der Alte stützte sich mit einer Hand auf den Rand des Tisches und starrte vor sich hin; seine Nichte hielt mit der Linken den kleinen Rahmen mit dem Bilde fest umklammert, die Rechte drückte sie auf die Brust, als könnte sie dadurch die hochgehenden Wogen ihres Gemütes beschwichtigen. Sie blickte unverwandt nach der Thür, durch welche Antonio verschwunden war; ein leises, unaufhörliches Zucken um die Mundwinkel ließ auf den fürchterlichen Sturm schließen, der in ihrem Inneren entfesselt war.

Jetzt schüttelte Domenico langsam den Kopf und murmelte leise, wie zu sich selbst sprechend, vor sich hin: „Eine böse Geschichte! Eine sehr schlimme Geschichte!"

Assunta wandte den Kopf zu dem Onkel, heftete ihren durchdringenden Blick auf ihn, erwiderte aber kein Wort.

„Sehr schlimm — in der That," fuhr Domenico kopfschüttelnd fort und begann nun im Zimmer auf und ab zu gehen. „Dieser Mensch, der Piatti, ist von dir aufs schwerste gekränkt und beschimpft worden; er kennt keine Schonung." Und plötzlich vor seiner Nichte stehen bleibend und die Hände ringend rief er: „Mädchen! Assunta! Wie konntest du mir, wie konntest du dir selbst das anthun! Wie warst du nur im stande, dich so weit zu vergessen!"

Aus Assuntas festgeschlossenem Munde kam noch immer keine Entgegnung, nur ihr Atem ging hörbar.

„So sprich doch nur ein Wort, Assunta! Ich möchte ja so gern glauben, daß alles nicht wahr ist, daß Piatti alles erlogen und erfunden hat. Aber wie kann es erlogen sein? Du sagtest selbst, daß du bei dem Deutschen warst, und dann — dieses Bild —"

Assunta erhob den Kopf und maß den Alten mit so stolzem, freiem Blicke, daß dieser die Augen senken mußte. Etwas Hohes, Unnahbares strahlte in ihrem Gesicht, und mit einem Stolze, einer Zuversicht, die jeden Zweifel unmöglich machten, sagte sie: „Du wirst doch nicht von mir verlangen, daß ich mich auf die Beschuldigungen jenes Elenden rechtfertige?"

Einen Augenblick blieb Domenico sprachlos; dann stammelte er: „Also — ist es nicht wahr? Dem Himmel sei Dank! Der Deutsche ist nicht dein Geliebter! Aber — Assunta — dieses Bild — das du auf dem Herzen trägst —"

„Dieses Bild habe ich von ihm geschenkt erhalten, aber zwischen ihm und mir, bei allen Heiligen schwöre ich's, ist nichts Unrechtes vorgefallen!"

„Ich glaube es dir, mein Kind! Aber gestehe mir doch alles. Du kennst die Menschen und die Welt nicht, wie ich sie kenne. Sie hören zuerst auf die Verleumdung, und an der wird's nicht fehlen, dafür sorgt jetzt Antonio. Wie stehst du mit dem Deutschen? Ich sehe es ja wohl, du liebst ihn — aber wie denkt er —"

Bei der Berührung dieser wundesten Stelle in ihrem Herzen, bei dieser Frage, die sie sich selbst so vieltausendmal vergeblich vorgelegt hatte, brach Assunta zusammen. Ihre mit äußerster Mühe bewahrte Fassung hielt nicht länger stand; sie sank auf einen Stuhl, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen und unter Schluchzen rief sie nur immer: „Laß mich! Laß mich! Ich bitte dich, frage mich nicht weiter!"

Bestürzt sah Domenico das Mädchen an; ratlos blickte er um sich. Dann ging er wieder einigemal im Zimmer auf und nieder, blieb wieder stehen und wollte etwas sprechen; da er aber erkannte, daß jene in diesem Zustande gar nicht auf ihn hören konnte und wollte, so brummte er etwas vor sich hin, das wie „verdammte Narreteien der Weiber" klang, nahm seinen Hut vom Nagel und verließ, nachdem er noch einen Blick auf seine Nichte geworfen hatte, das Zimmer.

Nur allmählich beruhigte sich Assunta. Die gefalteten Hände um das rechte Knie schlingend, so saß sie und blickte mit thränenverschleierten Augen vor sich hin. Sie dachte an ihn, für den sie jetzt wieder so Unsägliches litt, und sie fragte sich, ob er denn nicht dies alles mitempfinden müsse, und ob er denn nicht kommen würde, sie endlich zu erlösen von all dieser Qual und Sorge. Dann gedachte sie der Worte des Onkels von der Verleumdungssucht der Menge, und ein Schauder überlief sie. Nun sah sie wieder Antonio vor sich, hörte seine Worte — nein, diese Gedanken durfte sie nicht weiterspinnen. Das Gefühl unsagbaren Widerwillens erfüllte sie bei der bloßen Erinnerung an den frechen Burschen. Mit einem tiefen Seufzer erhob sie sich, barg das Bild an ihrer Brust und machte sich wieder an die Beschäftigung, in welcher sie zuerst durch den Onkel unterbrochen worden war. Kaum hatte sie die Tasche mit den nötigen Reisegegenständen verschlossen und zur Seite gelegt, als Domenico in offenbar heftigster Er-

regung ins Zimmer trat, den Hut auf den Tisch warf, schnell einigemal auf und nieder ging, als suche er seine Aufregung mit aller Gewalt niederzukämpfen, und dann plötzlich vor dem ihn fragend anblickenden Mädchen stehen blieb.

„Du wunderst dich wohl, Assunta, daß ich so bald wiedergekommen bin? Es ist wichtig genug, was ich dir mitzuteilen habe, und dich geht's am meisten an. Ich habe eben diesen — diesen — nun, ich will ruhig sein; ich will an mir halten, so lange ich's vermag. Also: ich habe eben diesen Herrn Carlo gesprochen."

Alles Blut schoß dem Mädchen ins Gesicht. Mit halbgeöffnetem Munde, mit einem Gesicht, aus dem die ängstliche Erwartung sprach, starrte sie den Alten an. Es war, als erwarte sie von ihm im nächsten Augenblick eine Verkündigung über Tod und Leben.

„Ja, ich habe ihn gesprochen," fuhr Domenico fort, und man sah es ihm an, wie er sich mit aller Gewalt zur Ruhe zwang. „In der Stimmung, in der du warst, konnte man mit dir ja doch nicht vernünftig reden, und da wollte ich ein bißchen ins Freie gehen, um mit dir, wenn du dich beruhigt haben würdest — Nun ja, ich komme schon auf die Hauptsache. Wie ich so durch die Straßen gehe, sehe ich mit einemmal Herrn Carlo mir entgegenkommen. Halt, denke ich, das ist ein Wink des Schicksals! Jetzt soll er dir Rede stehen, soll er vor allen Dingen einmal klaren Wein einschenken. Ich spreche ihn also freundlich an und erzähle ihm, was hier vorgegangen, daß der Antonio Piatti schon zum zweitenmal um dich angehalten hat und daß du ihn hartnäckig abgewiesen. Da meinte er, du hättest wohl recht daran gethan, denn wenn sich Antonio dem Anschein nach jetzt auch gebessert hätte gegen früher, so seist du doch zu schade für ihn. Als ich ihm nun aber weiter erzählte von dem Bilde, das dich und ihn darstellt, und wie Antonio es gesehen und welchen Verdacht er ausgesprochen, und daß er nun dich und sich selbst rechtfertigen solle — da that er ganz erstaunt und sagte, er wisse nicht, was ich wolle; du seist ein sehr hübsches und liebenswürdiges Mädchen, mit dem er sehr gern in aller Harmlosigkeit verkehrt habe. So? rief ich, ist Ihnen denn nicht bekannt, wie die Welt über solche Harmlosigkeit urteilt? Sie, der Sie doch zu den Feinen und Vornehmen gehören, lassen sich mit dem Mädchen von guter, aber geringer Herkunft photographieren, und dieses Mädchen trägt Ihr Bild auf dem Herzen, wie man nur ein Heiligenbild trägt — glauben Sie denn, ich könnte mir nicht denken, welche schönen Worte es da zwischen Ihnen gegeben hat? Nun meinte er, das mit dem Bilde sei doch nur ein Scherz gewesen; er wollte noch etwas sagen, aber nun kochte es in mir über. Herr! rief ich, mit diesem Scherze haben Sie Assuntas Ruf aufs Spiel gesetzt! Sie, als der Mann und der Vernünftigere, hätten, wenn Sie eben ein Ehrenmann wären, Ihre Hand nimmermehr dazu bieten dürfen. Ihnen war's aber um anderes zu thun, als wie ein Ehrenmann zu handeln. Mit solchen Scherzen, wie Sie es nennen, fängt man an, wenn man ein Mädchen gewinnen will. Die Assunta zu heiraten, das weiß ich wohl, daran dachten Sie nicht, aber das sage ich Ihnen, zu Ihrer Geliebten ist mir die Assunta zu schade. Und ohne auf ihn zu hören, der nun auch heftig wurde, nannte ich sein Thun beim rechten Namen, dann mußte ich fortgehen, denn es blieben schon die Leute auf der Straße stehen, und das Gerede über dich und mich wird noch frühzeitig genug beginnen."

Im Eifer des Erzählens und in der großen Entrüstung, die ihn beherrschte, hatte Domenico gar nicht bemerkt, welche Veränderung bei seinen niederschmetternden Worten mit dem vor ihm stehenden Mädchen vorgegangen war. Ihr Gesicht war leichenblaß geworden, die zuerst ein wenig erhobenen Arme waren schlaff herabgesunken, ihre ganze Gestalt schien kraftlos in sich zusammenzubrechen und ein heftiges Zittern überflog alle ihre Glieder.

„Nun kam ich her, Assunta, um dir

das alles mitzuteilen, denn du mußtest es wissen, so traurig es ist. Nicht zu seiner Frau wollte dich der Deutsche machen, seine Geliebte solltest du —"

Länger ertrug es Assunta nicht. Sie wollte aufschreien, aber nur ein röchelnder Ton, wie der letzte Seufzer eines auf den Tod Verwundeten, kam aus ihrer Kehle. Sie griff, wie um sich zu stützen, mit der rechten Hand ins Leere, und wäre umgesunken, wenn nicht der Alte hinzugesprungen und sie mit kräftigem Arm aufgefangen und gehalten hätte.

„Assunta! Um aller Heiligen willen — Kind, was hast du?"

Das Mädchen rang einigemal heftig nach Atem, und jetzt stieß sie einen markerschütternden Schrei aus, riß sich aus den Armen des Onkels und stürzte in ihre Kammer.

Ratlos, wie betäubt, starrte Domenico ihr nach. Dann seufzte er tief auf, setzte sich in seinen Stuhl am Fenster, und die Gedanken, die er spann, spiegelten sich wieder in der tiefen Traurigkeit seiner Züge. Lange, lange saß er so; dann erhob er sich, schlich zu Assuntas Kammer und horchte an der Thür — ein leises Wimmern drang an sein Ohr. „Armes Kind, armes Kind," flüsterte der alte Mann vor sich hin, und alle Zärtlichkeit, die er für das Mädchen empfand, kam in diesen Worten zum Ausdruck. „Jetzt erfährst du das Herbe des Lebens. Und wie schwer es dich auch ankommt, du mußt es dennoch verwinden. Das ist ja unser aller Los!"

Es schien dem Alten drückend schwül im Zimmer; es wurde ihm zu eng. Dem Mädchen in seiner Kammer, das wußte er, durfte er jetzt nicht nahen. Er ergriff seinen Hut und verließ leise die Wohnung. Ins Freie wollte er gehen, in einer Richtung, wo er hoffen durfte, keinem Menschen zu begegnen und allein zu bleiben mit seinen sorgenvollen Gedanken.

Assunta war an ihrem Bette niedergesunken, das Haupt an der Decke verbergend, und ihr ganzer Körper erbebte unter konvulsivischem Schluchzen. Lange dauerte es, bis sie überhaupt zum Bewußtsein ihrer selbst gelangte, und nun übersah sie mit unheimlicher Klarheit, mit niemals vorher erprobter Deutlichkeit ihre Lage. Jedes Wort ihres Onkels hallte ihr von neuem im Ohr; es war ihr, als stände er neben ihr und wiederhole die Mitteilung, die er ihr vorhin gemacht. Sie hatte geglaubt, kaum den Sinn der Worte erfaßt, geschweige denn auf den Wortlaut der Rede geachtet zu haben, und wie hatten sich diese zermalmenden Worte ihrem Gedächtnis eingeprägt — unauslöschlich, unvertilgbar, wie sich nur die Erinnerung an höchstes Glück oder tiefstes Leid einprägt. Jetzt gedachte sie der letzten, schmerzlichsten Worte. Den Kopf an die Decke pressend, stammelte sie: „Nicht seine Frau, nicht sein ehrliches Weib sollte ich werden, nur seine —" und nun überkam sie das brennende Gefühl der Scham. Sie sprang auf, lief die Hände ringend in ihrer Kammer auf und nieder und rief: „O, die Schmach! Diese Schmach und Schande!" Immer wiederholte sie dieselben Worte, und als sie dann auf dem Stuhl am Bette saß und das schamerglühte Gesicht in den Händen barg, flüsterte sie immer nur tonlos vor sich hin: „Diese Schmach! Diese Schande und Schmach!" Dann saß sie still, lautlos und bewegungslos — und plötzlich stieg es siedendheiß in ihr auf, sie sank wieder neben dem Bette nieder, und langsam rangen sich die Thränen aus ihren Augen und ein schmerzliches Wimmern drang empor aus ihrem todwunden Herzen.

Stunden vergingen, der Abend senkte sich hernieder. Assunta hatte sich emporgerafft; sie saß auf dem Stuhl am Bette und überdachte ihre Lage. An dem, was der Onkel erzählt hatte, war nicht zu zweifeln. Was sollte sie nun beginnen? Am folgenden Morgen — nun ja, da wollte sie nach Lugano — und dann mußte sie fort von hier, wo man bald mit Fingern auf sie weisen würde — dafür sorgte sicherlich schon Antonio; und auch ihm, der all das Herzeleid verschuldet, wollte und konnte sie nicht mehr begegnen, und deshalb durfte sie auch nicht zum Paten

nach Mailand. O wie einsam, wie grenzenlos elend kam sie sich vor. Wohin sich wenden? Sie wußte es nicht; sie wollte mit dem Onkel darüber sprechen — nur fort, fort von hier! Und wieder stiegen trübe Bilder vor ihr auf; sie regte sich nicht und ließ sie alle an ihrem geistigen Auge vorüberziehen, ohne auch nur den Versuch zu machen, die selbstquälerischen Gedanken zu bannen. Sie rührte sich auch nicht, als sie den Onkel heimkommen hörte, der einen Augenblick an ihrer Kammerthür lauschte, und als er keinen Laut vernahm, Assunta im Schlafe glaubte und auf den Fußspitzen in seine eigene Schlafstube schlich.

Es war längst Nacht geworden und ein leiser Windhauch wehte vom See herüber. Assunta erhob sich, schloß das Fenster, ließ den Vorhang herab, und ohne ein Licht anzuzünden, begann sie sich auszukleiden — alles das that sie ganz mechanisch, wie unbewußt. Plötzlich streifte sie mit den Fingern die Schnur, die sie am Halse trug, und nun erwachte sie aus ihrem Traum. So heftig zerrte sie an der Schnur, daß dieselbe dabei zerriß, und mit einer Gebärde des Abscheus schleuderte sie das Bild in die entfernteste Ecke der Kammer. Unwillkürlich strich sie dann mit den Händen an der Schürze entlang, wie um sich zu reinigen nach der Berührung mit etwas Unsauberem.

Dann entkleidete sie sich vollends, legte die Kleider mit womöglich noch größerer Sorgfalt als sonst auf dem Stuhle zusammen — und als sie dann mit geschlossenen Augen in ihrem Bette lag, hätte man sie für eine ruhig Schlummernde halten können, wenn nicht das Beben ihres ganzen Körpers verraten hätte, welch ein gewaltiger, das ganze Wesen durchtobender Sturm in der Seele des armen Mädchens entfesselt war.

* * *

Als Springer am nächsten Morgen nach Cremenaga fahren wollte, um die nötigen Maßnahmen zum Wiederbeginn der wegen des Röhrenbruchs eingestellten Arbeiten zu treffen, begegnete er in der Nähe des Bahnhofs seinem Freunde Giovanni Rondi. Derselbe hatte sich von seinem Chef einige Tage Urlaub erbeten, die er in der Gesellschaft eines zufällig in der Stadt sich aufhaltenden Bekannten verbringen wollte. Jetzt eben waren die beiden Herren im Begriff, in einer Trattoria nahe dem Bahnhofe zu frühstücken; daran sollte sich eine Fahrt auf dem See hinunter nach Pallanza anschließen, am Abend hoffte Rondi wieder zurück zu sein und verabredete deshalb in aller Eile ein Rendezvous mit Carlo.

„Ich wollte Sie eben um ein solches bitten," entgegnete dieser auf des Freundes Vorschlag. „Jetzt will ich Ihnen das Behagen am Frühstück nicht stören und habe zu großen Mitteilungen auch keine Zeit, da mein Zug sofort abgeht."

„Was giebt's denn so Wichtiges? Sagen Sie es kurz!"

„Ich fürchte, ich bin in eine verteufelte Geschichte hineingeraten. Es betrifft die kleine Assunta Tessa —"

„Habe ich's Ihnen nicht gesagt? Habe ich Sie nicht gewarnt, als es noch Zeit war?"

„Nun ja doch. Ich bin mir aber wirklich auch gar keiner Schuld bewußt Im übrigen handelt es sich jetzt auch nicht mehr um Warnungen — ich habe gestern eine seltsame Scene mit dem alten Domenico gehabt. Aber wie gesagt — ich muß Ihnen die Geschichte ausführlich erzählen. Also auf Wiedersehen heute abend — ich muß eilen."

Die Freunde drückten sich die Hände, dann trat Rondi mit seinem Landsmann in das kühle Zimmer der Trattoria, während Carlo auf den Perron eilte und eben noch zu rechter Zeit kam, um in ein Coupé springen zu können.

Durch die Mitteilung an den Freund hatten Carlos Gedanken, die ursprünglich auf seine Thätigkeit in Cremenaga gerichtet waren, eine andere Richtung bekommen. Während der ganzen etwa zwanzig Minuten währenden Fahrt grübelte er

darüber, was in aller Welt den alten, sonst so verständigen Domenico zu dem seltsamen, ihm ganz unverständlichen Gebaren veranlaßt haben konnte. Du lieber Himmel! Einem so harmlosen Scherze wie der gemeinschaftlichen Photographie konnte man doch unmöglich eine böse Absicht unterschieben. Entweder waltete hier ein grausames Mißverständnis ob, oder die kleine Assunta mit dem lieben Gesicht, dem fröhlichen Lachen und den treuherzig blickenden Augen war die abgefeimteste Kokette, die ihm jemals vorgekommen. War dem so, so hatte sie im Komplott mit dem scheinbar so äußerst gemütlichen alten Onkel ganz planmäßig und bewußt operiert, um den leichtgläubigen Deutschen zu bestricken, zu betölpeln —

„Oho!" rief Carlo unwillkürlich laut, aus seinem Brüten auffahrend. „So leicht lassen wir uns denn doch nicht fangen. Ihr habt mir das Netz über den Kopf werfen wollen, aber ihr seid dabei nicht geschickt genug gewesen. Jetzt kommt's darauf an, wer schlauer ist. Rondi hat wahrhaftig recht gehabt — na, ich will mich seiner weisen Führung anvertrauen — und damit basta!"

Aber wenn der Deutsche die Erinnerung an diese Affaire auch mit aller Gewalt bannen wollte, wenn er sich auch vornahm, vor dem Abend, wo er sie mit Rondi ausführlich besprechen wollte, nicht mehr darauf zurückzukommen — er mußte doch immer wieder an Assunta denken, und er konnte mit diesem Mädchen nun einmal den Begriff des Falschen, des schlau Berechnenden nicht verbinden. Sollte denn alles Lug und Trug gewesen sein, ihr Benehmen während seines ersten Aufenthaltes in Luino, ihr zutraulich-hingebendes Wesen in Mailand?

Carlo fand keine Lösung dieses Rätsels. Nachdenklich verließ er in Cremenaga den Bahnzug und schritt an dem kleinen Flusse entlang, der, das Wasser der zahlreichen von den Bergen rieselnden Bäche in sich vereinend, mit kräftigem Gefälle seine Fluten thalabwärts zum Lago Maggiore trägt. Den Krümmungen im Laufe des Flusses folgend, gelangte er nach einigen tausend Schritten zu der vor wenigen Tagen noch so belebten, jetzt aber ganz einsamen Baustelle. Eine Anzahl tiefer Ausschachtungen und Kanäle, aufgeworfener Sand und aufgestapelte Steine, losgerissene Felsblöcke und dazwischen Röhren und Karren, Bretter, eiserne Schienen und einige Werkzeuge, welche die nachlässigen Arbeiter, dem Andauern des guten Wetters vertrauend, im Freien hatten liegen lassen, bildeten den Vordergrund. Jenseit der größten der Baugruben befand sich das kleine zum Baubureau eingerichtete Häuschen. Ein kleines Gebüsch, das bisher vor den wühlenden und grabenden Arbeitern sich hatte wahren können, bildete mit seinem saftigen satten Grün einen dem Auge willkommenen Ruhepunkt inmitten der gelben einförmigen Sandfläche. Herrlich bewaldete Höhenzüge umspannten in weitem Rahmen diese Stelle, auf der binnen kurzem dem Gewerbfleiße eine neue Stätte errichtet werden sollte. Carlo, dessen Blick stets aufs Ganze und Praktische gerichtet war, hatte es sich oft ausgemalt, wenn er zusammen mit Antonio nach allen anderen den Arbeitsplatz verließ, wie hier in kurzer Frist tausend fleißige Hände sich regen würden, mitringend in dem großen Kampfe zur Erhaltung und Weiterbildung des Menschengeschlechtes, und wie von dieser jetzt noch brach liegenden Stätte ein neuer Strom frisch pulsierenden Lebens sich ergießen würde nach allen Richtungen. Mit der Romantik des Ortes war es dann allerdings vorbei. „Freu dich, mein Junge," hatte Carlo mit Lachen einmal, sich zu dem Flusse wendend, gesagt, als er an seinem Ufer entlang schritt; „deine Kräfte sollen nun auch bald nützliche Verwendung finden. Schade um jeden Tropfen deiner Fluten, die bisher ungenützt hier vorüberrauschten. Die Romantik ist ein ganz hübsches Ding; aber wenn wir Menschen jetzt nicht die Naturkräfte uns dienstbar machen, wozu hätten wir's dann so herrlich weit gebracht? Und alles in allem — darin liegt auch eine Art der Romantik, und diese lobe ich mir."

Kein Laut, als das Rauschen der über Steine und Felssplitter dahinbrausenden Wogen des Flusses, drang zu den Ohren des jungen Mannes, der jetzt, einen Augenblick Umschau haltend, stehen geblieben war. Kein lebendes Wesen war zu erblicken; die Ortschaft Cremenaga, die jenseit des Flusses lag, konnte von diesem Punkte nicht gesehen werden. Kein Vogel durchsegelte die Lüfte; sie hatten sich alle in das schattige Dunkel der Wälder geflüchtet, denn trotz der frühen Morgenstunde war es schon drückend heiß, und vom wolkenlosen Himmel sandte die Sonne glühende Strahlen herab.

Carlo setzte seinen Weg fort. Um bei dem Wege nach dem Baubureau das Umschreiten der größten Ausschachtung zu ersparen, hatte man über dieselbe einige eiserne Schienen gelegt, die mit einem starken Brette bedeckt waren und so eine zuverlässige Brücke bildeten. Mitten auf derselben angelangt, blieb Carlo stehen und blickte in die Tiefe hinab, in welcher das Wasser, aus dem einige scharfkantige Felsblöcke hervorragten, fast meterhoch stand. „Schade um die verlorene Zeit und Mühe," murmelte der Ingenieur. „Daß mir diese verdammten Rohre auch gerade diesmal solchen Streich spielen mußten; ich gäbe was darum, wenn ich hier schon fertig wäre, dem ganzen Luino samt Umgegend den Rücken wenden und wieder in Mailand bleiben könnte."

Es war ihm so merkwürdig beklommen zu Mute, als er weiter über die Brücke schritt; er schob diese Empfindung auf jene Ereignisse, die ihn seit dem gestrigen Abend so lebhaft beschäftigten. „Kann ich diese Gedanken denn gar nicht loswerden?" murmelte er vor sich hin. „Nun, in meiner Arbeit sollen sie mich wenigstens nicht stören. Vorwärts!" Er schritt auf das Häuschen zu, schloß die Thür auf und saß nach wenigen Minuten in dem Bureau über Pläne, Tabellen und Zeichnungen gebeugt.

Bald nachdem Carlo das Haus betreten hatte, trat ein junger, schlank gewachsener Mann bei der letzten Krümmung des Flusses auf die Halde heraus, in deren Mitte der Bauplatz lag. Zur Arbeit wollte der Mann sicherlich nicht gehen, denn er trug seinen Sonntagsstaat, der allerdings alle Spuren einer wilden Nacht an sich trug. Die Jacke hing lose um die Schultern, die Beinkleider zeigten Staub- und Weinflecke, das Halstuch um den zerknitterten Kragen war verknotet und der auf dem Hinterkopf sitzende Hut war zerdrückt und beschmutzt. Vorsichtig blickte der Mann nach allen Richtungen umher; als er niemanden gewahrte und mit scharfem Auge den in der Bureauthür steckenden Schlüssel entdeckte, ging er schnellen Schrittes weiter.

Es war Antonio. Als derselbe die Tessasche Wohnung verlassen hatte, war er, fast sinnlos vor Wut, zuerst durch die Straßen gelaufen, sich selbst, die ganze Welt und besonders den deutschen Ingenieur in alle Tiefen der Hölle verfluchend. Dann war er in eine Osteria gegangen, hatte gezecht und getobt, besuchte dann ein Tanzlokal, geriet bei der streitsüchtigen Stimmung, in der er sich befand, mit den anderen Burschen in Händel, lief dann von einer Osteria in die andere, bis er zuletzt in einem Garten liegen blieb und sich am Morgen beim Erwachen auf einer hölzernen Bank fand. Sein Weinrausch war vollständig verflogen, aber bei der Erinnerung an das, was ihn in diese Situation gebracht, stieg aufs neue eine unbezähmbare Wut gegen seinen Feind in ihm auf. Von einem Weiterarbeiten bei dem Verhaßten konnte natürlich keine Rede mehr sein. Wozu auch? Er war in Cremenaga ja überhaupt nur in Arbeit getreten, um dem Geheimnis des Deutschen auf die Spur zu kommen; jetzt war ihm dies gelungen, wenn auch in anderer Weise, als er vermutet hatte. Je länger er an Carlo dachte, desto heißer wallte es in ihm auf; so leichthin sollte jener denn doch nicht triumphieren. Zum wenigsten wollte er ihm seine Meinung sagen, und eine Gelegenheit zur Rache würde sich wohl auch finden lassen. Es blitzte in den dunklen Augen des Burschen auf,

sein Atem ging schneller, seine Hände ballten sich, als wollten sie den Gegner zerdrücken, während er dasaß und die beste Art der Rache erwog. Ob er sich nachts auf den Bauplatz schleichen und alle Arbeiten zerstören, die Röhren anbohren, die Maschinen unbrauchbar machen sollte? Es würde ein empfindlicher Schlag sein, aber ihn doch nicht genügend treffen. Ob er ihm nachts auflauern und ihn überfallen sollte —

Antonio sprang auf. Die Erinnerung an das Geschehene, die Gedanken, die ihn jetzt erfüllten, die Nachwirkung der toll verlebten Nacht, in der er seine schon überreizten Nerven noch mehr angespannt hatte — das alles versetzte ihn jetzt in eine Art Fieberzustand. Er zitterte am ganzen Körper; nur eines hatte er jetzt klar vor Augen: er wollte nach Cremenaga und seinen Gegner zur Rechenschaft ziehen. Er eilte zum Bahnhof, fuhr mit demselben Zuge wie Carlo, aber von diesem ungesehen, und als der Deutsche den Zug verließ und den Weg zum Bauplatz einschlug, versteckte er sich hinter einem Schuppen, um jenem dann in angemessener Entfernung zu folgen.

Als Antonio an dem Hause angelangt war, ging er nicht sofort hinein, sondern schlich zuerst zu dem in einer Seitenwand befindlichen Fenster. Er duckte sich nieder und spähte ins Zimmer. Wer ihn so sah, wie er mit Blicken voll grimmigsten Hasses in dieser Stellung seinen Gegner beobachtete, der hätte meinen mögen, er werde gleich einem Raubtier im nächsten Augenblick sich auf sein Opfer stürzen, es zerreißen und in wilder Gier sich an seinem warmen Herzblut laben. Jetzt richtete sich Antonio wieder auf, schritt zur Thür, und ohne anzuklopfen und den Hut abzunehmen, trat er ins Zimmer.

Überrascht blickte Carlo auf, und seine Verwunderung steigerte sich, als er Antonio erkannte, der in der Mitte zwischen der Thür und dem Arbeitstisch stehen geblieben war.

„Was führt Sie denn hierher, Piatti? Bevor die neuen Pumpmaschinen herbeigeschafft sind, werden wir ja doch nicht die Arbeit wieder aufnehmen können."

„Ich schere mich den Teufel um Ihre Maschinen und Ihre Arbeit," erwiderte Antonio, noch um einen Schritt sich Carlo nähernd. „Ich bin hier, weil ich mit Ihnen abzurechnen habe."

Jetzt erst blickte der Ingenieur seinem Besucher genauer ins Gesicht; Verbissenheit und grimmiger Haß waren darin ausgedrückt, und in den von dunklen Rändern umschatteten Augen flammte es wie kaum noch gebändigter Zorn. Dieser Mensch befand sich in unbeschreiblicher Aufregung, das erkannte Carlo sofort, und zugleich beschloß er, auf seiner Hut zu sein, ohne jenen davon etwas merken zu lassen. Er rückte, um in jedem Augenblick aufspringen zu können, mit seinem Stuhl ein wenig von dem Schreibtisch ab und sagte dann scheinbar in größter Ruhe: „Sie scheinen sehr erregt oder gar betrunken zu sein, Piatti. Solange Sie in diesem Zustande sind, unterhandle ich mit Ihnen überhaupt nicht; verlassen Sie mich also und gehen Sie nach Hause."

„Erregt? Ich habe wohl nicht Ursache dazu? Ich soll wohl ruhig bleiben, wenn mir einer das Mädchen, das ich liebe, das ich heiraten will, abspenstig macht und es verführt? Hören Sie wohl, deswegen bin ich hier."

„Ich verstehe Sie nicht. Von wem sprechen Sie?"

„Von wem anders als von der Assunta! Mit schönen Worten haben Sie sie an sich gelockt, daß sie mich nicht mehr mag und es mir zweimal auch gesagt hat. Glauben Sie, daß unsereins kein Blut im Herzen hat und so etwas still erträgt?" Und sich immer mehr in Wut hineinredend, sprang der Bursche an den Tisch, hielt Carlo die geballten Fäuste entgegen und schrie: „Verdammt will ich sein, wenn ich das ruhig hinnehme! Suchen Sie sich Ihre Liebsten, wo Sie wollen —"

Carlo war bei Antonios Bewegung schnell aufgesprungen; seinen Gegner fest anblickend, sagte er, und nur ein leises Zittern in der Stimme verriet, wie ihn

diese Scene erregte: „Sie sind gleich allen anderen vollständig im Irrtum; Assunta ist weder meine Liebste, noch war sie es jemals."

Antonio trat bei diesen Worten einen Schritt zurück und starrte Carlo an. Was er eben gehört hatte, sollte das wahr sein? Aber nein doch, er hatte ja selbst das Bild in Händen gehabt, das Assunta an ihrem Herzen trug. Dieser Mensch hier wollte ihn bethören, er spielte ihm eine Komödie vor, und um sich vor den Folgen seines Thuns zu wahren, leugnete er alles. Dieser letzte Gedanke erregte ihn besonders. Den Mann hier liebte Assunta, der so niederträchtig feige war, daß er, um sich selbst zu retten, das Mädchen verleugnete. Und seiner selbst nicht mehr mächtig, schrie Antonio: „Mir wagen Sie das zu sagen — mir, der ich längst alles durchschaut habe und der alles weiß — das in Mailand und das von dem Bilde — und das Bild habe ich gesehen — o, der Assunta geschieht's schon recht, wenn sie sich solch feigem Burschen hingiebt — aber mich geht's auch was an — und jetzt —"

Mit blitzschneller Bewegung sprang er um den Tisch, und mit katzenartiger Behendigkeit stürzte er sich auf den Ingenieur, um ihn an der Gurgel zu packen. Dieser hatte den Moment wohl erfaßt; er packte seinen Gegner an den Schultern, drückte ihm mit nervigen Fäusten die Arme an den Oberkörper, und alle Kraft zusammennehmend, gegen welche der geschmeidige Italiener nicht aufkommen konnte, schleuderte er diesen mit solcher Wucht von sich, daß er an die Wand flog und an derselben zu Boden glitt.

„So! Und jetzt verlassen Sie sofort dieses Haus, oder ich schlage Sie nieder wie einen tollen Hund!"

Stöhnend erhob sich Antonio; einen haßerfüllten Blick auf seinen Besieger werfend, der die Arme über der mächtig arbeitenden Brust gekreuzt hatte und ruhig an seinem Tische stand, verließ er langsam das Zimmer. Draußen erhob er drohend die Fäuste, und eine Flut von Verwünschungen ergoß sich über des Deutschen Haupt. Dann ging er weiter; vor der über die große Ausschachtung gelegten Brücke blieb er stehen. Er blickte auf das Brett, sah dann in die Tiefe hinunter, und in seinen Augen flammte es auf, während sein Mund sich zu einem teuflischen Lächeln verzog, daß in diesem Moment das ganze hübsche Gesicht eine Grimasse bildete. Mit schnellen Schritten kehrte er zu dem Häuschen zurück, und sich niederduckend, lugte er durch das Fenster. Carlo saß, starr vor sich hinblickend, wieder an seinem Schreibtisch. Von dieser Seite war eine Überraschung also nicht zu befürchten. Lautlos glitt Antonio über den sandigen Boden jetzt zu einer Stelle, wo Handwerkszeug und Geräte aller Art zusammengelegt waren; bald fand er, was er suchte. Mit einer Säge in der Hand ging er zu der Brücke, zog das über die Schienen gelegte Brett zu sich heran, sägte es in der Mitte quer durch, so daß nur an einer einzigen schwachen Stelle die beiden Hälften noch zusammenhielten, und schob es dann in seine frühere Lage zurück. Nun hielt er das Brett fest, daß dieses sich nicht rühren konnte, und schob, stieß und zog aus allen Kräften an den darunter liegenden eisernen Schienen, bis diese nachgaben, von der Stelle rückten und, auf der einen Seite den Halt verlierend, hinunterpolterten in den Abgrund. So jäh und heftig war der Sturz, daß das in der Grube befindliche Wasser bis an den oberen Rand derselben aufspritzte. Das Brett bildete jetzt allein die Brücke; noch einen prüfenden Blick warf Antonio auf sein Werk; wieder spielte jenes Lächeln um seinen Mund. Er warf die Säge fort und eilte zu dem in der Nähe befindlichen Gebüsch, hinter welchem er sich niederkauerte.

Er brauchte nicht lange zu warten. Als Antonio das Zimmer verlassen, hatte sich Carlo wieder an seine Arbeit machen wollen, es war ihm aber unmöglich gewesen, seine Gedanken zu sammeln. Das eben Erlebte hatte ihn zu mächtig erregt, als daß er sofort den gewöhnlichen Gleich-

mut wiederfinden konnte. Und auch hier wieder war sein vermeintliches Verhältnis zu Assunta Tessa die treibende Ursache gewesen. Hatte sich denn alles wider ihn verschworen? Er starrte vor sich hin und sann und sann, und konnte doch zu keinem klaren Ergebnis kommen. „Ich muß der verwünschten Geschichte mit einem Schlage ein Ende machen. Rondi muß mir dabei raten. Er kennt seine Landsleute schließlich doch am allerbesten.“ Und dann dachte er an Antonio; er verhehlte sich nicht im geringsten, daß er von dem aufs grimmigste Gereizten das Schlimmste zu befürchten habe. Es wurde ihm bei diesen unerquicklichen Gedanken heiß; an ein Arbeiten war bei der Stimmung, in der er sich befand, doch nicht zu denken — so beschloß er denn, für heute das Bureau zu verlassen. Wenn er morgen zurückkehrte, würde ihm Rondi wohl schon Verhaltungsmaßregeln gegeben haben, und dann wollte er auch stets eine Waffe bei der Hand haben, um bei ähnlichen Überfällen, wie dem heutigen, sich seiner Haut wehren zu können.

Er nahm seinen Hut, verließ das Zimmer und verschloß es. Sich seinen trüben Gedanken ganz hingebend, entging es seinem scharfen Blick, daß das Brett niedriger lag als früher, da noch die Schienen unter ihm ruhten. So setzte er, ohne zu zaudern, seinen Fuß darauf und that einige Schritte; plötzlich erwachte er aus dem dumpfen Hinbrüten und blieb stehen. Die sonst so feste Brücke hatte unter ihm geschwankt. Wie konnte das geschehen? Noch einen Schritt that er, und wieder empfand er das nämliche Nachgeben und Schwanken — er wollte schnell umkehren und zurückgehen, aber schon bei der nächsten Bewegung knackte und krachte es, das fast vollständig durchsägte Brett brach unter seiner Last zusammen — ein Poltern, ein halberstickter Schrei, ein dumpfes Aufschlagen, ein Klatschen im Wasser — wenige Sekunden hatte das alles nur gedauert, und nun lag alles ringsumher wieder still und ruhig. Aus der Tiefe herauf drang ein leises Ächzen, wie das eines Sterbenden, aber der Ton drang nicht weit und wiederholte sich auch nicht — und wieder war es still und einsam.

Jetzt regte es sich hinter dem Gebüsch. Antonios Kopf wurde sichtbar; mit Augen, die förmlich glühten, blickte er hinüber zu der Stätte, wo er seinem Feinde das Grab bereitet hatte. Leise, ringsum spähend, ob ihn auch niemand erblickte, näherte er sich der Grube, beugte sich über den Rand und blickte hinab. Der blutüberströmte Kopf des Verunglückten ruhte auf einer der vorher herabgestürzten Schienen und der rechte Arm lag auf einem Felsblock; der Anblick des übrigen Körpers wurde vom Wasser entzogen, das ihn bedeckte. Antonios Mund öffnete sich, ein nervöses Zittern überlief alle seine Glieder, als er sein Opfer da unten in diesem schauerlichen Zustande erblickte. Lange starrte er hinunter; er war wie an den Anblick gebannt.

Plötzlich traf ein leises Geräusch sein Ohr; ein paar kleine Steine, die beim Sturz des Brettes sich gelockert hatten, fielen ins Wasser hinunter und rissen ein wenig Sand mit sich. Dieses Geräusch, so schwach es war, brachte Antonio wieder zur Besinnung und plötzlich auch zur vollen Erkenntnis seiner Lage. Er fuhr von der Grubenwand zurück; der Anblick dort unten war ihm mit einemmal unerträglich geworden. Der Rausch seiner Sinne war mit einem Schlage geschwunden. Er verbarg sein plötzlich totenbleiches Gesicht in den Händen und sank in die Knie, vor sich hin murmelnd: „Das wollte ich nicht! Bei allen Heiligen, daran dachte ich nicht! Mich wollte die Assunta nicht, und auch er sollte sie nicht mehr besitzen. Aber das da habe ich nicht gewollt!“ Und wieder zog es ihn wie mit magischer Gewalt an die Grube, um hinabzuschauen; aber bevor sein Blick das Schreckliche noch einmal erschaut hatte, stieß er einen lauten Schrei aus und stürzte in der der Ortschaft Cremenaga entgegengesetzten Richtung davon. Er strauchelte und glitt aus, aber immer wieder erhob er sich und lief weiter, dem ge-

hetzten Wilde gleich, das in wilder Furcht ziellos und planlos querfeldein seinen Weg nimmt.

* * *

Nach schlaflos verbrachter Nacht war Assunta am Morgen in einen leichten, unruhigen Schlummer gesunken, der ihr ebenfalls keine Stärkung und Erquickung brachte. Mit schmerzenden Gliedern erhob sie sich; im Kopfe war es ihr so wüst und wirr. Sie entsann sich aller Vorgänge des vergangenen Tages, ohne daß sie in der Erinnerung bei den Einzelheiten länger verweilte. Nur an das Nächstliegende wollte sie jetzt denken, dieses allein ausführen, und dann mit dem Onkel über das Weitere beraten.

Der alte Domenico hatte längst gefrühstückt, als seine Nichte in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer erschien. Er hatte sie in tiefem Schlummer geglaubt und ihr von Herzen die Ruhe gegönnt, wenn er sich auch bewußt war, daß Assunta den ersten nach Ponte Tresa fahrenden Zug, von wo aus das Dampfschiff nach Lugano zu benutzen war, versäumen würde. Jetzt erwiderte er ihren leisen Gruß, sah ihr dabei forschend ins Gesicht, und da Assunta mit keinem Worte auf das zurückkam, was sie gestern so mächtig berührt hatte, hielt auch er es für das Beste, zu schweigen.

Langsam und ohne aufzublicken verrichtete sie alle die kleinen wirtschaftlichen Geschäfte, die durch ihre Abwesenheit während des ganzen Tages schon jetzt bedingt wurden. Sie beeilte sich nicht, denn mit dem ersten Zuge konnte sie nun doch nicht mehr fahren, und der zweite folgte jenem eine Stunde später; es ging ihr auch alles so schwer von der Hand; ihre Elasticität hatte sie verlassen, zugleich mit der Freudigkeit am Schaffen. Endlich konnte sie sich auf den Weg machen; sorgfältig steckte sie den Prämienschein, wegen dessen sie nach Lugano fuhr, zu sich, nahm ihre kleine Handtasche und reichte dem Onkel zum Abschied die Hand.

„Adieu, mein liebes Kind,“ sagte der Alte in dem weichsten Ton, der ihm zur Verfügung stand. Er wollte noch etwas hinzusetzen, schwieg aber, weil er fürchtete, seine tiefe Bewegung nicht länger meistern zu können. So begnügte er sich, dem Mädchen freundlich ein paarmal über das Haar zu streichen; dann sagte er: „Es wird noch alles gut werden, Assunta! Glaub mir!“

Bei diesen schlichten Trostesworten hätte Assunta fast laut geweint vor übermächtigem Schmerze; sie bezwang sich aber; mit Thränen in den Augen ergriff sie des Onkels Hand, drückte einen Kuß darauf und hatte schon im nächsten Augenblick die Wohnung verlassen.

Als sie sich dem Bahnhof näherte, kam eben Rondi mit seinem Bekannten aus jener Trattoria, welche die beiden Herren vor fast einer Stunde betreten. Sie hatten sehr gut gegessen, reichlich getrunken und wollten nun in heiterster Stimmung zum Dampfer gehen, um den fröhlich begonnenen Tag auch weiter fröhlich zu verbringen. Auf den ersten Blick erkannte Rondi das sich nähernde junge Mädchen, und er beschloß, sie anzureden, um vielleicht schon jetzt zu erfahren, um was es sich bei Carlos geheimnisvollen Andeutungen eigentlich handele. Das würde ein hübscher Scherz sein, wenn er dem Deutschen heute abend alles erzählte, was jener ihm erst anvertrauen wollte. Rasch entschlossen trat er dem jungen Mädchen entgegen, so daß es ihm nicht ausweichen konnte, und zog grüßend den Hut. Assunta blieb notgedrungen stehen und erwiderte den Gruß — so müde, so abgespannt klang jedes ihrer Worte, und als Rondi sie genauer anblickte, da verlor er den Mut, sich in das fremde Geheimnis einzudrängen. Des Mädchens Gesicht war viel blasser als sonst; glanzlos und wie eingesunken in die Höhlen blickten die von dunklen Ringen umschatteten Augen, und der sonst immer ein wenig geöffnete Mund war fest geschlossen. Das tiefe Seelenleiden, welches diesen äußeren Veränderungen offenbar zu Grunde lag, forderte Mitleid heraus. Zum erstenmal fühlte sich Rondi diesem Mädchen gegenüber unsicher; unwillkürlich

trat er einen Schritt zurück, so daß Assunta wieder den Weg frei hatte, und weil er nun doch etwas sagen mußte, so stammelte er: „Ich sehe, Fräulein Assunta, daß Sie nach dem Bahnhofe gehen. Vorhin ist mein Freund Carlo nach Cremenaga gefahren; wenn Sie ihn dort sehen sollten, so — so — sagen Sie ihm doch gefälligst, daß ich unserer Verabredung gemäß ihn heute abend erwarte."

„Ich bleibe nicht in Cremenaga," antwortete Assunta, die zu ihrer eigenen Verwunderung ganz ruhig geblieben war, als Carlos Name erwähnt wurde. „Ich fahre weiter, werde also Ihre Bestellung nicht ausrichten können."

„Dann bitte ich, daß Sie diese Störung entschuldigen."

Assunta nickte grüßend und ging weiter, während die Herren in der entgegengesetzten Richtung ihren Weg fortsetzten.

In eine Ecke des Coupés gedrückt, saß Assunta und starrte vor sich hin. Heute hatte sie keinen Blick für die paradiesisch schöne Landschaft, durch welche der Zug mit mäßiger Geschwindigkeit fuhr, und die sonst, so oft sie sie auch schon bewundert, immer aufs neue der Gegenstand des Entzückens gewesen. Sie sah nicht die Abhänge, auf denen die Weinstöcke ihre der Reife entgegengehende Last kaum noch zu tragen vermochten, nicht die weiten Gartenanlagen, über deren niedrige Mauern der Lorbeer rankte, während die Mandelbäume innen die Gänge beschatteten und große, goldig glänzende Limonen inmitten des dunklen Laubes jeden Sonnenstrahl aufzufangen und in vielfältiger Stärke zurückzuwerfen schienen. Sie hörte nicht das Rauschen und Brausen des Flusses, der, dem Auge nur zuweilen sichtbar, tief unten die Thalsohle durchschneidet und mit seinen Wellen die Wurzeln der Feigen und Oliven tränkt, deren mit Früchten bedeckte Kronen zur Höhe des Bahndammes aufsteigen und lockend die Reisenden zum Genusse zu laden scheinen. Sie sah nicht die Hügelketten, die, mit Laubwaldungen wie mit einem sanft umhüllenden grünen Mantel bedeckt, bald so dicht sich aneinander näherten, daß der Zug durch Schluchten und Felsenspalten sich hindurchzwängen mußte, bald wieder dem Horizonte zuzueilen schienen, daß zwischen ihnen Raum wurde zu lachenden Auen, zu Feldern, auf denen der Mais in großen Halmen wogte. Und darüber blaute in unveränderlicher Klarheit der Himmel, und die Sonne umfing in heißer Glut dieses Land, als wolle sie es mit ihrem Kusse verzehren, und voll Innigkeit, wie berauscht vom Genusse und seiner eigenen Schönheit, lag das Land, als träumte es von Lust und Glück und Freude, für die es nur geschaffen zu sein schien.

Assunta starrte vor sich hin, und ihre Gedanken wanderten von der Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Wie hatte sie es sich in müßigen Stunden so oft ausgemalt, mit welcher Fülle von Glück im Herzen sie diese Reise machen werde, die sie nun antrat, leidend an Körper und Seele, scheu vor den anderen ausweichend, fast sich selbst im Wege. Ein Vermögen würde sie aus Lugano von dieser Fahrt zurückbringen, so hatte sie oft geträumt, und mit dem Reichtum mußte das höchste Glück bei ihr einkehren und ihr die Wege ebenen zu jeder Freude und jedem Genusse. Und als sie dann nicht den erhofften großen Gewinn gemacht, auch da haderte sie nicht mit dem Geschick, sondern erfreute sich des wenigen, das es ihr in dieser Hinsicht gegeben — war doch das höchste Glück bei ihr schon eingekehrt, die Liebe zu dem einzigen Manne und der Glaube an ihn und die Hoffnung. Nun aber war ihr dies alles geraubt, genommen mit einem Schlage, ihr Glück vernichtet, ihr Glaube getreten und verhöhnt, sie selbst an ihrer empfindlichsten Stelle, an ihrem Stolze, getroffen — mitten ins Herz war sie getroffen, und niemals, das fühlte sie, würde sie dies verwinden.

Dann gedachte sie plötzlich der Alten, zu der sie mit ihrer Freundin Teresa Rieo gegangen war, um sie nach dem Geschick des Prämienloses zu befragen. „Halte das fest, es führt dich zu deinem Glück!" hatte die Alte gesagt. Voll Bitterkeit

lächelte Assunta, als ihr diese Worte einfielen. O, wie hatte das Geschick sie gewarnt und wie hatte sie sich selbst betrogen. „Es sollte mich zu meinem Glücke führen — am heutigen Tage sollte ich glücklich werden," murmelte das Mädchen vor sich hin. Heiß wallte es in ihr auf, und die Thränen stiegen ihr in die Augen, als sie nun wieder mit all ihrem Sinnen der Gegenwart zugewandt war. Plötzlich aber richtete sie sich hoch auf; sie wischte die Thränen aus den Augen, eine Röte wie von Zorn färbte ihr Gesicht. „Was habe ich denn gethan?" murmelte sie vor sich hin. „Vor niemandem brauche ich zu weichen! Ihm selbst wie allen anderen kann ich frei ins Gesicht sehen. Und ich will es, ich will es! Den Blick soll senken, wer mich belog und wer es wagt, mich zu verleumden." Die Augen des Mädchens blitzten, ihr Busen hob und senkte sich in stürmischer Erregung — das war wieder die Assunta von früher, sie hatte ihren Stolz wiedergefunden, und mit ihm gewappnet, fürchtete sie niemanden. Ihm selbst wollte sie gegenübertreten, dem Manne, den sie so heiß geliebt, wie sie ihn jetzt verachtete, denn nach allem, was sie erfahren hatte, war jedes seiner Worte, jeder Hauch seines Mundes falsch und eine Lüge gewesen. Und von diesen Lügen umgarnt, war sie unschuldig geblieben — vor niemandem brauchte sie sich zu fürchten, niemanden zu scheuen. Und immer mächtiger wuchs ihr Stolz bei diesem Gefühl. O, sie wollte mit allen den Kampf aufnehmen, wenn denn einmal gekämpft werden mußte. Ihm aber, der schuld war an all diesem Herzeleid, wollte sie zuerst ins Gesicht sehen, damit er sie sich nicht etwa denke vergehend in Angst und Scham. Aus ihrem eigenen Munde sollte er erfahren, welch ein köstliches Gut, welch einen Schatz von Liebe er achtlos beiseite geschoben —

Es flammte in Assuntas Gesicht auf. Sie war unwillkürlich aufgesprungen. Mit dem Willen kam eine neue Kraft über sie; sie war wie in früheren Tagen, nur daß die einstige sorglose Heiterkeit einer gewissen Entschlossenheit Platz gemacht hatte. In diesem Augenblick hielt der Zug.

„Cremenaga, eine Minute Aufenthalt!" rief der diensttuende Schaffner.

„Gut — so soll es sein!"

Assunta stieß diese Worte zwischen den festgeschlossenen Zähnen hervor. Sie ergriff ihr kleines Gepäckstück und hatte im nächsten Augenblick den Wagen verlassen.

„Wir sind erst in Cremenaga, Fräulein, und Sie haben ein Billet bis Ponte Tresa," sagte der Schaffner zu ihr.

„Ganz recht, ich werde mit dem nächsten Zuge weiterfahren."

„Sie wollen wohl nach Lugano? Dann finden Sie auch beim nächsten Zuge in Ponte Tresa unmittelbaren Anschluß an das Dampfschiff. Fertig!"

„Fertig!" tönte es vom anderen Ende des Zuges zurück.

In diesem Moment empfand Assunta ein leises Bangen. Sollte sie das so schnell Beschlossene wirklich ausführen? Sie zauderte. Würde dieser Schritt ihr in den Augen der Menge nicht noch mehr schaden? Aber da setzte sich der Zug schon wieder in Bewegung — wenn sie auch gewollt hätte, sie konnte ihren Plan nun nicht mehr ändern, und da sie nun einmal in Cremenaga zurückblieb, so wollte sie auch nicht länger zaudern. War es doch, als ziehe ein unwiderstehlicher, ihr selbst unerklärlicher Drang sie weiter. „Mögen sie sagen, was sie wollen," murmelte sie; „ich thue nur, was mein Recht ist und was ich mir selbst schuldig bin."

Bei einem Bahnhofsbeamten erkundigte sie sich nach dem Wege zu den Fabrikbauten und erhielt auch sofort den gewünschten Bescheid. „Sie wollen jedenfalls den deutschen Ingenieur sprechen, denn der ist heute ja der einzige, der drüben arbeitet. Es werden wohl noch ein paar Tage vergehen, bis das alte Leben und Treiben wieder beginnt. Sie können den Weg übrigens gar nicht verfehlen, und wenn Sie dann vom Flusse abbiegen, so sehen Sie schon das Häuschen, zu dem eine Brücke über die Ausschachtung führt."

Assunta dankte für die Mitteilung und

machte sich dann auf den Weg. Sie hatte langsam gehen wollen, um sich alles, was sie sagen und thun würde, sorgsam zu überlegen, und nun eilte sie, wie von einer angstvollen Hast getrieben, den Weg am Ufer entlang. Immer seltsamer erschien ihr jetzt ihr Beginnen, aber statt zu zögern, beschleunigte sie nur ihre Schritte. Sie wollte nichts denken, nichts überlegen — sie würde schon die rechten Worte finden — nur wollte sie erst dort sein, sich ihm gegenüber sehen. Und nun stand sie auf der weiten Halde und erblickte das Häuschen, sah auch die großen Baugruben, die von der emsigsten Thätigkeit, die hier schon gewaltet, zeugten. Aber eine Brücke konnte sie nirgends entdecken. Ratlos stand sie am Rande einer Grube und schaute um sich. Kein lebendes Wesen war weit und breit sichtbar; kein Laut, keine Bewegung störte die großartige Stille dieser Einsamkeit, nur die Luft zitterte unter den glühenden Strahlen der jetzt fast im Zenith stehenden Sonne. Assunta wußte sich den Widerspruch zwischen dem, was sie hier fand, und den Worten des Bahnbeamten nicht zu erklären. Es legte sich ihr etwas schwer auf die Brust; sie wurde ängstlich. Sie dachte auch nicht daran, umzukehren; wie gebannt blieb sie stehen und preßte die Hand aufs Herz, als könnte sie dadurch sein schnelles, lautes Pochen mildern. Plötzlich drang ein leiser, klagender Laut an ihr Ohr, zitterte einen Augenblick in der Luft und verklang, ohne einen Wiederhall zu finden, im unendlichen Raum, aus dem er gekommen zu sein schien. Assunta horchte auf; sie konnte sich nicht erklären, woher der Ton stamme, der sich anhörte wie das Seufzen eines zu schmerzensvollster Qual Verdammten. Und da drang derselbe Laut zum zweitenmal an ihr Ohr, nur noch klagender, und er erstarb in der Luft, als er kaum noch zu ihr gedrungen war. Jetzt wußte das Mädchen, woher der Ton kam, unmittelbar vor ihr, aus der Grube zu ihren Füßen war er aufgestiegen. Zitternd vor Erregung trat sie ganz nahe an den Rand, blickte hinab — und mit markerschütterndem Schrei fuhr sie zurück und sank in die Knie. Auf den ersten Blick hatte sie erkannt, wer dort unten lag, ein Sterbender — in diesem Moment vielleicht schon ein Toter; senkrecht fielen die sengenden Strahlen der Sonne auf das blutüberströmte Haupt, auf das Gesicht mit den geschlossenen Augen und dem halbgeöffneten Mund. Assunta hielt sich die Hände vor die Augen, um das schreckliche Bild nicht noch einmal sehen zu müssen. Sie glaubte wahnsinnig geworden zu sein. Das da unten konnte ja nicht der Wirklichkeit angehören! Es war ein Trugbild, ein höllischer Spuk der Dämonen, die in der Einsamkeit ihr Wesen treiben und von denen auch jener Klagelaut herrührte, der vorhin ihr Herz hatte erbeben machen. Und da — da hörte sie zum drittenmal den fürchterlichen Ton — und sie nahm alle Kraft zusammen, wankte zum Rand der Grube — nein — nein! das war kein bloßes Schreckbild! Dort unten lag er, der Geliebte ihrer Seele, leblos entstellt — sie sank aufs neue in die Knie und wühlte mit den Händen im Sande. „Carlo! Carlo!“ schrie sie, und all ihre Angst, ihre Verzweiflung kam in dem Ton zum Ausdruck, in dem sie den Geliebten immer wieder rief, als wolle sie ihn durch den Klang ihrer Stimme zu neuem Leben erwecken. Aber kein Laut drang jetzt mehr zu ihr, der ihr ein Trost gewesen wäre, daß der Verunglückte überhaupt noch am Leben war. Vergessen war all der Schmerz und Jammer, den sie erduldet und zu dessen Sühne sie hierhergekommen war. Die Liebe, die sie für alle Zeit zurückgedrängt zu haben glaubte, hatte mit nie gekannter, nie geahnter Gewalt ihr ganzes Wesen überflutet. Dem Geliebten helfen, ihn retten — das war ihre einzige Aufgabe. Sie sprang auf, lief mit gerungenen Händen her und hin, nach einem menschlichen Wesen spähend — und wieder sank sie an dem Rande der Grube nieder und rief ihn bei den süßesten Kosenamen; jedes Wort hallte von den Grubenwänden wieder, aber kein Lebenszeichen von dem Geliebten drang mit ihnen zu ihrem lauschenden Ohr. Und

wieder erhob sie sich, blickte noch einmal rings um sich und dann lief sie, ihre Tasche liegen lassend, den Weg zurück, den sie gekommen. Sie achtete nicht den Sonnenbrand, nicht die Unebenheiten des Bodens, sie lief und strauchelte und erhob sich wieder — nur vorwärts, vorwärts zu Leuten, die hier Hilfe leisten konnten. Mit fliegenden Worten erzählte sie am Bahnhof in Cremenaga, was sie entdeckt hatte, und während die Beamten voll Bestürzung berieten, was zu thun sei, eilte sie weiter ins Dorf und rief die Männer, die sie auf der Straße traf, um Hilfe an — und wieder lief sie, den Nachfolgenden voran, zu der Baustelle zurück, bald den Geliebten bei seinem Namen rufend, bald mit angehaltenem Atem auf ein Lebenszeichen lauschend.

Die Männer aus Cremenaga kamen an; sie hatten Stricke und Leitern mitgebracht und überschauten nun mit ernstem Blicke die Sachlage.

„Wie hat denn das nur passieren können?" meinte der eine. „Ich war doch oft genug hier oben und weiß, daß die Eisenschienen so fest lagen —"

„Die Brücke muß gewaltsam zerstört sein," unterbrach ihn ein zweiter.

„Es war ja aber außer dem Deutschen heute niemand hier," warf ein dritter ein.

Assunta flehte mit erhobenen Händen, die Rettungsversuche sofort zu beginnen, und die Männer beratschlagten, wie dies am besten zu thun sei. Auf Leitern hinabzusteigen war unthunlich, da es selbst für den Stärksten eine Unmöglichkeit war, den Verunglückten Sprosse für Sprosse heraufzutragen. Schließlich kam man überein, einen besonders kräftigen Mann mit Stricken in die Grube hinabzulassen. Um den Leib und an den Armen von Seilen gehalten, schwebte derselbe wenige Minuten später in der Luft und glitt langsam hinab, wo er in Carlos Nähe auf den Schienen und Steinblöcken einen Ruhepunkt suchte. Assunta lag auf den Knien und verfolgte mit atemloser Spannung jede Bewegung; sie hatte beten wollen, daß die Heiligen das Rettungswerk gelingen lassen mögen, aber nur ihre Hände waren krampfhaft ineinander verschlungen, sie betete nicht, sie dachte an nichts, sie starrte wie geistesabwesend immer nur auf den Geliebten und den Mann, der jetzt den leblos liegenden Körper behutsam aufnahm, an sich drückte, um ihn vor der Berührung mit der Grubenwand zu wahren, und nun langsam, ganz langsam wieder emporschwebte. Da — ein Ruck — Assunta schrie laut auf und auch die Männer erbleichten vor plötzlichem Schreck — aber die Seile hielten, nur ein Stein am Grubenrand hatte sich gelockert und fiel mit dumpfem Gepolter in die Grube hinunter. Noch einige kräftige Züge, und nun griff ein Dutzend Arme und Hände nach dem Retter und seiner Last, beide wurden vollends aus der Grube gezogen, und im Schatten einiger wandartig aufgestellten Bretter legte man nun den Verunglückten nieder.

Nach jenem Schrei hatte Assunta lautlos dem Rettungswerk zugeschaut. Jetzt sprang sie auf. Kein Wort des Dankes hatte sie in ihrer Herzensangst für die braven Männer; sie fiel neben Carlo in die Knie, und ohne Scheu vor dem Blut, von dem sein Kopf und seine Arme übergossen schienen, und ohne das Wasser zu beachten, das in kleinen Bächen aus seinen Kleidungsstücken rieselte, legte sie ihren Kopf an seine Brust, drückte seine Hände an ihre Lippen, strich ihm die vom Blut zusammengeklebten Haare aus der Stirn, und während heiße Thränen aus ihren Augen auf sein Gesicht tropften, rief sie ohne Rücksicht auf die Umstehenden immer wieder den Geliebten bei seinem Namen und bat und flehte ihn, nicht zu sterben, sie nicht zu verlassen, sie nicht allein zu lassen in dieser Welt, die für sie nichts sei ohne ihn —

In tiefer Ergriffenheit standen die Männer und schauten der Scene zu. Endlich sagte einer, es mochte wohl der älteste von ihnen sein: „Liebes Fräulein, wir sehen ja wohl, daß der deutsche Herr hier Ihr Schatz ist; aber eben deswegen müssen Sie nun Vernunft annehmen und uns auch

einmal an den Armen heranlassen. Wer weiß — vielleicht ist noch Leben in ihm."

Assunta blickte den Sprecher groß an; sie hatte wohl gar nicht verstanden, was er gesagt hatte, aber sie duldete es doch, daß jetzt einer mit dem Wasser, das er vom Flusse heraufgeholt, Carlos Gesicht und Hände reinigte. Sie starrte die Männer an, die, auf die Wunden am Kopfe weisend, sich bedeutungsvoll anblickten; sie sah alles, was um sie her vorging, und es kam ihr alles so fremd, so seltsam vor, als thue sie einen Blick in eine noch nie geschaute Welt. Sie hörte auch, als der Mann, der Carlo aus der Grube heraufgeholt, zu seinem Nachbar sagte: „Er hat sich den Kopf an den Schienen zerschlagen, und doch ist es ein wahres Glück, daß er so fiel; denn hätte er mit dem Kopfe nicht auf ihnen gelegen, so wäre er ohne Gnade im Wasser umgekommen." Sie hörte das und wußte doch nicht, was sie dazu sagen, davon denken sollte. Aber als nun einer mit allen Zeichen der Freude rief: „Er lebt! Seht doch, er atmet!" da drängte sie die Männer beiseite, und weinend und lachend blickte sie dem mit geschlossenen Augen Daliegenden in das jetzt gereinigte, todblasse Gesicht, und als sie nun sah, wie die Lippen leise erbebten und ein kaum hörbarer Seufzer verkündete, daß noch Leben in dieser Brust sei, da wäre sie im Übermaß der Erregung und unter lautem Schluchzen über Carlo hingesunken, wenn die Männer sie nicht aufgefangen und mit freundlichem Zureden beiseite geführt hätten.

Auf schnell zusammengenagelten Brettern war Carlo nach Cremenaga getragen worden. Dort wollte der Bahnhofsvorsteher und der Ortsvorstand, der inzwischen auch von dem Unfall Kenntnis erhalten hatte, einen Arzt aus Luino telegraphisch herbeirufen; Assunta bestand jedoch darauf, daß der Verletzte mittels eines Wagens, da der nächste Bahnzug erst in geraumer Zeit die Station passierte, nach Luino befördert werde. So wurde denn ein Leiterwagen mit Heu und Maishalmen angefüllt, Carlo sorgsam hinaufgelegt, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen und die neugierigen Blicke der Begegnenden ein Leinwandplan darüber gezogen und nachdem Assunta neben dem Geliebten Platz genommen, auf der alten Landstraße die Fahrt angetreten. Eine Ruhe, ein Seelenfrieden, wie sie ihn lange nicht mehr gekannt, war über das junge Mädchen gekommen. Während der ganzen Fahrt blickte sie dem Verunglückten ins Gesicht, hielt sie mit der einen Hand seine Rechte umschlossen, und wenn auch die Zeichen des Lebens bei ihm so schwach waren, daß sie zuweilen kaum noch bemerkbar schienen, so blickte sie doch zuversichtlich in die Zukunft. Sie wußte es ja, er mußte leben! Ein Zweifel war ja nicht möglich; er hätte sie ja selbst das Leben gekostet, und sie mußte leben für ihn, wie er für sie leben mußte. Sie war jetzt bei ihm, sie hielt seine Hand in der ihrigen — und das war schon so viel des Glückes für sie.

Als die ersten Häuser von Luino erreicht waren, gab Assunta dem Kutscher die Weisung, nach dem Hause ihres Onkels zu fahren. Hier angekommen, verließ sie ihren Platz im Wagen, eilte die Treppe hinauf und betrat die Wohnung zur großen Bestürzung des alten Domenico, der sich ihre schnelle Heimkehr nicht erklären konnte. Mit hastigen Worten erzählte Assunta, wen sie mit sich bringe und wie sie den Deutschen gefunden habe.

Domenico war entrüstet. „Hierher bringst du ihn — ihn, den die Heiligen offenbar strafen wollten für das, was er an dir und mir gethan! Er darf mir nicht ins Haus!"

„Onkel, er muß sterben, wenn wir ihn nicht aufnehmen," rief Assunta angstvoll. „Er hat niemanden als mich —"

„Was er von dir will, habe ich dir gestern gesagt. Kein Mitleid mit dem, der es nicht verdient!"

„Weise ihn von dir, Onkel, so verlierst du auch mich. Ich habe es mir gelobt, bei ihm auszuharren in seinen Leiden."

„Assunta — Kind — höre nur —"

„Ich hörte dich gestern, Onkel, und was

ich gehört, klang in einer langen, schmerzensvollen Nacht in mir nach. In dieser Nacht habe ich verzichtet auf ein Glück, das ich mit diesem Mann erhoffte; tausend bittere Thränen hat es mich gekostet, aber ich gewann es über mich. In seinem Unglück aber will ich zu ihm stehen; darauf habe ich nicht verzichtet, und treu will ich bei ihm bleiben, wie keiner sonst."

Das Mädchen stand hoch aufgerichtet. Etwas Hoheitsvolles, unsagbar Großes sprach aus ihren Augen, aus ihren Zügen. Domenico blickte sie erstaunt an; er konnte kein Wort der Erwiderung finden. Den Blick senkend, schien er mit sich zu kämpfen, dann sagte er leise: „Thu, wie du es für gut hältst, Assunta."

Einen Kuß auf seine Hand drückend, dankte das Mädchen dem Onkel. Dann eilte sie in ihre Kammer und bereitete schnell ihr Bett zum Krankenlager. Carlo wurde vom Wagen gehoben, langsam die schmale Treppe hinaufgetragen, und wenige Minuten später lag er, immer noch ohne Besinnung, in dem Bette des Mädchens, das den Onkel nach dem Arzt gesandt hatte und sich nun zum langen, schwierigen Dienst als Pflegerin des Kranken rüstete.

* * *

Ein langer, schwieriger Dienst wurde es. Der Arzt konstatierte außer den ziemlich tiefen Kopfwunden mehrere Brüche an Armen und Beinen. Der ganze Organismus war dermaßen erschüttert, daß anfänglich nur die allergeringste Aussicht auf Erhaltung des Lebens vorhanden war. Assunta war, als ihr dies in möglichst schonender Form mitgeteilt wurde, einen Augenblick vor Schreck wie gelähmt; aber bald fand sie ihre Fassung wieder. Was konnte sie der ärztliche Ausspruch anfechten! Sie fühlte es, sie wußte es, daß es ihrer unermüdlichen Sorgfalt gelingen müsse, den Geliebten am Leben zu erhalten — und dieses Vertrauen, diese Zuversicht stählten ihre Kräfte, daß sie das Erstaunlichste leisten konnte. Es gab jetzt für ihren Körper kein Ermatten, kein Verlangen nach Ruhe. Auf die Nachricht von dem Unglücksfall hin, die sich wie ein Lauffeuer in dem Orte und der Umgebung verbreitet hatte, berief der alte Herr Ghione, der sich für Carlo lebhaft interessierte, den bedeutendsten Arzt aus Mailand an das Krankenbett des Deutschen. Nun gab es Konsultationen und Beschlüsse in Fülle, und auch darin waren die beiden Ärzte, der Mailänder und der aus Luino, einig, daß der Kranke sobald als möglich wo anders untergebracht werden solle, da man in Tessas beschränkter Häuslichkeit nicht die Gewähr für die sorgsamste Behandlung fand. Dem widersetzte sich das Mädchen aber aufs allerentschiedenste; den Vernunftgründen der Herren setzte sie immer wieder das eine entgegen, daß sie fühle, der Kranke könne nur in ihrem Hause, in ihrer Pflege genesen, da niemand sonst ihn so treu behüten werde als sie. Mit Thränen in den Augen versprach sie, alle ihre Kräfte einzusetzen, und so innig bat sie, ihr den Kranken zu lassen, daß die Ärzte sichtlich gerührt einwilligten und dies um so eher thun konnten, als sie überzeugt waren, daß keine äußere Bequemlichkeit die liebende Sorgfalt ersetzen könnte, die dem Leidenden hier gewidmet wurde.

Am Bett des zuweilen mit geschlossenen Augen still liegenden, zuweilen in Fieberphantasien rasenden Carlo saß Assunta. Angstvoll blickte sie ihm in das liebe, jetzt so blasse, eingefallene Gesicht, und hörte, wie er mit atemloser Hast, in wildem, wirrem Durcheinander erzählte von seiner Heimat und seiner Mutter, von Mailand und Cremenaga, und dazwischen ertönten zusammenhangslos und wie Bruchstücke einer Ideenfolge ihr eigener Name und diejenigen Domenicos und Antonios. Immer wilder wurden die Reden, immer heftiger die Bewegungen des Kranken; der Schweiß stand in hellen Tropfen auf seiner Stirn, und wenn ihm Assunta dann das Gesicht trocknete und ihm besänftigend mit der Hand über die Stirn strich, dann hielt er wohl plötzlich inne, schlug die Augen auf, sah sie mit wirrem Blicke an, schüttelte

leise den Kopf und richtete dann den ins Leere stierenden Blick nach oben.

Um das, was sich in der Welt da draußen zutrug, kümmerte sich Assunta gar nicht; für sie umschloß ihre Kammer, die das Krankenbett barg, jetzt die ganze Welt. Das Mädchen, das sonst nicht hatte leben können, ohne an dem fröhlichen Treiben des Alltagslebens da draußen teilzunehmen, hörte dem Onkel, wenn er nach einem Spaziergang von den kleinen Ereignissen in der Stadt berichtete, mit einer Miene zu, die deutlich bewies, wie vollständig alles das jedes Interesse für sie verloren habe, was außerhalb ihres jetzigen Wirkungskreises lag. Eines Tages kam Teresa Nico zu Assunta, um glückstrahlend der Freundin mitzuteilen, daß sie und ihr Giuseppe nunmehr „richtig" verlobt seien und daß in kurzer Zeit in der Pfarrkirche die Trauung stattfinden werde. Assunta empfing die Nachricht mit aufrichtiger Teilnahme und beglückwünschte die Freundin, aber Teresa schmollte beim Fortgehen; sie konnte gar nicht begreifen, daß jene einem so wichtigen Ereignisse gegenüber ihren Gleichmut bewahren konnte. Herr des Himmels, wenn Assunta ihr selbst etwas Ähnliches mitgeteilt hätte, wie wollte Teresa ihr um den Hals fallen und sie küssen und herzen. „Es giebt keine wahre Freundschaft unter den Mädchen," seufzte die glückliche Braut. „Als damals Herr Rondi das sagte, wollte ich es nicht glauben; jetzt erst sehe ich, wie recht er gehabt. Aber wenn's keine Freundschaft giebt, so soll mich die Liebe entschädigen," philosophierte Teresa weiter, und mit diesem schönen Entschlusse im Herzen eilte sie zur Promenade, wo ihr Giuseppe sie schon sehnsuchtsvoll erwartete.

Ein sehr häufiger Gast in Tessas Wohnung war jetzt Giovanni Rondi. Gegen den Beschluß der Ärzte, den Kranken in Assuntas Pflege zu lassen, konnte er selbstverständlich nichts einwenden, aber seine vorgefaßte Meinung gegen Assunta und ihren Onkel ließen ihn auch jetzt, wenigstens im Anfang, ein gewisses Mißtrauen nicht besiegen. Mit scharfem Blick beobachtete er das ganze Verhalten des Mädchens sowohl dem Kranken wie jenen Leuten gegenüber, die sich nach Carlos Befinden zu erkundigen kamen — und immer mehr schwand sein Argwohn, immer größer wurde seine Bewunderung für ihre nimmer ermattende Sorgfalt, ihre nie ermüdende Thätigkeit um den Kranken. Er hatte Assuntas Selbstlosigkeit bezweifelt, und nun begegnete er hier einer Selbstaufopferung, die ihn zuerst, als etwas Fremdes, nie Gekanntes, in Verwirrung setzte und ihm dann Hochachtung, ja wirklichen Respekt abnötigte. Diese Wandlung in ihm kam auch in der Art und Weise zum Ausdruck, mit der er dem jungen Mädchen begegnete; die kühle Zurückhaltung, deren er sich anfänglich befleißigte, wich einer gewissen Herzlichkeit und dann dem Ton aufrichtigster Verehrung.

Endlich nahte der bang ersehnte und doch auch gefürchtete Tag, an dem nach dem ärztlichen Ausspruch die Krisis zu erwarten war und die Natur über Leben und Tod für Carlo entscheiden sollte. Ruhig wie sonst that Assunta, die sich nur höchst selten von ihrem Onkel für einige Stunden ablösen ließ, ihren Dienst; nur daß sie noch blasser war, daß ihre Lippen noch fester als sonst aufeinander gepreßt schienen, verriet die ungeheure seelische Erregung, in der sie sich befand. Und als nun der Arzt kam, den Kranken ruhiger als bisher und seinen Pulsschlag regelmäßiger fand, und dann mit freudigem Lächeln zu Assunta sagte: „Liebes Kind, jetzt hoffe ich sicher, daß wir den Patienten hier durchbringen — und wenn er wohlauf und munter ist, dann mag er sich bei Gott und seiner gesunden Natur, nicht zum wenigsten aber bei Ihnen dafür bedanken" — als Assunta das hörte, auch da ging keine merkliche Veränderung mit ihr vor, nur ein tiefer Seufzer der Erleichterung entfloh ihren Lippen, und sie mußte für einen Augenblick die Augen schließen, als breite sich eine unerwartete Helle vor ihr aus.

Den ganzen Nachmittag über, die ganze folgende Nacht hindurch und bis in den folgenden Tag hinein schlief Carlo un-

unterbrochen. Seine Atemzüge waren leise, aber regelmäßig, seine Stirn war nicht mehr von dem Fieberschweiß getränkt. Assunta hatte eben die Vorhänge geschlossen, um die Sonnenstrahlen nicht ins Fenster einfallen zu lassen, als sie eine leise Bewegung hinter sich hörte. Auf den Fußspitzen eilte sie zu dem Bette. Langsam hatte sich Carlo umgewendet; jetzt schlug er die Augen auf, blickte um sich und sagte erstaunt, als er das junge Mädchen gewahrte, mit leiser aber deutlich vernehmbarer Stimme: „Assunta, Sie hier?“ Dabei streckte er ihr die blasse, abgemagerte, fast durchsichtige Hand entgegen und machte einen Versuch zu lächeln. Übermächtig schwoll es in Assuntas Herz an; die Thränen traten ihr in die Augen, aber sie durfte ja nicht weinen, um den Kranken nicht aufzuregen. Und mit einer Stimme, die vor kaum verhaltenen Thränen zitterte, bat sie ihn ruhig zu bleiben; er werde später alles erfahren — wo er sei und wie er hierherkam. Mit einem leisen Seufzer drehte sich Carlo um — und nun war Assuntas Kraft erschöpft, sie stürzte in das Wohnzimmer, sank in die Knie, brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und dazwischen lachte sie; sie wollte im Gebet Gott danken für die glückliche Rettung, aber sie faltete nur die Hände und wiederholte immer nur dieselben Worte: „Lieber Gott! O, du lieber Gott!“ Sie fand keine Worte, und sie suchte auch nicht danach.

Von nun an machte Carlos Genesung verhältnismäßig sehr schnelle Fortschritte. Bald durfte er sich mit Assunta, Domenico und Rondi unterhalten; wenn das Gespräch zu lange dauerte und eine Übermüdung des Rekonvalescenten zu befürchten war, trat Assunta als freundliche Mahnerin dazwischen. Mit einem Lächeln und einem Händedruck dankte ihr dann Carlo für all ihre Sorgfalt — aber er wandte sich nicht um, wie sie es wünschte, sondern blieb so liegen, daß er ihr ins Gesicht blicken konnte. Lange, lange konnte er so ausharren in stillen Träumen, und nur zuweilen schüttelte er leise den Kopf und ein Lächeln spielte um seine Lippen. Dann kamen die schönen Stunden, in denen Assunta ihm vorlas, und er wurde nicht müde, ihrer schönen klangvollen Stimme zu lauschen und zu beobachten, wie die Empfindung für das, was sie las, sich in Zügen wiederspiegelte, die jetzt etwas Ruhigeres, Seelenvolleres als früher angenommen hatten. Jetzt erfuhr Carlo auch allmählich, wie er in der Baugrube aufgefunden und hierhergebracht worden war; um ihm jede unnötige Aufregung zu ersparen, verschwieg man ihm aber, daß bei der sofort angeordneten Untersuchung entdeckt worden war, wie das die Brücke bildende Brett durchsägt gewesen und er also das Opfer eines Mordversuches gewesen sei. Auch davon sagte man ihm vorläufig nichts, daß Antonios Verschwinden nach der That und die in der Nacht vorher von ihm gegen Assunta und den Deutschen ausgestoßenen Drohungen in Verbindung mit dem Verbrechen gebracht worden seien und daß Antonio allgemein als der Thäter galt. Jeder Verfolgung durch den irdischen Richter war er bereits entzogen, denn wenige Tage nach dem Unfall in Cremenaga hatten Fischer am Ufer des Luganer Sees die Leiche eines bildhübschen jungen Mannes aus dem Wasser gezogen, in dem bald Antonio Piatti erkannt worden war. Ob er bei nächtlicher Wanderung den Weg verfehlt und von dem abschüssigen Ufer in den See gestürzt war? Ob er seinem Leben selbst ein Ende gemacht, weil er das Schreckbild des von ihm Gemordeten nicht mehr aus seinem Hirn zu bannen vermochte? Durch seinen Tod betrachtete man sein Verbrechen als gesühnt, und als ein in den Fluten des Sees Verunglückter fand er auf dem Friedhof einer der kleinen Ortschaften am Luganer See seine letzte Ruhestätte.

Bald konnte Carlo das Bett verlassen und in Domenicos altem Lehnstuhl einige Stunden des Tages verbringen; endlich war er wieder so weit gekräftigt, daß er kürzere Spaziergänge unternehmen konnte, und nun stimmte der Arzt sowohl wie

Rondi, mit welchem Carlo in letzter Zeit wiederholt seine Ansicht über die Ereignisse vor dem Unfall ausgetauscht hatte, mit aller Entschiedenheit dafür, daß der Aufenthalt in Tessas Wohnung beendet werden müsse. Zu seiner vollständigen Erholung sollte der Deutsche noch einige Zeit in Luino verbleiben, und zu diesem Zwecke war im Albergo Vittoria ein großes, luftiges Zimmer gemietet worden, zu dem der milde vom See herüberwehende Luftzug ganz anderen Zugang fand als zu Assuntas kleiner Kammer.

Mit Ausdrücken unverbrüchlichen Dankes schied Carlo aus dem Hause Domenicos. Assunta war still und gefaßt. Sie war ja so glücklich, den Freund wieder dem Leben zurückgegeben zu sehen. Nun war ihre Aufgabe erfüllt; nun kam im übrigen alles, wie es kommen mußte, wie sie es gar nicht anders erwartete — und dankbar erkannte sie es, daß die vollständige Trennung von Carlo, die ja doch einmal erfolgen mußte, nicht plötzlich kam, sondern daß dieser Abschied aus ihrer Wohnung und der Aufenthalt im Albergo Vittoria gewissermaßen einen mildernden Übergang bildeten. Sie sah den Freund doch noch zuweilen, sie traf mit ihm auf der Promenade zusammen, wenn sie dieselbe wie früher in Gesellschaft ihres Onkels besuchte, und so wurde dem späteren vollständigen Abschied viel von seiner Herbigkeit genommen.

* * *

Ein herrlicher Septembertag ging zur Rüste. Eine große Zahl Fremder, die in dem südlichen Klima Erholung oder Heilung ihrer Leiden suchten, war schon wieder wie alljährlich um diese Zeit in Luino eingetroffen. Sie bevölkerten die Plätze, die Straßen und die Promenade am See und gaben dem ganzen Orte ein Aussehen, das von dem während des heißen Sommers völlig verschieden war. In diesem Augenblicke aber war die Promenade fast völlig einsam; alle Spaziergänger, Einheimische wie Fremde, waren zum Quai am Hafen geeilt, um dem Einlaufen des von Pallanza kommenden Dampfschiffes beizuwohnen, das, von der untergehenden Sonne prächtig beleuchtet, kräftig die Wellen vor sich zerteilte und eine tiefblaue Furche in dem See als Spur des Weges zurückließ, den es genommen.

Auf einer Bank an der Promenade saßen Carlo und Assunta. Beide schwiegen, mit ihren Gedanken beschäftigt. Vor kurzem war der alte Ghione mit seiner Tochter Carlotta zu ihnen herangetreten. Beide hatten den Deutschen zu seiner vollständigen Wiederherstellung und nicht minder herzlich das junge Mädchen zu der aufopferungsvollen Thätigkeit beim Auffinden des Verunglückten und während seiner langen Leidenszeit beglückwünscht. Domenico und Rondi hatten dabeigesessen; während aber der Alte mit Schmunzeln das Lob anhörte, das man seiner Nichte zollte, hatte Assunta lächelnd jeden Dank und jedes Lob abgewehrt, als habe sie nur etwas Selbstverständliches gethan. Trotzdem aber war sie im innersten Herzen dankbar, daß Carlotta in Gegenwart Carlos so zu ihr gesprochen. Jede Spur von Groll gegen das lebenslustige vornehme Fräulein war bei ihr geschwunden, und die freundliche Aufforderung Carlottas, sie einmal in Germignaga oder später in Mailand zu besuchen, hatte sie nicht ablehnend oder auch nur ausweichend beantwortet, wenn sie auch natürlich noch keine feste Zusage hatte machen können.

Dann war Teresa Rico zu ihr gekommen und zwar am Arm ihres Bräutigams, mit dem sie an einem der nächsten Sonntage vor dem Altar stehen sollte. Das hatte ihren Gedanken wieder eine andere Richtung gegeben, und sie war ordentlich froh, als das Nahen des Dampfschiffes alle ihre Bekannten zum Hafen lockte — alle, mit Ausnahme Carlos — aber der störte sie nicht in ihrem Sinnen. Er war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und hatte sie nur einigemal von der Seite, wie zagend und zweifelnd, angeblickt.

Jetzt brach der Deutsche das Schweigen.

„Das wird nun für lange Zeit wohl das letzte Mal sein, daß mich die Sonne bei ihrem Abschied hier grüßt. Aber welch eine gewaltige Fülle von Eindrücken und Erinnerungen nehme ich diesmal von hier mit mir nach Mailand!“

„Sie scheiden von hier, aber Sie haben doch ein Heim — Sie sind glücklich,“ antwortete Assunta. Es klang trauervoll, wie sie es sagte, aber nicht der geringste Ton von Bitterkeit klang dazwischen. Nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Wenn ich nur auch schon wüßte, wohin ich —“

„Wollen Sie denn wirklich bei Ihrem Beschlusse beharren?“ unterbrach sie Carlo. Er wandte keinen Blick von ihrem halb abgewandten Gesicht.

„Ja — ich gehe fort von hier. Der Onkel giebt mir Recht, so schwer es ihn auch ankommt, sich von mir zu trennen. Wozu soll ich, wenn ich hier bleibe, immer aufs neue Erinnerungen wachrufen —“

Ihre Stimme zitterte; sie brach ab.

Mit einem Blicke inniger Teilnahme betrachtete Carlo das junge Mädchen, das plötzlich, ihr selbst unbewußt, erglüht war. Wie war diese Assunta so ganz verschieden von derjenigen, welche er früher gekannt. In Schmerzen und Nöten, in Sorge um fremdes Leid war sie geläutert worden, war sie herangereift vom sorglosen Mädchen zum herrlichsten Weibe. Welche Ruhe, welche Würde lag über ihre zarten Züge gebreitet. Und er wußte, daß nicht nur äußerlich ihre Erscheinung sich veredelt hatte, auch ihr inneres Sein hatte sich emporgerungen zu höherer Bildung, zu harmonisch abgerundeter Liebenswürdigkeit. Ein tiefes Sehnen, wie er es noch nie empfunden, ergriff ihn.

Leise, daß es das Mädchen kaum hören konnte, sagte er: „Assunta, ich schulde Ihnen so vielen Dank, daß ein ganzes Leben nicht genügt, um diese Schuld abzutragen. Und doch ist es nicht Dank allein, wovon mein Herz voll ist für Sie. Assunta — Sie sagen, Sie wissen nicht, wohin Sie sich wenden sollen. Wenn ich Sie nun bitte, Sie flehe: kommen Sie mit mir, seien Sie mein Weib, mein einzig geliebtes Weib — werden Sie zu allem, was Sie mir schon erwiesen, auch noch diese Fülle von Glück mir zuwenden?“

Das Mädchen wandte sich um und blickte ihn an, als fasse sie nicht den Sinn dessen, was sie gehört. Leise streckte er seine Rechte aus und ergriff ihre Hand.

„Assunta!“

Noch immer blickte sie ihn fragend an. Dann stammelte sie: „Ich — ich soll — ist denn das wahr?“ Sie schloß die Augen und neigte ihr Haupt; sie wußte nicht mehr, was um sie her vorging.

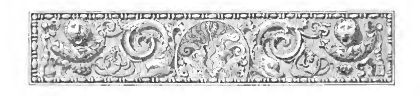
„Willst du mein sein fürs Leben, wie ich dein bin mit jedem Atemzuge?“

Jetzt schlug sie die Augen auf, jetzt jubelte sie: „O du — du mein Geliebter —“ und in seligem Entzücken sank sie ihm an die Brust. Er küßte sie auf die Stirn, die Augen, den Mund — unbekümmert um die Leute in der Nähe; aber von denen sah es niemand, denn aller Aufmerksamkeit war auf den See gerichtet.

„Ist es denn möglich? Ist denn so viel Glück möglich?“ fragte sie immer wieder, und er umschloß sie immer aufs neue und fand keine anderen Worte als: „Assunta! Du mein süßes Herz!“

Sie lehnte in überströmendem Glück ihr Haupt an ihn. Lange saßen sie so — plötzlich richtete sie sich auf und mit einem Lächeln, das ihr Antlitz wunderbar verklärte und so ganz verschieden war von ihrem früheren übermütigen Lachen, sagte sie: „O du Geliebter, wie seltsam das doch gekommen ist. Einst wurde mir, du weißt es ja, gesagt, auf jenem Gange nach Lugano würde ich zu meinem Schatze kommen, zu meinem Glück. In tiefstem Leid machte ich mich auf den Weg — und dann fand ich dich, dann kam ich zu dir — du bist mein Glück, du bist der Schatz, der mir bestimmt war — o du mein einziger, mein herzliebster Schatz!“

„Assunta, mein süßes, liebes Weib!“



Strand- und Heidebilder aus der Bretagne.

Von

Claire v. Glümer.



In etwa siebzehn Stunden gelangen wir mit dem Schnellzuge von Paris nach Quimper, Hauptstadt des Departement du Finistère, das den zwischen Kanal und Ocean halbinselartig vorspringenden Teil des ehemaligen Herzogtums Bretagne umfaßt. Aber trotz dieses leichten Verkehrs mit dem „Brennpunkt der Civilisation", wie die Franzosen ihre Hauptstadt zu nennen pflegen, trotz des Einflusses gleicher Gesetzgebung, Verwaltung und Heeresfolge, ist es Frankreich noch immer nicht gelungen, sich die Bretagne so zu eigen zu machen wie andere Provinzen, die ihm durch Erbschaft, Heirat oder Eroberung zugefallen sind.

Besonders in dem bretagnischen Departement du Finistère hat die Eigenart der Bodenverhältnisse dazu beigetragen, die Eigenart der Bevölkerung zu erhalten. An beiden Meeren, die das Land umspülen, ist die Felsenküste bald in Riffe und Inselgruppen zerklüftet, zwischen denen eine wilde See brandet und tost, bald in Buchten ausgewaschen, bald durch schmale — Rivières genannte — Meeresarme zerrissen, die sich meilenweit durch das Sandgebiet des Strandes ins Innere des Landes strecken, durch Getreidefelder und Wiesen, an Dörfern und Städten vorüber bis an die Ausläufer des sogenannten Gebirges der Montagnes Noires.

Diese „Schwarzen Berge", die das Land von Osten nach Westen durchziehen, erheben sich nirgend über tausend Fuß und zeigen mehr den Charakter einer Hochebene als den eines Gebirges. In ihre Granitterrassen haben, nach beiden Meeren zu, die Gewässer der Vorzeit Thäler und Schluchten gerissen, die jetzt nur noch von sanften Bächen und Flüßchen durchströmt, mit ihren Wiesen, Kornfeldern, in Obstpflanzungen versteckten Dörfern und umbuschten Mühlen um so freundlicher wirken, da sie rings von ödem Hochlande umgeben sind.

Je mehr wir uns dem Hochplateau der Montagnes Noires nähern, um so spärlicher wird der Pflanzenwuchs. Feld und Wiese werden von Heidestrecken und nacktem Felsgestein, Eiche, Buche und Erle von verkrüppelten Föhren verdrängt, bis auch diese verschwinden und auf der weiten Fläche nur noch bemoostes Gestein, Dornengerank und Ginster über das Heidekraut aufragen, oder eines der rohen Riesendenkmäler aus der Druidenzeit — bald ein Menhir, das heißt ein zwanzig bis dreißig Fuß hoher, säulenartiger Granitblock; bald ein Kromlech, eine Anzahl kleinerer, zum Kreise vereinigter Steine; bald Dolmen oder Tafelsteine, gewaltige Felsplatten, die auf zwei, oft zehn bis zwölf Fuß hohen Blöcken liegen. Einige derselben, die durch leichten Anstoß ins Schwanken zu bringen sind, heißen Zittersteine und werden zu allerlei abergläubischen Gebräuchen benutzt. Einst waren die Dolmen Begräbnisstätten der Ureinwohner

des Landes, jetzt sind sie, dem Volksglauben nach, der Aufenthalt der Korrigans (Feen und Zwerge) und erfüllen die Seele des einsamen Wanderers mit Schrecken.

Aber trotz der Gefahren ihrer Küste, der Schrecknisse ihrer Heiden und des geringen Ertrages ihrer Felder hängt die Landbevölkerung des Finistère mit leidenschaftlicher Liebe an der Heimat. Noch heute nennen sich alle Eingeborenen des alten Herzogtums Bretagne „Bretoned“ oder „Breïzaded“ — Bretonen; nur dem Ausländer gegenüber fühlen sie sich als Franzosen; noch heute halten sie fest an den Trachten und Sitten der Väter, sprechen ihre alte keltische Sprache, singen ihre alten Lieder und „an ihren Feuern sitzt behaglich alter Zeiten fabelhaft Gebild“.

Der Ursprung dieser Gebilde verliert sich im Dunkel unerforschter Zeiten. Wir wissen nicht einmal, wie das Land von seinen keltischen Ureinwohnern genannt wurde. Die Römer, denen es, trotz des heftigen Widerstandes der Bevölkerung, im Jahre 58 v. Chr. endlich gelungen war, sich desselben zu bemächtigen, nannten es Armorica, wie die ganze vom Ocean bespülte Küste Galliens. Durch römische Geschichtschreiber erfahren wir, daß seine Bewohner Veneter, Osismier und Redonen hießen, daß sie von Priestern beherrscht wurden, die sich Druiden nannten, daß sie tapfere Krieger und kühne Seefahrer waren, mit den Völkerschaften der gegenüberliegenden britischen Küste Handel trieben und sich immer bereit zeigten, diese Nachbarn gastlich aufzunehmen, wenn sie vor eindringenden Feinden flüchten mußten.

Die ersten Einwanderungen der britischen Küstenbewohner fallen in das Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Im vierten Jahrhundert befreite sich das Land von der römischen Herrschaft; im fünften Jahrhundert kamen neue Zuzüge britischer Einwanderer, die von den Angelsachsen aus ihrem Vaterlande vertrieben waren. Sie brachten mit dem Christentum mildere Sitten und höhere Kultur an die wilde Nordküste Armoricas, deren heidnische Ureinwohner sie durch begeisternde Verkündigung des Wortes, durch Werke der Barmherzigkeit und durch Schonung alter Bräuche für die Lehre Christi zu gewinnen wußten. Sie bauten die ersten Kapellen, Kirchen und Klöster, gaben den Bäumen, Brunnen und Hainen, die den alten Göttern geweiht waren, christliche Schutzpatrone, thaten Wunder gläubiger Begeisterung und opferfreudiger Menschenliebe und machten die neue Heimat, die sie Britania minor nannten, woraus nach und nach der Name Bretagne entstanden ist, im vollen Sinne des Wortes zu einem „Lande der Heiligen“. Zu Ende des neunten Jahrhunderts brachen die wilden Horden der Normannen über die Grenze. „Wo sie sich gezeigt hatten,“ heißt es in der Chronik von St. Gildas, „war kein Haus mehr zu sehen und keine menschliche Stimme zu hören, und wenn zufällig eine Kirche dem Feuer entgangen war, diente sie nur den Tieren des Waldes als Zufluchtsort.“

Die Normannen wurden vertrieben, die geflüchtete Geistlichkeit kehrte zurück, baute die zerstörten Kirchen und Klöster wieder auf, aber das Land kam noch immer nicht zur Ruhe. England, Frankreich und die eingeborenen Fürsten kämpften um seinen Besitz, bis es zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die Vermählung der bretagnischen Erbtochter, Herzogin Anne, mit Karl VIII. von Frankreich diesem Staate einverleibt wurde.

Aber nur die Fürstenhäuser hatten Frieden geschlossen; das Volk der Bretagne fuhr fort, in dem Franzosen den Erbfeind zu sehen. Besonders in den abgelegenen Küstenstrichen und Heiden des jetzigen Departements du Finistère, dessen Gebiet vom Volksmunde noch immer als pays de Cornouaille bezeichnet wird — die Eingeborenen nennen sich bretonisch Kernewolen —, hat sich die Erinnerung an die alten Kämpfe und damit der alte Haß jahrhundertelang vom Vater auf den Sohn vererbt.

Auch nach anderer Richtung ist, wie schon gesagt, in diesem Teile der Bretagne die Eigenart der Bevölkerung nicht ver-



Quimper.

wischt. Selbst die Physiognomie des Landes hat sich trotz Landstraßen und Eisenbahnen kaum verändert.

Von alledem läßt Quimper beim ersten Anblick nichts erraten. Wer einige Vorkenntnisse von der Bretagne, ihrer Sage und Volksdichtung mitbringt, wird sich kaum einer gewissen Enttäuschung zu erwehren vermögen; denn weder das anmutige, fruchtbare Hügelland, das die Stadt umgiebt, noch sie selbst mit ihrem Bahnhofe, ihren Quais am Odet, der hier mit dem Steir zusammenfließt, ihren Boulevards und nüchternen Neubauten entsprechen dem Bilde, das wir uns von dem alten Kemper-Corentin gemacht haben.

Der Eindruck wird jedoch ein anderer, sobald wir die engen Gassen und kleinen, schiefen Plätze der älteren Stadtteile betreten. Hier dringen ab und zu bretonische Kehllaute an unser Ohr. Unter den Vorübergehenden sind Männer in Pumphosen und breitrandigen Hüten, unter denen das schwarze Haar bis auf die Schultern herabhängt; vor den verwitterten Marienbildern an den Straßenecken knien Bauerfrauen in seltsam geformten Hauben, und zwischen den ärmlichen, von Handwerkern oder Arbeitern bewohnten Gebäuden ist hin und wieder eines der stattlichen Bürgerhäuser aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert stehen geblieben, dessen hoher hölzerner Giebel bald mit Schnitzereien verziert, bald zum Schutz gegen Wind und Wetter mit Schiefer belegt ist. Endlich erinnern uns eine Anzahl altersgrauer Klostergebäude, die jetzt größtenteils zu weltlichen Zwecken dienen, mehrere Kirchen, darunter die achthundertjährige von Loc-Maria und vor allem die Kathedrale mit schönen Überresten gotischer Baukunst, an die Macht und Glanzzeit des hiesigen Bistums.

Sie waren streitbare Herren, die Bischöfe der Nieder-Bretagne, beugten sich nur der Oberhoheit des Papstes und lebten in beständigem Unfrieden mit dem Erzbischof von Tours, der sich jahrhundertelang vergeblich bemühte, sie seiner Gewalt zu unterwerfen. Wenn er ihnen befahl, zum Ausgleich der Streitigkeiten vor ihm zu erscheinen, kamen sie nicht. Dagegen er-

laubten sie sich niemals, die Vorrechte ihrer Kirchsprengel anzutasten. Jeder neue Bischof von Kemper mußte vor seiner Installation unter dem Stadtthor die Rechte und Privilegien der Geistlichkeit und Bürgerschaft beschwören. Dann erst wurde er in prächtig geschmückter Sänfte von vier der vornehmsten Edelleute unter Glockengeläut und Volksjubel in die Kathedrale getragen.

Der heilige Corentin, dem dies alte Gotteshaus geweiht ist, gilt als besonderer Schutzpatron der Cornouaille, während die ganze Bretagne unter der Obhut der heiligen Anna steht. — Auch die Kathedrale von Kemper ist, wie schon gesagt, dem heiligen Corentin geweiht und trägt noch heute seinen Namen. Sie ist die größte Kirche der Bretagne und macht den Anspruch, auch die schönste zu sein, wird jedoch von den Domkirchen von Dol und Saint-Pol-de-Léon durch Reinheit der Formen und Reichtum der Ornamente übertroffen. Ob sie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erbaut oder, wie andere behaupten, erst 1424 begonnen wurde, mögen Sachverständige entscheiden. Jedenfalls sieht ihr Äußeres, bis auf die beiden Turmspitzen, die der Mitte unseres Jahrhunderts angehören, sehr verwittert aus und ist besonders an der Westseite arg beschädigt. Der Eindruck des Inneren wird durch wertlosen modernen Bilderschmuck und allerhand kleinlichen Zierat noch mehr beeinträchtigt als durch die vielgetadelte starke Abweichung der Achse des Chors. Dieser ist an und für sich der schönste, architektonisch am reichsten geschmückte Teil des alten Gotteshauses — wahrscheinlich weil er nach Landessitte dem Adel gehörte, während Bürgerschaft und Volk im Schiff der Kirche beteten. Auch in diesem sind übrigens an Wand und Pfeilern, zwischen neumodischem Aufputz, manche Denkmäler der Vergangenheit: Grabsteine, Altarblätter und Bildsäulen, erhalten geblieben.



Altes Haus in Quimper.

Unter den Wölbungen des Domes, im Dämmerlicht seiner alten, gemalten Fenster können Bilder der Vergangenheit vor uns aufsteigen, im Straßenleben der Gegenwart ist kein Platz für sie, und wenn Quimper seine Gaslaternen angezündet hat, unter den Bäumen am Boulevard de l'Odet elegante Spaziergänger den Sommerabend genießen, plaudernde Gruppen vor den Cafés sitzen und dann und wann der Pfiff einer Lokomotive herüberklingt, ist das alte Kemper-Corentin nur noch eine französische Provinzstadt, die sich bemüht, ein Klein-Paris zu sein — ein

sehr kleines, denn die Stadt zählt nur wenig über 17 000 Einwohner. So ist es denn aller Ehren wert, daß sie es zu einem Museum gebracht hat, in dem in sechs oder sieben Sälen eine Bildersammlung und bretonische Altertümer: Waffen, Gerätschaften, Münzen, nebst einer interessanten Zusammenstellung bretonischer Volkstrachten vereinigt sind.

Ein großer Vorzug Quimpers ist seine bequeme Verbindung mit dem Meere. Dem Reisenden stehen außer der Hauptlinie nach Brest zwei sich von derselben abzweigende Seitenbahnen zur Verfügung, deren eine in südwestlicher Richtung nach dem Hafenstädtchen Pont-l'Abbé, die andere gen Nordwesten nach Douarnenez führt, während zu Warentransporten eine der früher erwähnten Rivières benutzt wird, die sich aus der Bucht von Bénodet nach Quimper erstreckt.

Im Mittelalter war Pont-l'Abbé die reiche, starkbefestigte Residenz der Barone gleichen Namens; jetzt ist es eine unbedeutende Hafenstadt, welche kaum die Hälfte ihrer früheren Einwohnerzahl besitzt und aus ihrer Glanzzeit nur noch den Kreuzgang des ehemaligen Karmeliterklosters aufzuweisen vermag.

Besser haben an diesem ablegenen Küstenstrich Sprache, Tracht und Sitten der Väter dem Wechsel der Dinge Widerstand geleistet — aber wie lange kann dies noch andauern? Jetzt wird in Pont-l'Abbé noch ziemlich viel, in den umliegenden Dorfschaften im häuslichen und geselligen Verkehr nur bretonisch gesprochen; allein hier wie dort hat dies Idiom im öffentlichen Leben, in Handel und Gewerbe schon heutzutage vielfach dem Französischen weichen müssen und wird immer mehr davon verdrängt werden, weil die alte Mundart für die Anforderungen, Erzeugnisse, Arbeitsformen und Verkehrsmittel der Gegenwart keine Bezeichnungen hat und zu starr ist, um neue Elemente in sich aufzunehmen. Ihr Fortbestehen als lebende Sprache ist mithin nur eine Frage der Zeit.

Die Landbewohner der Bretagne haben dafür natürlich kein Verständnis — zu ihrem Glück, denn Sitte und Sprache der Heimat sind ihnen ans Herz gewachsen wie diese selbst. Mag sich das junge Volk dem Fremden gegenüber zu einem bon jour oder adieu verstehen, der Bauer, die Bäuerin begrüßen ihn mit dem bretonischen demad oder deïzmad (guten Tag), geben ihm zum Abschied das landesübliche kenavo (wörtlich: „bis wieder") mit auf den Weg, und heute wie vor Hunderten von Jahren lautet die höfliche Einladung an den Gast: „Sourd'ous diqu'au fouyer" (steigt zum Herde hinauf). Eigentümlich berührt das deutsche Ohr die bretonische Bejahung ja und das Wort herberch, das in demselben Sinne gebraucht wird wie unser „Herberge".

Im allgemeinen sind die Bauern, selbst in den unfruchtbaren Heidedistrikten der Schwarzen Berge, immer noch besser daran als die Bewohner der Fischerdörfer am Strande und auf den Inseln. Hier sind viele Wohnstätten elende, mit Schilf gedeckte Hütten, die nur den unentbehrlichsten Hausrat enthalten. Der spärliche Graswuchs am Fuß der Dünen vermag kaum einige Schafe und Ziegen zu ernähren; die kleinen, an geschützten Stellen zwischen Klippen und Dünen gelegenen Buchweizenfelder und Gemüsegärten werden bald von Flugsand überschüttet, bald — trotz ihrer Steinwälle — von Hochfluten fortgerissen, und oft beraubt eine einzige Sturmnacht ganze Gemeinden ihrer Familienväter. Wie die Witwen und Waisen dann ihr Leben fristen, ist schwer zu sagen.

Dennoch ist gerade hier der bretonische Menschenschlag, wenn auch nicht schön, so doch am kräftigsten entwickelt. Die Bewohner der Küsten und Inseln sind größer und breitschultriger als die des Binnenlandes. Der Kampf mit Wind und Wellen, an dem sie von Kindheit auf teilnehmen, weitet ihre Brust, stählt ihre Glieder und schärft ihre Sinne.

Haben die Fischer Glück, so währt es nicht allzu lange, bis der junge Mann daran denken kann, den eigenen Herd zu gründen. Wenn sich dadurch einerseits

die Ansprüche an seine Thätigkeit steigern, wird ihm andererseits die Hälfte der Arbeit abgenommen, denn der Frau fällt das Vor- oder Ziege; strickt die langen Strümpfe, die der Mann bei der Arbeit trägt; wäscht, flickt, kocht den Buchweizenbrei und bäckt



Kostümbild mit Landstraße.

richten und Salzen der Fische zu, oder sie hat, wenn eine Stadt in der Nähe ist, die frische Ware auf den Markt zu bringen. Nebenbei bestellt sie Gemüsegarten und Buchweizenfeld; schafft Futter für Schaf das Roggenbrot, woraus nebst Fischen und etwas Milch die Hauptnahrung der Strandbewohner besteht, und hat zu alledem ihren Kindersegen zu hüten. — So geht bei schwerer Arbeit und magerer Kost



Penmarch.

das Leben der Fischer von Generation zu Generation im alten Geleise hin — in friedvoller Genügsamkeit, wenn sich die Naturgewalten der Menschenarbeit gnädig zeigen, in gelassenem Entbehren, wenn Wind und Wellen den Fischfang vereiteln oder Feld und Hütte zerstören.

Überhaupt ist — ein paar wilde Matrosenjahre ausgenommen — Gelassenheit der Grundton im Wesen des Bretonen. Sein leicht erregter, wankelmütiger, redseliger französischer Nachbar hält ihn für gefühlsarm, weil er wortkarg, und für geistig beschränkt, weil er allen Neuerungen abhold ist.

Daß er — besonders in diesem Küstenstrich der Cornouaille — hartnäckig an alter Tracht und Sitte festhält, ist schon gesagt. Bei Pont-l'Abbé sind wir im Gebiet des Bigouden, eines eigentümlichen Kopfputzes der Frauen, der mit allerlei Abweichungen bis über Douarnenez hinaus gefunden wird und auch den Mädchen und Frauen der Gegend den Namen Bigoudens gegeben hat.

Das Bigouden ist eine weiße Kopfbinde von Linon oder feiner Leinwand, die über einem bunten, eng anliegenden, das Haar mehr oder weniger bedeckenden, oft reich gestickten oder mit Gold und Silber durchwirkten Käppchen von Tuch, Seidenstoff oder Sammet getragen wird. Länge, Breite, Form und Befestigungsart dieser Kopfbinden wechseln von Dorf zu Dorf, ebenso die Farbe des darunter liegenden Käppchens, das schwarz, rot, blau oder braun zu sein pflegt. Die Enden des Bigouden werden bald unter dem Kinn, bald im Nacken gebunden, bald mit zierlichen Nadeln von Messing oder Silber aufgesteckt. Zum Kirchgang und zur Prozession läßt man sie frei herabhängen. Von jung und alt, reich und arm wird auf diesen Kopfputz die höchste Sorgfalt verwendet; ein unsauberes oder unordentliches Bigouden gilt für eine Schande. Die Alltagskleidung der Frauen und Mädchen besteht aus ziemlich kurzem Rock von grobem rotem, blauem oder braunem Wollenzeug, buntem baumwollenem Halstuch über einem dunklen Mieder, Leinwandschürze, blauen Strümpfen und Holzschuhen. Zum Kirchgange und zu großen Familienfesten werden meist drei Röcke

von verschiedener Länge übereinander gezogen. Die beiden unteren sind von dunkler Wolle, aber mit bunten Borten umsäumt; der kürzeste dritte Rock besteht, wie das Mieder, aus feinem blauem, rotem oder violettem Wollstoff und ist reich besetzt oder gestickt. Dazu kommen Schürze und Halstuch von Seide, blaue oder rote Zwickelstrümpfe und Lederschuhe.

Die Männer von Pont-l'Abbé tragen — wie die meisten Bewohner der Cornouaille — eine weite Pumphose (Bragou-braz) von grober dunkler Wolle oder ungebleichter Leinwand; braune, bis ans Knie reichende Gamaschen, ein grobes Leinwandhemd mit umgeschlagenem Kragen; zwei Westen (Rokedennou), die untere zugeknöpft, die obere offen; darüber den Goriz-Ledergürtel mit Messingbeschlag und breiten Schnallen, oder statt des Gürtels eine Schärpe von buntem Wollenzeug; zuweilen den Goriz noch über der Schärpe. Endlich eine offene Jacke (Koskenn) mit großen Knöpfen, einen breitrandigen Filzhut mit Schnallen und herabhängendem Sammetbande — bei der Arbeit wird statt des Hutes eine schirmlose Mütze getragen —; am Alltag sind Holzschuhe, Sonntags Lederschuhe und Gamaschen gebräuchlich. Der Stock aus Eichenwurzel, mit keulenartigem Griff, ohne den kein bretonischer Bauer ausgeht, heißt Pen-baz, wörtlich: Kopfstock. Wie die schottischen Clans, sind die Bewohner gewisser Distrikte der Bretagne an den Hauptfarben ihrer Kleidung zu erkennen; die Bluse, die hier und da Eingang gefunden hat, ist, wie das lange Beinkleid, das besonders die Seeleute tragen, französischen Ursprungs.

Schon zur Zeit der Revolution war die Bretagne in dem Kampfe zwischen Klerus und Republik ein Bollwerk der Kirche. Mag es in gewissen Bürgerkreisen, die mit Paris liebäugeln, Sitte werden, auf den Einfluß der Geistlichkeit halb mißtrauisch, halb verächtlich herabzusehen, für das Volk ist der Priester noch heute in vollem Sinne des Wortes ein Seelsorger, das heißt: Ratgeber in den Schwierigkeiten des Lebens, Tröster und Helfer in Not und Tod. In den meisten Fällen



Kirche Saint-Ronna in Kérity.

ist er selbst dem bretonischen Landvolke entsprossen, versteht dessen Herzschlag, spricht dessen Sprache, kennt und ehrt die Überlieferungen, die den Seinen heilig

sind. Häufig erträgt er monatelang schwere Entbehrungen, um die darbende Gemeinde zu unterstützen, und scheut weder Anstrengung noch Lebensgefahr, wenn es gilt, einem sterbenden Inselbewohner bei Sturm und wilder See die Sterbesakramente zu reichen. Seine Beichtkinder danken ihm dafür durch Ehrerbietung und Vertrauen, und wenn der Tag des Ortsheiligen gefeiert wird, bringt auch der Ärmste der Gemeinde seine Opfergabe.

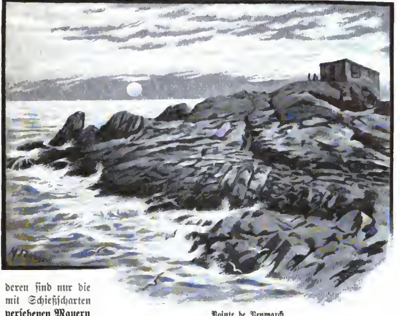
Wie freigiebig und glaubenseifrig aber auch der Adel und die reiche Bürgerschaft der Bretagne gewesen sind, bezeugen die ansehnlichen Kirchen und Paläste, die wir über das Land verstreut finden. Bald entstanden sie infolge eines Gelübdes, das der Kreuzfahrer in den Schrecknissen der Wüste, oder die Mutter am Krankenbette des Kindes, oder der Kaufherr, der um seine Schiffe Sorge trug, einem Heiligen dargebracht hatte; bald wurden sie zur Sühne für einen Totschlag, bald zum Gedächtnis eines geliebten Toten errichtet, oder sollten ihren Stiftern eine Staffel in den Himmel bauen.

Selbstverständlich waren diese Glaubensdenkmäler für „ewige Zeiten" gegründet, aber schon jetzt ist eine Anzahl derselben ihrer Bestimmung entzogen oder dem Untergange preisgegeben. Klöster, aus denen Mönche und Nonnen vertrieben wurden, dienen als Speicher oder Fabrikräume; Kirchen, zu deren Erhaltung die Mittel fehlen, verfallen mehr und mehr; andere haben ihre Gemeinden verloren und stehen verödet inmitten eines Trümmerfeldes.

Den gewaltigsten Eindruck solchen Absterbens empfangen wir auf dem Wege nach der Pointe de Penmarch. Die Straße von Pont-l'Abbé nach der viel bewunderten und gefürchteten Landspitze führt an ärmlichen Dörfern und Weilern vorüber, durch Roggen- und Buchweizenfelder. Endlich kommen wir auf eine Heide, deren spärlicher Pflanzenwuchs beständig in Gefahr ist, durch den Flugsand, den der Westwind landeinwärts treibt, erstickt zu werden. Hier starren aus breitem Sandlager die verkrüppelten Äste einer am Boden kriechenden Föhre hervor; dort hat sich um ein Ginstergestrüpp eine kleine Düne aufgehäuft, aus der noch wehmütig einzelne goldgelbe Blütenbüschel hervorsehen. Sand verschüttet die Tümpel, die das Regenwasser in den Bodensenkungen bildet; Sand rieselt durch das Dornengerank der Brombeerbüsche; Sand legt sich in immer dichteren Schichten über das niedrige Heidekraut; endlich starren aus dem graugelben Boden nur noch die graugrünen Büschel des Sandhafers auf.

Je mehr die Vegetation verschwindet, um so deutlicher klingen die Donnerschläge der Brandung an unser Ohr, um so frischer strömt uns der Hauch des Meeres entgegen, und gleichzeitig steigen in der Ferne hohe Kirchendächer und Türme auf — Überreste der Stadt Kérity, die einst das ganze Plateau von Penmarch bedeckte. Jetzt sind von ihrer gepriesenen Herrlichkeit nur die sechs Kirchen, einige altersgraue Häuser, verfallene Warttürme und im weiten Umkreise verstreute Trümmerhaufen übrig, zwischen denen die kleinen Fischerdörfer Penmarch und Kérity mit ihren halb versandeten Buchweizenfeldern ein kümmerliches Dasein fristen.

Noch vor dreihundertfünfzig Jahren war Kérity eine der reichsten Städte des Landes. Es bemannte siebenhundert Fahrzeuge für den Fischfang in fernen Meeren, besaß in der Nähe der heimischen Küsten einen ergiebigen Kabeljaufang, stand in lebhaftem Handelsverkehr mit Spanien, und seine Einwohner wurden — wie ein Chronist tadelnd hervorhebt — so übermütig, daß sie ihren Apfelwein aus silbernen, inwendig vergoldeten Humpen tranken. — Den ganzen Umkreis der Stadt mit Wall und Mauern zu umgeben, war ihrer Ausdehnung wegen nicht thunlich; so befestigten denn die reichen Bürger — um sich selbst und ihre Schätze vor den Überfällen der Seeräuber zu schützen — ihre Häuser und Gehöfte. Noch heute sind einige dieser finsteren kleinen Burgen so weit erhalten, daß sie einer Fischerfamilie Obdach gewähren; von an-



Pointe de Penmarch.

deren sind nur die mit Schießscharten versehenen Mauern stehen geblieben, an die sich elende, mit Schilf gedeckte Hütten lehnen, während auf danebenliegenden reich verzierten Steintrümmern trocknende Fischnetze ausgespannt werden. Bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts blieben Wohlstand und Ansehen der Stadt im Wachsen; dann kam die Zeit des Niedergangs. Die Entdeckung der reichen Fischgründe von Neufundland schädigte ihren Erwerb; in einer einzigen Sturmnacht verschlang das Meer die Hälfte ihrer Fischerflotte mit einer Bemannung von beinah zweitausend Mann; wiederholte Angriffe der Seeräuber veranlaßten einige der reichsten Familien, in die sichereren Städte des Binnenlandes überzusiedeln; endlich erhielt Kérity den Gnadenstoß durch den verräterischen Überfall des Grafen Fontenelle. Die Einwohnerschaft wurde niedergemetzelt, die Stadt geplündert und zerstört.

Von diesem Schlage erholte sich Kérity nicht. Das Zerstörungswerk, das Menschenhände begonnen haben, wird von der Natur unaufhörlich weitergeführt; die zerbrochenen Mauern zerfallen mehr und mehr, selbst die Trümmerhaufen verschwinden unter der immer dichter werdenden Sanddecke, und die sechs Kirchen, die auf dem Gebiet der alten Stadt noch heute von ihrer einstigen Wohlhabenheit Zeugnis geben — St. Gwenolé und St. Nonna prangen im reichen Schmuck der Gotik des fünfzehnten Jahrhunderts — verstärken nur den herzbeklemmenden Eindruck dieses Bildes irdischer Vergänglichkeit.

Dazu klingt vom Strande herüber das drohende Brausen des Meeres, und dazwischen aus weiter Ferne in einzelnen Donnerschlägen das Anstürmen der Brandung gegen die Pointe de Penmarch, die Klippe des Pferdekopfs (bretonisch Pen = Kopf, March = Pferd), die dem angrenzenden Küstenstrich den Namen gegeben hat. Wir folgen der gewaltigen Stimme; ein betretener Weg zwischen Sand- und Trümmerhaufen, die ehema-

lige Grand'-rue der verschwundenen Stadt, führt an den Hafen, der jetzt nur noch für Fischerboote zugänglich ist. Die Felsen, die ihn umschließen, werden durch Eisenklammern zusammengehalten; weiterhin, zur Rechten und Linken, liegen Granitblöcke und kleineres Gestein wild durcheinander, hier von schwärzlichem Seetang bedeckt, dort rein gewaschen und poliert vom Anprall der Wellen, vielfach zerrissen, ausgehöhlt in unheimliche Formen, zerklüftet. Dazwischen Haufen von Muscheln und Seetang, von Scharen kreischender, Nahrung suchender Möwen bedeckt. Zur Ebbezeit ist diese Steinwüste fast eine halbe Stunde breit, aber während der Flut verschwindet sie vollständig unter dem Wogenschwall, der schäumend und donnernd an der Granitumwallung des Hafens aufspritzt.

Doch wie er auch andrängen mag, sein ihre Granitwände gerissenen Schlund der Hölle von Plogoff umtost. Hier glauben wir die Elementarkräfte der Urzeit miteinander im Kampfe zu sehen. Trotzig stemmen sich die Klippen, deren eine den Leuchtturm trägt, den donnernd heranstürzenden, hochaufsteigenden Wassern entgegen, die sich, vom Felsen abprallend, überstürzen, hier die nachstürmende Woge zurückreißen, die sich brüllend dagegen aufbäumt; dort von den Strudeln des Höllenschlundes erfaßt, mit ihnen in den Tiefen der Erde zu verschwinden scheint. Bis zu dem Pfade, der sich in einer Höhe von achtzig Metern am oberen Klippenrande vor dem Leuchtturm hinzieht, spritzt der Schaum der wirbelnden Fluten; die Luft ist erfüllt von dem Donnern, Krachen und Heulen, das unablässig aus der Tiefe schallt, und der Felsboden zittert unter den Schlägen dieses gewaltigen



Der Hafen von Douarnenez.

Brausen ist nur sanftes Getöse im Vergleich zu dem Wutgebrüll, womit die See die etwa dreiviertel Stunden vom Hafen entfernte Pointe de Penmarch und den in Anstürmens, das selbst unter dem blauen Himmel eines Sommertages unsere Bewunderung mit Grausen mischt. Wie muß der Eindruck sein, wenn das tosende



Die Bucht von Dinan mit dem Schloß.

Chaos von Nacht oder Nebel erfüllt wird und sich zu den Schrecknissen der Wirklichkeit die der erregten Phantasie gesellen! — —

Ist das Trümmerfeld von Penmarch, auf dem nur Kirchen erhalten sind, ein Abbild des Hinsterbens der alten Bretagne, so giebt dagegen das Fischerstädtchen Douarnenez den Beweis, wie sehr sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes heben, wo durch Eisenbahnen die Verbindung mit den Nachbarprovinzen erleichtert wird und die Bewohner sich dazu verstehen, in Gewerbe, Handel und Industrie den Anforderungen der Zeit zu genügen. Douarnenez, an der weiten Bucht desselben Namens, zählte 1856 etwa 3300 Seelen; heutzutage, das heißt, nachdem es durch eine Zweigbahn mit der Hauptlinie Paris-Nantes-Brest verbunden ist, hat es beinahe 11 000 Einwohner und erzielt allein durch seinen Sardinenfang, zu dem es von Anfang Juli bis Dezember an 800 Barken mit 4000 Fischern aussendet, einen jährlichen Umsatz von vier Millionen Franken. Ein Teil dieses Ertrages fällt der Arbeit der Frauen zu, die sich den großen Fischhändlern für das Zubereiten der Fische vermieten. Sie besorgen das Sortieren und Ausnehmen der Fische, schneiden den zartesten, die in Öl gelegt und in luftdichte Büchsen verpackt werden, die Köpfe ab, und salzen die größeren ein, die man wie Heringe in Tonnen schichtet. Auch große Mengen frischer Fische werden ins Innere des Landes verschickt, und alle Hilfshandwerker des Fischfangs: Schiffbauer, Klempner, Seiler, Böttcher u. s. w. haben vollauf zu thun.

In neuerer Zeit sind für die Bewohner der Küste von Douarnenez auch die malerischen Schönheiten der Bucht eine Quelle reicher Einnahmen geworden. Badegäste, Maler und reisende Engländer strömen immer zahlreicher herbei, finden teils in dem Städtchen Douarnenez, teils in den umliegenden Stranddörfern bescheidene Unterkunft und von der Pointe du Raz — der südlichen Landspitze

der Bucht — bis zu ihrem Nordrande eine Fülle herrlicher Strandbilder. Da ist das unheimliche Quélern (Kwelarn), eine 200 Fuß hohe, zerklüftete, von der Flut unterspülte Felsenmasse, die den Eindruck macht, als ob sie bei dem nächsten Ansturm des Meeres zusammenstürzen müßte. Die malerischen Klippen von Toulinguet, auf deren Gipfel die von Heidekraut und Dorngestrüpp umwucherten Trümmer eines Forts zu erkennen sind. Die Seitenbucht von Dinan mit der Roche percée, auch das Schloß von Dinan genannt, eine mächtige, ins Meer vorspringende, von der Brandung umtoste Granitwand, die mit dem Ufer durch eine natürliche, von zwei Felsenbogen gebildete Brücke verbunden wird. Unter den Wölbungen dieser Bogen — die eine ist über fünfzig Fuß hoch — und in die Hauptwand selbst sind verschiedene Höhlen ausgewaschen, die zu betreten jedoch nur bei niedrigem Wasserstande möglich ist. Den mächtigsten Eindruck empfangen wir aber an der schon genannten Pointe du Raz mit der daranliegenden sagenreichen Insel Sein. Der Weg zum Vorgebirge — einer der westlichsten Landspitzen der Alten Welt — ist unbeschreiblich öde. Stundenlang sind wir, soweit das Auge reicht, von Sand und Steingeröll umgeben, aus dem hin und wieder alte Mauerreste aufragen. Auch an windstillen Tagen hören wir schon aus der Ferne die Donnerstimme des Meeres, und bis ans Ende des Felsenpfades, der auf das Vorgebirge führt, spritzt der Wellenschaum zu uns herauf. Und nun stehen wir oben, fast drittehalbhundert Fuß über dem Ocean, dessen breite Wogen hier im Sonnenschein blaugrün glänzen und von Millionen Lichtfunken überstreut sind, dort im Schatten einer Wolke als schwarzgraue Berge aufsteigen, sich brausend und schäumend überstürzen und, wo sie tief unter uns gischtsprühend am Felsen zerschellen, an den Grundfesten der Erde zu rütteln scheinen. Am wildesten tobt die Brandung in der klippenreichen Meerenge zwischen Küste und Insel. Der bretonische Schiffer, der in früheren Tagen die gefährliche Überfahrt unternahm, versäumte nie, beim Ausbruch das Stoßgebet zu sprechen: „Herr Gott, erbarme dich — mein Schiff ist so klein und dein Meer ist so groß!“ Aber trotz der Wunderkraft, die dem uralten Spruche zugeschrieben wird, hat diese wilde See zahlreiche Opfer verschlungen — arme Sünder, sagt der Volksmund, die den bösen Geistern der Insel Sein anheimfielen, weil sie eine ungebeichtete, ungebüßte Schuld auf dem Gewissen hatten. Auch nach ihrer Bekehrung zum Christentum sollen die Eingeborenen der öden Insel wilder und grausamer gewesen sein als die Bewohner der nahen Küste. Jetzt leben einige Hundert friedlicher Fischer auf dem kleinen, armen Eilande, und ein Leuchtturm hält den Seefahrer von den Sandbänken und Riffen fern, in deren Nähe er früher durch trügerische Feuerzeichen gelockt wurde.

Aber nicht allein hier, an der ganzen Küste von Cornouaille galt es, wie bei den Friesen, für erlaubt, den „Segen des Strandes“ durch List zu mehren. „Die See ist die Kuh der Armen“, sagt ein bretonisches Sprichwort; was vom Meere an den Strand geworfen wurde, hielten die Bewohner der Fischerdörfer für ihr rechtmäßiges Eigentum, das sie gegen einschreitende Küstenwächter auf Leben und Tod verteidigten.

Das ist vorüber; mildere Gesittung hat diesen Überrest barbarischer Gewohnheiten verdrängt, an der ganzen Küste sind Leuchttürme errichtet — von der Pointe du Raz können wir zehn bis zwölf dieser Warnungszeichen sehen —, und wenn hin und wieder beim Scheitern eines Schiffes die alte Beutelust erwacht, bedarf es gewöhnlich nur einer Mahnung des Geistlichen oder Strandwächters, um der Plünderung zu steuern.

Die Lebensgewohnheiten der Küstenbewohner von Douarnenez entsprechen denen der Land- und Strandbewohner von Penmarch, Pont-l'Abbé u. s. w., und trotz des Eindringens fremder Elemente haben

sich bis jetzt auch hier Sprache, Sitten und Trachten der Väter erhalten.

Daß die Trachten der Bretagne von Bucht zu Bucht, ja von Dorf zu Dorf verschieden sind, ist schon gesagt; jedes größere Fest wird dadurch zu einem farbenreichen, malerischen Schauspiel, vor allem die Wallfahrten zu irgend einem wunderthätigen Heiligenbilde. Das Volk nennt diese Kirchenfeste Pardons, Gnadentage, wahrscheinlich weil die Teilnahme an ihrem Gottesdienst für gewisse Vergehen Ablaß gewährt. Auch Heilung von Krankheiten und Gebrechen für Mensch und Vieh ist bei diesem oder jenem Pardon zu finden.

Die gewöhnlichen Pardons sind in einem Tage beendigt, die großen dauern drei Tage lang. Am ersten Tage wird die Kirche festlich hergerichtet. Ranken von Eichenlaub oder Tannenzweigen, mit Goldflittern und bunten Bändern aufgeputzt, Sträuße von natürlichen oder gemachten Blumen und zahlreiche Wachskerzen schmükken den Altar. Banner und Kruzifixe, von denen neugeschenkte, oft mit Gold oder Silber gestickte Bänder niederhängen, zieren die Pfeiler, und dem oder der zu feiernden Heiligen werden ihre kostbarsten Gewänder — oft die Tracht der ihrem Schutze vertrauten Gemeinde — angezogen.

Dann wird das Gotteshaus noch einmal ausgekehrt und der Staub — zum Heil der Seefahrer in der Ferne — in alle vier Winde gestreut. Bis zur Vesper müssen diese Vorbereitungen vollendet sein; sobald die Glocken zu der heiligen Handlung rufen, strömt alt und jung herbei und die Frommen legen im Schiff der Kirche ihre Opfergaben nieder. Es sind meist Erzeugnisse der Landwirtschaft: Korn, Hanf, Butter, Eier, Honig, Hühner; die Reichen schenken auch wohl ein Schaf, ein Kalb, eine Ziege; einigen Heiligen dürfen nur weiße, anderen nur schwarze Tiere geopfert werden. Alle diese Gaben bringt später der Küster in Gewahrsam, um sie am nächsten Abend, wenn die Geschenke der auswärtigen Festteilnehmer dazu gekommen sind, unter dem großen Kreuze des Kirchhofs an den Meistbietenden zu verkaufen. Alte Gesänge zum Preise des Ortsheiligen und ein Tanz auf dem Dorfplatze beschließen die Feier dieses „Vortages“. In alter Zeit wurde in einigen Gemeinden zu Ehren des Heiligen in der Kirche selbst getanzt — ein Brauch, der wahrscheinlich, ebenso wie die bestimmte Farbe der Opfertiere, aus dem Kultus der Heidengötter in die christliche Kirche herübergenommen wurde. Am folgenden Tage strömt aus Meilen in der Runde das Landvolk herbei. Zwischen den weißen und roten Segeln der Pilgerbarken, die von den Inseln der Küste zusteuern, glänzen in den ersten Strahlen der Morgensonne buntfarbige Kirchenfahnen und goldene Kreuze. Bald sind alle Wege, die dem Gnadenorte zuführen, von Wallfahrern belebt, die hier vom Strande, dort aus den Flußthälern der Schwarzen Berge heranziehen. An der Spitze jeder Gemeinde geht der Geistliche im Festornat; auch die Chorknaben, die ihm mit Weihrauchfässern, Banner und Kruzifix folgen, tragen das rot und weiße Gewand der hohen Feiertage, und alle Wallfahrer sind mit ihren besten Kleidern geschmückt. Viele haben außer dem Rosenkranz eine brennende Kerze in den Händen; bald werden alte Kirchenlieder gesungen, bald Litaneien gebetet — stundenlang, bis der Turm der Gnadenkirche in der Ferne auftaucht. Bei diesem Anblick bekreuzen sich die Pilger, knien nieder — die Männer mit entblößtem Haupt — und jeder wiederholt in der Stille die Bitte oder das Gelübde, das ihn herführt. Inzwischen hat der Turmwächter das Herannahen eines neuen Pilgerzuges gemeldet, und vom Geläut der Glocken begrüßt, hält er seinen Einzug in den von Menschen überfüllten Ort. Da sind Reihen von Leinwandzelten und Bretterschuppen zu Schenken eingerichtet; unter freiem Himmel, auf Tischen und Strohlagern sind Äpfel, Weißbrötchen und kleine harte Kuchen aufgetürmt. Daneben stehen Buden mit Wachskerzen, Rosenkränzen und Hei-



Pointe du Raz.

ligenbildern, die reißend Absatz finden. Auch weltlicher Tand wird feilgeboten: Kleidung und Putz für Frauen und Männer.

Nach der Vesper, wenn angenommen werden darf, daß alle Pilgerzüge eingetroffen sind, ist die große Prozession, die gewöhnlich durch die Hauptstraßen des Ortes und rings um die Ländereien der Kirche zieht. Voran schreiten die Geistlichen des Gnadenortes und der Pilgerzüge, Chorknaben mit Weihrauchfässern und den Bannern der verschiedenen Gemeinden, dann kommen die Pilger. Zuerst die Männer, barhaupt, mit Rosenkranz und brennenden Kerzen in den Händen. Die meisten dieser wetterbraunen Gesichter sind bartlos, aber von langem, glatt auf die Schultern hängendem Haar umrahmt; übrigens ist ihre Tracht je nach ihrer Heimat verschieden. Den Schluß der Prozession bilden gewöhnlich die Armen, die zwar ihren Mitleid erregenden Lumpen und schadhaften Holzschuhen treu geblieben sind, sich aber dem Tage zu Ehren gewaschen und gekämmt haben. Zuweilen schließt sich ihnen noch eine Anzahl in Leichentücher gehüllter Männer an, die barfuß und barhaupt einhergehen — Seefahrer, die ein Gelübde erfüllen, das sie in Todesnot dem Heiligen des Gnadenortes dargebracht haben. Verschiedene Wallfahrtskirchen besitzen, wie die von Comfort, einen Kalvarienberg, auf dem durch bemalte Holzfiguren die Leidensstationen des Erlösers dargestellt sind. Auch sie werden zu den Pardons mit Blumen und Goldflittern geschmückt, von den Pilgern mit brennenden Kerzen besteckt und von Bittenden und Büßenden mit Umgängen und Knierutschen verehrt.

Nach vollendeter Prozession und abermaligem Gebet in der Kirche tritt die weltliche Lust in ihre Rechte. Die Wallfahrer laben sich an Trank und Speise; Bekannte aus entfernten Kirchspielen finden sich zusammen, die Männer sprechen oft mehr, als gut ist, dem Ciderkruge zu, die Jugend geht zum Tanz und der Zögling des Priesterseminars, der Kloër, dem dies Vergnügen versagt ist, singt einem aufmerksam lauschenden Kreise von Män-

nern und Frauen ein neues, im Priesterseminar gedichtetes bretonisches Liebeslied vor, oder die alten, immer gern gehörten Balladen von Azénorik der Bleichen, der „mit lautem Schall" das Herz zerspringt, als sie dem ungeliebten Manne angetraut wird, oder von Genovefa von Rustéfan, deren Geliebter Jannik Priester werden muß, und als er seine erste Messe liest, das verzweifelnde Mädchen zu seinen Füßen sterben sieht.

Ernst wie die Volksdichtung der Bretonen, ist, bis auf wenige Ausnahmen, auch ihr Tanz, in dem Altertumsforscher noch Spuren der religiösen Keltentänze zu finden glauben. An Gnadentagen und anderen Kirchenfesten werden die Jabadaos und Passe-pieds bevorzugt, Reigentänze, die zu ihrer Entfaltung eines weiten Raumes bedürfen. Man tanzt darum, wenn irgend möglich, im Freien, auf dem Dorfplatze, vor der Kirchhofsmauer oder auf einem Anger. Bei schlechtem Wetter dient eine große Tenne als Ballsaal. Sobald das bescheidene Orchester, das aus Waldhorn, Tamburin und Biniou — dem bretonischen Dudelsack — zu bestehen pflegt, die eintönige alte Weise anstimmt, treten die Paare zur Kette zusammen, deren Bewegungen ein Vortänzer regelt.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit dauert die Lust, dann suchen die zahlungsfähigen Wallfahrer in den Männer- und Frauenzelten ihre Nachtquartiere auf, während sich wetterharte Seeleute und Bauernknechte im Schutz irgend einer Mauer oder Bretterbude niederstrecken und die Bettler, die oft zu Hunderten herbeigekommen sind, sich um große Feuer lagern, wenn sie nicht vorziehen, wie andere arme Pilger, die Nacht betend in der Kirche zuzubringen.

Der dritte Tag vereinigt die Wallfahrer noch einmal zum Hochamt im Gotteshause. Man läßt Rosenkränze und Kerzen weihen, die man mit nach Haus nehmen will, dann werden, bis zum Aufbruch der Pilgerzüge, wiederum Schenken und Warenbuden aufgesucht; Viehzüchter und Getreidebauern knüpfen neue Geschäftsverbindungen an, Burschen und Mädchen,



Äußerstes Ende der Pointe du Raz.

die sich am Abend zuvor beim Tanzen gefunden haben, tauschen kleine Geschenke aus; Eltern, die Sohn oder Tochter zu verheiraten wünschen, ziehen einen der anwesenden Schneider ins Vertrauen — von altersher werden die Angehörigen dieser viel verspotteten Zunft als Heiratsvermittler benutzt —, und so nehmen die Wallfahrer, wenn sie heimwärts ziehen, außer dem Trostgefühl der Seelenreinigung, auch die Hoffnung auf allerlei irdisches Glück und Gut mit in ihr arbeitsschweres, entbehrungsvolles Alltagsleben.

Zu den eigenartigsten Gebräuchen, die sich bis zur Stunde erhalten haben, gehört die Herrichtung der Dreschtennen. Sobald ein Bauer findet, daß die seinige nicht mehr die nötige Glätte und Festigkeit besitzt, ladet er auf einen bestimmten Tag zur Leur-nevé (neuen Tenne) ein. Am Vorabend, kurz vor Mitternacht — die Festlichkeit wird meist auf Mondscheinnächte verlegt — kommen von allen Seiten mit Thonerde und Wasserfässern beladene Wagen herbei, die sich gegenseitig den besten Platz zur Einfahrt abzugewinnen suchen. So still als möglich werden diese Vorbereitungen getroffen; kein lautes Wort, kein Peitschenknall läßt sich hören. Auch die Zuschauer, die sich in großer Zahl zusammenfinden, halten sich still und warten. Jetzt klingt der erste Glockenschlag der Mitternachtsstunde vom Kirchturm herüber; die Wagenlenker fassen die Zügel fester, zählen, und beim zwölften Schlage rasseln ihre Fuhrwerke der Tenne zu. Es gilt zuerst hineinzukommen, um den Preis zu erlangen — eine Aufgabe, die wegen der Gefahr eines Zusammenstoßes mit den ungestüm vordrängenden Mitbewerbern gar nicht leicht ist. Lauter Beifall begrüßt denn auch den Glücklichen, der ungeschädigt seinen Kameraden den Vorsprung abgewinnt, und der Hausherr giebt ihm eine Anzahl buntseidener Bänder, die er als Siegeszeichen um den Hut schlingt. Dann wird sämtlichen Fuhrleuten ein Trunk Cider gereicht; sie spannen ihre Pferde aus, und die ganze Versammlung zerstreut sich. Aber schon bei Tagesanbruch kommen die Nachbarn mit Knechten und Pferden wieder. Die Thonerde wird abgeladen, glatt geschaufelt und der Inhalt der Wasserfässer darüber gegossen, worauf man die Pferde, deren Mähnen mit vielfarbigen Bändern durchflochten sind, so lange unter Geschrei und Peitschenknallen im Kreise durch die Tenne jagt, bis Wasser und Erde genügend zusammengestampft sind; ein abermaliger ausgiebiger Trunk beendet diesen zweiten Teil der Aufgabe. Der dritte und letzte Teil kann erst nach dem Trocknen des neuen Tennenbodens stattfinden. Während des Trocknens hat man die Tenne wiederholt mit hölzernen Schaufeln festgeschlagen; nun muß sie noch geglättet werden, und dies zu vollführen, fällt der tanzenden Jugend zu. Das schon beschriebene Orchester stellt sich ein; aus weitem Umkreise strömen Burschen und Mädchen herbei; Passe-pieds und Jabadaos werden zum Besten der Tenne ausgeführt, aber auch lustige Tänze kommen an die Reihe, bei denen der hochaufspringende Bursche, bis er die Erde wieder berührt, dreimal mit der rechten Fußspitze an seine linke Wade schlagen muß.

Außer dem Tanzvergnügen für das junge Volk bringt jedes Fest der „neuen Tenne“ auch die beliebten Ringkämpfe, in denen die Bretonen von jeher Meister waren. Beim Untergang der Sonne wird der Tanz für eine Weile unterbrochen, die Musikanten stellen sich an die Spitze der Ringkämpfer, und alles strömt dem Anger zu, auf dem das Kampffeld mit Pfählen und Stöcken abgesteckt ist. Am oberen Ende desselben steht der „Preisbaum“, ein Kreuz oder eine Stange, auf deren Spitze der erste Gewinn, ein bebänderter Hut, schwebt; darunter hängen die kleineren Gewinne: Schärpen, Gürtel, buntseidene Halstücher und dergleichen. Außer den Kämpfern dürfen nur die Preisrichter den umzäunten Platz betreten, wo sie sich zu beiden Seiten der Gewinnstange aufstellen. Die Ringkämpfer, die nur mit Hemd und kurzer Hose bekleidet sind, barfuß gehen und das lange Haar

zurückgebunden haben, stellen sich am unteren Ende des Kampfplatzes zusammen; rings umher drängen sich die Zuschauer.

Die Reihenfolge der Kämpfer bestimmt das Los. Nummer eins sucht sich am Preisbaum aus, was er zu haben wünscht, und geht, den Gewinn mit ausgestreckter Hand erhebend, auf die Mitkämpfer zu. Wenn mehrere vortreten, mit ihm um den Gegenstand zu ringen, so darf er unter ihnen wählen. Vor dem Beginn des Kampfes, bei dem es sich darum handelt, den Gegner auf den Rücken zu werfen, schüttelt man sich die Hände und tauscht ein paar freundliche Worte aus, dann geht es los. Mit kräftigen Armen und Fäusten packen und umklammern sich die Widersacher, um sich gegenseitig vom Boden zu heben; die geschmeidigen Glieder beugen und strecken sich, die Gesichter glühen, die Augen funkeln, der Atem wird zum Keuchen. Auch die Zuschauer sind leidenschaftlich erregt; wenn einer der Ringenden zu Boden fällt, wird der Sieger durch lautes Triumphgeschrei begrüßt.

Nach Beendigung des Ringens kehrt die Jugend zur Aufgabe des Glattanzens in die Tenne zurück; für Männer und Frauen sind im Freien die Tische zum Abendbrot gedeckt. Nach dem Abendbrot bleiben die Männer beim Ciderkruge und singen bald einzeln, bald im Chore alte Balladen und Lieder, in denen ihre Helden und Siege gefeiert werden.

Mit Kraft und düsterer Farbenfülle besingt das Volk die Thaten und Helden seiner kampfreichen Vergangenheit. Selbstverständlich hatte zur Zeit der Erbfolgekriege auch die französische, das heißt die von Frankreich unterstützte Partei ihre Anhänger und Sänger, deren Lieder sich ebensowohl wie die der Gegner erhalten haben. So hören wir Duguesclin, bretonisch Gwezklen, obwohl er der französischen Partei angehörte, ebenso feurig preisen wie zur Zeit der ersten französischen Republik die Anführer der franzosenfeindlichen Chouans: die Helden Tinténiak, George



Wallfahrtskirche von Komfort.

und Julien Cadoudal u. a. Auch der Priester, der von der Republik um seines Glaubens willen verfolgt wurde, ist in zahlreichen Volksliedern gefeiert. Damals sowohl wie zur Zeit Napoleons I. erwachte noch einmal der alte Rassenhaß. Erst das Unglück des deutsch-französischen Krieges, das Franzosen und Bretonen gemeinsam zu tragen hatten, scheint die letzten Nachklänge dieses Hasses verwischt zu haben.



Zur Don Carlos-Frage.

Von
Anton Chroust.



Seit Rankes „Don Carlos“ (in den historisch-biographischen Studien) und Gachards „Don Carlos et Philippe II“ hat die Don Carlos-Forschung einen bedeutenden Fortschritt nicht mehr gemacht; in fast erschöpfender Weise und mit wesentlich denselben Ergebnissen ist von jenen beiden der Lebenslauf und das Ende des unglücklichen Prinzen festgestellt worden.

Sie zeichnen Don Carlos als eine seit früher Jugend mit krankhafter Leidenschaftlichkeit belastete Natur, die, weil ihr nicht Zügel angelegt wurden, bald Herrschsucht und Grausamkeit als auffallendsten Charakterzug wies. Als dann Philipp sich genötigt sah, mit mehr Aufmerksamkeit denn zuvor die Erziehung des Infanten zu überwachen, empfand dieser die Fürsorge als lästigen Druck, als ein Zeichen des Mißtrauens und der Zurücksetzung, deren Ursache er nicht in seinem eigenen Gehaben zu finden vermochte, die er vielmehr dem ihm feindlichen Einflusse der Umgebung des Vaters, Männern wie Alba, Espinosa, Ruy Gomez, zur Last legte — und es mag mit deren Zuthun wirklich manches geschehen sein, was auch einen verständiger denkenden Kopf mit Unmut erfüllt hätte. Philipp achtete nicht der Rechte des Thronfolgers, die der Staatsverfassung gemäß nicht unbedeutende waren, er hielt den Prinzen — wegen seiner Verschwendungssucht — knapp im Einkommen, versagte ihm einen völlig selbständigen Hofhalt und schob die Heiratspläne desselben, wahrscheinlich mit Rücksicht auf dessen körperliche Beschaffenheit, ins weite. Als endlich die Unterdrückung des niederländischen Aufstandes dem lebhaften Drange des Don Carlos, sich Ehre und Waffenruhm zu erwerben, Gelegenheit zur Bethätigung zu bieten schien, da wurde nach längerem Hinhalten Alba die Aufgabe zugeteilt.

Nun aber glaubt Don Carlos nicht länger mehr den immer steigenden Unwillen gegen den Vater niederhalten zu können, er will sich der drückenden Fesseln entledigen; dazu wirbt er Freunde unter den Granden, knüpft Verbindungen mit den Unzufriedenen in Flandern an und läßt ein größeres Anleihen aufnehmen; seine Absicht ist offenbar, sich nach den Niederlanden zu wenden. — Ranke hat gezeigt, welche Rückwirkung auf die Weltstellung Spaniens das Gelingen jenes Unternehmens geübt hätte.

So weit kommt es aber nicht; ehe es dem Infanten möglich ist, sich aus Madrid zu entfernen, wird nicht ohne dessen eigene Schuld der Anschlag enthüllt, Don Carlos vom König persönlich in Haft genommen, unwiderlegliche Beweise seiner Schuld finden sich vor. Vollständige Abschließung von der Außenwelt ist die nächste Strafe, die den Prinzen trifft; eine Kommission wird eingesetzt, um, wie Ranke auf eine Äußerung Philipps gestützt vermutet, mit den Ergebnissen der Untersuchung den

Cortes die Zustimmung zur Ausschließung des Don Carlos von der Thronfolge abzugewinnen; welches Schicksal ihm außerdem zugedacht war, darüber lassen sich nur Vermutungen äußern — alles, was darüber Aufschluß hätte geben können, ist sorgfältig beseitigt worden.

Philipp selbst hat, soweit er sich bemüßigt sah, Rechenschaft zu geben, besonders die physische Untüchtigkeit des Prinzen für dessen zukünftigen Beruf hervorgehoben, stets betont er die Pflicht gegen Gott und gegen seine Unterthanen, die ihn zu jenem Schritte gezwungen hätte; persönliche Beweggründe stellt er mit Eifer in Abrede, obgleich es sicher ist, daß in manchen Augenblicken der Infant vor dem Gedanken nicht zurückgescheut hat, auch das Äußerste gegen den Vater zu wagen. — Es mag dem bedrängten Vaterherzen ein, wenn auch schwacher, Trost gewesen sein, all das Geschehene einer geminderten Zurechnungsfähigkeit zuschreiben zu können; dieser Zustand forderte, daß für die Zukunft des spanischen Staates in anderer Weise vorgesorgt werde, aber sie enthob den König der Notwendigkeit, den eigenen Sohn als Verletzer der Majestät, als Verräter des Vaterlandes öffentlich anzuklagen.

Übrigens wäre es nie so weit gekommen; ein halbes Jahr nach der Gefangennahme starb Don Carlos. Dem durch die letzten Stürme noch mehr geschwächten Körper hatte die gewohnte Unmäßigkeit in Speise und Trank, der man vergebens wehrte, die karge Lebenskraft geraubt. Als Carlos sein Ende herannahen fühlte, legten sich die wilden Leidenschaften des kranken Gemüts, er starb versöhnt mit Gott und seinem Vater am 24. Juli 1568.

Soweit unsere Berichte reichen, lassen sie Philipp weniger als thätig eingreifend, eher als vorsichtig zurückhaltend erscheinen, nur bei der Verhaftung tritt er in den Vordergrund. Trotzdem hat es nie an Stimmen gefehlt, die ihn mehr oder weniger verblümt als Sohnesmörder an den Pranger stellten; zuerst war es die oranische Partei, die jene Vorgänge für sich ausnützte, dann die Franzosen, gleichfalls geleitet durch politische Erwägungen. Ranke hat in seiner „kritischen Abhandlung über Don Carlos“ längst gezeigt, wie das Parteimärchen allmählich an Boden gewinnt, wie gewisse Einzelheiten immer mehr herausgearbeitet werden, bis St. Réal den Hergang zu einem Roman im Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. umbildet, der aber in der Folge nicht bloß die Anschauung der Franzosen von jenem Ereignisse beherrscht, sondern auch die des gebildeten Deutschlands, da die Fabel zum Schillerschen „Don Carlos“ St. Réal entlehnt ist.

Kein Wunder, wenn hüben und drüben auch heute noch jene einseitige Auffassung besteht; selbst Gachard wendet sich am Schlusse seines Buches mit Anklagen gegen Philipp, und auch Ranke läßt die Frage offen, ob man den Vater oder den Sohn anklagen soll, ersteren wegen seiner anfänglichen Härte und seiner halben Maßregeln, die die Dinge zur Katastrophe gedeihen ließen. — Aber selbst wenn man den König von diesen Vorwürfen freispricht, bleibt doch das Gefühl, als habe Philipp des Vaters zu sehr über dem König vergessen; der Vorwurf der Lieblosigkeit erscheint nicht als ungerechtfertigt.

Freilich hat man nie untersucht, wie sich in dem mächtigen Herrscher Liebe und Haß äußern; wie wenig hat man bis jetzt von dessen Seelenleben gewußt; man kannte wohl einzelne Züge, die Philipp in einem uns ungewohnten milden Lichte zeigen, hat sie aber nie verwertet, vielleicht weil sie der herrschenden Anschauung zu sehr widersprechen. Das zärtliche Verhältnis des Königs zu seiner französischen Gemahlin ist der Fabel unseres Dramas zu sehr entgegen, die rührende Sorgfalt, mit der Philipp den zu Alcala schwer erkrankten Prinzen pflegte, hat erst Gachard hervorgehoben und dürfte wenig beachtet worden sein, man sieht in Philipp lieber den Ketzerbrenner und den Henker Egmonts und Horns.

Wenn wir aber heute von dem inneren Leben des mächtigen Selbstherrschers besser

unterrichtet sind, als wir je hoffen durften, so verdanken wir dies wieder dem Sammelfleiß und der glücklichen Hand Gachards, der im Turiner Archiv ein Bündel Briefe fand, die Philipp in den Jahren 1581 bis 1583 an seine beiden Töchter gerichtet hatte.* Für die politische Geschichte sind sie ohne Wert, dafür zeigen sie uns Philipp als Familienvater und im Verkehr mit seinen Kindern.

Bevor ich ihren Inhalt bespreche, gedenke ich der äußeren Umstände, unter denen sie geschrieben sind.

Philipp hatte nach dem Ableben Elisabeths von Valois (1568), die ihm zwei Töchter, Isabella (geb. 1566) und Katharina (geb. 1568), eben die, an welche die Briefe sich richten, hinterließ, in vierter Ehe seine Nichte, die Erzherzogin Anna von Österreich, die einst als Braut für Don Carlos bestimmt war, geheiratet. Der Ehe entsprossen zwei Knaben, Don Diego und Don Philipp, und eine jüngere Tochter Marie; ein halbes Jahr nach deren Geburt starb die Königin (August 1580). Philipp hatte nicht Zeit, seinem Schmerze nachzuhängen, die politische Lage forderte seine Anwesenheit in Portugal, in das nach dem Tode des letzten Königs, Heinrich, kraft der Erbansprüche Philipps der in Ungnade gefallene und jetzt wieder zu Gnaden aufgenommene Alba mit einem Heere einrückte. Bald folgte der König selbst, die Kinder blieben natürlich in Spanien zurück.

Mehr als zwei Jahre bleibt der König der Heimat fern; für die Trennung von den Kindern muß ein regelmäßiger Briefwechsel mit den beiden älteren Töchtern entschädigen, die damals fünfzehn und dreizehn Jahre alt waren.

Berührt der Inhalt der Briefe zwar die mannigfachsten Geschehnisse des täglichen Lebens, so ist doch der Grundton aller Empfindung, dem sie Worte leihen, teilnahmsvolle Sorge für seine Lieben. Schmerz und Kummer, wenn eines der Kinder erkrankt ist, Freude, wenn es wieder genesen oder wenn alle wohl sind, findet seinen Ausdruck fast auf jeder Seite. Darum hält der König darauf, daß die Briefe regelmäßig einlaufen, aber er beantwortet sie auch so gewissenhaft als möglich; wenn die Regierungssorgen ihm das einmal nicht gestatten, so verfehlt er nicht, sich zu entschuldigen und die Töchter mit einem um so längeren Schreiben schadlos zu halten. Wir hören, wie der König, nachdem er stundenlang Depeschen abgefertigt hat, in später Nachtstunde sich noch zum Schreibtisch setzt, um den Kindern zu schreiben.

Besondere Teilnahme äußert Philipp für die Entwickelung des damals sechsjährigen Infanten-Thronfolgers Don Diego; er will unterrichtet sein, wie der kleine Prinz zur Kunst des Lesens und Schreibens sich verhalte, hört mit Mißvergnügen von den geringen Fortschritten und sucht durch Versprechungen den Eifer zu entfachen, bald durch ein Schreibzeug, das die Silberflotte aus Indien gebracht hat, bald durch ein Kolorierbuch, das gleichzeitig den Kunstsinn des Knaben wecken soll; eine Zeichnung desselben, die dem Vater vorgelegt wird, findet eingehende und wohlwollende Beurteilung. — Viel zwar mutet er dem kleinen Herrn zu, auch die Sprache des neuerworbenen Landes soll er lernen, portugiesische Bücher werden nach Madrid geschickt, und der König vernimmt mit Genugthuung, daß Diego sich bereits einige Worte zu eigen gemacht habe; die Schwestern werden ermahnt, den Bruder in solch löblichem Beginnen zu unterstützen.

Das Schicksal hat diese Bemühungen zu überflüssigen gemacht; ehe Philipp nach Spanien zurückkehrte, starb der Infant an den Pocken. Bemerkenswert ist, daß, so oft früher in den Briefen desselben gedacht wurde, nach dessen Tod der Vater seiner nicht mehr erwähnt, nicht weil er ihn vergessen hat, sondern weil er sich schweigend in das Unabänderliche ergiebt. In dem ersten Briefe (Nr. 29) nach Diegos Tode schreibt er: „Ihr könnt euch

* Lettres de Philippe II à ses filles, les infantes Isabelle et Cathérine, par M. Gachard. Paris 1884.

die Freude denken, die eure Briefe mir erregten, da ich denselben entnahm, daß ihr wieder genesen seid" (auch die übrigen Kinder waren von der tückischen Krankheit befallen worden); „ich habe oftmals dafür Gott gedankt, nicht bloß für das, was er euch und eurem Bruder (Philipp) und eurer Schwester gewährte, sondern auch für alles andere, was zu thun ihm gefallen hat."

Aber über dem Thronfolger vergißt er durchaus nicht der anderen Kinder. Den Geburtstag läßt er nicht vorübergehen, ohne die Töchter mit herzlichen Worten zu beglückwünschen. Da er die Kinder so lange nicht mehr gesehen hat — so lange, daß er die jüngsten kaum kennt —, ist er begierig zu wissen, um wieviel sie wohl gewachsen seien; er wünscht, daß ihm mit Bändern das Längenmaß der Prinzessinnen und des Bruders zugesendet werde, und freut sich des Wachstums. Wiederholt tröstet er die beiden Töchter darüber, daß ihnen von den Pocken Narben zurückgeblieben sind, sie würden bis zu seiner Rückkehr längst verschwunden sein. Dabei wird er nicht müde, sie mit größeren oder kleineren Geschenken zu erfreuen. — Aber auch ernsteres wird abgehandelt; er ist besorgt, ob die Kinder ihren religiösen Pflichten nachkommen, und gelegentlich belehrt er die Töchter über den Gebrauch des eben eingeführten neuen (gregorianischen) Kalenders.

Nicht geringere Zuneigung als seinen Kindern zollt er seiner Schwester, die nach dem Ableben ihres Gemahls, des Kaisers Maximilian II., mit ihrer Tochter Margarete nach der spanischen Heimat zurückkehrte. Von jedem Fortschritte ihrer langsamen Reise will er auf das genaueste unterrichtet sein und äußert die lebhafteste Besorgnis, als in den Tagen, da sie sich auf hoher See befand, von einem Sturme berichtet wurde. Kaum kann er ihre Ankunft erwarten. „Wie beneide ich euch," schreibt er (Nr. 15), „daß ihr, wenn euch dieser Brief erreicht, meine Schwester bereits gesehen haben werdet oder wenigstens ihr ganz nahe seid; schreibt mir recht viele gute Neuigkeiten von ihr, ob sie beleibt ist oder mager, und ob wir uns noch ähnlich sehen; gewiß ist sie nicht so gealtert wie ich. Erzählt mir auch von eurer Muhme, und ob ihr sie versteht" (sie sprach noch nicht spanisch). Die Kaiserin begab sich, nachdem sie einige Zeit bei den Kindern verweilt hatte, nach Portugal, um ihren Bruder und ihren Sohn Albrecht zu sehen. Philipp mag selbst das erste Zusammentreffen mit seiner Schwester zu Muja erzählen (Nr. 20). „Ich kam dort vor meiner Schwester an. Da es aber heftig regnete, fuhr ich ihr in meinem Wagen noch eine halbe Meile entgegen. Als wir uns endlich trafen, beeilte ich mich, aus dem Wagen zu steigen und ihr die Hand zu küssen, bevor sie ihren Wagen verlassen könne, in dem sie mit meiner Nichte saß, ihnen gegenüber die Herzogin (?) und eine Dame, die ich noch nicht recht kenne. Weil der Wagen meiner Schwester nicht groß genug war, uns alle aufzunehmen, wollte sie in den meinen steigen, wo wir aber auch nicht ungestört waren; mein Neffe und meine Nichte waren es viel mehr. Ihr könnt euch die Freude denken, die wir bei unserem Wiedersehen empfanden; es sind sechsundzwanzig Jahre her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben, und in vierunddreißig haben wir uns nur zweimal gesehen, jedesmal nur auf ganz kurze Zeit. — So kamen wir nach Muja, wo ich einen Augenblick mit meiner Schwester verweilte, dann kehrte ich nach dem Kloster (Nossa Senhora da Sera) zurück, um dort zu übernachten; wir hätten an einem Orte nicht Platz gehabt. — Meine Schwester befindet sich recht wohl, wenn ich sie heute auch ein wenig husten hörte; sie sagte mir, daß sie sich vor ihrer Ankunft in Guadalupe nicht so wohl gefühlt hätte. Das übrige werden euch andere geschrieben haben oder noch schreiben; aber meine Freude könnt ihr euch leicht vorstellen. Während wir bei meiner Schwester sind, kleidet sich mein Neffe in Scharlach, ich selber aber in Velours, dazu trage ich ein Barett. — Es ist wahr, daß ich im Wagen meine

Nichte mit ihrem Bruder deutsch sprechen hörte; bis jetzt habe ich von ihr nur wenige spanische Worte vernommen; aber ich glaube, daß sie gute Anlagen hat, besonders nach dem, was ihr mir von ihr geschrieben habt. — Magdalena" (vergl. das folgende) „ist von der Ankunft meiner Schwester recht erfreut; ihr Kleid aus Taffet, das sie angezogen hat, ist stark abgetragen; das ist allerdings meine Schuld, da ich ihr nichts gegeben habe, obgleich sie nicht verfehlte, sich mir in Erinnerung zu bringen; das bleibt bis zur Ankunft in Lissabon aufgeschoben. Sie trägt auch eine kleine Goldkette, und meine Schwester war sehr überrascht, sie so wiederzusehen, obgleich sie äußerte, daß Magdalena so aussehe, wie sie immer ausgesehen hat. Mir kommen die Halskrausen der (österreichischen) Damen nicht so groß vor, sie haben sie sicher abgeschnitten, nachdem sie die gesehen hatten, die in Spanien üblich sind." — Der Brief zeigt zur Genüge, daß Philipp es nicht verschmähte, auch auf die Kleinigkeiten des Alltagslebens einzugehen, das kennzeichnet geradezu seine Briefe und zeigt die von empfindsamem Wesen freie gemütliche Veranlagung des Schreibers.

Nicht minder deutlich geht dieselbe aus dem fast vertraulichen Verhältnisse des Königs zu seiner Umgebung hervor; hierin ist er der echte Erbe seines Vaters, Karls V. Besonders oft wird in den Briefen jener schon erwähnten Magdalena gedacht. Wir kennen von ihr nichts als den Namen; vielleicht war sie die Wärterin des Königs oder der Kaiserin. So oft Philipp von ihr schreibt, laufen einige boshaft-humoristische Bemerkungen mit unter; er meint, ihre Hinfälligkeit komme daher, daß sie zu tief ins Gläschen gucke. Als sie fieberkrank war und zur Ader gelassen wurde, giebt er den Töchtern als bedenklichste Krankheitserscheinung an, daß ihr der Wein nicht schmecke, das sei ein schlimmes Zeichen; sonst habe es keine Gefahr, sie erhole sich rasch, und das beste zur Genesung werden die kleinen Geschenke beitragen, die sie von der Kaiserin erhalten hat; denn nach einer deutschen — in Spanien unbekannten — Sitte beschenkte man den, der zum erstenmal während einer Krankheit zur Ader gelassen wurde (Nr. 26). — Gelegentlich erzählt wohl auch der König, daß trotz ihrer Jahre sie in den Beinen noch immer ein gewisses Jucken verspüre, so oft sie Tanzmusik höre; des anderen Tags könne sie aber dann kaum auf ihren Füßen stehen.

Wie vertraut sie der königlichen Familie war, geht auch daraus hervor, daß der König sie wiederholt auffordert, fleißig den Infantinnen zu schreiben; dafür hört er auch wohl einmal von ihr, daß sie sich am Vorabend eines Stiergefechts nicht mit Briefschreiben abgeben werde. Sie fordert ihrerseits von Philipp, daß er ihre Partei ergreife, wenn sie, wie nicht selten, mit der übrigen Umgebung Streit hat, und aus des Königs Brief klingt ihre Entrüstung durch, wenn dieser es einmal unterläßt. Er kennt sie genau und lächelt gleichmütig, wenn sie in der Erregung droht, den Hof zu verlassen oder gar den Gegner zu töten; er weiß, daß am folgenden Tag sie alles wieder vergessen hat (Nr. 9).

Auch andere Personen der Umgebung stehen zum König und seiner Familie in vertraulichem Verhältnisse. Ein Diener, Namens Morata, eben von einer Krankheit genesen, bittet den König, den Infantinnen seine ehrfurchtsvollsten Grüße zu übermitteln; der Ausdruck der Ehrerbietung ist aber etwas weitschweifig, und der König hat nicht Lust, ihn zu Papier zu bringen; aber er will auch nicht, daß der Auftraggeber von dieser Unterschlagung erfahre. „Er würde es übel nehmen," schreibt Philipp (Nr. 22), „manchmal gebe ich ihm Nachrichten von euch, das muß ich thun, damit er nicht böse auf mich wird, wie sonst zuweilen."

Spärlich ist, was der König von sich selbst berichtet; ist er unwohl, so macht er den Töchtern, um sie nicht zu beunruhigen, nur ganz kurze Mitteilung, höchstens mit einer Klage über die bitteren Arzneien. Hier und da spricht er von dem fühlbar

werdenden Alter; als die kleinste Infantin zwei Zähne bekommt, meint er scherzend, diese seien wohl der Ersatz für die ihm eben ausgefallenen. Auch sein Gedächtnis vermag er nicht zu rühmen; er weiß nicht einmal genau das Alter seiner Kinder.

Viel Platz in den Briefen nehmen die Berichte über die verschiedenen Reisen Philipps in Portugal ein; gelegentlich werden auch Schilderungen von Staatsaktionen und religiösen Festlichkeiten eingeflochten; auch der Stapellauf eines Schiffes, ein Stiergefecht und selbstverständlich auch ein Autodafé wird geschildert. Der König vergißt nicht, die Namensliste der unglücklichen Verurteilten den Töchtern einzusenden; vor der Vollziehung des Urteils zog er sich übrigens zurück. — Auch andere auffallende Ereignisse werden bemerkt, starke Kälte, Stürme, Brände, das Einlaufen der Silberflotte, die Geschenke für die Kinder an Bord hat.

Nicht ungern vergleicht der König zwischen den portugiesischen und den heimischen kastilianischen Zuständen; eigentlich ist an Portugal nichts auszusetzen, aber in Aranjuez, im Pardo und selbst im Escurial ist es doch viel schöner; im Sommer weniger heiß, im Winter weniger naß. Oft bricht der Wunsch durch, wie gern er jetzt an einem dieser Orte weilen möchte. Er läßt sich über alle baulichen Veränderungen in jenen Schlössern von seinen Töchtern auf das genaueste unterrichten.

Wenn uns alle jene Gesandtschaftsberichte verloren wären, die uns über Philipps Verhältnis zu Don Carlos aufklären, so würden, wie ich glaube, diese Briefe allein genügen, um allen Ernstes die Frage aufzuwerfen: kann der zärtliche Vater, der diese Briefe geschrieben hat, dreizehn Jahre zuvor wirklich so unmenschlich an seinem damals einzigen Sohne gehandelt haben, wie ihm die Nachwelt vorgeworfen hat? Sie sprechen wohl eher dafür, daß es Philipp einen schweren Kampf gekostet hat, bis er sich zu jenem Vorgehen gegen Carlos entschloß, das selbst milderen Beurteilern als übertriebene Härte erscheint.

Es wird auch schwerlich jeder Schritt Philipps sich billigen lassen; aber man hüte sich, an dessen Handeln nur den uns geläufigen Maßstab anzulegen und danach abzuurteilen. Man möge im Gedächtnis behalten, daß uns ein vollkommenes Verständnis von dem Fühlen und Wollen einer historischen Gestalt, von welcher Zeit und Raum uns so sehr entfernen, ebensowenig werden wird als von dem der Helden Calderonscher Dramen. Wir empfinden das Vorgehen Philipps gegen seinen Sohn als Härte, auch wenn wir dasselbe als berechtigt anerkennen; der heißblütige und rasch zur That geneigte Südländer wird gewiß einer milderen Beurteilung zugänglich sein. Durfte Calderon es doch wagen, Don Gutierre, der auf ungegründeten Argwohn hin seiner Gemahlin die Adern öffnen läßt, als Sühne aufzuerlegen — eine verlassene Geliebte zu heiraten, und wir hören nicht, daß das Madrider Publikum sich darob entrüstet hätte. Gewiß hat auch Philipps Vorgehen gegen Don Carlos die sittlichen Gefühle der Spanier weit weniger als die unserigen verletzt und ihm nichts von der ihm gezollten Ehrfurcht geraubt. In welcher Gestalt Philipp nach einem Jahrhundert in seinem Volke fortlebte, zeigt uns gerade Calderon an jenem gerechten und doch billig denkenden König, der dem Bauer Crespo um der rächenden That willen nicht zürnt, vielmehr den ungezügelten Drang nach Recht und Gerechtigkeit ehrend, ihm den Richterstab von Zalamea für immer in die Hände legt.

Wie uns aber das eine und das andere fremdartig dünkt und nicht entsprechend unserem sittlichen Empfinden, so wird uns auch die Gestalt Philipps nie so nahe gebracht werden können, um mit sicherem Verständnis zu ihr emporzuschauen wie zu einer der Gestalten der Geschichte unseres Volkes.



Aus der

Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte unseres Kuckucks.

Von

Adolf Müller.

I.



Wenn es ein bewährter pädagogischer Grundsatz ist, im Belehren erst das Nahe vor dem Entfernteren, das Einzelne vor dem Allgemeineren dem Lernenden vorzuführen und zur Erkenntnis zu bringen, so wird diese Maxime auch allgemeine Geltung haben in der Wissenschaft, die ja belehren und aufklären soll. Wäre die Naturbeschreibung, insbesondere die Erforschung des Lebens unserer heimischen Tierwelt, gleichmäßig überall diesen Weg gegangen, dann stände es mit der Kenntnis so mancher Tierarten der Heimat um vieles besser, als es thatsächlich der Fall ist. Ja, sollte man es meinen: die Kenntnis von Wesen und Wandel gerade unserer populärsten Tiergestalten, wie Fuchs, Dachs, Wiesel und andere mehr bis zu unserem Kuckuck hin liegt noch vielfach bis in die neueste Zeit im argen. Dem Mangel an richtiger Erforschung und Erkennen folgte hier die Vermutung, die Theorie, und diese öffnete das Feld der Phantasie. Statt den freilich mühsamen, aber sicheren Weg unmittelbarer Beobachtung und Forschung zu betreten, wurde der breite, bequeme der Hypothese eingeschlagen. Die Teleologie legte hier gleichsam den Grundstein zu ihrem Luftgebäude. Ganz insbesondere für Funktionen der Fortpflanzung des Kuckucks errichtete diese Scheinwissenschaft die Stätten ihrer Theorien, das Reich ihrer Fabeln. Statt Thatsachen brachte sie Annahmen, Meinungen, die sie bloß aus der Gedankenmäßigkeit, aus Schlüssen a priori zog.

Neuerdings treten diese ostensiven Kundgebungen der Zweckmäßigkeitslehre wieder zum Vorschein. Es ist daher Pflicht der Vertreter ernster, unmittelbarer Naturbeobachtung, diesen erneut das ansteckende Ferment in die Tierkunde bringenden Auslassungen zu begegnen. Und wenn ich mich dazu berufen halte, so wird mir dies von jedem vorurteilslos Urteilenden nicht mißdeutet werden im Hinblick darauf, daß die Erforschung des Vogels meiner gegenwärtigen Betrachtung nun schon den größeren Teil meines Lebens in Anspruch genommen hat.

Trotz alledem ist mir noch so manches in der Fortpflanzungsgeschichte unseres bekannten Unbekannten, wie ich ihn genannt und noch nennen muß, dunkel geblieben. Denn der Kuckuck ist so zu sagen auch ein Mystiker, der durch seinen vielfach verdeckten Wandel auch den Geübtesten gründlich irreführen kann, ein Vogel, der hier das Volk zur Erfindung der bekannten Fabeln verleitete, dort die Mystiker der Vogelkunde zum Wort brachte mit ihrem Theorienkram par excellence. Und so hat sich seit Aristoteles und Pli-

nius das Reich der Fabeln bis auf den heutigen Tag über den Gegenstand unserer Betrachtung erhalten, ja zum Schaden wahrer Wissenschaft erweitert.

Es wird wohl auch in weiteren Kreisen als von Interesse erachtet werden, wenn ich das Wesentlichste der praktischen Erfahrungen, die ich über das Thema während Decennien gesammelt habe, in diesen Blättern wiedergebe. Ich unterlasse es, alle die Behauptungen im einzelnen aufzuführen, welche aus dem teleologischen Lager entsendet worden sind; ich vermeide auch geflissentlich die Nennung gewisser Namen von Verbreitern der Irrlehre, und lasse nur die Resultate meiner Beobachtungen und Entdeckungen mit einigen übereinstimmenden Erfahrungen anderer sprechen, um mein Thema durch Thatsachen zu beleuchten.

Bevor ich jedoch in den Kernpunkt meines Gegenstandes eingehe, möge ein Überblick über die Lebensgeschichte des Kuckucks vorausgehen, da von dieser so manches doch in weiteren Kreisen noch nicht bekannt sein mag.

Unser Kuckuck (Cuculus canorus s. europæus) gehört in die Familie der Kuckucke (Cuculidæ), unter die Ordnung der Klettervögel (Scansores) und speciell zur Unterordnung der Paarzeher (Scautipedes). Er ist ein sehr schlanker, 35 bis 38 cm langer Vogel, dessen über Körperlänge messender Schwanz denselben noch gestreckter erscheinen läßt. Von den kurzen hellgelben, bis über das Fersengelenk befiederten Füßen kann die äußere der drei Vorderzehen nach hinten gewendet werden, weshalb Pöppig den Vogel viel angemessener unter die Unterordnung „Wendezeher“ gestellt hat, als andere, die ihn zu den „Leichtschnäblern“ verwiesen. Sein Kleid läßt sich im wesentlichen trotz der vielfach vorkommenden Nuancen in Schwarz und Braun folgendermaßen charakterisieren. Der männliche Kuckuck trägt ein seidenglänzendes Gefieder, das oben vorherrschend aschgraublau, auf Schultern, Flügeln und Schwanz mit einem mattschillernden Grünschwarz überflogen ist, auf der Unterseite weißlich bis zur Gegend der Schenkel bald mehr oder weniger mit dunkelbraunen Linien quer gewellt oder „gesperbert“ erscheint. Auf den Innenfahnen der schwärzlichen Flügel befinden sich weiße Flecken, ebenso ist das Steuer beiderseits der Spulen in regelmäßigen Reihen weißpunktiert bis zu den weißen Endspitzen. Der weibliche Vogel ist dem männlichen gegenüber stets bräunlich gefärbt, dessen Unterseite blasser durch rötlichgelbe Wellenzeichnung, und am Unterleibe auf gelbem Grunde bräunlich gesperbert. Bei der notorischen Veränderung der Färbung nach Alter, Aufenthalt und Nahrung des Vogels soll die braune Färbung zunehmen, je südlicher das Vorkommen sei, eine Erscheinung, aus welcher die auf Irrwegen sich befindende Specialitätensucht zwei Arten unseres Kuckucks aufgestellt hat, die aschgraue (C. canorus) und die rotbraune (C. rufus).

Als ein ausgesprochener Sommervogel erscheint bei uns der Kuckuck Mitte oder Ende April, seine Ankunft sogleich mit seinem selbstverherrlichenden Rufe verkündend. Es verbreiten sich seine Heimstätten vom südlichen Europa bis zum Nordkap, nördlich z. B. in den südlicheren Gebirgen Skandinaviens bis zu tausend Meter über der Meeresfläche, im ganzen die nördlichen Gegenden der Alten Welt behauptend.

Ich gestatte mir, das Weitere nach dem mit meinem Bruder gemeinschaftlich verfaßten Werke „Tiere der Heimat“ vorzutragen.

Seine Lieblingsorte sind verwahrloste, von Triften, Weiden, Wiesen, schilfbewachsenen Flüssen und Teichen unterbrochene Wälder mit vielen Oberständern, auf welchen sich die Gauche in ihrer alsbald nach der Ankunft erfolgenden Paarungszeit stürmisch herumtummeln und in einer wahren fieberhaften Liebeswut heiser schreien. Das „Kuckuck“ versagt dann nicht selten bei überschnappender Stimme, oder wird in der Hitze zu einem mehrsilbigen „Kuckuckuck“, welchem sich öfters ein heiseres „Gwawawawa“ oder „Wawawawah“

gesellt, dem das Weibchen mit einem halblauten „Kiwiwiwi" antwortet. Bei jedem Rufe erfolgt ein Fächern und Aufschnellen des Schwanzes bei hängenden Flügeln und unter ungestümen Bücklingen. (In dieser Situation habe ich den Vogel auf S. 537 zu Bild gebracht.) Dieses Treiben und Jagen geht besonders des Morgens vor sich und verwandelt sich beim Begegnen von mehreren Männchen in hitzigen Streit, bei welchem die eifersüchtigen Kämpen aneinander fliegen und heftig mit den Flügeln und Schwänzen schlagen. — Etwa alle acht Tage wird ein Ei bei dem Weibchen reif, welches letztere nun unruhig hin- und herzieht, auch am Boden, in Sträuchern und dem Schilfe der Bäche und Teiche, sowie in Gärten und sogar an Wohnungen nach Nestern sucht, um sich seines Eies zu entledigen. Die Entstehung der vier bis sechs Eier fällt in die Zeit von Anfang Mai bis zu Ende des Juni. Jedes Männchen hält ein bestimmtes, ziemlich umfangreiches Revier inne, in welchem es kein anderes duldet. Es durchfliegt dieses Revier, immer unstät und stürmisch, äußerst schnell und läßt gewöhnlich von einer erhabenen Stelle aus seinen Ruf erschallen. Seine gewöhnliche Nahrung sind Raupen und zwar vorzugsweise behaarte Baumraupen, wie die des Prozessions- und Pappelspinners, der Nonne, die große Kiefernraupe und andere mehr. Diesen geht der Vogel vornehmlich bei beständiger guter Sommerwitterung nach und hängt sich beim Ablesen derselben schief an die Stämme und Äste. Sobald es kühl und regnerisch oder gar kalt ist, wie nicht selten bei seiner Ankunft, flattert er am Boden her, durchsucht die herabhängenden Baumäste oder das Gesträuch und nimmt die verschiedenste Nahrung von Kerfen, ja sogar Wacholderbeeren auf. Ebenso wird die Tiefe von ihm besucht im Nachsommer, wo wir ihn sehr oft Stunden, ja halbe Tage lang auf Wiesen nach Bärenraupen und Heuhüpfern Jagd machen sahen. Nicht selten schart er sich auch in Waldungen, welche vom „Raupenfraß" befallen sind, zusammen und vertilgt bei seiner ungemeinen Freßgier eine erstaunliche Menge dieser von keinem anderen Vogel angegangenen Waldverheerer. Auf dem Boden geht er ungeschickt, papageiartig, oder hüpft, wiewohl seltener, unbeholfen kurze Strecken einher. Sein Element ist die Höhe, außer der drängenden, treibenden Paarzeit mehr die schattigen, mittleren Stellen der Bäume, weniger die Kronen und Spitzen: denn er ist im ganzen ein sehr scheuer Vogel, der sich gern den Blicken entzieht und schon auf weite Strecken vor dem Jäger flieht. Sein Flug ist leicht, schwebend, ungemein schnell und in einem fortgehend, ähnlich dem des Sperbers, weshalb man ihn mit diesem Raubvogel oft verwechselt und die Fabel erdichtet hat, er verwandele sich gegen den Herbst in den letzteren. Doch unterscheidet ihn von diesem sein längerer Schwanz, den er im Fluge auch etwas hängen läßt. Wegen seines ungestümen Wesens ist er unangenehm als Stubenvogel, überhaupt schwer zu halten, und dauert selten in der Gefangenschaft aus. Sein Fleisch ist zart, von weißrötlicher Farbe und wohlschmeckend. Es ist meist von bedeutendem Fettansatze begleitet und ein süßlicher Geruch ihm eigentümlich. — Schon im August beginnen die alten Kuckucke ihren Zug nach Süden, während die jüngeren noch bis Ende September verweilen.

Nach diesen kurzen Umrissen des Lebenswandels ist eine Untersuchung des Leibesbaues unseres Gegenstandes notwendig. Der Körper des Kuckucks erweist sich als ungemein leicht, welche Eigenschaft die außerordentliche Luftführung der Knochen und die weiten Zellengewebe der Brusthöhle bedingen. Seiner großen Flugfertigkeit gemäß entdecken wir in seinem Knochengerüst einen auffallend hervorspringenden Kiel oder Kamm am Brustbeine, an dessen großen bogigen Flächen beiderseits sich sehr entwickelte Bändermuskeln ansetzen. Dr. F. M. Eduard Opel hat das Verdienst, den Leib des Kuckucks einer sorgfältigen anatomischen

Untersuchung unterworfen zu haben. Hiernach formen sich zufolge des ungemein platzgreifenden Brustbeines die Brustbeinrippen (ossa sternocostalia) in einer wagerechten Lage schichtenartig zusammengepreßt, auf welche sich die fünf wahren Rippen in gleicher schichtig zusammengedrückter Form nahezu rechtwinkelig einlenken. Nicht weniger markiert sich das breite Rückengerüst in seinem Ausläufer, der Steißbildung, dem letzten Wirbel mit einer „pflugscharenähnlichen" seitlichen Zusammendrückung oder Verbreiterung, wodurch sich eine Annäherung an die



Männlicher und weiblicher Kuckuck in der Minnezeit.

Steißknochenform der Spechte bekundet. Eine sehr interessante Bildung besitzt der Magen des Vogels. Nach dem angeführten Untersucher führt der muskelkräftige, kropflose Schlund hinter der ganz vorn am Halse herlaufenden Luftröhre in den drüsenreichen Vormagen durch eine förmliche „Einstülpung", indem er weit in den Vormagen hineinreicht und nicht unmittelbar am oberen Rande mündet, sondern sich in die Muskelhaut einschiebt und einige Linien tiefer in fast triangulärer Form wieder austritt. Der Vor- oder Drüsenmagen geht nun mit einer ganz ähnlichen Einstülpung in den Muskel- oder Hauptmagen über. Derselbe ist rundlich, seine Wände sind ungemeiner Ausdehnung fähig und besitzen innen dünne, in die Länge laufende gefurchte Muskelbündel, in deren Rinnen oder Furchen sich die Haare der Bärenraupen einhaken.*

Neben dieser, eine ungeheure Verdauungskraft verratenden inneren Einrichtung und Gestaltung des Magens fällt seine Lage auf. Die Luftzellen der Brust, welche sich zwischen Muskeln und Haut ausdehnen, drängen den Magen nach dem Unterleibe und vermöge seiner Stellung dicht unter der Bauchdecke weiterhin auch nach außen, und dies um so mehr, als er, wie gewöhnlich, mit Nahrung angefüllt ist. Hierdurch entsteht — wie schon seiner Zeit Herissant behauptet hat — ein Druck auf die Gebilde des Unterleibes, insbesondere auch auf den Eileiter, zufolge dessen das Ei des Vogels den verhältnismäßig geringen Umfang erhält. Diese Schlußfolgerung ist berechtigt und wird durch die durchschnittlich geringe Größe der Eier sowohl, als den engen Eileiter selbst bestätigt. Die andere Folgerung Opels, dahingehend, daß „bei zu geringer Ausscheidung des Eiweißes im Eileiter das Ei eine so lange Zeit zu seiner vollständigen Umhüllung in Anspruch nehmen muß", kann an und für sich nicht bestritten werden; allein die weitere Behauptung, „daß hierdurch seine Selbstbrütung durchaus unmöglich sei, indem die kurze Zeit, die der Kuckuck in unseren Gegenden verbleibt, nur für die Legung, nicht aber für die Brütung hinreicht" — ist durch meine neueste, am Schlusse dieser Abhandlung gegebene Entdeckung nicht als ausschließliche Regel mehr anzunehmen. Bei der weiteren Betrachtung der inneren Körperteile des Vogels interessiert seine Luftröhre. Diese ist einem gelegentlich meiner Untersuchungen des Kuckucksleibes gefertigten Präparate in der angefügten Zeichnung (S. 540) abgebildet. Sie besteht aus starken Knorpelringen (r r), welche beinahe transparent die Röhre gleichmäßig konzentrisch umfassen. Der untere Kehlkopf oder die sogenannte „Trommel" (t) ist von noch stärkeren Ringen umgeben. Sie erweist sich vermöge dieser elastischen Ringe sehr dehnsam, und diese Eigenschaft wird noch erhöht durch den tiefen Einschnitt (e), welcher sie einesteils (nach vorn) teilt und den beiden in die Lunge sich verzweigenden Ästen (der „Gabel" g g), verbunden mit dem nach unten gebildeten ovalen Ausschnitt, ebenfalls einen bedeutenden Spielraum verleiht. Die beiden sehr dehnbaren Muskelbänder (m m), die sich beiderseits an die Außenwand der Luftröhre, andererseits in Verzweigungen (z z z) an der inneren Wandung des Brustkorbes ansetzen, verursachen durch Zusammenziehen der Bänder (m) ein Herabdrücken und dadurch eine Erweiterung der Trommel und zugleich des oberen Kehlkopfes oder der Stimmritze; wogegen ein Strecken des Halses unter Anspannung der Luftröhre eine Verengerung oder ein Zusammenziehen der Trommel und Stimmritze bewirkt. Durch dieses Stimmwerkzeug wird der weitschallende,

* Nach meinen wiederholten Untersuchungen bestätigt sich die Angabe Opels, daß die in den Rinnen der Magenmuskeln eingehalten Raupenhaare der Regel nach einzeln, höchstens bündelweise stehen, selten diese Haare aber die ganze Innenwand des Magens pelzartig ausfüttern. Es entscheidet die Jahreszeit, in welcher der Vogel untersucht wird. Zur Zeit des Nachsommers, in welcher er sich fast ausschließlich mit Bärenraupen ernährt, weist der Magen die pelzartige Behaarung auf. Ein solcher ist in der beigegebenen Abbildung (S. 540) von mir vorgeführt.

volltönende Ruf in den beiden hohen und tiefen Terzen erzeugt. Ein weiteres namentlich neben der Ernährung bei dem Fortpflanzungsgeschäft des Vogels in Anwendung kommendes Glied ist der Schnabel. Schon die Zeichnung des rufenden Kuckucks vergegenwärtigt sprechend das bedeutende Öffnungsvermögen dieses Gliedes. Die beiden Abbildungen des Kuckuckskopfes (S. 541) veranschaulichen die ganz besondere Konstruktion der Schnabelrandbildung. Dieselbe legt sich an der Schnabelwurzel zuerst nach oben in einem konvexen (b), nach unten in einem flach konkaven Bogen (b') zusammen. So erscheint diese Mundwinkelhaut zwischen den beiden Kiefern derart bogig zusammengefaltet, daß sie dem Öffnen des Schnabels in einem Winkel von über 60° (zwei Drittel eines rechten) zu folgen vermag.

Dies wären die wesentlichsten ins Auge zu fassenden Organe und Gliedmaßen unseres Vogels, dessen wichtigste und interessanteste Epoche in seinem so außerordentlich vielseitigen und wandelvollen Leben: sein Verhalten in Bezug auf die Fortpflanzung nämlich, dem geneigten Leser vorzuführen nunmehr mir vergönnt sein mag.

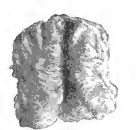
Ich gestatte mir, diesen Abschnitt mit meinen eigenen früheren Worten über diesen Gegenstand einzuleiten. Wollen wir die Fortpflanzungsgeschichte unseres Kuckucks allmählich aus dem Dunkel, in dem sie noch bis hierher geschwebt, ins klare bringen, so ist der einzige Weg dafür der empirische. Wir verlassen die breite, bequeme Straße des Schlendrians der Theoreme und lenken in die versteckten, freilich oft mühsamen Pfade der unmittelbaren lebendigen Forschung und Untersuchung in der Natur. Ich denke, wir selbst spielen gewissermaßen — den Kuckuck. Ich habe von jeher diesen empirischen Weg eingeschlagen und setze diesen Gedanken praktisch fort... Ich vertausche nämlich — wie dies die praktische Zunft der Dompfaffenzüchter schon lange mit den Eiern des Blutfinken behufs Verbergens vor Konkurrenten thut und wie es unsereiner so vielfältig schon als vogellüsterner Knabe gethan — einfach die Eier aus Gelegen verschiedener Vogelarten miteinander und habe bei meinen ausgedehnten Versuchen auf das unwiderleglichste gesehen, daß die meisten friedlichen kleineren Nistvögel ohne weiteres die aufgenötigten Eier angenommen, bebrütet und gezeitigt haben. Auch bemerke ich eben beim Zuhandnehmen der mit großem Unrecht beinahe vergessenen „Beiträge zur Vogelkunde" von Brehm Vater (Ch. Ludwig) mit hoher Freude, daß dieser aufmerksame Forscher diesen Gedanken schon gehegt und auch praktisch bis zu einem gewissen Punkte ausgedehnt hat, namentlich aber von diesen Thatsachen aus durch gesunde Folgerung und naturgemäße Anschauung hinsichtlich der Zeitigung des Kuckuckseies zu demselben Resultat gelangt ist wie ich mit meinen praktischen Versuchen, wovon weiter unten die Rede sein wird.

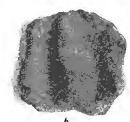
Brehm Vater sagt in seinem angeführten Werke, Seite 486 u. 487: „Daß die Sänger ein Kuckucksei ausbrüten, welches unter den ihrigen liegt, ist gar nicht auffallend; dies thun ja auch andere Vögel. Wir haben Raben- und Gartenkrähe (Corvus corone et pica) Hühnereier untergelegt anstatt der ihrigen, und sie haben sie jedesmal ausgebrütet, was eine bekannte Sache ist. Wir warfen einstmals einen Stein nach einem Rabenkrähenneste, um zu sehen, ob die alte Krähe herausfliegen würde; der Stein fiel gerade in das Nest, aber es war keine Krähe darin. Als wir wieder an diesen Ort kamen, flog die Krähe von den Eiern und hatte den Stein, der eins ihrer fünf Eier zertrümmert hatte, ganz warm gebrütet. Braucht man sich also zu wundern, wenn dies kleine Vögel mit dem Kuckucksei, das mitten unter den ihrigen liegt, auch thun?"

Klingen diese Worte aus dem Jahre 1820 nicht mahnend herüber in diese Zeit, worin die Naturforschung vor allem Licht und Klarheit verbreiten soll?! Man sollte denken, daß sie gehört und ein für allemal richtig gewürdigt würden; allein das ist alles vergeblich. Das scheint viel zu

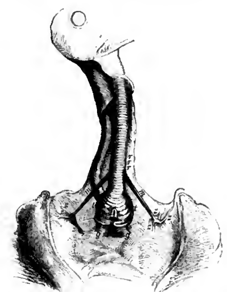
nüchtern, viel zu alltäglich und — natürlich zu sein. Man sucht nach Neuem, Unerhörtem, scheinbar Tieferem — Mystischem, glaubt es gefunden (oder nimmt es auch wohl zu bewußtem Zweck als begründet an) und schiebt das Gefundene, das man vielleicht aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an praktischer Anstelligkeit unbegründet läßt, die Eselsbrücke der Vernunfungen auf die unerforschliche Weisheit der Vorsehung hinüber.

Es seien unter den zahlreichen Versuchen, welche ich seiner Zeit auf die angeführte Weise anstellte, nur die wesentlichsten erwähnt. Eine Schwarzamsel ist auf diese Art mit drei Singdrosseln ausgeflogen; dagegen hat die Amsel, deren Nest in einem Reisigstoße ich eines der Singdrosseleier anvertraut, dasselbe verlassen; offenbar aber nur deswegen, weil das scheue Tier mehrere Tage hintereinander durch Holzabfuhren ganz in der Nähe seines Nestes gestört und so verhindert wurde, sein Gelege anhaltend zu bebrüten. Einen Sperling fand ich gelegentlich der Revision der Nester unter den Stiefgeschwistern Goldammern, während ein junger Goldammer in einem Haussperlingsnest ausgebrütet wurde. Zwei brütenden Rotkehlchen wurden, dem einen ein Ei des Goldammers, dem anderen ein Kieselstein untergelegt; das Goldammerei wurde mit zweien des Rotkehlchens ausgebrütet, und auf dem Kieselstein brütete der andere Brutvogel ruhig weiter. Einer fahlen oder Dorngrasmücke (Curruca cinerea) übergab ich ein Ei der Klappergrasmücke (Curruca garrula). Diese, sowie das eine der Rotkehlchen, welchem das Ammerei übergeben war, bemerkten sofort das Fremde in ihrem Familienheiligtum, indem die Grasmücke unter Aufrichten ihrer Kopffedern ihre Warntöne ausstieß und den Gatten herbeirief, wonach beide eine Weile um das Nest hüpften, bis sich endlich eines





a Die Außenwand des Haupt- oder Muskelmagens vom Kuckuck; b die Innenwand dieses Magens.



Der untere Kehlkopf oder die Trommel des Kuckucks mit den Muskelvorrichtungen.

der Gatten beruhigt auf das Gelege begab. Ähnlich verhielt sich das Rotkehlchen, indem es den fremden Gegenstand eine Weile betrachtete und dann zögernd, das Gelege ordnend, sich über die Eier begab. Mein Bruder Karl, den ich zu Versuchen aufforderte, berichtete mir unter anderem folgendes: „Ich fand — ganz entgegen der willkürlichen theoretischen Behauptung, die Natur habe es so eingerichtet, daß die Vögel, in deren Nestern der Kuckuck legt, das untergeschobene Ei nicht so leicht erkennen sollten —, daß jeder kleinere Vogel sich das Oktroyieren eines jeden einigermaßen entsprechenden Eies, mag es eine Farbe haben, welche es wolle, gefallen ner Zeit mit großer Vorsicht während des Zulegens oder ganz zu Anfang des Brütens der Nistvögel betrieben worden; dennoch signalisierten stets und ständig die Nesteigentümer mein Annähern an ihren Nistplatz durch ihre Warn- und Angstrufe. Später, als die eingelegten Eier angenommen waren, störte die Vögel ein öfteres Besuchen der Nester wenig oder gar nicht; nur das feuerköpfige Goldhähnchen (Regulus ignicapillus) fand ich unter anderen sehr empfindlich bei Störung in der Brut und leicht geneigt, das Nest zu verlassen. Allen guten zuverlässigen Beobachtern der Vogelwelt, welchen ich diese Materie zu behandeln gab, kamen zu ganz



Kuckuckskopf beim Rufen und in der Ruhe.

läßt. Nach augenblicklichem Erstaunen und mißtrauischem Gebaren fügt sich der keineswegs getäuschte, sondern einer natürlichen (Brut-)Neigung folgende Vogel und übernimmt Elternpflege. Hänfling und Distelfinke nehmen ohne weiteres Dompfaffeneier, ja nackte Junge an und füttern sie wie ihre eigenen." Mündlich erfuhr ich über diesen Gegenstand noch von meinem Bruder als thatsächlichen Beweis für das Erkennen des Untergeschobenen seitens der Nesteigentümer, daß männliche Stieglitze fremde untergelegte Eier zerpickten und aus dem Nest entfernten. Ein Entsprechendes that vor meinen Augen ein grauer Fliegenfänger, indem er das ausgekrochene Vögelchen aus einem seinem Gelege beigegebenen Ei einer Klappergrasmücke am zweiten Tage aus dem Neste warf. Alle diese Versuche sind seigleichen Resultaten, und mein Freund Professor Dr. Noll teilte mir darüber folgende drastische Schlußfolgerung mit: „Daß der Kuckuck nicht willkürlich seine Eier färben, auch sich dieser Färbung nicht bewußt sein kann, ist so gewiß, als niemand durch den Willen auf die Thätigkeit seiner Nieren oder Leber zu wirken vermag, und daß der Kuckuck, der bei Bachstelzen geheckt ist, Eier lege, die den Bachstelzeneiern ähnlich gefärbt sein sollen, kann vielleicht einmal zufällig vorkommen, ist aber sicher keine Regel, da nicht einzusehen ist, wie die Nahrung, die er als junger Vogel etwa von den Bachstelzen bekommen, auf seinen Eileiter solchen Einfluß üben sollte, daß er als alter Vogel, wo er sich anders nährt, noch Eier von der Farbe der Bachstelzeneier legen sollte."

Diese seiner Zeit von Thienemann auf-

gestellte Theorie, welche hier berührt wird, ist mit dem ganzen naturphilosophischen Theorienwesen par excellence vom Übel und wurzelt in der neuerdings sich breit machenden Sucht, alles beweisen und besonders Schlüsse ziehen zu wollen ohne begründende Thatsachen aus der Natur. Ferner gebricht es nicht wenigen an dem Vertrautsein mit der Sache und der Anstelligkeit bei solchen und ähnlichen Versuchen und Beobachtungen. Und so begegnet man denn neuerdings auch wieder bei der Behandlung des gegenwärtigen Teils der Frage Behauptungen — freilich nur von vereinzelter Seite —, die nur diesem angedeuteten Mangel an eigentlichem praktischem Blick und Vollbringen zuzuschreiben sind. Es heißt da unter anderem, daß das „vom Kuckuck den kleinen Vögeln ins Nest gelegte Ei von letzteren ausnahmslos erbrütet und der ausgeschlüpfte junge Kuckuck auch großgezogen wird" — während ganz entgegengesetzt „unsere freilebenden Singvögel die ihnen von Menschenhand ins Nest gelegten fremden Eier nicht erbrüten".

Ein Überblick über die referierten Thatsachen berechtigt zu der Schlußfolgerung: 1) daß die kleineren Nistvögel fremde ihnen untergeschobene Eier von ihren eigenen wohl zu unterscheiden vermögen, sowie daß sie in der Regel dieselben, und also auch das Ei des Kuckucks, annehmen und ausbrüten.

Zu der schon oben berührten Beobachtung meines Bruders Karl gesellen sich eine Anzahl ganz gleicher, meinerseits vorgenommener. Von vielen thatsächlich sprechenden nur einige.

Von einem Waldarbeiter bekomme ich eines Tages die Nachricht, daß er ein Kuckucksei außerhalb des Nestes eines Goldammers gefunden habe. An Ort und Stelle gelangt, finde ich das Kuckucksei vor dem Neste liegen, den Ammer auf seinem Gelege von fünf Eiern brüten. Das Ei des Kuckucks war merklich größer und auch entschieden anders gefärbt und gezeichnet als die Ammereier, nämlich auf weißgelbem (hellwachsfarbenem) Grunde nur spärlich mit ölfarbenen, nach dem stumpfen Pole zu mit grauen breiteren Punkten gezeichnet, und über dieser Färbung noch mit schwarzbraunen kleineren Tüpfeln und Kritzen versehen. Das Ei wurde wieder zu dem Gelege des Ammers gethan, und ich entfernte mich mit meinem Führer von dem Nistplatze zur Beobachtung des Brutvogels. Etwa nach einer Stunde fand ich das Kuckucksei wieder neben dem Neste liegen, diesmal an einer Stelle etwas eingedrückt. Daß der Brutvogel es mit Füßen oder Schnabel herausgeworfen hatte, ist klar. Dieselbe Erfahrung machte ich an einem anderen Goldammerneste und an dem einer fahlen Grasmücke. In beiden Fällen war das von mir untergelegte Sperlingsei aus den Nestern verschwunden.

An diese Erscheinungen reihen sich nicht selten vorkommende andere, welche das dem Kuckucksei widerfahrende Geschick bekunden. Einstmals führte mich einer meiner Hühnerhunde zum Neste eines Rotkehlchens an einen Rain im Walde. Darin befanden sich vier halbflügge Rotkehlchen und unter denselben ein kraft näherer Untersuchung durch Öffnen noch wenig bebrütetes Kuckucksei von der Länge eines Singdrosseleies und von der charakteristischen Färbung und Zeichnung des oben beschriebenen in dem Goldammerneste gefundenen. Brehm Vater fand das frischgelegte Kuckucksei in einem längst verlassenen alten, moderigen Neste der gelben Bachstelze. Ein Forstmann widerlegte schon 1860 im Februarheft der „Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung" aufs sprechendste das Gerede des Theoretikers Gloger über den „trefflichen Instinkt" des Kuckucks in den Abhandlungen: „Die Nesterwahl unseres Kuckucks" und „Einzelnes zur Naturgeschichte unseres Kuckucks" in den Jahrgängen 1853 und 1854 von „Cabanis' Journal für Ornithologie". „Am 17. Juni" — heißt es — „fand ich ein Nest vom Rotkehlchen mit vier eben dem Ei entschlüpften Jungen und drei Eiern, wovon eines unfruchtbar war. Hierbei lag ein noch gar nicht

bebrütetes Kuckucksei." Einer meiner Förster entdeckte in dem Neste eines Baumpiepers (Anthus arboreus), in welchem der Vogel schon längere Zeit brütete, plötzlich ein viel größeres Kuckucksei.

Diese noch mit vielen gleichen und ähnlichen Fällen zu belegenden Erscheinungen bekunden unwiderleglich: 2) wie nicht selten der weibliche Kuckuck sein Ei unter der Bebrütung desselben ungünstigen Verhältnissen ablegt und welches Schicksal demzufolge dasselbe haben muß.

Auch durch das Nachfolgende wird bewiesen, wie es mit dem von den Zweckmäßigkeitslehrern hervorgehobenen „trefflichen Instinkt" des Kuckucksweibchens bestellt ist in Hinsicht seiner Auswahl der Nester, welchen es sein Ei übergiebt.

Ich haschte einst einen jungen Kuckuck unter seinen Stiefgeschwistern am Neste seiner Pflegeeltern, eines Fitispaares, der sehr vermagert war und der erst unter meiner Fütterung mit Ameisenpuppen wie der sichtlich gedieh. Einer meiner Förster fing einen jungen Kuckuck, der, von Grünlingen geatzt, äußerst schmächtig und krank war. Ein anderer Förster meines Dienstbezirks entdeckte in einem zugewölbten Neste auf der Erde einen jungen Kuckuck, der nach seiner Angabe von kleinen Vögelchen geatzt werde. An Ort und Stelle fand ich das Nest des kleinen Weidenzeisigs (Philopneuste rufa) vom Kuckuck verlassen, denselben aber mit Hilfe meines Hühnerhundes alsbald etwa dreißig Schritt vom Neste auf einer Waldblöße, woselbst sich die Niststelle befand, vor großer Entkräftung nur noch matt zirpend. Nachdem der Vogel wieder in das Nest gebracht war, stellte ich mich mit dem Förster einige Stunden zur Erforschung an, ob die Pflegeeltern sich des Pfleglings annähmen. Obgleich jene wiederholt auf der Waldblöße sich hören und sehen ließen, brachte doch keines davon dem Kuckuck Nahrung. — Einst fand ich in dem Neste einer weißen Bachstelze einen jungen, kaum acht Tage alten toten Kuckuck. Die Umstände, in welchen ich den Vogel antraf — fast wie lebend erstarrt im Neste —, ließen mit Gewißheit vermuten, daß ihn die Pfleger hatten verhungern lassen. Das Bachstelzenpaar trieb sich noch in der Nähe des verlassenen Nestes umher. Ausweislich einer näheren Untersuchung des Magens mußte der junge Vogel lange ohne Nahrung geblieben sein, denn der Magen war ganz eingeschrumpft, der Körper sichtlich abgemagert und mumienhaft trocken. Vor zwei Jahren endlich traf ich einen jungen Kuckuck in dem Neste einer Uferschwalbe an der Lahn unweit der Stadt Gießen, welcher ungemein vermagert war, also daß sein Brustbein fleischlos weit vorstand. Ich bemerkte, daß ihm von den am Flußufer hin und herfliegenden alten Schwalben sehr spärlich Nahrung zugebracht wurde. Trotzdem, daß ich ihn in Gießen guter sachgemäßer Pflege übergab, starb er doch wenige Tage darauf.

Ich komme auf Grund dieser Thatsachen zu dem Schlusse: 3) daß das Kuckucksweibchen sein Ei nicht selten Pflegeeltern anvertraut, unter deren Fütterung der ausgebrütete Pflegling entweder schlecht gedeiht oder verkommt.

Die zwei folgenden Beobachtungen beurkunden eine höchst interessante Bethätigung unseres Vogels in seiner Fortpflanzungsgeschichte. Ich hatte das Glück, einen weiblichen Kuckuck beim Einbringen seines Eies in ein Bachstelzennest zu beobachten. Der Kuckuck saß eben — um mein früheres in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten" niedergelegtes Referat über diese Prozedur anzuführen — mit etwas gesträubtem Gefieder auf einem Wildbirnstämmchen an einem Raine im freien Felde, und um ihn her flog abwechselnd ein Paar weißer Bachstelzen (Motacilla alba), dem Anschein nach beunruhigt. Plötzlich fußte der Kuckuck auf dem Rasen unter einem Raine, mit sonderbarem Gebaren, Nicken des Kopfes und Schlagen der Flügel und des Schwanzes, auf einer kleinen Stelle herumtrippelnd. Mit einemmal überkam den Vogel ein kaum bemerkbares Zittern, er senkte die etwas ausgebreiteten Flügel und ver-

harrte dabei in niedergedrückter Stellung eine Weile. Zu meinem Erstaunen bemeines Fernrohres deutlich ein frisch gelegtes Ei am Boden, welches der Kuckuck



Weiblicher Kuckuck im Begriff, sein frisch gelegtes Ei in das Nest eines Zaunkönigs einzuschieben.

merkte ich bei dem nunmehr erfolgten Aufrichten des Vogels vor dem Objektiv alsbald mit weitgeöffnetem Schnabel bei etwas schief zur Erde geneigter Lage des

Kopfes aufnahm und mit ähnlichen Kopfbewegungen wie zuvor und unter seinem eigentümlichen papageiartigen Gange den Rain aufwärts — wie ich nun deutlich gewahrte — an eine vom Rasen überhängte Stelle trug. Einen Augenblick darauf war der Vogel wieder auf eine niedere Birke gestrichen, schüttelte sich daselbst und flog, von den beiden Bachstelzen und einigen Meisen verfolgt, dem nahen Walde zu. Von dem größten Interesse beseelt, eilte ich zu der Stelle am Raine und fand hier mein lebhaftes Vermuten bestätigt: in dem Neste der Bachstelzen lag bei drei Bachstelzeneiern das neugelegte Ei des Kuckucks. Es war übrigens merklich größer als die Eier der Bachstelzen, auch im ganzen von länglicherer Form und fast in der Größe eines Singdrosseleies. Inmitten der drei Bachstelzeneier liegend, war sein stumpfes Ende nach oben gerichtet, so daß es fast auf der Spitze stand. Ich konnte schlechterdings weder an Nest noch Eiern irgend eine beeinträchtigende oder gar zerstörende Spur, die der Kuckuck etwa zurückgelassen hätte, finden: alles war wie unberührt. Auch das kurze Verweilen des Kuckucks an dem unter einem wurzelreichen Rasenüberhange und einem Steine versteckten Neste mit einem Eingangsloche von der Größe, welche dem Kuckuck das Einschlüpfen in die Höhle unmöglich machte, ließ schon vermuten, daß der Vogel nichts weiter an dem Neste verrichtet, als daß er sein Ei in der beschriebenen Lage hineingeschafft hatte.

In einem zweiten Falle überraschte mich das Auffliegen eines Kuckucks an einer Biegung des Weges in einem Boskett ganz nahe vor mir, und ich sah, daß dem Vogel beim Aufsteigen etwas aus seinem Schnabel entfiel. Ich fand gleich darauf an der Stelle, woselbst der Kuckuck aufgeflogen war, ein Kuckucksei, dessen Schale durch den Fall zerbrochen war. Mir war es klar, daß der Vogel beabsichtigte, sein vorher auf den Boden abgelegtes Ei, ähnlich wie in dem eben berichteten Falle, im Schnabel irgend einem Neste zuzutragen, und ich entdeckte auch in der Nähe des Ortes mehrere Nester der schwarzköpfigen Grasmücke sowie in einem anstoßenden Baumstück ein Nest des Baumrotschwanzes in der Höhle eines Weidenbaumes.

Professor Dr. Liebe beobachtete übrigens neuerdings eine entschieden andere Art und Weise, nach welcher der weibliche Kuckuck sein Ei sogar in die zugewölbten Nester des Zaunkönigs bringt, infolge deren das Kuckucksei in den meisten Fällen aber auch verunglückt. Hiernach verfahre der Kuckuck höchst unbeholfen bei seinem Eiablegen, indem er entweder das Nest des Zaunkönigs losreiße, oder aber dessen Einmündung (das sogenannte Flugloch) dermaßen erweitere oder beiseite dränge, daß die Nistvögel dasselbe angesichts dieser starken Beeinträchtigung verließen.

Es läßt sich hieraus schließen: 4) daß der weibliche Kuckuck sein Ei thatsächlich in die in Höhlen stehenden, seinem Körper unzugänglichen Nester mittels des Schnabels einbringt, nachdem er vorher das Ei auf dem Boden abgelegt hat, daß er aber auch öfters selbst in zugewölbten Nestern die Prozedur des Eiablegens unbehilflich und zum Verderben seines Eies sowohl als des ganzen Nestgeleges vollzieht.

(Schluß folgt.)





Der treue Ritter Nakakuni und die schöne Kogo.

Eine japanische Geschichte aus alter Zeit

von

C. W. C. Brauns.

Die Geschichte Japans erzählt uns fast aus allen Jahrhunderten von blutigen inneren Kämpfen und Kriegen, welche das Volk entzweiten und das Land unsäglich verheerten. Die Fehden verschiedener Kronprätendenten und vieler Fürsten, welche sich der Macht des Kaisers widersetzten oder die obersten Leiter des Staates zu beseitigen trachteten, hörten kaum jemals auf und schufen viel Elend unter dem Volke. Die Kaiser mußten oftmals selber gegen die Rebellen in das Feld ziehen, und wenn sie auch meistens siegreich in die Burg ihrer Väter heimkehrten, so fanden doch auch manche den Tod auf dem Schlachtfelde. Ein ganz besonderes Mißgeschick für das Reich war es, daß sich immer wieder verschiedene Parteien unter den Großen des Landes zusammenrotteten, um mit fanatischer Wut gegeneinander in den Kampf zu ziehen, und ähnlich wie die Anhänger der weißen und roten Rose in England, wie die Papisten und Hugenotten in Frankreich oder die Guelfen und Ghibellinen in Italien alle Schrecken des Bürgerkrieges gegeneinander entfesselten. Die Kriegsfackel sandte alsdann oft lange, lange Jahre ihren lodernden Schein durch alle Provinzen, und nur selten erfreute sich Japan einer gedeihlichen Ruhe.

Einer der schrecklichsten Kämpfe dieser Art waren die langjährigen Fehden zweier Familien, die beide mit großer Macht ausgestattet und von unbesiegbarem Ehrgeize beseelt waren und sich beide die Aufgabe gestellt hatten, am Hofe der Kaiser von Japan — der in der schönen und großen Stadt Kioto residierenden erblichen Herrscher oder Mikado — die einflußreichste, allein maßgebende Stelle zu erringen. Diese Familien waren die Taira und die Minamoto. Zur Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, hatte die Taira-Familie, deren Oberhaupt der äußerst tapfere und geschickte, aber auch höchst gewaltthätige und grausame Kiomori war, die Gegenpartei der Minamoto in vielen blutigen Schlachten besiegt, so daß deren Anhänger

zerstreut umherirrten und, um ihr Leben zu retten, sich versteckt halten mußten. Obgleich auf diese Weise verschiedene bedeutende Führer dieser Partei lebten und jede Gelegenheit erspähten, ihre Waffen aufs neue gegen die Taira zu erheben, so triumphierten diese doch vollständig. Kiomori hatte sich den Posten eines Premierministers und damit den entscheidendsten Einfluß bei Hofe gesichert und war im ganzen Lande gefürchtet. Seine Macht und sein Ansehen stiegen immer höher, so daß niemand, selbst der Kaiser nicht, ihm entgegenzutreten wagte; es verstand sich von selbst, daß alles sich nur um ihn drehte und nichts geschehen durfte, was er nicht gutgeheißen hatte.

Die Verhältnisse am Hofe waren diesem gewaltigen Manne allerdings sehr günstig gewesen und hatten aufs wirksamste dahin gearbeitet, ihm die unumschränkte Macht in die Hände zu spielen, welche er mit fester Hand übte. Als Kiomori im thatkräftigsten Alter stand — er zählte damals siebenunddreißig Jahre — und schon durch Siege über die Minamoto sein Ansehen befestigt hatte, starb, im Jahre 1159 nach Christo, der Kaiser Goschirakawa nach kurzer Regierung und hinterließ drei Söhne, deren ältester sein Nachfolger wurde. Diesem glaubte Goschirakawa keinen besseren Dienst erweisen zu können, als wenn er ihm den klugen, erfahrenen und thatkräftigen Minister hinterließ. Vielleicht hätte auch der Erfolg diese Anordnung gerechtfertigt, wenn der junge Kaiser am Leben geblieben wäre; allein schon nach sieben Jahren starb er sowohl, als ein Kindlein, das er hinterlassen, und ebenso der zweite Sohn Goschirakawas, so daß alle Hoffnung der getreuen Unterthanen auf dem jüngsten der drei Söhne jenes Kaisers, auf dem Prinzen Takakura, beruhte, welcher nun — im zarten Alter von elf Jahren — den Thron bestieg. Natürlicherweise bemächtigte sich jetzt Kiomori gänzlich der Zügel der Regierung und wurde thatsächlich Alleinherrscher, so daß die Gegenpartei der Minamoto, zur Verzweiflung getrieben, sich abermals zum Kampf erhob. Doch Kiomori, der gewandte und kühne Feldherr, schlug sie in mehreren Feldzügen so entscheidend, daß sie für lange Zeit jeder Hoffnung entsagen mußten.

So war es gekommen, daß Kiomoris Einfluß unaufhaltsam gestiegen war, und der junge Kaiser, der ihn fürchtete und ihn ohne Einsprache regieren ließ, war von den neuen Siegen über die Minamoto so erfüllt, daß er sich willenlos seiner Leitung hingab. Kiomori konnte sich daher nach allen kriegerischen Wirren ungestört den sonstigen Staatsgeschäften widmen. Er that dies mit der gewohnten Festigkeit und wußte zugleich das Ansehen des Reiches nach außen hin aufs rühmlichste zu wahren; allein wenn auch seine Einsicht und Energie auf diesem Felde allgemein anerkannt wurde, so erfreute er sich doch nicht ebenso großen und ungeteilten Beifalls hinsichtlich der Regierung im Inneren, unter der das Volk schwer seufzte und litt. Selbst der junge Kaiser mußte den despotischen Sinn seines Ministers empfinden, und um ihn gänzlich von sich abhängig zu machen und zugleich von seinen Handlungen stete Kenntnis zu erlangen, wußte es der schlaue Kiomori dahin zu bringen, daß Takakura seine Tochter heiratete, welche alle die selbstsüchtigen Eigenschaften ihres Vaters ererbt hatte und daher das Glück des jungen Herrschers durchaus nicht vermehrte.

Viele der Großen des Landes und der Ritter am Hofe, unter welchen sich Männer von erprobter Tapferkeit befanden, wurden infolge dieses Schrittes sehr ergrimmt; allein keiner wagte es, seinen Unmut merken zu lassen, alle ergaben sich wenigstens anscheinend den herrschenden Verhältnissen und suchten nur, so gut sie es vermochten, die Lage des Kaisers in treuer Hingebung zu erleichtern. Kiomoris Macht war und blieb unumschränkt, und gleichwie er selbst im Staate das Scepter führte, so galt in den kaiserlichen Palästen auch nur ein Wille, und das war der der Kaiserin, seiner Tochter. Der duldsame, sanfte Kaiser, der seinem

Minister stets nachgelebt hatte, that auch nichts, um seiner Gemahlin in den Weg zu treten; er war zufrieden, wenn man ihn in Ruhe ließ, und ergab sich, so gut es anging, in sein Schicksal.

Die kaiserliche Burg, in der Takakura residierte, lag in der Hauptstadt Kioto tief versteckt in anmutigen Cederhainen, mit schönen Fichten untermischt und umgeben von schlankem, hohem Bambus, die das Gewirr des regen Straßenlebens fernhielten. Die Parkanlagen, welche durch herrliche Baumgruppen, durch kleine Teiche und leuchtende Blumengebüsche mannigfache Abwechselung erhielten, waren so reizvoll, daß ein Dichter, dem die Gnade zu teil wurde, diesen wunderbaren Platz zu betreten, in die Worte ausbrach: „Ein Paradies ist auf die Erde herabgekommen, wie es die Götter nur denen schenken, welche sie für ihre Auserwählten erklären!"

Takakura wohnte in einem Flügel des Palastes, der, besonders romantisch gelegen, sich an den Ufern eines klaren Teiches dahin zog, dessen Fläche mit Blättern und Blüten der prachtvollen Lotospflanze bedeckt war. Und wenn zur schönen Frühlingszeit der langgezogene, süße Ruf des Uguisu erschallte, der sich in den Zweigen der Bäume schaukelte, wenn die stahlblauen Federn der wilden Taube durch die Bambusblätter schillerten, der bunte Fasan sein stolzes Gefieder glättete und der Sonne mit den Augen zuzwinkerte, dann lag der Kaiser oft stundenlang auf den Goldbrokatmatten in seiner Veranda, und alle Pein des Lebens vergessend, lauschte er in vollen Zügen den Tönen der Natur und war glücklich. Doch sobald die Winterszeit herankam, sobald die Vögel verstummten und die Lotosblume verblüht war, dann zog sich der Kaiser still in seine Gemächer zurück; seine freundlichen Züge wurden ernst, wie jedes seiner Worte, und wenn die Ritter seines Gefolges ihn zu unterhalten suchten, wenn die Hofdamen ihm blühende Kamelienzweige brachten oder der Gärtner seine Zimmer mit blütenbedeckten, duftenden Pflaumenbäumchen schmückte, dann schüttelte Takakura nur das Haupt, blickte sehnsüchtig dem Laufe der Sterne nach und berechnete nach ihrem Auf- und Niedergange die Tage, welche vergehen mußten, ehe der Frühling zurückkehrte.

Nakakuni war einer der liebenswürdigsten und begabtesten Ritter in des Kaisers Umgebung. Er spielte namentlich die Flöte meisterhaft, und da der Kaiser neben anderen schönen Künsten vornehmlich die Musik liebte, so geschah es sehr oft, daß er an trüben Tagen oder während der langen Winterabende Nakakuni zu sich entbieten ließ, um sich durch sein Flötenspiel auf angenehme Weise die Zeit vertreiben zu lassen. Nakakuni, seinem Herrn und Kaiser mit ganzer Seele ergeben, bot alles auf, um durch neue Melodien dessen Aufmerksamkeit zu fesseln, und war glücklich, wenn sein hoher Gebieter ihm nach Beendigung seiner musikalischen Vorträge Lob zollte. Die Musik war es einzig und allein, was dem Takakura den schönen Sommer ersetzte und seine einsamen Tage erheiterte. So folgte denn ein Hofkonzert dem anderen, alte und neue Weisen erklangen, über deren Wert oder Unwert der Kaiser mit seinen Vertrauten sich oft stundenlang unterhielt, und als eines Tages eine schöne junge Dame sich unter den Musikern befand, welche meisterhaft den Koto zu spielen begann, da lauschte der Kaiser den harmonischen Tönen mit einer Hingebung, als ob er Sphärenmusik hörte.

Diese Dame war keine andere als die unvergleichlich schöne Kogo, welche schon längst unter den Hoffräulein geweilt hatte und an dem Tage, wo sie den Kaiser mit ihrem Spiel erfreuen durfte, den höchsten Wunsch ihres Lebens erreicht sah. Daß Takakura noch nichts von der Anwesenheit dieser Schönen in seinem Schlosse gehört hatte, war freilich wunderbar und nur dadurch zu erklären, daß er nicht sehr lebhaft für weibliche Reize eingenommen war; jetzt aber, nachdem das Konzert beendet, war er ganz von Freude erfüllt und säumte nicht, sich den Reizen

der schönen Kogo und namentlich den zauberhaften Tönen, die sie dem Koto entlockte, voll und ganz hingeben. Kogo fühlte sich nicht minder beglückt als ihr kaiserlicher Herr; sie war stolz darauf, seine Gnade erlangt zu haben, und bot alles auf, sich derselben würdig zu zeigen. Schon am folgenden Tage spielte sie dem Kaiser eine äußerst melodische, von ihr selbst komponierte Weise vor, welche denselben so bezauberte, daß er nicht aufhören konnte, ihr Lob zu verkünden, und fröhlich ausrief: „Kogo, du bist mein guter Engel! Zum erstenmal in meinem Leben fühle ich eine Freude in mein Herz einziehen, welche mich den Göttern gleichstellt!"

Und so war es in der That; der Kaiser schien aufzuleben, er ward heiter und war bald der Lustigste in dem sonst so ernsten und stillen Kreise seiner Vertrauten. Seine Vasallen und Ritter waren denn auch hoch erfreut über den Umschwung und priesen Kogo, welche denselben bewirkt hatte. Sie aber achtete wenig auf dies Lob, sie blieb bescheiden und war glücklich, wenn nur der Kaiser nach wie vor Freude bei ihrem Anblick empfand und der Lieblingsmelodie lauschte, welche sie nicht versäumte, ihm täglich vorzuspielen.

Ach, das waren himmlisch schöne Tage, die nun verstrichen! Seit langer, langer Zeit hatte der Palast nicht so viel Vergnügen und Glückseligkeit gesehen wie jetzt; alles war freudig ergriffen von der Munterkeit des geliebten Kaisers, ja selbst die Natur schien ihm zuliebe in diesem Jahre früher zu erwachen als sonst, denn kaum zog der dritte Monat ins Land, so sproßten und blühten Bäume und Büsche, der Rasen grünte frisch, und die mildglänzende Mondscheibe zauberte abends so laue Lüfte vom Himmel hernieder, daß die Menschen sich verwundert fragten, ob nicht vielleicht schon der fünfte Monat da sei. „Nein," rief der Kaiser, als er eines Abends diese Frage aussprechen hörte, „nein, nein! Bis zum fünften Monate muß ich noch viel, viel Freude genießen, ich muß mit der Zeit geizen und nachholen, was ich versäumte!"

Der arme Kaiser! Nur zu bald sollte seine Freude sich in Trauer verwandeln, denn kaum hatte die Kaiserin, seine Gemahlin, von dem Umschwunge der Dinge gehört, kaum hatte Kiomori, ihr Vater, vernommen, was sich zugetragen, da ergrimmten beide und wurden bald einig, dem Glücke Takakuras ein schleuniges Ende zu bereiten. Mit nichten wollten sie gestatten, daß der Kaiser sich wider ihren Willen erheiterte; sie waren tief beleidigt durch ein solches Beginnen und fürchteten, Takakura könne sich ermannen und selbständig über die Geschicke seines Volkes verfügen wollen, wenn er zu dem Bewußtsein gelangte, wie schmählich und allem Rechte zum Hohn er von seinem Minister und zugleich von seiner Gemahlin jedes eigenen freien Willens beraubt war. Deshalb mußte so bald als möglich Abhilfe geschaffen werden, und Kiomori so gut wie seine Tochter säumten nicht, sie ins Werk zu setzen.

Schon in der nächsten Nacht, als alles im Schloß in tiefstem Schlafe ruhte, als der Kaiser, bewacht von etlichen seiner Getreuen, ahnungslos schlummerte und von seiner geliebten Kogo träumte, wurde diese plötzlich mit Gewalt von ihrem Lager emporgerissen und, ehe sie recht wußte, wie es geschah, in die dunkle Nacht hinausgeschleppt. Als sie ein wenig zum Bewußtsein gelangte und einen Hilferuf ausstoßen wollte, fühlte sie erst das feste Tuch, das man ihr um den Mund gebunden, und ward zwei starke Männer gewahr, welche sie entführten. Da ergab sie sich in ihr Schicksal und blickte nicht rechts noch links.

Nur eine kleine Weile wurde sie indessen in so unwürdigen Armen fortgeschleppt; bald stand ein Tragkorb oder Kago vor ihr, bereit, sie aufzunehmen; sie wurde hineingestoßen und der Kago dicht verhängt, so daß sie in tiefer Dunkelheit dasaß und nichts erkennen konnte, was auf dem Wege und um sie her vorging. Sie fühlte nur, daß sie unaufhaltsam fortgetragen wurde, und wie sie nun

einzusehen begann, daß sie sich immer weiter von dem Glück ihres Lebens entfernte, da hatte sie nur Thränen und Seufzer für ihr hartes Geschick.

Den ganzen Tag über verschmähte sie Speise und Trank und jammerte unaufhörlich um ihre Freiheit, wenn die Hände ihrer grausamen Hüter sich in den Kago streckten, um ihr Nahrung zu reichen. Als der Abend herankam, schienen ihre Entführer eine kurze Rast machen zu wollen, denn sie wurde in ein unscheinbares, armseliges Theehaus gebracht, der Kago enthüllt und ihr die Erlaubnis erteilt, herauszukommen und ein Nachtlager zu nehmen. Träumend wankte Kogo zu der erbärmlichen Lagerstätte, die man ihr bereitete, und schluchzend sank sie nieder, ohne Ruhe zu finden.

Nur ein paar kurze Stunden währte die Rast, welche die Männer sich und ihr gönnten. Dieselben schliefen dicht neben ihrem Gemache, während die Dienerinnen des Wirtshauses zu fernerer Sicherheit neben ihrem Lager hockten. Kogo däuchte die Zeit eine Ewigkeit, und sie war froh, ihren Tragkorb wieder besteigen zu können, in dem die Reise gleichwie am vorigen Tage rastlos weiter ging. So verstrich eine ganze Woche, und Kogo, die sehr wenig Nahrung zu sich genommen, deren Herz vor Kummer und Furcht zitterte, und die in ihrem dicht verschlossenen Kerker kaum frische Luft atmen konnte, fühlte mehr und mehr ihre Kräfte schwinden und lag teilnamlos, ja fast wie eine Leiche da, als man, wie es schien, eines Abends wiederum die vorgeschriebene Rast zu machen sich anschickte. Der Kago wurde aber diesmal in einem etwas besseren Hause abgesetzt, nur lag dasselbe in einer wüsten Gegend, welche Kogo mit Schauder erfüllte, als sie erst im stande war, dieselbe einer Betrachtung zu unterziehen. Jetzt sank sie in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie indes freundlicher geweckt wurde, als sie zu hoffen gewagt hatte. Die Stimme ihres Kammermädchens, der treuen Nami, war es, die sie hörte; diese rieb ihr jammernd Stirn und Schläfe und stieß einen Freudenschrei aus, als sie ihre Gebieterin zu neuem Leben erwachen sah. Kogo, welche sich erst auf das besinnen mußte, was mit ihr vorgegangen, hörte nun von Nami, daß diese nicht minder gewaltsam entführt und auf gleiche Weise hierhergeschleppt sei: und da sank sie zur Erde nieder und bat die Götter um Erlösung durch einen schleunigen Tod.

Doch solche unbedachte Gebete werden zum Glücke nicht oft erhört, und so blieb auch Kogo am Leben und mußte sich in ihr Geschick fügen. Indessen dauerte es recht lange, ehe sie sich so weit erholte, daß sie aufstehen und ihre Umgebung in Augenschein nehmen konnte. Es war ein finsteres, unbehagliches Haus in einem wilden, öden Gebirge, das nun für ihr ferneres Leben ihr Aufenthaltsort sein sollte. Ein schrecklicher Gedanke, und doch nur zu wahr! Jammernd ging sie in den unheimlichen Räumen umher, bis sie auf einen kleinen, unscheinbaren Balkon trat, der von einer alten Fichte beschattet wurde, welche freilich auch nur kümmerlich ihr einsames Dasein zu fristen schien. Diesen kleinen Raum hatte Nami so gut wie möglich ausgestattet, da sie sogleich begriff, daß er eine Art Oase in der sie umgebenden Wüste werden könne. Freudig gewahrte sie auch, wie die Züge ihrer Herrin sich beim Betreten des Raumes unwillkürlich ein wenig erheiterten, und sie bemühte sich, so gut sie es vermochte, die arme Gefangene zu trösten. Allein Kogo blieb stumm und blickte über die einsame traurige Landschaft mit einem tiefen Seufzer, indem sie bedachte, welch eine schöne, paradiesisch schöne Heimat sie verlassen hatte, und der Gedanke an ihren gnädigen, liebenswürdigen Gebieter trieb ihr aufs neue die Thränen in das Auge. Nami, welche ihren Kummer bemerkte, zupfte sie leise am Ärmel und deutete mit der Hand auf eine der Seitenwände des Balkons, und als Kogo die Augen dorthin wandte, schlug sie verwundert die Hände zusammen und schrie laut auf. Der Grund davon war ein Koto, den sie erblickte, und als sie näher trat, um das

geliebte Saitenspiel genauer zu betrachten, da fand sie, daß es ihr eigenes Instrument war, dessen Töne so oft das Ohr des teuren Kaisers erfreut hatten. Wie kam es hierher? wer konnte es gebracht haben? Nami wußte ihr keine Auskunft zu geben, und als die wenigen unfreundlichen Diener des Hauses befragt wurden, konnten oder wollten auch sie keine Antwort erteilen. „Sollte der Kaiser selbst mir diese Freude bereitet haben?“ murmelte Kogo und kniete vor dem Instrumente nieder, um es genau zu betrachten; und richtig — sie fand alsbald ein Röllchen Papier, das unter die Saiten geklemmt war. Hastig rollte sie es auseinander und erkannte sogleich die Schriftzüge der Kaiserin. Enttäuscht las sie dieselben; sie lauteten also:

„Spiele, schöne Kogo, spiele! Die Wüste wird dir lauschen und die Eule wird dir Antwort geben!“

Nun erkannte Kogo mit einem Schlage ihr Schicksal; die eifersüchtige Kaiserin hatte sie entfernen lassen, es war ihr Los, in dieser Einöde ihre Tage zu vertrauern, und nie und nimmer konnte sie hoffen, Erlösung zu finden. Hastig stieß sie den Koto zurück, so daß er laut erdröhnte, und wie der Ton sie erschreckte, schlich sie fort und wähnte, es sei ein Ruf aus der Unterwelt, der sie mahnte, ungesäumt zu ihr hinabzusteigen.

Die arme Kogo! Mühevoll fristete sie ihre Tage, sie hatte keine Freude mehr am Leben, kein Strahl der Hoffnung fiel in ihren Kerker, und so flatterte sie wie ein eingeschlossenes Vöglein in demselben umher; sie irrte aus einem Zimmer in das andere, ohne Ruhe zu finden. Erst nach langer, langer Zeit versuchte sie es, die Saiten des Koto zu stimmen, und wenn der Abend hereinbrach und die Sterne am Himmel leuchteten, dann spielte sie die Lieblingsmelodie des Kaisers, deren Töne leise klagend vom Nachtwind über die öden Halden hinweggetragen wurden und endlich in einem leisen Seufzer erstarben.

Und während ihr Leben sich so den einen wie den anderen Tag in trauriger Einförmigkeit abspielte, lag auch Kaiser Takakura trostlos auf seinem Schmerzenslager, das er nie mehr verließ. Wutentbrannt war er aufgesprungen, als man ihm die Kunde brachte, daß Kogo nicht zu finden sei, und tagelang hatte er wie ein Rasender sie gesucht und nach ihr geforscht. Boten wurden nach allen Richtungen ausgesandt, überall mußten seine Getreuen die Entschwundene suchen — umsonst, alles war vergebens, nirgend war eine Spur von ihr zu finden.

„Ach, die einzige Freude meines Lebens ist mir geraubt!“ rief er laut und gebärdete sich in seinem Schmerze so maßlos, daß man es für gut fand, Kiomori und die Kaiserin herbeizurufen. Die Freunde des Kaisers, welche fest davon überzeugt waren, daß nur diese beiden die Schuld an Kogos Entfernung trugen, hofften, daß sie, durch den Zustand des Kaisers erweicht, dieselbe zurückgeben würden. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht; teilnahmlos hörten sie die Klagen des Kaisers, ja, Kiomori hatte die Frechheit, ihm das Unpassende seines Betragens vorzuwerfen. Er nannte es unwürdig, wegen einer Favoritin so zu jammern, die doch jeden Augenblick ersetzt werden könne, und riet ihm, sich zu mäßigen und das Mädchen zu vergessen. Die Kaiserin ihrerseits sprach kein Wort und verließ mit höhnischer Miene das Gemach, während Kiomori noch ein Weilchen verzog, um seinen kranken Gebieter noch mehr zu peinigen. Und in der That war der Schlag, den sie diesmal dem armen Kaiser Takakura versetzt hatten, besser gezielt gewesen als je einer zuvor, denn ihr Opfer verschmerzte ihn nicht. Der Kaiser ward krank, kein Arzt konnte ihm helfen, und so siechte er langsam dem Tode entgegen. In ohnmächtigem Zorne besprachen die Großen des Hofes den ungeheuren Frevel des Kiomori; auch im Lande begann es wieder zu gären, und die Minamoto schöpften neue Hoffnung. Und während die Verschwörung, die endlich dem übermütigen Treiben der Tairapartei ein Ende machen

sollte, langsam und im stillen heranreifte, ward der Zustand Takakuras von Tage zu Tage schlimmer, und seine Getreuen vermochten nichts als zu murren und zu klagen, daß man ihm selbst nicht helfen konnte.

Nakakuni, sein bester und ergebenster Ritter, entfernte sich kaum einen Augenblick aus seiner Nähe; er reichte ihm jeden Labetrunk, bereitete ihm das Lager und brachte ihn auf die Veranda hinaus, wenn er die Herrlichkeiten des Frühlings zu sehen wünschte. Allein traurig senkte der hohe Kranke das Haupt und sprach leise den Namen Kogo aus, wenn ihn sein Begleiter auf irgend etwas besonders Schönes aufmerksam machte — auf einen herrlich duftenden Rosenstrauch oder auf die wundervolle Blüte der Kiri oder auf die bunten Blätter, welche ein Ahorn trieb.

Dies Herzeleid vermochte der edle Nakakuni nicht mehr anzusehen; sein Herz trieb ihn, thatsächlich etwas zu unternehmen, was die Genesung seines geliebten Herrn herbeiführen könnte, und deshalb erbat er sich Urlaub.

Wehmütig hörte ihn der Kaiser diesen Wunsch aussprechen und hatte schon die Absicht, Nakakuni von seinem Vorhaben wieder abzubringen; allein als dieser erklärte, er wolle ausziehen, um Kogo zu suchen, als er dem Kaiser sagte, daß eine innere Stimme ihm verhieße, er werde die Verlorene sicher finden, da verklärten sich die Züge des armen Kranken, und willig gab er seine Zustimmung.

Nakakuni wählte nun sein bestes Roß, einen flinken Schimmel, der ihm ganz besonders zugethan war, bestieg ihn, nahm seine Flöte mit sich und durchzog das Land von einem Orte zum anderen, kreuz und quer, über Berg und Thal. Ohne Ruh und Rast trabte das brave weiße Pferd seine Straße und wurde bald bekannt im ganzen Land. Der Ritter, der vorzugsweise die Nacht zur Fortsetzung seiner Reise benutzte, spielte, sobald er irgend in die Nähe menschlicher Wohnungen kam, auf seiner Flöte die Melodie, welche Kogo komponiert hatte und welche der Kaiser so sehr liebte; er dachte mit Hilfe dieser Töne sich ihr als Freund und Helfer zu erkennen zu geben, falls er sich ihrem Verstecke nahte, und so kam es, daß alle die, welche ihn schon einmal gesehen und die schöne Melodie gehört hatten, still lauschten, wenn er vorüberzog, und meinten, er sei ein Abgesandter der Götter, der Segen über Flur und Feld bringe. Diese Vermutung der Leute war ein Glück für Nakakuni, denn so konnte er ungestört und ungefährdet an den unheimlichsten Orten im Lande vorüberziehen, nirgend hielt man ihn an, ja man förderte sein Werk, indem man ihm, wo er auch erschien, zu helfen suchte und ihm mit freundlichen Worten Speise und Trank bot, soviel ihm beliebte.

So war der schöne Sommer verstrichen, kälter blies der Wind vom Meere her, blähte die Segel der Schiffe und trieb eilende Wogen dem Strande zu, und immer noch war Nakakuni auf seiner Wanderung. Noch hatte er keine Spur, auch nicht die geringste, von Kogo entdeckt, aber dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, und vertrauensvoll blickte er zu den Sternen empor, die ihn bei dunkler Nacht seine Straße entlang führten.

Der letzte Monat im Jahre war bereits gekommen, als der unermüdliche Reisende in einer mondhellen Nacht vor einem unscheinbaren Hause Halt machte, das in einer Wüstenei lag, durch welche er schon mehrere Tage lang geritten war. Das treue Roß, gewohnt, an jedem irgend beachtenswerten Gebäude still zu stehen, blieb sofort stehen. Nakakuni war verwundert, er sehnte sich aus dieser traurigen Einöde fortzukommen und hatte gar nicht die Absicht gehabt, bei diesem Hause, das ihm gar zu elend erschien und seiner Meinung nach unmöglich ein Aufenthaltsort für Kogo sein konnte, zu rasten. Deshalb klopfte er dem treuen Rößlein auf den Hals und rief ihm zu, damit es weiterschreiten möchte; doch das kluge Tier that nicht, als merke es die Befehle seines Herrn; es bog den Hals und wieherte leise, blieb aber ruhig stehen. Nun stieg

Nakakuni ab, zog seine Flöte hervor und setzte sie an den Mund. Doch kaum berührten seine Lippen das Instrument, so fühlte er eine so warme Begeisterung seine Brust durchziehen, daß er sich wohl bewußt ward, die Melodie der Kogo noch nie so schön gespielt zu haben. Er ließ sie einmal hören — alles blieb dunkel und stumm. Er spielte sie zum zweitenmal, und da war kaum der letzte Ton verhallt, so kam von einem Balkon die Antwort herunter; ein Koto gab die herrlichen Klänge in einer Weise wieder, wie es nur Kogo selber möglich war. Nakakuni stockte der Atem vor innerer Bewegung — er wagte sich nicht vom Flecke zu rühren. Hin und wieder ertönte nun die Weise im Austausch, bis endlich Kogo auf den Balkon vortrat und ihm zuwinkte. Nun durchzog die Herzen der beiden eine Freude, die keine Feder beschreiben kann, und wäre es die des begabtesten Dichters.

Unbemerkt schlüpfte Kogo aus dem unheimlichen Hause heraus, Nakakuni hob sie sofort auf sein Pferd, das er nun am Zügel führte, und so ging es rasch und geradeswegs nach der Hauptstadt zurück.

Wohl eine ganze Woche mochte verstrichen sein, ehe beide glücklich und wohlbehalten das Ziel ihrer Reise erreichten. Mitternacht war vorüber, als Nakakuni an eine ihm wohlbekannte Seitenpforte des kaiserlichen Palastes klopfte und für sich und seine Begleiterin Einlaß begehrte. Wie staunten die Krieger, welche an dem Thore Wache hielten, ob des frohen Ereignisses! Doch Nakakuni gebot Ruhe und machte ihnen die äußerste Vorsicht zur Pflicht, damit nicht etwa die Freude des Kaisers durch die Dazwischenkunft der Kaiserin und ihres Vaters gestört würde. Leise trat er in das Gemach des kranken Kaisers, und Kogo folgte ihm klopfenden Herzens. Doch wie erschraken sie, als sie das Antlitz ihres teuren Herrschers erblickten, das bleich und abgemagert sich ihnen zeigte. In tiefem Schmerze sank Kogo am Lager nieder, und Nakakuni, der sich ebenfalls pflichtschuldig niederwarf und zum Zeichen unverbrüchlichen Gehorsams mit der Stirn den Fußboden berührte, seufzte tief und voll schwerer Sorge.

Indessen schien es, als ob der hohe Kranke beim Anblick seiner geliebten Kogo frische Kräfte zurückkehren fühlte; er atmete tief auf, erhob sich von seinem Lager und gab sich ganz der Freude hin, die ihn beseelte.

Die Kunde von der Auffindung Kogos durch den treuen Nakakuni durchzog am folgenden Morgen die ganze kaiserliche Burg; wo sich zwei Menschen trafen, drehte sich das Gespräch nur um die glückliche Wiederkehr der Geliebten des Kaisers, und da man die feste Hoffnung hegte, daß dieser nun genesen würde, so war die Freude allgemein und zog weit über die Mauern der Burg hinaus ins ganze Land. Kiomori fand es geraten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; er that, als ob ihn die ganze Geschichte kalt lasse, und schien ihr wenig oder gar kein Gewicht beizulegen. Die Kaiserin aber zog sich grollend mit ihrem Söhnlein, das sie bald nach ihrer Vermählung dem Kaiser geschenkt hatte, in ihre Gemächer zurück und ließ sich niemals in dem Flügel des Palastes sehen, den Takakura selber bewohnte. Sie hoffte, es werde ihr bald möglich sein, die verhaßte Nebenbuhlerin abermals und dann gründlicher fortzuschaffen; doch Kiomori riet diesmal zu einiger Vorsicht, da er nur zu gut sah, wie sorgsam Kogo durch die Getreuen des Kaisers bewacht wurde. Wie eine undurchdringliche Mauer pflanzten sie sich um den Kaiser und Kogo auf, so daß es ohne erbitterten Kampf unmöglich gewesen wäre, ihrer habhaft zu werden. Das aber wollte der schlaue Minister verhüten, denn die allgemeine Unzufriedenheit im Lande war gewachsen, und das Murren der Unterthanen tönte mahnend an sein Ohr. So wenig er daher auch von seiner Machtvollkommenheit ein Härchen aufgeben mochte, so sehr wünschte er hier im Palaste jedes Aufsehen zu vermeiden.

Leider aber trat nur zu bald das lange

befürchtete Ereignis ein, das nicht allein den Palast, sondern das ganze Reich in die schmerzlichste Aufregung versetzte: der gute Kaiser Takakura wurde schwächer und schwächer, bis er eines Abends bei den Klängen, die seine geliebte Kogo dem Koto entlockte, sanft entschlief. Das war seine letzte Freude, und die Lieblingsmelodie, die ihn so oft entzückt, begleitete seine Seele in die ewigen Gefilde des Himmels zu seiner Ahnfrau, der hehren Sonnengöttin, wo kein irdisches Herzeleid, kein Seufzer mehr die Dahingeschiedenen quält.

Jetzt war Kiomori mehr denn jemals Herr der Geschicke des großen Inselreiches, denn sein Großsohn, der dem Kaiser Takakura auf dem Throne folgte, war ganz in seinen Händen. Doch nicht lange genoß er die Freude dieses Triumphes; ein plötzlicher Tod machte seinem thatenreichen Leben ein Ende, und nun fielen die Großen, welche die Furcht vor ihm auf seiner Seite gehalten, in Menge von der Partei der Taira-Familie ab. Die Minamoto zogen an der Spitze eines auserlesenen Heeres heran, schlugen trotz ihrer tapferen Gegenwehr die Anhänger der Söhne Kiomoris und seines Enkels, an dessen Stelle sie einen anderen Sprößling des Kaiserhauses zum Herrscher ausriefen, zerstörten alles, was an den tyrannischen Kiomori erinnerte, und rotteten sein ganzes Geschlecht aus. Die Kaiserin-Witwe, Kiomoris Tochter, fand mit ihrem Sohne, der einen ehrenvollen Untergang schmachvoller Gefangenschaft vorzog, nach einer verzweiflungsvollen Seeschlacht den Tod in den mit den Leichen seiner geschlagenen Anhänger und den Trümmern seiner Flotte bedeckten Wellen.

Kogo und Nakakuni, welche sich glücklich und ungefährdet aus den Wirren des entsetzlichen Krieges retteten, lebten nun einzig und allein dem Andenken ihres geliebten Kaisers, und wenn der Abend heranzog und die Sterne am Himmel zu leuchten begannen, wenn leise Lüfte durch die schlanken Blätter des Bambus zogen und die Lotosblume ihren wunderbaren Kelch schloß, dann tönte Nakakunis Flöte und Kogos Saitenspiel durch die weichen Lüfte, und die Lieblingsweise des viel zu früh gestorbenen Kaisers Takakura mahnte die Lauschenden, das Andenken des guten Herrschers in Ehren zu halten.

Und du, Leser, der du vielleicht mit einiger Teilnahme dem romantischen Abenteuer des japanischen Helden gefolgt bist, auch du wirst das liebende Andenken, das ihm und der schönen Kogo bis auf den heutigen Tag vom Volke Japans bewahrt wird, an vielen Orten gewahr werden. Der treue Schimmel und Nakakuni mit der Flöte ist auf unzähligen Kunstwerken abgebildet. Kleine Statuen aus Bronze, kunstvolle Schnitzereien in Elfenbein bringen ihn in stete Erinnerung; Bilder auf Rollen oder Wandschirmen, wie sie in Japan die Zimmer schmücken, Malereien auf Porzellan oder Lack, Stickereien auf Decken und Vorhängen stellen ihn dar — kurz, in jeder erdenklichen Weise, auch in Wort und Schrift, wird die Geschichte Takakuras und seiner Getreuen im Andenken erhalten, und sicherlich wird sie ein jeder, der an dem wunderbaren Lande der aufgehenden Sonne irgend Anteil nimmt, mit Beifall begrüßen und sich von der treuen Hingebung Nakakunis sympathisch berührt fühlen.





Litterarische Mitteilungen.

Aus der Philosophie.



System der Ethik. Mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedrich Paulsen. Berlin, Besserſche Buchhdlg. (W. Hertz), 1889. — Unter allen philosophischen Fächern berührt die Ethik am meisten den Kern unseres Wesens, da sie von gut und böse, Pflicht und Gewissen, Schuld und Freiheit handelt und nach dem Ursprung des Sittengesetzes und den Aufgaben des Staates, als einer sittlichen Gemeinschaft, fragt. Unter den ethischen Systemen werden uns ferner die am willkommensten sein, welche ihre Gedanken aus den Thatsachen der Erfahrung ableiten und die Erfahrung erklären wollen. Ja, da wir oft mit dem Weltlauf hadern, so haben wir besondere Neigung einen Ethiker zu hören, welcher den Verlauf der Dinge zu rechtfertigen sucht.

Will man das Buch Paulsens ganz allgemein charakterisieren, so möchte zu sagen sein, daß seine Ethik eben jene Vorzüge aufweist, welche weitestes Interesse erregen müssen. Denn er geht überall von Thatsachen aus, will Thatsachen erklären, benutzt dabei die Natur (Biologie) und Geschichte, indem er der Entwickelung der Erscheinungen nachgeht, und läßt die Ethik unabhängig von Metaphysik. Mit dem Bestreben, die Einrichtung der moralischen Welt zu rechtfertigen, verbindet sich naturgemäß die Ablehnung des Pessimismus (S. 218 f.). Sind des Verfassers reiche Kenntnisse zu bewundern, so nicht minder seine klare und höchst anregende Darstellung, die wohldurchdachte Komposition des Buches und die eindringende Unverdrossenheit, mit welcher er allen Fragen der Sache und des öffentlichen Lebens nachgeht.

Versuchen wir also mit der hier gebotenen Kürze einige Hauptgedanken und die Gliederung des Buches uns zu vergegenwärtigen.

Gut ist eine Handlung, welche beabsichtigt, die Wohlfahrt des Handelnden und die Gesamtheit der Menschen, auf welche sich ihre Wirkungen erstrecken, zu fördern (193). Böse Handlungen dagegen wollen die fremde Wohlfahrt schädigen. Nichts ist also an sich oder absolut gut, sondern nur dann, wenn es zur Wohlfahrt des einzelnen oder der Gesamtheit dienlich ist oder sein will. Der Maßstab, an welchem die Güte einer Handlung gemessen wird, ist demnach kein Gebot der reinen Vernunft, sondern die Förderung menschlicher Zwecke, das Wohl des einzelnen und der Gesamtheit.

Werden also Handlungen abgeschätzt nach ihrem Werte für die menschlichen Lebenszwecke, so müssen wir gleich fragen, welches denn der Zweck des Lebens sei?

Diese Frage ist nicht aus Spekulation, sondern aus Beobachtung der Thatsachen zu beantworten. Der Inhalt der Geschichte ist nämlich offenbar Entwickelung des Gemeinschaftslebens nach Breite und Tiefe. Den Zweckmittelpunkt bildet die Bethätigung der socialen und intellektuellen Tugenden. Mithin besteht Wohlfahrt in der Bethätigung aller Tugenden, am meisten der höchsten (215 u. 216). Da nun der Inhalt des Lebens immer mannigfaltiger und reicher wird, da sich die Aufgaben des Menschen steigern, so gehört zu seiner und der gesamten Wohlfahrt die möglichste Ausbildung aller seiner natürlichen Fähigkeiten (248). Also wäre nicht Genuß, Glück und Vergnügen der Zweck des Lebens?

Diese Frage wird aufs entschiedenste vom Verfasser verneint. Eher könnten wir vielleicht in seinem Sinne sagen (Maria Stuart III, 6): ist Leben doch des Lebens höchstes Gut, insofern unter Leben alles das verstanden wird, was dem Menschen widerfahren kann, das heißt Ausbildung aller seiner Fähigkeiten, Lust und Schmerz, Furcht und Hoffnung, Freude und Leid, Entsagung und Erfüllung. Ganz vergeblich würde man also beim Verfasser nach Klagen über das mensch-

liche Elend suchen; vielmehr hat er die Bedeutung des Übels und des Schmerzes eingehend beleuchtet.

Zu den großen Wahrheiten nämlich, welche durch das Christentum der europäischen Menschheit zum Bewußtsein gebracht sind, gehört auch die (124), daß das Leiden eine wesentliche Seite des menschlichen Lebens ist, eine Wahrheit, welche den Griechen eigentlich verborgen geblieben sei. Das Übel ist ein unentbehrliches Element des Lebens (251) und ein menschlich-irdisches Leben sei ohne das Verkehrte und Böse undenkbar. Dieses ist freilich dem Guten nicht gleichwertig, aber zur Darstellung des Guten behilflich (256). Biologisch hat der Schmerz (207) ursprünglich den Wert der tierischen Lebenserhaltung, indem er das davon befallene Tier zur Flucht oder Abwehr antreibt. Es sucht dem Schmerze, welcher im ganzen eine Lebensbedrohung ist, zu entgehen.

Sollen wir nun unser Wesen, wie es von Natur ist, nach allen Seiten entwickeln, so scheinen wir dabei durch die Thatsache behindert, daß wir aus Neigung und Pflicht handeln, oft der Neigung als unserem natürlichen Willen folgen möchten, während die Pflicht dies verbietet. Welches ist also das Verhältnis von Pflicht und Neigung? Will der Wille von Natur nur nach Neigung handeln oder auch nach Pflicht?

Verfasser behauptet (mit Recht), daß dieser Gegensatz durchaus nicht so häufig und schroff auftritt, wie es zunächst den Anschein hat. Kurz: gut ist, worauf der Wille seiner Natur nach gerichtet ist (258). Also (wird man betroffen fragen) handelt der gut, welcher thut, was er will, nicht vielmehr der, welcher thut, was er soll? Ist das sittlich Gute von dem Ziel des natürlichen Willens nicht verschieden? Woher käme dann der Gegensatz von Wollen und Sollen? Wie werden die wollenden Wesen zu sollenden?

Es sieht ja doch zunächst so aus, als sei die Pflicht nicht unserem Willen wesentlich, sondern als trete sie ihm als eine fremde Autorität gegenüber (260). Was gebietet sie denn? Ursprünglich dieses: gemäß der Sitte, das heißt sittlich zu leben (263). Woher stammt also die Sitte? Ist sie eine überweltliche Autorität? Keineswegs; vielmehr sind ja doch die Sitten offenbar rein menschlichen Ursprungs. Sie sind ein Organ, welches den Instinkten des Tierlebens entspricht (261), eine Art von Gattungsverstand, allmählich ausgebildete zweckmäßige Verhaltungsweisen zur Lösung gesellschaftlicher Aufgaben. Da wir aber (im Gegensatz zu den Tieren) um die Sitten wissen, so wird man sie zum Bewußtsein gekommene Instinkte nennen. Ursprünglich ist der Wille des einzelnen in seiner Horde aber darauf gerichtet, seine und seiner Umgebung Wohlfahrt zu fördern (Hobbes' bellum omnium contra omnes entspreche durchaus nicht der Wahrheit), somit ist er zugleich darauf gerichtet, das zu thun, was die Pflicht gebietet. Neigung und Sitte, Einzel- und Gesamtwille streben im großen und ganzen die Handlungen in demselben Sinne, nicht nach zwei verschiedenen Richtungen, zu bestimmen (264). Da namentlich ein Volk seine Sitten und Gesetze will, so fällt im ganzen Sollen und Wollen durchaus zusammen (267), so daß der Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung nur ausnahmsweise stattfindet.

Handeln also die Menschen meist pflichtgemäß und gemäß der Sitte ohne die Überlegung, ob es pflichtgemäß sei, so kommt ihnen Sitte und Pflicht selten als etwas Fremdes zum Bewußtsein. Findet nun einmal ein Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht statt, so führt diese Unbequemlichkeit dazu, jenen relativen Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung dahin zu verschärfen, daß die Pflicht ganz allgemein als ein übermenschliches Gebot der natürlichen Neigung entgegengesetzt wird. So verliert denn auch die Sittlichkeit gar nichts an Würde, wenn sie aus Neigung geübt wird (gegen Kant).

Ähnlich läßt sich der Gegensatz zwischen Egoismus und Altruismus nicht in voller Schärfe und absoluter Gültigkeit aufrecht erhalten; denn nur derjenige wird schließlich wahrhaft in seinem Interesse handeln, welcher das Recht anderer nicht schädigt (193. 295).

Schon aus diesen Andeutungen ergiebt sich der Charakter dieser Ethik. Sie ist durchaus nicht hedonistisch, nicht transcendent, sondern biologisch-teleologisch. Teleologisch heißt sie darum, weil sie den objektiven Grund der Sittengesetze aufzeigen will. Warum die Lüge schlecht ist, kann durch eine transcendente Ethik gar nicht beantwortet werden; die teleologische begründet es durch Darlegung der Wirkungen, welche die Lüge hat (537). Da die Regeln der Moralphilosophie nicht für alle Zeiten und Völker gelten, so ist ihre Aufgabe, die allgemeinen Umrisse einer Lebensführung zu ziehen, welche für die Genossen der jeweiligen Kulturgemeinschaft die Bedingung gesunder, tüchtiger und glücklicher Lebensentwickelung ist (17). Ethik sei nicht zu begründen auf Metaphysik, sondern auf Anthropologie und Psychologie (2). Sie beurteilt, als teleologische, die Handlungen nach Zweck und Wirkung für die allgemeine Wohlfahrt (171. 188. 192). Die Sittengesetze sind nicht Gegenstand einer unmittelbaren oder intuitiven Vernunfterkenntnis, nicht objektiv von der Erfahrung unabhängig und gleichsam grundlos, sondern sie haben ihren objektiven Grund darin, daß sie

menschliche Wohlfahrt bedingen (273 f.). Die Moralphilosophie hat sie nicht aufzuzählen, sondern den Grund darzulegen, warum sie zu befolgen sind. Auch sind die Gebote der Moral nicht absolut ausnahmslose Gesetze (279), sondern ihre Übertretung wird gelegentlich zu billigen sein, wie jener Entschluß des Generals York v. Wartenburg (280) bei der Konvention von Tauroggen. Verträge sind sonst freilich darum heilig, weil ihre Verletzung eine allgemeine Unsicherheit des Verkehrs herbeiführen würde (484; vgl. 563. 652. 665. 706).

Ruht diese Ethik auch nicht auf Metaphysik, so weist sie doch nicht im mindesten die Anknüpfung an jene zurück (217. 254 f. 283. 322 f. 333 f. 344. 515), vielmehr ist der Verfasser überall bemüht, vorhandene Gedanken aufzunehmen und, wenn auch mit einiger Umformung, zu verwerten.

Wir haben nun die Gliederung des Buches und einige Angaben über die Staats- und Gesellschaftslehre hinzuzufügen. Nachdem in der Einleitung Wesen und Aufgabe der Ethik bestimmt ist, behandelt das erste Buch im Umriß die Geschichte der Lebensanschauung und Moralphilosophie (Griechen, Christentum, Mittelalter, neuere Zeit, christliche und moderne Moralphilosophie). Das zweite Buch giebt die Grundbegriffe und Principienfragen (gut und schlecht, das höchste Gut, Pessimismus, Pflicht und Gewissen, Egoismus und Altruismus, Tugend und Glück, Moral und Religion, Freiheit des Willens). Im dritten Buche finden wir die Tugend- und Pflichtenlehre (Selbstbeherrschung, das leibliche und geistige Leben, die Bildung, Ehre und Ehrliebe, Selbstmord, Mitleid und Wohlwollen, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Wahrhaftigkeit — diese beiden letzteren Kapitel sind besonders schön). Das vierte: Familie, Geselligkeit und Freundschaft, das wirtschaftliche Leben und die Gesellschaft, Eigentum und Gesellschaftsordnung, Socialismus und sociale Reform (698—792), der Staat, sein Wesen und Ursprung, die Verfassung, Umfang und Grenzen der Staatsthätigkeit.

Hat der Verfasser (395) die „Freiheit sich zu betrinken" bedenklich gefunden, so streift er (602) die Frage, ob nicht Beschränkung der Ehefreiheit im Interesse der Gesellschaft sei. Die sogenannte Frauen-Emancipation behandelt er 604 f. Wenn die gegenwärtige Gestalt des Grundeigentums nicht die endgültige scheint, so könne, sie zu ändern, nur eine Frage der Zweckmäßigkeit für die Gesamtheit sein. Für sie sei es auch heilsam, daß wieder mehr wirtschaftliche Selbständigkeit mit ihrer persönlichen Sorge und Hoffnung sich entwickele (682). Solle eine Umformung im socialistischen Sinne eintreten, so könne das durchaus nicht gewaltsam, sondern nur in allmählichem Wachstum werden (743); gegenwärtig sei die Gesellschaft für diese Lebensform noch unreif (735). Eine Politik der socialen Reform sei notwendig (785). Als Tendenz der Zeit lasse sich erkennen die Ausdehnung der gemeinschaftlichen Unternehmung auf Kosten der privatwirtschaftlichen (748).

Litterarische Notizen.

Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von M. v. Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die Tochter einer Wäscherin muß ihrem ersten Ideal entsagen, heiratet einen gutmütigen Jockey ohne innere Zuneigung und lernt nach dessen Tode einen edlen Schullehrer kennen. Durch Dazwischenkunft des ersten Ideals, eines Bauern, der indessen Witwer geworden, kommt es zum Bruche auf dem Verlobungsfest. Ein Entlobungsfest, wenn der Ausdruck für den Höhepunkt dieser meisterhaften Darstellung gestattet ist, führt die beiden wieder zusammen und zwar für immer. Dies ist in groben Umrissen der Kern der Handlung, über deren realistisch getreuer Schilderung mit Auslassung alles künstlerisch Unwesentlichen ein Hauch von jener echten Poesie schwebt, welcher auch den früheren Arbeiten unserer Dichterin ein so eigentümlich bezauberndes Gepräge verleiht.

In Form eines Ich-Romanes schildert die Schicksale eines Kindes aus dem Volke P. v. Szczepanski in seinem Erstlingswerke **Die Falzgräfin, ein Berliner Roman** (Leipzig, Carl Reißner). Aus der Falzerin wird eine Operettendiva, die in Wien durchfällt und die Hand eines ungarischen rückenmarkskranken Grafen nicht ausschlägt, indessen ihr Toggenburg, ein Setzer, polnischen Namens wie der Erzähler und die Heldin, an der Schwindsucht stirbt. Die Schilderungen tragen den Stempel des wirklich Erlebten und Geschauten; und die Moral der Geschichte, daß ein Graf eine Irma Cibulka heiraten kann, ist von einer Bedeutung für gewisse moderne Geistesverhältnisse, deren sich der liebenswürdige Darsteller dieses Ichs vielleicht nicht einmal ganz klar geworden ist. Möge nur keinem Nähmädchen oder anderen Armen das Werk in die Hände fallen: es giebt wenig Irmas auf

Erden, und glücklich ist ja auch sie nicht geworden!

Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Aus dem „Landmaal", dem norwegischen Volksdialekt, übertragen von E. Brausewetter. (Budapest, Gustav Grimm.) — Ein hochbedeutsames Werk, neben seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung für deutsche Leser auch als reine Dichtung von Wert. Voll anschaulichen Lebens sind die Schilderungen der Studenten und einzelner Volkstypen. Wie aus dem idealen Helden von armer Herkunft mit hochfliegenden Plänen, voll Genußsucht, aber ohne Geld, wieder ein sogenannter gewöhnlicher Mensch wird, der vor allem auch sein Teil von den erreichbaren Gütern des Lebens erreichen will und wird, ist mit köstlichem Humor dargestellt, der um so mehr wirkt, als der Verfasser persönlich alle sarkastisch bitteren oder höhnenden Zwischenbemerkungen unterläßt.

Ähnlich anregend, wenn auch nicht auf gleicher Höhe der Poesie stehend, wirkt **Ein Kind des Volkes**, schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn, aus dem Nachlaß herausgegeben von O. Sutermeister. (Bern, Rud. Jenni.) Der Reiz dieser schlichten Lebensgeschichte besteht mehr darin, daß wir einen Einblick in die Seele und Schicksale dieses verstorbenen Schweizer Poeten thun, der nur eine Primarschule besuchte, dann Weber, Buchhandlungsgehilfe ward, endlich sich der Schriftstellerei widmete, nach Südamerika ging, ohne Glück und gebrochenen Herzens nach seinem Heimatlande wieder heimkehrte, um dort nach kurzem Wiedersehen in den Armen eines treuen Freundes zu sterben.

Als ansprechende Unterhaltungslektüre im vornehmeren Sinne sind noch zu nennen **Rauch**, sechs Novellen aus dem Alltagsleben von Luise Westkirch (Berlin, Alexander Duncker), und **Unter dem Nordlicht**, norwegische Erzählungen von Martha Rumbauer (Berlin, A. Landsberger). Wirken die drei Geschichtchen von Rumbauer mehr durch den Zauber der Ferne, obwohl diese Ferne in koloristischer Beziehung merkwürdigerweise wenig berücksichtigt wird, so neigen die viel gereifteren Novellen von L. Westkirch mehr zu den Lehren des Naturalismus, ohne jedoch seine unschönen Seiten zu berühren. Die psychologischen Probleme sind zwar nicht neu oder in besonderer Form durchgeführt — allein Meisterwerke ersten Ranges auf diesem Gebiete fallen eben auch nicht alle Tage vom Himmel!

* *
*

Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von A. v. d. Passer. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — In einer vom selben Verfasser im gleichen Verlage erschienenen Lebensbeschreibung erhalten wir zuerst Genaueres über diesen größten tirolischen Dichter, der bisher im Deutschen Reiche wenig bekannt war und den nur hier und da einer kannte als den Verfasser einiger seiner Zeit vielgepriesener „Jesuitenlieder". Der Dichter war so sorglos, sich nie um eine Sammlung seiner Lieder zu kümmern; als er endlich an diese Arbeit gehen wollte, ereilte ihn der Tod. Was nun die vorliegende, glücklich getroffene Auswahl anlangt, so spricht zu uns aus derselben unleugbar ein wirklich gottbegnadetes lyrisches Talent, das noch Größeres geleistet hätte, wären ihm nicht die Schwingen durch den Bureaustaub einer Beamtenlaufbahn zeitweise sowie beizeiten gelähmt worden. Sehr warm berührt der hoffnungsfrohe Idealismus unseres Tiroler Poeten. Alle Gefühle, vom zartesten bis zum herbsten, finden in seiner Brust ein Echo; die Sprache ist eine jugendfrisch lebendige, voll treffender Bilder, Kraft und Anschaulichkeit; und so wird es denn dem Sohn und Enkel nicht schwer, einem deutschen Dichter nach nachträglich den wohlverdienten Lorbeerkranz aufs Grab zu legen, einem Dichter, der für „Freiheit, Licht und Zukunft" wacker gekämpft und gelitten hat. Mögen die Dichtungen und die dazu gehörige Lebensbeschreibung von A. v. d. Passer, der sich mit dieser Herausgabe nicht bloß ein litterargeschichtliches Verdienst erworben hat, recht weite Verbreitung finden!

Johannes. Idyll in zehn Gesängen von Adolf Mitzenius. Zweite Auflage. (Berlin, Verlag des litterarischen Deutschlands.) — Nicht die Sonne Homers oder Goethes, des Dichters von „Hermann und Dorothea", hat diesem Hexameter-Idyll geleuchtet; wir werden mehr an den Verfasser der „Luise", zumal des „Siebzigsten Geburtstages" erinnert: es handelt sich um einen durchgefallenen cand. theol., der durch eine gute Predigt sich wieder mit seinem grollenden Vater aussöhnt, in Friederike die bekannte Einzige findet und zum Altare führt. Irgend welche geistige Fragen, welche das Herz der Gegenwart bewegen, hat der Verfasser nicht berührt; harmlose Seelen werden das Werkchen mit reinem Vergnügen durchblättern.

Einen ähnlichen Gegenstand, nur in der Form eines geschichtlichen Epos, behandelt E. Rehburg in seinem **Konrad**, Epos aus der Reformationszeit (Hamburg, Kittlersche Buchhandlung). In die Schicksale des Helden, eines entlaufenen Priesters, der glücklich in den Hafen der Ehe kommt, werden die Geschehnisse jener Zeit und die Bilder der bekannten Helden auf protestantischer Seite mit Geschick verwebt. Nur die Wahl des fünffüßigen Blankverses erscheint als Mißgriff,

zumal bei einem Umfange von über vierhundert Seiten! Wie wäre gerade hier der aller feinsten Sprachmodulationen fähige deutsche Nationalvers am Platze gewesen, der Vers Wolframs, Hans Sachs' und Goethes! Auch läßt sich der Wunsch nicht unterdrücken, daß einmal ein katholischer Poet, von recht hoher Begabung natürlich, sich einen Stoff aus dieser Epoche wählen möchte; die Mehrzahl der protestantischen Bearbeiter dieser Zeit hält zu sehr an den einseitig überkommenen Überlieferungen fest, macht sich die Sache ein wenig bequem und giebt mehr schattenhafte Gebilde statt wirklichen Lebens.

An künstlerischem Werte bedeutend höher steht **König Harald Blauzahn**, eine Mär aus dem zehnten Jahrhundert von Ed. v. Cölln (Berlin, Verlag des litterarischen Deutschlands). Zunächst beruht das Werk auf gründlichsten Studien, was an und für sich wenig bedeuten würde, und so zu sagen auf echt künstlerischer Einlebung in diese Zeit; aber der Dichter zeigt sich vor allem; seine Schilderungen sind äußerst anschaulich, seine Charaktere fesseln und der Nibelungenvers ist sorgfältig behandelt. Felix Dahn nennt in einer beigedruckten Vorbemerkung die Dichtung „ein außerordentliches Kunstwerk, reich an ungewöhnlichen Schönheiten in Form und Inhalt“ — auch ist das Epos dem Grafen Moltke zugeeignet, dessen Größe freilich das ihm gewidmete Einleitungsgedicht nur in sehr schwachem Maße gerecht wird.

Otto Franz Gensichen gehört zu denjenigen Dichtern, die sich einen gewissen Kreis von Verehrern erworben haben. Auch seine neuesten Gedichte **Jungbrunnen** (Berlin, Gebr. Paetel) werden das Vertrauen seiner Freunde zu seinem Namen nicht täuschen. Eine leichte, volkstümlich frische Sangbarkeit spricht aus allem in dem Cyklus Memento vivere! während im Memento mori! auch den entsprechenden ernsten Gedanken eine meist würdevolle Form verliehen wird. Selbst die Lieder zur Verherrlichung des bayerischen Bieres, dessen verschiedene Specialitäten der Dichter gelegentlich mit Laune und Sachkenntnis aufzählt, sind gut geraten. Wer von einem neueren nicht verlangt, daß derselbe Goethe oder mindestens Heine ebenbürtig sei, oder in einer lyrischen Sammlung nicht gerade die Lösung des Welträtsels sucht, der wird an diesen Liedern Gefallen finden.

Im gleichen Sinne empfehlen wir die Dichtungen von Otto Kamp: **Armeleutslieder.** (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.) Da sie schon in dritter, wirklicher Auflage erschienen sind, so muß wohl in ihnen ein zeitgemäßer Ton erklingen, und was wäre zeitgemäßer als Leid und Freud, Vaterlandsliebe und Gottesvertrauen der armen Leute? Nur hin und wieder wird der Verfasser ein wenig trocken, lehrhaft. Mancher Gegenstand erforderte wohl eine bessere Behandlung; jedoch alle Lieder bekunden ein warmes, mitleidvolles Herz, und diesen edlen Gesinnungen, die im Haushalte menschlicher Fortentwickelung schwerer wiegen als das noch so schöne Lied eines verkommenen Gesellen, verdankt sicherlich auch das Werkchen einen Teil seines Erfolges.

Als völlig Moderner und im Sinne Goethes dichtend, das heißt die Muse nur rufend, wenn er ihr etwas zu beichten hat, und dann wenig bekümmert darum, ob jeder Vers tadellos gebaut oder gereimt sei, giebt sich Otto Erich in seinem **Studententagebuch.** Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. (Zürich, Verlagsmagazin.) Die Mehrzahl der meist kurzen Lieder durchweht ein tiefes Mitgefühl für so manches unverschuldete Leid in der Welt; durch ihre fast immer glücklich pointierte Knappheit in Form und Ausdruck bekunden sie ursprüngliches Talent und erfolggekröntes Studium unserer lyrischen Meister. Der Titel führt übrigens irre: wer hofft, in dem Büchlein Studentenpoesie zu finden, das heißt etwa feucht-fröhliche Trinklieder und ähnliches, erfährt eine Täuschung; auch gehört der Dichter dieser Lieder wohl studentischen Kreisen nicht oder nicht mehr an.

* * *

Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge von Gerhard v. Amyntor. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Wenn der bekannte Verfasser seinen geistvollen, meist kurz gehaltenen Betrachtungen über Fragen modernen Lebens und Denkens Ibsens Worte als Motto voranstellt: „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher — allein steht“, so ist Amyntor keiner dieser stärksten Männer der Welt; denn seinen geistvoll und fesselnd geschriebenen Ausführungen wird jeder gern beipflichten, der noch nicht von der Blässe unserer Parteisucht angekränkelt ist.

* * *

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. Von F. v. Hellwald. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.) — Der bekannte Verfasser der „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung“ bietet uns hier eine Reihe von einheitlich verwobenen Aufsätzen, welche das Werden der modernen Familie von den frühesten Zeiten an zu verfolgen suchen und nach allen Seiten hin die Beziehungen bloßlegen, welche der Verkehr der Geschlechter in seiner entwickelungsmäßigen Wandlung zu den verschiedensten Kulturgestaltungen eingegangen ist. Von der

liebelosen Urzeit, wo der unveredelte Trieb der Arterhaltung Mann und Weib zusammenführte, bis zur Ehe unserer Tage ist ein weiter Weg, und es gewährt einen großen Genuß, denselben unter des Verfassers kundiger und vorurteilsfreier Führung zurückzulegen. In einer Zeit, wo Ibsens Nora das Theater endlich erobert zu haben scheint, um uns das Problem einer modernen Ehe zu stellen, dürften auch die vorliegenden, für einen größeren Kreis geschriebenen Untersuchungen Teilnahme finden. Es giebt kein Verständnis der Gegenwart außer auf dem Boden der Geschichte, natürlich einer durch den Begriff der Entwickelung erläuterten Geschichte. Das gilt auch für unser Gebiet, und so wird die Phrase des sogenannten „Elternrechtes“ verständlich und beurteilungsfähig!

* * *

Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben nebst praktischen Vorschlägen &c. Von einem jüngeren Beamten. (Leipzig, Gustav Fock.) — Dem vorliegenden Werkchen ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. Der Verfasser, ein jüngerer Beamter, schildert seine Erlebnisse und Erfahrungen auf der Studienlaufbahn — er beleuchtet die tiefgehenden Mißstände, die Enttäuschungen und Verführungen, denen der jugendliche Charakter ausgesetzt wird — er hat keine beschönigenden Worte für die Blasiertheit und Genußsucht der heutigen Jugend, er verdeckt nicht liebevoll die demoralisierende Wirkung von Verbindungen, die hohles Phrasentum und Verachtung tüchtiger Arbeit auf ihrem Programm stehen haben, obgleich er selbst solchen Verbindungen angehörte. Möchte doch der Verfasser mit seinen schlichten, ansprechenden Ausführungen manchem jugendlichen Gemüte die rechte Bahn weisen, möchte er recht vielen zu jener Klarheit im Urteil, zu jenem Idealismus verhelfen, die sein eigen sind, denn nur dann dürfen wir auf Heilung der nicht tief genug zu beklagenden Übel in der Jugendbildung hoffen.

* * *

Von der mehrfach rühmlichst erwähnten **Encyklopädie der Naturwissenschaften**, welche bei Eduard Trewendt in Breslau herauskommt, liegen wieder einzelne Lieferungen vor. Von dem Handwörterbuche der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie ist jetzt der fünfte Band abgeschlossen, welcher von „Landschaf“ bis „Nervenleiste“ reicht. Die einzelnen Gegenstände sind im allgemeinen recht sachgemäß behandelt, und selbst G. Jäger scheint jetzt insofern vorsichtiger geworden zu sein, als er seine Ansichten nicht mehr durchweg von vornherein als die allgemein gültigen hinstellt, doch könnte z. B. sein Artikel „Tierischer Magnetismus“ mit mehr Kritik geschrieben sein. Als Ganzes ist das Werk jedenfalls sehr empfehlenswert.

* * *

Berichtigung. In dem Aufsatze von Friedrich Theodor Vischer „Zur Sprachreinigung“ (Juniheft) muß es auf Seite 397, Spalte 2, Zeile 7 von oben heißen:

> Man nennt ... diese längst eingebürgerten Gäste Lehnwörter,

und auf derselben Seite und Spalte, Zeile 8 von unten:

> aus keinem anderen Grunde ... anstatt: aus kaum anderem Grunde.

Wir bitten unsere Leser, die geschehenen Druckfehler freundlichst zu entschuldigen.

Die Redaktion.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.
Königl. Sächs. Hoflieferanten.
Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurück genommen und
Abtheilung: Reise-Artikel.
Nr. 1564. Portemonnaie, echt Seehundled., a. einem Stück gearbeitet, 3 Fächer, Goldverschl., Lederfutter. M. 3.25.
Nr. 1002. Damen-Täschchen, gepr. Leder-Nachahmung, Nickelbügel u.-Ring ungef. 12 Cm. hoch, 12 Cm. lg. M. 1.75.
Nr. 2711. Reisebücher-Tasche aus braunem Segelleinen m. Tragriemen, 3 Taschen, ungefähr 16½ Cm. hoch, 14½ Cm. breit. M. 4.75.
Nr. 950. Damen-Umhängetasche aus roth od. schwarz Kalbleder, Nickelbüg., verschliessb., flache Vortasche, Atlasfutter ungef. 16 Cm. lang 12 Cm. h. M. 6.—.
Nr. 1578. Portemonnaie,
Goldverschl. M. 4.75.
Nr. 2262. Reisespiegel, z. Stellen, in schwarzem Leder-Etui. M. 3.25.
Nr. 1828. Tasch.-Necessaire, Krokodill., enth.: Spiegel, Kamm, Nagelreiniger u. Zahnst. M. 2.50.
Nr. 1826. Tasch.-Necessaire, schwarzes Leder, enth.: Spiegel u. Kamm. M. 1.25.
Nr. 900. Herren-Umhängetasche, schwarzes
schwarz polirtem Bügel
schliessb., Lederfutt.
Cm. lang, 18 Cm. hoch
Nr. 2407. Reise-Necessaire,
Leder-Nachahm.,
u. Griff, vollständ.
M. 7.50.
Nr. 703. Handtasche (besonders für Damen geeignet) aus Chagrinleder mit Vortasche, Drellfutter, lackirtem Bügel, Nickelschloss, Nickelschild und Ecken, Lederhenkel, ungef. 38 Cm. lang, 24 Cm. hoch. M. 7.50.
Nr. 2102. Umhängeflasche (ungef. 15 Cm. h.) m. abnehmb. Blechgefäss, roth. Lederbezug, grüner Tragschnur. M. 1.25.
Nr. 814. Reisekoffer aus braunem Drell (ungef. 53 Cm. lang, 31 Cm. hoch), Nickelschloss, Nickelbeschläge, Lederecken, blaugestreiftes Zeugfutter. M. 12.50.
Unser Preisverzeichniss über
Lederwaaren und Reise-Artikel
versenden wir unberechnet u. portofrei.
Wir haben weder Reisende noch sonstige Vertreter, liefern auch nicht an Wiederverkäufer, sondern verkaufen nur unmittelbar an die Privatkundschaft.
Nr. 2408. Reise-Necessaire, schwarzes, weiches Vachetteleder, Segelleinenfutter, m. gut. vollständ. Einrichtung. M. 12.25.
Nr. 2355. Reiserolle aus braunem
Ledereinfassung
Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Der Sandmesser.

Erzählung
von
Emmy v. Dincklage.

Die acht menschlichen Bewohner des großen, uralten Bauernhauses saßen schweigend um das abendliche Torffeuer des Herdes gereiht. Es wurde unter diesem breiten, moosüberzogenen Dache überhaupt nicht viel geredet, heute aber lauschte man dem Geheul und dem Grollen des Windes, der über die Nordseedeiche ins Flachland stürmte und sein Konzert aufführte. Bald erscholl seine Stimme in tiefen, vollen Accorden, bald schmetterten hohe, unheimliche, langgezogene Schreie dazwischen, als wären zahllose Hunde in die Wipfel der Eichen des Hofes gefahren, um sie im wilden Kampfe anzufallen. Zwei Mitglieder des Hausstandes kümmerten sich indessen nicht um das Wetter, der grauhaarige Ohm, der im Krakestohl (Lehnstuhl) neben dem Feuer rauchte, nicht, weil er, sehr schwerhörig, nichts von dem wilden Lärm vernahm; seine Schwester, die Möke, nicht, weil sie schon so viel böses Wetter in ihrer langen Lebenszeit überdauert hatte und sich jetzt ganz ihrer Wollspinnerei widmete, indes der neben ihr sitzende Schäfer das Vließ seiner Heidschnucken mit großem Kraftaufwande zwischen zwei Handhaben auskratzte und es dann zart und luftig in einen Handkorb schichtete. Der Großknecht oder Schulte, sowie der kleine Knecht, ein junger stämmiger Hüne, strickten straffe Wollstrümpfe, die beiden Mägde spannen an ihrer künftigen Aussteuer, denn ein Teil ihres Dienstlohnes bestand in einem Stückchen Ackerland zur Leinsaat, und abends nach sieben Uhr konnten sie für sich selbst ihre Flachsernte verspinnen zur Herbst- und Winterszeit. Unter der von einem Balken niederhängenden Kuppellampe saß an einem Tische die gelbe Lisbeth, die Herrin und Besitzerin des großen Bauergutes. Sie war nicht etwa eine Matrone, sondern ein junges Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, die nicht, wie ihre Umgebung, die emsländische Bauerntracht, sondern einfache modische Trauerkleider trug. Ihre hübschen frischen Farben hatten ihr nicht die Bezeichnung gelb einge-

bracht, sondern dieselbe bezog sich auf ihr volles gelbes Haar, das nicht goldig oder gar rot, sondern wirklich gelb zu nennen war und ihrer kräftigen Erscheinung einen aufgeweckten, germanischen Eindruck verlieh. Lisbeth nähte, aber nicht ruhig und hingegeben an die Arbeit wie sonst, sondern mit manchem Blick auf die lange Fensterreihe, welche die Seitenwände des weiten Küchenraumes mit zahlreichen kleinen verwetterten, in Blei gefaßten Scheiben abschloß und neben denen sich die Ausgangsthüren befanden. Die gelbe Lisbeth erwartete nämlich das Kommen ihres Verlobten, des Dr. med. Florenz Jasper, der ein Thüringer war und, in seiner Heimat berufsthätig, nur selten die Reise ins Emsland machen konnte. Das junge Paar war unter eigentümlichen Verhältnissen, vor mehr als drittehalb Jahren, bekannt geworden. Eines Tages betrat nämlich ein fremder Herr die Bauernküche, in welcher er drei alte, sehr unfreundliche und wortkarge Menschen am Herdfeuer sitzen sah, die übrige Hausgenossenschaft aber verriet eine Unruhe, welche des Fremden Ansprache in die Frage verwandelte: „Ist ein Schwerkranker im Hause?"

„Ja!" entgegnete einer der Grauköpfe nach einer Pause, durch die Kürze der Erwiderung kundgebend, daß der Eindringling auf keinerlei Entgegenkommen zu rechnen habe.

„Habt ihr denn einen Arzt?" forschte der andere weiter.

„Doktors kosten Geld und können ihr doch nichts helfen!" knurrte der alte Bauer.

„Ich bin ein Doktor und verlange keine Bezahlung, bringt mich zu ihr!" sagte der Fremde so entschieden, daß eine der Mägde ohne weiteres die Kammerthür öffnete und den Arzt in einen niederen, dumpfen Raum schob. Sein erster Blick sagte ihm, daß die Kranke bereits ausgelitten habe, bei seinem Eintritt aber hob ein knieendes Mädchen das Haupt mit den leuchtend gelben Haaren und sagte, wie in selbstvergessener Freude: „Sie hat's überwunden, sie ist in die ewige Ruhe eingegangen!"

Der Arzt verglich die Züge der Leiche mit denen des gleichfalls so bleichen jungen Antlitzes der Knienden und sprach in dem Wunsche, die Tochter aus ihrer Erregung zum lindernden Schmerze herabzuziehen: „Sie werden die Mutter sehr vermissen!"

„Ja — mit ihr wird mein Alles auf Erden begraben, aber sie, sie hat keine Schmerzen des Leibes und der Seele mehr, und deshalb preise ich Gott!" Das Mädchen erhob sich, nachdem sie die erkaltenden Hände der Toten ineinander gefaltet hatte, und stand dann fast so groß wie der Fremde neben ihm. Sie bemerkte kaum, daß ein Fremder anwesend war, und richtete weiter keine Aufmerksamkeit auf ihn. Sie durchschritt mit dem fördersamen Gang der arbeitenden Volksklassen die lange, gepflasterte Küche bis zum Herde. „Vater," sprach sie laut und stand straff aufgerichtet vor dem greisen Bauern, „meine Mutter ist eingeschlafen!"

Es ging wie ein Frösteln über den Alten, er griff mit den Fäusten ins Leere und fragte stockend: „Tot?"

„Ja!" antwortete die Tochter.

„Was ist?" forschte der taube Ohm.

„Die Mariekatrin ist tot!" schrie die Tante.

„O, o!" bedauerte Hermann Ohm; „ja, ja, sie hat nun ausgeweint!"

„War auch genug des Flennens!" grollte die Tante, kniete aber zugleich nieder zum Sterbegebet, und die Dienstleute thaten das Gleiche, indes Lisbeth eine geweihte Kerze vom Gesims langte, dieselbe anzündete und in die Totenkammer trug, deren Thür sie hinter sich verriegelte.

Sobald die Andächtigen sich wieder bewegten, sagte Doktor Jasper: „Ich will Euch nicht lange aufhalten, Bauer, wollt Ihr mich anhören?"

„Wenn's sein muß."

„Ich machte eine weite Reise, weil ich zur Erhebung einer nicht unbedeutenden

Erbschaft den Totenschein meines Großvaters, Eduard Ignaz Jasper aus Fulda, zu haben wünsche. Dieser Großvater war unter Napoleon I. Armeelieferant, er machte in Ostfriesland und an den Emsufern große Getreideeinkäufe und reiste im Juni 1811 hierher, um eine neue Kornlieferung zu empfangen und zu bezahlen, denn er trug eine bedeutende Geldsumme in seiner ledernen Gürteltasche. Er schrieb seine letzten Zeilen hier in diesem Hause, und seitdem ist seine Spur wie vom Erdboden verwischt. Ihr waret damals ein fünf- oder sechsjähriger Knabe, Bauer, und müßt Euch seiner erinnern."

Der Hausherr stieß mit dem Holzschuh in die Torfkohlen, so daß ein Funkenregen aufstob: „Ich weiß von nichts!" erwiderte er dann grimmig und verbissen wie eine zur Wut gereizte Dogge.

Doktor Jasper nahm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber: „Euer Vater kaufte damals die Lieferungen in hiesiger Gegend auf und besorgte ihre Verfrachtung nach Osnabrück und Münster; ich besitze noch viele Quittungen, welche derselbe unterschrieben hat. Hier im Kirchenbuch eurer Gemeinde ist der Tod meines Großvaters nicht vermerkt, amtlich ist nirgend ein Ausweis zu finden, die ältesten Leute des Kirchdorfes haben nur die unklare Erinnerung, daß damals auf der Ems neben Eurem Rövekamp die Pünten anlegten, um ihre Fracht abzuladen. Ich bitte Euch, Bauer, über die Auskunft, die ich haben möchte, nachzudenken und werde morgen früh zurückkommen, um Euren Bescheid zu vernehmen."

Am nächsten Morgen kehrte Doktor Jasper zurück; schon von fern hörte er die grollende Stimme des Bauern und allerhand Bretterwerfen und Geräusch von der Viehdiele her. Dort stand der Hausherr auf einer Leiter und hob mit einem Schreiner verschiedene Planken von den Querbalken, wo sie getrocknet waren, hernieder. „Fällt mir nicht ein, diese Kernbretter zum Husholt (Sarg) zu geben," knurrte der Bauer; „die liegt still in der Kiste; ob das Ding von weichem oder hartem Holz ist, die Toten schweigen — die Toten schweigen!" Als er das gesagt und dazu ingrimmig eine Planke erfaßt hatte, fiel sein Blick auf Doktor Jasper. Der Alte wurde kreidebleich, ließ das Brett herniedergleiten, griff, einen Halt suchend, mit den Händen in der Luft herum und stürzte dann selbst hinterdrein. Er wehrte anfangs die Unterstützung des Arztes ab, wurde dann aber ohnmächtig und die Untersuchung des Verunglückten konnte alsbald einen bedenklichen Hüftknochenbruch bei ihm feststellen.

Eine der peinlichsten Zugaben des ärztlichen Berufes ist die Wehklage der Angehörigen des Leidenden, der selbst zumeist ergebener ist als seine Umgebung, da der Schmerz ihn bezwingt; erklärlicherweise sah Doktor Jasper mit Sorge dem Kommen der beiden Verwandtinnen, der Schwester und Tochter des Bauern, entgegen, welche noch nicht von der Frühmesse zurückgekehrt waren. Natürlich hatte der Arzt ihnen die fast hoffnungslose Mitteilung zu machen. Da standen die beiden hohen kräftigen Emsländerinnen, die Hände gefaltet, und sahen ihn mit den blauen, festblickenden Augen an, und er sagte den tief Trauernden, daß der Tod bereits wieder auf der Schwelle hocke, aber noch schlimmer, daß dem Ende ein langes, schweres Hinsiechen vorangehen könne.

Die beiden Blonden zuckten nicht, es drang kein Schrei über ihre Lippen, Elisabeths bleiches Antlitz erhob sich zu dem Redenden und sie sagte: „Wie Gott will, ich werde die Pflege übernehmen!" Die Tante wandte sich mit trotzig zusammengebissenen Zähnen und verließ die Kammer des Kranken.

Doktor Jasper kam dieses Verhalten beinah unweiblich vor, er hatte keinen Begriff von den Bedingungen der norddeutschen Bauernwürde, welche jede leidenschaftliche Gefühlsäußerung vor fremden Augen verpönt, und er fügte rücksichtslos hinzu: „Ich werde fürs erste hier bleiben und Ihre Pflege teilen, bis ich, wenn der Kranke etwas klarer wird, Auskunft über

das Ende meines Großvaters von ihm erhalten habe. Der Fall des Bauern von der Leiter, als er mich in dem Augenblick sah, wo er höhnend ausrief: ‚Die Toten reden nicht!‘ bestätigt meine Voraussetzung eines schweren Geheimnisses!“

Elisabeth blickte ihn erschrocken an, entgegnete aber entschieden: „Ich werde thun, was ich kann, vom Vater die Wahrheit zu erfahren!“

Doktor Jasper atmete auf — das junge Mädchen wußte nichts, hinter dieser klaren, vom Gelbhaar umkränzten Stirn ruhte kein Verrat.

Im Emslande folgen auch die Frauen dem Sarge ihrer Nächsten, und die einzigen Stunden, wo Elisabeth ihren Kranken verließ, waren die, wo sie, eine schwarze Seidenschürze schleierartig über Haube und Antlitz gehängt (man sah ihr Gesicht nicht), der Leiche ihrer Mutter folgte. Doktor Jasper bewachte den stöhnenden, Gebete und Verwünschungen murmelnden Kranken, während Elisabeth in ihrem schönen, unbeschreiblich beherrschten, tiefen Schmerz die Mutter zur Erde bestattete.

Der Arzt beschloß, im Dorfe Quartier zu nehmen und bei den auf dem Lande als Tradition anerkannten ältesten Leuten Nachforschungen nach dem Verbleib seines Großvaters anzustellen. Nicht allein der Erbschaft wegen, welche eine übel beeinflußte Verwandte auf den Todesnachweis des Armeelieferanten gestellt hatte, sondern weil das Verschwinden des unternehmenden Mannes mit einer bedeutenden Summe, die nicht sein Privateigentum war, ein Gerücht hervorrief, welches noch ganz kürzlich des Enkels Ehre aufs peinlichste verwundete. Zu einem Ehrenamte vorgeschlagen, hatte einer der Abstimmenden gesagt: „Ich wähle nicht den Doktor Jasper, sein Großvater machte sich mit einem fremden Kapital auf und davon, wir Fuldaer sind altangesessene Leute mit gutem Gedächtnis, ich für mein Teil stimme für jemanden mit makellosem Namen!“

Wirklich siegte das gute Fuldaer Gedächtnis und das Amt wurde dem jungen Mediziner nicht verliehen, ja er konnte nicht einmal den Ankläger zur Rechenschaft ziehen, denn er hatte keine Gegenbeweise. Deshalb mußte er suchen, um jeden Preis suchen, den bösen Schatten von seinem Namen zu wischen und sich selbst wieder ehrlich zu machen — sich selbst, der gestraft wurde bis ins dritte Glied.

Als er eben, in jugendlicher Erregung, gegen die Ungerechtigkeit seines Erbschicksals aufgesprungen und an das niedere Fenster getreten war, um in den Krautgarten zu blicken, trat Elisabeth wieder ein. Sie trug eine schwarze Haube und um den Hals das alte Bauerngeschmeide, das, ein nationales Überkommnis, bereits vielfach von modernem geschmacklosem Goldwerk verdrängt wird. Die Haustochter verneigte sich vor dem Arzt und sprach: „Ich danke Ihnen, von jetzt an gehört mir der Platz neben dem Vater!“ Dann trat sie an das Bett, schlichtete die Kissen und fragte milde: „Dürstet Euch?“

Der Alte trank und forschte: „War's eine große Leiche? Sind viele zu Tische da? Es wird miserabel viel kosten mit dem Traktament, aber gieb es, gieb es, wir sind Vollerben, es gehört sich für uns!“

Doktor Jasper war's, als ob er eine Ohrfeige bekomme: für den Sarg waren die schlechten Bretter gut genug, und jetzt riß sich der Todesverfallene eine schwere Summe vom Herzen, um sich als Vollerben zu zeigen beim Leichenschmaus. O, die Erbschaft des jungen Mädchens da vor ihm, über deren bleiches Antlitz eine zarte Röte niederrieselte, war eine weit, weit schwerere als die seinige, ja der junge Mann begriff nicht, daß Elisabeth dem Peiniger ihrer Mutter so gar sanft gegenüber stand.

„Seien Sie stark,“ sprach der Arzt unwillkürlich.

Die wunderbar ruhigen, beinahe unirdischen Augen des Mädchens blickten in die seinigen: „Ich bin stark,“ entgegnete

sie, „das Selbstleiden ist so leicht, wenn das Teuerste ausgeduldet hat und jenseit des Schmerzes steht!"

Ein halbes Dutzend von verwandten Bauern trat ein, um den Leidenden zu betrachten und ihm einige alltägliche Tröstungen zu sagen, die derselbe nicht beantwortete, worauf die Teilnehmenden gegeneinander äußerten: „Na, der braucht keine neuen Holzschuhe mehr!"

Das Mittagsmahl war von einem zu diesem Zwecke geschlachteten Kalbe und ungeheuren Massen Reisbrei zusammengestellt und wurde mit feierlichem Appetit verzehrt. Die gelbe Lisbeth ging, nötigend und bedienend, um den Tisch herum. Hätte Doktor Jasper nicht gewußt, daß heute ein Teil ihres Daseins begraben war, das schöne und ihrer angesehenen Stellung sich bewußte Mädchen würde nichts verraten haben. Ja, sie war wirklich stark.

Das Anklopfen des Thüringers bei den „ältesten Leuten" scheiterte schon an seiner fremdländischen Sprache, die biederen plattdeutschen Patriarchen und Matriarchen waren entweder sehr dumm oder sehr vorsichtig; selbst als der Geistliche des Dorfes einen altersgekrümmten Graukopf auf den seligen Bauern und die „Schmuggelzeit" (so wird die Franzosenherrschaft der Kontinentalsperre halber durchgängig bezeichnet) brachte, sagte der Greis: „Heer Ohm, man darf nicht alles glauben, was die Leute sagen. Ich für meinen Teil habe niemalen Wiedergeher gesehen!"

Wiedergeher sind die Spukerscheinungen derjenigen Toten, welche keine Ruhe im Grabe finden. Dergleichen Andeutungen aber halfen dem Doktor zu nichts, wenn schon sie den verstorbenen Bauern als einen unsauberen Charakter brandmarkten. Der Kornkäufer auf seinem Grauschimmel und die Kornschiffe am Rövekamp lebten noch in der Erinnerung der Ältesten, aber über den Verbleib des „Franschen" (Französischen) wußte keiner das Mindeste.

Doktor Jasper verband und bettete den Bauern täglich, der Leidende stellte sich dabei unbesinnlich, obwohl der Arzt deutlich erkannte, daß er auf alles merkte, was um ihn vorging. An dem strengen Zusammenziehen von Elisabeths Augenbogen bei solchen Veranlassungen gewahrte der Beobachter, daß auch sie von dieser Thatsache überzeugt sei. Geduld mußte der so sehr gegen seinen Wunsch den Detektiv vertretende Fremde haben; doch wenn er die Tochter des verdächtigen Bauern sah, dann packte es ihn, wie viel Langmut sie in wahrem Engelserbarmen ausübte. Was mußte die Arme vergessen, wenn sie unermüdlich, Tag und Nacht, sich ihrer undankbaren Aufgabe unterzog — pflegte sie doch denjenigen, der ihre über alles geliebte selige Mutter durch Jahrzehnte gepeinigt und zerbrochen hatte, der sie wie ein erbarmungsloser Feind mißachtete, weil die Verstorbene einst den ältlichen Freier erhört hatte und in seine alte trübe Wohnung einzog, obwohl sie selbst bis dahin nur ein blutarmes, aber braves Dienstmädchen war. Leider aber zeigte sich des ehemaligen Dienstmädchens Gemüt weitaus höher besaitet als das Wesen ihrer neuen Familie, und die drei zähen Greise trafen im unermüdeten Kampfe diejenigen Flecke, wo sie ihr Opfer verwundbar wußten. Daß des Hauses erstes und einziges Kind ein Mädchen war, erbitterte die drei Alten aufs höchste; von neuem war die Familienfehde dann, und zwar unversöhnlich, ausgebrochen, als die Mutter darauf bestand, ihrer blonden Elisabeth eine höhere Erziehung geben zu lassen. Sie setzte es freilich durch im aufreibenden Ringen mit des Bauern Geiz und Engherzigkeit, und sie rieb sich in der That dabei auf; als die Tochter nun wirklich als wohlerzogenes und unterrichtetes Mädchen heim kam, da grollten die alten Verwandten erst recht, die Erbin sei zur Bäuerin verdorben, denn sie verstehe so gut wie gar nichts von Viehfütterung und Schweinemast. Daß Elisabeth trotzdem, ihrer praktischen Natur folgend, sehr bald die Haushaltung übersah und eine sorgsame Sauberkeit, ohne daß die

Leitenden ihr Eingreifen sonderlich bemerkten, sowie manche Verbesserungen einführte, gestand sich nur die Mutter, welche ihr müdes Haupt so gern und so verschüchtert an die Schulter der willensstarken Tochter lehnte.

Wenn die junge Erbin auch schweigsam und zurückhaltend war, so forderten der Verdacht des Arztes, den sie nicht zurückzuweisen wagte, sowie seine Hilfsbereitschaft doch ihre Berücksichtigung, und die langen einsamen Stunden am Lager des Fiebernden bahnten einen unschuldigen und doch innigen Seelenaustausch an. Die beiden jungen Leute vergaßen die Welt da draußen und die in schweren Holzschuhen ihres Weges trampelnden Hausgenossen, um sich rückhaltlos kennen zu lernen. Elisabeth führte, wenn der Kranke bei Bewußtsein war, seine Erinnerungen gewissenhaft in dessen Jugendzeit zurück und fragte dann eines Tages ganz entschieden nach dem Armeelieferanten Jasper. Der findige Alte war offenbar auf diese Frage vorbereitet, denn er entgegnete sehr rasch: „Ja, ja, ich kann des Mannes mit der umgeschnallten Ledertasche und der lebigen Natur gut denken. Zwei Püntschiffe mit Getreide nahm er hier in Empfang, die anderen waren, des niedrigen Wassers wegen, in Aschendorf liegen geblieben, und der Händler ritt von uns dahin, um auch sie verladen zu lassen. Er hatte ein graues Pferd mit schwarzen Flecken!" Der Kranke schloß die Augen, er hatte gesagt, was er mitteilen wollte.

Doktor Jasper hätte sofort weiterziehen können nach Aschendorf, denn falls der Alte noch mehr wußte, hätte er lieber ein Martyrium auf sich genommen, als Dinge mitgeteilt, die er verschweigen wollte — aber er ging nicht, trotzdem die Haustante ihm erklärte, daß hier im Münsterlande man nicht gewohnt wäre, den Doktor neben hoffnungslose Kranke zu setzen; aber Elisabeth sagte: „O — danke!" als er meinte, seine Abreise eile noch nicht, und so blieb er noch ein paar Tage. Ehe aber wirklich die Scheidestunde, durch eine Masernepidemie in Fulda noch beschleunigt, hereinbrach, machte der Fremde dem jungen Mädchen einen ehrfurchtsvollen Heiratsantrag. Sie wies die Durchsicht seiner Ausweispapiere zurück und entgegnete: „Sie sind mir so lieb wie meine selige Mutter, Herr Doktor!"

Es war eine ernste Verlobung. Elisabeth wollte nicht, daß von derselben zu ihren Angehörigen geredet wurde, aber sie ging mit dem Bräutigam zum Geistlichen und ließ diesen ein feierliches Heiratsversprechen als Zeuge unterschreiben, „denn," meinte die Braut, „das einzige, was Tante hindern wird, gegen mein Eheverlöbnis aufzutreten, ist die Voraussicht, Doktor Jasper könne eine bedeutende Entschädigungssumme, auf dieses Papier gestützt, wenn ich zurücktrete, von mir verlangen!"

Der alte zähe Bauer kämpfte noch länger um das Dasein, als es der Arzt für möglich gehalten hatte. Erst drei Monate nach des letzteren Abreise nach Aschendorf, wo er indes nicht die geringste Spur seines Großvaters erforschen konnte, schrieb Elisabeth: „Liebster Mensch! Gestern mittag ist Vater gestorben, ohne das Geheimnis über deinen Großvater zu verraten; aber Schwereres als seine Pflege hat er mir auferlegt: er zwang mir das Versprechen ab, Tante Mareke nicht zu verlassen, solange dieselbe lebe. Weil ich eine Sorge für Vaters ältere Schwester in diesem heftigen Verlangen erblickte, gab ich dem Sterbenden mit blutendem Herzen nach, denn du kannst und sollst niemals hierher ziehen, und Tante hat unser Haus durch neunundsiebzig Jahre noch nicht eine einzige Nacht verlassen. Aber Vater dachte leider nicht an das Wohlergehen seiner Schwester. Als ich kaum das schwere Gelöbnis ausgesprochen hatte, sagte der Bauer: ‚Wenn du ausheiratetest, so würde Tante Mareke ihr Vermögen an andere vererbt haben, deshalb bleibst du hier, Lisbeth!' — Wenn ich unrecht that, du Guter, unsere Ehe vielleicht um ein Jahrzehnt hinausgeschoben zu haben, so vergieb mir. Ein so großes

Glück will erkauft werden, und ich bin voll Dank gegen Gott, daß seine Gnade uns zusammenführte. Was Gott thut, ist immer gut. — Deine Büchersendung hat mir Herr Pastor zugestellt, und eine gute helle Lampe brannte ich zu meinen Nachtwachen. Ich kann die Bücher gut verstehen, denn ich legte im Kloster das Lehrerinnenexamen ab, wäre auch sicher bei den Ursulinerinnen eingetreten, wenn nicht damals jeder Atemzug mich zu meiner Mutter gezogen hätte. Jetzt, nun ich durch dich eine neue Welt ahnen lernte, fange ich wieder an zu lernen und meinen Geist für die Zukunft auszustatten. — Vater hat mir ein recht bedeutendes Besitztum hinterlassen — ich wünsche, es wäre ein geringes Habe und dazu ein friedlich fröhlich Dasein. Harren wir aus, mein Erwählter, und murren wir nicht; nicht was wir tragen, sondern wie wir's tragen, entscheidet. — Bis ans Ende deine Elisabeth."

Erst ein halbes Jahr später konnte Doktor Jasper seine Braut besuchen. Er war ein sehr sorgsamer Arzt mit einer bedeutenden Praxis. Daß er von angenehmer Erscheinung, wohlhabend und — unverheiratet war, fiel selbstredend nicht wenig für ihn ins Gewicht. Als der Besucher in die große Bauernküche trat, saßen Tante Mareke und der taube Ohm wie immer neben dem Herdfeuer. Die Tante kniff bei des Arztes Anblick die Lippen so giftig zusammen, daß Nase und Kinn sich beinahe berührten; ihr Gruß war der ungastlichste: „Wir sind nicht krank, und eine Herberge haben wir auch nicht!"

Der Angekommene lachte, nahm einen Stuhl und entgegnete: „Beides ist mir lieb; ich komme, um meine Braut, Eure Nichte Elisabeth, zu sehen!"

„Schlagt Euch die Lisbeth getrost aus dem Sinn!" knurrte die Tante kriegerisch.

„Ich werde mich hüten, Muhme, denn unserem Verlobungskontrakt zufolge müßte ich ihr, Eurer Nichte, eine bedeutende Abfindungssumme geben, wenn ich zurückträte."

„Aber Lisbeth wird Euch abdanken!"

„Dann bezahlt sie mir dieselbe Summe."

Die Alte schwieg. Wie gut hatte Lisbeth sie gekannt und wie richtig das Mittel gewählt, sie, die Alte, gleichsam mundtot zu machen. Der unerwünschte Neffe lachte: „Na, Muhme, findet Euch darin, übrigens wohne ich im Dorfe beim Pastor und habe dort heut früh meine Verlobte begrüßt!"

Elisabeth trat ein und legte die Hände auf die Schultern des Bräutigams, ihm tief in die Augen blickend.

„Kiek, süh!" staunte der Ohm, der nichts verstanden hatte, „was treibt denn die Gelbe?"

Tante Mareke schmetterte mit einer Stimme wie scharfe Dolchspitzen: „Wir dachten das Schlimmste zu erleben, da Bruder selig eine arme Magd, eine Schäfertochter, als Bäuerin auf den Hof brachte und uns in Unfried und Leid — jetzt aber kommt es noch quader (böser), die Erbin Lisbeth will einen Mann heiraten, der keine Ziege von einem Kalbe unterscheiden kann, den da, jenen Doktor!"

„So — so — einen Armen mit leerer Tasche!" sagte der Alte weinerlich.

Lisbeth lächelte trübe: „Laß dich nicht von uns abschrecken!" bat sie den Erwählten.

„Ich bewundere doppelt, daß du so werden konntest!" war seine Antwort.

„Du vergißt, welche Mutter ich hatte!" flüsterte sie.

„Ja! ja! steckt die Köpfe zusammen," höhnte die Muhme, „sie, das Mädchen, muß doch bei mir aushalten, und ich will leben, zehn bis zwanzig Jahre noch leben, um diese Heirat zu verhindern."

Einige Wartejahre waren seitdem vergangen, das alte Paar hatte sich nicht in die Verlobung gefunden, aber es hatte sich gewöhnt, schadenfroh gegen den Ehebund fortzuleben.

Es war also ein stürmischer Abend, als Elisabeth ihren Florenz erwartete. Wieder regte sich in ihr die Bitterkeit, daß sie voneinander getrennt leben mußten, der

Laune ihrer alten Verwandten sich beugend, und wieder verurteilte sie sich dieser Bitterkeit wegen, denn im Glücke des Zusammenseins würden sie nie zu diesem tiefen gegenseitigen Verständnis herangereift sein, welches die Sehnsucht mit warmem Hauche förderte. Es war immer derselbe Gedankenkreis und die stets wachsende Anerkennung des Verlobten, der heute nach langem, langem Fernsein sich umsonst erwarten ließ. Da hob der Haushund Strom den Kopf und der Schäferhund Widu zog ein paar boshafte Runzeln über seine Nase, beide bereiteten sich, auf die Hausthür loszuspringen. Jetzt öffnete sich die letztere, das wütende Gebell der vierfüßigen Wächter ging in freudiges Wiedererkennungsgewinsel über, und neben der jungen Hausherrin stand mit windzerzaustem Haar Doktor Jasper. Von bräutlicher Zärtlichkeit ist bei den Landleuten vor fremden Augen nicht die Rede, aber ein tiefes Atemholen des Mädchens zeigte, wie sehr sie beunruhigt gewesen war. Die Alten erwiderten den Gruß des Angekommenen kaum, er aber sagte fröhlich: „Ja, es ist ein Glücksfall, daß ich nicht unterwegs ganz versandet bin; neben der Ausladestelle an der Ems, bei Eurem Növekamp, hatte ein Wirbelwind den Sand aufgetrieben, eine graue Säule drehte sich gleich einer hohen Menschengestalt umher, kam auf mich los und zerplatzte vor mir, so daß die Erde scheffelweise, Stoß auf Stoß, auf mich niederprasselte und mir schier unheimlich dabei wurde, als immer neue Staublagen herunterregneten. Ich denke, morgen früh wird nichts mehr von der ganzen Düne zu sehen sein, der Wirbelsturm hat sie aufgegraben und versetzt."

„Armer Doktor!" tröstete Lisbeth und schob ein gedecktes Tischchen vor ihn, „hat der Wellsand dich mit einem so garstigen Spuk aufgehalten."

„Nun, man erträgt den Aufenthalt," entgegnete der Arzt heiter, „wenn man schließlich ans Ziel kommt. Und welch ein Lohn für den Kampf mit den Geistern der Dunkelheit, wenn solch ein Abendbrot uns erwartet. Auf einmal spüre ich auch, daß ich einen ungeheuren Hunger habe; bis dahin kam mir das nicht zum Bewußtsein."

Als der Verlobte sich in das Zimmer zurückgezogen hatte, das ihm Lisbeth ausbauen ließ und selbst freundlich einrichtete, winkte die Muhme das Mädchen nahe zu sich heran, zog den hübschen gelbhaarigen Kopf desselben vor ihre Lippen und zischelte wie im Ersticken: „Du sollst und darfst ihn nicht nehmen, zahle ihm lieber das Reugeld!"

„Aber Tante, was ficht Euch an, was that der arme Florenz, um Euch so zu empören?"

„Er — er ist ein Spökenkieker, er sieht die verborgenen Geschehnisse und Vorgeschichten, er wird dich und unser Haus verachten."

Elisabeth war ganz beunruhigt über die Aufregung der Tante, welche sie sogar zur Auszahlung einer bedeutenden Geldsumme bereit machte. „Wenn Ihr das glaubt, Möke, so fahrt morgen in das Pastorat und besprecht die Sache mit dem Pfarrer; heute abend können wir nichts mehr thun. Ich koche Euch noch ein Täßchen Kaffee, das sollt Ihr dann im Bette trinken; das macht den Kopf klar und frischt das Herz auf."

Und bereits schob sie den Kaffeekocher in die heiße Asche, denn Muhme Mareke trank täglich sechs- bis achtmal ihr kräftiges Täßchen, aber „das Täßchen" waren zumeist fünf bis sechs, ja noch mehr Tassenköpfchen, und die Leute meinten, der viele Kaffee mache die Möke so gallig wie der Dezel. Heute ließ sie sich beruhigen, sie trank, schlief spät ein und erwachte gegen ihre Gewohnheit spät. Ihre erste Frage war, ob der Doktor schon auf sei.

„Schon lange," erwiderte die kleine Magd; „als unsere Juffer gefrühstückt und den Leuten ihre Arbeit angewiesen hatte, ist sie mit ihm ins Holz gegangen. Der Kaffee steht warm für Euch, Möke, ich will ihn nur gleich holen und ein Beschüt (Zwieback) dazu."

Ja, das Brautpaar schritt Hand in Hand dahin, lächelnd und sich anblickend. „Warum nennst du mich jetzt Betty?" fragte das Mädchen.

„Das ähnelt so dem Namen Rebekka," war seine Antwort. „Ich diene ja auch um dich, und die Möke ist so stramm — es können vierzehn Jahre daraus werden — sieh, ich bin dein Jakob."

„Ich hoffe, Florenz, du mißgönnst Tante Mareke keine Viertelstunde ihres Lebens," sagte Lisbeth ernst.

„Eigentlich lebt sie zu niemands Freude und zu jedermanns Last, Betty —!"

„Aber wir müssen trachten und hoffen, daß ihr Gemüt versöhnter und ergebener wird. Deshalb wünsche ich, sie soll noch lange leben, um Gott zu finden. Ich strebe ihr alles Gute und Liebe zu thun, vielleicht daß bei dem fortwährenden Anklopfen ihr Herz sich eines Tages aufthut und sie den guten Engel hineinläßt, der mit mir neben ihr steht."

Eine warme Glut hatte sich über das Angesicht der Redenden ergossen, und der Verlobte meinte: „Du sprichst wie mit Engelszungen — schlimm, schlimm, daß Möke dir so lange widerstehen konnte! Und wenn sie nun niemals dies Herein ausspricht?"

„Dann," sagte Elisabeth, „dann wird die ewige Gnade ihrem Auge in einer anderen Welt das Licht zeigen, welches sie sich hier unten nicht leuchten lassen wollte."

„Das Licht des Glaubens?"

„O, die Tante ist gläubig; ich meine das Licht der Liebe."

„Ja, Rebekka!" bestätigte Florenz, und seine feuchtglänzenden dunklen Augen blickten gerührt in ihre unschuldigen blauen. Dies Mädchen war ein nordisches Heidegewächs, anmutig und doch so unentwegbar kräftig in ihren Naturbedingungen.

„Gestern abend," unterbrach Doktor Jasper das Schweigen, „war es hier unter den Bäumen balkendunkel, wie ihr das in eurer wuchtigen Sprache nennt. Hätte nicht euer Licht durch die Hülsenbüsche geleuchtet, ich würde den Weg nicht gefunden haben. Sieh da, mein Lieb, der Deich ist ganz im Sande begraben und die Düne richtig weggefegt; es sieht aus, als wäre dem Boden dort eine gelb klaffende Wunde geschlagen. Alles Flußsand — früher muß die Ems ein viel breiteres Bett gefüllt haben, denn —" Der Redende unterbrach sich, ließ wie erschreckend die Hand seiner Braut los und sprang hinunter zu der Stelle, wo, solange Lisbeth dachte, eine mit weißem Moos und grüngelben Flechten dürftig umsponnene Sanddüne stand. Doktor Jasper wühlte etwas aus dem Boden auf und zeigte es ihr endlich mit erbleichtem Gesicht und zitternden Händen — eine alte moderige Geldkatze aus Leder war es und ein Knochen. „Hole einen Spaten," keuchte Jasper, ohne seine Augen von dem Funde loszureißen, und Elisabeth gehorchte auf der Stelle ohne ein Wort der Frage. Als sie zurückkehrte, stand er noch ebenso da, wie ein Erwachender griff er nach der Schaufel und sagte dann traurig: „Kind, stelle dich auf den Deich und gieb acht, daß mich niemand beobachtet." Dann begann er die Erde vorsichtig abzuschippen, und Elisabeth stand mit gefalteten Händen auf dem Deiche. Da neben ihr wurde ein blutiger Schandfleck ihres Stammes ausgegraben — das war es, was die Muhme gestern abend vorhersah, als sie behauptete, Florenz würde sie eines Tags verachten, wenn der Spuk die Vergangenheit enthüllte. Und es war bereits geschehen — die Gebeine des gemordeten, verschwundenen Jasper waren wieder auferstanden und mahnten den Enkelsohn: Räche mich!

Nach einer Viertelstunde winkte Doktor Jasper: „Betty," sprach er leise, „sei so gütig und leihe mir deine Schürze, um diese Reste in dieselbe zu wickeln. Sieh, das ist der Schädel — ein Hieb in die Schläfen hat ihn eingedrückt. Es wäre gut, Betty, du würfest ein paar Schaufeln Erde über die aufgegrabene Stelle und decktest einige Busch Faschinen von drüben darüber; man soll die Neugier nicht locken."

„Nein, Florenz," erwiderte das Mädchen, „es muß alles so liegen bleiben, bis das Gericht es in Augenschein nimmt."

„Lisbeth, das Gericht? Wie kommst du auf einen so wahnsinnigen Gedanken?" rief er staunend.

Die Bäuerin blickte ihn zweifelnd an, und als er traurig sagte: „Die Schuldigen sind tot!" sank sie mit einem Aufschrei vor ihm nieder in den grobkörnigen Flußsand: „O Florenz, Gott segne dich, daß du uns die Schande ersparst!"

„Aber Betty, diejenigen, welche sündigten, sind ja ein halbes Jahrhundert begraben, und ihr — du Trefflichste! — habt kein Teil an dieser That einer bösen, verwilderten Zeit. Laß uns jetzt über die Wiese zum Pastorat gehen, damit der Pfarrer einen Schein über den Befund ausstellt und ich meine Erbschaft in Empfang nehme, die mir vorenthalten wurde, weil ja mein Großvater fortgelebt und, da er Witwer war, einen zweiten Ehebund geschlossen haben konnte, dessen Kinder sich eines Tages zu dem Eigentum, mit dem gleichen Rechte als ich, melden konnten."

Da Elisabeth schwieg, niedergedrückt von der Wucht dieser Stunde und ihrer Enthüllungen, so hemmte Doktor Jasper plötzlich seinen eilenden Schritt und fragte: „Arme Betty, wär's dir lieber, der Schein würde nicht ausgestellt, dann will ich das Gerippe wieder eingraben und darüber schweigen. Ich bedarf der Erbschaft ja gar nicht, mich kümmert die Meinung der Leute nicht im mindesten — wenn du zufrieden bist!"

„Nein, Florenz, es beruhigt mich, wenn du dein Eigentum erhältst und wenn die Reste des Gemordeten auf dem Kirchhofe bestattet werden."

„Kind, die ganze Erdkugel ist ein Kirchhof und der Schlaf vom Nord- bis Südpol überall derselbe Totenschlaf, das Zu-Erde-Werden der Erde."

Sie schwieg und bat, die Schürze mit ihrem Inhalt tragen zu dürfen.

„Ja, es ist weniger auffallend," entgegnete der Arzt.

Der Geistliche nahm die Mitteilungen des jungen Paares mit großer Erregung auf, er hatte eine wahre Seelenliebe für seine Gemeinde, zu deren angesehensten Mitgliedern Elisabeths Familie zählte.

„Laßt mich nachdenken, Kinder!" bat er, sein Käppchen von einer Seite des Kopfes auf die andere schiebend. „Man könnte, wenn solche Spukgeschichten passieren, wahrlich auf seinen alten Tag noch abergläubisch werden, denn im Volke geht, soweit ich zurückdenke, das Gesage, Elisabeths Großvater sei nach seinem Tode zum Sandmessen verurteilt."

„Zum Sandmessen?" staunte der Arzt.

„Ja, sehen Sie, noch heute herrscht auf dem Lande ein durch die Verhältnisse bedingter Tauschhandel, früher war das Bargeld noch viel spärlicher und die Auszahlungen wurden zumeist in Getreide beglichen. Geizige und ungerechte Zahler wußten ihren Vorteil durch schlechtes Ausmessen der Körner zu erzielen, für dieses Unrecht verurteilt sie der Volksglaube nach ihrem Tode zu Sandmessern, das heißt, sie müssen nachts den Sand, wo er liegt und fliegt, ausmessen und werden natürlich nicht damit fertig. Sie sind die Emsland-Danaiden!"

„War denn mein Großvater ein — ein Betrüger, wie er auch ein Mörder war?" fragte das Mädchen mit mühsam beherrschter Stimme.

„Wer kann das wissen, meine Tochter! Er war reich, sparsam und kaufte viel Getreide auf — das genügte der Volksstimme. Mit dem Getreidemaß mag er karg gewesen sein!"

„Und das Volk konnte unmöglich eine Haushaltung lieben, die so lieblos war, wie meine Angehörigen es sind!" brach sich der Schmerz von Elisabeths zuckenden Lippen Bahn.

„Ich zweifle, ob deine Vorfahren lieblos waren, arme Elisabeth, sie wurden es aber, als eine schwere Gewissensschuld sich mit ihnen aufs Kopfkissen bettete, denn die Kinder erbten die Selbstvorwürfe ihres Vaters, obwohl — Aber das wird euch Muhme Mareke sagen, welche zu jener

Zeit bereits nachdenken konnte. Für uns bleibt nur die Frage: Ließ sich der alte Bauer vom Teufel verblenden und nahm das Eigentum des Armeelieferanten Jasper an sich? That er's, dann ist er ein Mörder, that er's nicht, dann mag Mareke recht haben, welche behauptet, ihr Vater habe im Streit zugeschlagen, weil Jasper das Getreide bei der Ablieferung zu knapp gemessen fand. Junger Herr, öffnen Sie die Geldkatze."

„Gleich, Herr Pastor, ich habe zuvor nur noch zweierlei auszusprechen. Erstens, daß nichts mich bewegen kann, von meiner verlobten Braut zu lassen, die so unschuldig für die Missethat ihres Vorfahren büßt; zweitens, daß ich auf den Namen meiner künftigen Frau auch nicht einen Schatten der Unehre bringen will!"

Elisabeth sank ihm mit einem Aufschrei in die Arme, trotz der Gegenwart des würdigen Geistlichen, trotz ihrer natürlichen Zurückhaltung; der Priester aber legte die Hand auf Doktor Jaspers dunklen Scheitel und sagte, nach dem Laut des Landesgrußes: „Gott helfe dir!" worauf die übliche Antwort des Mädchens: „Gott lohn's!" leise vernommen wurde.

Das alte Leder der Geldtasche war noch so widerstandsfähig, daß ein Messer zu Hilfe genommen werden mußte, denn die Schnallen waren gänzlich zusammengerostet. Endlich wich das moderige Leder und — einige vermorschte Papiere und ein Haufen grün angelaufener französischer Goldstücke wurde sichtbar. Elisabeth sank mit heißem Dankeswort vor dem Kruzifix über dem Kamine in die Knie, und die Männer schüttelten einander in bedenklich kräftiger Weise die Hände, um ihrer Erregung einen anscheinend passenden Ausweg zu bahnen. Der Armeelieferant war erschlagen, aber nicht beraubt.

„Heer Ohm (Herr Onkel)," fragte Lisbeth, das Haupt erhebend, mit unsicherem Tone und in plattdeutscher Sprache, „Heer Ohm, mein Großvater war doch, mit Gottes Hilfe, kein Sandmesser?"

„Das fragst du deinen Lehrer und Seelsorger?" lautete die pathetisch-vorwurfsvolle Erwiderung.

„Ja — ja — ich that unrecht, mein Sinn ist ganz wirre."

Kopfschüttelnd bemerkte der Geistliche: „Da sehen Sie, Doktor, wie die Tradition bei uns landgesessenen Volksrassen mehr denn ein Jahrtausend und die heiligsten Überzeugungen niederwirft, um ihre unheimliche Macht zu Tage zu fördern!"

„Nicht immer unheimlich, hochwürdiger Herr," erwiderte Jasper. „Was wäre die Weltgeschichte ohne die Tragsäulen der Tradition?"

Der junge Mann verglich die Liste in seinem Taschenbuch, die er aus den Geschäftsaufzeichnungen seines Großvaters abgeschrieben hatte, mit dem moderig riechenden Inhalt der Ledertasche, vorsichtig die stockigen und vermorschten Tresorscheine, welche schon so lange keinen Wert mehr hatten, nebeneinander legend. Der Pastor sah noch einmal nach, ob die Thüren des Raumes sicher verriegelt seien, und schob an den Fenstern die Blendladen zusammen, damit auch von außen kein unberufener Blick hineindringen könne.

„Es hängt schon so viel Schuld und Kümmernis an dem verrotteten Mammon dort, daß wir fernerem Unglück vorbeugen müssen. Wer sieht es dem widerwärtigen Häuslein an, daß seinetwegen ein Mord geschah? wer mag sich's ausmalen, wie oft der Bauer, verarmt unter dem Druck der schweren Abgaben, der Kontinentalsperre und der Last des Schmuggelcordons längs der Emsufer, sich des eingeschaufelten Reichtums erinnerte, und wie schwer mußte er mit seiner angeborenen Habsucht kämpfen, um keinen Raub zu begehen?"

„Er hatte einen französischen Beamten erschlagen!" warf Doktor Jasper ein.

„Ganz recht, aber in jener Kriegszeit war ein Menschenleben minder kostbar, und als die Franzosen vertrieben und besiegt waren, da trat die Besorgnis, sich des Toten wegen verantworten zu müssen vor den Unterdrückern Deutschlands,

gänzlich in den Hintergrund. Außerdem sind unsere Bauern nicht von schreckhafter Art — aber der Alte blieb doch rechtschaffen."

„Das freut mich — Elisabeths wegen!"

Muhme Mareke empfand eine qualvolle Unruhe, als das Brautpaar so ungewöhnlich lange fortblieb, sie zweifelte keine Minute, daß der Spuk, welcher dem Arzte am gestrigen Abend entgegengetreten war, als Vorgeschichte in kürzester Zeit ein beängstigendes Ereignis herbeiführen müsse; für ihre Person hatte die Tante nie Furcht empfunden, aber für die Familienehre hatte sie sich von Kindheit auf so geängstigt, daß alle übrigen Gefühle in dieser Sorge erstickt und verkümmert waren. Nachdem auch der Kaffee sie nicht ermutigt hatte, befahl sie der jungen Magd, mit der Schiebkarre zum Heuerhause zu fahren und die Böppe (Großmutter) zu holen. Eine halbe Stunde später war das dürre Weiblein Anntrin, die noch eine Reihe von Jahren älter als Mareke war und dieser in ihrer Jugend als Dienerin, in ihrem Alter als Vertraute zur Seite lebte, herbeigekarrt und auf einem Stuhl am Herde, unter den Füßen eine Feuerkieke, in der Hand die Kaffeeschale, eingerichtet. Der taube Ohm rauchte und die Mägde wurden aufs Feld geschickt.

Anntrin wurde die Begebenheit von gestern abend mitgeteilt, und Mareke schloß: „Der Sandmesser, mein Vater, will, daß wir für seinen Schlag mit der Kornschippe büßen; es war umsonst, daß ich nie heiratete, um hier meine Brüder zur Vorsicht anzuhalten, damit das Geheimnis nicht verraten werde; umsonst, daß mein verstorbener Bruder eine arme Dienstmagd zur Bäuerin erhob, damit sie nie ein Recht hätte zu forschen und zu küren; umsonst, daß Elisabeth eine feine Erziehung bekam, um nichts von unserer Sorge zu erfahren; umsonst, daß ich hier bei meiner Nichte sitzen blieb, um ihr mein Vermögen und ihre Unwissenheit zu erhalten, wo ich im Frauenheim des Klosters mich hätte zu Tode beten und den Nönnchens dafür mein Besitztum vererben können. Es kommt alles an den Tag, und bei meinem Leichenessen werden die Blutsfreunde sagen: Sie war die quade (böse) Tochter des Sandmessers und Totschlägers! Das ist dann das Ende."

„Hab es kommen sehen — lange kommen sehen!" erwiderte feierlich Anntrin. „Da ist nur ein Weg, die Erdgeister, die Aulkes, zu bezwingen, und das ist ein gutes Verlöbnis an die Heiligen. Das Mißgeschick kann nicht über die Schwelle, wenn das gute Werk inwendig vor der Thür steht."

„Ein Verlöbnis —" erwog kopfwiegend die Muhme.

„Es giebt keine andere Rettung, denn die nächste Minute mag schon nicht mehr Euch gehören: Verlobt einen Teil Eures Vermögens alten hilflosen Geschöpfen, wie ich eines bin, und das übrige und Eure Lebenstage bis ans Ende dem gottseligen Frauenheim! Lisbeth wird's verdrießen bis in die Haarspitzen, aber Euer Name mag gut beleumundet bleiben — da schlägt draußen der Hund an, verlobt Euch — im Namen der heiligen Dreieinigkeit, sprecht mir nach —"

Und die Muhme sprach ihr mit zitternden Lippen das Gelöbnis nach. Kaum war das „Amen" verklungen, als der Pastor und das Brautpaar eintraten.

„Redet nicht — bleibt da stehen!" befahl die Tante hoch aufgerichtet, „ich habe mich und mein Vermögen dem frommen Frauenheim und zu Wohlthaten verlobt. So, nun wißt ihr's."

Eine stumme Pause der Überraschung, dann trat Lisbeth vor, über ihrem gelbhaarigen Haupte lag es wie eine Verklärung, sie glich einer Prophetin des Altertums. „Muhme," sagte sie mit hoher Würde, „Euer Sühnopfer ist dort oben angenommen und Ihr habt uns alle gerettet!"

Der Arzt blinzelte den Seelsorger von der Seite an, irgend eine Bemerkung, ein letztes Wort von demselben erwartend, aber der alte Herr trat dem Volkscharakter nur im Zwangsfall entgegen und

schüttelte der alten Mareke und der uralten Anntrin anerkennend die Hände.

„Wir müssen unsere Erregungen schweigend verarbeiten!" entgegnete der Geistliche später auf die Frage des Doktor Jasper. „Womöglich lasse ich meinen Pfarrkindern die Freude und das Genügen des letzten Wortes, denn mein Priesterkleid ist kein Waffenrock."

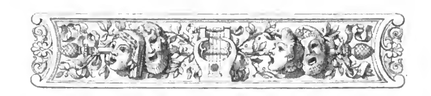
Tante Mareke sah sich zum erstenmal im Leben von dem Beifall ihrer Umgebung gehoben, und dieses neue Gefühl neben dem Freiwerden von dem Alpdrucke ihres ganzen Lebens gab ihr die Furcht ein, sie möchte sterben, ehedem sie die erste große Umänderung ihres Daseins ausgeführt. Sie trieb also fieberhaft zur Verpachtung des Bauernhofes, zum Umzuge ihres tauben Bruders, der durch die Verwandlung seiner Schwester förmlich wirre wurde, und vor allem zur Vermählung ihrer Nichte. Die alte steifköpfige Bäuerin lehnte und stützte sich jetzt auf die junge und ihr gingen die Augen auf über das unnatürliche Verhältnis, das bislang durch ihre eigensinnige Haltung in der Familie geherrscht hatte.

Lisbeths Hochzeit machte einiges Aufsehen. Zum ersten waren die Brautleute nicht, wie üblich, geradezu in die Kirche gegangen, sondern um dieselbe herum. Neben einem Pfeiler stand seit einigen Wochen ein hübsches Marmorkreuz mit der Inschrift: „Versöhnung." Dort kniete die Familie, um dann zur Trauung zu schreiten. Die Traurede war wunderbar freudig, ein wahrer Dankpsalm, und nachdem die Brautleute vereinigt waren, stiegen sie mit Tante Mareke und dem Pastor in die wartende Kutsche, um die Muhme und ihre irdische Habe in das klösterliche Asyl zu begleiten.

Im Dorfe schüttelte man den Kopf, nur die armen Leute waren zufrieden, denn jeder, der sich dazu gemeldet hatte, konnte an einem reichlichen Mittagessen teilnehmen und erhielt auch noch einen Sack Getreide mit auf den Heimweg.

Seitdem hat man keinen Sandmesser mehr in jener Gegend gespürt.





Giuseppe Verdi.

Von

Otto Gumprecht.

II.

Giuseppe Verdi — die folgenden Mitteilungen haben ihren thatsächlichen Inhalt aus der auch ins Deutsche übersetzten Schrift „Verdi, sein Leben und seine Werke“ von Arthur Pougin geschöpft — ist in Roncole bei Busseto im ehemaligen Herzogtum Parma am 10. Oktober 1813 zur Welt gekommen. Sein aus einer einzigen Gasse bestehendes Geburtsdorf zählt kaum zweihundert, das am Fuße des Apennin gelegene Nachbarstädtchen drei- bis viertausend Einwohner. Die Eltern waren kleine Leute, brav und fleißig, vom Ertrag einer Schenkwirtschaft und eines Kramladens brachten sie sich kümmerlich durch. Mit Napoleons erbleichendem Glücksstern ging auch in Italien die französische Herrschaft zu Ende, die verbündeten Österreicher und Russen durchzogen als Sieger das Land, überall Schrecken und Verwüstung verbreitend. Selbst das armselige Roncole, wo es doch gar nichts zu holen gab, wurde 1814 von einer wilden Kosakenhorde überfallen, vor der die geängstigte Bevölkerung, auf die Heiligkeit des Ortes vertrauend, in das Gotteshaus flüchtete. Aber auch hier waren sie vor der Wut des Feindes nicht geborgen. Verdis junge Mutter entging nur dadurch den rohesten Mißhandlungen, daß sie mit ihrem Bambino in den Armen unbemerkt hinauf in den Glockenstuhl sich rettete. Dort, weinend in eine Ecke gekauert, mit ihren Liebkosungen das unruhige Kind beschwichtigend, wartete sie, bis die Nacht herabgesunken und es rings umher wieder still geworden.

Verdis Vater pflegte allwöchentlich einmal nach Busseto zu wandern, um sich von da zu holen, was er an Kaffee, Zucker, Tabak und geistigen Getränken für sein Geschäft bedurfte. Er machte meist seine Einkäufe bei dem Fabrikanten und Großhändler Antonio Barezzi und trug sie auf dem Rücken heim. Die Erziehung des Knaben blieb fast ausschließlich der ihn vergötternden Mutter überlassen. Er war ernst, schüchtern, still in sich gekehrt, überaus lenksam. Körperliche Züchtigungen, gemeinhin das tägliche Brot der Kinder der Armen, hat er kaum kennen gelernt. Wie bei fast allen unseren großen Musikern, so zeigte sich auch bei ihm schon sehr früh eine unwiderstehliche Neigung zu der ihm von der Natur zur Lebensgefährtin bestimmten Kunst. Nichts vermochte ihn daheim festzuhalten, so oft im Dorfe ein Spielmann sich blicken ließ. Er eilte hinab, heftete sich an die Fersen des Fremdlings, lauschte atemlos den wunderbaren Klängen, die dieser seinem Instrument entlockte, richtete an ihn tausenderlei wißbegierige Fragen und schied von ihm als guter Kamerad. Solchergestalt hatte er auch mit einem armen Fiedler Freundschaft geschlossen, der dreißig Jahre später, bereits ein altes, graues,

gebücktes Männlein, nie bei Sant Agata vorüber durfte, ohne vom Gutsherrn, dem berühmten Sohne des Schankwirts von Roncole, mit Speise und Trank erquickt und reichlich mit Geld beschenkt zu werden. Dank seinem gesetzten, anständigen Wesen, fand der kleine Giuseppe Aufnahme unter die Chorknaben der Dorfkirche. Keiner waltete eifriger, andächtiger, pflichtgetreuer seines heiligen Amtes als er. Nur wenn die Orgel ihre gewaltige Stimme erhob, die feierlichen Töne ihn umrauschten, widerfuhr es ihm wohl, daß er dem Priester die geforderten Handreichungen schuldig blieb und nachdrücklich daran gemahnt werden mußte. Auf seine inständigen Bitten hatte ihm der Vater ein wurmstichiges, längst in die Polterkammer des Eigentümers gewanderes Spinett gekauft. Obschon beinah gänzlich unbrauchbar, war es doch der teuerste Schatz des Knaben. Er übte auf ihm unablässig, gab sich alle erdenkliche Mühe, den widerspenstigen Mechanismus folgsam zu machen. Wie groß war seine Freude, als ein wackerer Handwerker, der zufällig aus der Stadt herübergekommen, der Not endlich abhalf und, ohne irgend welches Entgelt zu verlangen, zugriff. Dieses Spinett nimmt bis zur Stunde eine Stelle unter den sorglich gehüteten Reliquien von Sant Agata ein. Es hat keine Saiten mehr, der Deckel fehlt und die Klaviatur gleicht der Kinnlade eines Totenschädels mit langen, abgenutzten Zähnen. Unter den Hämmerchen blicken einzelne vergilbte Buchstaben hervor. Hebt man jene auf, so fällt die folgende Inschrift ins Auge: „Ich, Stefano Cavaletti, habe das Hammerwerk dieses Instruments erneuert und mit Leder beschlagen, auch habe ich ein neues Pedal angebracht. Ich habe das Hammerwerk umsonst gemacht, da ich die guten Anlagen sah, welche der junge Giuseppe Verdi für das Studium der Musik auf dem besagten Instrument zeigte, was mich vollkommen befriedigt. Anno domini 1821."

Verdis erster Musiklehrer war der Dorforganist, dem er nach dreijährigem Unterricht als Gehilfe beigegeben wurde. Auch nach Busseto übergesiedelt, um dort die Schule zu besuchen — ein Holzschuhmacher nahm ihn gegen dreißig Centimes täglich als Kostgänger bei sich auf —, fuhr er fort, sein Amt zu versehen. Jeden Sonn- und Feiertag machte er sich auf den Weg nach Roncole, und eine dieser Wanderungen hätte ihm fast das Leben gekostet. Es war um die Weihnachtszeit und er schon am frühen Morgen aufgebrochen. In der Dunkelheit geriet er in einen Graben, das eiskalte Wasser beraubte ihn der Herrschaft über seine Glieder, und nur die hilfreiche Dazwischenkunft einer Bäuerin rettete den Erstarrten. Nachdem er sich die notwendigsten Kenntnisse angeeignet, trat er, vierzehn Jahre alt, als Lehrling in das Geschäft des Antonio Barezzi. Dieser, ein eifriger Musikfreund, spielte die Flöte in der Domkapelle, blies auch die Klarinette und das Horn. Sein Haus war der Sammelpunkt der von Giovanni Provesi, Organisten an der Kathedrale, geleiteten Philharmonischen Gesellschaft. Für die von derselben veranstalteten Aufführungen erwies sich Verdi unermüdlich geschäftig. Er verwaltete den Notenschatz, schrieb Stimmen aus, stellte Partituren zusammen, ging dem Dirigenten in jeder Weise zur Hand. Als er einst, vor seinem alten Spinett sitzend, vom Prinzipal überrascht wurde, gab ihm der letztere die Erlaubnis, auf dem schönen neuen Wiener Flügel der Tochter Margherita zu üben. Die beiden jungen Leutchen trafen sich nun täglich an dem Instrument und faßten, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, eine herzliche Neigung zueinander, der auch später der väterliche Segen nicht versagt blieb. Mit wachsendem Wohlgefallen blickte der greise Provesi auf das musikalische Treiben des strebsamen Autodidakten. Überzeugt von dessen außerordentlicher Begabung, beschloß er, ihn mit Rat und That zu fördern. Gewandter Komponist, Kenner der Bühne — er hat mehrere Opern geschrieben, auch die Texte verfaßt —, außerdem im Besitz

gründlicher allgemeiner Bildung, war er ganz der Mann dazu. Aber auch Verdi zeigte sich vollauf würdig der ihm erwiesenen Wohlthat. Seine Lernbegier kannte keine Grenzen. Seine Fortschritte übertrafen alle Erwartungen. Nach einigen Jahren war er so weit, daß der Lehrer treuherzig erklärte, er hätte dem zu höchster Meisterschaft berufenen Schüler nichts mehr mitzuteilen. Immer häufiger ließ er sich in der Leitung der Philharmonischen Gesellschaft durch den jugendlichen Kunstgenossen vertreten, der sich nicht begnügte, den Taktstock zu schwingen, sondern auch zahlreiche — bis zur Stunde im städtischen Archiv aufbewahrte — eigene Arbeiten zum Vortrag brachte. Busseto verfügte über vier an Jünger der Wissenschaft und der Kunst zu vergebende Stipendien. Eines derselben — es belief sich auf sechshundert Franken — erhielt Verdi, um in Mailand seine musikalischen Studien zu vollenden. Er hat später der Stadt seinen Dank durch die Stiftung eines fünften Stipendiums im Betrage einer jährlichen Rente von tausend Franken bethätigt.

Verdi zählte neunzehn Jahre, als er das Haus verließ, in dem er wie ein Kind der Familie gehalten worden. Barezzis großmütige Fürsorge begleitete ihn auch nach der lombardischen Hauptstadt; die streng bewachten Pforten ihres berühmten Konservatoriums sollten sich ihm nicht erschließen. Er unterwarf sich der vorschriftsmäßigen Prüfung, wurde aber vom Direktor Francesco Basily, einem trockenen Pedanten, dessen musikalischer Gesichtskreis über den einfachen und doppelten Kontrapunkt nicht hinausreichte, wegen ungenügender Befähigung zurückgewiesen. Wie oft hat man es erlebt, daß auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und Könnens schulmeisterliche Beschränktheit kein Auge gehabt für die Regungen des Genius. Wenn solches auch in unserem Falle geschehen, so ist das gewiß viel weniger verwunderlich als die von Fetis, dem Verfasser der Biographie universelle des musiciens, versuchte Rechtfertigung. Es sei sicher, bemerkt er, daß Basily im Antlitz Verdis irgend welche Spur künstlerischer Befähigung gesucht; denn gerade auf diesem Wege gelänge es in den meisten Fällen dem Leiter einer Lehranstalt, die Anlagen der zur Aufnahme sich meldenden Schüler zu beurteilen. „Jeder aber, der den Urheber von ‚Rigoletto' und ‚Il Trovatore' oder auch nur sein Bild gesehen, wird zugeben müssen, daß die Physiognomie Verdis nichts weniger als musikalisches Talent verrät. Sein kaltes Äußere, die Starrheit seiner Züge und Haltung, die dünnen Lippen, die eiserne Festigkeit seines gesamten Auftretens zeugen wohl von Intelligenz, ein Diplomat könnte hinter ihnen verborgen sein, aber niemand wird die leidenschaftliche Seele darunter vermuten, welche den Schöpfungen der Kunst allein den Stempel aufdrückt." Also weil Basily vom Gesicht des an der Thür des musikalischen Weisheitstempels klopfenden Jünglings sich abgestoßen fühlte, deshalb mußte er ihm den Eintritt verweigern. Und derlei Dinge sind in einem ernsthaft gemeinten, von Gelehrsamkeit strotzenden Werke zu lesen! Dabei ist es nicht einmal wahr, daß die Züge unseres Meisters der künstlerischen Weihe entbehrten. Wer jene unbefangen betrachtet, wird gerade das Gegenteil finden.

Vincenzo Lavigna, Kapellmeister an der Skala und dramatischer Tonsetzer, der auf dem Konservatorium von Neapel seine musikalische Ausbildung empfangen, ist Verdis dritter und letzter Lehrer gewesen. Aufs eifrigste wurde unter seiner Leitung weiter komponiert. Klaviersachen, Ouverturen und Märsche, Lieder, Kantaten, kirchliche Werke folgten einander in bunter Reihe. Einiges aus diesen Arbeiten ist in die ersten Opern übergegangen. Der Fleiß und die Anstelligkeit des Schülers setzten Lavigna in Erstaunen. Er gab ihm die besten Zeugnisse und erklärte, daß einst das Vaterland mit Stolz auf ihn blicken werde. Der alte Provesi war inzwischen gestorben, und dessen ehemaliger Zögling erschien der Bürgerschaft von

Busseto als der geeignetste Nachfolger. Die Geistlichkeit, die seine Vorliebe für die weltliche Musik, namentlich für die Oper mißbilligte, ihn einen „modischen Maestrino“ schalt, teilte jedoch nicht diese Meinung. Sie betraute Giovanni Ferrari mit dem Organistenamt an der Kathedrale, während Verdi städtischer Kapellmeister wurde und als solcher auch an die Spitze der Philharmonischen Gesellschaft trat. Die beiden Musiker waren die Helden des Tages, um welche die Leidenschaften gewaltig sich erhitzten. Wilder Parteihader erfüllte und spaltete das sonst so stille, friedliche Busseto, wie wenn plötzlich die Zeit der Händel zwischen den Guelfen und Ghibellinen zurückgekehrt wäre. Es dauerte nicht lange, bis Verdi seinen Gegner völlig verdunkelt hatte. Er feierte in den Konzerten der Philharmonischen Gesellschaft auch als Klaviervirtuose und Komponist Triumphe. Man bewunderte sein Orgelspiel, strömte von nah und fern herbei, wenn er in einer vor dem Thor gelegenen Kapelle den Taktstock schwang oder musikalische Lustbarkeiten im Freien veranstaltete. Er warb jetzt auch um die Hand seiner Margherita. Barezzi zögerte keinen Augenblick, den jugendlichen Künstler, dessen Talent und Charakter er gleich hoch schätzte, als Eidam willkommen zu heißen.

Der zukünftige Beherrscher der italienischen Gesangsbühne mußte sich doch allmählich aus der kleinstädtischen Idylle nach einem freieren weiteren Wirkungskreis sehnen. Er kehrte 1836 nach Mailand zurück, wo schon sein Name nicht mehr ganz unbekannt war. Noch Schüler Lavignas, hatte er sich durch eine von ihm geleitete Aufführung der Haydnschen „Schöpfung“ zahlreiche Gönner gewonnen. Einer derselben brachte ihm ein Textbuch, das er seinem neunzehnjährigen Freunde Themistokles Solera, Poet und Musiker in einer Person, zur Prüfung vorlegte. Es wurde von diesem überarbeitet und von Verdi komponiert. „Oberto conte di San Bonifacio“, so hieß die Oper, gelangte am 17. November 1839 mit so günstigem Erfolg zur Darstellung, daß der Verleger Giovanni Ricordi das Eigentumsrecht für 1750 Franken erwarb und der ältere Merelli, zugleich Impresario der Skala und des Wiener Hoftheaters, nicht säumte, sich unseres Maestro zu versichern. Er verpflichtete ihn durch einen Vertrag, im Laufe der nächsten beiden Jahre drei neue Werke zu liefern. Jedes sollte mit 4000 Franken honoriert, außerdem der durch den Verkauf der Partituren und Klavierauszüge erzielte Gewinn geteilt werden. Die erste Frucht dieses Übereinkommens war die komische Oper „Il conte Stanislao“ oder „Un Giorno di regno“, die sowohl in Mailand, wo sie den 5. September 1840 das Licht der Lampen erblickte, wie später in Venedig und Neapel durchfiel. Sie wurde recht eigentlich inter luctum et lacrimas geschrieben. Lassen wir darüber den Komponisten selber berichten: „Ich bewohnte damals mit meiner Familie, das heißt meiner Frau und unseren beiden Kindern, eine bescheidene Wohnung in der Nähe der Porta Ticinese. Kaum hatte ich mit meiner Arbeit begonnen, als ich schwer an der Bräune erkrankte, so daß ich lange das Bett hüten mußte. Ich befand mich auf dem Wege der Besserung, als mir einfiel, daß ich in drei Tagen 200 Franken brauchte. Wenn diese Summe auch in jener Zeit für mich ziemlich beträchtlich war, so wäre die Sache immerhin nicht allzu ernst gewesen, wenn meine schmerzhafte Krankheit mich nicht verhindert hätte, bei Zeiten meine Maßregeln zu treffen. Aber die schlechte Verbindung mit Busseto (die Post ging damals nur zweimal wöchentlich) ließ mir nicht die Zeit, an meinen Schwiegervater zu schreiben. Meine Frau, die meine Aufregung bemerkte, nahm ihre wenigen Schmucksachen und brachte mit Hilfe derselben, ich weiß nicht auf welche Weise, das Geld zusammen. Ich war tief bewegt von dem Beweis ihrer Liebe und nahm mir vor, ihr das Ganze reichlich zurückzuerstatten, wozu ich mit Hilfe meines Kontraktes glücklicherweise auch bald in der Lage war. Allein jetzt

begann für mich eine Reihe der schwersten Unglücksfälle. Im April wurde mein Knabe krank. Es gelang den Ärzten nicht, die Ursache seines Leidens zu entdecken, und langsam dahinsiechend verstarb der Kleine in den Armen seiner vor Schmerz fast wahnsinnigen Mutter. Einige Tage später erkrankte mein Töchterchen, und auch sie raffte der Tod dahin! Doch das war noch nicht alles; in den ersten Tagen des Juni wurde meine junge Frau selbst von einer heftigen Gehirnentzündung befallen, und am 19. Juni 1840 trug man einen dritten Sarg aus meiner Wohnung! Ich war allein, ganz allein! In einem Zeitraum von etwa zwei Monaten hatte ich drei teure Wesen verloren, meine ganze Familie war dahin... Und in dieser furchtbaren Seelenqual mußte ich eine komische Oper schreiben!"

Als Mensch und als Künstler aufs tiefste getroffen, hatte Verdi das Gefühl, der Quell seiner Töne sei ihm auf immer versiegt. Er bestimmte Merelli, ihn der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen zu entheben. Der weltkluge Impresario schenkte auch seinen Bitten Gehör. „Du sollst," sagte er, „deinen Willen haben. Ich kann dich nicht mit Gewalt zwingen, zu schreiben, aber mein Vertrauen zu dir ist noch dasselbe wie früher. Wer weiß, dereinst wirst du vielleicht doch wieder zur Feder greifen. In diesem Falle brauchst du mich nur zwei Monate vor Beginn der Saison zu benachrichtigen, und ich verspreche dir, daß die Oper, die du mir bringst, zur Aufführung gelangen wird."

Jahr und Tag war seitdem vergangen und zwischen den beiden von einer Wiederanknüpfung ihrer geschäftlichen Beziehungen nie mehr die Rede gewesen. Endlich sollte es doch dazu kommen. Als sie eines Abends sich begegneten, sprach Merelli, ein Manuskript hervorziehend, zu Verdi: „Hier ist Nabucco, ein herrliches Textbuch von Solera, lebensvolle Charaktere, wechselreiche Situationen, Verse, die wie Zucker auf der Zunge schmelzen, das Ganze von echt biblischem Geiste erfüllt! Aber der Nicolai, der deutsche Querkopf, will, der Himmel mag es wissen, aus welchem Grunde, nichts damit zu schaffen haben. Sieh dir doch das Ding ein wenig an, das wäre gewiß etwas für dich." Er schob das Heft in die Tasche des stumm sich Abkehrenden, der, zu Hause angelangt, es mißmutig auf den Tisch warf. Während die Blätter sich öffneten, fiel sein Auge auf die Stelle: „Va pensiero, sull' ale dorate." Sie wollte ihm nun nicht wieder aus dem Sinn, umsonst suchte er den Schlaf, mit unwiderstehlicher Gewalt trieb es ihn zum Libretto zurück, das er am anderen Morgen auswendig wußte. Die Töne fanden sich wie von selbst zu den Worten, und nach einigen Wochen war die Partitur vollendet. „Nabucco", Hals über Kopf einstudiert und in Scene gesetzt, sogar zur Beschaffung neuer Kostüme und Dekorationen hatte die Zeit gefehlt, erlebte den 9. März 1842 seine erste Aufführung. Er war das große Ereignis der Saison und rettete den Impresario aus schwerer Bedrängnis. Dieser hatte seine ganze Hoffnung auf die Nicolaische Oper „Il Proscritto" gesetzt, deren Textbuch ursprünglich für Verdi bestimmt gewesen, von ihm jedoch abgelehnt worden. Der mit Sicherheit erwartete Erfolg war ausgeblieben, eine selbst in Italien beispiellose Niederlage an die Stelle getreten. Je unglimpflicher das Publikum unseren Landsmann behandelte, mit um so stürmischeren Huldigungen überhäufte es den siegreichen Nebenbuhler. Donizetti, der den 26. Dezember 1841 die „Maria Padilla", sein vorletztes für Italien geschriebenes Werk, auf der Mailänder Skala zur Darstellung gebracht, war Augen- und Ohrenzeuge der dem jüngeren Kunstgenossen erwiesenen außerordentlichen Ehren gewesen. Des empfangenen Eindrucks noch ganz voll, reiste der Komponist der „Lucia" und „Lucrezia" mit einigen Freunden nach Bologna, um dort eine Aufführung des Rossinischen „Stabat mater" zu leiten, er verhielt sich unterwegs nachdenklich und schweigsam, gelegentlich etliche der kaum vernommenen Melodien leise vor sich hin-

summend und dazu ein über das andere Mal flüsternd: das war schön, recht schön, so hätte ich es auch gemacht. Ob ihn die wehmütige Ahnung beschlichen, daß er den Triumphen desjenigen beigewohnt, der ihn in der wankelmütigen Gunst der Massen ablösen, seinen müden Händen die Oberherrschaft über die italienische Gesangsbühne entreißen sollte? — Zu der glänzenden Aufnahme des „Nabucco" hatte auch Giuseppina Strepponi, als treffliche Darstellerin der Abigail, das Ihrige beigetragen. Sie entsagte einige Jahre später dem Theater, um Verdis Gattin zu werden, mit dem sie bis zur Stunde Freud und Leid geteilt hat.

Der Karneval von 1843 bescherte den Mailändern „I Lombardi alla prima crociata", der von 1844 den Venetianern „Ernani". Beide mehrten in nicht geringem Maße den Ruhm ihres Autors, der nun als glänzendster Stern am italienischen Opernhimmel strahlte. Merelli zahlte ohne sich zu besinnen für die „Lombardi" — sie wurden 1847 unter dem Titel „Jerusalem" für die französische Bühne eingerichtet, machten aber in der neuen Bearbeitung weit weniger Glück als in der älteren Gestalt — 8000 österreichische Gulden, die nämliche Summe, welche Bellini für die „Norma" erhalten. Nachdem bereits die Proben ihren Anfang genommen, sollte Verdi seinen ersten Strauß mit der Theatercensur bestehen, die bis zur Befreiung Italiens nicht aufgehört, ihm das Leben zu verbittern. Dem Bischof von Mailand war zu Ohren gekommen, daß in dem Werk allerlei gottesdienstliche Vorgänge zur Schau gestellt würden. Er erblickte darin eine Entweihung und rief die weltliche Obrigkeit an, das Ärgernis nicht zu dulden. Der Komponist widersetzte sich jedoch jeder Abänderung aufs heftigste. Die Oper sollte entweder gegeben werden, wie sie sei, oder unaufgeführt bleiben, und diesmal siegte der Künstler, dank dem Beistand des freisinnigen Polizeidirektors, über den Priester.

„Ernani" eroberte sich im Sturm die Gunst des Publikums, ging in seinem Geburtsjahr über nicht weniger als fünfzehn italienische Bühnen, fand auch sehr bald den Weg über die Alpen und behauptet bis auf den heutigen Tag einen Platz im kosmopolitischen Repertoire. Victor Hugo, zu dem schon Donizettis „Lucrezia" den Weg gefunden, erhob wie damals auch jetzt wieder gegen die Ausbeutung leidenschaftlichen aber vergeblichen Einspruch. Mit allem Toben und Poltern konnte er nicht verhindern, daß seine Dramen, eines nach dem anderen, für die italienische Opernküche eingeschlachtet wurden. Zu den geräuschvollen Triumphen, die „Ernani" in Italien gefeiert, trugen die durch einige Textstellen hervorgerufenen patriotischen Kundgebungen das Ihrige bei. Gewaltiger Jubel begrüßte in Venedig regelmäßig die Worte: „Si ridesti il leon di Castiglia." Als 1847 in Rom, wo zu jener Zeit der neue Papst auf der Höhe der Volksgunst stand, das Werk allabendlich gegeben wurde, sang man „A Pio Nono" statt „A Carlo Quinto sia gloria e onor". Francesco Maria Piave, der Verfasser des Libretto, ein handwerksmäßiger Reimer ohne jede höhere poetische Begabung, hat weiterhin dem Meister noch zu acht Opern die Texte geliefert. Diesem wurde er durch die Gefügigkeit unentbehrlich, mit der er, stets bereit zum Ändern und Bessern, jedem Winke Folge leistete. Verdis litterarische Genossen waren nicht auf Rosen gebettet. Die Wahl der Stoffe ging immer von ihm aus und bis hinab ins einzelne übte er entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung. Seine Großmut hat später Piave in reichem Maße erfahren. Ein ansehnliches Jahrgeld wurde dem von unheilbarer Geisteskrankheit Umnachteten ausgesetzt, außerdem noch die Zukunft der Tochter sichergestellt. Auch gegenüber den Sängern und Sängerinnen wußte der Komponist stets seine Autorität zu wahren. Sofie Löwe, die erste Darstellerin der Elvira in „Ernani", war der Meinung, ihre Rolle sei mit dem Zündstoff des Beifalls zu spärlich bedacht, und forderte ein solchem Zweck entsprechendes Schlußrondo im Stil der Cenerentola, kam jedoch bei

Verdi gar übel an. Durch den außerordentlichen Erfolg der Aufführung beschämt, bat sie demütig um Verzeihung, aber mehrere Monate verstrichen, ehe sie wieder zu Gnaden angenommen wurde.

„Donizetti," heißt es in Mendelssohns Reisebriefen, „macht eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgezischt, aber das thut gar nichts, denn er bekommt dafür bezahlt und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben. Sollte aber dann seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zu viel arbeiten müssen, und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, giebt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann dann wieder eine Weile spazieren gehen und schlecht schreiben." Und an einer anderen Stelle lesen wir: „Hätte die Musik Furore gemacht, so hätte mich's geärgert, denn sie ist unter aller Kritik jämmerlich. Aber daß sie nun ihrem Liebling Pacini, den sie auf dem Kapitol kränzen wollten, auf einmal den Rücken drehen, die Melodien nachäffen und sie karikiert nachsingen, das ärgert mich auch wieder, und es beweist, wie tief ein solcher Musikus in der allgemeinen Meinung steht. Ein anderes Mal tragen sie ihn auf den Schultern nach Hause — das ist kein Ersatz. Sie würden es in Frankreich mit Boieldieu nicht so machen — abgesehen vom Kunstsinn, bloß aus Anstandsgefühl." Diese Bemerkungen charakterisieren aufs schärfste gewisse Eigentümlichkeiten des italienischen Opernwesens. Mehr als der Gesangsbühne irgend eines anderen Volkes haftet ihm der Beigeschmack des Handwerksmäßigen, rein Geschäftlichen an. Eine Übereinkunft zwischen dem Impresario und dem Komponisten, bei welcher auf keiner Seite idealere Rücksichten im Spiele zu sein pflegen (man vergleiche das Lebensbild Rossinis in O. Gumprecht: „Neuere Meister", zweite Auflage, Leipzig 1883), verpflichtet den letzteren, rechtzeitig zur nächsten Stagione mit seiner Partitur zur Hand zu sein. Die Wahl des Stoffes wird ihm anheimgestellt oder auch nicht. Aber auch im ersteren Fall sieht er sich meist genötigt, über ein nach der landläufigen Schablone eilig hergerichtetes Libretto in fliegender Hast seine Töne auszuschütten. Ebenso würdelos wie zum Theaterunternehmer ist seine Stellung zum Publikum. Ein Lohndiener des oberflächlichsten Vergnügungsbedürfnisses, allem Wechsel der Mode unterthan, wird er bald mit maßlosem Beifall überschüttet, um gleich darauf den rohesten Beschimpfungen preisgegeben zu sein. Von der Berufsehre des Künstlers weder bei ihm selbst, noch bei denen, an die er sich wendet, auch nur das leiseste Bewußtsein. Hat eines seiner Werke das Unglück, nicht zu gefallen, so vermag ihn in der Regel weder die aufgewandte Mühe noch die Erinnerung an früher gespendete Wohlthaten dagegen zu schützen, als Betrüger, der eine im voraus bezahlte Ware nicht probemäßig geliefert, so lange behandelt zu werden, bis ein neuer Triumph das Fiasko vergessen macht. Was wir Achtungserfolg nennen, widerspricht den naiven, heißblütigen Theatergewohnheiten der in ihrer Liebe wie in ihrem Haß überschwenglichen, gleich unumwunden zustimmenden und ablehnenden Italiener.

Auch Verdis Schaffen bewegte sich zum guten Teil in dem Rahmen der soeben angedeuteten Verhältnisse. Er schrieb eine Oper nach der anderen bald mit größerem, bald mit geringerem Krafteinsatz, war bisweilen in demselben Jahr mit mehr als einem neuen Werk zur Stelle, erlebte in bunter Reihe glänzende Siege und erbarmungslose Niederlagen, ließ sich weder durch jene zu dünkelhafter Überhebung verleiten noch durch diese entmutigen, sondern ging fest und ruhig seinen Weg. Das Lustrum von 1844 bis 1849 brachte ihm fast lauter Fehlschläge. Die Römer fanden „I due Foscari" nicht nach ihrem Geschmack, und das Gleiche widerfuhr bei den Mailändern der „Giovanna d'Arco". Einige Abende über Wasser gehalten wurde die letztere nur durch die Beliebtheit, deren die Darstelle-

rin der Titelrolle genoß. Verdi hat später die Ouverture noch zweimal verwandt, zu den „Vêpres siciliennes“ und zum „Aroldo“. „Alzira“ fiel in Neapel durch, während „Attila“ bloß durch einige die politischen Leidenschaften in Nahrung setzende Verse des Textes vor demselben Mißgeschick in Venedig bewahrt blieb. Bei der Stelle:

Cara patria gia madre e regina
Di possenti e magnanimi figli!...

brach regelmäßig das Publikum in lauten Jubel aus. Und wenn es dann weiter hieß: Avrai tu l'universo resti l'Italia a me! braunste durch die Zuhörerräume der Ruf: A noi! L'Italia a noi! Auch „Macbeth“, zum erstenmal 1846 auf der Pergola in Florenz gegeben, schuldete die Gunst, deren er in Italien eine Zeit lang sich erfreute, lediglich den patriotischen Kundgebungen, zu welchen der Text Gelegenheit bot. Für Paris zwanzig Jahre später neu bearbeitet, hat er weder dort noch irgendwo im Ausland festen Fuß zu fassen vermocht. Der Komponist legte besonderen Wert auf dies Werk, das er dem Antonio Barezzi mit den Worten zugeeignet: „Mein lieber Schwiegervater! Es hat mir immer am Herzen gelegen, dir, meinem Vater, Freunde und Wohlthäter, eine Oper zu widmen; bisher wurde ich jedoch durch gebieterische Umstände daran verhindert. Jetzt aber, wo ich dazu in der Lage bin, widme ich dir meinen ‚Macbeth‘, der mir von meinen Werken besonders wert ist. Er kommt vom Herzen, möge er dir zu Herzen gehen.“

Die für London geschriebene Oper „I Masnadieri“ brachte es dort, obwohl vom Komponisten in Person dirigiert und von den gefeiertsten Gesangsgrößen der Zeit, unter ihnen Jenny Lind, dargestellt, nicht über drei Aufführungen und machte auch in Italien kein Glück. Andrea Maffei war der Verfasser des Textbuches. Schon zwölf Jahre früher hatte Mercadante Schillers „Räubern“ den Stoff zu seinen „Briganti“ entlehnt. Als diese vor dem Pariser Publikum erschienen, brach dasselbe in stürmische Heiterkeit aus, während Lablache, eine herkulische Gestalt von entsprechendem Leibesumfang, aus dem dunklen Turm auftauchte, in welchem der alte Moor jahrelang geschmachtet. Dem berühmten Bassisten war in den „Masnadieri“ die nämliche Rolle zugefallen. Verdi kehrte von London zunächst nicht in die Heimat zurück, sondern nahm einen längeren Aufenthalt in Paris. Er vollendete hier zwei Werke, die ihm abermals zwei Mißerfolge eingetragen: „Il Corsaro“ und „La battaglia di Legnano“. Von dem ersteren — es wurde ihm seitens des Verlegers mit zwanzigtausend Franken honoriert — meinte er selber, daß es nicht viel tauge. Als im März 1848 Mailand gegen die Österreicher sich erhob, eilte er dorthin in dem frohen Glauben, die Stadt, die er wie keine andere liebte, von der Fremdherrschaft befreit zu finden. Aber schon in Lyon traf ihn die Kunde, der Aufstand sei gescheitert. „Ich hoffe, daß ihr wenigstens eure Schuldigkeit gethan,“ schrieb er dem Freund, der ihm die Trauerbotschaft gemeldet.

Die Sonne des Glücks sollte dem Meister endlich doch wieder scheinen. Seine „Luisa Miller“ (nach Schillers „Kabale und Liebe“) ging in Neapel, wo sie den 8. Dezember 1849 zum erstenmal das Lampenlicht erblickt, alle stelle und gehörte eine Zeit lang zu den Lieblingen des italienischen Publikums. In Paris fand sie ein paar Jahre später eine kühle Aufnahme, und in Deutschland ist sie so gut wie unbekannt geblieben. Verdi hatte nur vermöge seiner eisernen, vor keinem Widerstand der Menschen und Verhältnisse sich beugenden Willenskraft die Zahlung der ihm als Honorar verheißenen dreitausend Dukaten dem Intendanten der Königlichen Theater abgerungen. Noch mancherlei anderes Ungemach erwartete ihn in der schönen Stadt am Fuße des Vesuv. Er war zwar nicht wie einst Rossini von der abergläubischen Furcht des Volkes vor dem bösen Blick angesteckt, aber seine Freunde erachteten es für ihre Pflicht, ihn vor dem mißgünstigen Zauber

zu behüten. Sie wichen ihm Tag und Nacht nicht von der Seite, bildeten eine Leibwache, in der er wie ein Gefangener lebte. Einer seiner heißesten Verehrer war nämlich ein berüchtigter jettatore, und diesen galt es um jeden Preis fern zu halten. Solches gelang auch bis zum Abend der ersten Aufführung der „Luisa Miller". Während jedoch der mit Ehren aller Art überhäufte Komponist vor dem letzten Akt einige Anordnungen auf der Bühne traf, warf sich ihm glückwünschend ein Mann an die Brust. Er war es, der allgemein Gefürchtete, und im nämlichen Augenblick stürzte eine große Coulisse zu Boden, vor deren krachendem Fall die beiden nur durch einen hastigen Seitensprung sich retteten. Der vierte Akt aber, der weitaus beste des Werkes, ging fast spurlos vorüber und wurde erst allmählich bei Gelegenheit der einander in ununterbrochener Reihe drängenden Wiederholungen des Werkes mehr und mehr gewürdigt.

„Stiffelio", die Oper des Jahres 1850, fiel in Triest durch und bewährte auch sieben Jahre später, unter dem Titel „Aroldo" neu bearbeitet, keine größere Anziehungskraft. Alle bisherigen Niederlagen wurden indessen dem Meister überreichlich vergolten durch die Freude, die er an dem „Rigoletto", dem „Trovatore", der „Traviata" erleben sollte. Bis zu dieser Stunde auf jeder größeren Gesangsbühne Italiens wie des Auslandes heimisch, bilden sie in der Gesamtheit seiner Schöpfungen das strahlendste Dreigestirn. „Rigoletto", zum erstenmal 11. März 1851 im Fenice-Theater in Venedig aufgeführt, hatte zunächst wieder schwere Kämpfe mit der Censur zu bestehen. Verdi, des glänzenden Erfolges eingedenk, der sieben Jahre früher auf dem nämlichen Schauplatz dem „Ernani" zu teil geworden, glaubte den Stoff zu dem neuen Werk wiederum von Victor Hugo heischen zu sollen. Er hatte dessen „Le roi s'amuse" ins Auge gefaßt, das seiner Gewohnheit gemäß bis hinab in das einzelne von ihm selber entworfene Scenarium Piave übergeben, damit dieser die Verse schriebe. Der letztere war auch rasch mit der Arbeit fertig und legte sie der Censurbehörde vor, die aber sich hartnäckig weigerte, ihr Placet zu erteilen. Sie erhob Einspruch gegen die Quelle, gegen das Personenverzeichnis, ja selbst gegen den ursprünglich „La Maledizione" lautenden Titel. Auf allen Seiten war die Verlegenheit groß, die Sänger begehrten ihre Rollen, der Impresario raufte sich die Haare, der Komponist, der noch nicht eine Note zu Papier gebracht, wollte von keinem anderen Textbuch etwas wissen. Da erschien, wie einst bei den „Lombardi", als Retter in der Not ein verständiger und wohlwollender Polizeibeamter. Sein Rat, König Franz in einen Herzog von Mantua zu verwandeln und die Oper „Rigoletto, buffone di corte" zu nennen, beseitigte alle Schwierigkeiten. Vierzig Tage genügten zur Komposition, und gleich die erste Aufführung versetzte die Venetianer in einen Taumel des Entzückens. Seit Rossinis „Tancred" hatte das Fenice-Theater nichts Ähnliches mehr erlebt; wie damals das „Di tanti palpiti", so war jetzt das „La donna è mobile qual piuma al vento" in aller Munde. Daß diese im Volkston gehaltene, sinnfällig an das bekannte „Santa Lucia" gemahnende Weise blitzartig in die Zuhörerräume einschlagen würde, hiervon war Verdi im voraus fest überzeugt. Um so sorgfältiger meinte er sie aber vor jeder vorzeitigen Öffentlichkeit behüten zu müssen, damit ihr der unangetastete Reiz der Überraschung zu gute käme. Während die Oper bereits eingeübt wurde, fehlte noch das Stück in der Rolle des Herzogs; erst unmittelbar vor der Generalprobe erhielt es der Sänger schwarz auf weiß mit der strengen Weisung, bis zur Aufführung nichts von der sofort dem Ohr und dem Gedächtnis sich einprägenden Melodie außerhalb des Theaters verlauten zu lassen. Alle übrigen Mitwirkenden mußten das Nämliche geloben. Das Geheimnis blieb auch gewahrt, und Verdi hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Schon

bei dem flotten Geigenritornell horchte das Publikum auf. Nach der ersten Strophe ein donnernder Beifallssturm und nach der zweiten endlos erneuerte Dacapo-Rufe. Man konnte sich an dem Liede nicht satt hören, wohl ein halbes Dutzend mal mußte es wiederholt werden, und als der Vorhang gefallen, klangen die leichtfertigen Töne, gesummt, geträllert, gepfiffen von tausend Lippen, jeder nahm sie als sicheren Besitz mit heim.

Die gewaltigen Erfolge des „Rigoletto" wurden noch überboten durch die des „Trovatore", der in Rom den 19. Januar 1853 seinen Triumphzug durch die gesamte civilisierte Welt antrat. Der Tiber hatte in jenen Tagen einmal wieder die ganze Nachbarschaft und so auch die Zugänge zum Apollotheater überschwemmt. Dessen ungeachtet harrte vor diesem vom frühen Morgen an eine dichtgedrängte, bis zu den Knöcheln im Wasser stehende Menge der heißersehnten Stunde, in der es seine Pforten zu öffnen pflegte. Lauter Jubel geleitete die Aufführung vom ersten bis zum letzten Ton. Nach dem Allegro von Manricos Arie und dem Miserere wollte sich das Publikum gar nicht wieder beruhigen. Der spanische Dichter Antonio Garcia Guttierez, welchem Cammerano, der Verfasser des Libretto, die Handlung entlehnt hat, ist 1815 geboren. Noch nicht achtzehn Jahre alt, schrieb er sein Drama „El Trovador". Es machte ihn mit einem Schlage berühmt, lieferte ihm auch die Mittel, sich vom Militärdienst loszukaufen und einzig seiner Muse zu leben. Noch eine lange Reihe von Stücken hat er dem Theater geschenkt. Paris machte schon 1854 die Bekanntschaft des „Trovatore", London 1855, desgleichen Petersburg. In der Seinestadt hatte er es bereits 1870 zur zweihundertsten Vorstellung gebracht. Wie das Repertoire der französischen Gesangsbühne, so hat auch das der deutschen längst von ihm Besitz ergriffen. Überall gehört er zu den bewährtesten Kassenmagneten.

Verdi hatte in Paris Dumas' „Kameliendame" kennen gelernt und war von ihr dermaßen entzückt, daß er sie sich nicht entgehen lassen mochte, als das Fenice-Theater abermals bei ihm ein Werk bestellte. Noch mitten in der Arbeit am „Trovatore", begann er die neue Partitur, die fast gleichzeitig mit jenem zum Abschluß gelangte. Er brauchte damals höchstens vier Monate, um selbst den umfangreichsten Text in Musik zu setzen. Später schuf er freilich viel langsamer und bedächtiger. Wie Bücher, so haben auch Opern ihre eigenen, von keinem vorhergesehenen Schicksale. Die „Traviata" wurde am Abend ihrer ersten Aufführung, den 6. März 1853, von den Venetianern ausgelacht, verspottet, erbarmungslos abgelehnt. Der Komponist ließ sich indessen dadurch nicht beirren; einem der Mitwirkenden, der ihm sein Beileid aussprach, erwiderte er: „Bedauern Sie nur sich selbst und ihre Kollegen, daß Sie meine Musik nicht verstanden haben." An seinen Lieblingsschüler Muzio schrieb er: „Lieber Emanuele! Die ‚Traviata' gestern abend durchgefallen. Ist es meine Schuld oder die der Sänger? Die Zeit wird es lehren." In der That verschuldete allein die mangelhafte Darstellung den überraschenden Mißerfolg. Die Sänger konnten sich nicht hineinfinden in eine Musik, die mit ihrem gedämpften Ton gar sehr gegen den ungebändigten Kraftstil der bisherigen Werke abstach. Auch durch die Tracht — man gab die Oper nicht wie jetzt allgemein im Rokokokostüm, sondern in Gesellschaftskleidung — fühlten sie sich beengt. Die schwindsüchtige Heldin, die nach der feierlichen Versicherung des Arztes die Nacht nicht überleben sollte, war vertreten durch eine Primadonna von hohem Wuchs, starkem Gliederbau und üppiger Leibesfülle, der Tenor heiser, der Baritonist mit seiner vermeintlich zu karg bedachten Rolle unzufrieden. Als die „Traviata" im nächsten Jahr wiederum ihr Glück versuchte, ward sie mit Beifall überhäuft, und dasselbe widerfuhr ihr allenthalben, wo sie erschien. Christine Nilsson legte mit der Violetta, als welche sie in Paris den 27. Oktober 1864 zum

erstenmal die Bretter betrat, den Grund zu ihrem Weltruhm. Von sämtlichen Darstellerinnen der singenden Kameliendame ist die gefeiertste Maria Piccolomini gewesen, welche der durch Schillers „Wallenstein“ in Deutschland männiglich bekannten fürstlichen Familie entstammt, die Nichte eines Kardinals.

Trotz ihres empfindlichen Nationalgefühls sind stets die Franzosen in Sachen der Musik gegenüber dem Ausland nichts weniger als ausschließlich gewesen. Die Pariser Große Oper hat immer gute Freundschaft mit den Meistern der beiden Nachbarvölker gehalten. Wie sie sich einst aufgethan vor dem Genius Glucks, Spontinis, wie sie in enge Beziehungen zu Rossini, Meyerbeer, Donizetti getreten, so heischte sie jetzt eine ihr ausdrücklich zugeeignete Gabe vom neuesten Beherrscher der italienischen Gesangsbühne. Dieser schrieb für sie „Les Vêpres siciliennes“, deren Textbuch er aus den Händen Scribes und Duveyriers empfangen. Verdi hatte nur langsam in der Gunst des französischen Publikums festeren Fuß gefaßt, hier seine Erfolge wesentlich der Bundesgenossenschaft mit den gefeiertsten Gesangsgrößen der Zeit zu verdanken gehabt. Daß die ihm daheim bereiteten Triumphe zuerst keinen kräftigeren Wiederhall an der Seine geweckt, darüber macht Adolf Adam, der liebenswürdige Komponist des „Postillon“, eine Reihe ebenso sachkundiger wie geistvoller Bemerkungen. Seine Worte finden auch auf die abwehrende Sprödigkeit Anwendung, der Jahrzehnte lang die Verdische Muse in Deutschland begegnete. „In Bezug auf die Musik,“ sagt Adam, „haben die Italiener den Fremden gegenüber einige Ähnlichkeit mit den Chinesen. Sie kennen nur ihre eigene Musik und wollen auch von einer anderen nichts hören. Sie müssen von Rossini, der ihnen nur die Fortsetzung und Vervollkommnung dessen bot, was sie bis dahin stets gehört hatten, einen weniger tiefen Eindruck empfangen haben als von Verdi, der ihnen etwas ganz Neues brachte. Es war nicht mehr die Eleganz, die Fülle und Leichtigkeit der Melodien, welche dieses damit bereits gesättigte Publikum brauchte, sondern Kraft, Energie und die ein wenig unbändige Leidenschaft. Verdi besaß ein feines Gefühl für dieses Bedürfnis und wußte dasselbe mit ebensoviel Glück als Talent zu befriedigen. Hieraus erklärt es sich auch, daß diese selbe Art des Erfolges in Frankreich unmöglich war; denn wir waren bereits an leidenschaftliche und kräftige Effekte gewöhnt. Noch weniger als anderswo war dieser Erfolg an der italienischen Bühne zu erwarten, weil die neue Schule ihr etwas brachte, was niemand dort suchte, während sie das, was man auf derselben zu finden wünschte, ausschloß. Die geringe Teilnahme, welche das Publikum des Théâtre Italien den Werken Verdis zeigte, kann daher weder die Bedeutung des Meisters schmälern, noch die berechtigten Hoffnungen beeinträchtigen, mit denen man der neuen Oper, die er für unsere erste Bühne geschrieben hat, entgegensieht. Man findet in den Werken Verdis gewisse Eigenschaften, die in dem specifisch italienischen Genre als von sekundärer Bedeutung betrachtet werden könnten; auf unserer Bühne aber sind sie von hervorragender Wichtigkeit und es wird ihnen an Erfolg nicht fehlen. Diese Eigenschaften sind die Macht, das Feuer und die Größe, die dem Komponisten niemand abstreiten wird. Man kann seine Bestrebungen bekämpfen, sein Talent ist über allen Zweifel erhaben.“

Die „Sicilianische Vesper“ ging den 13. Juni 1855 in Scene und fand zunächst eine scheinbar recht günstige Aufnahme, zu welcher die zahlreichen in Paris anwesenden Landsleute des Komponisten nach Kräften das Ihrige beitrugen. Ehe die Italiener zur nationalen Einigung und Unabhängigkeit gelangten, zeigten sie sich ungemein reizbar in Sachen ihrer Kunst. War es doch diese fast allein, die der Selbstachtung des seiner politischen Persönlichkeit beraubten, nach außen und innen unfreien Volkes einige Nahrung bot. Die Aufführung einer neuen Oper galt für eine Haupt- und Staatsaktion,

jede in der Fremde einem italienischen Künstler zu teil gewordene Auszeichnung für eine seinem gesamten Vaterland dargebrachte Huldigung. Auch bei uns daheim war es bis zur Mitte des Jahrhunderts kaum anders. In jener stillen, der Preßfreiheit, der parlamentarischen Rednerbühne entbehrenden Zeit hing die allgemeine Aufmerksamkeit mit leidenschaftlicher Erregung am Theater. Seine helle weite Öffentlichkeit, in welcher die einzelnen zum stimmfähigen Publikum sich verbunden fühlten, mußte Trost und Ersatz gewähren für die von den deutschen Regierungen ihren Unterthanen aufgezwungene Mundsperre. Das Verdische Werk konnte sich nicht auf die Dauer behaupten. Noch zweimal, 1859 und 1863, neu eingeübt, verschwand es immer wieder sehr bald von der Tagesordnung. Keine nachhaltigeren Erfolge waren ihm in Italien beschieden, wo es wegen der von der Censur erhobenen Schwierigkeiten mit verändertem Text und unter dem Titel „Giovanna di Guzman“ mehrfach zur Darstellung gelangt ist.

Die Oper des Jahres 1857 „Simon Boccanegra“ fiel in Venedig durch. Kaum mehr Lebenskraft bethätigte sie in der ihr später widerfahrenen Umgestaltung. Piave hatte dem Textbuch Schillers „Fiesco“ zu Grunde gelegt. Einer Aufführung des letzteren durch die Meininger wohnte 1875 Verdi in Köln bei und empfing, obwohl des Deutschen unkundig, einen so starken Eindruck, daß er die Partitur mit Beihilfe eines würdigeren litterarischen Genossen von neuem vorzunehmen beschloß. Er hatte diesen in der Person des als Musiker und als Dichter gleich gewandten Arrigo Boito gefunden. Die Mailänder erwiesen zwar 1881 der zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage des „Boccanegra“ alle nur erdenklichen Ehren, es handelte sich dabei aber doch bloß um einen rein lokalen Erfolg, welchen der Meister vornehmlich den langjährigen Beziehungen zu dem mit ihm und seinen Werken aufs engste verwachsenen Publikum verdankte.

Verdi hatte sich verpflichtet, für die Saison von 1858 dem San-Carlo-Theater eine Oper zu liefern, traf auch rechtzeitig mit derselben (sie sollte ursprünglich nicht „Il Ballo in maschera“, sondern „La Vendetta in domino“ heißen) in Neapel ein, um persönlich die Einübung zu leiten. Seine alte Feindin, die Censur, trat ihm jedoch von neuem in den Weg. Ein Königsmord auf der Bühne schien ihr um so verfänglicher, da gerade in jenen Tagen Napoleon III. nur wie durch ein Wunder den Bomben Orsinis entgangen war. Die Theaterverwaltung forderte Erfüllung des Vertrags oder eine Entschädigung von zweihunderttausend Franken, wogegen der Komponist zornig erklärte, er hätte gehalten, was er versprochen, an ihm läge nicht die Schuld, wenn aus höheren Staatsrücksichten Einspruch wider die Aufführung seines Werkes erhoben würde. In der Stadt, im ganzen Lande machte die Sache gewaltiges Aufsehen. Man nahm leidenschaftlich Partei für den weltberühmten Künstler, dessen Weisen in aller Munde und Herzen waren und der zugleich als guter italienischer Patriot höchster Achtung und Liebe genoß. Eine aus vollen Lungen: „Viva Verdi“ — wir entsinnen uns der mit diesen Worten verknüpften politischen Anspielung — rufende Volksmenge umgab ihn, so oft er auf der Straße sich blicken ließ. Die Darstellung des „Maskenballs“ konnte er nicht durchsetzen, aber er durfte wenigstens, der ärgerlichen Verhandlungen müde, Neapel verlassen, ohne den geheischten Schadenersatz geleistet zu haben. In Rom, wohin er sich nun zunächst wandte, erwarteten ihn ähnliche Schwierigkeiten. Sie wurden endlich durch einige am Textbuch vorgenommene äußerliche Änderungen beseitigt, von denen bei unserer Betrachtung des Werkes bereits die Rede gewesen. Dasselbe ging den 17. Februar 1859 in Scene und schlang um das Haupt seines Schöpfers einen neuen Lorbeerkranz. Zwischen ihm und der „Aida“ liegen noch zwei Opern: „La forza del destino“ und „Don Carlos“. Jene, ursprünglich für

Petersburg geschrieben und dort den 10. November 1862 zum erstenmal aufgeführt, fand nirgends wärmere Teilnahme, wohl hauptsächlich wegen des abgeschmackten, seinen Stoff einer spanischen Quelle verdankenden Librettos. Fast das gesamte männliche Personal endigt gewaltsam vor unseren Augen, einer fällt im Duell, ein anderer durch Mörders Hand, ein dritter tötet sich selbst. Auch „Don Carlos“ erfüllte nicht die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Für die Große Oper in Paris bestimmt, trat er dort den 11. März 1867 in die Öffentlichkeit. Die Marmorbüste des Komponisten, der schon drei Jahre vorher als Nachfolger Meyerbeers in die französische Akademie gewählt worden, erhielt damals einen Platz im Saal des Theaters.

„Aida“ verdankt einer Laune des Chedive Ismael-Pascha ihre Entstehung. Dieser prachtliebende, verschwenderische Fürst wünschte für das von ihm in seiner Hauptstadt der italienischen Oper erbaute Haus ein neues Werk von dem berühmtesten ihrer zeitgenössischen Vertreter. Derselbe forderte viertausend Pfund, die man ihm ohne weiteres bewilligte. Was den Ursprung des Libretto anlangt, so teilen sich nicht weniger als vier Autoren in die Vaterschaft. Die Wahl des lediglich auf Erfindung beruhenden Stoffes wie allerlei die scenische Herrichtung betreffenden Angaben rühren von dem berühmten französischen Ägyptologen Mariette-Bey her. Camille du Locle schrieb das Stück in französischer Prosa, welche dann Ghislanzoni unter Verdis Augen in italienische Verse umdichtete. Der letztere begnügte sich aber nicht mit der Rolle des Kritikers, sondern er griff auch seiner Gewohnheit gemäß vielfach selber ändernd und bessernd zu. Er ersann das wirkungsvolle Finale des letzten Aktes mit den beiden übereinander spielenden Scenen. Das Anerbieten, für weitere zweitausend Pfund die Einübung und Aufführung in Person zu leiten, wurde von ihm abgelehnt, und zwar aus keinem anderen Grunde als aus Furcht vor der Seereise. Mit Rossini den unüberwindlichen Widerwillen gegen das Meer teilend, hat er sich diesem nur ein einziges Mal bei Gelegenheit des den Engländern gemachten Besuches anvertraut. Für eine glänzende Ausstattung der „Aida“, die Ende 1870 in Scene gehen sollte, wurden keine Kosten gespart. Eine Menge fleißiger Hände waren in Kairo mit den scenischen Vorbereitungen, in Paris mit der Anfertigung der Kostüme und Dekorationen beschäftigt. Die siegreichen deutschen Heere hatten aber inzwischen den eisernen Ring um die französische Hauptstadt geschlossen, die Aufführung der Oper mußte um ein Jahr hinausgeschoben werden, und der Komponist, der sich schon längst der sorglosen Schnellschreiberei entwöhnt, nützte den so gewonnenen Aufschub, um die letzte Hand an die Partitur zu legen, mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit zu feilen und nachzubessern. Während dieser Arbeit meldete er den 12. November 1871 dem Sohn seines Mailänder Verlegers Ricordi: „So befände ich mich denn verstohlenerweise in Turin, mein Päckchen Musik unter dem Arm. Wie ich dir bereits schrieb, habe ich einen vierstimmigen Chor, eine Nachahmung Palestrinas, der mir das Recht gegeben hätte, mich um einen Posten als Kontrapunktist an irgend einem Konservatorium zu bewerben, durch einen anderen Chor und eine Romanze Aidas ersetzt. Es stellten sich Bedenken über das fare alla Palestrina, über die Harmonie und über die ägyptische Musik bei mir ein! ... Kurz, es steht fest! ... Aus mir wird nie ein Musikgelehrter, ich werde immer ein Pfuscher bleiben! ...“ In den Briefen, die Verdis deutscher Antipode, Richard Wagner, an Liszt gerichtet, begegnet uns merkwürdigerweise ein ganz ähnliches Geständnis. „Wie jämmerlich,“ heißt es da, „ich mich als Musiker fühle, kann ich dir gar nicht stark genug versichern, aus Herzensgrunde halte ich mich für einen absoluten Stümper. Du solltest mich jetzt nur manchmal so dasitzen sehen, wenn ich so denke, es muß doch gehen — und dann ans Klavier gerate

und einigen miserablen Dreck zusammengreife, um dann blödsinnig es aufzugeben. Wie mir da zu Mute ist! — Welch innige Überzeugung von meiner eigentlichen musikalischen Lumpenhaftigkeit." Noch ein anderes, für Verdi höchst ehrenvolles Bekenntnis mag hier gleich seinen Platz finden. Er hat in scharfem Gegensatz zu Meyerbeer nie einen Finger gerührt, um den äußeren Erfolg seiner Werke zu fördern, an dem Strohfeuer der Reklame seinen Ruhm gar zu kochen. Auf die Kunde, daß einige der angesehensten italienischen Musikkritiker zur Reise nach Ägypten sich anschickten, sandte er an einen derselben die folgenden stolzen Zeilen: „Sie nach Kairo!!! ... Aber das ist ja eine der großartigsten Reklamen, die man für ‚Aida' hätte ersinnen können! ... Es scheint mir, daß die Kunst, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, keine Kunst mehr ist, sondern ein Handwerk, eine Vergnügungspartie, eine Jagd, irgend eine Sache, der man nachläuft und für die man unter allen Umständen, wenn keinen Erfolg, so doch wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit herbeiziehen will! Das Gefühl, welches ich dabei empfinde, ist das des Widerwillens und der Demütigung! — Ich gedenke stets mit Freuden der ersten Jahre meiner Laufbahn, als ich mich fast ohne Freund, ohne Fürsprache, ohne Vorbereitungen und Einflüsse irgend welcher Art dem Publikum mit meinen Werken vorstellte, jeden Augenblick des Fiaskos gewärtig, und überglücklich, wenn es mir gelang, einen einigermaßen günstigen Eindruck hervorzurufen. — Und jetzt, welcher Aufwand wegen einer Oper!!! ... Journalisten, Künstler, Choristen, Direktoren, Professoren u. s. w. — alle müssen ihre Steine zu dem Reklamegebäude herbeischleppen und so ein aus Kleinigkeiten zusammengesetztes Ganzes bilden, das dem Verdienst eines Werkes nichts hinzufügt, sondern den Wert desselben nur verdunkelt. Das ist traurig ... höchst traurig! ... Ich wünsche dem Werk nur eine gute und vor allen Dingen verständnisvolle Wiedergabe in vokaler und instrumentaler Hinsicht, sowie bezüglich der Inszenierung. Was das übrige betrifft: in Gottes Namen. So habe ich angefangen, so will ich auch enden."

„Aida" erschien endlich, am 24. Dezember 1871, vor dem fast ausschließlich durch Europäer vertretenen kunstfreundlichen Publikum von Kairo. Die schon seit Wochen vergriffenen Eintrittskarten wurden an den letzten Tagen mit Gold aufgewogen. Das Haus bot einen überaus festlichen Anblick. Nahezu vollzählig hatte sich die Fremdenkolonie eingefunden. In den Logen ein bunter Flor weiblicher Schönheiten im reichsten Schmuck, neben glutäugigen Griechinnen und Italienerinnen blonde Töchter des Nordens, hier und da auch eine Israelitin oder Koptin mit ihren abenteuerlichen Trachten, namentlich durch den seltsamen Kopfputz auffallend. Den Frauen des vicekönigliche Harems waren drei mit weißem Musselin verhängte Logen des zweiten Ranges eingeräumt. Die Tags zuvor abgehaltene Generalprobe, der sämtliche Abonnenten beigewohnt, hatte von sieben Uhr abends bis drei Uhr morgens gedauert. Auch der Chedive mit Gefolge war zugegen gewesen, strahlend von Stolz und Freude ob des durch ihn seiner Residenz bereiteten Schauspiels. Schon sechs Wochen darauf, am 7. Februar 1872, wurde die Oper in Mailand gegeben. Paris, das sie 1876 kennen gelernt, konnte sich an ihr gar nicht satt hören. Die ersten zehn Vorstellungen lieferten eine Gesamteinnahme von 187077 Franken. Aus dem italienischen Theater, wo sie in drei Jahren achtundsechzig Aufführungen erlebte, siedelte „Aida" 1880 — der Komponist, der jetzt auch Inhaber des hohen preußischen Ordens pour le mérite ist, wurde bei dem Anlaß zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt — in die Große Oper über, und hier fand 1884 ihre hundertste Wiederholung statt. Sie hielt den 20. April 1874 ihren Einzug in das Berliner Opernhaus und gehört seitdem zum eisernen Bestand des Repertoires.

Mit der Entstehung des Requiem hat

es die folgende Bewandtnis. Als Rossini am 13. November 1868 die Augen geschlossen, meinte Verdi, den große nationale Angelegenheiten nie teilnahmlos gefunden, es zieme sich nicht für die vaterländische Tonkunst, bei diesem Ereignis zu schweigen. „Um das Andenken Rossinis zu ehren" (schrieb er an seinen Verleger Tito Ricordi), „möchte ich, daß die hervorragendsten Komponisten Italiens (Mercadante an der Spitze, wäre es auch nur mit einigen Takten) eine an seinem Todestage aufzuführende Totenmesse komponierten. Ich möchte ferner, daß nicht nur die Komponisten, sondern auch sämtliche übrigen Beteiligten, abgesehen von ihrer persönlichen Mitwirkung, zur Deckung der Kosten außerdem noch eine entsprechende finanzielle Beisteuer leisteten. Es kommt mir darauf an, daß keine, Italien oder der Kunst fremde Kraft, welches auch ihre Bedeutung sein mag, uns zu Hilfe kommt, anderenfalls würde ich mich sofort von der Beteiligung zurückziehen. Die Messe müßte in der Kirche San Petronio in Bologna aufgeführt werden, da diese die eigentliche musikalische Heimat Rossinis war. Dieselbe soll weder ein Gegenstand der Neugier, noch der Spekulation sein, sondern vielmehr sofort nach der Aufführung versiegelt und in den Archiven des musikalischen Lyceums in Bologna aufbewahrt werden, von wo sie nicht wieder herausgegeben werden darf. Eine Ausnahme könnte höchstens an dem hundertjährigen Todestage Rossinis stattfinden. Wenn ich mich des Wohlwollens des heiligen Vaters erfreute, so würde ich ihn bitten, wenigstens für dieses eine Mal die Mitwirkung der Frauen bei der Messe zu gestatten; da ich mich jedoch nicht in der Lage befinde, so muß eine geeignetere Persönlichkeit diese Vergünstigung zu erwirken suchen." Der Vorschlag fand bereitwilliges Gehör, zwölf der angesehensten italienischen Musiker teilten sich in den Text, und keiner blieb seinen Beitrag schuldig. Da indessen die Aufführung des solchergestalt zu stande gekommenen Werkes, wir wissen nicht, an welcher Schwierigkeit scheiterte, erhielten die Einsender ihre Manuskripte zurück. Verdi hatte den Schlußsatz „Libera me" geliefert, den er nun still und nachdenklich beiseite legte. Im Jahre 1873 verlor Italien wiederum einen seiner berühmtesten Söhne. Diesmal war es Alessandro Manzoni, der Verfasser von „I Promessi sposi", an dessen Grabe das gesamte Volk trauerte. Die Todesnachricht erschütterte Verdi, der gerade in Sant Agata weilte, aufs tiefste. Er verbrachte mehrere Tage düster und in sich gekehrt, scheinbar über einem Gedanken unablässig brütend, und forderte dann einen Freund auf, ihn nach Mailand zu begleiten. Dort teilte er dem Syndikus mit, im Sinn läge ihm eine Seelenmesse zu Ehren des dahingeschiedenen Dichters, die an dessen Todestage im nächsten Jahr zur Aufführung gelangen sollte. Man griff natürlich mit beiden Händen zu, und den 22. Mai 1874 gelangte das zum großen Teil während eines Aufenthalts in Paris geschriebene Requiem, in welchem auch jenes „Libera me" seine Stelle gefunden, in der Kirche San Marco mit so außerordentlichem Erfolg zum Vortrag, daß es noch dreimal in der Skala wiederholt werden mußte. Nur acht Tage später bot sich bereits das Werk unter der persönlichen Leitung des Komponisten der französischen Hauptstadt dar. Dasselbe wurde viermal hintereinander in der Komischen Oper aufgeführt und im folgenden Jahre noch achtmal. Auch auf seiner Runde durch Deutschland waren es bezeichnenderweise zumeist nicht die Konzertsäle und Kirchen, sondern die Theater, die ihm ihre Pforten öffneten. Die erste Aufführung in Berlin fand im Königlichen Opernhause am Karfreitag des Jahres 1876 statt.

Außerordentlich selten geschieht es, daß ein Komponist, bereits an der Grenze des nach dem Zeugnis des Psalmisten den Menschen gegönnten Alters stehend, mit einer neuen Schöpfung die weltbedeutenden Bretter betritt. Siebenundvierzig Jahre liegen zwischen der ersten und der

letzten Oper Verdis. Was mag ihm nicht alles durch die Seele gegangen sein, als in der Mailänder Skala, der Wiege seines Ruhmes, den 5. Februar 1887 „Othello“ die Weihe der Öffentlichkeit empfing! Welche Erinnerungen müssen den greisen Meister bestürmt haben, wenn er mitten in dem ihn umrauschenden tausendstimmigen Beifall jenes anderen Abends gedachte, da auf dem nämlichen Schauplatz der sechsundzwanzigjährige Jüngling zitternd und zagend den Wahrspruch des Publikums erwartete. Mit fieberhafter Spannung hatte man der Aufführung des „Othello“ entgegengesehen, wochenlang war von ihr und immer wieder von ihr in den Spalten der Presse, in jeder Salon- oder Kaffeehausunterhaltung die Rede gewesen. Ganz Italien schien in der lombardischen Hauptstadt versammelt, dazu ein massenhafter Fremdenzuzug aus aller Herren Ländern. Für bevorzugte Plätze wurde ein kleines Vermögen gezahlt. Das Geheimnis der Proben blieb vor neugierigen Ohren und Augen aufs strengste gehütet, kein persönliches Ansehen, keine gewichtige Fürsprache vermochte die Klausur zu durchbrechen. Die vornehmsten Blätter des In- und Auslandes hatten ihre Berichterstatter entsandt. Um schon vorher etwas Näheres über das große Ereignis zu erfahren, hefteten sich die eifrigsten von ihnen, da der Komponist unzugänglich war, an die Fersen des Textdichters und des Verlegers. Riesentelegramme trug das unterseeische Kabel nach London und New-York. Und welcher Jubel nach jedem Akt, nach jeder Scene! Wer hat die Blumen, die Lorbeerkränze gezählt, mit denen der Liebling der Italiener, ihr Stolz, ihr Abgott überschüttet worden! Wenn man damals in allen Tonarten der Bewunderung das letzte Werk Verdis als den sein gesamtes Schaffen krönenden Gipfel gepriesen, so ist allmählich an die Stelle der Verzückung das besonnene Urteil, an die Stelle des Freudenrausches ein Achtungserfolg, aber ein echter und dauerhafter, getreten.

Mit ruhiger Vornehmheit trägt Verdi die doppelte Bürde des Ruhmes und des Alters. Die ihm in der Jugend anhaftende Härte und Herbheit hat sich mehr. und mehr im Verlauf der Zeit gemildert. Mit allen Wurzeln und Fasern seines Wesens die italienische Heimat umklammernd, pflegt er die Winter in Genua, die Sommer in Sant Agata, zwei Meilen von Busseto, zu verleben. Er hat diese aufs sorglichste gepflegte Besitzung schon vor vierzig Jahren erworben. In tiefster Stille und Abgeschiedenheit, unter Bäumen versteckt, durch eine Brücke von der übrigen Welt getrennt, liegt die stattliche Villa, die er sich dort erbaut. Ernst und schwermütig ist der genius loci. Zwei große Trauerweiden halten am Eingang des Hauses Wache, weite Gärten und Ländereien dehnen sich hinter ihm aus. Wem die aufs geschmackvollste eingerichteten inneren Räume sich geöffnet, der kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß er das Heim eines Künstlers betreten. Über dem Flügel im Arbeitszimmer hängt Barezzis Bild. Verdi ist ein umsichtiger, betriebsamer Landwirt, namentlich ein eifriger Pferdezüchter. Er läßt keinen Tag vergehen ohne eine Wanderung durch die Ställe und über die trefflich bestellten Felder. Die frühesten Morgenstunden finden ihn bei dieser Thätigkeit. In ihm verehren die Bürger von Busseto nicht bloß den gefeierten Meister, sondern auch den großmütigen Wohlthäter der Armen — den Schutzgeist der ganzen Gegend. Er hat zum Bau des nach ihm genannten städtischen Theaters eine ansehnliche Summe beigesteuert.



Tempel von Lukſor vom Landungsplatz aus geſehen.

Erinnerungen an Theben.

Von

Theodor Barten.

I.

Das hunderttorige Theben — von den Griechen Dioſpolis Magna genannt — hatte während ſeiner Glanzzeit etwa ſechs deutſche Meilen im Umfang, breitete ſich zu beiden Seiten des Nils aus und bildete in ſich allein faſt den ganzen vierten Gau Ober-Ägyptens. Im alten Reich gegründet, blühte es im mittleren zu einer Reſidenz des Landes auf, gewährte ſpäter etwa 450 Jahre lang dem legitimen Königshauſe eine ſichere Zuflucht während der Fremdherrſchaft und gab ſchließlich, dank dem Heldenkönig Ah'mes, das Zeichen zu jener allgemeinen Schilderhebung, welche die Wiedergeburt des Pharaonentums zur Folge hatte.

Mit der vollen Gunſt einer langen Reihe thatkräftiger Herrſcher beglückt, hob ſich Theben dann in ungeahnter Weiſe. Des alten Memphis Bedeutſamkeit ward überflügelt, und die kräftig aufſtrebende Metropolis bildete mehr und mehr den Mittelpunkt aller Intereſſen des neuen Reiches, deſſen politiſche Macht die natürlichen Landesgrenzen weit zu überflügeln begann und deſſen moraliſches Übergewicht von der ganzen damals civiliſierten Welt anerkannt ward.

So zeigte ſich denn die Amon-Stadt, die anfangs ein Stern neben anderen Sternen geweſen, unter den Tuthmoſiden und Rameſſiden als eine ſo glanzvolle Konſtellation, daß ſie unvergleichlich daſtand in ihrer Pracht.

Aber allmählich änderte ſich die Weltlage; auch in Ägypten traten andere Verhältniſſe ein, bis ſich ſchließlich die Pharaonen gezwungen ſahen, ihre Reſidenz ins Delta zu verlegen. So mächtig auch

der Pulsschlag des öffentlichen Lebens in Theben gewesen war, er nahm jetzt zusehends ab und war bereits ins Stocken geraten, ehe noch nationale Feinde, starke Erdbeben und — im Jahre 85 v. Chr. — der Rachedurst eines gekränkten Lagiden (Ptolemäus Soter II.) ein Ruinenfeld aus ihr machten. Doch selbst dann noch erregte sie große Bewunderung, den alten Schriftstellern nach zu urteilen. Seitdem ist wiederholt an den ehrwürdigen Resten vergangener Herrlichkeit schwer gefrevelt worden; dennoch müssen wir dankbar sein, überhaupt noch manches vorzufinden; hätte sich eine große Stadt in der Nähe erhoben, so wäre, wie es mit Memphis der Fall ist, auch von Theben kein Stein über dem anderen geblieben.

Das östliche Theben.

Von den Dörfern, die sich — gleich Mückenbrut im Adlerhorst — in dem ungeheuren Weichbilde eingenistet haben, interessiert Luksor am Ostufer des Nils insofern die Touristen am meisten, als sie dort allein ein passendes Unterkommen finden können. Der genannte Ort ist zugleich der einzige, dessen lokale Verhältnisse sich in den letzteren Jahren beträchtlich verändert haben, und zwar durch die von Maspero begonnene und von Grébaut fortgesetzte, mit großen Hindernissen verknüpft gewesene Ausgrabung des Tempels. Der Gesamteindruck dieses letzteren wird gegenwärtig nur noch durch die Moschee des Dorfes und deren Kuttäb beeinträchtigt, alle anderen Bauten, selbst das vielbesprochene Qasr' fransāui (von dem noch die Rede sein wird), haben durch ihr endliches Verschwinden der Hoheit des Tempels die Ehre gegeben, die ihr gebührt. Indessen war man zu Anfang des Jahres 1886 noch weit davon entfernt, sich des schönen Resultates von Masperos energischem Vorgehen zu erfreuen; wie es damals in Luksor aussah, wird im nachfolgenden gesagt werden.

Weder Sonne noch Mond leuchteten unserer um acht Uhr abends erfolgenden Ankunft in Theben, und ob auch das intensiv strahlende Sternenlicht das Dunkel zu lichter Dämmerung verklärte und sich wundervoll im glatten Strom wiederspiegelte, so zeigte es doch nur in Umrissen, was das Auge so gern gleich im einzelnen erfaßt hätte. Tiefes Schweigen herrschte ringsum, und auch in uns ward es still, fühlten wir doch, daß wir uns heiligem Boden näherten.

Weihnachtsabend war es zwar, doch konnte die Erinnerung an die ferne Heimat keine Macht über uns gewinnen, nun die Schatten der alten Thebä uns umwehten.

Von Luksor her führte uns der laue Abendwind den berauschenden Duft der Sontbaumblüten entgegen; bald zeigten sich auch die Häuserreihen des Ortes, und schließlich stiegen auf dem grauen Ufersande in düsterer Majestät die Säulen des großen Tempels auf, in deren unmittelbarer Nähe wir dann ans Land gingen.

Gleich darauf befanden wir uns in dem parkähnlichen Garten von Cooks vortrefflichem Hotel, dessen weites Gebiet nachts von mehreren Ermenthunden scharf überwacht wird. Die schönen, klugen Tiere, die mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihrem Herrn, dem griechischen Hausverwalter, hingen, gaben uns gleich anfangs einen nicht zu unterschätzenden Vertrauensbeweis, indem sie uns gänzlich unbeachtet ließen, während sie jedem Eingeborenen, der ihnen fremd ist, wie Schatten zu folgen pflegen, um ihn über die erste verdächtige Bewegung zur Rechenschaft zu ziehen.

Die in Ober-Ägypten sehr geschätzten Ermenthunde thun ausgezeichneten Wächterdienst; sie sind langhaarig, schwarz oder grau und stammen von den in Erment zurückgelassenen Hunden französischer Garnisonen ab.

Wir wurden nicht müde, die herrlichen Alleen des Gartens zu durchstreifen, dessen duftende Blütensträucher und leise wehende Palmen ein mildes Dämmerlicht mit träumerischem Zauber umfing, und wo hier und da die Figur einer ägyptischen Gott-

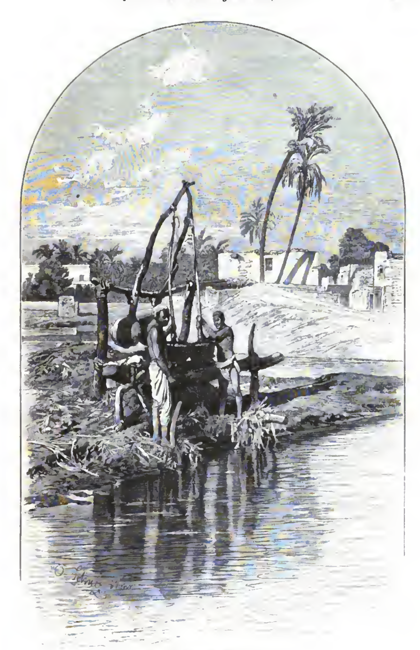
heit uns an sich heranzuwinken schien, um uns irgend welche Kunde aus dem grauen Altertum ins Ohr raunen zu können. — Man hatte uns von dem Mitternachtsgottesdienst in der katholischen Kapelle gesprochen, da es aber noch bedeutend zu früh war, sollte letztere auf einem Umweg durch das anscheinend lautlos liegende Dorf erreicht werden. Durch stille, staubige Gassen wateten wir mit dem Führer nach dem Nilufer hin und wünschten nun, dem Tempel etwas näher zu gehen, wovon uns jedoch mit der Bemerkung abgeraten ward, daß in dessen offenen Säulenhallen allerlei Obdachlose ihr Nachtquartier aufzuschlagen pflegten, Fellachen aus der Umgegend mit ihren Eseln, oder selbst weniger ehrbare Elemente, die man besser sich selbst überlasse.



Arabische Musikanten.

Wir traten nun zu einigen Ghafihren* (Wächtern), die soeben mit schallender Stimme die fünfte Stunde (nach orientalischer Rechnung) über den Ort hin verkündet hatten und nun aus thönernen Bechern den Kaffee tranken, welchen ein zuvorkommender Kollege an einem Kohlenfeuer auf dem Ufersande inzwischen bereitet hatte. Nicht sobald sahen uns die Leute, als sie uns respektvoll begrüßten und uns von ihrem Trank darboten. Auch waren wir mit den, von flüchtigen Besuchern Ägyptens nicht genug gewürdigten, patriarchalischen Landessitten zu sehr vertraut, um durch schnödes Ablehnen zu kränken. Gesprächsweise erfuhren wir nun, daß ein beliebter Märchenerzähler wegen seiner Übersiedelung nach Girgeh eine Art von Abschiedsvorstellung gäbe und daß die „fantasia“ noch in vollem Gange sei. So ward denn der Weg nach dem Bazar eingeschlagen, wo unweit eines griechischen Kaffeehauses bescheidenster Art, das stark

* Das Wort Ghafihr bildet eigentlich die Pluralform: Ghufarah.



Schaduf (Bewässerungswerk) in Luksor.

besucht war, jene Schaustellung stattfand, die uns in Kairo Wohnenden freilich nichts Neues bieten konnte, aber als poetischer Gruß des auf Thebens Ruinen neu erstandenen Lebens dennoch viel Anziehendes für uns hatte. Auf einer teppichbelegten Erhöhung saß der Schaer, d. h. der Erzähler des volkstümlichen, mit vielen Liedern durchsetzten Heldenromans „Abu Seyd", dessen Handlung im dritten Jahrhundert der Heggira spielt und der sich einer beispiellosen Beliebtheit erfreut. Des Schaers stark animierter Vortrag verriet viel dramatisches Talent und riß die begeistert lauschenden Zuhörer zu lebhaftem Beifall hin. Sein scharf markiertes Gesicht glühte förmlich auf, sobald er zur Rhebabe (einer Art Viola mit nur einer Saite) griff, um sich eine Romanze selbst zu begleiten, und sein Eifer war so groß, daß der ihm zur Seite stehende Alätih (Musikant und zugleich Sänger) nur dann zur Geltung kam, wenn der erstere, ganz erschöpft, für einige Minuten nach seinem Nargileh griff, um sich zu stärken.

Kurz vor Mitternacht betraten wir die katholische Kapelle, wo der administrierende Priester, ein bleicher, junger Mann, die armselig gekleideten Kinder, welche allein die Gemeinde ausmachten, eindringlich ermahnte, zur Ehre des Christuskindes recht hübsch zu singen. Diese Bitte blieb indessen unerfüllt, da die kleinen Sänger trotz sichtbarer Anstrengung manchen Mißton mit unterlaufen ließen. Unser Erstaunen war groß, als mit beträchtlichem Geräusch etwa sechs Herren eintraten, unter denen wir die am Landungsplatz anwesend gewesenen zwei Söhne des englischen Konsularagenten Mustafa Agha erkannten. Die Besucher nahmen auf schnell herbeigebrachten Stühlen uns gegenüber Platz, brachen aber nach eingehender Besichtigung der höchst naiv, doch nicht unschön dargestellten „heiligen Nacht" wieder auf, zum Glück für die versammelten Kinder, deren Weihnachtsandacht durch das neugierige Gebaren und unaufhörliche Geflüster der Herren bereits arg geschädigt war.

Erst nachträglich erfuhren wir, was es mit dem Erscheinen jener sämtlich mohammedanischen Kirchenbesucher auf sich hatte. Einer der koptischen Priester von Luksor, ein Greis, der seit langen Jahren seines Amtes in dortiger Gegend waltete, erzählte uns nämlich am folgenden Tage von den Streitigkeiten und blutigen Fehden, die in nicht allzuferner Vergangenheit besonders in Luksor zwischen Christen und Mohammedanern stattgefunden hatten. Erst dem thatkräftigen Chedive Ismail war es gelungen, den ausschreitenden Haß der Religionsparteien zu dämpfen, so daß dank seiner klugen Vermittelung ein friedliches Zusammenleben derselben möglich ward. Es hatte sich dann die Sitte eingebürgert, daß die Bekenner vom Kreuz mit denen vom Halbmond zum Beweis dauernd freundlicher Beziehungen gelegentlich der gegenseitigen hohen Kirchenfeste Höflichkeitsbesuche in den Gotteshäusern austauschen.

Luksor, dessen Name arabisch El-Kosor — die Schlösser — lautet, hat etwa 3600 Einwohner, von denen 1600 Christen sind. Es mag erstaunlich klingen, wenn man sagt, daß in diesem Orte in vier verschiedenen Gottesbekenntnissen gepredigt wird; neben der Moschee, der koptischen Kirche und der katholischen Kapelle ist dort nämlich neuerdings auch eine Station der großen amerikanischen Mission, die in Kairo so bedeutende Erfolge erzielt hat, errichtet worden. Das nett eingerichtete, am Nilufer gelegene Haus, der ungemein thätige Vorsteher mit seiner liebenswürdigen, hilfebereiten Frau, sowie der wohlthätige Einfluß, den das neue Etablissement besonders auf die weibliche Bevölkerung des Ortes ausübt, erfreuen sich verdienter Anerkennung. Wir verbrachten dort am Nachmittag des ersten Weihnachtstages zwei gemütliche Stunden und gingen dann, hart am Strome entlang, nach der deutschen Konsularagentur, wo wir von dem Vertreter des Deutschen Reichs, einem alten Kopten Namens Todrous Effendi, und seinem Sohne Moharb aufs freundlichste empfangen wurden.

Man sagt den Kopten nach, daß sie engherzig und geizig, daher auch wenig gastfreundlich sind, und dies Urteil findet sich oft genug bestätigt. Um so angenehmer überraschte es uns, in den beiden Genannten zwei äußerst zuvorkommende, selbstlos gefällige Menschen zu finden; zeichnet sich der Vater durch seine ungemein ehrwürdige, schöne Greisenerscheinung aus, so interessiert der Sohn durch die große Ausdauer, mit der er sich — ohne nennenswerte Anleitung — der deutschen Sprache befleißigt hat. Aus dem auf der Terrasse des Hauses gelegenen Amtszimmer, in dem neben anderen altgewohnten lieben Bildern auch das des Fürsten Bismarck prangt, führt eine Thür in ein mit schön geordneten, teilweise kostbaren Altertümern angefülltes Gemach, eine andere in ein Kabinett mit Mumien, unter denen sich auch einige jener künstlich verkrüppelten Menschen befanden, die als „Zwerge" im alten Ägypten eine Rolle spielten. An Mumien jeder Art ist Luksor überreich. Es kommt dort nicht selten vor, daß besonders armselige in den Nil geworfen oder umsonst an stromabwärts gehende Händler abgegeben werden, um noch zur Farbebereitung verwertet oder auch wohl in Stücken verkauft zu werden, wie man das in Kairo und Alexandrien in höchst widerwärtiger Weise zu sehen bekommt.

Ich hatte Gelegenheit, den Kopf einer „armen Mumie", in der man, dem Fundorte zufolge, einen Leicheneinbalsamierer sah, zu enthüllen. Nachdem einige Schichten bräunlichen, sehr grob gewebten Mumientuches sorgfältig entfernt waren, kam ein altes, fast schwarzes Männergesicht zum Vorschein, welches so gut erhalten war, daß man eine genaue Vorstellung von dem Charakter des einst Gewesenen zu gewinnen glaubte. Aus harter Arbeit, aus Entbehrungen und herben Demütigungen mochte sich das Leben dieses Menschen einst zusammengesetzt haben, denn wie viel Erschöpfung und welch eine Welt von Bitterkeit über die vererbte Nichtdazugehörigkeit waren nicht auf seinen Zügen zu lesen! Und welcher Mund hätte wohl jemals langjährigen, stumm getragenen Groll — den Groll über ein entehrendes Handwerk! — deutlicher auszudrücken vermocht als der seine? Armer Choachyte! Wer hätte sich nicht versucht gefühlt, die verhärteten Runzeln deiner tiefgefurchten Stirn zu glätten und dir ein versöhnendes Wort von der Gleichberechtigung der Menschheit zuzuflüstern?

Während wir unsere Wanderung fortsetzten, hatten wir auch Gelegenheit, einen nach uraltem Muster eingerichteten Schaduf (Bewässerungswerk) zu sehen. Auch bemerkten wir wiederholt Gruppen von Volkstypen, wie Musikantentruppen mit dem Mutaib, dessen Amt es ist, durch lebhaftes Applaudieren das Publikum anzulocken, in den elenden Gassen des Ortes.

Als wir abends ins Hotel zurückkehrten, ward in dem reich mit Blumen und Palmenzweigen verzierten Saale auf Ansuchen unserer britischen Reisegefährten ein echt englisches Christmasdinner serviert, indessen durch die weit geöffneten Fenster Fluten berauschenden Blütenduftes aus dem Garten hineindrangen. Die Anwesenheit von Fremden giebt der besseren Klasse der Bevölkerung von Luksor eine zu erwünschte Abwechselung ihres einförmigen Lebens, als daß sie nicht — besonders abends — sich im Hotel zusammenfinden sollte. Wir hatten auf diese Weise Ahmed Effendi, den ältesten Sohn und Vertreter des auf Reisen befindlichen Mustafa Agha, kennen gelernt und erneuerten anderen Tages die Bekanntschaft im englischen Konsulat, das sich, zum großen Ärger Masperos, noch immer inmitten des Tempels befand, und zwar in jenem „maison de France" benannten Hause, das während der Überführung des Luksorobelisken nach Paris den französischen Ingenieuren zum Aufenthalt gedient hatte.

Man kann sich kein gastfreundlicheres Haus denken als dieses nun verschwundene „Qasr' fransaui", das mit seiner unvergleichlich schönen Aussicht auf die Nekropolis, mit der lustig von den riesenhaften, altersgrauen Säulen hinabwehenden Flagge und der teppichbelegten Bank

darunter eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Vorübergehenden ausübte, um so mehr, da es dort niemals an freundlicher Begrüßung, an ausgiebigem Unterhaltungsstoff und an Erfrischungen aller Art mangelte.

Da gerade in jenen Tagen die Militäraushebung eine Menge von Regierungsbeamten, außerdem aber auch allerlei Leute aus der Umgegend nach Luksor führte, so hatte sich Ahmed Effendi dann eines besonders großen Zuspruches zu erfreuen, obwohl das Verproviantieren des zahlreich vorbeipassierenden englischen Militärs seine Berufspflichten bis zum äußersten gesteigert hatte. Schon um zehn Uhr morgens sahen wir ihn, von seinem jungen Bruder Mustafa unterstützt, einer sehr zahlreichen Gesellschaft die Honneurs machen. Auf der Höhe des Stromufers, angesichts eines seltsam herzbewegenden Panoramas, war auf dem sandigen Grunde des ehrwürdigen Tempelhypostyls in naivster Weise vermittels Polster, Teppichen und Stühlen ein Empfangssaal hergerichtet, dessen Plafond freilich der strahlend dunkelblaue Morgenhimmel war, der mir aber in seiner schlichten Einfalt überwältigend großartig erschien. Während der Geist echt orientalischer Gastfreundlichkeit wie ein erquickender Hauch die reine Luft durchzog und das Gemüt mit innerstem Behagen erfüllte, verlor sich das Auge an dieser geweihten Stätte nur zu oft in wehmütigem Schauen, und es regte sich im Grunde der Seele ein undefinierbares Etwas, das sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollte: welcher Art es war, mag der erkennen, welcher jemals am erkalteten Herzen eines

Ramsespylonen zu Luksor.

großen Toten mit ehrfürchtiger — ich möchte sagen, wundergläubiger — Scheu gegen alles vernünftige Hoffen nach einem letzten, wenn auch nur leisen Lebenszeichen gespäht hat.

Man hatte uns die Ehrenplätze eingeräumt, und obwohl mehrere unter den Anwesenden leidlich gut englisch oder französisch sprachen, bestanden sie doch darauf, daß die Unterhaltung auf arabisch geführt wurde, da es ihnen Freude machte, daß wir uns ihrer Sprache befleißigten. Auch an freundlichen Einladungen war kein Mangel; die interessanteste darunter — wenn auch für den Augenblick unmöglich zu berücksichtigen — war diejenige, mit der uns der große Scheich der Bischarih-Beduinen aus dem Kataraktengebiet beehrte, der geschäftlicher Angelegenheiten wegen in Luksor weilte, die erste dagegen, welcher wir nachkamen, die eines feingebildeten türkischen Bey aus Erment, der uns an Bord seiner Dahabiehe mit vollendetster Höflichkeit begrüßte.



Euergetesthor zu Karnak.

Eine andere Einladung führte uns zum Konsularagenten für Österreich und Frankreich, dem Kopten Schenudi, welches Wort sich etwa durch „Gottessohn“ übersetzen

läßt. Der mit diesem stolzen Namen ausgerüstete Vertreter zweier Großmächte ist ein kleiner, schwächlicher Mann, der überdies fast den ganzen Kopf eingebunden trug, was er mehrfach mit den Worten „J'ai beaucoup mal pour les dents" zu entschuldigen suchte. Im Erdgeschoß seines ansehnlichen Hauses standen in einem großen Zimmer viele zum Teil noch ungeöffnete Mumiensärge zum Verkauf, von denen einige recht kostbar waren.

Oben im Besuchszimmer wartete der Hausherr unser und erzählte uns, nachdem er seine Schüchternheit überwunden, von Masperos Ausgrabungen; auch gedachte er mit sichtlichem Stolz des Vertrauens, das ihm seinerzeit Mariette-Pascha, dessen frühen Tod auch er tief beklagte, geschenkt hatte. Nachdem wir ihm mehrere Kleinigkeiten abgekauft hatten, ging seine Freundlichkeit so weit, uns einige andere als eine „Erinnerung" zu schenken.

Der Verkauf von Altertümern scheint eine Haupteinnahme sämtlicher Konsularagenten von Luksor zu sein, doch soll ihnen ihre Stellung noch außerdem so manche einträgliche Privilegien verschaffen, daß sie selbst jetzt, wo dem früheren Erpressungssystem jener Beamten längst ein Ende gemacht ist, noch reiche Leute zu werden vermögen, trotzdem sie keinen Gehalt beziehen und allerlei Repräsentationskosten haben.

Mit wirklicher Herzlichkeit wurden wir von dem Polizeichef bewillkommnet, einem martialisch aussehenden Kopten, der uns in seiner gemütlich eingerichteten Amtsstube empfing und durch zwei seiner Leute bedienen ließ. Er zeigte uns die zehn oder zwölf Pferde der Station und deren neu erbautes Stallgebäude — die Tiere hatten früher unter freiem Himmel kampiert — und war so stolz auf die endlich erfolgte würdige Ausstattung seines Etat, daß wir bis zur letzten Kleinigkeit hin alles bewundern mußten. Was wir von dem „Reis" und seinen flinken, sauber gekleideten Untergebenen (sowie von den äußerst gut gehaltenen Tieren) sahen, machte uns den allerbesten Eindruck, da das freundliche Wohlwollen ihres Chefs die Leute mit Lust und Liebe zu ihrem Dienst erfüllte. Leider gehört ein derartiges Einvernehmen in Ägypten zu den Seltenheiten. Unser liebenswürdiger Wirt, der über keine Visitenkarten verfügte, übergab jedem von uns beim Abschied ein zierlich beschnittenes Stück Papier, auf das er seinen Namen geschrieben hatte, und ließ uns dann zu dem Kadi (Richter) des Dorfes geleiten. Dieser gab sich viel Mühe, uns gut zu unterhalten, und zeigte uns schließlich noch das recht primitive Ortsgefängnis, in welchem übrigens nur sehr wenige Insassen waren; als wir uns darüber wunderten, bemerkte der Richter mit sichtlicher Genugthuung, daß die Bewohner von Luksor und Umgegend sich durch Rechtlichkeit und gutes Benehmen einen besonders vorteilhaften Ruf unter ihren Landsleuten erworben hätten.

Ein zwölfjähriger Junge, der einem englischen Soldaten einige Titel gegeben hatte, von denen das oft gebrauchte „hansir"* noch der annehmbarste gewesen war, hatte diese Indiskretion mit drei Tagen Gefängnis zu büßen. Als er uns an seiner elenden Zelle vorübergehen hörte, streckte er bittend seine braunen Hände unter der Thür durch und flehte uns an, „weil wir doch frangi seien", ein gutes Wort für ihn einzulegen. Da sein Schreien ungebührlich laut wurde, gab ihm der Richter unversehens mit einer schwanken Gerte einen Hieb über die Handflächen. Dies änderte vollständig die Scene, denn der Gefangene zog die Hände zurück, stieß erbittert mit den Fäusten gegen die Thür und rief im Tone zornigen Vorwurfes: „O, Reis, hast du denn vergessen, daß der Kurbatsch" (für einen solchen hatte er die Gerte gehalten) „in Ägypten abgeschafft ist?" Aber es ward ihm keine Antwort zu teil, denn mit echt orientalischem Gleichmut schritt der gestrenge Richter schweigend vorüber.

Beim Scheich von Luksor, einem freund-

* Der Name des arg verabscheuten Borstentieres.

lichen Greise mit reichen Lebenserfahrungen und gediegenem Wissen, fanden wir ebenfalls die beste Aufnahme. Der alte Mann schien sich gerade mit astrologischen Berechnungen, wie sie etwa zum Horoskopstellen nötig sind, beschäftigt zu haben; er bekannte auch freimütig, daß er häufig in dergleichen Dingen, und zwar nicht nur von Glaubensgenossen, zu Rate gezogen würde, nahm aber dann seine Perlenschnur, dies den Orientalen unentbehrliche Spielzeug, zur Hand und machte den denkbar liebenswürdigsten Wirt. Er selbst führte uns schließlich in die Moschee, wo in einem sehr effektvoll beleuchteten kleinen Grabgewölbe der Sarkophag des hochverehrten Yussuf Abu El-Haggag steht. Dieser sagengefeierte Scheich war vor mehr als siebenhundert Jahren ein berühmter Richter in Bagdad gewesen, von wo er nach Luksor kam, das in ihm seinen Schutzpatron — höchst wahrscheinlich auch seinen Gründer — sieht.

Unter den Bewohnern des Ortes giebt es einige vermögende Grundbesitzer, deren Häuser, obwohl äußerlich mehr als einfach, im Inneren eines gewissen Luxus nicht entbehren. Einer von ihnen hatte uns zu einer am Abend stattfindenden „Fantasia“ eingeladen und unsere Unschlüssigkeit damit überwunden, daß er uns einen Kunstgenuß ganz besonderer Art in Aussicht stellte — „oder möchtet ihr es versäumen,“ rief er begeistert aus, „eine Tänzerin zu sehen, die im ganzen Nilthal ihresgleichen sucht und die morgen schon nach Esneh zurückkehrt?“ — Von unserem Dragoman geführt, erreichten wir um neun Uhr abends das Haus des Gastgebers, der uns mit ausgesuchter Höflichkeit empfing und in eine hell erleuchtete Halle geleitete, auf deren rings an den Wänden hinlaufenden Diwanreihen schon viele Gäste saßen. Im Hintergrunde des Saales hockten mehrere Frauen und Männer vom Ghawasieh-Stamme, dessen Zugehörige sich bekanntlich rühmen, unvermischt altägyptisches Blut in ihren Adern zu haben, und die mit allerlei Anmaßungen einem Publikum gegenübertreten, dem sie ebenso verächtlich als unentbehrlich sind.

Als der Hausherr durch dreimaliges Händeklappen das Zeichen zum Anfang des Konzertes gegeben hatte, griffen die vier Männer zu ihren Instrumenten: einer Kemengeh,* einem Kanun,** einer mit dem Plektrum gespielten Laute mit sieben Doppelsaiten, und einer Flöte. Während sie eine jener monotonen und dennoch sonderbar fascinierenden Melodien*** spielten, die das ewige Einerlei ihres Programmes ausmachen, reichten zwei Diener Erfrischungen, darunter verschieden gefärbten Sorbet, umher. Das lebhafte Plaudern der Gäste übertönte fast die Musik, als plötzlich jedes Wort erstarb und aller Blicke sich auf das untere Ende der Halle richteten, wo in herausfordernd stolzer Haltung die Tänzerin aus Esneh (Asisa war ihr Name) stand und mit den Castagnetten in der hocherhobenen Rechten den Beginn des Tanzes ankündigte. Wohl hatte ich schon sehr häufig Gha-

* Ein zierliches Instrument, dessen tönenden Teil eine quer durchschnittene Kokosnuß bildet. Jede der zwei Saiten besteht aus etwa sechzig Pferdehaaren.

** Vom altgriechischen *Κανών*, eine Art Harfe, die der Spieler auf den Knien hält und die sehr schöner Töne fähig ist. Sie hat vierundzwanzig dreifache Saiten, die mit dem Plektrum angeschlogen werden; ihr Resonanzboden ist kunstvoll durchlöchert.

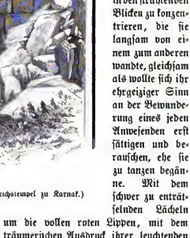
*** Die arabische Musik, der die Dreiteilung des Tones ein uns befremdendes Gepräge giebt, wäre mehr geachtet, wenn sie nur halb so ernstlich kultiviert würde, als dies der Fall war während der Glanzperiode der Mauren, die es sich auch hinsichtlich der Musik zur Ehre rechneten, als Erhalter großer Traditionen (besonders griechischer) erfolgreich zu wirken, währenddem die Nationen Europas in Gleichgültigkeit erstarrt waren. Da es einerseits äußerst schwierig ist, es in der mit komplizierter Technik ausgestatteten arabischen Musik zur Meisterschaft zu bringen, und da es andererseits an Ermutigung fehlt — sind doch der ritterliche Sinn und der Feuergeist der Mauren längst unter erkältender Indolenz erloschen! — so ist auch des degenerierten Volkes Musik tief gesunken. Zudem steht der ausübende Musiker des modernen Arabertums gesellschaftlich ungemein niedrig; er treibt die Kunst handwerksmäßig, geht in ausgetretenen Bahnen elementarster — und überdies längst überlebter — Formen ohne Ehrgeiz und Begeisterung weiter und läßt uns nur noch aus der Art der Instrumente erraten, daß ein ganz anderer Geist aus diesen zu sprechen vermöchte.

wasieh-Frauen gesehen, doch war es mir sofort klar, niemals eine solch imposante Erscheinung und ein so bestrickend schönes Gesicht unter ihnen bemerkt zu haben wie bei dieser Koryphäe von Esneh, deren überhebendes Selbstbewußtsein mindestens

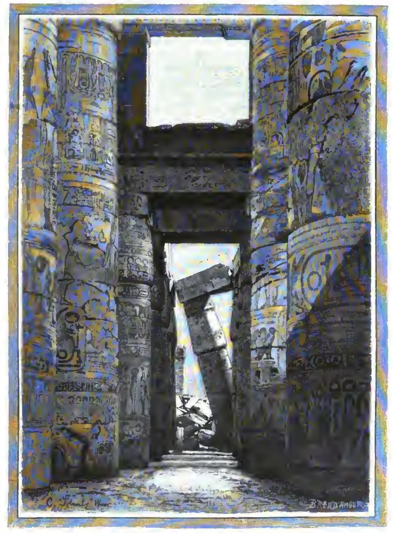


Die mittlere Prozessionsstraße des Hypostyls. (Reichstempel zu Karnak.)

überraschte, wenn man an den Ruf absoluter Sittenlosigkeit dachte, der auch den besten Frauen dieses sonderbaren Stammes unablöslich anhaftet. Assias lang herabfallendes Kleid von hellblauer Bombyxseide war um die Taille durch ein breites, goldgewirktes Band zusammengehalten, während ein feiner Schleier von Goldgaze auf ihrem glänzend schwarzen Haar lag, dessen reiche Masse nach altägyptischer Weise in unzählige Flechten abgeteilt war, an deren jeder eine goldene Schaumünze hing. Armbänder von Goldfiligran und ein überaus prächtiges Halsband feinster Arbeit, dessen zierliche Halbmonde und Sternchen bis tief auf die Brust herniederreichten und gelegentlich zusammen tönten, vervollständigten den Schmuck der stolzen Courtisane.



Einen Augenblick blieb dieselbe ganz regungslos, und alles Leben in ihr schien sich in den strahlenden Blicken zu konzentrieren, die sie langsam von einem zum anderen wandte, gleichsam als wollte sich ihr ehrgeiziger Sinn an der Bewunderung eines jeden Anwesenden erst sättigen und berauschen, ehe sie zu tanzen begänne. Mit dem schwer zu enträtselnden Lächeln um die vollen roten Lippen, mit dem träumerischen Ausdruck ihrer leuchtenden dunklen Augen und dem leicht zur Seite gebogenen Haupte machte sie den Eindruck, als lauschte sie den Einflüsterungen unsichtbarer Gewalten. Die Musik, welche bisher eine wenig angenehme Weise ge-



Stark gesenkte Säule des Hypostyls. (Reichstempel zu Karnak.)

spielt hatte, begann nun ein schnelleres Tempo und die dröhnenden Schläge der Darabucca markierten den Takt deutlicher.

Ein allmählich stärker werdendes Zittern überrieselte mehrfach Afisas schönen Körper, und die Erregtheit vergrößerte noch den bestrickenden Reiz ihres ausdrucksvollen Gesichts. Der Tanz begann mit einem langsamen Vor- und Rückwärtsschreiten und eigentümlich krampfhafter Bewegung des Oberkörpers, während die Hände und Arme sich in anmutigen Windungen in- und auseinander schlangen. Es

war ein stets wiederholtes und doch immer anders gestaltetes Hin- und Hergleiten, Sichneigen und Wiedererheben mit verstärkter Muskelzusammenziehung, bis endlich die ganze Gestalt den furchtbarsten Konvulsionen preisgegeben schien. Trotz der verwickelter werdenden Stellungen aber und des ungestümen Tempos blieb die Anmut der Bewegungen eine vollendete, sowie auch das Gesicht nicht die geringste Veränderung bekundete. Mitten in einer ihrer schwierigsten Tanzfiguren, wie erschreckt über ihre eigene Leidenschaft, blieb Asisa stehen und bot einen jedenfalls berechneten, aber nichtsdestoweniger unvergleichlich schönen Anblick dar.. Auch in den nachfolgenden, überraschendsten ihrer Leistungen, während welcher sie nun eine mit Wasser gefüllte und von einer brennenden Wachskerze überragte Champagnerflasche auf dem Kopfe trug, erwarb sie sich schrankenlose Bewunderung, so daß sie schließlich in vollem Triumph und mit sprühenden Blicken ihren Platz wieder einnahm.

Es begann nun ein eigentümlicher Sang im tiefsten Moll, der sich von sanfter Klage schnell zu wildestem Schmerze emporhob und dessen gewaltsame Übergänge mich unwiderstehlich fesselten, obgleich sie meinen Nerven wehe thaten. Die „Almeh" (Sängerin) war eine hagere Frau in ärmlicher, düsterer Kleidung und bildete nach jeder Richtung den schärfsten Kontrast zu den festlich geschmückten vier Ghawasieh. Das scheinbar improvisierte, mit etwas belegter Altstimme vorgetragene Recitativ ward in willkürlichster Weise von der Musik begleitet und tönte in einem so grellen Mißton aus, daß ich förmlich erschrak. — Als nächste Programmnummer folgte nun eine Art von Wechseltanz der von Luksor selbst gebürtigen Ghawasieh; es war dieselbe Weise zu tanzen wie die Asisas, und doch war der Unterschied ein ungeheuer großer! Asisas Anmut machte ihre geringste Bewegung ansprechend, ihr überlegenes, seelisches Leben legte sowohl in die natürlichsten als die scheinbar unnatürlichsten ihrer Bewegungen eine Idee, so daß der Beschauer sich durch die ganz hervorragende Künstlerschaft der Tänzerin mit dem an sich so niederen Charakter des Tanzes vorübergehend versöhnt fühlen konnte.

Asisas Gefährtinnen erfreuten sich keineswegs dieser Ausnahmestellung; ihre verlebten Gesichter, ihre unangenehm freien Bewegungen, sowie die plumpe Überhäufung mit Schmucksachen und die geradezu barbarische Farbenzusammenstellung in ihrem Anzug machten schon ihre Erscheinung zu einer argen Beleidigung des Schönheitssinnes. Schlimmeres ließe sich von ihrer Ausführung jenes Tanzes sagen, den Sinnlichkeit erdacht hat und der nur von solcher gewürdigt werden kann. Die Musik ward trotz stellenweise sehr schnellen Tempos in tiefem Moll gehalten und schien — wenn auch ganz unbewußt — durchweg in ihren Leistungen einer Klage über das Los dieser Zugehörigen des Pariastammes Ägyptens Ausdruck geben zu wollen. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sich die Ghawasieh — Männer wie Frauen — nach anderen Verhältnissen sehnen oder sich irgendwie unzufrieden fühlen: eine solche Beurteilung ihrer Lage würde sie jedenfalls in lebhaftes Erstaunen setzen.

Eine Pause benutzend, verabschiedeten wir uns etwa um elf Uhr von dem freundlichen Hausherrn, einesteils, weil wir genug gesehen hatten, anderenteils, weil sich die übrigen Gäste ganz ersichtlich einen gewissen Zwang auferlegten, von dem nur unser Weggehen sie befreien konnte.

Am nächsten Morgen wohnten wir einer Sitzung der Aushebungskommission bei, die in einer überdeckten Halle stattfand, deren offene Seite einem großen Hofe zugekehrt war, auf dem — Kopf an Kopf — die Konskriptionspflichtigen nebst ihren nächsten Zugehörigen standen. Auf der Kante der umgebenden Mauer saßen die „Leidtragenden", denn die Leute Oberägyptens ergehen sich noch immer über das Los der neu eintretenden Rekruten in schweren Klagen. In früheren Zeiten waren diese nur allzu gerechtfertigt, jetzt

aber, dank dem französisch-englischen Einfluß, ist die Behandlung der ägyptischen Soldaten eine durchaus menschenwürdige. Auch die aller Gerechtigkeit Hohn sprechende Willkür der Regierung, sowie die unerhörte Bestechlichkeit, deren sich die Rekrutierungsbeamten um persönlichen Vorteils willen schuldig machten, haben ein Ende genommen. Die kurzsichtigen Fellachen jedoch wollen sich noch nicht von der veränderten Sachlage überzeugen lassen, weshalb denn auch ihr herkömmliches Entsetzen vor dem „Wegführen der Söhne" einstweilen fortdauert. (Einige Zeit später waren wir, von Bord des Dampfers aus, Zeugen verschiedener Abschiedsscenen, bei denen die den Scheidenden ans Schiff geleitenden Eltern sich wie Wahnsinnige benahmen und mit Gewalt entfernt werden mußten.)

Obwohl das Verfahren der Kommission jetzt durchweg dem bei uns üblichen gleicht, so bot doch die lokale Färbung des Vorganges Sehenswertes. Von tragikomischer Wirkung war z. B. das Mienenspiel der jungen Leute, sobald sich für sie der Augenblick der Vorführung nahte. Ein solches Opferlamm ward dann trotz seiner ersichtlichen Unlust vom Ausrufer der Nummern erfaßt und vor den Doktor geführt, oft auch gezerrt. Der Regimentsarzt war ein milde blickender alter Herr, der, in seinen pelzverbrämten Mantel gehüllt, in einem niederen Lehnstuhl zur Seite des aktenbedeckten Tisches saß und recht vertrauenerweckend aussah. Hin und wieder wandte er sich in türkischer Sprache an den präsidierenden Bey — einen Mann von einnehmendem Äußeren und feinem Benehmen, den wir bereits näher kannten — und fuhr dann fort, durch die großen Gläser seiner horngefaßten Brille hindurch die ihm vorgeführten Individuen zu beobachten.

Selbst in der kühlen Jahreszeit ist die Bekleidung der jungen Fellachen so ärmlich und mangelhaft, daß sich dieselben bei der in Rede stehenden ärztlichen Untersuchung nicht zu entkleiden brauchen. Die dünne, obendrein meistens recht defekte Ghalabiehe — ein formlos bis auf die Füße hinabreichendes Gewand aus Baumwollstoff — bietet der Hand des Doktors keinen nennenswerten Widerstand. Durch einen kräftigen Druck auf die Schultern wird der junge Mensch zum Niederknien gezwungen, worauf ihn ein Kommandowort des Doktors die Zunge bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit ausstrecken läßt, während die Hände desselben in erschreckender Weise des Burschen Augen mißhandeln, um deren Inneres dem prüfenden Blick gebührend darzulegen. Da nun die meisten Fellachen eher häßlich zu nennen sind als hübsch, so läßt sich begreifen, welch ein Zerrbild solchergestalt entstehen kann.

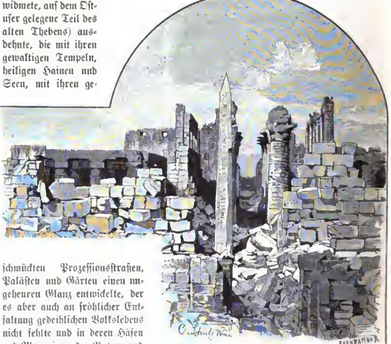
Eine wahrhaft tödliche Angst schien jedesmal die — allerdings nicht mit Zartheit vorgenommene — Prozedur des Messens bei den ihr Verfallenen zu erregen. Ein armer Sünder mit der Schlinge um den Hals, dem soeben der Stützpunkt entzogen werden soll, macht keinen jämmerlicheren Eindruck.

Mit der Überzeugung, daß die Rasse der Fellachen die denkbar geringste Veranlagung zu einem „Volk in Waffen" besitzt, wandten wir uns dem Kaffee und dem mit Ambra parfümierten Wasser zu, womit man uns selbst an diesem Orte, und angesichts des ganzen Publikums, zu regalieren die Aufmerksamkeit hatte.

Wenig erbaulich auf die Länge waren diese sich wiederholenden Grimassen der Jungen und der stumme Jammer der Alten, welche nur die Angst vor dem streng blickenden Bey in den nötigen Schranken hielt. So hatten wir denn nach einer Stunde vollauf genug gesehen, besonders da die mehrfach konstatierte Selbstverstümmelung junger Leute — ein in Ägypten beliebtes System behufs Vermeidung der Militärpflicht — einen heftigen Zornesausbruch des gefürchteten Reis zur Folge hatte, der uns ungemein peinlich war. Einer der Schreiber geleitete uns schweigend über den Hof, indem er wie durch Zauberwort in dem Menschenknäuel eine Gasse sich vor uns öffnen

ließ. Indem wir sie durchschritten, tönte manch unterdrücktes Schluchzen an unser Ohr.

Wir hatten nun Muße, das Dorf selbst und seine Altertümer zu betrachten. Luksor und das etwa zwei Kilometer nordwärts gelegene Dorf Karnak stehen bekanntlich auf der Fläche, wo sich einst „die Stadt der Throne" (der den Lebenden gewidmete, auf dem Ostufer gelegene Teil des alten Thebens) ausdehnte, die mit ihren gewaltigen Tempeln, heiligen Hainen und Seen, mit ihren geschmückten Prozessionsstraßen, Palästen und Gärten einen ungeheuren Glanz entwickelte, der es aber auch an fröhlicher Entfaltung gedeihlichen Volkslebens nicht fehlte und in deren Häfen und Magazinen die Natur- und Kunstprodukte der ganzen damals bekannten Welt aufgestapelt lagen. — Eine (nach Mariette) dreiundzwanzig Meter breite und fast zweitausend Meter lange Sphinxallee verband einst die Tempel von Luksor mit denen von Karnak, fiel aber wohl der Wut Andersgläubiger zum Opfer und hinterläßt wenige Spuren. Sie führte mitten durch die Reichshauptstadt, von deren unabsehbaren Häuserreihen, Kaufhallen und Festungswerken man auf den heute ihre Stelle einnehmenden Getreidefeldern und Weideplätzen vergeblich nach noch so geringen Resten sucht. Nur die Tempel, an denen ebenfalls die Zerstörungswut der Feinde sich oft und lange erprobt hat, widerstanden. Im südlichen Teil der Oststadt (Luksor) ist nur noch ein Tempel sichtbar, allerdings ein kolossal großer, den Amenophis III. sich rühmt, zu Ehren Amons „wieder neu errichtet" zu haben. Mehr als neun königliche Bauherren erweiterten nach ihm dies stolze Heiligtum oder ließen, wie z. B. Alexander II., Zerstörtes wieder herstellen. Niemand jedoch erwarb sich so große Verdienste um den riesenhaften Bau als Ramses der Große, der dem bereits in sich abgeschlossenen Tempel einen anderen derartig vorsetzte, daß beide ein Ganzes ausmachen, dessen mächtige Pylonen sich übrigens nicht dem Nil, sondern dem Amon-



Tuthmosisobelisk. (Reichstempel zu Karnak.)

tempel von Karnak zuwenden, der ja der Idee wie der ganzen Ausführung nach den Mittelpunkt der gesamten Tempelanlagen des östlichen Thebens bildete und durch großartige Prozessionsstraßen mit ihnen allen im Zusammenhang stand.

Da der verbindende Säulengang der beiden Teile des Luksor-Heiligtums weggefallen ist, so spricht man nun mit einiger Berechtigung von einem Amenophis- und von einem Ramsestempel des Ortes. Beider Los erschien mir beklagenswert, denn während ersterer jeder Art von Verunglimpfung preisgegeben war, zeigte sich letzterer allzusehr von den Häusern und Hütten des Dorfes durchsetzt, so daß man kaum zu hoffen wagte, ihn jemals genügend freigelegt zu sehen, um einen Überblick des Ganzen zu gewinnen.



Lotosblumenpfeiler zu Karnak.

Im Hypostyl des älteren Baues hatte

man in früheren Zeiten eine christliche Kirche errichtet, deren von byzantinischer Künstlerhand gemalte Heiligenbilder sie sehr vorteilhaft vor ähnlichen Anlagen auszeichnen. So birgt denn das altägyptische Gotteshaus, das gastfreundlich die Moschee in sich duldet, auch eine — freilich nicht mehr benutzte — Stätte der Anbetung Christi.

Am traurigsten erschien uns die Entweihung des Platzes vor den Ramsespylonen, da sich die anwohnenden Fellachen desselben zur Schmutzablagerung bedienten und ihn überhaupt durch ihre armseligen Hütten zu eng begrenzten. Der hoch aufgetragene Grund verdeckte die vier aus feinstem Granit kunstvoll gemeißelten und schön polierten Ramseskolosse bis zur Schulter, ja zwei derselben bis zur Krone hinauf. Die Abwesenheit des einen als ein Geschenk Mehemet Alis nach Paris gesandten Obelisken beeinträchtigt ebenfalls den Eindruck, welchen dieser Ort trotz aller erlittenen Entwürdigung noch machte und der zu einer Art von geheimnisvoller Anziehungskraft anwuchs, sobald ihn nächtliche Stille umfing: alsdann schwieg die Alltagsmisere des Fellachenlebens ringsum, und in ernster Hoheit hob sich aus dem Dunkel und der umgebenden Niedrigkeit des Gottes Heiligtum hervor, um seine eigene Sprache zu reden.

Unvergeßlich ist mir ein Abend, an dem das volle Mondlicht den Obelisken traf, von dessen Spitze eine Eule ihre langgezogenen Klagetöne erschallen ließ. Lautlose Stille herrschte, selbst der Wächterruf der Ghafihre war in der lauen Nachtluft verhallt. Wir hatten eine Weile schweigend gestanden, in die Betrachtung der vollendet schön skulptierten Hieroglyphen versunken, als sich ein unheimliches Gewimmer aus der in tiefes Dunkel gehüllten Ecke des westlichen Pylonen erhob. Ein vordringender Mondstrahl brach sich auf der spiegelglatten Politur der hellgrauen Granitkrone eines Kolosses und ließ einen schmalen Streifen derselben aus der umgebenden Finsternis gespenstisch hervorleuchten. Regte es sich nicht da hinten — huschte nicht ein Schatten die Mauern entlang? Wir traten unwillkürlich hinter den Obelisken zurück, um abzuwarten, was weiter folgen würde, war es uns doch zu Sinne, als würden die Geister von Diospolis ihre mitternächtliche Totenklage anstimmen!

Und eine Totenklage war es wirklich, die nun in gellenden Tönen an unsere Ohren drang, wenn auch keine altägyptische, sondern die wohlbekannte arabische. Zu dieser Stunde und an diesem Orte, wo wir uns von dem, was nicht mehr ist, so eigenartig umweht fühlten, machten die herzerschütternden Laute, deren Urheber wir nicht kannten, einen eigentümlichen Eindruck auf uns. Endlich überwog die Neugier jede andere Regung, und wir schritten vorsichtig auf die dunkle Stätte zu. Die Lösung des Rätsels war ebenso einfach wie tragisch: Auf dem Staube, mit dem Rücken an den Pylon gelehnt, saß eine Fellachenfrau und beklagte wie Tote ihre beiden Söhne, welche an jenem Tage mit dem Rekrutentransport stromabwärts nach Girgeh geschafft waren. Sie teilte uns dies schluchzend mit und setzte hinzu, daß der Mann und der kleinere Sohn in der Hütte schliefen, daß ihr aber der Raum zu enge und die Stille zu erstickend gewesen sei. Hier auf dem Tempelplatz, wo ihre Söhne so oft als Kinder gespielt hatten, da wollte sie ungestört ihre herbe Klage erschallen lassen. In diesem Moment stieß der Nachtvogel auf dem Obelisken einen seltsam durchdringenden, unheimlichen Schrei aus, nicht unähnlich den vibrierenden Tönen der Totenklage.

„Ist dir dieser Schrei nicht fürchterlich?“ fragte jemand von uns die weinende Mutter.

„Der gute Vogel versteht mich und klagt mit mir,“ sagte sie in feierlichem Ernst; „sobald die Unglückstage für Luksor kommen, schreien er und seine Brüder Tag und Nacht, und deshalb haben wir sie gern und ihr Ruf ist uns tröstlich.“ — Fast mit denselben Worten ward mir

dies anderen Tages durch einen Mann bestätigt, der mich verwundert sah über das Geschrei einer Eule am hellen Mittag.

Was das Dorf Karnak betrifft, so ist es dermaßen ärmlich und unbedeutend, daß es kaum jemals einer näheren Besichtigung gewürdigt wird. Der Weg nach dort — die ehemalige Sphinxallee — führt zwischen Feldern durch, an deren leuchtendem Grün wir unsere lichtmüden Augen sich erholen ließen, sobald wir mit unseren flinken Grautieren jene Richtung einschlugen. Dies war eine volle Woche lang täglich der Fall, und da die wechselnde Beleuchtung überraschende Effekte in Karnak hervorbringt, so verweilten wir dort meistens am frühen Morgen, wenn der Himmel noch blau und die Hitze mäßig war, und kehrten zum Sonnenuntergang nochmals dahin zurück. Ein scharfer Ritt von fünfundzwanzig Minuten brachte uns an das schöne Energetesthor, durch welches man, von Luksor kommend, das etwa 580 Meter breite und 1130 Meter lange Tempelfeld zu betreten pflegt. Dieses wird in drei Bezirke geteilt, von denen jeder einst mit einer Backsteinmauer begrenzt und mit einer Prozessionsstraße geziert war und in deren mittelstem noch jetzt der Riesenbau des thebaischen Reichstempels zu sehen ist, zur Hälfte in Trümmern zwar, und doch von so überwältigendem Eindruck, daß man sich fast erdrückt fühlt durch seine unerhörten Proportionen, gleichzeitig aber auch von höchster Bewunderung für den schaffenden Menschengeist erfüllt wird.

Dies ist am meisten in der weltberühmten Säulenhalle der Fall, die „von Titanen erbaut und von Göttern bewohnt ward". Als Prokesch im Jahre 1826 die ungeheuren Dimensionen „dieses imposantesten aller Festsäle der Erde" ausmaß, fragte er sich staunend, „wer die Idee eines solchen Baues, der Jahrhunderte und Völker zu fordern scheint, erdenken konnte", und verwunderte sich fast mehr noch über die Kühnheit des Gedankens als über die Ausführung desselben. Drei bedeutende Pharaonen* errichteten diese (nach Dümichen) fünftausend Quadratmeter fassende Halle, von deren hundertvierunddreißig Säulen die mittleren, den Prozessionsweg unmittelbar begrenzenden, einundzwanzig Meter hoch sind und an dreizehn Meter Umfang haben, welche Proportionen von den Säulen des westlichen, achttausend Quadratmeter großen Vorhofes ebenfalls erreicht werden. Die Höhe der kunstvoll skulptierten, zum Teil noch frisch erhaltene Farben zeigenden Wände und Säulen dieses Hypostyls des Reichstempels wird mit der Zeit immer mehr infolge des durch den Nilschlamm aufsteigenden Grundes beeinträchtigt; dennoch bedarf es — inmitten dieses hehren Säulenwaldes — nur geringen Aufwandes von Phantasie, um sich den unsagbar großartigen Anblick zu vergegenwärtigen, den dies Heiligtum gemacht hat, als noch ein schöner Oberbau das Ganze krönte und durch machtvoll wirkende Lichtreflexe — in deren Berechnung die Ägypter Meister waren — das Innere magisch beleuchtete, und als die reiche Pracht des Amonkultus in ihm und rings umher sich entfaltete. Leider nagt zur Zeit der Überschwemmung das stark salpeterhaltige Nilwasser an diesen Riesenbauten und hat besonders die Säulen stellenweise arg beschädigt.

Es war gleich beim ersten, bis zur Mittagsstunde ausgedehnten Besuch des Reichstempels, daß sich mir in der eben erwähnten Halle ein eigenartiger Anblick darbot: unter einer geborstenen, bereits stark gesenkten Säule, die scheinbar jeden Augenblick fallen wollte, saß ein blinder Greis mit wallendem Bart- und Haupthaar, der trotz seiner ungemein dürftigen Kleidung von überraschend patriarchalischer Ehrwürdigkeit war. Der Alte ahnte schwerlich, wie dicht an jenem grausigen Platze der Tod die Hand über ihn hielt. Vom mittlerweile weißglühend gewordenen Himmel brannte die Mittagssonne auf den unbedeckten Scheitel des Bettlers

* Ramses I., Sethos I. und Ramses II.

hernieder, indessen seine leeren Augen, welche das gleißende Licht nicht mehr zu fürchten hatten, unbeweglich auf den unermeßlichen Himmelsdom gerichtet waren. Ein etwa vierjähriger brauner Knabe, der Führer des Greises, lag sanft schlummernd auf den Knien desselben. Um des Kindes volle Lippen spielte das Lächeln sorglosen Glückes und ließ auf den Wangen ein Grübchen erstehen.

So waren hier der freudlose Winter und der heitere Frühling des Lebens vereinigt, und — ihnen selbst unbewußt — von den Schwingen des Todesengels überschattet. Meiner Aufforderung, sich an einen sicheren Platz führen zu lassen, setzte der Blinde unvorhergesehenen Widerstand entgegen. „Hier ist Gefahr? Die Säule wird fallen?“ rief er in großer Erregtheit und reichte mir mit bittender Gebärde das Kind entgegen, dann aber richtete er sich zu ganzer Höhe auf, umschlang den steinernen Koloß mit seinen knöchernen Armen und suchte ihn zu Fall zu bringen. Ehe ich noch selbst einschreiten konnte, sprang ein zufällig daherkommender Tempelwächter hinzu und zog den vergeblich Widerstrebenden mit sich fort, indes meine inzwischen herbeigeeilten Reisegefährten das ausnahmsweise hübsche Kind bewunderten, das allen Lärms ungeachtet weiter schlummerte. Machmud, der Ghafihr, teilte uns später mit, daß der Alte infolge einer Krankheit den Verstand verloren habe und gelegentlich danach trachte, sich das Leben zu nehmen. So machte denn dieser Blinde nur scheinbar eine Ausnahme, indem er nicht jene stoische Ergebenheit ins Unabänderliche zeigte, die wir an den Bekennern des Islam bewundern.

Kolosse am Thore des Horemhebtempels.

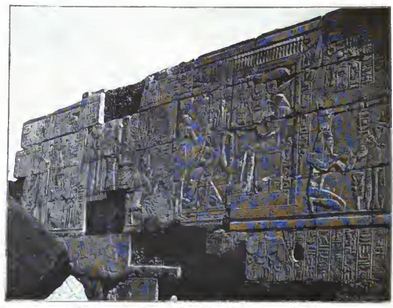
Diese Zeilen beabsichtigen keineswegs, eine eingehende Beschreibung des Ruinenfeldes von Karnak zu geben, dieses erstaunlichen Chaos von gestürzten und noch stehenden Pylonen und Säulen, Obelisken, Mauern und Kolossen — es sei hier nur bemerkt, daß wir, obwohl auch den südlichen und nördlichen Tempelbezirk

wiederholt aufsuchend, doch stets mit erhöhtem Interesse nach dem mittleren und in ihm zum Reichstempel zurückkehrten. Derselbe weist noch jetzt Bauten aus dem dritten Jahrtausend vor Christo auf und ist von jeher nicht nur mit der Entwickelung der großen Amonsstadt, sondern auch mit der Geschichte des mittleren und des neuen Reichs aufs engste verknüpft gewesen. Rechnete es sich doch, seitdem überhaupt Theben zur Residenz erhoben worden, jeder Herrscher Ägyptens zur Ehre, den Amonstempel zu erweitern und auszuschmücken oder bereits Verfallenes wieder herzustellen. So tragen manche der Tempel, wie z. B. der Horemheb-Tempel, die Namen der Erbauer. Seinen vier ungeheuren Pylonenpaaren wurden seit dem Jahre 1300 v. Chr. noch mehrere so hinzugefügt, daß von dem westlichsten derselben eine Widder-Sphinxallee in gerader Linie an die Ufer des Nils führte, um so in würdiger Weise die von Osten her den ganzen Tempel durchlaufende Prozessionsstraße abzuschließen.

Chonsutempel zu Karnak.

Man hatte uns von der Großartigkeit einer Mondnacht in Karnak gesprochen, und so begaben wir uns eines Abends nach dort, um von den höchsten Pylonen des Reichstempels die Sonne sinken und den Vollmond heraufkommen zu sehen. Inzwischen besichtigten wir auf der Terrasse des Chonsu-Tempels eine Menge von Abdrücken teils bekleideter, teils nackter Füße, deren Umrisse ganz augenscheinlich um den lebenden Fuß herum gezeichnet und dann ausgemeißelt worden sind. Altägyptische Pilger waren es, die hier den späteren Generationen einen Beweis ihrer Frömmigkeit geben wollten. So sahen wir also die Spur von Füßen und die Schrift von Händen, die seit Jahrtausenden der Vergänglichkeit zum Opfer gefallen sind, und meinten die längst Dahingeschiedenen sich auf ihren wegemüden Fußsohlen emporrichten zu sehen, sie ihre Gebete murmeln oder ihren freudigen Dank für huldvoll gewährte Heilung aussprechen zu hören. Denn der Gott Chonsu (von der thebaischen Götter-Dreiheit Amon-Mut-Chonsu) verrichtete berühmte Kuren, weshalb aus weiter Ferne, sogar von Asien her, die Hilfesuchenden nach seinem Tempel kamen oder, in besonderen Fällen, um die Übersendung seines heilkräftigen Bildnisses baten.

Wir hatten danach noch Zeit, einige Einzeldarstellungen an den Tempelwänden zu besichtigen, so unter anderem den Stammbaum des Ramses und die in Ebers' Roman benutzte Chetaschlacht mit Bruchstücken von Pentaurs Gedicht.



Stammbaum des Ramses. Basrelief am Reichstempel zu Karnak.

Um der ganzen Erhabenheit eines Nachtbildes von Karnak teilhaftig zu werden, muß man warten, bis der Mond ziemlich hoch am Himmel steht. Nachdem wir von den Ptolemäer-Pylonen ab dem scheidenden Apollo und der heraufkommenden Diana unsere volle Bewunderung gezollt hatten, folgten wir daher vorläufig der Einladung unseres Führers, der uns meldete, daß „das Souper serviert“ sei. Ein Abendessen im Hypostyl des Amon-Tempels! Daß das Mahl in Anbetracht der Umstände ziemlich frugal ausfiel, schien uns ein verschwindend kleiner Nachteil gegenüber dem Reiz des Ungewöhnlichen, den die Scenerie uns während desselben darbot.

In der Prozessionsstraße selbst, am Fuß einer Riesensäule, wo ein dicker Teppich die Unebenheiten des Bodens ausglich, nahmen wir — der Einfachheit wegen so ziemlich à l'orientale — beim voll durch die Hauptallee hineinflutenden Mondlicht das Mahl ein, welches uns zwei nubische Diener des Hotels mit der diesen Leuten eigenen Würde servierten. Ein wenig seitwärts glühte noch ein Kohlenfeuer, das wegen der Kaffeebereitung im Gang erhalten wurde und um welches sich unsere Eseljungen, deren Tiere in beschaulicher Ruhe abseits standen, gruppiert hatten, als gälte es, erstarrte Glieder zu erwärmen. Auch einige Tempel-Ghafihre hatten sich aus Neugier eingefunden und bildeten in ihren wallenden Kaftanen, mit den langen, wuchtigen Stöcken in ihren Händen und der feierlich ernsten Haltung einen scharfen Gegensatz zu den sorglos zu ihren Füßen hockenden Jungen, deren heiteres Geplauder keinen Nachhall bei ihnen fand.

Es war kurz vor elf Uhr, als wir endlich nach dem heiligen See aufbrachen, der südöstlich vom Reichstempel liegt und dessen salziges, aber dennoch von Süßwasserfischen belebtes (der Sage nach grundloses) Wasser in allerlei arabischen Spukgeschichten eine Rolle spielt. Regungslos lag der von keiner frischen Vegetation umkränzte See vor uns da, und

ob auch der Mond seine goldigen Streiflichter anmutig in die stillen Wasser wob, so diente doch diese Beleuchtung nur dazu, die Verödung des einst so gefeierten Ortes noch um so mehr hervorzuheben: sie glich dem letzten Lächeln auf einem im Tode erstarrenden Antlitz.

Eine Reihe von Tempelresten, darunter die zertrümmerten Horuspylonen, umgeben die schmale Nordseite des Sees, an welcher, gegenüber den Ruinen eines Alabastertempelchens, noch Mauerspuren sichtbar sind von dem vormaligen Landungsplatz der goldenen Amonsbarke, die einst, mit der Statue des Gottes geschmückt, inmitten prunkhafter Ceremonien den See zu durchkreuzen pflegte. Nicht wie ehemals erfüllen hier nächtliche Mysterien den Zuschauer mit ahnungsvollem

Wir nahmen unseren Weg nach dem Reichstempel derartig zurück, daß wir nun den Säulenwald des Hypostyls seiner ganzen Länge nach durchschritten. Nur wer selbst schon die Majestät dieser Götterhalle auf sein Gemüt hat wirken lassen, kann begreifen, wie überwältigend ihre Beredsamkeit wird, wenn das Mondlicht die gigantischen Säulen sich noch ausdehnen und ihre Schatten sich vertiefen läßt und wenn der Beschauer selbst, sowie seine ganze Umgebung, im Bann der Mitternacht steht. Eine Predigt aus Geistermund glauben wir dort dann zu vernehmen, und eine Regung von Grausen, mit tiefer Wehmut gepaart, erfüllt uns und hemmt unseren Schritt: wir lauschen der klagenden Stimme, wir meinen sie zu verstehen und mächtig in unserer Seele wiederhallen



Chetaschlacht (Pentaurs Gedicht). Basrelief am Reichstempel zu Karnak.

Schauder, aber wer vermöchte ganz gleichgültig zu bleiben beim Anblick dieses flimmernden Gewässers, das von uralten Götterlegenden und modernen Zaubersagen so mystisch umwoben ist?

zu hören. Vor unseren Füßen gleichsam sehen wir den Abgrund der Vergangenheit offen; mehr als vier Jahrtausende hat er seit der Gründung des Reichstempels verschlungen, aber unbeirrt stehen

immer noch an seinem Rande die ehrwürdigen Säulen dieses Hypostyls, den Gesetzen der Vergänglichkeit Trotz bietend, obwohl sie seit langen Jahrhunderten



Der heilige See bei Karnak.

schon sich in offener Fehde mit frevelnden Menschenhänden und zerstörenden Naturgewalten befinden.

Wie lange wir auch verweilt hatten, es schlug doch endlich die Abschiedsstunde. Indem wir langsam über das weite Trümmerfeld zurückritten, trat hier und da ein Ghafihr grüßend aus den Ruinen hervor und bot uns den landesüblichen Gruß: „Salam aleikum!“ (Frieden mit euch!) Es war fast schade, diesen patriarchalischen Wunsch, anstatt mit dem noch schöneren Gegengruß, mit schnödem Geld zu erwidern; doch in Anbetracht der musterhaften Führung dieser braven Tempelwächter,* deren Beruf eintönig, aber recht ermüdend ist und die sehr geringe Bezahlung erhalten, hielten wir es für gut, mit einem kleinen Geldgeschenk den Leuten die Mühseligkeiten des Nachtdienstes etwas zu versüßen. Ihr herzlicher Dank zeigte uns, daß die Gabe höchst willkommen war. Mit einem letzten Blick auf den flimmernden „See der goldenen Barke“ ritten wir dicht an den furchtbar drohenden, aber dennoch seit langen Jahren unverändert gebliebenen Horuspylonen vorüber, den Gärten und Palmengruppen des Dorfes Karnak zu, dessen Hunde uns mit mörderischem Gekläff empfingen. Schäumend vor Wut, mit gesträubtem Haar rasten sie — gleich Raubtieren im Käfig — auf den winzigen Terrassen der ihrem Schutze unterstellten Erdhütten hin und her, scheinbar willens, den vermeintlichen Eindringlingen auf den Kopf zu springen, was sie jedoch nicht thaten. Nach Überstehung dieser Geduldsprobe unterbrach kein Laut mehr die feierliche Nachtstille.

Am nächsten Tage, einem Mittwoch, ward der Wochenmarkt von Luksor abgehalten. Auf einem großen, ungemein staubigen Platze hockten die Verkäufer vor ihren ohne jede Ordnung ausgebreiteten Sachen, die hauptsächlich in Naturalien bestanden, obgleich auch einige Zeug- und Töpferwaren, sowie primitive Schmucksachen und — charakteristisch genug —

* Die vierundzwanzig Tempelwächter (sechzehn in der Totenstadt, acht in Karnak) wurden im Jahre 1882 von Maspero angestellt und vom Museumbudget übernommen; sie sind nicht zu verwechseln mit den Ghafihren der Ortschaften.

eine Menge von Hennehpulver und anderen Hilfsmitteln orientalischer Frauentoilette vorhanden waren. Da diese Leute keinen Regen zu fürchten haben und an die Sonnenglut gewöhnt sind, so sitzen sie, Frauen wie Männer, ohne jeglichen Schutz für ihre Augen in der brennend heißen, blendenden Luft da und schlucken geduldig ganze Wolken von jenem schweren grauen Staub ein, der sich auf stark betretenem Nilschlammboden erzeugt. Als wir abends neun Uhr über diesen Platz ritten, war er von Kindern und Hunden belebt, die das helle Mondlicht benutzten, um unter den Marktresten verschiedenster Art eifrig Nachlese zu halten. Die Emsigkeit dieser arg bestaubten Schatzsucher war so groß, daß die Hunde das Bellen und die Kinder das Anbetteln darüber vergaßen. Nur ein kleiner Knabe versuchte es, uns eine erbeutete Ghullah,* die jedenfalls als untauglich zur Seite geworfen war, zu verkaufen, und da er hoffte, durch Beharrlichkeit unsere Weigerung zu überwinden, lief er unermüdlich wohl fünf Minuten lang neben unseren Tieren her und hätte diesen Wettlauf, bei dem ihm der gänzliche Mangel an Kleidungsstücken sehr zu statten kam, noch fortgesetzt, wenn ihm nicht von einem der Esel ein gelinder Fußtritt versetzt worden wäre. Nun ließen wir es natürlich nicht an Schmerzensgeld fehlen, und triumphierend, obwohl ein wenig hinkend, trat das Kind mit der Ghullah im Arm den Rückweg an.

* Stark poröse Gefäße zum Kühlhalten des Wassers.

Unser Ausflug nach Karnak an diesem Abend galt lediglich den dort nachts vielfach umherstreifenden Hyänen. Ein mit dem Wechsel der Tiere vertrauter Ghafihr, der sich auch vortrefflich auf Lockrufe verstand, wies uns einen Platz gegen den Wind an, im sogenannten Osiridenhofe, wo wir im Schatten eines gestürzten Obelisken zwei Stunden lang regungslos und schweigend verharrten, während der Wächter sich in dem benachbarten Hofe aufstellte. Endlich, gegen Mitternacht, hatten wir die Genugthuung, drei große, sehr schön gezeichnete Hyänen, eine auf den Fersen der anderen, ziemlich nahe an uns durchschleichen zu sehen, der Richtung zu, wo der Ghafihr stand, dessen Lockruf sie täuschte. Da wir nur *eine* Hyäne zu sehen erwartet hatten, erfüllte uns das Erscheinen von drei solchen starken Tieren mit Besorgnis für den einzelnen Mann, doch schon kam dieser, seinen kolossalen Wächterstab schwingend, mit markerschütterndem Geschrei auf die unheimlichen Gäste ein. Die Hyänen stutzten einen Moment, dann wandten sie sich, einen pfeifenden Laut ausstoßend, seitwärts zur Flucht und verschwanden derartig schnell, daß sich annehmen ließ, sie möchten unter einem der nächsten Trümmerhaufen einen sicheren Schlupfwinkel haben. Der Wächter versicherte uns, daß selbst ein ganz unbewaffneter Mann sich durch beherztes Vorgehen mehrerer Hyänen (die feige und schreckhaft sind) erwehren könne, daß es jedoch gefahrvoll sei, sich sitzend und von hinten her von ihnen überraschen zu lassen.

(Schluß folgt.)





Der Tribuliersoldat.

Novelle
von
Hans Hoffmann.

Nachdem der große Krieg schon an die zehn Jahre lang die deutschen Länder eins nach dem anderen sauber ausgefressen hatte wie ein Hund eine fette Schüssel, kam auch Pommern an die Reihe des schweren Elends. Die Wallensteiner rückten ein, und wo sie eine Fußspitze hinsetzten, da wuchs kein Gras mehr. Stralsund zwar hielt aus hinter seinen Mauern und Wassergräben gegen den großen Kriegsherrn selber, aber die anderen Städte hatten's darum nicht besser, sondern mußten rüstig steuern von allem, was sie hatten: Geld, Speise, Gerät, Rosse, Blut, Thränen.

Zu Kolberg ließ sich's der Obrist Fünfkirchen mit seinem Regimente wohl sein, und die Bürger mußten sich's wehe sein lassen. Half auch kein Klagen und Appellieren; der Herr Obrist sprach lachend zu dem Rate, der ihm vorstellig ward: „Haltet ihr's nach Belieben mit eurer Beschwerde; wenn euch die Kaiserliche Majestät nicht genügt, wendet euch getrost an den Papst in Rom oder auch an euren Herrgott im Himmel, mir soll alles gleichviel gelten."

Und fuhr fort zu schinden und fröhlich zu sein. Aufs Quetschen und Quälen verstanden seine Leutchen sich wohl, wußten auch den schwedischen Trunk gut anzuwenden: denn ein kluger Held soll auch von seinen Feinden lernen.

Eines Tages, als schon fast alles glatt ausgesogen schien und die Silberstücke in den Händen der Bürger so selten geworden waren wie sonst kaum Diamanten, kam zum Obristen ein Feldwebel und meldete, er wisse eine Stelle, wo noch etwas zu holen sei.

Des Herrn Obristen Augen blinkten vor Lust, und er war nicht faul, weiter nachzuforschen, wo das Wunder zu finden wäre.

Der Feldwebel that Bericht, es sei da eine Person, Frau Käthe genannt, eine ansehnliche Witib, die ein groß Haus habe und sonst des Gutes die Fülle; aber sie sei leider sehr bockbeinig und wolle durchaus nichts hingeben von dem Ihren.

Herr von Fünfkirchen riß die Augen weit auf vor Staunen und einigem Zorn, darauf fragte er gelassen: „Was denkt sich die gottverlassene Kreatur, daß sie ihr Hab und Gut für sich behalten will? Ei, da soll doch — Was hat man gethan, sie zu tribulieren?"

„Man hat ihr einen Tribuliersoldaten um den anderen ins Haus gelegt, daß ihrer schon zwei Dutzend geworden sind, und haben doch insgesamt nicht einen roten Dreier aus ihr heraus drangsaliert; nicht einmal gut Essen noch Wein haben sie gekriegt."

„Das wäre der Teufel!" rief der Obrist ganz verblüfft. „Wie sollte das zugehen? Das ist ein Unding!"

„So geht's zu," sagte der Feldwebel.

„Als ich heut in das Haus kam, nach dem Rechten zu sehen, fand ich meine vierundzwanzig Teufelskerls auf dem Hofe sauber in Reih und Glied aufmarschiert, und das Weib selbst saß auf einem kleinen hübschen Schimmelchen mit buntem Zaumzeug, ritt auf und ab mit Tänzeln und kommandierte das Kriegsvolk prächtig mit Hei und Hallo wie ein gelernter Wachtmeister, fuhr auch tapfer mit der Gerte dazwischen, wo's not that, und gab fein acht, daß keiner muckste noch zu Atem kam."

„Daß sie der Donner!" schrie der Obrist außer sich. „Und den Schimpf ließen die Schelmen schafmäßig über ihr Haupt gehen?"

„Ei wohl, das und noch mehr. Nachher ließ sie ihnen statt der Mahlzeit sauer Brot, Hammelspeck und ein dünnes Bierchen austeilen; Sonntags aber giebt es Schweineflunder; und das Zeug kauen die armen Sünder stumm im Winkelchen; die Herrin aber stolziert hinauf und schleckt junge Hähnlein mit Malvasierwein."

Der Herr von Fünfkirchen wäre fast aus seiner Haut gefahren vor Wildheit, ward dunkelrot im Gesicht und schrie: „Schwerebrett, Feldwebel, was soll das für ein Abenteuer sein? Ist das Teufelei, Hexenkunst oder was für gute Dinge sonst? Heißt man Tribuliersoldaten darum mit diesem Namen, daß sie sich selber tribulieren lassen? Fehlt nicht viel, so mag mir das Weibsbild mein ganz Regiment abtribulieren, dumm machen oder zur Rebellion verleiten! Wird nichts übrig bleiben, als ich gehe selber hin und fahre drunter mit Pauken und Trompeten. Auch meint Er selbst, daß etwas Rechtes in dem tollen Hause zu fischen ist. Und wär's nur um den Malvasier, so möchte sich's schon lohnen; ein guter Trunk ist rar geworden im Pommerland. Nur möcht ich erst hören, warum nicht mein Herr Feldwebel hübsch dreingefuchtelt hat und dem Teufelsweibe ein gut wallensteinisch Sprüchlein vorgebetet?"

„Ach Gott, mein Oberst," seufzte der Feldwebel fast bekümmert, „Teufelsweib! Das ist's! Die hat Augen; wenn sie einen so anguckt damit, ist's gerade, als guckte sie einem den Teufel in den Leib, daß man alle Sprüchlein vergißt und weder Befehlbuch noch Paternoster mehr kennt. Ist überhaupt ein ausverschämt köstliches Mensch, zart von Gliedern, groß und schön, sitzt herrlich zu Roß, und ihr Gesicht leuchtet wie ein Sonnenschein, daß es einem armen Wurm pelzheiß werden muß und man nimmermehr begreift, wie unser Herrgott in diesen schäbigen Erdenwinkel so eine wundersame Blume hat hineinsetzen mögen. Darum möcht ich dem Herrn Obristen auch unterthänigst abgeraten haben, sich in eigener Person so hitziger Gefahr hinzugeben; ist doch des Herrn Obristen Gemüt weicher geschaffen als unser aller und wird nicht leicht stand halten. Ist auch schon vieren oder fünfen von dero Hauptleuten widerfahren, daß sie in dem verfluchten Hause etwas herauszuzwacken vermeinten: und als es zum Klappen kam, haben sie selbst noch von ihrem eigenen Gute ein Erkleckliches hingetragen, und was sie dagegen gewonnen, sind betrübte Köpfe und viel Seufzen, also daß sie sich von früh an ganz schwer betrinken müssen, um etlichermaßen des Kummers ledig zu sein und ihren Dienst richtig versehen zu können. Daß Gott erbarm! Lassen der Herr Obrist lieber die Augen von dieser schlimmen Person und rechten Tribulierwitib."

Der Herr von Fünfkirchen stützte das Kinn in die Hand und den Ellbogen auf den Degenknopf und stand schwer nachdenklich. Er war von Natur ein tapferer Haudegen, aber sehr verliebter Komplexion, und kannte sich selbst genug, um seine Schwäche vor den Weibern zu fürchten: denn es konnt ihm leichtlich noch schlimmer gehen als seinen fünf Hauptleuten. Zwar zuckte es ihm gewaltig bis in die Fingerspitzen vor süßer Lust nach solchem Abenteuer; doch er blieb verständig und sprach zu sich selber: „Schwerebrett! Geld brauche ich! Geld einstecken will ich und nicht hinschütten! Darum ist's weit besser, ich lasse die Augen von dem Frauenzimmer! Hui, wie möcht sie mich zwacken!"

Er beschloß aber doch, sich zuvor mit eigenen Blicken zu versichern, ob's gar so schlimm wäre. Er ließ satteln und nahm Spielleute mit sich. „Allerlei Musika," befahl er, „die recht ins Herz geht, Pauken, Trompeten, Posaunen, Kesseltrommeln." Damit zog er vor das Haus der Witwe und ließ blasen und dröhnen, bis sie das Fenster aufthat und sich zeigte.

Kaum aber hatte er einen Blick auf ihre wunderschöne Person gethan, da gab er mit einem Aufschrei dem Hengst die Sporen und riß aus, als ob ihm der Graf von Mansfeld oder der Teufel auf den Hacken säße.

„Hui! hui!" rief er, „Gott schütz uns vor Schaden! Lieber vor Stralsund liegen als vor dieser süßlieblichen Teufelswitib! O mein Geld, mein gutes, mühseliges Geld!"

Also spülte er das bedrohliche Lockbild mit vielem Weine mühsam wieder aus seinem Herzen und gedachte statt des Minnesoldes ihr Geld ihr abzuschröpfen.

Nach etlichem Herumstochern gab ihm der Feldwebel einen guten Rat.

„Wir haben," sagte er, „bei meiner Compagnie einen Menschen, der noch nicht lang bei uns ist, aber wohlbewährt im Dreinschlagen, ist ihm auf Alter und Geschlecht dabei auch nie sonderlich angekommen. Im Essen und Trinken gilt derselbe Mann wohl gleich einer halben Compagnie, denn er ist ein Pommer von Geburt, und dies Volk thut's nicht gern unter dem. Loseke Muckerwitz aus dem Stolpischen, eines Bauern Sohn; ist ehedem bei gutem Besitz gewesen, Acker und Vieh, bis die Unserigen kamen und ihn aufzehrten. Hat zuletzt noch ein einzig kleines Karnickel übrig behalten, das hat er bewahrt und behütet, als wenn's von Gold wäre, und ist doch ein armselig weißfarbig Luderchen gewesen, das kaum eine Katz hätt fressen mögen; hat's mit Streicheln auf dem Arm getragen und in seinem Bett verborgen: zuletzt aber haben sie's doch erwischt und abgestochen. Da hat er laut geschrien wie ein Ochs vor Jammer, daß sie alle von Herzen lachen mußten über den Tölpel, hat aber gleich darauf mit fester Stimme gesagt, jetzt wollt er selbst mitziehen mit den Herren Wallensteinern und alles in der Welt totschlagen, was ihm vor die Füße käm. Ist auch gleich angeworben als Arkebusier und hat sein Versprechen redlich bis hierher gehalten. Mit einem einzigen Regiment von solchem Volk hol ich Euch den König von Frankreich glatt aus seiner Hauptstadt heraus. — Das ist so ein Mordskerl, wie wir ihn jetzo brauchen können, fest gegen Weiberthränen wie unser Generalissimus gegen Kugeln, versteht das Tribulieren recht aus dem Grunde, hat noch jüngst dem Ratsherrn Henning Schlieffen so hart auf dem Leder gelegen, daß dieser nach zwei Wochen an seiner eigenen Thürangel sich aufgehenkt hat. Ist überdem als ein Pommer dumm und ehrlich genug, daß er allein für den Herrn Obristen arbeiten wird und gar nicht für sich selber. Darum rat ich, diesem wilden Rüpel die Witib anzuvertrauen, ihm allein, ohne andere Beihilfe, deren Schwachheit bloß Schaden thät; er aber wird's wohl machen. Loseke Muckerwitz heißt der Ausbund."

„Laß Er mir den Ausbund kommen!" befahl der Herr Obrist, und der Feldwebel ging, ihn zu holen.

Loseke war ein großer Mensch, stramm und klotzig; wenn man seine Faust ansah, hätte man nicht mögen ein Ochs sein, den er zahm machen sollte. Als er vernahm, zu welcher Arbeit er bestellt wurde und daß es vor allem brav schlemmen und schlucken gelte, grinste er mit blöden Augen und hatte zum Teufel nichts dawider.

Darauf nahm ihn der Feldwebel, ging mit ihm vor das Haus der Frau Käthe, holte die vierundzwanzig unnützen Tribulierer heraus und ließ den Loseke hinein, indem er ihm zum Anfeuern noch mit der flachen Klinge einen Abschiedsgruß über den Buckel riß, daß davon ein Welscher oder ein Jude wäre erschlagen gewesen gleich einer Fliege. Der Pommer aber marschierte stramm und blödsinnig geradeaus ins Haus hinein.

Die unselige Frau schmunzelte zuerst

recht vergnüglich, als sie ihre vierundzwanzig Hausfreunde abziehen und dafür einen einzigen anrücken sah; bald aber verging ihr das Freuen, als sie den scheußlichen Burschen sah, und es ward ihr himmelangst, sie möchte an einen wahrhaftigen Menschenfresser geraten sein. Denn er sah sie an mit scharf appetitlichen Blicken, wie man Sonntags einen zart gebräunten Braten ins Auge faßt, ob er gut knusperig ist, mit nichten aber in der Art, wie sie es von anderen Mannsleuten gewohnt war.

Sie faßte sich aber schnell von dem Schreck und beschloß, den Kerl zumeist mit eben den Künsten zu zähmen, die ihr alle seine Kameraden zuvor anständig gemacht hatten.

Sie trat ihm also munter und stolz als eine geborene Herrin entgegen, die ganz freundlich ist und sich von ihrer Würde gern herabläßt, aber gar keinen Widerspruch kennt. Sie gab leichthin mit ihrer sicheren Stimme diese und jene Kommandorufe ab, rechtsum und linksum, Gewehr auf und Gewehr ab und dergleichen, schwenkte dazu mit aller Zierlichkeit ihr Gertchen hin und her und ließ ihre herrlichen Augen funkeln, vermeinend, auch diesen Tölpel jäh zu verblüffen und vom ersten Anfang an in einen Gehorsam zu spannen, aus dessen Gewohnheit er nie mehr entschlüpfen möchte. Denn sie war unmenschlich klug und wußte, daß alle Menschen, am besten aber Soldaten und Offiziere, leicht zu ducken und zu gängeln sind, so einer nur kühl als Befehler aufsteht und sich vom angesprochenen Herrenrecht auch nicht eine Nagelspitze abknapsen läßt: am allerleichtesten aber, wenn solch heiteres Herrschen von einer wunderschönen Frau herkommt.

Sie verwunderte sich darum ganz entsetzlich, als diese bewährte Art bei dem Loseke gar nicht verfing, sondern derselbe mit frechem Stumpfsinn gleichwohl näher rückte wie ein Schafbock aufs Feuer und dazu ein unmanierliches Grunzen von sich gab, aus dem nur leider die Worte „Braten", „Wein" und „Tribulieren" mit übler Deutlichkeit hervorzuhören waren. Sah auch nicht anders aus, als daß er möchte allenfalls statt eines besseren Bratens mit ihrer schönen Person, sei's Mürbbraten oder Rippenstück, vorlieb nehmen.

Da besann aber ihr Witz sich schleunig eines Besseren, drehte klipp klapp den Spieß nach der anderen Seite herum und schickte sich dazu, ihn selbst vielmehr als einen Vornehmen und seinen Gebieter zu behandeln.

Sie sprang zu einem Glockenzuge und erhob ein ungestümes Läuten, daß ihr bißchen Dienerschaft, die sie bei den grimmigen Zeiten noch hielt, wehmütig herbeigeschlottert kam, wähnend, es gehe diesmal der Herrin gewißlich gerade ans Leben. Frau Käthe aber empfing sie grob und fuchtelte gewaltsam unter sie, warum die Mahlzeit für den edlen Gast noch nicht angerichtet sei, ob derselbe etwa auf ihrer Schwelle verdursten solle, weil niemand daran denke, ihm Wein zu kredenzen, und so fort.

Sie stoben auseinander wie eine Taubenschar, kamen beladen wieder, und binnen wenigen Minuten war die säuberlichste Tafel gedeckt und belastet, daß es von Glas und Leinwand nur so blitzte und blinkte. Frau Käthe aber trat hinzu und warf einen prüfenden Blick über diese Ordnung. Sogleich aber stellte sie sich, als entdecke sie ein Fleckchen auf dem Tischtuche, das in Wahrheit einem frischen Schneefelde glich, riß es zornig herunter, daß alles Geräte klirrend umhersplitterte, und rief: „Wie? Ein beschmutztes Tuch wagt ihr solchem Herrn zu bieten? Auch sah ich wohl, daß auf einem der Becher ein Staubkorn lag oder gar zwei! Schafft neues Zeug herbei und macht es besser!"

Das thaten sie in trippelnder Eile, und bald war der Tisch zum anderenmal köstlich bestellt. Nun schien sie zufrieden, winkte dem Gaste auf einen Stuhl und nahm selbst mit anmutiger Neigung dem gegenüber Platz.

Der schwere Sessel krachte unmäßig, als Loseke darauf niederfiel. Als er nun aber die wunderbare Sauberkeit des Tisch-

tuches und den Glanz aller zarten Geräte sah, die aufgesetzt waren, und wie die Augen der schönen Witwe scharf auf ihm ruhten und sein Gebaren überwachten, da überschlich ihn eine seltsame und nie gekannte Scheu, so viel Reinlichkeit mit seinen schmutzigen Fingern zu verderben, und er hielt die Hände dicht an den Leib gezogen und wagte nicht mehr, sie nach dem Tische hin auszustrecken. Und auch da die Speisen gebracht wurden und trefflich dufteten, fand er nicht den Mut, ernst zuzulangen, sondern stocherte mit einem Messerchen, das man ihm hingelegt hatte, ganz kläglich an den guten Bissen herum und brachte nichts Nennenswertes zu Munde, denn er schielte beständig hinüber nach den Hantierungen der Wirtin, wie sie's machte, zierlich und ganz ohne Schmutzflecken zu essen, und vermochte das doch nicht nachzuahmen. Und je länger diese Mahlzeit währte, desto erbärmlicher krümmte er sich vor verlegener Herzensnot und ward weder satt noch trunken, sondern stand so hohl von diesem reichen Tische auf, wie er noch nie zuvor im Leben gewesen war.

Nachdem die Hausfrau in so guter Art ihren Einlieger ansehnlich tribuliert hatte, stand sie gesättigt auf, verbeugte sich schön und ging mit stolzer Anmut von dannen nach ihrer Kammer. Der arme Tribuliersoldat aber blickte ihr traurig nach und wünschte sich nichts als eine Käserinde, um seinen ersten Hunger zu stillen.

In diesem Elend sah ihn die Kammermagd der Frau und faßte ein Mitleid. Sie hieß Bärbele und war selbst mit den Wallensteinern unter dem liederlichen Volk ins Land gekommen, daselbst aber aus Überdruß ehrlich geworden und in ordentlichen Dienst gegangen. Sie war von Geburt eine Schwäbin, und darum gefiel ihr die plumpe Weise des Pommern gut, indem sie an ihre Landsleute dachte, die auch so sind. Die füllte nun heimlich in der Küche einen großen Eisentopf mit dicken Erbsen, Sauerkohl, Speck, welches sie alles untereinander hineinkellte, brachte ihm den und zog ihn in einen Winkel auf dem Hofe, wo er ungesehen schmausen konnte. Und während sie ihm den schweren Topf hielt und zuschaute, wie er hineinfuhr, verliebte sie sich immer heftiger in ihn und fing bald an, sich ein wenig zutäppisch zu machen, indem sie ihm die Hände sanft streichelte. Er aber gab ihr einen Stoß, daß sie an die Wand flog, und schluckte allein weiter. Denn sie gefiel ihm nicht, weil er noch die edlere Art ihrer Herrin im Kopfe hatte.

Ihre Liebe ward aber hierdurch noch um ein gut Teil gekräftigt; sie war immer um ihn herum, ging ihm nach und sorgte für ihn, wo sie konnte. Nachts legte sie sich einen Strohsack an das Fußende des Bettes, das sie ihm bereitete, und schlief darauf. Und wenn der Morgen dämmerte, stand sie auf, nahm einen Wedel und wehrte ihm die Fliegen ab. Er aber kümmerte sich nicht um sie, außer daß er sie noch manches Mal mit Rippenstößen bedachte, wo sie ihm im Wege war. Sie aber lachte vergnügt dazu und sagte: „Es thut nicht weh."

Als nun Loseke am anderen Morgen ganz ausgeschlafen und noch einmal dicke Erbsen gegessen hatte, ward er voll Kraft und ergrimmte in sich selbst, daß er sich gestern von einem feinen Weibe hatte nasführen und unterducken lassen, und er beschloß, es heute besser zu machen, damit der Herr Obrist zufrieden sei und er selbst schönere Nahrung gewinne.

In solchem Vorhaben stampfte er mit greulichem Poltern die Treppe hinauf und brach in das Zimmer, darin die Hausfrau ihr Verweilen hatte, willens, sie mit Drohungen oder auch mit Prügeln in Schrecken zu setzen und sich als ein treulicher Tribuliersoldat zu bewähren.

Frau Käthe trug gerade ihr Kindchen, das sie hatte, auf dem Arm und ließ es hopsen; sie sah ihn sich hereinflegeln und erschrak gewaltig, denn es war sichtbar, daß er nichts Liebliches im Sinne hatte. Es war ihr aber vornehmlich mit ihrer Sorge um die Kleine zu thun, denn sie selbst hoffte noch, durch etliche Künste mit ihm fertig zu werden, konnte auch

allenfalls schon eher einen häßlichen Puff vertragen, das Kind aber war zart und noch sehr gebrechlich.

Indem sie also nach einem Zufluchtsort, das Würmchen niederzulegen, umspähte, der Soldat aber von weitem schon die Hand ausstreckte, sie gröblich anzutasten und etwa ein wenig durchzuschütteln, kam ihr plötzlich, als sie ihm in die Augen sah, ein neuer listiger Gedanke.

Sie trat ihm ganz treuherzig und munter entgegen, als ob sie in der Welt nichts Böses ahnte, legte ihm mit einer hurtigen Bewegung das Kind auf die ausgereckten Arme und sagte mit einem lieben, dummlichen Lächeln vertraulich: „Ach, Hans, Hänschen, halt mir derweilen mein kleines Kaninchen; ich bin müde geworden, es zu tragen.“

Der grobe Lümmel stand völlig verdutzt, als er das weiche Ding an seiner Brust zappeln fühlte, und rührte keinen Fuß noch Finger mehr, wagte auch kaum zu atmen, als ob er's damit herunterpusten könnte.

Sobald sie das merkte, daß er zahm war und nichts Schlimmes zu befürchten gab, nickte sie ihm mit einem leisen Schelmenlächeln zu und sprang schnell zur Thür hinaus, blieb aber draußen mit dem Auge am Schlüsselloch, um auf alle Fälle noch bei der Hand zu sein.

So hielt er das wehrlose Geschöpf und wußte nicht, was damit anfangen. Es währte aber nicht lange, so begann es zu weinen und nach seiner Mutter zu rufen. Der Soldat fand, daß dies zimperliche Wehklagen ihn genugsam tribuliere, und gab sich Mühe, die Kleine mit Schaukeln und Hüpfen und ähnlichen Listen zur Ruhe zu bringen, und dazu summte er so sanft, als er's mit seiner bärenhaften Kehle vermochte, immerfort: „Kaninchen, Kaninchen, bist du mein weißes Kaninchen? Sei stille, mein weißes Kaninchen! Dich sollen sie nicht schlachten, mein armes Kaninchen, mein weißes Kaninchen.“

Zuletzt ward es wirklich besänftigt und lachte schon ein wenig; und da sah er, daß es genau das schalkhafte Lächeln seiner Mutter an sich hatte.

Da ward er rot bis über die Ohren und verzückte die Augen recht seltsam; und nach einem stillen Zagen fand er den Mut, dem lachenden Dinge vorsichtig die Backen zu streicheln. Und als er das vollbracht hatte, seufzte er laut: „Wenn ich doch deine Mutter auch so streicheln könnte und sie mich ebenso anlachte wie du!“

Als das Frau Käthe durch das Schlüsselloch vernahm und sah, kicherte sie fröhlich und sagte: „Dem Himmel sei Dank, jetzt haben wir dich auch am Bändchen, du Lümmel; warte, du sollst noch zappeln lernen.“

Darauf schlüpfte sie hinein, nahm ihm das Kind ab, lächelte ihm so zu, wie er es sich gewünscht hatte, und sprach: „Danke, Hans, Hänschen, und nun geh hinab auf den Hof, mein Holz zu hacken; nachher wollen wir ein bißchen exerzieren, und zuletzt sollst du mit mir speisen wie gestern.“

Dabei machte sie eine Gebärde, als ob sie ihm leise mit der Hand über das Haupt striche wie einem artigen Knaben, und ob sie gleich keine Haarspitze berührte, meinte er doch all sein Leben lang noch nicht eine so köstliche Wonne gefühlt zu haben. Und er ging nun hinab, ihr in allen Stücken zu gehorchen.

An diesem Tage fand er bei sich selber, das Tribulieren sei doch ein recht lustiges Geschäft, und wünschte nur, es möge sehr lange so weiter gehen.

Am anderen Tage wünschte er's nicht mehr, sondern es kamen nun jämmerliche Zeiten über ihn. Nicht zwar daß er vom Morgen bis zum Abend ohne Atemschöpfen für sie Dienste thun mußte, wie sie der gemeinste Knecht und Schinder thut, machte ihm sonderlichen Kummer, denn er war an böses Handlangen gewöhnt; aber sie verlangte viel wunderlichere Dinge, die er von Hause aus nicht kannte: Kinderwiegen, Garnhalten, Stichezählen, Spinnrad treten, Leinwand falten, ja flechten und stricken; und zu dem allem zwang sie ihn nicht mit langen Befehlen, sondern bat nur mit ihren lockenden Augen, die sein Unglück waren. Dazu mußte er den ganzen Tag in engen Schuhen schreiten, daß

er wackelte wie ein Erpel, mußte zarte Handschuhe über seinen Tatzen tragen, immer auf dem sauberen Tischtuch speisen und viele andere gleich schreckliche Dinge. Es war recht augensichtlich, daß sie eine wütende Lust daran hatte, ihn zu quälen und zum Narren zu halten, soviel sie konnte; und je größer seine gehorsame Wehmut ward, desto üppiger wuchs ihr Übermut. Denn sie hatte bald herausgewittert, daß sie ihm noch weit mehr zumuten durfte als je einem anderen zuvor, und ihre Freude an solcher sicher spielenden Herrschaft hatte keine Grenzen.

Doch hätte er all diese krallende Arglist gern ertragen, wenn sie seinem Schmachten zum Dank auch einmal ein Sammetpfötchen gegönnt hätte. Allein sie machte es mit ihm, wie man einem Hündchen scherzend einen Bissen hinhält und immer wieder wegzieht: immer sah sie ihn leise mit verheißenden Augen an, gab aber nie auch nur des kleinen Fingers Spitze zu berühren oder zu küssen. Zu fordern hinwieder wagte er nichts mit all seiner Sehnsucht. Abends aber, wenn er all seine greuliche und läppische Arbeit vollbracht hatte und die Frau singend zu Bette ging, schlich er beiseit in eine einsame Ecke und nagte mit betrübten Augen an seinen Fingern. Dann kam Bärbele, die Schwäbin, setzte sich zu ihm, und sie klagten beide miteinander, bis er sie wegjagte und sich schlafen legte.

In all diesen Nöten gab es nur eine rechte Freude für ihn: das war, wenn sie ihn auf dem Hofe paradieren ließ und ihm dabei von ihrem Schimmelchen herab mit der Gerte über den Rücken fuchtelte, daß er zuckte und sich die Striemen rieb; dann ward er munter und kriegte sogar den Heldenmut, sie verliebt anzusehen, und sein Begehren zu ihrer schönen Person entbrannte gewaltiger. Wenn sie es aber so weit gebracht hatte, ritt sie lachend davon und ließ ihn stehen.

Als es nun der nächste Sonntag war, trat sie prächtig gekleidet und schön wie ein Wunder vor ihn hin, lächelte sehr holdselig und sprach: „Hier, Hans, Hänschen, du sollst mir heute mein Gebetbuch tragen und hinter mir zur Kirche gehen."

So stolzierte sie mit ihm und schleppte ihn öffentlich vor aller Augen durch die Straßen zur Kirche hin.

Daran ärgerten sich etliche Kameraden, die es auch übel nahmen, daß er lutherischen Glaubens war, und sie beschlossen, zu seinem Verdruß einen guten Possen zu vollführen. Sie trotteten also mit in die Ketzerkirche, setzten sich auf eine Bank abseits und thaten, als ob sie mit zur Gemeinde gehörten. Als aber der Prediger Jasche das Evangelium verlesen hatte und mit rechtem Eifer an die Auslegung ging, feuerte einer von ihnen zweimal die Muskete auf ihn ab, daß die Kugeln neben ihm in das Holz der Kanzel schlugen.

Der Prediger erbleichte, jedoch nur einen Augenblick, denn man war ziemlich gewöhnt an solche Schandthaten; gleich faßte er sich wieder, beugte sich weit vor, wies mit der Hand auf die Bösewichter und rief: „Hui, hui, Teufel! nimmst du mir das Leben, wirst mir die Seele nicht nehmen!" Und predigte hiernach ruhig weiter.

Loseke Muckerwitz aber sah, daß seine Wirtin vor Schreck und Kummer fast zusammengesunken war und elend stöhnte: da ergriff ihn eine Wut, er ging hin, prügelte die Störenfriede durch, daß Blut floß, und schmiß sie hinaus.

Das verdachten ihm die Kameraden, verklagten ihn bei seinem Feldwebel und gaben alles zu Bericht, was sie von seinen traurigen Lebensarten in dem Hause der Witwe wußten. Darauf ward Loseke kräftig gestäupt, weil er die heilige Handlung in der Kirche gestört hätte.

Inzwischen war der Obrist selbst von einer Inspektionsreise in die umliegenden Städtchen, da er nachgesehen, ob auch dort überall gehörig drangsaliert werde, zurückgekehrt und erkundigte sich sogleich, ob denn jene berühmte Witib unter den Händen ihres neuen Tribuliersoldaten noch nichts Goldenes oder Silbernes von sich gegeben habe, und als er die freudlose Wahrheit erfuhr, ließ er sogleich den Mann vor sich kommen.

Loseke gestand ihm nun alles, wie schrecklich er von den lachenden Augen der Frau gequält werde; und er bat mit Flehen und fast mit Thränen, man möge ihn doch von dem unmenschlichen Weibe wegnehmen und lieber gegen die Wälle von Stralsund stellen; das werde für ihn ein vergnüglicher Aufenthalt sein.

Als der Obrist das hörte, hob er die Hände zum Himmel empor und sprach: „O du grundgütiger Himmel, wenn das an diesem pommerischen Lümmel geschehen ist, was hätte mit mir werden sollen, der ich ein weiches Herz habe und keine Bestie bin? Schwerebrett, da will ich doch Gott von Herzen danken, daß ich solches Schrecknis klüglich vermieden habe!" Den Muckerwitz aber fuhr er heftig an und rief: „Hund, du sollst bei ihr bleiben und tribulieren, bis sie Dukaten spuckt. Brauch alle Gewalt an ihr, welche du willst; kann das möglich sein, daß ein Friedländischer Kriegssoldat sich vor einem Weibe zusammenduckt und es nicht einmal zu küssen wagt, wenn es ihm von Gottes und seines Herrn Obristen wegen ernstlich gestattet wird? Findest du aber anders keinen Mut, so nimm sie und heirate sie; den Priester will ich dir schicken."

Dies sagte er in der Meinung, daß der bloße Gedanke, diesen Muckerwitz zu heiraten, sie so erschrecken würde, daß sie lieber alles Geld herausgäbe, was sie besäße.

Loseke aber schüttelte traurig den Kopf und sprach: „Ich bin ein elender Knecht und sie eine reiche Person, wie soll das zusammengehen? Sie würde zerbrechen, wenn ich sie umfange. Ich kann auch den Mut nicht finden, solches Ding von ihr zu verlangen; sie hat zu großmächtige Augen. Wenn ich sie tribulieren soll, so kann's nur so geschehen, daß ich sie schlage und knuffe. Und das will ich! das will ich! das will ich! Donnerschlaghagel ja, ja, das will ich!"

Und es kam eine so große Wut über ihn, daß er sich fast an dem Obristen vergriffen und ihn mit Fäusten tribuliert hätte.

Der aber lachte, ließ ihn noch einmal gut durchstäupen und empfahl ihm, seine Fäuste an der rechten Stelle wacker arbeiten zu lassen.

So kam der arme Loseke ins Haus zu seiner Tribulierwitib zurück. Es war ihm aber nun Ernst geworden, sie zu schlagen, und er rückte sogleich ohne Umschweif auf sie los, indem er die Augen zusammenkniff, daß er ihre unmäßige Schönheit nicht sähe.

Als Frau Käthe nun seine grausame Bedrohung sah und wohl merkte, daß es jetzt bös werden möchte, ersann sie schnell eine kräftigere List.

„Ach, Hans, Hänschen," ließ sie sich mit einem sanften Klageton vernehmen, „willst du mein Gut, so will ich dir gerne sagen, wo ich es verborgen habe; willst du aber mich selber, so sollst du deinen Willen haben, denn ich bin dir über die Maßen gut: nur daß ich mich vor den Leuten hier schäme. Darum bitte ich dich, entflieh mit mir heute nacht an irgend einen anderen Ort, sei es Treptow oder Belgard oder Schievelbein; dort soll dir alles werden, wonach deine Seele brennt. Ach, Hans, Hänschen! Ach, Hans, Hänschen!"

Dies flüsterte sie mit einer Stimme, die so süß war, daß ihm alle Glieder erzitterten und er vor Staunen die Augen weit aufsperrte und sie sehen mußte. Da fiel er wieder ganz unter die Gewalt ihrer Schönheit, ward wie betrunken vor Lust und wußte fast nicht mehr von sich selbst, noch was er that oder redete.

Frau Käthe strich ihm leise mit der Hand über den struppigen Bart und machte sich eilig davon, damit er ungestört sich in seiner neuen Glückseligkeit zurechtfinden möchte.

Er fand sich aber gar nicht zurecht, sondern verbrachte den ganzen Tag ohne Essen und Trinken in unsäglich großer Angst, nicht vor der kecken That, die er vollbringen sollte und die einem richtigen Ausreißen gleich war, noch auch vor der Strafe, die ihn darum treffen mußte, sondern einzig und allein davor, daß er

die wunderschöne Person in Zärtlichkeit berühren und ihren schloweißen Hals umfangen sollte. Es schien ihm aber diese Angst, so groß sie war, noch reichlich gemengt mit Süßigkeit. Und je mehr es gegen den Abend kam, desto heftiger wuchs auch die Sehnsucht in ihm nach dem verheißenen ungeheuren Glücke.

Als es ganz dunkel war und sein Zagen so schwer wurde, daß er sich graulte wie ein Kind, kam die Frau, ihn abzuholen und hinauszuleiten. Sie war ganz vermummt und von einem weiten Schleier umflossen vom Kopf bis zu den Füßen. Dadurch ward seine Furcht ein wenig gemindert, weil er sie nicht anzublicken und nicht sogleich ihre Hand zu berühren brauchte, und er folgte ihr tapfer, als sie ihn schweigend bei der Hand ergriff und mit sich zog. Sie schwieg auch nachher immerfort und ließ keinen Laut vernehmen als etliche Seufzer. Und Loseke seufzte auch vor Sehnsucht und redete kein Wort weiter.

So schritten sie durch die Gassen aus Thor, und die Wächter ließen sie lachend hinaus, denn es war nichts Seltenes, daß Soldaten sich's bei nächtlicher Weile mit ihren Schätzen unter Gottes freiem Himmel wohl sein ließen.

Weiter hinaus fand sich ein Wagen, der ihrer harrte; sie stiegen miteinander hinein und fuhren in kräftigem Trabe von dannen.

Als sie nun drinnen im Finsteren allein waren, zog die Frau ihren Schleier herab, warf die Arme um seinen Hals und fing an ihn zu drücken und zu küssen. Und so karessierte sie ihn die ganze Nacht hindurch so kräftig, wie er es von der zarten und strengen Witib nimmer geglaubt hätte. Er hielt aber ganz still und ließ sich alles gefallen, und er war halb tot vor überschwenglicher Seligkeit.

Ehe es aber noch dämmerte in der Frühlingsnacht, ließ das Weib den Wagen halten, stieg aus mit ihrem Liebsten und winkte dem Knecht, nach der Stadt zurückzufahren. So blieben sie allein im Walde und wanderten eine Weile aneinander geschmiegt in dem dunklen Schatten dahin. Als sie aber an eine Lichtung kamen, war eben die Morgenröte hell geworden, und Loseke hob die Augen auf, seine Gefährtin anzublicken. Da sah er, daß es die schwäbische Magd war. Er geriet in blinde Wut über einen so großen Irrtum, packte sie, seiner nicht mächtig, und schlug sie tot. Es ist möglich, daß ihr letzter Gedanke war zu sagen: „Es thut nicht weh.“

Als er das vollbracht hatte, ward ihm sehr übel zu Mut, denn er bedachte, daß er sich ohne Gewinn in solche Gefahr gestürzt und zum Ausreißer geworden war. Und es blieb kein Zweifel, wenn er jetzt zurückliefe und sich selbst anzeigte, daß er dann grausam würde zerdroschen werden; wenn er das aber nicht thäte, daß er dann des Todes schuldig geworden sei.

Zuletzt beschloß er, lieber der Gefahr zu trotzen, der er entrinnen konnte, als die sicheren Stockschläge zu erdulden und das schlimmere Übel der sehnenden Not unter den Augen der Frau, die ihn so sehr betrogen hatte. Darum lief er nun immer vorwärts gegen Morgen zu, bis er nach dreien Tagen ins Stolpische kam, wo er geboren war. Wenn ihn der Weg durch ein Dorf führte, raubte er und stahl, was er konnte, und niemand wagte, sich dessen zu erwehren, denn es waren nur noch sehr wenige Leute in den ausgefressenen Dörfern.

Sobald er aber seine eigene Heimat erreicht hatte und den Hof, der sein gewesen war und nun leer stand, fiel ihm das letzte Kaninchen ein, das sie ihm einst geschlachtet hatten; und zugleich mußte er an das Kindchen seiner Wirtin denken mit den lachenden Augen und an das seidenzarte Blondhaar der schönen Frau selber, das er doch niemals hatte streicheln dürfen. Und in diesen Gedanken bewältigte ihn eine übergroße Sehnsucht, daß er gleich sein Leben hätte lassen mögen um ihren Anblick oder ein Lachen ihrer roten Lippen. Und er kehrte alsbald wieder um und lief, so schnell er konnte, die Straße gegen Kolberg zurück.

Am dritten Tage dieser Rückreise ward er von streifenden Reitern aufgegriffen und kam so als ein eingefangener Ausreißer wieder vor seinen Obristen.

Da es sich nun unwiderleglich erfand, daß dieser Loseke Muckerwitz um einer liederlichen Magd willen fahnenflüchtig geworden war und er überdies auch nicht einen roten Heller aus dem Hause, darein er gelegt war, für den Herrn Obristen heraustribuliert hatte, so ward er ohne Gnade nach gutem Kriegsrecht verurteilt, durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden, sich selbst zur Strafe und anderen zum heilsamen Exempel.

Als er nun auf den Galgenberg hinausgeführt war und die Menge freudig umherstand, denn es war den frommen Bürgern eine Lust, daß einmal ein Wallensteiner gehenkt wurde, fragte man ihn wie üblich, ob er noch einen letzten Wunsch habe, der erfüllt werden könne.

Er besann sich nur wenig und sagte sogleich gelassen: „Ja, ich möchte das kleine Kind meiner Tribulierwitib noch einmal auf den Armen halten."

Die Leute verwunderten sich dieser seltsamen Bitte und wußten nicht, was sie daraus machen sollten; die meisten aber meinten, er wolle nur ein wenig Zeit gewinnen und noch Luft schöpfen, da doch das Kind erst aus der Stadt mußte geholt werden. Der Obrist aber, welcher auch zugegen war und sich das Schauspiel nicht entgehen ließ, entschied, solch ein einfältiger Wunsch könne dem armen Sünder nicht wohl geweigert werden, und schickte Leute, das Kindchen herbeizuschaffen.

Als diese nun kamen und Frau Käthe, welche zu Hause geblieben war, vernahm, daß ihre Kleine dem Bösewicht unterm Galgen sollte auf den Arm gelegt werden, schrie sie laut auf und fand des Jammerns kein Ende, denn sie glaubte nicht anders, als er würde aus Wut und Rache das Würmchen erdrosseln oder sonst abthun; Besseres konnte sie sich von diesem Menschen nicht versehen.

Die Männer überwältigten sie aber, entrissen ihr das Kind und trugen es fort, und als sie wehklagend hinterher lief bis auf den Richtplatz, nahm man sie und hielt ihr den Mund zu, daß sie mit ihrem Schreien die Feierlichkeit nicht stören sollte.

Loseke Muckerwitz empfing das Geschöpfchen, schaukelte es sachte ein wenig hin und her, tippte ihm mit dem Finger auf den Hals, und als es lachte, wischte er sich mit dem Ärmel die Augen ein bißchen aus, küßte es leise und sagte zärtlich: „Ei, du mein weißes Kaninchen!"

Wie das die Frau Käthe sah, riß sie sich mit Gewalt von den Wächtern los, warf sich durch die Menge und fiel dem armen Sünder weinend um den Hals, indem sie ihn auf den Mund küßte. Und als er ihr das Kind wiedergegeben hatte, sagte sie leise: „Leb wohl, Hans, ich bin dir doch gut!" Und ihre Augen lachten ihn durch die Thränen heimlich an.

Da lief er mit einem Jauchzen selbst die Leiter hinauf, nahm die Schlinge um den Hals und that einen solchen Freudensprung in die Tiefe, daß er flugs das Genick brach und aller Sorgen ledig war.

Das war des Tribuliersoldaten Loseke Muckerwitz klägliche Leidenschaft und seliges Ende. Es ist möglich, daß ihm im Himmel einiges von seinen Sünden vergeben ist; und wenn er katholisch gewesen wäre, so hätte er das Fegefeuer gespart, weil er es schon auf Erden durchgemacht hatte.

Der Herr Obrist von Fünfkirchen aber verliebte sich vor Rührung über diesen Ausgang unverzüglich in die schöne Witwe so sehr, daß er fast seines gesamten Verstandes verlustig ging; und als er etliche Wochen nachher mit seinem Regimente aus Kolberg abberufen wurde, hatte er alles Gut an sie verloren, das er hier und anderwärts in pommerischen Landen gestohlen hatte.



Manfred, König von Sicilien.

Hinterlassene Studie

von

Ludwig Steub.

Mit Einleitung von Cajus Möller.

Hat jemals das viel gemißbrauchte Wort „geistreich“ seine richtige Anwendung gefunden, dann auf den Altmeister der deutschen Novelle, Reisebeschreibung und ethnographischen Studie Ludwig Steub, der am 16. März 1888 sechsundsiebzig Jahre alt zu München die Augen geschlossen hat. Das launische Schicksal bereitete ihm mehr Ansehen als Popularität; doch sind unter seinen Novellen „Die Trompete in Es“ und „Die falsche Muttergottes“ als Kabinettstücke der bayrischen Dorfgeschichte anerkannt; nicht in dem Sinne der philosophierenden Auerbachschen Erzählung oder in dem jetzt beliebten „realistischen“ Stile, sondern in demjenigen eines Mannes, der das Volk genau kennt und sich in seinem Herzen ihm verwandt fühlt, aber dabei über demselben steht und deshalb seine Leiden und Freuden in humoristischer Verklärung zu sehen vermag. Ebenso sind die nach der Enttäuschung von 1848 geschriebenen „Deutschen Träume“ das Meisterwerk des zeitgenössischen Romans genannt worden: man übertreibt nicht, wenn man dieselben künftigen Geschichtschreibern als Quelle dafür empfiehlt, wie in den vierziger Jahren der süddeutsche Liberalismus dachte. Gleichfalls ein Quellenwerk in ihrer Art sind die „Drei Sommer in Tirol“, als touristische Schilderung für jenes schönste Land deutscher Zunge noch immer nicht wieder erreicht. Endlich der „Sängerkrieg in Tirol“ hat in den Joseph Streiter, Beda Weber, Johannes Schuler, Sebastian Ruf typische Gestalten jenes bewegten geistigen Lebens gezeichnet, das an Inn und Etsch vor anderthalb Menschenaltern möglich war; jetzt freilich herrscht dort litterarisch und politisch die Ruhe des Friedhofes.

In dem vorstehenden haben aus der reichen schriftstellerischen Wirksamkeit des Verewigten nur ganz wenige Blüten angeführt werden können. Ludwig Steub war eine Vereinigung verschiedener weit entlegener Elemente; ein derber und kluger bayrischer Schwabe, auf den aber in der Jugend ein Abglanz hellenischen Wesens gefallen war und dessen erste litterarische Eindrücke überdies den Stempel der Romantik getragen hatten. Nach bestandenem Abiturientenexamen holte sich der altbayrische Jüngling zur Belohnung aus der Münchener Staatsbibliothek Camoens „Lusiaden“; ein heutzutage wohl selten vorkommender Geschmack; das größte Ereignis seines Jugendlebens, das Sekretariat bei dem bayrisch hellenischen Regentschaftspräsidenten Grafen Armansperg in Nauplia und Athen 1834/36, hat seiner Darstellungsweise einen Hauch antiker Klarheit und Reinheit geliehen, der bei dem meist ungefügen Stoff gelegentlich befremdend, häufiger überraschend anmutig wirkt; das Lösungswort dieses Gegensatzes ist ein in glänzend feinen Farben spielender Humor. Der natürlichen Anlage kam in dieser Beziehung eine heutzutage seltene Selbstkritik zu Hilfe; die Lektüre seiner gedruckten Sachen war in den meisten Fällen dem Leser ungleich erfreulicher als diejenige der Manuskripte und Korrekturen dem Setzer.

Die im folgenden aus dem Nachlasse des Verstorbenen mitgeteilte Studie ist älteren Datums, im Jahr 1853 für den „Österreichischen Lloyd“ in Triest geschrieben, wie es scheint, als Konkurrenzarbeit für eine historische Preisaufgabe; doch wären dann andere Bewerber glücklicher gewesen. Der Stoff wird für alle Zeiten sein Interesse behaupten, der Kampf zwischen König- und Priestertum, „Agamemnon und Kalchas“, wie einmal Fürst Bis-

marck im Reichstage gesagt hat. Daneben der poesieverklärte Sohn Kaiser Friedrichs II.; gerade bei den jetzt von neuem eigentümlich verschlungenen Verhältnissen Deutschlands zu dem italienischen Nationalstaat und dem römischen Pontifikat gewinnt derselbe eine fast tagespolitische Bedeutung. Im übrigen wird sicher dieses posthume Kind eines unserer geistvollsten Autoren für sich selber ausreichend das Wort zu führen vermögen.

u winterlicher Jahreszeit vor mehr als sechshundert Jahren lag zu Fiorentino in Apulien auf dem Siechenlager Friedrich von Hohenstaufen, der zweite dieses Namens, römischer Kaiser und König zu Sicilien. Er hatte sein Testament fertigen lassen, seine Sünden gebeichtet, war auch als dem Kirchenbann verfallen vom Erzbischof von Palermo in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen und mit dem heiligen Abendmahl begnadigt worden. Am 13. Dezember 1250 verschied er in den Armen seines jüngsten und teuersten Sohnes, des schönen Manfred, den ihm die herrliche Blanka von Lancia geboren. Er hatte den werten Sprößling noch in den letzten Tagen mit dem Fürstentum Tarent begabt. Der Kaiser selbst ward begraben zu Palermo in dem Dom.

Zwischen dem Kaiser und dem Papst Innocenz IV. hatte bis zu diesem Tage große Feindseligkeit obgewaltet. Das geistliche Haupt der Christenheit ermangelte deswegen nicht, sein Leben froher und freudiger zu empfinden, als ihm der Herr der Heerscharen diesen bösen Feind hinweggenommen. Er schrieb sein Vergnügen in alle Welt; auch an die Herzöge und Fürsten in Deutschland, an die Städte und die Bauernschaften daselbst, sie belehrend, es sei der Tag gekommen, wo sich jeder, der an Christum glaube, von dem Geschlecht des verstorbenen Kaisers entledigen solle. Ein älterer Sohn desselben, Konrad, der mit Rechten als sein Nachfolger im Reiche gewählt und anerkannt war, hielt sich damals in deutschen Landen, zu Regensburg an der Donau, auf. Er fühlte schwer, daß des heiligen römischen Reiches Tragbalken wehmütig und schmerzlich (erbidmeten steht im Manuskript) erbebten und ächzten und das ganze hohe und heilige Haus vom Dachstuhl bis in die Grundfesten auseinanderzugehen drohte. Seine edlen Nachbarn im Schwabenlande pilgerten fleißig nach Lyon und ließen sich dort vom Papst jetzt schon die Güter und Herrschaften verleihen, die König Konrad im Lande seiner Väter noch besaß. So war den meisten daran gelegen, daß der Erbe der Hohenstaufen schwach und unmächtig bleibe, damit ein jeder nehmen mochte, wessen er mächtig werden konnte; etliche gingen ihm gar, doch fruchtlos, an das Leben.

Bis der König der Deutschen selbst nach Welschland käme, suchte unter diesen Umständen der Fürst von Tarent des sinkenden Reiches Ansehen aufrecht zu erhalten.

Unter den Söhnen Friedrichs II. hatte Manfred von der Art des großen Vaters das meiste in sich aufgenommen — er war wohlgestalt und tapfer, heiter, freigebig, geistreich, den Sängern geneigt und mehr noch den schönen Frauen, in den Wissenschaften nach damaligem Vermögen wohl erfahren; selbst den Arabern fiel er auf durch seine Kenntnis des Euklid, des griechischen Mathematikers. Freunde und Gegner, Pfaffen und Laien erkannten gern die Schönheit seiner Anlagen, den Reich-

Vorbemerkung des Verfassers zu König Manfred von Sicilien (1853). Die Hauptquelle der nachfolgenden Erzählung ist Nikolaus v. Jamsilla (Historia im 8. Bande von Muratori, Rerum italicarum scriptores). Da Friedr. v. Raumer eben diesem Gewährsmann gefolgt ist, so war eine gewisse Ähnlichkeit mit der Erzählung des ersteren nicht zu vermeiden. Für den unverhofften Fall, daß die Arbeit zum Druck gelangen würde, glaubt der Verfasser, daß eine kurze Einleitung über den damaligen Stand der Dinge in Deutschland und Italien sehr passend wäre. Die Zeit ist zu kurz geworden, um sie jetzt noch zu fertigen, aber dieselbe kann gegebenenfalls nachgeliefert werden.

tum seines Geistes, das Hohe und Edle seines Herzens.

So ausgerüstet, voll Selbstvertrauen, obwohl erst achtzehn Jahre alt, zog der Fürst von Tarent, um sich des apulischen Reiches zu versichern, von Luceria aus mit seinen Getreuen gegen Neapel. Diese Stadt war nämlich wegen ihrer Treue und der festen Lage bei Kaiser Friedrich sehr beliebt gewesen. Er hatte daselbst gar oft sein Hoflager gehalten und sich einen Palast erbaut. Auch hatte er in die Stadt aus Sicilien viele saracenische Familien übersiedeln lassen, sie mit Häusern, Feldern und mancherlei Freiheiten bedacht. Aus dieser ungläubigen Bevölkerung hob der Kaiser, den die Saracenen als den ersten Helden jener Zeit erachteten, viele streitbare Söldner aus. Sie dienten ihm und seinem Sohne Manfred mit unverbrüchlicher Treue und hielten ihren Eid viel heiliger als die deutschen und welschen Christen der damaligen Zeit, die um jeden schnöden Vorteil ihren Herrn verrieten. Er schickte aber vorsichtigerweise seine Boten voraus, um zu vernehmen, wie die Gemüter gestimmt seien. Die Kundschaft lautete, die Seele der Neapolitaner sei überdrüssig, länger im Banne zu leben; nur wer mit des heiligen Vaters Segen heranziehe, möge sich freundlichen Empfangs getrösten. Manfred hielt nun für gut, mit dem Papste in Unterhandlung zu gehen, verkündete aber zu gleicher Zeit, daß er den König Konrad in Deutschland als den rechtmäßigen Nachfolger des verstorbenen Kaisers anerkenne, forderte auch die Herren und das Volk mit kräftigen Worten auf, diesem ihre Treue zu bewahren. Gleichwohl wird erwähnt, daß es die Deutschen gewesen, die dem Sohn ihres Kaisers die ersten Ungelegenheiten zuwege gebracht. Er hatte nämlich ein Fähnlein dieser Nation unter ihrem Hauptmann Hagen nach Troja, eine Stadt Apuliens, in Besatzung gelegt. Diese Schar zog eines Tages in voller Rüstung gegen Foggia, wo Manfred verweilte, stellte sich vor den Mauern der Stadt in Schlachtordnung auf und schickte zum Fürsten um den rückständigen Sold. Manfred sandte ihnen Botschaft, sie sollten vier unbewaffnete Männer in die Stadt gehen lassen, mit denen er bereden wolle, was zu thun sei. Außerdem werde er bewaffnet gegen sie ausziehen und ihnen darthun, daß er des Kaisers Sohn sei. Auf diese beherzte Antwort stellten die Deutschen ihre Forderung ein und zogen mit wenigem vergnügt wieder nach Troja.

Indessen fingen auch die apulischen Städte zu meutern an und ließen sich mit Behendigkeit in die gefährlichsten Unternehmungen ein. Zunächst waren die von Andria wegen mannigfacher Frevel zu züchtigen, die der Fürst aber nur mit leidlicher Buße belegte. Dann begannen die von Foggia, als Manfred auf jener Fahrt begriffen war, plötzlich Wälle und Mauern um ihre Stadt zu bauen, erstaunten aber nicht wenig, als gar bald an einem schönen Morgen der Fürst von Tarent mit seinem Heere vor den Thoren stand. Die Foggianer wandten sich schnell zur Buße. Es kamen die Frauen mit aufgelöstem Haar aus der Stadt und warfen sich, um Schonung flehend, dem schönen Jüngling zu Füßen. Manfred gewährte auch Verzeihung, nur befahl er ihnen, die Wälle wieder niederzuwerfen und für des Heeres Bedarf, der immer größer wurde, eine Geldstrafe zu erlegen.

Nach diesem fand der achtzehnjährige Fürst mit den Bürgern von Barletta zu thun. Diese hatten sich die Obrigkeit in ihrer Stadt ganz neu eingerichtet und gaben auf die Frage, wie sie es mit dem Reiche halten wollten, sehr unsichere Antworten. Manfred überraschte auch sie und war unerwartet mit seinen Reisigen vor Barletta. Da die Bürger gleichwohl sich nicht erklären wollten, vielmehr mit Pfeilen herausschossen, ließ der Fürst seine Mannen die Stadt bestürmen, und als diese wegen des feindlichen Geschosses weniger mutig, als sie sollten, vorwärts drangen, so stieg der Fürst selbst vom Pferde, ging den Seinigen voran, erbrach die Thore mit Gewalt und war einer der ersten, welche die Stadt betraten.

Am selben Tage nahm Berthold, Markgraf von Hohenburg, des Fürsten von Tarent Kriegsoberster, mit bewaffneter Hand die Stadt Avellino, die auch zum Abfall neigte, und so schien die Sonne des Glückes dem tapferen Manfred immer höher steigen zu wollen. Die Städte der Nachbarschaft erkannten, daß er zu übermächtig sei, und ergaben sich einem friedlichen Leben. Zu dieser Zeit kam König Konrad, um die Angelegenheiten seiner Erblande zu ordnen, nach dem mittäglichen Italien. Er war mit seiner deutschen Mannschaft durch die Lombardei nach Padua gezogen, auf venetianischen Schiffen nach Pola in Istrien und von da nach Sipontum in Apulien gesegelt. Dort stieg er ans Land (1252) und wurde von dem Fürsten von Tarent, seinem Bruder, mit schuldiger Ehrfurcht empfangen. Manfred übergab ihm das befriedete Reich, das er bisher als dessen Statthalter verwaltet hatte, und König Konrad dankte dem Jüngling für seine Treue, seinen Mut und seine Weisheit. Es sah das Volk, wie Manfred seinem königlichen Bruder den Steigbügel hielt, aber auch wie dieser den Fürsten von Tarent mit herzlichem Wohlwollen umarmte und neben sich unter dem Traghimmel gehen ließ, unter welchem der König von der Stelle der Landung bis zur Stadt feierlich einherschritt.

Manfred bewahrte auch seinem Bruder unverbrüchliche Treue, obwohl manche Anordnungen, die der König in Apulien ergehen ließ, dem Fürsten von Tarent nicht schmeicheln konnten. Sie eroberten Capua und Neapel, die bedeutendsten Städte des Reiches. Doch König Konrads Tage waren gezählt — er rüstete sich wieder nach Deutschland zu ziehen, schlug im Anfang des Frühjahres 1257 sein Lager auf den Feldern von Cavello, wurde aber von einem jähen Fieber ergriffen und starb dort im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Er wurde zu Messina feierlich begraben.

Sein Sohn Konrad oder, wie die Welschen ihn benannten, Konradin, geboren zu Landshut in Bayern, lebte noch zarten Alters im fernen Deutschland. Um ihm das apulische Reich zu erhalten, übernahm der Fürst von Tarent die Verwaltung mit Einwilligung des Markgrafen Berthold von Hohenburg, der noch zur Zeit Heerführer der deutschen Söldlinge in Unteritalien war und im Lande eine mächtige Hand hatte.

Unterdessen hatte auch Innocenz IV. alles aufgeboten, um seine Anhänger in Unteritalien zu ermutigen und zu erheben. Peter der Rote, Graf von Catanzaro, Statthalter der Hohenstaufen in Sicilien, schickte Botschafter an den Papst und unterhandelte; viele Herren in Apulien erbaten sich heimlicherweise Schenkungen vom päpstlichen Stuhle und versprachen demselben ihre Hilfe. Auch die Heerhaufen der Kirche hatten sich in Bewegung gesetzt und nahten sich drohend den Grenzen des Reiches. Endlich gingen auch dunkle Gerüchte von Verschwörungen, die auf das Leben des Fürsten abzielen sollten.

Unter solchen Gefahren hielt auch Manfred für gut, sich mit dem heiligen Stuhle in besseres Vernehmen zu setzen. Er ließ den Papst durch seine Gesandten bitten, er möge den unmündigen König, wie es dessen seliger Vater letztwillig angeordnet, in den Schoß der Kirche aufnehmen. Sollte der heilige Vater selbst das Land seines Mündels verwalten wollen, so sei er bereit, ihn, jedoch ohne Gefährde des Königs, in dem Reiche aufzunehmen.

Der Papst, welcher unterdessen von Cypern nach Italien gekommen war, vernahm diese Worte sehr gern und folgte der Einladung. Bei Ceprano begegneten sich der Fürst von Tarent und der heilige Vater. Ersterer hielt letzterem den Steigbügel und den Zügel, bis er die Brücke des Garigliano überschritten hatte. Der Papst zog sodann nach Neapel und übertrug die Verwaltung des Landes dem Kardinaldiakonus Wilhelm Fiesko.

Wilhelm Fiesko, der Neffe des Papstes, benahm sich aber bald nicht so fast als Verwalter, sondern als Herr des Reiches, suchte den Gerechtsamen des minderjähri-

gen Königs sowohl, als des Fürsten von Tarent gleichermaßen zu schaden; verlangte gleichsam als König von den Grafen, Baronen und anderen Herren den Eid der Treue und mutete diesen, trotz der kaiserlichen Abkunft, zuletzt auch dem Fürsten von Tarent zu. Manfred entzog sich jedoch diesem Ansinnen, indem er auf das Übereinkommen hinwies, welches er mit dem Papste abgeschlossen hatte und kraft dessen seine und seines Neffen Rechte gewahrt und bis zur Zeit der Mannbarkeit des Mündels an dem Zustand des Reiches nichts geändert werden sollte.

Um diese Zeit begab es sich, daß Manfred auch mit Burrello, dem Herrn von Anglone, in Streit geriet. König Konrad hatte diesen Edlen zum Ritter geschlagen und ihm gnädig eine Herrschaft zurückgegeben, welche ihm Kaiser Friedrich, obwohl aus gerechtem Grunde, abgenommen hatte. Der Fürst forderte nun den Lehenseid von dem Herrn von Anglone, den ihm aber Burrello, der sich der heimlichen Unterstützung des Papstes erfreute, zu leisten verweigerte.

Als nun eines Tages der Fürst von Tarent dem Markgrafen Berthold von Hohenburg, der aus Apulien nach Teano zog, um dort den Papst zu besuchen, entgegenreiten wollte, so sah er in einer Enge des Weges ein Häuslein Reisiger aufgestellt. Manfred, der die böse Absicht erkannte, ließ sich seinen Helm geben und setzte ihn auf das Haupt; seine Begleiter bestiegen die Schlachtrosse und rüsteten sich zum Angriff. Als Burrello, welcher der Anführer der Reisigen war, dies ersah, wandte er sich mit denselben zur Flucht. Einige von Manfreds Begleitern verfolgten ihn. Von einer Lanze getroffen, ritt er schnell nach Teano zurück, wo plötzlich der Lärm entstand, er habe den Fürsten ermordet. Da dieser bei den Bürgern von Teano sehr beliebt war, so erhoben sich diese, um Rache zu nehmen, und erschlugen den Flüchtling in ihren Gassen.

Von da zog Manfred mit seinem Geleite gegen Capua. Nicht ohne Aufregung sah er da, daß ihm viel Volks entgegenkam, darunter auch bewaffnete Reiter. Die gute Absicht dieses Auszugs war ihm zuerst sehr zweifelhaft, bis sie sich aber ihm freundlich näherten und mit Trompeten und verschiedener Musik ihn begrüßten. Sie begleiteten ihn, ohne seiner Bitte um schnellen Durchzug zu achten, mit festlichem Gepränge an die Herberge, in welcher er abzusteigen gewohnt war. Und von da zog er fröhlich entlassen, jedoch schon auf dem Wege wieder von den Feinden beunruhigt, gegen Acerra, dessen Herr sein Freund war.

Markgraf Berthold von Hohenburg, wahrscheinlich ein Bayer, obwohl mit dem Fürsten nahe verwandt, doch mehr auf den eigenen Vorteil als auf den seines Herrn bedacht, war unterdessen, wie wir sagten, aus Apulien kommend, an dem Schlosse zu Acerra vorbeigeeilt und war unter erdichteten Vorwänden einer Unterredung, wie sie Manfred begehrt hatte, listig entgangen. Er möge, ließ er ihm sagen, den Papst mit seinen Gesandten beschicken; dort würde vertragen werden, was zu vertragen sei.

Die Boten, unter ihnen Galvano Lancia, der Oheim des Fürsten, gingen gen Capua, wo der heilige Vater sich befand, gewahrten aber, daß die milde Ansicht, die er früher über den Untergang Burrellos geäußert, durch Bertholds Einreden ganz in das Gegenteil war verkehrt worden. Sie erklärten, daß Manfred, wenn ihm freies Geleit gewährt würde, vor den Richtern des Papstes sich gern stellen wolle, allein sie konnten keine Zusage erhalten. Der Leute Meinung ging dahin: wenn der Fürst nicht zum heiligen Vater käme, so würde ein Heer gegen ihn ausgesendet werden, ihn so lange zu verfolgen, bis er entweder gefangen oder aus dem Lande vertrieben wäre — wenn er aber vor dem Papst erschiene, so würde derselbe entweder unverzüglich in den Kerker geworfen oder aus dem Reiche verbannt oder mit dem Tode bestraft werden.

Galvano Lancia, der die Gesinnung des Papstes gegen den Fürsten schlau erspäht hatte, gab ihm nun durch Botschaft den

Rat, er möge Acerra schleunig verlassen und nach Apulien ziehen. Manfred erkannte seine gute Meinung, nahm den Schein an, als wolle er nach Aversa gehen, wo der Papst erwartet wurde, und machte sich mit mächtigem Gefolge auf gegen Apulien.

Damals war der Stadt Luceria Johannes der Mohr als Manfreds Hauptmann vorgesetzt, ein schwarzer Sklave aus dem Hause des Kaisers, welcher als ein fleißiger und gehorsamer Knabe am Hofe emporgewachsen war. Der Kaiser, der in allem nicht so fast den Ursprung, als vielmehr Sitte und Tugend beachtete, hatte diesen Johannes, obgleich er häßlich und von einer Magd geboren war, zum Diener seiner Kammer und zum geheimen Rate seines Hofes erhoben, König Konrad setzte ihn als Provost über die Stadt Luceria, wo er bald mehr Gewalt ausübte als der König selber. An diesen alten Diener des Hauses schickte nun Manfred und forderte Hilfe. Johann der Mohr versprach sie zwar, allein mehr mit dem Munde als mit dem Herzen.

Der Fürst zog also um Mitternacht aus Acerra. Ihn begleiteten nebst anderen zwei edle neapolitanische Jünglinge, Marino und Konrad Capece, beide wohlbekannt mit der Beschaffenheit der gebirgigen und wilden Gegend. So kamen sie zum Schloß von Monteforte, welches Ludwig, der Bruder Bertholds von Hohenburg, von König Konrad zum Geschenk erhalten hatte. Durch diese Burg ging die Heerstraße hindurch. Da der Ort dem Fürsten nicht ohne Ursache verdächtig schien, so umging er das Schloß und wählte einen Weg über hohe und unwegsame Berge, der nicht allein für Reiter, sondern auch für Fußgänger ungemein schwer zu begehen war. Denn da die Nacht währte, gleichwohl aber der Mond leuchtete, so erschienen die Abhänge der Berge, an welchen der Pfad hinlief, weit fürchterlicher und tiefer, als sie in der Wahrheit waren.

Endlich, nach einer schauerlichen Nacht, erreichte man um das Morgengrauen eine Burg, welche man Liano heißt. Durch diese begann der Fürst seinen Zug zu führen. Es währte aber nicht lange, bis die Einwohner der Feste zusammenliefen und Geschrei erhoben, man wisse nicht, wer die Reisigen seien, und man dürfe in solchen Zeiten Unbekannte nicht durchziehen lassen. Unter diesem Lärm wurden die Thore geschlossen und Manfreds Getreue mußten auf einem engen und schwierigen Pfad dicht unter den Mauern der Stadt ihren mühevollen Weg fortsetzen. Der Stadt Avellino, in welcher der Markgraf von Hohenburg Besatzung hatte, gingen sie vorsichtig aus dem Wege und erreichten bald die Burg von Atoipalda, die den beiden Brüdern Capece zugehörte. In diesem Schloß wurde der Fürst mit großer Ehrerbietung empfangen und mit einem Imbiß bewirtet, wobei die edlen und schönen Frauen seiner beiden Gefährten an seiner Seite zur Tafel saßen, während die Männer es sich zur größten Ehre erachteten, daß der Sohn des Kaisers sich gewürdigt habe, an ihrem Tische Erquickung einzunehmen. Nach dieser kurzen Rast stieg man wieder zu Pferde und kam gegen Abend an ein Schloß des befreundeten Grafen von Acerra, welches Rusco heißt. Auch dort wurde dem Fürsten große Ehre erwiesen, und derselbe übernachtete da in voller Sicherheit, wie sie ihm die Beschaffenheit des festen Ortes gewährte. Am frühen Morgen des anderen Tags stand Manfred schon vor Guardia, einer Stadt des Markgrafen, deren Bürger er herausrief und zu ermahnen begann, daß sie in angestammter Treue ihm auch ferner zugethan sein möchten. Das Volk erzählte ihm dann, daß ein päpstlicher Legat mit zahlreichem Heere bei Ariano stehe, der sie aufgefordert habe, sich der Kirche zu ergeben, außerdem sie am anderen Tage Feindseligkeiten zu gewärtigen hätten. Nach dieser Unterredung lenkte der Fürst mit den Seinigen gegen Ascoli ein. Er sandte vorher einen Boten dahin, um seine Ankunft zu verkünden, welcher aber die Stadt in vollem Aufruhr fand. Auch der Stadthauptmann war schon erschlagen, so daß der Bote das

Schreiben, welches er übergeben sollte, nicht zu zeigen wagte. So sehr nun die Reisigen des Fürsten nach Ascoli trachteten, um den Tod des kaiserlichen Hauptmanns zu rächen und sich selbst in der Plünderung der Stadt für so viele ausgestandene Mühseligkeiten etliche Ergötzlichkeit zu verschaffen, so schien es gleichwohl geraten, auf der Hut zu sein, zumal da auch Nachricht kam, daß Otto, ein anderer Bruder des Markgrafen, mit einem feindlichen Heere heranrücke. Manfred ging daher auf Lanello zu, wo er freudig und ehrenvoll empfangen wurde. An diesem Orte erhielt er auch von Venusia, wo Horaz geboren ist, die frohe Botschaft, daß ihm die Stadt noch treu und ergeben sei, worauf er hinzog und mit Frohlocken empfangen wurde.

Unterdessen war Johann der Mohr von Luceria abgereist, um den heiligen Vater aufzusuchen, wobei er dem Fürsten sagen ließ, daß er mit dem Papst für seinen Nutzen unterhandeln werde. Es war gleichwohl nicht zu verkennen, daß er sich und die Stadt Luceria in die Hand der Kirche übergeben und dem Fürsten so viel Ungemach verschaffen wollte, als in seinen Kräften stand. Manfred schickte sofort in diese Stadt verschiedene Boten, welche mit den Saracenen, die dort waren, alte und vertraute Freundschaft hatten. Diese brachten die Nachricht zurück, daß die Einwohner der Stadt eines guten Willens seien und daß sie sich wunderten, warum der Fürst nicht geradeswegs nach Luceria gekommen, da alle bereit seien, sich und ihre Güter für Schutz und Ehre des Fürsten zu opfern. Manfred beschloß hierauf, sein Glück in Luceria zu versuchen, und machte sich mit wenigen Reisigen gleichsam heimlich auf den Weg. Wollte er nämlich mit allen seinen Bewaffneten den Zug unternehmen, so war, da er zwischen Ascoli und Foggia, welche beide Städte feindselig waren, hindurchziehen mußte, höchlich zu befürchten, daß er sein Ziel nicht unbemerkt erreichen würde.

Es war aber der erste Tag des Novembers zu abendlicher Stunde, als der Fürst sich ein Schwert geben ließ und mit nur drei Knappen zum Thore hinausritt. Bald brach die Nacht herein und mit dieser der Regen, und zwar letzterer so stark, daß sich die Finsternis der Nacht ungemein vermehrte. Die kühnen Männer konnten sich nicht mehr mit Augen sehen und nur durch beständigen Zuruf verhindern, daß sie einzeln sich im Walde verloren. Auch wußten sie nicht, wohin sie gelangen würden, da sie, solange es noch Tag gewesen, die betretenen Pfade vermieden und ihren Weg über öde Felder genommen hatten. So erreichten sie endlich um Mitternacht einen Ort, der Sankt Agapit genannt wird und zwischen Foggia und Luceria mitten innen liegt. Es war dies ein Haus, welches Kaiser Friedrich für die Freuden der Jagd hatte erbauen lassen. Die Irrenden waren durch den Schimmer der weißen Mauern herangezogen worden und betraten getröstet, doch nicht frei von Besorgnis, den stillen Zufluchtsort. Bald lösten sich aber die Gemüter in mutwillige Heiterkeit, so daß sie aus dem Holze des Waldes ein ungeheures Feuer anzündeten, wie es die großen Könige und Fürsten, wenn sie dem edlen Weidwerk oblagen, an jenen stillen Orten geschehen zu lassen pflegten. Obgleich dies Beginnen, wie Nikolaus von Jamsilla, der Geschichtschreiber Manfreds, sagt, tadelnswürdig war, da aus dem Glanz des Feuers, der bis in Foggia und Troja gesehen werden konnte, die Feinde des Fürsten seine Anwesenheit erraten konnten, so ist es doch jetzt geschehen und kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Diese Nacht nun verblieb Manfred mit den Seinigen an jenem Orte, den sie kurz vor Tagesanbruch wieder verließen.

So war denn Manfred bald mit seinen drei Begleitern, deren einer die Sprache der Saracenen wohl verstand, am Thore von Luceria angelangt. In der Stadt war unterdessen die Kunde verbreitet worden, daß einige Reiter übers Feld herankämen, und so hatte sich auf den Zinnen des Thores etliches Volk versammelt. Sofort rief einer der Knappen hinauf und

sagte in saracenischer Sprache: „Seht, der Herr, euer Fürst, der Sohn des Kaisers, ist nach eurem Begehr zu euch gekommen; öffnet ihm daher die Thore und nehmt ihn auf in eure Stadt, wie ihr es schon lange bereitwilligst versprochen habt.“ Da jene aber das Vorgeben bezweifelten, so ritt Manfred, um sich erkennen zu lassen, näher ans Thor heran und wurde auch wirklich erkannt. Alsbald wollten einige von der Besatzung zu Marchisio eilen, welchen Johann der Mohr in der Stadt als seinen Hauptmann zurückgelassen und dem er die Schlüssel derselben übergeben hatte. Dagegen rief nun einer aus dem Volke: „Was wollt ihr von Marchisio, der die Schlüssel nicht hergeben, sondern den Eintritt des Fürsten, soviel er kann, verhindern wird? Der Fürst soll sehen, wie er auf andere Art hereinkomme; sobald er innen ist, wird alles gewonnen sein!“

Es war aber unter dem Thor eine Rinne, durch welche das Regenwasser ablief, so weit, daß ein Mann auf der Erde durchkriechen konnte. So rief nun derselbe Getreue: „Es möge der Fürst durch die Rinne, welche unter dem Thore ist, hereinkriechen, damit wir ihn in der Stadt haben, wie es auch sei.“

Manfred, der das Unanständige eines solchen Einzugs weniger beachtete als die Ernte großen Ruhmes, die aus dieser Erniedrigung zu gewinnen schien, stieg schnell vom Roß und warf sich auf die Erde, um den Weg durch die Rinne zu versuchen. Die Saracenen dagegen, als sie dieses sahen, gerieten in Zorn über ein so demütiges Unternehmen und riefen: „Soll unser Herr so schmählich in die Stadt einkriechen? Erbrechen wir lieber das Thor, damit er hereinziehe, wie es sich einem Fürsten geziemt.“ Alsbald warfen sie sich mit Gewalt auf die Pforten, erbrachen sie, empfingen den Fürsten mit größter Freude und trugen ihn auf ihren Armen bis in die Mitte der Stadt. Alle schrien und jauchzten, alle wollten mit ihm reden und ihn begrüßen, und so mochte er denn froh sein, in dem Sturm des Jubels nicht erdrückt zu werden.

Die Kunde von diesem Ereignis wurde bald zu Marchisio getragen, der sich höchlich wunderte, wie Manfred in die Stadt gekommen sein möge, da er doch alle Schlüssel derselben in Händen hatte. Er ließ nun schnell die Saracenen rüsten, welche Johann der Mohr als Besatzung der Stadt zurückgelassen hatte, und ging selbst wohlbewaffnet aus dem Palast, um mit seiner Mannschaft dem Fürsten, der inmitten zahllosen Volkes herankam, entgegenzutreten. Als sie sich aber auf dem Platze begegneten, drangen die Bürger dergestalt auf den Statthalter ein, daß dieser gezwungen war, vom Pferde zu steigen, seine Waffen abzulegen, sich vor dem Fürsten niederzuwerfen und dessen Füße zu küssen. Hierauf wurde Manfred von dem Volke mit Ehren und Freuden in den königlichen Palast geführt.

Noch zur selben Tageszeit kam Markgraf Otto mit seinem Gefolge gegen Luceria geritten und fragte einen Bauersmann, den er im Felde graben sah, wie die Sachen in Luceria stünden. Als ihm dieser berichtete, daß Manfred in der Stadt sei, stieg in ihm großes Erstaunen und nicht mindere Unruhe auf, so daß er auf seinem Schlachtroß wieder nach Foggia zurücktrabte. Schlimmer noch erging es Johann dem Mohren, als er bald darauf vom päpstlichen Hofe auf der Heimfahrt war — denn diesen zerrissen in Acerenza, auf die Nachricht von den Siegen des Fürsten von Tarent, seine eigenen Söldner und schickten sein Haupt nach Luceria, wo es über dem Thore, das gen Foggia führt, aufgesteckt wurde. Und nachdem nun alles Volk der Stadt versammelt war, so sprach der Fürst selbst vom Fenster des Palastes aus, welches gegen Mittag und Abend sieht, zur Menge, wie es die Beschaffenheit der Dinge erheischte, auseinandersetzend, warum er sich vom heiligen Vater zurückgezogen habe, und wie es sein Wille sei, die Rechte des Königs seines Neffen und die seinigen und die Freiheiten des Reiches und der Städte

mannlich aufrecht zu erhalten und zu verteidigen. Und sogleich ergaben sich alle mit Leib und Gut in den Dienst des Königs und des Fürsten und leisteten den Eid der Treue und der Unterthänigkeit jeder nach seinem Glauben.

Man fand aber in dem königlichen Palast zu Luceria die Truhen Kaiser Friedrichs, des Königs Konrad, des Markgrafen Otto und Johann des Mohren und darinnen viel Gold, Silber, Kleider, kostbare Steine und eine große Anzahl von Waffen. Der Fürst begann nun aus den Schätzen, welche hier gefunden worden, unter die Kriegsleute zu verteilen und ihren Sold auszubezahlen. Auch die deutschen Reiter, welche Johann der Mohr in der Umgegend von Luceria als Besatzung eingelegt, boten dem Fürsten allsogleich ihre Dienste an. Dieser nahm sie willfährig auf und gab ihnen Sold. Selbst viele andere deutsche Kriegsleute, die sich nach dem Tode König Konrads im Reiche zerstreut hatten, fanden sich nun ein und wurden in Dienst genommen. Manchen derselben, welche weder Pferde noch Waffen hatten, ließ der Fürst beides zustellen. Endlich verließen sogar viele Söldner, als sie von der Freigebigkeit Manfreds vernommen hatten, das Heer des Legaten und des Markgrafen und kamen nach Luceria. So vermehrte sich in kurzer Zeit das Heer des Fürsten dergestalt, daß der Schrecken desselben durch ganz Apulien ging.

Der Fürst schrieb nun Lieferungen aus und sandte gebieterisch seine Boten mit Briefen sogar nach Foggia, wo Markgraf Berthold verweilte. Dieser war voll Verwunderung, daß Manfred, der kurz vorher noch so gebeugt und erniedrigt gewesen, sich so unversehens und so hoch erhoben hatte, daß er es wagen konnte, ihm Lieferungen aufzulegen. In seiner Angst wandte sich der Markgraf zur gewohnten Schlauheit, heuchelte die freundlichsten Gesinnungen gegen den Fürsten und ließ ihm schreiben, er möge an der Gnade der Kirche nicht verzweifeln und in der Verzweiflung nichts unternehmen, was die Zwietracht und den Haß vermehren könnte. Auch sandte er ihm wollene und leinene Gewänder zum Geschenk. Diese nahm der Fürst zwar an, da ihm sein eigenes Hausgerät noch nicht nachgekommen war, die Worte des Markgrafen aber ließ er als überflüssig und hinterlistig auf sich beruhen.

Indessen kamen auch bald Gesandte vom Legaten und sprachen von Unterhandlungen. Man wollte am Ufer eines Flusses zusammenkommen, der zwischen Troja und Luceria dahinfließt. Manfred erschien mit seinem Geleite am Gestade und wartete, aber der Legat wollte sich nicht nähern. Der Fürst ritt nun durch den Fluß und bis in ziemliche Nähe der Gegner. Da ihm aber auch so noch niemand entgegenkommen wollte, so wandte er, ihre Verzagtheit belächelnd, sein Roß und kehrte mit seinen Getreuen nach Luceria zurück.

Um dieselbe Zeit lud auch Berthold den Fürsten ein, ihn mit Gesandten zu beschicken. Diese gingen zwar ab und fanden den Markgrafen in Troja, konnten aber nichts ausrichten, da sie das, was er verlangte, nicht gewähren durften.

Da nun Manfred trotz seines guten Willens sich mit seinen Gegnern nicht vertragen konnte, so gedachte er nunmehr seine Kräfte zu versuchen und bestimmte einen Tag, an dem er mit seinem mächtig angewachsenen Heere ins Feld ziehen wollte. Als dieser Tag gekommen war, schickte er vorerst den Grafen Heinrich von Spernaria mit einem Häuflein voraus. Dieses begegnete bald einer anderen Schar, die Markgraf Otto, um Beute zu machen, aus Foggia geführt hatte. Graf Heinrich stürzte sich nun mit den Seinigen mutig auf die Feinde, trieb sie in die Flucht, erschlug einen guten Teil derselben und jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie erst bei Canosa wieder sich sammelten. Mittlerweile zog der Fürst selbst auf Foggia. Die Stadt war zum Widerstand gerüstet und beiderseits begannen bald die Wurfgeschütze zu spielen. Zwei Stunden waren so verflossen, ohne daß der

Fürst einen Vorteil erringen konnte. Um diese Zeit aber nahten sich die Schützen zu Fuß aus Luceria, welche hinter dem voraneilenden Fürsten und seinen Reitern zurückgeblieben waren, und gingen auf die Stadt von einer anderen Seite los. Dort fanden sie keinen Widerstand, und so hatten sie das Kastell geschwind besetzt. Deswegen entstand plötzlich ein Geschrei, die Stadt sei bereits eingenommen. Als der Ruf auch jene erreicht hatte, welche die Mauern gegen den Angriff des Fürsten verteidigten, gaben diese alle Gegenwehr auf und flohen gegen den königlichen Palast in der Stadt. Diese selbst wurde nun der Plünderung übergeben; den Palast aber wollte Manfred nicht weiter bedrängen, weil er dachte, es möchten einige Priester, welche mit dem päpstlichen Heere nach Foggia gekommen waren, sich ebenfalls dahin geflüchtet haben und vielleicht bei einem Sturm mit bewaffneter Hand Unbilden erleiden, was ihm als schreiender Frevel hätte angerechnet werden können. Um ihnen also Gelegenheit zu unbehelligter Flucht zu geben, ging er in der Nacht mit seinem ganzen Heere wieder nach Luceria zurück.

Am anderen Morgen in aller Frühe kam neue fröhliche Botschaft. Zwei Bürger von Troja, von der Gemeinde abgesandt, berichteten, der Legat des apostolischen Stuhles habe, als er den über Foggia errungenen Sieg vernommen, mit seinem ganzen Heere die Stadt aufgegeben und zwar in solcher Verwirrung, daß viele seiner Reisigen die Waffen weggeworfen und ihre Pferde zurückgelassen, andere auf ungesattelten Rossen in schimpflicher Flucht ihre Rettung gesucht hätten. Die Boten von Troja baten sofort demütig, der Fürst möge sich nach ihrer Stadt bemühen und ihnen nicht verargen, daß sie den Legaten und den Markgrafen bei sich aufgenommen, da sie deren Gewalt nicht hätten widerstehen können. Auch Roger von Parisio, der mit dem Legaten nach Troja gekommen und mit der Hut des Kastells betraut worden war, ließ jetzt dem Fürsten ausrichten, er werde das Schloß nunmehr nur für ihn und seinen Mündel besetzt halten.

Alles war voll Freude über diese Nachricht und drängte nach Troja zu gehen, allein Manfred erachtete es nicht für gut, diesem Rufe zu folgen, da er befürchtete, seine deutschen Söldner, die früher, wie berichtet worden, aus dieser Stadt gejagt worden waren, möchten sich im Übermute und aus Rachlust mancherlei Zuchtlosigkeiten hingeben, welche seinem guten Namen schädlich werden könnten. Also erklärte er, es dünke ihm besser, nach Foggia zu ziehen, um nach denen umzusehen, die sich vorigen Abends in den königlichen Palast gezogen hätten.

So erging auch der Befehl, aber als sie jene Stadt noch nicht erreicht hatten, kam schon ein Bote und verkündete, alle, die im Palast gewesen, seien bei Nacht heimlich abgezogen. Die deutschen Reiter meinten die Flüchtlinge noch einholen zu können und setzten ihnen spornstreichs nach, allein es war in weiter Runde kein Fang mehr zu machen. Etliche der Verzagten kamen im Gebirge auf Abwege und wurden bald im Schnee erfroren gefunden.

Unterdessen hatten sich Markgraf Berthold und der Kardinallegat auf der Flucht vereinigt und es kamen beide mit den Trümmern des Heeres erbarmungswürdig zu Neapel an. Dort fanden sie, daß der Papst am dreizehnten Dezember 1254 gestorben war; der Schrecken über die Nachrichten aus Apulien hatte ihm das Leben gekostet. Die Kardinäle und andere Würdenträger des römischen Hofes ergriff aber unter diesen Umständen eine solche Angst, daß sie die Stadt Neapel ohne umzusehen sämtlich verlassen wollten. Auf kräftigen Zuspruch des Markgrafen blieben indessen die Fürsten der Kirche gleichwohl beisammen und erwählten zum Papst den Bischof Raynald von Ostia, der sich Alexander IV. nannte.

Um diese Zeit rief den Fürsten sein Amt nach dem unteren Apulien, indem daselbst die Stadt Oria und das mächtige Brindisi den Gehorsam verweigerten. Er lag lange vor ihren Mauern, beschoß sie

mit Belagerungswerkzeugen, verwüstete die Umgegend nach damaliger Sitte, konnte jedoch die Städte nicht zur Übergabe zwingen.

Während Manfred so am äußersten Rande der hesperischen Halbinsel, den griechischen Gestaden gegenüber beschäftigt war, machte Peter der Rote viel von sich reden. Dieser Mann war in Armut an den Hof Friedrichs II. gekommen, hatte sich aber dergestalt emporgeschwungen, daß er des Kaisers Haushofmeister, Marschall, geheimer Rat und zuletzt Statthalter von Sicilien und Calabrien wurde.

In dieser Würde war er zwar dem Fürsten von Tarent untergeben, allein er achtete seine Befehle nicht, sondern that lieber, was ihm selber gut dünkte. Manfred hielt es gleichwohl für geraten, ihn nicht weiter zu stören, damit er nicht zu offener Feindschaft überginge.

Zur Zeit nun, als Manfred in Luceria war und sich nach der Hilfe seiner Freunde umsah, schickte er den Gervasius von Martina und den Johannes von Terracina nach Sicilien und forderte den Statthalter auf, mit ihm festzustehen für die Rechte des unmündigen Königs. Man kam auch zu einem Vertrage, laut dessen jedoch der Fürst nicht sein Vorgesetzter, sondern gleichen Ranges mit ihm sein sollte. Damit mußte sich Manfred für jetzt zufrieden geben.

Kaum war aber dieses geschehen, als in Sicilien Unruhen ausbrachen. Die meisten Städte kündeten nämlich dem Statthalter den Gehorsam auf und gingen daran, sich unabhängig zu machen. Nur die Bürger von Messina bewahrten ihm ihre Treue. Als aber der Graf von Catanzaro nach manchen Unfällen im Inneren des Landes nach dieser Stadt zurückkehrte, brach auch da ein Aufruhr los. Die Bürger wählten Leonhard von Aldigerio zu ihrem Kapitän; Peter mußte eine Anzahl fester Schlösser in Sicilien, auch das von Messina und von Reggio in Calabrien, den Aufrührern überlassen, welche sie im Namen des Königs besetzt halten wollten. Der Statthalter durfte zufrieden sein, mit seinem Hauswesen und seinen Schätzen unbehelligt nach Calabrien zu entkommen.

Dort gedachte er wieder des päpstlichen Stuhls und vermeinte seinem sinkenden Ansehen wieder aufzuhelfen, wenn er das Land Calabrien der Kirche übergebe. Auch ließ er schon zu diesem Zwecke Gesandte abgehen an den römischen Hof. Zu dieser Zeit hatte aber auch Manfred seinen getreuen Kundschafter, Gervasio von Martina, in dem Lande, und als dieser das, was heimlich vorging, berichtet hatte, entsandte der Fürst alsbald eine genügende Schar von Reitern und Reisigen zu Fuß, um sich der Landschaft zu versichern. Hauptmann derselben war Konrad Truich, ein Deutscher. Als diese Mannschaft herankam, wurden die Städte und Schlösser Calabriens schwierig und lehnten sich zu gunsten Manfreds gegen den Statthalter auf. Peter der Rote fand nirgend mehr weder Aufnahme noch Hilfe und mußte bei Nacht in einer elenden Barke nach Neapel entfliehen, wo damals noch der päpstliche Hof verweilte.

Zu dieser Zeit hatten auch die Bürger von Messina vernommen, daß das Heer des Fürsten schon fast ganz Calabrien besetzt hatte, was ihnen sehr mißliebig war, da sie sich selbst in diesem Lande ein größeres Besitztum aneignen wollten. Sie waffneten daher einen zahlreichen Auszug, setzten über die Meerenge und kamen bis Seminara. Hier stellte sich ihnen Konrad Truich entgegen, griff sie mutig an, schlug ihren Anführer mit einem Streich vom Pferde und warf sie in schimpfliche Flucht. Nach dieser Niedertage ergab sich auch Reggio dem Heere des Fürsten, und so war er Herr geworden von ganz Calabrien bis an die Meeresenge.

Unterdessen war Manfred eifrigst der Belagerung von Oria und Brindisi obgelegen, hatte aber diese Städte noch nicht bezwingen können, als die Kundschaft kam, daß Oktavian, der Legat des apostolischen Stuhles, ein großes Heer aufgeboten und sich nach Apulien hin in Bewegung gesetzt hatte. Bei dieser Nachricht gab der Fürst

die Belagerung auf und zog nach Luceria, wo er schnell zahlreiche Mannschaft sammelte, teils aus den Einwohnern der Gegend selbst, teils aus den deutschen Söldnern, die in Apulien allenthalben zerstreut waren. Auch die Saracenen waren wieder dienstbereit zur Hand und wollten mit dem Fürsten ausziehen. Sie und die deutschen Söldner wußten sich überhaupt gut zu vertragen und nannten sich gegenseitig „Gevatter" (compare).

Von Luceria zog der Fürst sofort in das Feld und dem Legaten entgegen. Indessen kam es diesmal nicht zur Schlacht, da der Legat ein befestigtes Lager eingenommen hatte und Manfred sich viel zu schwach fand, um das weit überlegene Heer der Gegner angreifen zu können. Er versuchte zwar verschiedentlich, seinen Feind aus den Verschanzungen hervorzulocken, allein es gelang ihm nicht. In dieser Zeit war auch ein anderes Heer versammelt worden, welches der Erzpriester von Padua nach Calabrien führen sollte. Peter der Rote war bestellt, mit dem neuen Erzbischof von Cosenza ebendahin zu gehen. Schon verbreitete sich in dieser Stadt auf Peters Anstiften das Gerücht, es sei derselbe mit zwölf Galeeren und einer unendlichen Menge Bewaffneter gelandet. Das päpstliche Heer und Otto von Hohenburg sei ebenfalls nicht mehr ferne. Auch von Brindisi sei eine Flotte ausgelaufen, Gervasio von Martina dagegen gefangen, der Fürst selbst bei Guardia im Felde geschlagen worden. Und wirklich war auch Peter der Rote mit dem Erzbischof bei San Lucido, einem Schlosse, welches von Cosenza fünfzehn Meilen entfernt ist, ans Land gestiegen und hatte die Einwohner von Cosenza zur Übergabe auffordern lassen. Unterdessen versammelten sich viele Bauern vom Seegelände und aus den nahgelegenen Dörfern, welchen der Erzbischof eröffnete, daß er vom heiligen Stuhle die Gnade erhalten, sie zum Schutze der Kirche mit dem Kreuz zu bezeichnen und ihnen denselben Ablaß zu erteilen, wie ihn jene gewonnen hatten, welche ins gelobte Land gezogen. Mit Hilfe solcher Scharen wurde sofort Cosenza besetzt, konnte aber gleichwohl nur wenige Tage gehalten werden. Die Anhänger Manfreds hatten nämlich allerlei List ersonnen und streuten, wie vorher Peter der Rote, falsche Gerüchte aus, als sei eine Verschwörung gegen ihn im Werke, als sollte er im Schlosse zu Cosenza verbrannt und seine Frau, welche noch in Santo Lucido verweilte, gefangen genommen werden. Der Graf von Catanzaro konnte sich einer großen Angst nicht erwehren, ritt eines Morgens heimlich ans Meer hinab und freute sich, glücklich entronnen zu sein. Gervasio von Martina dagegen war schnell zur Hand, nahm Cosenza wieder und eilte den römischen Gästen bis Santo Lucido nach. Allein Peter und der Erzbischof hatten mit ihrem Geleite bereits wieder ihre Galeere bestiegen. Sie versuchten zu Tropea und zu Messina eine Landung, mußten sich aber, allenthalben abgewiesen, zuletzt nach Lipari zurückziehen.

Während dies in Calabria geschah, stand der Fürst mit seinem Heere auf jenem Hügel zwischen Guardia und Frigento, den Angriff des päpstlichen Heeres erwartend. In diesen Tagen kam aber auch ein Marschall des Herzogs von Bayern, der der Oheim des jungen Königs war, aus Deutschland in Apulien an, mit friedlichen Aufträgen von jenem und der Königin Elisabeth, Konrads Witwe, an den Fürsten und an den römischen Hof. Da man also eine Ausgleichung des obwaltenden Zwistes erwarten konnte, so wurde zwischen dem Fürsten und dem Legaten ein Waffenstillstand abgeschlossen. Manfred verließ mit seinen Getreuen fröhlich die Beschwerden des Lagers und ritt gen Unterapulien, um auch diese Landschaft in der Treue zu bestärken; zugleich auch, um sich in der Annehmlichkeit der Städte von den Mühseligkeiten des Krieges zu erholen. Der päpstliche Legat und Berthold von Hohenburg hatten aber kaum vernommen, daß der Fürst aus dem Felde sei, als sie sogleich den Waffenstillstand brachen, nach Foggia zogen und

diese Stadt in unerwartetem Anlauf einnahmen.

Kaum aber hatte Manfred hiervon Nachricht erhalten, als er sich schnell wieder nach Luceria warf, was der Legat, obwohl die Gelegenheit so günstig war, zu besetzen versäumt hatte. Diese Kühnheit verfehlte nicht, den Markgrafen Berthold von Hohenburg in große Verwunderung zu setzen. Nachdem er nun so lange ohne Gewinn und Ehre mit den päpstlichen Heerscharen umhergezogen, so dünkte ihm, es sei unter den Fahnen des Fürsten gleichwohl mehr Ruhm zu erwerben. Er zog daher mit seinem Fähnlein gegen Trani, wo Isolda, seine Gattin, sich aufhielt, die mit dem Fürsten von mütterlicher Seite her verwandt war und deswegen die Unterhandlungen einleiten sollte. Um indessen nichts aufzugeben, ehe seine Angelegenheit geordnet wäre, war er bedacht, alle Städte der Nachbarschaft in den Eid der Kirche aufzunehmen. Auch sandte er dem Legaten, der mit seinem Heere noch immer in Foggia lag, alle silbernen Gefäße, die in den Truhen seiner Gemahlin zu Trani gefunden worden, auf daß den Kriegsleuten der Sold davon bezahlt werden könnte.

Während nun Manfred von Luceria aus die Gegend von Foggia besetzt hielt, ließ ihn der Markgraf ersuchen um freien Durchzug in die Stadt, wo er mit dem Legaten wichtige Dinge, auch zu des Fürsten Nutzen und Ehre, zu verhandeln habe. Manfred, der seinen Worten kein Vertrauen schenkte, wies das Ersuchen zurück. Der Markgraf, der seine Absicht durchsetzen wollte, ließ nun zwar dem Fürsten sagen, er habe den Gedanken aufgegeben, blieb auch noch etliche Tage am Meere, zog dann aber in einer Nacht von Siponto ab, um beim Morgenrot unbemerkt in Foggia einzurücken. Der Fürst von Tarent hatte jedoch, was vorging, durch seine Kundschafter schnell erfahren und schickte dem Markgrafen 300 Reiter, Deutsche und Saracenen, entgegen. Sie stürzten sich aus einem Hinterhalt beim hellen Mondschein mit entsetzlichem Geschrei, Manfred, Manfred rufend, auf das sorglos daherwandelnde Kriegsvolk. Dieses wurde bei dem Namen des Fürsten von großer Furcht überfallen und wandte sich in schnelle Flucht. Es sollen 2300 Reiter und 1500 Mann zu Fuß gewesen und von diesen 1400 getötet worden sein. Den Siegern verblieben viele Wagen und Vorräte, auch Arzeneien, welche für die Siechen in Foggia mitgeführt wurden. Man fand einen Wagen, der nur mit Fächern beladen war, um den Kranken die Mücken abzuscheuen oder ihnen in der Hitze des Tages Kühlung zuzufächeln. Auch viele Wagen mit Hühnern und anderem Geflügel wurden erbeutet, was nun alles dem Heere des Fürsten zur genußreichen Erquickung diente.

Indessen herrschte in Foggia große Not. Viele der päpstlichen Kriegsleute wurden von Krankheiten dahingerafft und die Hungersnot stieg wegen der Belagerung so hoch, daß man für eine Henne gern ein Roß hingab und selbst um diesen Preis kaum eine finden konnte. Auch der Kardinallegat wurde vom Siechtum ergriffen und bedachte auf seinem Krankenlager, ob es nicht ein Verhängnis sei, daß dem Fürsten der Sieg und die Herrschaft zukommen solle. Er sandte daher an diesen seine Vertrauten und schlug eine Ausgleichung vor. Diese kam auch dahin zu stande, daß der Fürst in seiner und seines Neffen Namen das Reich besetzt halten solle, mit Ausnahme von Terra di Lavoro, welches der Kirche überlassen bliebe. Würde der Papst diese Übereinkunft nicht genehmigen, so sollte es dem Fürsten freistehen, auch jenes Land in seine Botmäßigkeit zu nehmen. Hierbei bat der Legat den Fürsten mit dringendem Ersuchen, daß er auch etliche Edelherren des Reichs, die seit Kaiser Friedrichs Zeiten in der Acht und Verbannung gelebt und jetzt im Heere des Legaten sich befanden, wieder zu Gnaden aufnehmen und die Güter, die ihnen abgenommen worden, zurückgeben wolle. Der Fürst in seinem Edelmute gewährte auch, was der Legat verlangt hatte. Selbst die Markgrafen von

Hohenburg wurden in die Sühne mit aufgenommen, obgleich sie es so wenig verdient hatten.

Der Legat zog nun mit seinem unzählbaren Heere von Foggia ab und nach Terra di Lavoro, während Manfred einen angenehmen und die Ergötzlichkeiten der Jagd sehr günstigen Ort, St. Gervasio genannt, aufsuchte, um in friedlicher Erholung etwas auszuruhen. Er erkältete sich gleichwohl in dieser Waldeinsamkeit und lag, jedoch nur kurze Zeit, krank danieder. In diesen Tagen ließ er Gesandte an den päpstlichen Hof gehen, die den heiligen Vater drängen sollten, sich über den Frieden, der mit dem Kardinal geschlossen worden, auszusprechen. Diese Gesandten wurden am päpstlichen Hofe von einem deutschen Grafen in Kenntnis gesetzt, daß die Markgrafen von Hohenburg, obwohl sie der Fürst so vieler Gnade gewürdigt, gleichwohl wieder sich gegen ihn verschworen und mit einigen Edelherren des Reiches über gefährliche Unternehmungen Abrede gepflogen hätten. Manfred erhielt davon ohne Verzug von jenen feinen Vertrauten Botschaft, und da er auch in seiner Nähe verdächtige Anzeichen gewahrt hatte, so ließ er die Markgrafen fangen und ins Gefängnis werfen.

Unterdessen hatte der päpstliche Hof zur Annahme des Friedens nicht bewogen werden können. Nachdem er früher die Reiche Apulien und Sicilien dem Könige von Frankreich angetragen, stand er jetzt derenthalben mit König Heinrich von England in Unterhandlung. Dieser war, nachdem der Legat von Foggia ohne Erfolg zurückgekommen war, dringend aufgefordert worden, ohne Aufschub Geld, Mannschaft und Feldherren zu senden, was er auch versprochen hatte. Auf seine Hilfe vertrauend, erklärte nun der Papst, obwohl wiederholt um Annahme gebeten, daß er den besagten Frieden nicht genehmigen könne.

Der Fürst von Tarent war indessen nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten und so vielen Siegen in freudigster Stimmung und schrieb auf Mariä Reinigung (13. Februar 1256) eine große Reichsversammlung nach Barletta aus. Die Grafen und Herren, die Bischöfe und Priester, die Obrigkeiten der Städte strömten fröhlich zusammen. Auf diesem Landtage nun wurde Galvano Lancia, des Fürsten Oheim, wegen seiner vielen Verdienste zum Grafen von Salerno und Großmarschall des Königreichs Sicilien erhoben — dagegen Peter der Rote nach dem Urteilsspruch der Barone wegen seiner Verräterei der Grafschaft Catanzaro und der Würde eines Marschalls des Reiches Sicilien entsetzt. Zur selben Zeit wurden auch die Gebrüder von Hohenburg, deren Verschwörung nach den Rechten bewiesen war, durch die Grafen und Barone des Reichs einstimmig zum Tode verurteilt, doch wurde diese Strafe in ewiges Gefängnis umgewandelt und in dieser Haft starben alle drei eines elenden Todes.

Mittlerweile hatten auch die Dinge in Sicilien für den Fürsten, trotz des Bannes, mit dem ihn der Papst belegt, eine günstige Wendung genommen. Federigo Lancia, welchen er nach Calabrien gesandt, hatte diese Landschaft in der Treue erhalten und von da aus auch viele Gemüter in Sicilien dem Fürsten gewonnen. Es war damals auch in Sicilien ein Legat des apostolischen Stuhles mit Namen Bruder Rosinus, ein Franziskanermönch, der eine Zeit lang das Land im Namen der Kirche verwaltete, dann aber, als die Anhänger des Fürsten erstarkt waren, in Palermo gefangen genommen wurde. Auf dieses erhoben die Freunde Manfreds allenthalben das Haupt, und es dauerte nicht lange, bis ihm mit Güte oder Gewalt das ganze schöne Eiland unterworfen war.

Die freudige Botschaft von diesem unerwarteten Wachstum seiner Macht und die Gesandten der unterworfenen Städte erreichten den jugendlichen Helden auf dem Kriegszuge nach Terra di Lavoro, welche Landschaft einzunehmen ihm nun erlaubt schien, da der heilige Vater den oft besagten Frieden nicht hatte annehmen wollen. Kaum war er auch über die Grenze

getreten, als schon die Botschafter der Neapolitaner erschienen, um der Stadt Unterwerfung anzukünden, und kaum war der Fürst in Neapel eingezogen, als auch schon Gesandte von Capua sich stellten, die den gleichen Auftrag vollzogen. Und so ging in wenigen Tagen die ganze Terra di Lavoro an den Fürsten über, am letzten zwei feste Schlösser, in welchen deutsche Kastellane lagen, die noch dem Markgrafen Berthold von Hohenburg anhingen. Jetzt vermeinten auch Brindisi, Oria und andere Städte am Adriatischen Meere, daß es widersinnig sei, dem zu widerstehen, den Gott selbst erhöhe, und ergaben sich dem Fürsten.

So war nun Manfred in unbestrittenem Besitze des ganzen Reiches Apulien, von Capua bis Tarent und Reggio, und nicht minder erkannte Sicilien seine Herrschaft an. Er gedachte daher, auch diese seit seiner Kindheit nicht mehr gesehene Insel zu besuchen, betrat das Land zu Messina und zog, überall mit fürstlichen Ehren bewillkommnet, gegen Palermo.

Um diese Zeit verbreitete sich aber im Reiche das Gerücht, es sei der Neffe des Fürsten, König Konradin, in Deutschland verstorben. Auf dieses hin traten die Grafen und die anderen Großen des Reiches, die Würdenträger der Kirche in Sicilien und die Gewaltboten der größeren Städte zusammen, um den Fürsten einstimmig zu bitten, daß er, der bis dahin im Namen des besagten Königs Konrad des Jüngeren das Reich verwaltet hatte, die Krone desselben als König und rechtmäßiger Erbe annehmen möge. So wurde der Fürst nach dem Willen der Stände des Reichs zum Könige erwählt und im Dome zu Palermo nach der Gewohnheit und der Übung seiner Vorfahren im Reiche zu Sicilien durch den Erzbischof von Agrigent feierlich gekrönt. Dies geschah im Jahre des Herrn 1258, den elften des Augustmonats.

Der Papst nahm diese Nachricht sehr übel auf und belegte nun auch den Erzbischof von Agrigent, den Bischof von Sorrent und den Abt von Montecassino mit dem Bann, dieweil sie sich wider Pflicht und Gebühr für den frevelnden Manfred thätig erwiesen.

Jugendlicher Ehrgeiz, Vertrauen auf seinen Stern und die Einladungen der Ghibellinen trieben fortan den jungen König zu Unternehmungen, die ihn über die Marken seines Reiches hinausführten. Bald entsandte er seinen Feldobersten Parcival von Oria in die päpstlichen Lande und ernannte ihn zum Statthalter in der Mark Ancona, dem Herzogtum Spoleto und in der Romagniola. Selbst Tuscien und die ferne Lombardei zeigten sich dem mutigen Fürsten hold — in jenem Lande nahm Graf Jordan von San Severino, in diesem der mächtige Pallavicini den Namen eines königlichen Statthalters an. Papst Alexander starb bald darauf zu Viterbo am 25. Mai 1261. Die Kardinäle erwählten zum Oberhaupt der Kirche den Patriarchen von Jerusalem, Jakob Pantaleon aus Troyes in Frankreich, welcher den Namen Urban IV. annahm. Die Lage der Dinge war sehr schwierig — im Abendlande wie im Orient trug sich vieles zu, was dem Papste Kummer und Leid verursachte.

König Manfred wurde dadurch nicht sonderlich betrübt. Die Macht der Ghibellinen schien in ganz Italien befestigt und soweit das Auge reichte kein Feind, der sie erschüttern konnte. Auch lachte dem jungen Fürsten holdes Liebesglück, der, als seine erste Gemahlin Beatrix von Savoyen frühen Todes verblichen, um Helena, die Tochter des Despoten von Epirus, warb. Sie war siebzehn Jahre alt, von wunderbarer Schönheit, liebreich und anmutig.

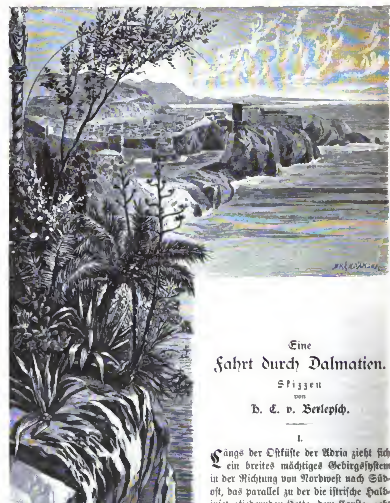
Sie stieg im Juni 1259 zu Trani ans apulische Land, wurde mit Festen empfangen und in den Städten des Landes mit fröhlichen Feierlichkeiten umhergeführt. Kein Zweifel, daß es der schönen Königin am Hofe von Apulien über die Maßen gefallen, denn dieser Hof war damals der fröhlichsten einer im Abendlande. Manfreds heiteres Gemüt begehrte, wenn nicht schwere Zeitläufe die Bethätigung seiner Herrscherkraft erheischten, nach

Lust und Freude, und er selbst war wohl geschaffen, seinen Rittern und Edelfrauen in diesem Stücke als Vorbild voranzugehen. Ein übrigens guelfischer Florentiner aus damaliger Zeit sagt von ihm: „Er war schön am Leibe, wie sein Vater, spielte auf den Saiten und sang. Gerne sah er Gaukler um sich und schöne Frauen; auch kleidete er sich nur in grüne Gewänder. Er war freigebig, höflich und heiter, so daß er sehr beliebt war. Sein ganzes Leben war nach der Art Epikurs, indem er sich um Gott nicht kümmerte und der Kirche und den Priestern feindselig war. Er war ein reicher Herr durch den Schatz, den er von seinem Vater Friedrich und seinem Bruder Konrad erhalten hatte. Das Wappen, welches er führte und trug, war jenes des Reichs, außer daß sein Vater den schwarzen Adler im goldenen Feld führte, er aber im silbernen."

In diese friedlicheren Zeiten fällt auch die Gründung einer neuen Stadt, welche der Fürst in der Nähe des ungesunden Siponto, aber in gesunder Lage auf einem Felsen und an einem guten Hafen erbauen ließ. Er nannte sie nach seinem eigenen Namen Manfredonia. Auch seine Tochter Konstanze, ein Fräulein von großer Schönheit, ward von Peter, dem Sohne des Königs von Aragonien, zur Gemahlin begehrt und mit demselben zu Montpellier getraut (1262).

Indessen sollte auch der König von Sicilien bald verspüren, wie wandelbar das Geschick der Menschen sei, und wie sie oft dem Untergang am nächsten, wenn sie alles erreicht haben, was der Traum der Jugend ihnen vorgespiegelt. Es hatte endlich auch der Papst einen Mann gefunden, der gegen leidliche Bedingungen das Königreich Apulien und Sicilien zu übernehmen bereit war. Er nannte sich Karl von Anjou und war der Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Dieser erschien am 21. Mai 1265 vor den Thoren Roms und hielt einen festlichen Einzug in die erste Stadt der Christenheit. Er erwartete dort sein Heer, welches allmählich durch die Lombardei und über Bologna gegen Rom herabkam. König Manfred rüstete sich und besetzte alle Engpässe seines Reiches, durch welche Karl von Anjou eindringen konnte. Er übergab deren Obhut mit Vorsicht jenen Herren, die er für die getreuesten hielt — allein schon bei Ceperano verriet ihn Graf Richard von Caserta, indem er die Feinde ungestört durch den Engpaß ließ, und in der großen Schlacht bei Benevent, in der er selbst befehligte, während Karl von Anjou an der Spitze seiner Franzosen stand, wehrten sich zwar seine deutschen Reiter mit großer Tapferkeit, allein die welschen Kriegsleute flohen oder gingen zum Feinde über. Der König selbst stürzte sich verzweifelt in das wildeste Getümmel, ward erst nach zwei Tagen unter den Toten wiedergefunden und erkannt. Da er im Bann der Kirche gestorben, so war ihm auch kein Grab in geweihter Erde beschieden; er fand vielmehr seine Ruhestätte neben einer Brücke bei Benevent. Jeder Krieger aus dem feindlichen Heere warf aber, um ihn zu ehren, einen Stein auf den Grabhügel. So war das Ende König Manfreds von Sicilien. Seine Gemahlin, eine Tochter und drei kleine Söhne fielen in die Gefangenschaft Karls von Anjou und starben, letztere erst nach langen Jahren, im Kerker.




Ragusa.

Eine
Fahrt durch Dalmatien.

Skizzen
von
H. E. v. Berlepsch.

I.

Längs der Ostküste der Adria zieht sich ein breites mächtiges Gebirgssystem in der Richtung von Nordwest nach Südost, das parallel zu der die istrische Halbinsel gliedernden Kette, dem Karste, geht und in den Bergformen diesem gleichartig ist, wie denn auch die ganze Schichtung, die unglaubliche Verwitterung des Gesteins die gleichen Erscheinungen zeigt. Der Landstreifen zwischen dieser Kette und dem Meere, im Norden ziemlich breit, gen Südosten immer schmaler werdend, ist Dalmatien, an das im ferneren Verlaufe nach dem Jonischen Meere hin Montenegro und weiterhin Albanien sich anschließt. Der Parallelismus der Gebirgskette mit dem Meere, welches zwischen Italien und den westlich vom Balkan gelegenen Landstrichen, dem alten Illyrien, eingebettet liegt, hat im Laufe der Zeit ein eigentümliches Bild hervorgerufen, indem eine unendliche Zahl von größeren und kleineren Inseln,

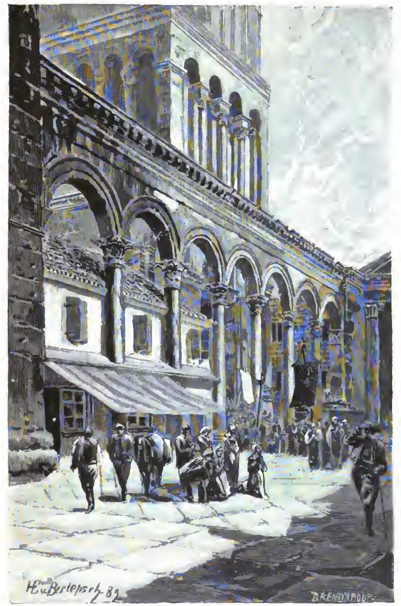
deren Längsachse mit dem Festlande so zu sagen durchweg parallel geht, der Küste vorgelagert sind; so werden weitverzweigte Wasserstraßen geschaffen, die überall wieder ihre Mündungen nach der offenen See hin haben. Es ist deshalb auch leicht erklärlich, warum diese Bodengestaltung für eine handel- und schiffahrttreibende Bevölkerung seit jeher von hoher Bedeutung gewesen ist und es vielleicht in künftigen Tagen wieder in erhöhterem Maße sein wird, als es gegenwärtig der Fall. Seitdem Österreich das Hinterland zu dieser Küste provisorisch mit Waffengewalt besetzt hat und für die vordem vom Meere abgeschnittenen Länder Bosnien und die Herzegowina nunmehr der Weg nach diesem hin geöffnet ist, wird ohne Zweifel das dalmatinische Küstenland einem erneuten, wenn auch nicht neugestaltenden Aufschwunge weg sich jener großen Bewegung vollständig angeschlossen hat, die mit Macht an den Pforten der Zukunft pocht und nur von jenen als ein Hirngespinst dargestellt wird, die gleich dem Vogel Strauß ihren Kopf unter den Flügeln bergen wollen. Ich meine die große Frage der Einigung vereinzelter oder aller slavischen Stämme. Einsichtsvolle Beurteiler dieser Bestrebungen selbst auf slavischer Seite haben den Panslavismus mehr als eine „historische Entdeckung“ denn als eine praktisch durchführbare Idee bezeichnet, und sicher ist auf jeden Fall, daß die Entwickelung, welche einerseits auf byzantinischer Tradition, andererseits auf katholisch-feudalen Principien beruhte, ganz fundamental verschiedene Resultate zu Tage fördern mußte. Auch ist es durchaus nicht wahrscheinlich, daß die politische Einigung der Slaven momentan eine „nie dagewesene



Punta Bianca.

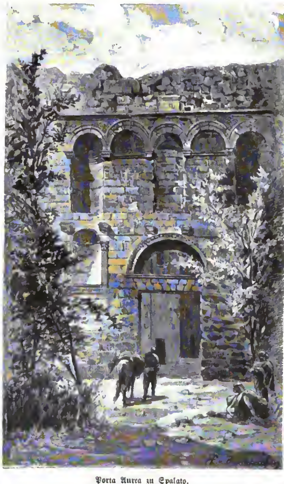
entgegengehen, und an zwei große Kulturepochen, welche über diesen Boden hingegangen sind, wird sich der Beginn einer dritten knüpfen. Dies dürfte um so eher der Fall sein, als das Volk durch- Kultur“ zur Folge haben würde, wie gewisse Propheten behaupten. Nimmt man gerade in Dalmatien alles das weg, was unter italienischem Einflusse entstand, so bleibt für die Slaven verzweifelt wenig

übrig. Indessen werden sich diese, wie es alle Völker zu allen Zeiten thaten, die Resultate ihrer Vorgänger zu nutze machen und darauf fußend Neues schaffen. Am nötigen Talente fehlt es nicht. Das ist sogar in überschüssiger Menge vorhanden. Daß es bis zur Stunde nicht geweckt wurde, daran trägt das Volk selbst keine Schuld, und es kann daher auch nicht als befremdende Thatsache angeschaut werden, daß jetzt, wo das Bewußtsein allmählich erwacht, ein radikales Abschwenken von den bisherigen aufgezwungenen Anschauungen sich geltend macht. Daß mit dem Momente, wo die selbständige Einigung von Kroatien, Dalmatien und Slavonien zur Thatsache wird, für Österreich eine weitere centrifugale Macht von Bedeutung geschaffen ist, liegt klar auf der Hand, um so mehr als dort die Verschiedenheiten der Sprache nicht derart sind, daß man stark getrennte Gruppen konstatieren und aus dem Vorhandensein solcher den Schluß ziehen könnte, es werde wie bisher beim alten verbleiben. Ganz mit Unrecht hat man Dalmatien bis jetzt wie ein Stiefkind behandelt, ihm jene Segnungen und Ehren nicht zu teil werden lassen, die ein Staatswesen notwendigerweise seinen einzelnen Gliedern angedeihen lassen muß, sollen diese sich zum regierenden System hingezogen fühlen. Und daß gerade die Dalmatiner für solche Dinge im höchsten Grade empfänglich sind, haben sie der Republik Venedig gegenüber bewiesen, deren allerlängst in Treue ausharrende Regimenter sich aus den Braven zusammensetzten, die von der Ostküste der Adria kamen. Österreichs maritime Macht ist ohne diese so zu sagen auf den schaukelnden Wogen geborenen, zähen, wetterfesten und, wie allseitig versichert wird, wie Gold treuen Seeleute ganz einfach in Frage gestellt, und es ist rein unbegreiflich, weshalb man solch ausschlaggebenden Elementen eher entgegenarbeitet, statt sie an den Staat zu fesseln, der ihrer nicht entraten kann. Man begegnet noch heute dem Bauern mit Ackergeräten, die für uns längst in einem Museum als Kuriosa gelten würden. Der dort gebräuchliche Pflug ist das primitivste Instrument, das man sich denken kann, und ihm entsprechen die übrigen beim Ackerbau gebräuchlichen Geräte, denn jene Elemente, welche während Jahrhunderten in Sachen der Bildung das maßgebende Wort redeten, beschäftigten sich mit der Hebung des Volkes im großen und ganzen durchaus nicht. Sie gravitierten nach Italien hinüber und beschränkten sich außerdem lediglich darauf, in den Hafenplätzen ihre Geschäfte abzuwickeln; landeinwärts gedieh ihr Einfluß zu gar keiner Bedeutung. Leider muß dabei auch gesagt werden, daß die Geistlichkeit, so wie sie heute im Lande besteht, mit der Hebung des Volkes und seines Wohlstandes sich durchaus nicht befaßt. Zahlreich sind die Ruinen der Benediktinerklöster, welche in Wahrheit ein Sitz höherer Kultur, dem Lande von außerordentlich förderndem Einflusse waren. Aber es sind eben Ruinen geblieben, und die Benediktiner überließen die Aufgabe anderen, welche, abgesehen davon, daß sie nie an eine ernstliche Lösung dachten, vor einer solchen etwa gestanden haben dürften wie vor einer Sphinx. Doch muß man auch hier die ganz natürliche Frage stellen: Warum sorgte und sorgt dafür nicht der Staat? Die Antwort ist eine einfache, denn im großen ganzen ist der Begriff von den Verpflichtungen des Staatswesens gegenüber seinen Angehörigen noch immer überwiegend der, daß die Glieder, die ernährenden Glieder überhaupt nichts mitzureden hätten, und das Princip „Nehmen ist seliger als Geben" hat gerade in staatlichen Dingen gewiß niemals viele und ernsthafte Widersacher gehabt. Es ist leider eine unumstößliche Wahrheit, daß jenes berühmte l'état c'est moi sich bis in die Gehirnfasern des letzten Subalternbeamten fortgesetzt und zur festen Überzeugung gemacht hat, denn selbst der moderne, sogenannte Rechtsstaat räumt seinen Dienern je nach ihrem Range ganz andere Rechtsbefugnisse ein, als dies beim Nichtbeamten der Fall ist. Daß der gesunde Menschenverstand, soweit einen



Peristyl des Diocletianpalastes zu Spalato.

solchen zu besitzen nicht überhaupt polizeilich verboten ist, sich gegen derlei Zustände



Porta Aurea zu Spalato.

auflehnen muß, liegt ja klar auf der Hand. Es ist hier nicht der Ort, darüber Untersuchungen anzustellen, ob eine Propaganda im rein russischen Sinne vollen Anklang bei dem katholischen Volke der Dalmatiner findet. Ist es der Fall, so sind ihr durch die Verwaltung, durch den schleppenden Geschäftsgang in Regierungssachen, ferner durch die Maßnahmen der Behörden, welche das Volk zum Teil im innersten Wesen getroffen haben, die Wege geöffnet und es tritt möglicherweise jener Fall ein, daß man ein ganzes Volk, welches unter einigermaßen erträglichen Verhältnissen bis zum letzten Mann für den bestehenden Staat eingetreten wäre, mit fliegenden Fahnen ins gegnerische Lager übergehen sieht.

Starre, senkrechte Felsenmauern bilden fast auf der ganzen Länge der Küste das Gestade, an dem bald von der Bora, bald vom Scirocco aufgewühlt die sturmgepeitschten Fluten, in weißen Gischt aufgelöst, donnernd zerstieben. Häufig zeigen sich an diesen unwirtlichen Ufern gewaltige Höhlenbildungen, die dunkel dem Vorbeifahrenden entgegengähnen und ihn an das Ungeheuer Charybdis erinnern, von dem es in der Odyssee heißt:

> Wenn sie die salzige Flut des Meeres wieder hineinschlang,
> Senkte sich mitten der Schlund des reißenden Strudels, und ringsum
> Donnerte furchtbar der Fels, und unten blickten des Grundes
> Schwarze Kiesel hervor.

Doch sind es andererseits gerade diese steilen, unzugänglichen Promontorien, die schützend viele Buchten und Ankerplätze bil-

den und sie vor dem Anprall der Wogen bewahren, so dem Schiffer bei stürmischer See eine sichere Stelle für sein Fahrzeug bietend. Das Land selbst ist im Charakter ungemein abwechselungsreich. Bald dehnen sich unabsehbare graue Trümmerfelder, nur mit magerem Graswuchse Ziegen- und Schafherden kärgliche Nahrung gewährend, über weite Strecken; dann aber giebt es wieder Landstriche, wie z. B. zwischen Spalato und Traù, wo die Rebe das köstlichste feurigste Getränk liefert, Trauben von einer Größe, daß man unwillkürlich an das alt-testamentliche Bild mit den zwei aus Kanaan zurückkehrenden Männern gemahnt wird. Dort giebt der Ölbaum reichliche Ernte, und die Trümmer längst gefallener volkreicher Ansiedelungen sind Beweis von der tausendjährigen Kultur des fruchtbaren Bodens. Weiter gen Süden, an der abgeschlossenen Bucht von Gravosa, ist die Vegetation üppig, reich. Dort ragen von den Abhängen der Berge die mächtigen leuchterartigen Blütenstämme der graugrünen Agave in den blauen Himmel, die Palme erhebt ihre feingezeichnete Krone mitten zwischen uralten dunklen Cypressen, und die immergrüne Eiche wölbt ihre weitragenden Äste über stille Buchten, in denen leise gekräuselt die azurnen Wogen das Boot des Fischers schaukeln. Die mächtigsten aber und großartigsten Bilder landschaftlicher Schönheit bieten die Bocche di Cattaro, an deren Gestade zerfallende Paläste im venetianischen Stile inmitten duftig blühender Gärten stehen. Darüber, erdrückend durch die imponierenden Massen der gewaltigen Felsmauern, erheben sich die kahlen Wände der Krivoscie und der Schwarzen Berge, wo ein mannhaft kräftiges und schönes Volk seit Jahrhunderten die Fahne der Freiheit immer flattern läßt von den Zinnen ihrer uneinnehmbaren Bergfesten, an denen manch türkischer Sturmlauf blutig abprallte.



Erker an der Piazza dei Signori zu Spalato.

Daß an diesen Küsten schon von alters

her ein kriegerisches Geschlecht wohnte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Japyden, Liburner und Dalmater, welche zusammen im Altertum das Illyricum Romanum ausmachten, erst durch Statilius Taurus im Jahre 23 v. Chr. Geburt dem römischen Staate unterworfen wurden. Dieser hatte, gleich wie Venedig im Mittelalter, gewichtige Gründe, das für die Schiffahrt auf der Adria ebenso notwendige als durch seine großen Holzbestände bedeutsame Land sich unterthan zu machen. Mit der Unterwerfung unter die Römer beginnt der erste Zeitabschnitt für Dalmatien, in welchem es kulturell eine Rolle spielt und aus welchem zahlreiche Reste der Architektur sowohl als der dekorativen und gewerblichen Künste auf unsere Tage gekommen sind.

Griechische Kolonisten haben, wie durch gefundene Inschriften dargethan wird, einzelne Punkte der Küste inne gehabt. Der Reichtum des römischen Dalmatiens, das, nach allen übriggebliebenen Resten zu schließen, ein üppig blühendes Land gewesen sein muß, läßt sich wohl aus dem ungehinderten Verkehr mit dem Hinterlande, dem heutigen Bosnien und der Herzegowina, erklären; denn diese Länder standen ebenfalls unter Roms Herrschaft, und es ist nicht recht begreiflich, warum heute, wo Österreich ganz genau im gleichen Falle sich befindet, der ungestörte Handel und Verkehr zwischen der Küste und dem Binnenlande nicht freigegeben wird, sondern geradezu zopfige Zollmaßregeln, die der Reisende oft genug in unangenehmer Weise zu verspüren bekommt, das verhindern, was zur Hebung des Verkehrs in erster Linie nötig ist, nämlich Freizügigkeit innerhalb der verschiedenen Provinzen eines und desselben Reiches.

Der Verfall Roms brachte auch schwere Zeiten für Dalmatien, denn im sechsten Jahrhundert begannen die Einfälle der Slaven, welche erst vereinzelt, dann in Masse einbrachen und sich des Landes wie seiner Reichtümer bemächtigten, die römischen Niederlassungen verwüsteten und so eine gänzliche Verödung der vordem blühenden Provinz herbeiführten. Nachdem zuvor schon germanische Stämme mit dem Schwert in der Faust das Land beglückt hatten, brachen die Slovenen ein, nach ihnen Kroaten und Serben, und seit dieser Zeit ist das Land bis auf wenige Punkte ein durchaus slavisches geblieben. Was bei jenen Kriegs- und Raubzügen nicht dem würgenden Schwerte der hereingebrochenen Barbaren erlag, flüchtete sich in die festen Plätze der Küste und auf die Inseln, und so entstanden eine Anzahl von städtischen Gemeinwesen, die sich selbständig regierten und vielleicht unter anderen als den obwaltenden Umständen zu einem Bunde gleich den Städten der Hansa sich gehoben hätten. Allein die Einflüsse von Byzanz sowohl wie das Wesen der übriggebliebenen römischen Bevölkerung, die keines selbständigen Aufschwunges mehr fähig war, ließen eine solche Neugestaltung der Dinge nicht aufkommen; andererseits aber war die slavische Bevölkerung, obwohl von gesundem Kern, der Kultur doch noch nicht so nahe gerückt, daß sie den Anstoß zu erneuter Blüte zu geben vermocht hätte. Kunstgeschichtlich indessen ist die Entwickelung dieser freien Municipien insofern von Belang, als durch sie eine große Reihe sehr bedeutender Monumentalbauten entstanden, die sich bis in unsere Tage in nahezu unverändertem Zustande erhalten haben ebenso wie die Städte selbst, an denen das Wesen der Altertümlichkeit unverwischt noch heute besteht, denn all diese Orte sahen vor mehreren hundert Jahren gewiß ganz genau ebenso aus, wie es jetzt der Fall ist, nur standen die reichen Palazzi der Patricierfamilien nicht leer, oder es wohnte wenigstens nicht jene Bevölkerungsklasse drinnen, die heute dort ihre zerrissenen Hemden und Strümpfe über die reichskulptierten Marmorbalkone und Pergole zum Trocknen hinhängt und in unsäglichem Schmutze ihr ärmliches Dasein fristet.

Eines Umstandes muß hier noch gedacht werden, der geradezu den ausschlag-

gebenden Einfluß auf die bauliche und künstlerische Entwickelung gab; es ist die Festsetzung der römischen Hierarchie im Gegensatze zu den übrigen slavischen Nachbarvölkern, die bekanntermaßen der griechischen Kirche angehören. Wohl verboten verschiedene Kirchenversammlungen, so jene von 925, 1059 und 1064, die slavische Liturgie in den katholischen Kirchen; Methodius der Slavenapostel wurde für einen Ketzer, die cyrillische Schrift als eine Erfindung der arianischen Goten bezeichnet. Die Liturgie in slavischer Sprache hielt sich gleichwohl, wurde aber völlig nach römischem Muster umgearbeitet und schließlich durch Innocenz IV., der sehr wohl wußte, warum er diese Nachgiebigkeit übte, mittels der Bullen von 1248 und 1252 offiziell bestätigt, womit auch der Gebrauch der glagolitischen Schrift sanktioniert ward.



Aus dem Vestibule des Diocletianpalastes zu Spalato.

Die dritte Epoche endlich, welche historisch sowohl wie kunstgeschichtlich dem Lande eine bestimmte Richtung gab, beginnt damit, daß Ungarn sowohl als das aufblühende Venedig nach der Besitznahme der Inseln wie auch der Küste trachteten. Das Glück wandte sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, bis schließlich die venetianische Republik definitiv die Oberhand behielt und nun für eine lange Reihe von Jahren festen Fuß faßte. Eine selbständige Stellung hatte sich nur Ragusa gewahrt, das, ebenfalls ein Freistaat, eine ganz eigene, originelle Entwickelung nahm und unter anderem eine litterarische Blütezeit erlebte, die, ganz lokalen Charakter tragend, in der Kulturgeschichte der Südslaven einzig dasteht. Dort allein winkt über den Stadtthoren das Bild des heiligen Blasius; überall sonst erblickt man den geflügelten Löwen von San Marko, unter dessen Schutz hier ebenso eine künstlerische Blütezeit sich entwickelte, wie er andererseits auch jenes verruchte Sbirrentum mit sich brachte, das in der Lagunen-Republik so manchen über den Ponte dei Sospiri und nicht wieder zurückführte. Durch das Hereindringen der Türken, welche das ganze Hinterland besetzten, wurden der Küste die Hauptverkehrsadern unterbunden, und dies sowohl als die aussaugende, wälderverníchtende Wirtschaft der Venetianer haben aus Dalmatien das gemacht, was es noch heute ist. Die nach 1797 folgende österreichische Herrschaft dauerte nur ganz kurze Zeit; erst erhielt Italien die Herrschaft, 1809 sodann aber wurde es mit den illyrischen Provinzen Frankreichs verbunden, und da schien in der Person des Marschall Marmont dem Lande ein glücklicher Stern aufgehen zu sollen; mit dem Sturze Napoleons erreichte Österreich endlich das, wonach es schon lange gestrebt; unter dem Namen eines „Königreiches Dalmatien" fiel der



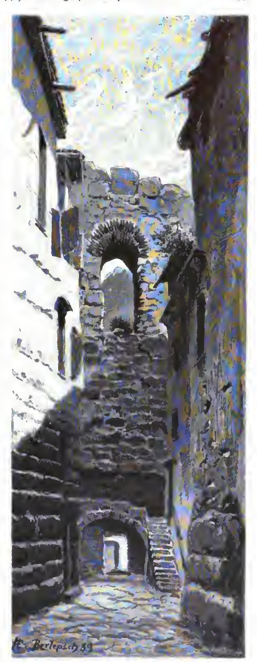
Vom Jupitertempel zu Spalato.

ganze Küstenstrich diesem Staate zu. Was in der Zukunft Schoß liegt, ist noch dunkel. Die einen träumen von einem großserbischen Königreiche, andere wollen ein selbständiges Dalmatien mit engem Anschluß an Montenegro, dritte noch etwas anderes; darin sind aber alle einig, daß eine Änderung der Dinge eintreten müsse. Es ist ganz einfach die Forderung des lebenden Organismus nach freier Atmung, welche — das lehrt die Geschichte in hundert Beispielen — schließlich allen falschen Regierungsmaximen zum Trotz den Sieg davontragen muß.

Während die Baudenkmäler Dalmatiens aus der ersten Epoche der Hauptsache nach römischen Charakter zeigen, neben welchem deutlich auch byzantinische Einflüsse sich nachweisen lassen, tragen jene, die der zweiten Periode angehören und einesteils unter dem Einflusse einheimischer selbständiger Staatswesen, anderenteils aber unter jenem der zeitweise herrschenden ungarischen Regierung entstanden, den ausgesprochenen Charakter der romanischen und gotischen Architektur, welche jedoch ein durchaus nationales Gepräge trägt

und von einheimischen Künstlern gepflegt wurde. Man ist vielfach geneigt, schon in diesen Bauten den dominierenden Einfluß Italiens erkennen zu wollen; die Sucht italienischer Schriftsteller, dies zur vollendeten Thatsache zu machen, beruht auf durchaus irrigen Voraussetzungen, denn die Namen der Meister sind zum Teil wieder aufgefunden worden. Namen wie Guvina, Twerdoi und andere haben mit dem Romanentum durchaus nichts zu schaffen, wenn auch die architektonischen Grundzüge mancher Anlagen auf Ähnlichkeiten mit anderen Monumenten verweisen, die außerhalb des Landes liegen.

Die großartige Entfaltung der Kunst, welche sich im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Venedig vollzog, fand natürlich überall da ihre mehr oder minder bedeutende Weiterentwickelung und Fortsetzung in der Provinz, wo venetianischer Einfluß als maßgebend galt; als mit dem fünfzehnten Jahrhundert die definitive Festsetzung der Herrschaft an der Ostküste der Adria in jedem Punkte eine vollendete Thatsache geworden war, da fanden denn auch selbstverständlicherweise die ausgeprägten Formen einer für sie charakteristischen Kunstausdrucksweise überall freien Eingang, und zwar nach allen Seiten, im Profanbau ebensosehr wie bei kirchlichen Anlagen, im Detail des Ornamentes ebenso wie in der Entwickelung ganzer Fassaden. Daß aber jene Nutzbauten, welche direkt zur Sicherung



Durchgang unter dem Vestibule des Diocletianpalastes zu Spalato.

des Handels und der Herrschaft errichtet wurden, also Festungsbauten, Hafenanlagen und ähnliches, erst recht den gleichen Charakter bekamen, wie er in der Hauptstadt vorherrschte, das liegt klar auf der Hand. Dalmatische Künstler jener Epoche wuchsen direkt unter den großartigen Einflüssen der meerbeherrschenden Kapitale heran, und das ferne Vaterland durfte auf Namen wie Schiavone, Carpaccio, Clovio und andere mehr stolz sein. Wie sehr sich diese Einwirkungen geltend gemacht haben, läßt sich zum Teil noch heute in der dalmatinischen und albanischen Hausindustrie deutlich nachweisen, die neben Motiven einer halbbarbarischen Kunst jene in zahlreicher Weise zeigt, denen man bei einer Fahrt auf dem Canal Grande zu Venedig auf Schritt und Tritt begegnet. Daß in späterer Zeit die Hinneigung zum Barocco auch in der Provinz deutlich sich aussprach, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Es war die Konsequenz des Vorhergegangenen.

Natürlich kann es nicht meine Aufgabe sein, die äußerst zahlreichen Architekturerscheinungen Dalmatiens und ihre geschichtliche Entwickelung auf beschränktem Raume einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Was man im Laufe von Monaten gesehen hat, läßt sich nicht auf einigen Seiten rekapitulieren. Nehmen wir deshalb ein charakteristisches Exempel heraus.

Die bedeutendste Anlage aus römischer Zeit ist, was nicht nur ihre örtliche Ausdehnung, sondern auch ihre Erscheinung als künstlerische Leistung betrifft, der Palast des Diocletian zu Spalato. Weder Rom noch irgend eine andere Stadt Italiens hat ein Werk in solcher Erhaltung im Verhältnis zum Umfange aufzuweisen. Obwohl im Ganzen bereits der Geist der Verfallzeit sich kundgiebt, so liegt doch in der Entwickelung, in der Kolossalität der aufgewendeten Mittel, in der scheinbaren Unzerstörbarkeit der aus mächtigen Quadern aufgebauten Mauern noch ein Stück jenes römischen Geistes, dessen Legionen gegen die Völker des germanischen Nordens in der gleichen Zeit fochten, da ihre Waffenbrüder bei den Säulen des Herkules Wache hielten, im Osten den kampfbereiten Parthern gegenüberstanden oder in den Pässen des Atlas, an den Ausgängen der großen Handelswege aus dem Inneren Afrikas das Feldzeichen mit den vier welthistorischen Buchstaben aufgepflanzt hatten. Was heute noch dem Beschauer an diesem mächtigen Bauwerke imponierend gegenübertritt, eine gewisse Würde und Größe, das fand schon in viel früheren Zeiten einen Bewunderer, der, an die Pracht des oströmischen Hofes gewohnt, sicherlich nicht so leicht durch irgend einen derartigen Eindruck überrascht wurde, dem diocletianischen Palaste gegenüber jedoch mit seinem Lobe nicht zurückhielt. Es ist der Byzantiner Constantinus Porphyrogenetus, der zwar auch nimmer die Totalität der Erscheinung sah, aber von dem einen Heiligtum, dem früheren Jupitertempel, nunmehrigen Dom und Begräbnisstätte des heiligen Domnius, von den Säulengängen davor und den übrigen wohlerhaltenen Teilen in hohem Maße überrascht war.

Hier am Gestade, wo blaue Wogen die meerdurchrudernden Schiffe schaukeln, am Fuße eines sanft ansteigenden Höhenzuges, von dessen Rücken aus der Blick weit über die herrlichen Meeresbuchten zwischen den Inseln Brazza, Lesina und Solta über die unendliche Menge kleinerer Eilande hinausschweift bis zu den Felsen von Lissa und weiter in die offene See, hier verlebte Diocletian den Rest seiner Tage, nachdem er in Gegenwart seiner Heerführer vor der Statue des Jupiter in Nikomedien den kaiserlichen Purpur ab- und in die Hände Maximinians gelegt hatte mit den Worten: Accipe, Jupiter, quod commodasti. Es war dies am 1. Mai 305 nach Christi Geburt. Beide Cäsaren waren im Küstenlande der Adria geboren, Maximinian in Istrien, Diocletian entweder in Dioclea, dem heutigen Zladnitze in Montenegrinisch-Albanien, oder in dem von Spalato $2^3/_4$ Miglien

entfernten Salona. Er war also ein Vollblut-Dalmatiner, der, wie es noch heute diese kühnen Meerfahrer zu thun pflegen, nach bewegtem Leben sein Haupt in heimischer Erde zur Ruhe legen wollte. Der Palast, Palatium, gab dem heutigen Orte den Namen, und sind Bezeichnungen wie Aspalatron, Spalatro u. s. w. direkte Verballhornungen. Das Gebäude, oder sagen wir vielmehr der mauerumschlossene Gebäudekomplex dürfte um das Jahr 305 bereits nahezu vollendet gewesen sein, denn unmittelbar nach der freiwilligen Entsagung vom Throne brach der Mann, der als Sohn eines Sklaven sich durch eigene Tüchtigkeit bis zum Allbeherrscher aufgeschwungen hatte, nach seiner Heimat auf, um dort, wie die Sage will, ein idyllisches Leben als Gärtner zu führen. Die Antwort, welche er den Abgesandten Maximinians gegeben haben soll, als diese ihn zur abermaligen Thronbesteigung aufzufordern kamen, wäre allerdings bezeichnend genug: „Könnte ich eurem Kaiser meine schönen Kohlköpfe zeigen, welche ich selbst gepflanzt habe, er würde mir nicht zumuten wollen, dieses mich beglückende Stillleben mit den wechselvollen Stürmen des Ehrgeizes zu vertauschen.“ Ob die Stimmungen dieses Mannes, der sich, wie bekannt, durch blutige Christenverfolgung auszeichnete, so friedlich waren, mag dahingestellt bleiben, denn wie ziemlich sicher anzunehmen ist, endigte er durch seine eigene Hand. Hermann Lingg hat seinen Tod zum Gegenstande einer zwar räumlich kurzen, poetisch aber reichen, großgestaltigen Dichtung „Die Frauen von Salona“ gemacht. Gelegentlich eines Ganges nach den Ruinen dieser Stadt komme ich noch darauf zurück.

Wer der Baumeister war, wissen wir nicht; indessen darf aus verschiedenen Umständen, soweit sie das Formale der Profil- und Ornamentbehandlung als auch das Konstruktive betreffen, angenommen werden, daß griechische, das heißt byzantinische Einflüsse in eben demselben Maßstabe sich geltend machten wie italienisch-römische. Die Steinmetzzeichen beispielsweise haben fast durchgehend die Form griechischer Buchstaben, während die Ziegel der Kuppel am Tempel römische Stempel aufweisen.

Der Palast, innerhalb dessen die halbe Stadt Spalato steht, zeigt nicht die reiche Abwechselung, welche einst der hadrianischen Villa in Tivoli und anderen kaiserlichen Lustbauten eigen war. Keine Gartenterrassen mit springenden Wassern und üppig blühenden Gehegen wechseln da mit leichten, lustigen Bogengängen und dekorativen Architekturen ab. Die Anlage ist vielmehr eine militärische; sie entspricht vollständig dem System, nach welchem die römischen Castra, die befestigten Lager gebaut wurden und wie sie sich noch bei verschiedenen Städteanlagen, z. B. bei Aquileja, nachweisen lassen. Das gewaltige Viereck, dessen Mauern allseitig durch starke Türme verteidigt sind, hat, wie dies bei solchen Anlagen immer der Fall, zwei rechtwinkelig in der Mitte des Raumes sich schneidende Straßen, wovon die eine von Ost nach West, die andere von Süd nach Nord führt, erstere mit der turmbewehrten Anlage der Porta Änea im Westen und der Porta Ferrea im Osten, letztere mit der reich ausgebildeten Porta Aurea, welche der Porta Decumana beim römischen Lager entspricht, nach Norden, der Argentea gen Süd. Die Länge beträgt 216 Meter, die Breite 179 im Norden, 175 im Süden. Durch das letztgenannte der Thore, das noch sehr gut erhalten ist, führte einst eine breite mächtige Straße zu dem südlichen, mit der Hauptfront dem Meere zugewendeten Teile, welcher die Tempel und die Wohngemächer des Kaisers enthielt. Heute sind dort enge Gassen, inmitten deren bald da bald dort mächtige Pfeiler mit Bogen aus den Häusern heraustreten und so die Grundrißrekonstruktion zum Teil ermöglichten. Ist auch dieser Teil verbaut, durch die seiner Zeit vor den Avaren unter diesen Mauern schutzsuchende Bevölkerung mit Wohngebäuden überdeckt worden, so blieb doch die Hauptsache, der großartige Peristyl mit den beidseitigen Tempelanlagen, dann



Punta di Paludi. Blick gegen die Castella.

das große, architektonisch reich gegliederte Eingangsthor zum eigentlichen Palaste bestehen; sie sind der Glanzpunkt der ganzen Anlage. Hohe korinthische Säulen, deren Schäfte aus ägyptischem Granit bestehen, umschließen auf den Längsseiten einen Platz von 35 : 15 Metern; die südliche Breitseite wird abgeschlossen durch die Vorhalle zum Vestibule, welches selbst ein Kuppelbau mit Nischen ist, 12 Meter im Durchmesser, 17 Meter in der Höhe zählend. Die Steigerung dieser architektonischen Entwickelung, welche man in einem übersehen konnte, läßt darauf schließen, daß auch die darauffolgenden Räume eine dementsprechende Lösung zeigten; doch entziehen sich die dort liegenden Gebäulichkeiten, welche äußerlich wenigstens noch viel antike Fragmente enthalten, der näheren Untersuchung, denn fromme Nonnen, welche in dem Gebäude hausen, verwehren jeglich fremdem Eindringling ein genaueres Vermessen, ein Geschäft, das man also allenfalls durch die Herren Beichtväter müßte verrichten lassen. Die ganze Südseite nach dem Meere hin aber, heute teilweise verbaut und äußerlich durch vorgelegte Halbsäulen deutlich markiert, bildete in der ganzen Länge der Front eine Loggia mit offenen Bogenfenstern; von dort mag der Kaiser wohl oft dem wunderbaren Schauspiele des Sonnenunterganges zugeschaut haben, wenn das Gestirn hinabsinkt hinter den Höhen des Monte Mariano, wenn das ganze Firmament wie von lauterem Golde umflossen scheint, die blauen Abendschatten sich auf Inseln und Festland niedersenken und die leis gekräuselte Fläche des ewigen Meeres einem gleißenden Purpurgewande gleicht, in dem der Schimmer aufgehender nächtlicher Gestirne sich wiederspiegelt.

Kehren wir zurück zu dem großen Peristyl, so zeigt sich da, auf der Ostseite gelegen, eine breite Treppe, welche hinanführt zu dem durchaus gut erhaltenen Jupitertempel, der heute als Dom der Stadt benutzt wird. Das Ganze ist eine Centralanlage, außen achteckig, inwendig kreisrund, in der Höhenentwickelung zweistöckig. Kräftige Mauern, als Sockel ausgebildet, tragen die eigentliche, von einem offenen Säulengang umschlossene Cella, welche ja bei keinem Tempelbau direkt mit dem Erdboden in Berührung steht. Die Cella selbst, außen achteckig, innen kreisrund, hat einen inneren Durchmesser von 13½, eine Höhe von 21½ Metern. Mauernischen wechseln in der Wandgliederung ab mit frei stehenden Säulen, welch letztere ein reich gegliedertes verkröpftes Gebälk tragen. Darüber erhebt sich eine zweite, etwas niedrigere Säulenstellung, auch mit Gebälk, und weiter folgt darauf die durch übereinander angelegte Bogen aus Ziegeln konstruierte Kuppel, welche einst nach außen ebenso sichtbar war wie jene des Pantheon zu Rom. Die heute dort befindliche Bedachung gehört einer späteren Zeit an. Dieser Kern ist umgeben von einer Halle mit vierundzwanzig korinthischen Säulen, über welchen sich in der Höhe der inneren zweiten Ordnung die glatte Steinmauer erhebt. Jedenfalls trugen die Säulen einst eine Kassettendecke, so daß dieser obere äußere Teil der Cellamauer durch sie verdeckt war. Das Ganze ist neben dem schon genannten Pantheon zu Rom jedenfalls der besterhaltene antike Bau dieser Art. Nur an einer Stelle hat eine spätere Zeit wesentlich ändernd eingegriffen. Der Treppenanlage entsprechend muß jedenfalls oben ein Portikus die Verbindung zwischen dem Heiligtum, das nach neueren Ansichten mehr den Zweck eines Mausoleums gehabt hätte, und dem Ausgange vermittelt haben. An seine Stelle hat das Mittelalter einen kolossalen Turmbau gesetzt. Dieser unter der Regierung von Maria von Ungarn, der Gemahlin Karls II. von Neapel, im dreizehnten Jahrhundert begonnene Bau fand seine Fortsetzung unter Königin Elisabeth, Gemahlin des Karl Robert von Ungarn, im fünfzehnten Jahrhundert. Er ist an sich eine Leistung der romanischen Baukunst, die hohes Interesse herausfordert; ein Unglück ist es nur, daß gerade diese Stelle zur Errichtung ausersehen wurde.



Ausgrabungen bei Salona.

Er weicht übrigens in ungemein vielen Dingen von den Grundsätzen der freistehenden romanischen Kampanilen ab, so daß man ihn als ein ganz eigentümliches Glied in dieser Kette ansehen muß. Er besteht aus der unteren Turmhalle, welche über die Treppe zur Cella sich wölbt, aus weiteren vier Stockwerken und einem später dazugekommenen Helm. Der Unterbau folgt den Linien des antiken Baues, dem Sockelgesimse des Peristyl. Auf dreiundzwanzig Stufen, welche in mäßiger Steigung angebracht sind, geht man empor zur eigentlichen Portalhalle, die einen seltsamen und überraschenden Anblick gewährt. Dort liegt eine ägyptische Sphinx aus schwarzem Granit, welche in die Zeit der achtzehnten Dynastie gehört und am Fußgestell die Namen von Gefangenen enthält. Dahinter baut sich das breite romanische Eingangsthor mit der reich gegliederten Architektur des Turmes auf, durch die offene Turmhalle hindurch sieht man auf das Portal der Kirche und die reich geschnitzten Thüren. Die beiden kolossalen Seitenmauern, auf denen der ganze Oberbau ruht, bilden gleichzeitig für diesen das Stiegenhaus. Das ist die Hauptabweichung im Plane von den gewöhnlichen Kampanilen, denn diese haben meistens ein regelmäßiges Viereck als Grundriß, dessen Mauern nach allen vier Seiten gleich stark entwickelt sind, während hier, wie gesagt, es nur zwei sind. So sehr nun auch der Turm in seiner Erscheinung von den antiken Teilen absticht, so ist es doch geradezu wunderbar, wie der Architekt sich den vorhandenen Umständen anschmiegte, manches außerordentlich Günstige sich beim Turmbau zu nutze machte und so die Hallenanlage in nahezu konformer Weise schuf. Unterbau und erstes Stockwerk gehören ein und derselben Zeit an, was darüber kommt, ist zwar in der dekorativen Entwickelung der Außenarchitektur völlig angepaßt, im konstruktiven Teile jedoch wesentlich viel geringer. Unten sind die Fügungen der Steine groß und genau, die Kanten an den Seiten geglättet; oben sind sie viel kleiner und überall mit eisernen Klammern zusammengehalten. Indessen ist selbst die Technik des unteren, wohlgefügten Baues in keiner Weise vergleichbar mit jener der umgebenden Gebäude aus diocletianischer Zeit, und Wilkinson macht deshalb mit Recht die Bemerkung, daß der Turm mit seiner kühnen Bauart gewiß größere Bewunderung erregen würde, wenn er nicht gerade in dieser großartigen Umgebung stände. Erbauer der oberen Etagen war ein Spalatiner Nikolaus Twerdoi; wann die unteren und unter welcher Leitung sie entstanden, läßt sich nur unbestimmt sagen.*

Dem Centralbau selbst, der Cella, wurden auch einige kleine Anhängsel gegeben, so die im Jahre 1770 durch den Erzbischof Gianluca Garagnin angebaute Kapelle des heiligen Doimo, welche beweist, wie wenig der hohe Kirchenfürst vom Wesen der Architektur verstand. Ähnlich verhält es sich mit der durch Sforza Ponzoni angebauten Sakristei, beides Zuthaten, die im Interesse der ganzen Erscheinung des Baues ohne weiteres wegrasiert werden dürften. Natürlich hat die Kirche, indem sie das Kreuz auf die Kuppel setzte, auch im Inneren allerlei geschaffen, was zwar nicht zur Originalanlage gehört, sie aber nicht wesentlich beeinträchtigt und an sich zum Teil von bedeutendem Kunstwert ist. Dahin gehört vor allem das wundervolle Pulpitum, das von sechs Säulen in verschiedenfarbigem Marmor getragen, in seiner dekorativen Ausschmückung eine romanische Ornamentik zeigt, die zum Besten dieser Art gehört. Als eigentlicher Pultträger ist dabei ein Adler mit ausgespannten Flügeln verwendet; er steht auf einer kleinen gewundenen Säule, die ihrerseits auf dem Rücken eines Löwen aufsteht, und dieser hält mit seinen Pranken einen geflügelten Drachen fest. Die Ciborienaltäre, vor allem aber die beiden reich in Relief skulptierten Thüren sind der Be-

* Eine vortreffliche, kurzgehaltene und sachliche Behandlung des ganzen Bauwerkes rührt von Prof. A. Hauser, dem restaurierenden Architekten, her. Wien, Alfred Hölder.

achtung in hohem Grade wert. Die letzteren, ein Holzschnitzwerk von nahezu tadelloser Erhaltung aus romanischer Zeit, dürften in ihrer Art sogar ein Unikum sein; wir kennen auch den Namen des Meisters, der zufällig auf dem Buchdeckel eines Manuskriptes zu Traù mit einer Erklärung genannt ist und Andreas Guvina hieß. Die Italiener machten einen der Ihrigen aus dem Slaven und nannten ihn Gravina. Eine sehr interessante Anlage späterer Zeit sind auch die romanischen Chorstühle, welche seltsamerweise mit jenen zu Cividale im Friaul ungemein viel Ähnlichkeit haben. Merkwürdig ist es, daß jener Apostel des Christentums, der das Heiligtum dem neuen Kultus weihte, San Giovanni da Traù, wie es scheint, an der Gesamtform der Anlage nichts änderte. Es mochte vielleicht der neuen Lehre sogar einen gewissen Glanz verleihen, daß sie in ein so prächtiges Gebäude einzog. Auch das eigentliche Mittelalter hat sich daran nicht wesentlich vergriffen. Erst das achtzehnte Jahrhundert hat hier, wie in gar vielen Fällen, zerstörend seinen Einfluß geltend gemacht. Jener Ponzoni, der die eine Wand behufs eines Anbaues mit Hinweglassung jeglicher konstruktiven Sicherungsmaßregel durchbrechen, sogar den im Inneren rings herumlaufenden antiken Fries schonungslos durchschlagen hieß, hat den schmählichen Ruhm auf sich geladen, Hand an dieses ehrwürdige Gebäude gelegt zu haben. Seine Zeitgenossen beschuldigten ihn sogar geradezu der Absicht, den Tempel zum Einsturz bringen zu wollen. Dies nebenbei.

Während diese imposante Baugruppe den einen Flügel des Peristyl bildet, erhebt sich ihr gegenüber, genau mit der Achse auf das Centrum der Cella und im rechten Winkel zur Achse des Säulenvorhofes gerichtet, ein anderes Gebäude, das der Beachtung nicht minder würdig ist. Die christliche Epoche hat aus ihm ein Baptisterium gemacht. Die einen wollen darin, allerdings ohne greifbaren Grund, einen Tempel des Äskulap erblicken, und als solchen bezeichnet ihn auch gemeinhin der Volksmund. Andere jedoch vermuten in ihm das Mausoleum Diocletians, womit dann natürlich die Voraussetzung wegfiele, der Dom habe ursprünglich einen solchen Zweck zu erfüllen gehabt. Ein vor dem Eingang befindlich gewesener Sarkophag mit der Darstellung der Jagd des Meleager soll darauf hindeuten, denn gelegentlich einer Eberjagd, der Diocletian in seiner Jugend oblag, soll ihm eine Druidin vorausgesagt haben, er würde einst den kaiserlichen Thron besteigen. Daß er dann wirklich den Feldherrn Aper (Eber) erlegte, ist bekannt. Das Gebäude selbst ist vollkommen gut erhalten. Eine breite Treppenanlage führt auch hier auf einen kräftigen Untersatz hinauf, welcher die tonnenüberwölbte Cella mit davorliegender Säulenhalle trägt. Das Gewölbe ist indessen kein gemauertes, vielmehr besteht es aus drei aneinander schließenden großen Steinen, die im Halbkreis ausgeschnitten an der unteren Seite skulptierte Kassetten zeigen. Das Gebäude hat allerdings nicht die imponierenden größeren Verhältnisse des gegenüberliegenden Tempels, doch ist es an sich eine vollendet abgerundete architektonische Erscheinung. Es dient als Baptisterium.

(Schluß folgt.)





Die Feuerprobe.

Novelle
von
Adalbert v. Hanstein.

Richard war Freundschaftsenthusiast und war nicht wenig stolz darauf. Er war freilich in allen Dingen Enthusiast und besaß eine gewisse Meisterschaft darin, die denkbar größten Widersprüche in sich zu vereinigen. Obgleich er es, nachdem er schon ein Vierteljahrhundert in der Welt gelebt, noch zu keinem zielbewußten Streben gebracht hatte, zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß er noch zu großen Dingen berufen sei. Im Geiste hatte er sich schon manches Denkmal gebaut für Thaten, die er erst vollbringen wollte, und so manches Mal, wenn er seinen krauslockigen Kopf im Spiegel besah, schrieb er in Gedanken eine physiognomische Studie über den ursächlichen Zusammenhang zwischen krausem Haar und genialer Veranlagung.

Zeit zu derartigen beschaulichen Betrachtungen hatte er in ausreichendem Maße, denn als der alleinige Erbe frühverstorbener wohlhabender Eltern konnte er zu jeder Zeit das Geld in seiner Tasche klirren lassen. Zu seinem weiteren Amüsement nannte er von jeder Art der ausübenden Künste ein Zipfelchen Talent sein eigen; da er aber vor lauter Muße keine Zeit fand, sich in einer Kunst zu vervollkommnen, so nähte er alle diese Zipfelchen lose zusammen und warf sie als schillernden Rock über seine Schulter. Damit war „das moderne Genie“ vollendet. — So meinte er.

Aber in einer Kunst hatte er's zur Virtuosität gebracht, das war, wie gesagt, sein Freundschaftsenthusiasmus. Wir wollen dem guten Jungen nicht unrecht thun; dieser Enthusiasmus war wirklich; es war vielleicht das einzige in ihm, was er nicht erkünstelt hatte. Aber er wußte sich auch was damit, daß er es noch verstand, einen Freund zu lieben wie weiland Klopstock und seine Jünger. Und das Merkwürdigste war, daß er sich steif und fest einbildete, er sei der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der das noch vermöchte.

So schwelgte er denn in Vorgefühlen eines freudetrunkenen Wiedersehens, als

er auf dem Hange eines kleinen Rasenhügels stand und hinabsah auf das Städtchen zu seinen Füßen, das sich mit blauen Schieferdächern und spitzem Kirchturm aus grünen Büschen emporhob, und von dem aus die leicht ins Rosige schimmernden Schneewellen blühender Apfelbaumkronen sich hinunterdrängten bis an den Rhein, welchen er in der Ferne schimmern sah. Dem guten Richard war das Herz so voll beim Anblick seines kleinen Heimatstädtchens, daß er sich einen Augenblick auf den Rasen niederließ, ehe er seinen Weg fortzusetzen vermochte. Urplötzlich schoß der Gedanke durch sein Gehirn, was er eigentlich in den vier Jahren seiner Abwesenheit zuwege gebracht habe. Da fand er denn allerdings so gut wie nichts. Er hatte in einem fort gewollt, und vor lauter Wollen war er niemals zum Thun gekommen. Aber das schadete ja auch nichts, er wußte doch nun wenigstens genau, was er von jetzt ab wollen wollte. Damit pflegte er oft die aufkeimenden Gewissensbisse über sein nutzloses Leben zu beschwichtigen. Wollte dies Mittel aber einmal nicht helfen, so hatte er noch ein paar andere an der Hand. Vor allen Dingen machte er sich klar, daß dies Leben ein Jammerthal sei, in dem ein rechter Mann es überhaupt zu nichts bringen könnte; daß es sogar eine ganz abgeschmackte Zeitverschwendung sein würde, sich mit so niedrigen Geschöpfen, wie die Menschen — natürlicherweise mit Richards einziger Ausnahme — waren, überhaupt mehr einzulassen. Warum war er denn aber aus seiner Heimatstadt eigentlich fortgegangen? Das war auch so eine Laune des Augenblicks gewesen. Es war ihm auf einmal klar geworden, daß die Luft daheim nicht geeignet war, seine großen Pläne reifen zu lassen; er war zu Schiff, per Bahn und zu Fuß von einer Hauptstadt Europas zur anderen gereist oder, wie er sich ausdrückte, gepilgert, und immer hatte er wieder gefunden, daß die Luft allerorten der endlichen Geburt seiner großen Ideen ungünstig war. Mit Kurierzügen war er herumgesaust; aber das letzte Stückchen Weges hatte er in einer romantischen Anwandlung zu Fuß zurückgelegt. Und da stand er nun auf der Höhe des Weges, und da unten sah er vor sich das geweißte Haus mit der Veranda vor der Thür und dem Garten dahinter, das Haus, in dem er bei den Eltern seines Freundes Max seine Jugend verlebt. Rührung erfaßte ihn, Thränen standen ihm in den Augen, und eine innere Ahnungsstimme — denn auch an dergleichen litt er natürlich öfter — sagte ihm, daß er dort endlich Frieden finden werde.

Schnell lief er den Weg hinunter und stand bald vor der Hausthür. Als er die beiden Steinstufen, die vor dem viereckigen Gebäudekasten als Schwelle lagen, erstieg und eben die Klingel ziehen wollte, versuchte er schnell noch einmal, sich im Geiste zu vergegenwärtigen, wie es hinter dieser Thür aussah. Gerade weil es nur noch eine Kleinigkeit erforderte, um alles das wirklich vor sich zu sehen, machte es ihm Freude, noch einmal das Bild seiner Erinnerung vor sich auftauchen zu lassen, an dem er sich in der Entfernung oft geweidet hatte. Er wußte, daß hinter dieser Thür ein breiter dunkler Hausflur kam, an dessen rechter und linker Seite die Thüren zu den Zimmern sich zeigten, und daß man diesen Gang nur bis zu Ende zu gehen und einen Flügel der großen Doppelthür zu öffnen brauchte, um plötzlich in einen großen sonnigen Saal zu treten, der sich nach hinten in einem Blumenzimmerchen und über die Veranda hinweg nach dem Garten öffnete, und daß zwischen den Gemüse- und Blumenbeeten dieses Gartens hindurch ein langer schnurgerader Weg in ein kleines immergrünes Tannengebüsch führte und in ein reizendes lauschiges Laubenplätzchen. Daß Max und seine Mutter dort vielleicht sitzen würden, ahnte er auch. Aber das konnte er nicht wissen, daß noch eine dritte Person bei ihnen saß.

Die neigte gerade in diesem Augenblick ihr kleines schwarzlockiges Köpfchen, das

weder jung noch alt aussah, aber immer von einem heiteren, neckischen Gesichtsausdruck verschönt wurde, auf eine Stickerei in ihrem Schoße und sagte zu dem langen, blonden, kurzhaarigen, blauäugig treuherzigen Max, der dicht neben ihr seine langen Arme auf ein aufgeschlagenes mathematisches Lehrbuch gelegt hatte: „Nun reden Sie wieder gar nichts. Erzählen Sie mir doch etwas! Mein Gott, ich glaube wirklich, Sie können sich nur mit Zahlen und mathematischen Figuren unterhalten. Aber ums Himmels willen sagen Sie mir nichts vom Lehrsatz des Pythagoras. Dann ist es schon besser, Sie schweigen und erlauben mir allergnädigst, daß ich mein unausstehliches Geplapper noch ein bißchen fortsetze. Es thut mir leid, wenn ich Eure Hochwürden dadurch in Dero erhabenen Spekulationen beeinträchtigen sollte, aber ich kann mir nicht helfen, ich kann es nun einmal nicht ertragen, wenn es um mich herum so still ist." Dabei sah sie gar nicht aus, als ob sie ihrem schweigsamen Nachbar gram sei.

Um Max' Lippen glitt ein Lächeln, das ihm eigentümlich war. Er lächelte nämlich immer, ehe er sprach, mit den Augen ebensowohl wie mit dem Munde, so daß man meinte, es müsse jetzt etwas außerordentlich Geistreiches zu Tage kommen; dabei aber machte er eine Bewegung, als schlucke er den besseren Teil seiner Bemerkung ungesprochen hinunter, und sagte dann so einfach und treuherzig offen wie jetzt: „Ich kann ja nichts dafür, daß ich ein so armseliger Einfaltspinsel bin."

Da machte Leonore aus Scherz mit ihrer Stickerei eine schlagende Bewegung nach seinem Knie zu und rief: „Sie sollen sich nicht immer schlecht machen, Max! Dazu bin ich ja da. Aber kramen Sie doch ein wenig in Ihrem gelehrten Haupte herum. Ist denn darin gar nicht einmal etwas Niedliches und Amüsantes?"

Die Mutter, die gute alte Frau, hatte schon eine ganze Weile zugehört, wie die beiden sich schraubten, und dachte im stillen: Was sich liebt, das neckt sich! Und da sie es gar nicht so ungern gesehen hätte, wenn aus den beiden ein Pärchen geworden wäre, so machte sie manchmal gern eine „Gelegenheit". So stand sie denn auch jetzt auf, behauptete mit ihrer sanften Stimme, sie müsse in der Küche etwas anordnen, und schlenderte den langen Gartenweg hinunter, so daß man noch lange von hinten das hervorstehende Anhängsel ihres Umhängetuches wackeln sehen konnte.

Max bemerkte die günstige Gelegenheit wohl und dankte der Mutter im stillen. Er hatte sich noch niemals früher darüber geärgert, daß er nicht „geistreich" sei; im Gegenteil, er freute sich darüber, denn er war eine gesunde hausbackene Natur, und an ein handfestes Hausgerät gehören keine zerbrechlichen Schnörkel. Aber seitdem Leonore, die Tochter eines verkommenen entfernten Verwandten, bei seiner Mutter im Hause wohnte, hätte er sich schon fast das Herz aus dem Leibe ärgern mögen, daß er ihre schlagfertigen Bemerkungen so wenig zu parieren verstand. Es war ihm im Grunde immer gleichgültig gewesen, wenn die Leute ihn oberflächlich beurteilten und ihn für einen stumpfsinnigen Menschen hielten; denn wer sicher ist, daß er einen Schatz daheim im eisernen Geldschrank bewahrt, dem braucht nichts daran zu liegen, daß die Leute es wissen. Aber mit Leonore hätte er seinen Schatz gern geteilt. Wenn es nur nicht so schwer gewesen wäre, eine Liebeserklärung zu machen!

Diesmal faßte er sich ein Herz und begann: „Ich möchte Ihnen gern etwas sagen, Fräulein Leonore, aber es wird wieder sehr ungeschickt ans Tageslicht kommen." Hier stockte er schon wieder und sah nach ihr hinüber, ob sie etwa mit einer spöttischen Bemerkung dreinschlagen werde. Aber sie war rot geworden und schwieg, als ob sie etwas erwarte, das ihr nicht unangenehm sei und das sie doch nicht beschleunigen wolle. Max war hoch erfreut über diese Entdeckung. Er hatte sogar den Mut, ihre kleine Hand in seine langen Finger zu nehmen und fortzufahren: „Es ist nämlich gar nicht schnell ge-

kommen, sondern ganz allmählich. Ich habe es erst selbst nicht glauben wollen. — Sie wissen ja, was ich für eine langsame — und langweilige Natur bin."

Er hielt wieder eine Weile inne und warf Leonore einen beobachtenden Blick zu. Dieselbe dachte wahrscheinlich bei sich: Wenn er es doch nur endlich herausbrächte! Mein Gott, ich kann ja nicht ja sagen, ehe er nicht gefragt hat! Aber sie sagte natürlich nichts, sondern wurde nur röter und stickte immer eifriger, während Max langsam fortfuhr:

„So würde es ja auch nur ein langweiliges Los sein, was ich — Sehen Sie einmal, für Mathematik interessieren Sie sich freilich nur wenig; aber Sie wissen ja, ich bin kein Büchernarr. Ich glaube, wenn zwei Menschen gut zueinander passen, so etwa wie wir beide — z. B. Sie ziehen mich immer auf, und ich freue mich, daß ich nichts zu antworten weiß. Ich habe mir mein Leben niemals als das eines deutschen Professors vorgestellt. Im Gegenteil, ich möchte am liebsten hier in dem kleinen Landhäuschen wohnen bleiben und in der Stadt eine Anstellung als Lehrer annehmen. Des Morgens nicht allzufrüh aufstehen, meine Zeitung lesen, etwas durch den Garten auf und ab spazieren, in meinen wissenschaftlichen Büchern blättern und mich den Teufel um die ganze Welt kümmern — das ist so mein Ideal. Das heißt, wenn es einem realistischen Sterblichen wie mir vergönnt ist, von Idealen zu reden. Kurz, ich bin so das richtige Urbild eines Philisters, wenn ich nur noch eine Frau Philisterin dazu bekommen könnte!"

Alles das klang so eintönig und trocken wie nur möglich, und wenn sie nicht den festen und doch weichen Griff seiner Hand verspürt hätte, wer weiß, ob sie diese ganze psychologische Auseinandersetzung für eine wirkliche Liebeserklärung aufgenommen hätte; denn den sanften, aber stetigen Blick, den seine großen blauen Augen auf sie richteten, konnte sie ja nicht bemerken, da sie die ihrigen niederschlug. Das Schlimmste aber war, daß Max glaubte, er habe nun das Seinige gethan, und es sei jetzt an ihr, sein mühevolles Werk zu krönen. Daß er ihr eigentlich gar keine Frage vorgelegt hatte, kam ihm nicht in den Sinn.

Ein unglaublicher Mensch! so dachte sie wieder bei sich. Kann er mich denn nicht rund heraus fragen: Wollen Sie mich heiraten oder nicht?

Aber das konnte sie wieder nur denken und durfte es nicht aussprechen. Obgleich sie nun wohl in ihrem Leben noch niemals um eine Antwort verlegen gewesen war, dieser Mensch hatte sie um alle ihre Geistesgegenwart gebracht, und darüber ärgerte sie sich wiederum dermaßen, daß sie fast die Lust verspürte, dem kurzgeschorenen Kopf, der sich immer dichter zu ihr herüberneigte, eine schallende Ohrfeige zu versetzen.

Was konnte beiden daher angenehmer sein als eine Unterbrechung! — Die Mutter war während dieser ganzen Unterhaltung eben bis an das Ende des Gartenweges gelangt, denn alte Frauen lieben es zu schlendern und prüfende Blicke nach links und rechts zu werfen. Und als sie nun gerade, mit der Stricknadel, die sie in der rechten Hand hielt, auf die Knöchel der linken klopfend, bis zu den Stufen der Veranda gekommen war, sprang ihr von oben ein Mensch mit wallendem Lockenhaar und mächtigem Schlapphut entgegen, der mit seinen langen Beinen schnell die paar Stufen hinuntergestolpert war, im selben Augenblick ihre Hände samt der von ihm nicht bemerkten Stricknadel umfaßt hielt und einen Kuß darauf drückte.

„Kennen Sie mich noch, Mutter Kürenberg?" stieß er dabei heraus.

„Sie sind's, Richard? Wie haben Sie mich erschreckt, Sie — Sie alter lieber Wildfang!" Dabei tätschelte sie ihn mit der Hand auf die Backe, drehte sich dann um und rief mit ihrer dünnen, schrillen Stimme durch den Garten: „Kinder, Kinder, der Richard ist hier!"

Aber Richard riß sich los mit den Worten: „Warten Sie, das will ich schon selber besorgen!" und stürmte wie ein

halberwachsener Junge den Gartenweg entlang auf das Gehölz zu, indem er vor sich her schrie: „Hohaho, vallera! Max, du altes Haus, wo steckst du denn?"

Aber als er an den Eingang der Laube gekommen, war Leonore schnell an der anderen Seite hinausgeschlüpft, und der nicht so geschwinde Max stand, den Kopf noch halb voll von seinen Liebesgedanken, wie ein überrumpelter Wachtposten vor seinem freundschaftlichen Gegner, der ihn fast wütend mit den Armen umstrickte.

Der aber rief: „Du altes Ungeheuer, siehst du wohl, wenn ich nicht so beweglich wäre und alle Augenblicke in den Rumpelkasten stiege, würde ich dein verehrtes Angesicht überhaupt nicht mehr sehen! Kann der Herr Professor sich nicht auch einmal aus seiner Mausefalle herausmachen? Komm mal ans Licht, wie siehst du denn aus, du alte verdrehte Schraube!"

Dabei riß er ihn an den Laubeneingang, ohne jedoch die Arme von seiner Schulter zu nehmen, und visitierte ihn mit dem Blicke eines Besitzers, der erfahren will, ob sein Lieblingssklave sich auch nicht herausgenommen hat, während seiner Abwesenheit etwas älter zu werden. Aber die Untersuchung fiel zu seiner Zufriedenheit aus.

„Ganz noch das gute alte langweilige Gestell wie früher! Mensch, so sprich doch einen Ton! Ich bin ja rappelig vor Vergnügen, daß ich dich wiederhabe."

Max, der längst wußte, daß es zu den Eigentümlichkeiten seines leidenschaftlichen Freundes gehörte, seine Liebesäußerungen in burschikose Schimpfworte einzukleiden, drückte ihm fest die Hand und sagte: „Das ist recht, Richard, daß du uns einmal wieder besuchst."

Richard brach in ein gellendes Gelächter aus, dessen überlauter, fast roher Klang ihm ein besonderes Kennzeichen des Kraftgenies zu sein schien, und ließ dies Gelächter allmählich in Worte übergehen: „Natürlich, das ist ja die höchste Äußerung deiner Freude, die du aus dir herauspressen kannst. Aber thut nichts, alter Kerl, wir kennen uns ja. Wenn ich es überhaupt ohne dich aushalten könnte — na, und so weiter! Ich brauche dir wahrhaftig keine Komplimente mehr zu machen; aber das sage ich dir, wenn du nicht hier lebtest, würde ich dies alte Nest gewiß nicht wieder aufgesucht haben. — Daß dein Vater vor einem Jahre gestorben ist, wie du mir anzeigtest, hat mir recht leid gethan. Der gute, prächtige alte Mann!" Hierbei traten ihm wirklich Thränen in die Augen. „Aber," fuhr er dann schnell fort, „was ich sagen wollte, im übrigen kann mir, wie gesagt, die ganze Stadt gestohlen werden. Ich möchte überhaupt am liebsten gleich wieder davonlaufen. Aber das würde mir auch nicht viel helfen, denn seitdem ich jetzt durch die ganze Welt herumgestiefelt bin, giebt es bald keinen Fleck mehr auf der Erde, an dem nicht irgend so ein Fetzen Erinnerung kleben geblieben wäre, über den man sich ärgern muß, wenn man wieder einmal darauf herumtritt. Du weißt ja —"

Jetzt glitt ein leichtes Lächeln um die Lippen des anderen. Es kam dem guten Max unwillkürlich komisch vor, daß Richard nach einer vierjährigen Abwesenheit im ersten Augenblick des Wiedersehens nach seiner alten Gewohnheit schon wieder die langen Reden über sich selbst zu halten anfing, die nie ein Ende nahmen und immer dasselbe Thema behandelten. Da man aber an seinen Freunden bekanntlich die Fehler oft am meisten liebt, so freute sich Max denn auch herzlich über seinen Richard, legte den Arm um seine Schulter und sagte: „Nun komm aber auch zu den anderen. Dann mußt du uns einmal ausführlich erzählen!"

Dabei geleitete er ihn langsam den bekannten Gartenweg hinunter zur Veranda, während Richard einen Augenblick schwieg, um sich seinen Freund zu betrachten, der doch eigentlich ein prächtiger Kerl sei, und auch um sich selbst schnell einige Komplimente zu machen, daß er das tiefe Gemüt des verschlossenen Max unter dessen nüchterner Außenseite

so früh erkannt und seinem Jugendfreunde noch jetzt eine so unerschütterliche Treue bewahre — er, der „genialisch wilde Jüngling", dem prosaischen, aber guten Alltagsmenschen.

Sie erreichten schnell die Stufen der Veranda und erstiegen dieselben Arm in Arm. Oben sahen sie die Mutter, welche ein weißes Tuch über den Tisch breitete, während die Magd eine Flasche Wein und Gläser brachte.

„Sie werden Durst haben, lieber Richard," sagte sie. „Leonore schneidet auch schon Butterbröte."

„Das ist recht," rief Richard. „Die Mutter hat's erfaßt."

Dann lehnte er sich an die Brüstung der Veranda, schlug ein Bein über das andere, warf den lockigen Kopf zurück, heftete das Auge auf die Zimmerthür und wußte, daß er sich so recht schön präsentierte. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so erschien jemand, der ihn bewundern konnte. Es war Leonore, die einen großen Teller mit belegten Butterbröten in der Hand trug. Sie blieb stehen, entschieden überrascht durch den Anblick. Richard sprang schnell auf, drehte sich seitwärts, so daß ihn das volle Licht beschien, und verneigte sich.

Max übernahm die Vorstellung. „Herr Richard Helm und Fräulein Leonore Ulrich, mein Freund und — meine Freundin!" setzte er nachdrücklich hinzu.

„Das ist sehr viel in wenig Worten," schaltete hier die Mutter ein und füllte die Gläser.

„Verzeihen Sie nur, daß ich mich Ihnen so präsentiere," sagte Leonore, die einen Augenblick verlegen wurde, daß sie vor dem schönen, elegant gekleideten Jüngling mit einer Hausschürze und einem so einfachen Teller stand.

Aber wozu wäre Richard der gewandte Gesellschafter gewesen, wenn er nicht schnell einen Ausweg gefunden hätte. „Im Gegenteil," rief er und trat elastisch auf sie zu. „Was kann es Reizenderes geben als eine so anmutig dargereichte Erfrischung!" Und dabei griff er mit seinen schmalen weißen Fingern, die sich eben erst des Handschuhs entledigt hatten, nach einem Brötchen und wandte sich zu Max mit den Worten: „Ich habe nämlich einen ganz kolossalen Hunger."

Max hielt ihm ein volles Glas entgegen und ergriff selbst ein anderes. „Auf gutes Einvernehmen!" sagte er.

„Nein," rief Richard, sein Glas hart an das des Freundes stoßend, „auf ewige Freundschaft! Auf eine Freundschaft, wie sie jetzt aus der Mode gekommen ist, aber wie wir sie halten wollen, alter Junge! Auf eine Freundschaft, die noch einmal sprichwörtlich werden soll!"

Max lächelte fein. „Wie Kastor und Pollux!"

„Nein," entgegnete Richard, „wie Achilleus und Patroklus, du sanfter Genosse meines stürmischen Lebens."

Das sprach er mit Pathos; aber dies Pathos war ihm Natur.

Leonore hatte sich währenddessen gesetzt und sah erstaunt zu ihm herüber. Solch einen Menschen hatte sie noch nicht gesehen. Auch sie nippte an ihrem Glase und fragte dann: „Sie kommen gerade von einer großen Reise, nicht wahr, Herr Helm? Darf ich fragen, wo Sie waren?"

„Überall!" fuhr Richard heraus, stürzte sein Glas hinunter und stellte es auf den Tisch, während Max es wieder füllte. „Rings herum, kreuz und quer, wie es mir eben in den Sinn kam. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein ganz wunderbarer Heiliger bin."

Leonore aber interessierte sich bislang noch für den Heiligen weniger als für seine Reisen. Ihre Augen wurden groß und glänzend, und sie rief: „Erzählen Sie mir doch. Ich möchte so gern einmal in die Welt und komme gar nicht vom Flecke."

Der warme Ton, mit dem sie das sagte, lenkte die Aufmerksamkeit Richards wieder auf sie. Er sah plötzlich in ihre Augen, die ihm so fragend entgegenglühten. Nach seiner Eigenart, sich jäh und plötzlich für etwas zu interessieren, ließ er seine Blicke auf diesen dunklen Augen

haften und dann über die schwarzen dichten Brauen, die weiße Stirn hingleiten, über welcher sich dunkle Löckchen kräuselten. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er diesen Kopf schon einmal gesehen haben müßte. Richtig! Er erinnerte ihn an den Richterschen Kopf des Neapolitaner-Knaben. Wie kam dies italienisch aussehende Mädchen in das Haus seines biederdeutschen Freundes? Hatte man ihm nicht selbst oft gesagt, daß er einen italienischen Typus zeige? Warum wiederholte sich dies Naturspiel an zwei Menschen, wenn sie nicht füreinander bestimmt waren? Wie? Hatte er nicht so eine Art von Ahnung gehabt, daß er jetzt in seiner Heimat — Und war dies Mädchen nicht schön? Schön? — Bildschön, eigenartig schön, interessant im höchsten Grade! Unwillkürlich neigte er seinen Kopf, und auch in seinen Augen leuchtete es auf.

„O, reisen müßten Sie, gnädiges Fräulein, reisen! Das ist ja die Seele des Lebens, wenn sich die Wunder der Natur vor unseren Blicken entfalten, wenn alles, was wir auf der Landkarte an trockenen Namen und Linien uns eingeprägt haben, plötzlich Leben gewinnt! — Als ich zum erstenmal am Fuße eines Gletschers stand, so eines grünen Glasgebirges — als ich zum erstenmal die Häupter der Schneeberge um mich aufsteigen sah, weiß und glitzernd, eins nach dem anderen sie sich in langer glänzender Kette hinauszogen in die ferne dunstige Atmosphäre — Sie glauben nicht, wie frei und groß mir da zu Mute wurde, wie die frische Alpenluft mir alle Skrupel aus dem Herzen fegte! Oder — wie ich zum erstenmal von einem schneeweißen Rügener Kreidefelsen aus den blauen Bogen des Meeres als eine hohe Mauer vor mir aufsteigen sah, die sich links und rechts auf grüne Buchenwälder stützte —"

Dabei hatte er selbst seine Hände auf den Tisch gestützt und bohrte seine Augen in ihren Blick. Sie begeisterte sich bei seinen Worten.

„Sie sprechen ja wie ein Dichter."

„Solche Eindrücke müssen den prosaischsten Menschen zum Dichter machen," versetzte Richard mit einem halb bescheidenen Lächeln, und dann fuhr er immer erregter fort: „Und als ich nun gar vom Col di Tenda hinabgestiegen war an den Felswänden, von denen die wilden Feigenbäume herniederwachsen, an deren Gipfeln oben zwischen graugrünen Olivenwäldern die Dörfer zu kleben scheinen —"

Hier unterbrach die Mutter den Strom seiner Begeisterung, während er gerade eifrig damit beschäftigt war, die von ihm geschilderte Gegend mit seinen unwillkürlich herumfuchtelnden Armen in die Luft zu malen, mit den Worten: „Aber Sie verschmähen ja ganz mein Abendbrot!"

Sie hatte nämlich beobachtet, wie eifrig Leonore Richards Gesicht studierte, das bei der lebhaften Erzählung in fortwährender Bewegung seinen Ausdruck wechselte. Fortgerissen von seinem plötzlich erwachten Gefühl und seinen Erinnerungen, die ihn doppelt mehr erfaßten als jede andere weniger schwärmerisch veranlagte Natur, hatte er sein Pathos vergessen, und seine Worte ergossen sich in einer ihm eigenen schwungvollen Beredsamkeit. Der Mutter war Richards Charakter bekannt, sein schnell einnehmendes, fast berauschendes Wesen, seine glänzende Erscheinung, aber auch seine Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit. Als eine nüchterne Alltagsfrau beurteilte sie ihn härter, als es nötig gewesen wäre, und es hatte sie immer gekränkt, daß ihr guter einfacher Max stets verlor neben jenem. Mit einer gewissen Befriedigung schob sie daher den großen Teller mit Butterbröten mitten in Richards phantastische Begeisterung hinein, und als sie zu ihrer Genugthuung den Poeten wieder echt realistisch kauen sah, fragte sie ihn so recht gutmütig-behäbig: „Na, sagen Sie mal, sind Sie denn durch alle Ihre Reisen eigentlich glücklicher geworden?"

„Glücklich?" sagte Richard, der sich währenddessen gesetzt hatte und den Kopf in die linke Hand stützte. „Ja, ich denke, ich werde es jetzt sein, da ich wieder hier bin in der alten lieben Heimat."

Jetzt lächelte die Mutter überlegen. „Das Glück genießen mein Max und ich alle Tage und haben nicht die Anstrengungen und Mühsale, die Sie sich auf Ihren Reisen machen."

Damit war das Gespräch in ruhigere Bahnen gelenkt. Richard kam es vor, als habe er sich lächerlich gemacht. Es war ihm wieder einmal, als habe er seine Perlen gewissen Leutchen vorgeworfen — Es dauerte nicht lange, so äußerte er, daß er müde sei. Er verabschiedete sich von der Mutter durch einen kühlen Händedruck, von Leonore durch eine stumme Verbeugung und ließ sich dann von Max, der ein Licht anzündete und in die Hand nahm, durch den dunklen Saal auf den Flur hinaus und dann über eine breite Treppe nach seinem Zimmer hinaufgeleiten, dem ersten in einem langen Korridor.

Als Max den Leuchter auf den Tisch gestellt hatte, dessen Flamme das große weitläufige Gemach unsicher beleuchtete, setzte sich Richard auf das Bett und hielt beide Hände seines vor ihm stehenden Freundes fest. Nachdem er ihm lange in die Augen geschaut, sagte er in sentimentalem, fast melancholischem Tone: „So eine alte Jugendfreundschaft ist doch das Beste auf der Welt. Sieh einmal, da fällt mir wieder ein, was ich dir so oft schon gesagt habe — du bist der einzige Mensch, dem ich gern einmal ein Opfer bringen möchte; ja, ich möchte geradezu wünschen, daß wir uns beide einmal in dasselbe Mädchen verlieben möchten, bloß damit ich dir zuliebe zurücktreten könnte."

„Das," versetzte Max mit seinem gewohnten leichten Lächeln, „trau ich selbst dir nicht zu."

„Doch, doch!" rief Richard, wieder lebhaft werdend. „Ich möchte dir so gern einmal einen Beweis davon geben, wieviel höher mir die Freundschaft steht als die Liebe. Aber freilich," setzte er dann lachend hinzu, „das wird wohl unmöglich sein. Du wirst es wohl niemals fertig bringen, dich zu verlieben. Na, schadet auch nichts, bist auch so ein Prachtkerl. Und nun gute Nacht!"

Damit sprang er plötzlich auf, umhalste seinen Freund, küßte ihn und drängte ihn zur Thür hinaus.

„Gute Nacht, Richard!"

Hinter ihm schlug Richard die Thür zu, warf beide Arme in die Luft, riß dann seinen Rock ab und schwenkte ihn ein paarmal hin und her, ehe er ihn auf einen Stuhl schleuderte.

Ich liebe sie! dachte er dabei. „Diese oder keine!" murmelte er dann vor sich hin, ehe er die Weste aufknöpfte, und als er sich auf den Stuhl setzte und die Stiefel auszuziehen begann, dachte er wieder: Der gute Max! Ein solcher Engel wohnt in seinem Hause, und er hat keine Ahnung davon, welchen Schatz er da heben kann!

Max war indessen über die Treppe, durch den Flur und den großen dunklen Saal auf die Veranda zurückgekehrt, von wo aus ihm die Lampe gemütlich entgegenglänzte. Dort saßen die Mutter und Leonore noch beieinander. Sie hatten wenig miteinander gesprochen. Als Richard gegangen war, hatte Leonore gesagt: „Das ist ein schöner und interessanter Mensch!"

„Sie müssen ihn erst kennen lernen," hatte die Mutter kühl erwidert. Dann hatten beide schweigend an ihren Handarbeiten geschafft, jede mit ihren Gedanken beschäftigt.

Als Max nun eintrat, legte die Mutter ihr Strickzeug zusammen, zog die Brillenstäbe hinter den Ohren hervor und griff in die Tasche nach dem Futteral.

„Ich will zu Bett gehen," sagte sie. Damit stand sie auf, drückte den beiden anderen die Hand und trottelte nach ihrer Art durch den dunklen Saal.

Auch Leonore erhob sich; aber als sie einen Fuß auf die Schwelle zum Saal gesetzt hatte, fühlte sie sich plötzlich bei der Hand ergriffen. Sie drehte sich um, und vor ihr stand Max. Sein Gesicht glühte wie sonst niemals, und seine blauen Augen glänzten lebhaft. Sie fühlte, daß seine Hand zitterte. Eine Weile standen sie sich schweigend gegenüber; dann hatte sich Max gefaßt und sagte fest und bestimmt:

„Wir wurden vorhin unterbrochen. Lassen Sie mich ganz kurz und natürlich sein. Wollen Sie mich heiraten?"

Das waren die verhängnisvollen Worte, die Leonore noch vor kurzem herbeigewünscht hatte, und da standen sie nun so nackt und einfach vor ihr mit dem großen Fragezeichen dahinter. Sie begriff selbst nicht, weshalb ihr die Antwort so schwer wurde. Sie sah ihn gütig an, so gütig, wie sie nur vermochte, und dann drängten sich die Worte zwischen ihren Lippen heraus, langsam und jedes einzelne, als ob es besonders belastet wäre: „Lieber Max, ich bin Ihnen sehr gut, ich habe mir auch immer gedacht, daß es einmal so kommen müßte — aber erlassen Sie mir jetzt die Antwort. Ich werde sie Ihnen bald geben, vielleicht morgen schon. Seien Sie mir darum nicht böse. Ich bin überzeugt, daß noch alles zwischen uns gut wird." Damit drückte sie seine Hände herzlich und huschte davon durch den dunklen Saal.

Max blieb noch lange in derselben Stellung stehen. Es war ihm zu Mute, als müsse er sich jetzt in einem Spiegel sehen und über sein eigenes Gesicht lachen. Wie dumm war er gewesen! Seit Wochen und Monaten hatte er geglaubt, daß es zwischen ihm und jener nur einer kurzen Aussprache bedürfe, damit alles im reinen sei. Er hatte niemals Liebesgeschichten gelesen und sich auch nie dafür interessiert. Das Verlieben im Augenblick schien ihm eine Romantorheit. Er hatte darüber gelacht. Lange Zeit hatte er selbst nicht gewußt, wie verliebt er schon war, und als er es merkte, hatte er sich alle Mühe gegeben, seine Gefühle zu bemeistern und sich in Ruhe darüber klar zu werden, wie Leonore von ihm denke. Er hatte bis zum letzten Augenblick gewartet, bis es, seiner Ansicht nach, keine Täuschung mehr geben konnte; er nannte sich selbst einen Esel, und dabei war ihm zu Mute, als ob ihm das Herz brechen müßte. Er trat an den Tisch, goß sich ein Glas Wein ein und trank es langsam aus. Dann starrte er wieder vor sich hin und setzte sich. Er fühlte sich schlaff, mutlos und ohne Wunsch.

„Was sie da gesagt hat, war eine Ausrede," murmelte er in sich hinein und griff, obschon sonst kein Freund vom einsamen Trinken, schon wieder nach der Flasche. Aber als er das wiedergefüllte Glas an die Lippen brachte, setzte er es schnell hin. Es war ihm alles zum Ekel. Er stand auf, trat an die Brüstung der Veranda und starrte in die Nacht hinaus. Über den dichten Buschmassen des Gartens, die nicht mehr zu unterscheiden waren, ragte eine dunkle Pyramide auf; es war eine Pappel, von der er wußte, daß sie weit vom Garten entfernt stand. Er starrte nach ihr hin, ohne an sie zu denken. Vielmehr überdachte er langsam und pedantisch noch einmal den ganzen Tag bis zum Erscheinen Richards. Sollte — nein — es war ja nicht denkbar, daß Leonore so schnell ihre Neigung — Oder war Richards Wunsch wirklich so schnell in Erfüllung gegangen — war Leonore das Mädchen, um das sie sich beide streiten sollten? — Streiten?! — War denn ein Mädchen ein Kampfpreis? War denn nicht die Liebe ein freies Geschenk? Und hatte Leonore eigentlich nicht ganz recht? Was konnte er, der den Schatz seines Herzens nicht in gemünzte Worte zu prägen verstand, was konnte er dem lebenslustigen, schalkhaften Mädchen eigentlich sein? Welches Los konnte er ihr bieten? Für sie war der geräuschvolle Richard und die große Welt, die er selbst verachtete, ohne sie zu kennen. Sicherlich wollte er ihr Herz nicht beeinflussen, vor allen Dingen sollte sie glücklich werden. Peinigen wollte er sie nicht mit seiner Liebe; lieber wollte er — ach Gott, wenn es nur erst überstanden wäre!

Eine ganze Weile hatte er so gestanden und philosophiert, bis auch er sich dem dunklen Zimmer zuwandte. Aber er trug eine Lampe in der Hand, die es hell erleuchtete, und auch in seinem Herzen war es nicht dunkel; denn es ist ein schöner Schmerz, um ein geliebtes Wesen zu leiden.

Am anderen Morgen wachte Richard

auf, wie immer aus tollen Träumen. Aber er hatte sie im Augenblick des Erwachens vergessen, fuhr sich über die Stirn, sprang aus dem Bett und schritt durch das Zimmer, indem er mit den Händen durch die Luft griff. Er war ja daheim bei seinem Max, in seiner Heimat und bei — seiner Leonore. „Ja, meine, meine Leonore!“ rief er, lachte laut auf, griff nach den Kleidern, schritt auf den Waschtisch zu und trällerte ein Lied, während er das Wasser in hohem Bogen aus dem Kruge in die Schüssel goß. Dazu klappte er mit der Sohle des rechten Fußes vergnüglich den Takt. So unglaublich wohl hatte er sich lange nicht gefühlt.

Fünf Minuten später trat er aus seinem Gemach und klopfte an die Thür des Nebenzimmers. Da niemand antwortete, dachte er bei sich: Lassen wir den Langschläfer in den Federn! und stieg die Treppe hinunter.

Unten im Saal, zu dessen Fenstern und Glasthüren jetzt die Morgensonne hell hereinströmte, fand er die Mutter, welche soeben den Kaffee besorgt hatte. Diese schien voll Verwunderung, daß Richard der erste war, der den Weg aus dem Bette gefunden hatte, denn unter einem Großstädter stellte sie sich immer einen Langschläfer vor. Und als sie ihm nun den Kaffee einschenkte, hatte sie ihre Freude an der lebhaften Erzählung des jetzt so frischen Jünglings, der jedoch bald davonsprang, voll Ungeduld, seine Heimatstadt zu sehen.

Als er aus der Thür trat, das Pflaster beschritt und die alten Giebelhäuser vor sich aufragen sah, war diese Ungeduld indes schon halb befriedigt. Eine kurze Gasse führte ihn auf den dreieckigen Marktplatz, hinter dessen altehrwürdigem Rathaus der gotische Kirchturm sich erhob. Nur einen spöttischen Blick warf er dem gegenüber trotzenden roten Backsteinbau des Gymnasiums zu, dem er vor vier Jahren als glücklicher Abiturient entronnen. Da haben wir sie ja wieder, die ganze Alltagsmisere! dachte er, machte Kehrt und stürmte den Bergen zu.

Erst nach zwei Stunden erschien seine Gestalt wieder auf der Höhe des Weges, und als er hinabsteigen wollte zu seiner „heimatlichen Hütte“ und vor sich hinbrummte: „Wart, ich will euch Leben in die Bude bringen!“ stand plötzlich vor ihm ein kleiner untersetzter Mann seines Alters, den jedoch das krause Haar, das unter dem hohen Hut hervorquoll, bedeutend männlicher erscheinen ließ.

Der Kleine sah ihn aus seinen schmalen Augen mit aufblitzender Verwunderung an, während Richard ihn derb auf die Schulter schlug.

„Bist du's, Christian?“

Bei Christian dauerte es eine Weile, bis seine Gedanken die neue Situation erfaßt hatten; aber war dies einmal geschehen und hatte die Leitung vom Gehirn bis zum Munde, die bei ihm etwas langsam arbeitete, erst die Lippen in Bewegung gesetzt, so arbeiteten diese unverdrossen darauf los.

„Gott im Himmel,“ sagte er, „du bist's, Richard? Kommst du auch einmal wieder zurück? Wo wohnst du? Jedenfalls bei Max Kürenberg; das ist ja gar nicht anders möglich. Du bist doch noch nicht lange hier? Nein, sonst hättest du mich doch sicher schon aufgesucht. Wir haben ja freilich nie sehr viel miteinander verkehrt; wenigstens aber hattest du schon auf der Schule Achtung vor meinem ernsten Streben. Wir müssen uns davon etwas erzählen. Komm gleich mit, ich wohne hier in der Nähe. Du trinkst eine Flasche Wein bei mir; ich kann das nämlich jetzt haben. Ich habe hier eine gute Praxis. Ich war gerade auf dem Weg zu einem Patienten. Ich habe aber auch meine Hefte gut im Kopf. Mein Vater hat natürlich seinen kleinen Kramladen aufgegeben, seitdem ich Arzt bin. Ich habe nämlich voriges Jahr mein Staatsexamen mit ‚sehr gut‘ bestanden. Promoviert habe ich summa cum laude —“

„Kurz, du bist ein Nonplusultra von Mensch,“ so unterbrach Richard den Redefluß seines einstigen Schulkameraden, der ihn, während er sprach, unter den Arm

gegriffen und den Weg hinabgezogen hatte, der Kurze, Stämmige den Hohen, Schlanken.

Vor der Hausthür der Kürenbergschen Villa wollte Richard seinem plapperhaften Gefährten entrinnen, aber es gelang ihm nicht. Erbarmungslos schleppte ihn die kleine Sprechmaschine, die mit den Beinchen ebenso trippelig haspelte wie mit den Lippen, durch die kurze Gasse nach dem Marktplatz und links um die Ecke vor die Thür des weiland Krämerladens, der sich nunmehr in die Wohnung eines städtischen Arztes umgewandelt hatte. Mit Stolz wies er auf ein großes Porzellanschild an der Hauswand, auf dem in großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: Dr. Christian Werfen, praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer.

„Du siehst," setzte der glückliche Inhaber dieses reizvollen Schildes erläuternd hinzu, „in der Zeit, daß du dich in der Welt herumgetrieben, habe ich meine drei Examina absolviert. Aber" — so sprang er nach seiner Art von einem Gegenstande zusammenhangslos auf den anderen — „du ziehst vielleicht ein gutes Glas Bier unserem gewöhnlichen Hauswein vor. Da können wir ja zum Ännchen gehen."

Richard, dem alles gleichgültig war, was mit Christian zusammenhing, ließ sich willenlos noch zwei Hausthüren weiter führen, bis sie durch einen geräumigen Thorweg in einen dunklen Hausgang und linker Hand durch eine kleine Seitenthür in ein ödes großes Zimmer traten. In erschreckender Regelmäßigkeit reihten sich an den Wänden Tische und Stühle auf wie die Fächer in einem Repositorium. Genau im Mittelpunkt jedes Tisches erhob sich ein kleiner pyramidenförmiger porzellanener Becher, aus dem ein Bündel Streichhölzer gelangweilt mit den roten Köpfen heraussah, und hinter dem Ladentische schwankte schlank, blond und matt die Wirtstochter hervor, in jeder Hand ein schäumendes Bierseidel. Nachdem sie beide Ankömmlinge durch Händedruck begrüßt und dann sich wieder hinter die Schranken zurückgezogen, setzte Christian seine Zungenarbeit fleißig fort.

„Ja, sieh mal, der Max mag mich nicht leiden; aber was kümmert's mich. Ich halte ihn für einen eingebildeten faden Gecken."

Richard fuhr auf und sah ihn zornig an: „Und ich sage dir, daß er mein intimster Freund ist und daß ich mir derartige Schmähungen verbitte!"

Sofort erwiderte Christian besänftigend: „Sei doch nicht gleich so wild; es kann ja auch sein, daß ich mich irre. Du kennst ihn ja genauer und hast gewiß recht. Er ist vielleicht ein ausgezeichneter Mensch. Aber komm, trink doch einmal. Wir lassen gleich noch ein Glas kommen. Das darfst du mir nicht abschlagen. Ännchen, noch zwei Glas!"

„Aber ich muß wirklich nach Hause," sagte Richard und stand auf.

„Nein, nein, daraus wird nichts!" Klettenhaft hing Christian sich an seinen Arm und zog ihn wieder auf den Stuhl. „Da ist auch schon das Bier. Wie wäre es mit einer Partie Billard? Du hast wohl keine Lust? Nun, dann muß es ja nicht sein!"

Kurz, trotz seiner beständigen Versuche, seinem Schicksal zu entrinnen, wurde Richard noch lange nicht aus seiner Haft entlassen, und als er endlich ohne weitere Worte nach Hut und Stock griff, sprang Christian schnell zum Zahltisch, berichtigte seine Zeche und rief seinem Genossen zu: „Vergiß nicht, dein Bier zu bezahlen!" Damit drückte er ihm innig die Hand und war verschwunden.

Richard ärgerte sich über sich selbst, daß er den unangenehmen Menschen nicht energischer abgeschüttelt. Meine dumme Gutmütigkeit hat mich wieder einmal zum Esel gemacht! dachte er bei sich, über den albernen Kauz und über sich selber lachend.

Müde und verstimmt schlenderte er durch die kurze Gasse zurück nach der Villa, und als er die Veranda erstiegen, fand er die kleine Gesellschaft seiner drei Hausgenossen vor dem gedeckten Mittags-

tisch. Ohne Appetit setzte er sich nieder; aber als Leonare ihm zurief: „Nun, Herr Weltumsegler, sind Sie heut vormittag schon wieder auf Abenteuer ausgezogen?" da gab er seine Geschichte zum besten, und als die drastische Schilderung, die seine schnell erregte Phantasie noch mit allerlei kleinen Ausschmückungen verzierte, die allgemeine Lachlust entfesselt, kehrte auch ihm seine heitere Stimmung zurück. Er sprach dem Wein zu, schaute in die dunklen Augen seines Gegenüber und berauschte sich an den Erinnerungen seiner Reisefahrten, von denen sein Mund überfloß.

Nach Tisch trat er mit Leanare auf die Veranda hinaus, während Max und die Mutter sich drinnen von der kleinen Überraschung unterhielten, die sie ihrem Hausfreund zugedacht.

„Es muß wunderschön sein," sagte Leonore, „wenn man so frei und ungebunden wie Sie durch die Welt schweifen kann."

„Ach," erwiderte Richard, dem der leicht wehende Wind die Locken um die Stirn und die geröteten Wangen tanzen ließ, „im Grunde ist es doch traurig, ziellos, einsam. Ich versichere Sie, man wird müde von all dem Wust. Es ist schrecklich, wenn das ganze Leben ein einziger Sonntag ist. Ich beneide jeden Schuster um seine Arbeit."

„Aber mein Gott," rief Leonore dazwischen, „dann setzen Sie sich doch einmal an irgend einem schönen Orte fest und verarbeiten Sie alles, was Sie gesehen haben! Sie können es ja mit beneidenswerter Sorglosigkeit!"

„Das sagen Sie, weil Sie nicht in meiner Lage sind. Ich kann es nicht. Sie haben keine Ahnung davon, wie schrecklich es ist, wenn man so für nichts arbeiten soll. Für den Erwerb brauche ich nicht zu sorgen. Wenn ich nur jemand hätte, für den ich es müßte! Ich habe eine unglaubliche Neigung, mein ganzes Herz an einen einzigen Gegenstand zu hängen, den ich so recht glühend, so recht überwältigend lieben möchte. Ich sehne mich nach den Fesseln der Familie — aber es sehnt sich ja niemand nach mir. Wenn ich jetzt wieder fortgehe, ist es ganz gleichgültig, ob ich nach einem Jahre wiederkomme oder nach zwanzig Jahren, ob ich gesund bin oder ob ich zu Grunde gehe."

Leanore unterbrach ihn leidenschaftlich: „Sie sind undankbar, Sie sind sogar sehr undankbar. Sie wissen gar nicht, welch einen Schatz von Liebe Sie an Ihrem Freund besitzen, an Ihrer Pflegemutter!"

Richard trommelte mit den Fingern auf der Brüstung. „Ja, ja!" — Das klang höchst melancholisch, und er kam sich selbst wirklich bedauernswert vor. Das schloß jedoch nicht aus, daß er recht wohl wußte, wie gut es ihm stand, wenn er sein lockenumwalltes Haupt so weltschmerztrunken neigte und die rechte Hand zwischen seine Weste schob.

Leonore blickte teilnehmend zu ihm hinüber. Aber ihre Munterkeit ließ es zu keiner Rührscene kommen.

„Wissen Sie auch," rief sie, „daß Sie mir so lange nicht so gut gefallen als vorhin, da Sie so begeistert erzählten? Sie sind doch ein junger Mann, und ein junger Mann muß fröhlich in die Welt sehen!"

„Das würde ich auch, glauben Sie mir, das würde ich!" rief Richard begeistert aus, indem er sich schnell aufrichtete und mit flammenden Augen zu ihr hinübersah. „Es fehlt mir nur eins, ein Begleiter, eine teilnehmende Seele, die mich fesselt und gleichzeitig mich erlöst, welche die heiße Glut der Liebe in meinem Herzen befreit und hinausströmen läßt in die Menschheit. Denn die Menschheit ist mein Ziel! Glauben Sie mir, so gewiß es Charaktere giebt, die nur in kleinem beschränkten Kreise Gutes wirken können, die unfähig zu jedem hervorragenden Posten sind, gerade so giebt es Menschen, die nur im Ganzen wirken können und die zu Stümpern werden, wenn man sie in eine kleine Sphäre setzt. Wenn ich der Menschheit nicht den Himmel auf die Erde herabholen kann, dann werde

ich ein Taugenichts. Aber Gott sei Dank! ich fühle die Kraft in mir, und ich bin ja durch mein Vermögen, das irgend eine freundliche Schicksalsgöttin in meine Wiege gestreut hat, auch unabhängig genug und brauche keinen Herrendienst. Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe Augenblicke, in denen ich mich für einen Liebling der Gottheit halte. Ich weiß, daß dies wie eine Phrase, wie eine thörichte Arroganz klingt; aber es ist das Recht jedes Menschen, einen Jesusberuf in sich zu fühlen, und nur das Ausbleiben des Erfolges darf mich Lügen strafen. Freilich, jetzt haben Sie noch so gut wie alle anderen das Recht, mich auszulachen."

Aber Leonore sah gar nicht aus, als ob sie ihn auslachen wollte. Vielmehr hatte die Glut, in die Richard sich wieder hineingeträumt hatte, sie mächtig erfaßt. Auch sie blickte ihn begeistert an. Es war ihr plötzlich unangenehm, daß sie sich diesem jungen „Messias" gegenüber nur von ihrer humoristischen Seite gezeigt hatte. Seine großen Worte, dergleichen sie noch nie gehört, machten ihr das Herz weit, und sie sagte mit leuchtenden Augen: „Wie wohl muß Ihnen zu Mute sein bei solchem Kraftbewußtsein und bei solchen Gedanken! Und wenn es auch nur Träume wären, wie schön muß es sein, so träumen zu können!"

Richard trat ganz nahe auf sie zu und umfaßte ihre Hände mit den seinigen: „Aber all dies Glück werde ich erst genießen können, wenn ich einen Menschen gefunden habe, der mich versteht!"

Leonore entzog ihm ihre Hände sanft. Sein Benehmen wäre ihr zudringlich erschienen, wenn sie ihm nicht angesehen hätte, daß seine Begeisterung ihn fortriß. Sie sagte daher ablenkend: „Sie haben ja einen Freund, für den Sie schwärmen!"

Richard lächelte freundlich. „Aber er versteht mich nicht, er versteht mich wenigstens nicht ganz. Er ist der beste, treueste, edelste Mensch unter der Sonne, aber er kann mir nicht dahin folgen, wohin ich ihn mit fortreißen möchte."

In diesem Augenblick wurden sie durch ein immer lauter werdendes Gespräch im Saale unterbrochen, das endlich auch auf die Veranda hinausdrang. Es war nämlich nebenan in der kurzen Zeit ihres Gesprächs viel vorgegangen. Kaum hatte Max sich neben seine Mutter gesetzt, so hatte es an die Thür geklopft, und fast gleichzeitig war ein Mann durch dieselbe hereingetreten, dessen Äußeres mehr als einen Widerspruch aufwies. Die schlanke gebeugte Gestalt war von oben bis unten in modisch zugeschnittene Kleider gehüllt, die aber von Flecken entstellt und an mehr als einer Stelle zerrissen waren. Von seinem sorgfältig frisierten Kopfe nahm er einen abgeschabten Cylinder und hielt ihn in der behandschuhten Rechten. Sein Gesicht mit den eingefallenen Backen und die tiefliegenden Augen richtete er auf die Anwesenden.

„Guten Abend, meine Herrschaften," sagte er, „Sie entschuldigen ja wohl, daß ein Vater sich einmal nach seiner Tochter umsehen will."

Die Mutter erblaßte und erhob sich, während Max ruhig sitzen blieb und den Ankömmling gelassen fixierte. „Ihrer Leonore geht es wohl," sagte sie, schloß schnell die Thür zur Veranda und trat ihm entgegen.

Der Graue lächelte und versetzte: „Das glaube ich wohl, aber es soll ihr noch besser gehen. Sie sind hier ganz hübsch eingerichtet und mögen wohl ein gutes Glas Wein trinken, aber, Herr Kürenberg" — er hatte nämlich von vornherein nur nach Max hingeblickt — „darum weiß man doch, daß Sie kein vermögender Mann sind, und wenn Sie auch vielleicht auf mich herabblicken von Ihrer hohen Tugend aus wie auf ein mauvais sujet; darum habe ich doch Vaterrechte auf ein achtzehnjähriges Mädchen, und ich glaube nicht, daß mir ein Schwiegersohn willkommen wäre, der all seinen Besitz der Güte eines närrischen Freundes verdankt, eines Freundes, mit dem auch ich vielleicht noch einmal ein Wort zu reden habe."

Die Mutter geriet bei diesen Worten

außer sich und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, während Max, noch ebenso gleichgültig wie vorher, ganz ruhig auf Leonores Vater blickte und ihn fragte: „Sind Sie jetzt fertig?“

Der andere aber blieb ebenso ruhig und sagte ganz höflich: „Bis auf die Kleinigkeit, daß Sie mir meine Tochter rufen, damit sie auf der Stelle mit mir geht.“ Dabei lächelte er nach seiner Gewohnheit liebenswürdig.

Darauf erhob sich Max, ging langsam auf ihn zu und sagte ruhig: „Ich habe freilich kein Recht, Sie von Ihrer Tochter fern zu halten, aber ich thue es dennoch. Wenn Sie meiner Handlungsweise andere Motive unterlegen und mich für den Bewerber um die Hand Ihrer Tochter halten, so bin ich bereit, das Urteil der Welt über mich ergehen zu lassen. Wenn Sie ferner wissen, daß dieses Landhaus wesentlich von dem Gelde meines Freundes Richard Helm gebaut ist, so wissen Sie andererseits auch, daß das dazu verwendete Kapital sichergestellt und regelmäßig verzinst wird. Weiter habe ich Ihnen nichts zu erwidern.“ Er hatte laut und kräftig gesprochen.

Der andere verzog seinen Mund wieder zu dem süßlichen Lächeln, das den einstigen Weltmann in dem heruntergekommenen Trunkenbolde zeigen sollte, und sagte: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre unumwundene Erklärung und bedaure nur, daß ich Sie unter diesen Umständen mit polizeilichen Maßregeln behelligen muß.“ Darauf verneigte er sich nochmals und trat seinen Rückzug an.

In dem Augenblick gerade waren Richard und Leonore durch Max' lautes Sprechen aufmerksam geworden und in den Saal getreten. Sie sahen nur noch, wie sich hinter dem Abgehenden die Thür schloß. Max wandte sich lächelnd zu seinem Freunde und begrüßte ihn mit den fröhlichen Worten: „Du nimmst's uns doch nicht übel, daß wir dir zu Ehren eine kleine Gesellschaft veranstaltet haben?“

„Um Gottes willen!“ rief Richard mit komischem Entsetzen.

Aber sein Widerspruch hatte ihm nichts geholfen. Schon ertönte draußen die Hausklingel, und bald darauf trat Tante Jette mit ihren drei Backfischen ein, während hinten unvermerkt das Gartenpförtchen ging und den langen Weg und die Veranda hinauf Arm in Arm die Töchter des emeritierten Pfarrers kamen, die an der Saalthür stehen blieben und einander blinkend und lächelnd anstießen, indem sie beide auf Richards ihnen abgewandtes Lockenhaupt zeigten mit den Worten: „Das ist er!“

Vorstellungen — Komplimente — neues Eintreffen weiterer Gäste. Bald war der Saal gefüllt.

Richard hatte sich schnell in die neue Situation gefunden. Nach links und rechts ein freundliches Wort werfend, mit der Dame zu seiner Rechten sich unterhaltend und gleichzeitig ein Gespräch am anderen Ende des Saales belauschend, sah er sich bald umdrängt von allen Seiten. Das wonnige Gefühl, daß er der unangefochtene Held des Tages sei, setzte ihn in Schwung und entfesselte seine Fähigkeit, mit zwanzig Menschen zugleich zu sprechen, so daß doch jeder meinte, seine Aufmerksamkeit gelte nur ihm. Hier reckte Lieschen ihr Spitznäschen empor und begann die Erzählung einer Jugendneckerei mit den Worten: „Wissen Sie noch, lieber Richard?“ Da flogen Evas schwarze Zöpfe dicht an seinem Gesicht vorüber, und es tönte schnippisch: „Wir haben auch noch ein Hühnchen zu pflücken, Sie Böser, Böser!“ Und sie drohte ihm mit dem Finger. Da stand die schüchterne blonde Klara, die keinen Schritt von der Stelle zu gehen wagte und jedesmal, wenn das Feuerauge Richards sie traf, rot wurde bis unter die Haarwurzeln. Dort in einer Sofaecke drückten sich Minchen und Bertha aneinander, die ihn aus der Entfernung unverwandt betrachteten und einander zuflüsterten: „Sieh nur in sein Gesicht. Es ist jeden Augenblick anders. Man könnte die ganze Zeit hineinsehen.“ — „Ach ja!“ tönte die sehnsuchtsvolle Antwort. — Zweifellos war der schöne

reiche Erbe, der einst als Knabe davongegangen und nun als stattlicher Jüngling zurückgekehrt war, der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Und nun die Herren, der wohlgescheitelte Referendar, der Stadtsekretär mit dem großen Schnurrbart, der jugendliche Redacteur des Lokalblattes und was sie alle sonst noch waren, warfen ihm von den Ecken des Zimmers her aus ihren bekneiferten Augen mißgünstige Blicke zu.

Was galt ihm das! Er fühlte sich als die belebende Seele des Ganzen. Nachdem man im Saal und auf der Veranda den Kaffee genommen, schlenderte man durch den Garten und spielte nach kleinstädtischer Weise „Begegnen", indem man sich Blumennamen wählte. Stets wußte es Richard geschickt darauf anzulegen, daß nach kurzer Unterbrechung immer wieder Leonore an seinem Arme hing. Denn gerade jetzt, wo sie sehen mußte, wie ihm von allen Seiten Weihrauch gestreut wurde, fühlte er eine stolze Befriedigung darin, immer wieder ihr den Vorzug zu geben. Er verglich sie mit allen anwesenden jungen Mädchen. Konnte ihr eine auch nur das Wasser reichen? Seine jäh zu ihr entflammte Liebe wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Allmählich dämmerte der Abend. Man zog sich in den Saal zurück. Man tanzte. Richard flog von einer Schönen zur anderen. Aber immer heftiger pochte sein Herz, wenn er wieder Leonore in seinen Armen halten durfte. Er drückte sie fest und fester an sich. Sein heißer Atem berührte ihre Stirn. Bald fühlte sie selbst sich fortgerissen in einem wilden Taumel, bald wieder ward ihr unheimlich bei der Berührung dieses allzu feurigen Menschen.

Er warf sich zum Leiter des improvisierten Balles auf. Schnell erfand er Cotillontouren; er ließ die Mädchen nach bunten Bändern haschen, er ließ sie Lose ziehen, er ließ sie über einem aufgehängten Laken nach den Händen der unsichtbaren Herren greifen. Immer und immer wieder führte ein wunderbarer Glücksfall die beiden zusammen.

Auch Leonore ward übermütig. Das Feuer des Jünglings teilte sich ihr mit. Ihre Munterkeit riß sie fort. Es war, als hätte ein Sturmwind die ganze Gesellschaft erfaßt.

Mittlerweile verzehrte man in zwanglosen Gruppen das Abendbrot. Max und der Referendar schlichen sich in den Garten, um dort im Tannengehölz ein bengalisches Feuer anzulegen. Leonore griff nach einem Korb Apfelsinen, den man zum Nachtisch aufgesetzt hatte, nahm eine der goldgelben Früchte heraus, warf sie in die Luft und forderte die Herren auf, danach zu springen. Richard erwischte sie. In diesem Augenblick gab Max draußen durch einen Pistolenschuß das Zeichen zum Beginn des Feuerwerks. Alles schrak vor dem Knall zusammen. Dann eilte man lachend in den Garten. Nur Richard hielt Leonore noch fest. „Sie sind mir noch einen Tanz schuldig!" rief er mit keuchendem Atem. Beide standen vor der geöffneten Thür der Veranda, blickten hinaus in den dunklen Garten, aus dem der heitere Lärm der Gesellschaft heraufklang, und hinüber zu den Bergen, die von dem Licht des aufgehenden Mondes beleuchtet wurden.

„Lassen Sie mich!" mahnte Leonore bebend.

„Nein!" erwiderte Richard, indem er sie mit heftiger Glut an sich preßte. „Jetzt nicht, niemals! Sie sind — du bist meine Königin! Willst du's immer bleiben? — Leonore, liebst du mich?" Das sagte er leise, aber so hastig und schnell, und dahinter zitterte es vor Glut und Leidenschaft.

Leonore wurde es unheimlich zu Mute. Diese plötzliche Erklärung nach so kurzer Bekanntschaft hatte für sie etwas Fieberhaftes, etwas Widerwärtiges. Sie schrie leise auf: „Lassen Sie mich doch um Gottes willen frei!"

Aber Richard drückte sie immer fester, fast wütend an seine Brust. „Nein, nein, nein!" Gewaltsam zwängte er ihren Kopf gegen sein Gesicht und drückte einen brennenden Kuß auf ihren Mund. In dem-

selben Moment flammte gegenüber im Nadelgehölz das bengalische Feuer auf und bestrahlte die Gruppe mit blauem Licht. Erschrocken fuhren beide auseinander. „Sie haben mich beleidigt, kompromittiert!“ schrie Leonore und stieg ergrimmt die Stufen der Veranda hinab. Jedes Glied ihres Körpers bebte vor Scham und Wut. Es war ihr, als hätte ein Tier sie an sich gerissen; die Gestalt des Jünglings, die ihr noch vor kurzem fast göttlich erschienen war, erregte ihr Abscheu. Richard blieb wie versteinert stehen, schlug sich dann mit der Faust vor die Stirn und lachte laut auf.

Man schien in der Gesellschaft nichts davon bemerkt zu haben, da ja alles so rasch gekommen war. Leonore schlich hinten durch das Gehölz herum und stellte sich neben Max. Es war ihr plötzlich, als müsse sie diesem sanften Menschen, der sie so innig liebte, auf den Knien Abbitte thun, daß die blendende Erscheinung eines „Wüstlings“, wie sie ihn jetzt nannte, einen Augenblick sein Bild in ihrer Seele verdrängt hatte.

Noch einige Raketen wurden abgebrannt; ein Feuerrad bildete den Schluß des glänzenden Schauspiels. Dann geleitete Max die Gesellschaft zum Gartenpförtchen und ließ alle hinaus. Man fragte nach Richard, von dessen Verbleib niemand wußte.

Als der letzte Gast hinausgeschlüpft war und Max das Pförtchen verschlossen hatte, drehte er sich um und bemerkte, daß Leonore noch immer neben ihm stand. Sie sah ihn groß an, hielt ihm beide Hände hin und sagte warm:

„Lieber Max, ich gebe Ihnen heute freiwillig die Antwort auf Ihre gestrige Frage. Sie lautet: Von ganzem Herzen ja!“

Und in der stillen Sommernacht hatten sich die beiden wiedergefunden.

Max, dem es jetzt schwer aufs Herz fiel, daß er noch vor kurzem jenen unliebsamen Auftritt mit Leonores Vater gehabt hatte, beschloß, mit Richard über die Sache zu reden. Auch fühlte er sich verpflichtet, seine Verlobung, die er keinen Augenblick geheim zu halten wünschte, zuerst seinem Freunde mitzuteilen. In das leidenschaftliche Gemüt desselben konnte er sich trotz aller Freundschaft nicht hineinempfinden und hatte deshalb keine Ahnung davon, daß in Richards Herzen wirklich schon eine tiefe verzehrende Neigung für Leonore Platz gegriffen. Er wollte ihn im Saale suchen und fand ihn auch richtig daselbst in einer Ecke des Sofas liegend, beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Er setzte sich zu ihm, legte die Hand auf seine Stirn und fragte sanft: „Bist du unwohl, Richard?“

Der schüttelte mit dem Kopf, ohne die Hände herunterzunehmen.

Max hielt Richards Stimmung daher für eine seiner gewohnten Anwandlungen von Pessimismus und fuhr ruhig fort: „Du hast vielleicht nicht bemerkt, daß ich Leonore, unsere junge Hausgenossin, liebe. Ich habe mich soeben mit ihr verlobt.“

Bei diesen Worten sprang Richard plötzlich auf und starrte ihn an mit dem Auge eines Wahnsinnigen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, und ein Sturm von Gefühlen raste durch seine Seele. Also man hatte mit ihm gespielt! Also Max, dem er erst gestern so glühende Freundschaft zugeschworen, hatte ihm diese Beschämung veranlaßt! Seine Sanftmut und Treuherzigkeit waren nur der Deckmantel eines Scheinheiligen gewesen, und Leonore — — Weiter konnte er nicht denken, und sprechen konnte er überhaupt nicht. Sekundenlang starrte er seinen einstigen Freund wortlos an; dann stieß er ein „Pfui!“ heraus, wandte sich um und stürzte aus dem Hause, während Max ihm erschrocken nachsah.

Wie verstört rannte er durch die Hausthür, die kurze Gasse entlang auf den Marktplatz und in das Wirtshaus hinein, in dem er am Vormittag mit Christian gesessen. Ungestüm verlangte er dort nach einem Zimmer, konnte die Zeit nicht erwarten, bis der in Pantoffeln schlürfende Hausknecht ihn die Treppe hinaufgeleitet nach einem Gemach, schleuderte dort die

Thür hinter sich zu, schloß sie ab und warf sich auf das Sofa. Ein Strom von heißen Thränen brach aus seinen Augen. Allmählich ging sein Weinen in krampfhaftes Schluchzen und dumpfes Stöhnen über. Sein Leben glitt an seinem geistigen Auge vorüber. Von dem ersten Augenblick an, wo er auf der Schule mit Max Freundschaft schloß, bis zu dem heutigen gräßlich effektvollen Abschluß schien es, als ob ihn der ruhige Mensch zum besten gehabt. Hatte er nicht das beste, vielleicht das einzige ganz wahre Gefühl seines Herzens sein lebenlang über den Undankbaren ausgeschüttet, und dieser, so schien es ihm, hatte im stillen nur gelächelt, ja hatte es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, den Freund zu warnen vor der schmählichen Niederlage. Dann dachte er an Leonore. Er fühlte, wie tief und innig er dies Mädchen trotz alledem noch liebe. Er wußte, wie es ihm doch ein Leichtes gewesen wäre, ihr Herz für sich zu gewinnen, und wollte wieder rasend werden, wenn er daran dachte, wie täppisch er sich sein eigenes Glück zerstört. Allmählich ging sein tobender Schmerz in sanfte Wehmut über, schließlich schlief er ein.

Erst spät wachte er am anderen Morgen auf, ganz zerschlagen von seinem unbequemen Schlaf. Nacheinander fiel ihm alles ein, was sich gestern zugetragen hatte. Da er keine Lust spürte, irgend etwas vorzunehmen, blieb er ruhig auf dem Rücken liegen und starrte gegen die Decke. Es war ihm zu Mute, als müsse er nun sein lebenlang in diesem Zimmer bleiben und dürfe sich niemals mehr draußen blicken lassen. Im Grunde waren es doch schrecklich philisterhafte Menschen hier zu Lande. Was nannte man denn hier eigentlich Lieben? Sich in die Augen sehen und sich Märchen erzählen? Pah! Ach, die ganze Gesellschaft war ja eigentlich nicht wert, daß man sich ihretwegen aufregte. Wenn er nur Leonore hätte vergessen können!

So lag er noch, als von draußen — es mochte etwa gegen zehn Uhr morgens sein — an die Thür geklopft wurde.

„Wer da?“ brummte er ärgerlich.

„Max,“ tönte es von draußen.

„Geh zum Teufel!“ schrie Richard, sprang auf, stürzte auf die Thür zu und schlug von innen mit der geballten Faust dagegen, daß sie dröhnte. Dann ging er ein paarmal durchs Zimmer und legte sich wieder aufs Sofa. Draußen hörte man leichte Tritte langsam die Treppe hinabsteigen.

Ungefähr eine halbe Stunde hatte Richard wieder in seinem Halbtraum gelegen, als er abermals klopfen hörte.

„Was ist denn los?“

„Wollen Sie denn nicht frühstücken?“ fragte Ännchens Stimme von draußen.

„Meinetwegen!“

„Darf ich den Kaffee jetzt bringen?“

„Ja, ja!“

Zehn Minuten gönnte man ihm Ruhe, da klapperte draußen das Kaffeegeschirr auf dem Theebrett. Richard mußte sich entschließen, aufzustehen und die Thür zu öffnen. Er sah wüst aus in seinen zerlegenen Kleidern und mit seinem verwirrten Haar.

Ännchen schwankte herein mit ihrem großen, ungefügen Brett, und dahinter trippelte, als müsse das so sein, Christian Wersen. Er hatte unten beim Frühschoppen erfahren, daß Richard jetzt dort wohne, war mit Ännchen heraufgestiegen und kümmerte sich gar nicht darum, daß Richard ihn keines Grußes würdigte. Er setzte sich vielmehr neben diesen, der sich jetzt zornig über sein Frühstück hermachte, und plapperte nach seiner Weise:

„Weißt du denn schon die große Neuigkeit, daß Max sich verlobt hat? Na, das war ja freilich eine alte Sache! Was machst du denn für ein wütendes Gesicht dazu? Sage einmal, das ist doch nicht wahr mit deiner Kußaffaire von gestern?“

„Willst du schweigen!“ brüllte Richard und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Christian sah ihn lächelnd an. „So? Na, darüber brauchst du dir keine grauen Haare wachsen zu lassen. Sie ist zwar ein hübsches Mädchen, aber das sind ja

schreckliche Verhältnisse. — Ach so, darum bist du auch wohl — Ja, lieber Freund, das hätte ich dir eher sagen können."

„Dummkopf!" brummte Richard dazwischen.

„In der That," fuhr Christian fort, „der Max hat dich überhaupt immerwährend zum besten gehabt."

„Stille!" schrie Richard und war doch begierig, weiter zu hören.

„Wir haben es nämlich immer nicht verstehen können," plauderte Christian weiter, „daß du dich so an den Menschen gehängt hast. Wie er mit seinem Besitztum prahlt, das doch eigentlich nur dir gehört! Meinst du denn, wir wüßten nicht hier zu Lande, wie du es ihm immer unmöglich machst, deine Hypotheken zu verzinsen, respektive, wie du seine Zinszahlungen dazu benutzt hast, die Schulden, die sein leichtsinniger Vater gemacht hat, heimlich abzutragen, damit die kleine Rente der Witwe nicht geschmälert wird?"

Jetzt begegneten Richards große Augen den lauernden Christians.

„Das habt ihr richtig alles herausgeschnüffelt, ihr Klatschbrüder?"

„Ich hatte ein ganz besonderes Interesse daran," fuhr Christian fort, „denn ich würde dir deine Villa gern abmieten, die du ja doch nicht benutzest; sie würde sich ausgezeichnet zu einer Heilanstalt eignen, und du weißt ja, ich habe immer ein ehrliches Streben gehabt und darf mich wohl rühmen —"

„Du sollst sie haben," versetzte Richard, „umsonst, geschenkt meinetwegen, wenn du mir ein Mittel sagst, wie —"

„Wie du in den Besitz Leonores gelangen kannst? Nichts leichter als das! Ihr Vater, ein ganz verkommenes Subjekt, macht keine weiteren Ansprüche an seinen Schwiegersohn, als daß er Geld hat, und das hast du ja wie Heu, soviel ich weiß. Es hat heut früh schon wieder eine Scene bei Kürenbergs gesetzt. Sie haben den Alten herübergeholt und um seinen Konsens gebeten, es soll ein schöner Auftritt gewesen sein. Ich sprach vorhin das Dienstmädchen. Der Max soll ihm vorgelogen haben, daß die Villa ihm gehört."

Richard sah ihn entsetzt an.

„Weißt du das gewiß?"

„Na, das weiß ich wenigstens gewiß," erwiderte Christian etwas verlegen, „daß in unserem ganzen Ort nur eine Stimme darüber ist, daß der Max die ganze Zeit deiner Abwesenheit dazu benutzt hat, allen Leuten einzureden, du wärest ein halbverrückter Mensch, und es würde ihm schließlich nur ein schmeichlerisches Wort kosten, so wärest du der Narr, ihm alles zu schenken. Solche Freundschaftsschwärmer wie du müsse man sich warm halten, sonst —"

„Das ist nicht wahr! das ist so sicher gelogen —"

Und doch hätte er sich gar zu gern überredet, es sei wahr.

Christian sah ihn ganz ruhig an und sagte unverdrossen: „Warum hat er denn sein Studium aufgegeben? Warum hat denn dieser ‚hochbegabte Max' die Universität ohne Examen verlassen und sich hier auf die faule Haut gelegt? Warum hat er denn diese Leonore in sein Haus gelockt und zum Skandal der Menschheit so lange mit ihr zusammen gewohnt, bis er sich mit ihr verloben mußte? Du bist nur vierundzwanzig Stunden zu früh nach Hause gekommen, mein guter Richard. Bis auf den Punkt war die Rechnung klar."

Richard begann es zu schwindeln. Es that sich ein Abgrund vor seinen Augen auf. Wäre es das erste Mal, daß er, der weltunkundige Schwärmer, sich in einem Menschen bitter geirrt hätte? Hatte er denn nicht absichtlich in seiner Phantasie den kühlen Max mit allen möglichen Emblemen ausgestattet, welche ihm von Natur fremd waren? Und war das Manöver mit Leonore nicht eine abgekartete Geschichte gewesen, vielleicht abgekartet sogar bis auf das bengalische Feuer? Wie unpsychologisch die ganze Intrigue von dem dummen Christian zusammengeleimt war, das merkte der ins Herz getroffene Fanatiker nicht.

Er starrte sein Gegenüber einen Augenblick sprachlos an. Dann sagte er mit seinem ihm eigenen Pathos: „Willst du mein Kartellträger sein?"

Diese Wendung des Gesprächs war für Christian überraschend. Er überlegte schnell. Fiel Richard, so war Max, den er von der Schule mit der kleinlichen Zähigkeit einer beschränkten Natur haßte, als Mörder verfemt. Fiel Max — eigentlich schauderte ihn doch vor all diesen Mordgeschichten! — Aber ein Duell kann ja auch unblutig verlaufen, und welch ein Air gab ihm schließlich die Mission eines Kartellträgers in einem solchen Sensationsduell in einem so kleinen Städtchen! — Oder konnte er nicht gar den Vermittler spielen? — Wenn der Versöhnungsversuch ihm gelang, wenn es gar morgen in dem Lokalblättchen stand — welche Reklame, welcher Einfluß, welche Wichtigkeit!

Er antwortete daher langsam und gemessen: „Ich wage unglaublich viel als Arzt bei diesem Auftrage — aber was thäte ich nicht dir zuliebe!"

Und schon schwelgte er in dem Gedanken, daß er jetzt an Maxens Stelle die Rolle des begünstigten Freundes des reichen glänzenden Richard spielen könne.

Gesagt, gethan. Noch wenige geschäftliche Worte, und Christian verließ das Haus. Noch nie war er mit so wichtiger Miene und so würdevollen Schrittes durch die kurze Gasse gewandelt zur Kürenbergschen Villa. „Die späte Rache für eine Schülerohrfeige!" brummte er vor sich hin.

Richard setzte sich auf einen Stuhl, nachdem Christian gegangen, und spielte mit seiner Uhrkette. Es war ihm furchtbar gleichgültig zu Mute. Er hatte in den anderthalb Tagen seines hiesigen Aufenthaltes so viel leidenschaftliche Erregungen schon durchgemacht, daß er plötzlich ganz ruhig wurde. Was war denn auch schließlich für Grund vorhanden, sich zu beunruhigen? Seine Liebe war gescheitert, er hatte sich davon überzeugt, daß auch sein Freundschaftsgefühl nur ein Wahn gewesen sei. Morgen wollte er seinen Gegner nicht schonen. Aber auch sein Leben konnte morgen enden. Indessen augenblicklich hatte er ja noch Zeit, mit dem Finger einen Marsch auf der Tischplatte zu trommeln. Das ungefähr waren seine Gedanken.

Nach einiger Zeit dachte er daran, seine Verhältnisse zu ordnen. Abschiedsbriefe brauchte er ja an niemanden zu richten; aber einen letzten Willen mußte er aufsetzen. — Ach was! auch das war ja nicht nötig. Mochten sie sich um seine Hinterlassenschaft balgen, wie sie wollten!

Er zog seine Cigarrentasche hervor, zündete eine echte Havana an, warf sich dann auf das Sofa und ließ seine Gedanken durch den Kopf gehen. Ohne zu schlafen, aber auch ohne Anteilnahme an seiner Umgebung lag er bis zum Nachmittag bewegungslos.

Da klopfte es wieder einmal an seine Thür.

„Ich will nicht gestört sein!" rief er schon wieder ärgerlich. „Wer ist wieder da?"

Eine weiche Stimme antwortete: „Der Sekundant!"

Verwundert erhob sich Richard, schritt auf die Thür zu und öffnete sie langsam. Fest und bestimmt trat Leonore ein.

Richard, den dies unerwartete Ereignis für einen Augenblick die Fassung verlieren ließ, trat einige Schritte zurück. Leonore aber sagte ganz ruhig: „Sie wundern sich, daß ich Sie aufsuche. Sie haben meinem Bräutigam eine Forderung überschickt."

Richard brach in ein schallendes Gelächter aus. „Und er hat Ihnen dies gesagt und Sie geschickt, um mich zu versöhnen?"

Leonore warf ihm einen stolzen Blick zu. „Wie niedrig Sie gleich wieder von uns denken!" sagte sie. „Sie mögen meinen Schritt unweiblich nennen, Sie mögen es auch unweiblich finden, daß ich keinen Augenblick den Versuch machen würde, auf Maxens Entschluß einzuwirken. Männer haben ihren eigenen Begriff von Ehre, und eine Frau soll ihn nicht antasten.

Aber gerade weil er mich kennt, hat er mir auch nichts geheim gehalten."

Richard hörte ihr erstaunt zu. War dies das muntere sorglose Mädchen? Wie männlich ernst konnten ihre italienischen Augen blicken!

Sie fuhr ruhig fort: „Aber das hindert nicht, daß ich Ihnen heute auch eine Frage vorlegen möchte, da Sie mich gestern so dringend mit Ihren Fragen bestürmt haben. Sie können mich getrost als den Sekundanten Ihres Freundes ansehen, und als solcher habe ich die Pflicht, einen Versöhnungsversuch zu machen. Ich gebe Ihnen von vornherein zu, daß Sie als Mann natürlich jeden Augenblick das Recht haben, von einem Manne Rechenschaft für irgend eine Beleidigung zu fordern; aber welches Recht hatten Sie, sich zwischen mich und meinen Bräutigam zu drängen? Gehört es etwa zu Ihrem Beruf, der Menschheit zu dienen, daß Sie wie ein Sturmwind in ein Haus hineinfahren, in dem zwei Menschen glücklich miteinander leben, und in zwei Tagen alles über den Haufen werfen, was von Glück und Eintracht darin vorhanden ist? Hat Ihr Freund Sie wirklich so außerordentlich gekränkt, weil er Sie vor einem Jahre, als Sie vielleicht in Italien waren, nicht um Rat gefragt hat, ob er mich in sein Haus aufnehmen dürfte? Oder ist das vielleicht der einzige Beweis Ihrer glühenden Liebe zu Ihrem Freunde, daß Sie es ihm nicht vergeben können, wenn er —" Hier schwieg sie und wurde plötzlich rot. Sie fühlte auf einmal die mißliche Lage, in die sie sich begeben hatte. Stockend und leise wie ein verschämtes Mädchen fügte sie hinzu: „Wenn er auch einmal glücklich werden möchte?" Und dann fuhr sie mit Bitterkeit fort: „Konnte denn der arme Sklave ahnen, daß sein Tyrann einmal Gefallen finden würde an —" Hier brach sie wieder stockend ab. Dann raffte sie sich plötzlich auf. „Sie verdienen es wirklich nicht, daß ich Sie noch so stolz mache, zu glauben, mein Lebensglück läge in Ihrer Hand. Fahren Sie nur ruhig fort, sich selbst in Ihrem Eigendünkel für einen Erlöser der Menschheit zu halten, während Sie überall, wo Sie hinkommen, nur Unheil anrichten werden. Es ist nur schade, daß Sie sich nicht jedem so schnell zu erkennen geben wie mir. Der tiefe Schmerz meines Bräutigams, der sich von Ihnen mißverstanden glaubt, und das feste Vertrauen seiner Freundschaft, die er an jemand verschwendet —"

Hier fuhr Richard, der während der ganzen Zeit, von den widersprechendsten Gefühlen durchwühlt, in der Entfernung gestanden und zu Boden gesehen hatte, plötzlich auf: „Verschwendet!" stieß er heraus.

Leonore warf ihm einen Blick zu, in dem sich Verachtung und Mitleid mischte, zog dann einen Brief aus der Tasche, den sie schweigend auf den Tisch legte, und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, nach der Thür. Dort blieb sie noch einmal stehen und sagte kühl und fast geschäftlich: „Wenn es auf Ihre Entschlüsse von Einfluß sein kann — der entschiedene Widerspruch meines Vaters hat meines Bräutigams und meine Hoffnungen für das erste zerstört." Damit ging sie hinaus.

Erst draußen vor der Thür ließ sie ihren Thränen freien Lauf.

Richard sah ihr fast entsetzt nach und starrte auf die wieder verschlossene Thür. In welchem Lichte erblickte er plötzlich sein eigenes Bild! Wozu hatte man ihn gemacht! — Nein, wozu hatte er sich selbst gemacht! Er, der Enthusiast der Freundschaft — war er denn wirklich nur ein Heuchler, ein Tyrann, der seinem Freund das Liebste nehmen wollte? Es kochte in ihm. Er wußte, wie aufrichtig alle seine Gefühle gewesen waren, und doch, zu welchem Unmenschen war er plötzlich in seinen eigenen Augen geworden! Zögernd griff er nach dem Brief und öffnete ihn. Er war von Max und enthielt nur die wenigen Worte: „Richard, sollen wir uns denn wirklich um ein Mädchen schießen?" Jählings dachte er an sein Versprechen von vorgestern abend.

Wie schlecht hatte er die Feuerprobe bestanden!

Er setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und starrte auf die einfachen Worte des Briefes. Dann sprang er auf.

Sie gingen ihm doch tief zu Herzen, diese einfachen Worte. Statt sein Liebstes, wie er einst gelobt, dem Freunde zu opfern, hatte er fast diesem das seine geraubt. Es war ihm, als müßte er rasend werden, wenn er darüber nachdachte, als ein wie jämmerlicher Renommist er jetzt plötzlich in seinen eigenen Augen dastand. Er hatte es wirklich so aufrichtig gemeint mit seinem Freundesschwur. Er hatte ja keine Ahnung davon gehabt, daß Max — Nein, und daß er auch so einfache Dinge nicht hatte sehen können! Dazu klang ihm immer wieder der eine Satz aus Leonores Rede in den Ohren: „Sie sind in unser Haus hineingefahren wie ein Sturmwind!“ — Nein, er wollte aber kein Sturmwind sein, der das Glück zweier Menschen, die ihm so teuer waren, zerstörte. Zerstören! Im Gegenteil, die Menschenliebe war ja sein Ideal, die allumfassende. — Aber was hatte er eigentlich bisher für Liebesthaten aufzuweisen? Gesprochen hatte er sehr viel davon. O, welch ein Zerrbild schien ihm plötzlich sein eigenes Dasein. Wie oft hatte er in seinen Messiasträumen geschwelgt! Aber es waren nur Träume geblieben, die bei der ersten Feuerprobe zerstieben mußten wie seine vielgerühmte Freundschaft zu Max. Er kam sich plötzlich selber lächerlich vor. Es war ihm zu Mute, als ob er vor sich selbst, wenn er einmal seinem Ebenbilde in der Gesellschaft begegnen würde, Abschen, Ekel empfinden müßte. Und es war doch nicht wahr. Das wollte er sich selbst beweisen. Aber wodurch? — Dadurch, daß er noch heute sein Wort einlöste, daß er noch nachträglich die Feuerprobe bestand. Gott sei Dank, es war ja noch nicht zu spät! Leonore hatte ihm gesagt, daß ihr Verlöbnis mit Max an dem Widerspruch des Vaters scheitern würde. Es sollte nicht scheitern. Dafür zu sorgen, war jetzt seine Pflicht. Selber — das fühlte er wohl — mußte er nun den beiden anderen zum Glücke verhelfen, ach, zu einem Glücke, das sein eigenes Unglück war. Mochte es sein! Mit schwerem Herzen wollte er dann davongehen in die Welt, aber als ein Mann, der sein Wort eingelöst.

Er griff nach seinem Hut, als soeben die Thür aufgestoßen wurde und Christian hereinplapperte.

„Er macht Umstände, weißt du, er will dir schreiben. O, das sind diese mutigen Herren! Solange sie weit vom Schuß sind, haben sie das große Wort, aber sobald sie einmal Mann gegen Mann ihren Mut zeigen sollen —“

Richard unterbrach ihn, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ganz ruhig fragte: „Weißt du, wo Leonores Vater wohnt?“

Christian starrte ihn eine Weile an, denn er brauchte Zeit, ehe er seine Gedanken in diese neue Bahn zwängen konnte; doch dann, einmal wieder in Gang gesetzt, rollte das Mühlrad lustig darauf los.

„Und ob ich das weiß? Natürlich weiß ich das! Versteht sich, versteht sich! — Du brauchst mich überhaupt nur zu fragen. Ich weiß alles, alles! Ich bin der wandelnde Wohnungsanzeiger. Also der alte Dingsda, der wohnt in der Siebenhauergasse, gegenüber der Apotheke, gerade da, wo das große Messingschild vom Zahnarzt Gluthon ist. Weißt du, es ist so ein Haus mit einem mittelalterlichen Giebel und einem abgebrochenen Rade auf dem Dach. Man geht in einen riesigen Thorweg hinein und dann links eine Wendeltreppe — gräßliches altes Gerümpel!“

Währenddessen waren sie beide sprechend die Treppen hinabgestiegen, und Richard wollte sich unten auf dem Marktplatz von dem Kleinen trennen. Aber es half nichts; derselbe trippelte, unaufhörlich redend, immer neben ihm her, bis sie in dem bewußten Hausflur angelangt waren und Richard die Treppe erklomm. Zwei Stiegen hoch sah er an einer Thür einen

Bogen vergilbten Papiers angeklebt, auf dem die Worte standen: Martin Ulrich.

Ehe er die Klinke aufdrückte, überlegte er noch einmal, was er denn eigentlich wollte. Die Einwilligung des Alten erzwingen um jeden Preis! Er wußte von ihm nichts, als daß er ein heruntergekommener Verwandter seines Freundes sei. Wenn alles nichts hilft, Geld wird's machen! so dachte er bei sich und klopfte an die Thür, fest entschlossen, die größten Opfer nicht zu scheuen. Da auf sein Klopfen kein Hereinruf erscholl, so öffnete er selbst die Thür und trat ein.

In dem öden Zimmer lag auf dem Sofa, in einen Schlafrock gewickelt, der Insaß und sprang bei Richards Erscheinen auf. Er richtete einen langen Blick auf den Eindringling, schüttelte dann langsam den Kopf, schritt auf die Thür zu, lud mit einer nicht ungraziösen Handbewegung den Ankömmling ein, Platz zu nehmen, drehte dann schweigend den Schlüssel in der Thür um, zog ihn ab und steckte ihn in die Tasche.

Aufs äußerste verdutzt sah Richard diesem Beginnen zu und versuchte, seine Rede zu beginnen, indem er sich vorstellte. Der andere aber unterbrach ihn, wies nochmals energisch auf einen Stuhl und sagte dabei: „Ich kenne Sie und weiß, weshalb Sie kommen.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ wollte Richard wieder beginnen. Der lange Zimmerbewohner ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen, machte vielmehr fortwährend abweisende Bewegungen und schritt dann, seine Stirn mit der Hand reibend, im Zimmer auf und ab, so daß die Enden seines Schlafrocks komisch feierlich um die hagere Gestalt flatterten. Endlich blieb er vor Richard stehen.

„Erinnern Sie sich meines Namens gar nicht, Herr Helm?“ fragte er dann mit einer etwas heiseren Stimme, indem er nach seiner Art den Kopf vornübersenkte.

Richard war so erstaunt über diese Frage, daß er nichts darauf zu antworten wußte.

„Also nicht einmal seinen Namen wissen Sie mehr!“ fuhr der andere ruhig fort. „Ja, ja, so geht's den reichen Herrchen! Er mag auch keinen allzugroßen Eindruck auf Sie gemacht haben; er war ein stiller, verschwiegener Charakter, aber ein guter Junge und besser als Sie. Ja, ja, das hat dem Faß den Boden ausgestoßen. Es war schon vorher bergab gegangen, aber seitdem —“

Während bei diesen Worten der Alte sich selbst unterbrach und seine Promenade wieder aufnahm, ging Richard allmählich ein Licht auf. Er erinnerte sich in der That, einen jungen Mann Namens Ulrich gekannt zu haben, der zu seinem Bekanntenkreise in Nizza gehört hatte, als er sich dort einen Winter aufhielt.

Und während er noch darüber nachdachte, begann der alte Ulrich von neuem zu reden: „Er war damals gut im Zuge. Die Mucken hatte ich ihm so ziemlich aus dem Kopf getrieben. Er war ein tüchtiger junger Kaufmann, bis er mir eines Tages zum erstenmal von seinem neuen Freunde schrieb, der den alten Idealismus in ihm wieder lebendig gemacht, und solches Zeug. Ich würde Sie aus seiner Schilderung ganz gut erkannt haben, wenn Sie auch nicht hier eine stadtbekannte Persönlichkeit wären —“

„Edmund Ulrich!“ rief Richard. „Nicht wahr? Wo ist er jetzt?“

„Was weiß ich!“ erwiderte der andere. „Er war ein gelehriger Zuhörer, wenn Sie mit Ihren berühmten Bonmots an der Wirtstafel herumschleuderten. Unter den Komödianten steckt er irgendwo. Ich will nichts mehr von ihm wissen!“

„Und daran geben Sie mir schuld?“ fuhr Richard heraus. „Mir, der ich kaum mit ihm verkehrt habe, außer an der Wirtstafel?“

Der andere aber hatte für Richards Aufwallung nur ein ironisches bitteres Lächeln. „Sie mögen noch vielen die Köpfe verdreht haben, auf die Sie nicht mehr acht hatten als auf die Kieselsteine am Wege. Was geht das Sie an! Dafür sind Sie ja ein Schwärmer, dem Gott sei

Dank das Geld nicht in der Tasche fehlt. Aber das bedenken Sie nicht, was — Sie sollten nur seine Briefe lesen. Darin sind Sie der Held wie Achilles in der Ilias. Sie starren mich ganz entsetzt an, daß ich Ihnen ein klassisches Citat bringe. Ich war auch einmal so halbwegs, was man einen gebildeten Menschen nennt, und verstand mein Geschäft; aber es kam Schlag auf Schlag, und Sie wissen ja: Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren. Und was das Trinken anbetrifft, so brauchen Sie ja nur in Ihrem Horaz nachzulesen. Oder sehen Sie so entsetzt aus, weil ich Ihnen das von meinem Sohn gesagt habe? Pah, dafür können Sie ja nichts! Es wird auch wohl noch mehr auf Ihre Veranlassung passiert sein, woran Sie nicht schuld sind, wovon Sie keine Ahnung haben und was Sie niemals erfahren werden."

Richard fing es an zu grauen, mehr vor sich selbst als vor dem närrischen Alten.

„Ja, das mit meinem Sohn war das letzte," so fuhr dieser inzwischen fort, „und seitdem bin ich ganz konfus geworden. Und das erste, das hat mir Ihr Vater angethan. Aber der konnte auch nichts dafür. Er wußte ja nicht, wie furchtbar weh es mir that, daß Ihre Mutter meine Liebe verschmähte. Gott, die einen Menschen haben eben Glück, die anderen haben keins. Ihr Vater ist ein reicher Mann geworden, ein sehr reicher Mann, und ich bin verkommen."

Bis hierher hatte er in resignierter Ironie gesprochen. Jetzt richtete er sich hoch auf und sprach so energisch, als es ihm möglich war:

„Ja, das bedenken Sie nicht, daß es Menschen giebt, die einen ganz tüchtigen Beruf im Leben ausfüllen könnten, hätte man gewisse krankhafte Seiten in ihnen unterdrückt; aber wenn man — ha! — Na, Sie meinen es ja, Gott sei Dank, nicht ernst mit Ihrem Idealismus. Aber wenn Ihnen dann einmal so ein gerader treuherziger Bursche zwischen die Windmühlenflügel gerät, der alles gleich für bare Münze nimmt — Ach, schweigen wir davon! Wozu die alten verdammten Geschichten immer wieder aufrühren! Ich habe auch jetzt keinen Verstand mehr dazu." Er blickte eine Zeit lang blöde vor sich hin, bis er von neuem herauspolterte: „Und jetzt haben Sie die Stirn und kommen zu mir und wollen um die Hand meiner Tochter anhalten?" Hierbei faßte er ihn an der Schulter und rüttelte ihn. „Sie, der Sie gestern vor offener Gesellschaft meine Tochter blamiert haben, so daß die ganze Stadt Stoff hat, vier Wochen darüber zu klatschen? Sie denken wohl, so ein Lumpenkerl wie ich hat keine —" Und dabei wurde Ulrich schon wieder matt und ließ die Hand sinken. Er ging einigemal auf und ab und sagte dann mit weinerlichem Ton: „Ja, ja, Sie haben ja recht, viel ist nicht mehr mit mir los. Es ist aus, aus, aus!" Damit warf er sich wieder auf das Sofa und kehrte das Gesicht gegen die Wand.

Richards Herz war während der ganzen Zeit immer weicher geworden. Das größte Mitleid mit dem armen Manne vor ihm erfaßte ihn, und der Gedanke, daß er vielleicht selbst einen Teil der Schuld an dessen Unglück trage, machte ihn schaudern.

„Lieber Herr Ulrich," begann er mit sanfter Stimme. Aber da warf sich der andere sofort wieder auf dem Sofa herum, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: „Den Mund halten sollen Sie, und wenn Sie auch noch so viel Geld haben! — Ich hab mir das die ganze Zeit überlegt. Es ist doch schrecklich, was aus dem Menschen wird, wenn man ihm das Herz bricht. Der Max Kürenberg hat nicht viel, aber er ist ein brauchbarer Mensch, und das sind Sie nicht, und das bin ich nicht; aber meine Tochter ist es, und die soll's auch bleiben, und darum soll sie auch den Max haben. Und wenn ich zehnmal gesagt hätte: Sie kriegt ihn nicht! — sie kriegt ihn doch!"

Damit stand er plötzlich auf, nahm

einen abgeschabten Cylinder vom Nagel, und ohne zu bedenken, daß er noch seinen Schlafrock anhatte, schloß er sich die Thür auf, ging gravitätisch hindurch und ließ sie weit offen stehen. Richard, der ihm verdutzt nachsah, hörte seine Schritte langsam die Treppe hinabschlürfen.

Es war ihm doch höchst seltsam zu Mut. Er hatte erreicht, was er erreichen wollte; aber wie! Er hatte ein Opfer bringen, sich als Märtyrer fühlen wollen, und nun saß er da wie ein ausgescholtener Junge. Aber etwas anderes war noch schlimmer, viel schlimmer. Sein bisheriges Leben war ihm heute früh schon lächerlich, fast verächtlich vorgekommen, jetzt schien es ihm gar verbrecherisch. Er saß noch lange da und starrte vor sich hin, bis er sich ermannte, denselben Weg zu gehen, den vor ihm, seines lächerlichen Anzuges wegen von den Straßenjungen lärmend verfolgt, der alte Ulrich genommen hatte, nämlich zu Kürenbergs Villa.

Auch dort war es nicht ohne innere Stürme abgegangen. Als Max die Herausforderung von Richard empfing, hatte er sie für einen übereilten Streich seines leidenschaftlichen Freundes gehalten, den er, als der Ruhigere, nicht gleich parieren zu müssen geglaubt. Als Leonore fortging, hatte er sich auf den Stuhl in der Laube gesetzt und angefangen, über etwas nachzudenken. Und als seine Verlobte von Richard zurückgekehrt war, saß er immer noch da und dachte über dasselbe.

Leonore weckte ihn aus seiner Betrachtung mit einem leidenschaftlichen Erguß über Richard. Da stand Max auf, legte ihr ganz sanft die Hand auf den Mund und sagte: „Still, schilt ihn nicht, sonst thust du mir weh! Er ist ja mein Freund."

„Unglaublich!" rief Leonore erstaunt. „Du liebst ihn noch, diesen lächerlichen Menschen, der so schön sprechen kann und nichts thut?"

Max stand gerade vor ihr und sah sie lächelnd mit seinen großen blauen Augen an, so daß ihr ganz wunderbar zu Mut wurde. Dann sagte er: „Sind wir denn anders? Sitze ich denn nicht hier und lebe in den Tag hinein von Geldern, die mir nicht gehören?"

„Aber das ist doch ganz etwas anderes!"

„Nein, das ist gar nichts anderes. Im Gegenteil! Er glaubt doch wenigstens in seinen Träumen und Schwärmereien, etwas zu sein und etwas zu vermögen."

Leonore fiel ängstlich ein: „Aber hast du nicht selbst gesagt, daß du für einen praktischen Beruf nicht taugst? Und mit Wissenschaften beschäftigst du dich ja, soviel du vermagst."

Max schüttelte lächelnd den Kopf. „Es ist mir so," sagte er, „als ob ich einem neuen philosophischen System auf der Spur wäre. Es giebt zwei Welten, die eine wirkliche, in der wir leben, und dann eine andere, eine Welt des Scheines, in der wir zu leben glauben. Richard hält sich für einen Weltverbesserer und Menschenfreund und ist doch eigentlich nur ein warmherziger gutmütiger Träumer, und ich glaubte hier das Leben eines Weisen zu führen und war im Grunde auf dem besten Wege, ein Tagedieb zu werden."

Leonore traten die Thränen in die Augen. „Denke doch nicht über solche Dinge nach!"

Max schloß sie in die Arme und küßte sie herzlich. „Das fällt mir gar nicht ein, Kind! Mit dem Denken bin ich schon fertig. Jetzt kommt das Handeln an die Reihe. Von morgen ab bereite ich mich auf mein Examen vor. Irgend eine Stellung wird sich schon finden als Lehrer, hier oder auswärts. Dann warte ich, bis du mündig bist, und wir heiraten uns, allen zum Trotz."

Er hatte noch nie so energisch gesprochen, und er sah fest und mutig aus, wie er seine Braut als noch zu erobernde Kampfbeute an sein Herz drückte.

Da hörten sie draußen plötzlich Schritte und ließen sich los. Die Mutter stand vor ihnen, einen Zettel in der Hand.

„Das," sagte sie zu Leonore, „hat eben dein Vater drin im Wohnzimmer aufgeschrieben. Er wollte sich absolut

nicht länger aufhalten und sah unsäglich komisch aus. Lies nur, es ist etwas Gutes."

Mit zitternder Hand griff das Mädchen nach dem Stück Papier und las, während Max über ihre Schulter sah, laut vor sich hin: „Liebes Kind, heirate deinen Kürenberg und vergiß nicht deinen alten Vater, der es immer gut mit dir gemeint hat."

Freudig ließ sie das Blatt fallen und legte ihrem Bräutigam die Hände auf beide Schultern. „Siehst du, nun ist alles gut, nun bin ich dein, Max!"

Um dieselbe Zeit ging draußen jemand an der Gartenmauer vorüber, der einen breitkrempigen Kalabreser auf dem Krauskopf und ein schweres Herz in der Brust trug.

Vor der Villa blieb er stehen und schaute sie an. Hier hatte er den Frieden gesucht, und was hatte er gefunden! Eine Selbsterkenntnis, die ihm wie Feuer an der Seele fraß. Ein Vierteljahrhundert und länger hatte er in der Welt gelebt, und in seiner gewohnten Übertreibung schien ihm jeder Tag und jede Stunde von dieser Zeit eine verlorene, ja fast eine verwerfliche. Er mochte den alten Hausgiebel nicht mehr ansehen, der ihm so viel von seiner Kindheit erzählte, und doch konnte er die Augen nicht davon abwenden. Er setzte sich auf eine Bank am Wege und schaute immer wieder hinüber nach dem Hause, bis er plötzlich aufsprang und in seiner gewöhnlichen unvermittelten Weise laut zu lachen anfing. Was half das viele Grübeln und sich selbst Zermartern! Vor ihm lag ja noch eine Zukunft, vielleicht eine lange, und er hatte die Mittel und fühlte die Kraft in sich, zehnfach alles Verlorene wieder einzuholen und sich aus einem haltlosen Träumer zum Manne zu schmieden.

Schnell ging er um den Garten herum nach dem kleinen Seitenpförtchen und schaute über den Zaun. Er sah Max, wie er mit seiner Braut und seiner Mutter aus der Laube kam und den Mittelweg hinunterging nach der Hausthür, und er rief ihn eilig beim Namen.

Als Max sich umwandte und seinen Freund erkannte, ging er mit raschen Schritten auf ihn zu. Richard ließ ihm keine Zeit, die Thür aufzuschließen, sondern über das Staket hinweg flüsterte er ihm zu: „Nein, wir wollen uns nicht um ein Mädchen schießen!" Dann reichte er ihm die Hand, drückte die des Freundes, ließ sie gleich darauf wieder los und eilte davon.

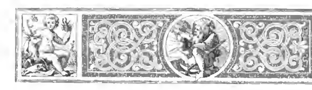
„Bleib doch noch!" rief Max ihm nach.

„Nein, nein! Ich komme wohl einmal wieder!"

Und während jener noch damit beschäftigt war, den Schlüssel ins Schloß zu stecken, hatte Richard schon die Höhe des Weges erstiegen. Er brauchte nicht mehr umzukehren. Im Hotel hatte er seine Rechnung beglichen, sein Gepäck hatte er vorläufig bei der Ankunft auf der Bahnstation gelassen, wo er den Zug verließ. Dorthin wollte er auch jetzt zu Fuß wandern.

Und als er nun zum letztenmal von der Höhe hinabblickte auf das Haus, die Veranda und den Garten und auf Max, der vor der Thür stand, schwenkte er grüßend seinen Hut und wandte sich dann ab — einem neuen Leben zu.






Aus der

Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte unseres Kuckucks.

Von

Adolf Müller.

II.

Meine Wahrnehmungen bei dem Auffinden von Nestern, worin ein junger Kuckuck lag, daß gewöhnlich neben den Nestern das ganze Gelege der Nistvögel sich fand, bewog mich, zur angestrengtesten Beobachtung und Erforschung des Grundes dieser Erscheinung zu schreiten. Meine wichtigsten Erfahrungen nach dieser Richtung sind folgende:

Bei der Besichtigung der Niststelle auf der Waldblöße, wo ich mit Hilfe meines Hühnerhundes einst den jungen abgezehrten Kuckuck fand, entdeckte ich neben dem Laubvogelneste unter Heidegesträuch drei Eier des Nistvogels, wovon eins entzwei und, von Ameisen und Käfern umgeben, halb verzehrt war. In den zwei unbeschädigten entdeckte ich noch nicht vollständig entwickelte Embryonen, das dritte zerbrochene war ein faules Ei. — Einst entdeckten Köhler in meinem damaligen Dienstbezirke einen Kuckuck in einem Rotkehlchenneste. Ich fand, zu dem Neste geführt, folgenden Thatbestand: Der junge, noch federlose Kuckuck lag auf einem kahlen Rotkehlchen, während ein Ei des Rotkehlchens etwa halb handbreit von dem Neste auf dem Boden sich vorfand. Der Kuckuck war entschieden älter als das halb unter ihm liegende Rotkehlchen, denn bei ihm waren schon einige Kiele unter der Haut sichtbar. Als ich des anderen Morgens das Nest besuchte, fand ich das junge Rotkehlchen tot, aber noch nicht erstarrt unter dem Kuckuck im Neste liegen, während das Ei noch an seinem Platze außerhalb des Nestes lag. Ich öffnete dasselbe und erblickte darin ein vollständig entwickeltes Rotkehlchen. Als ich nach mehreren Stunden, während eines Waldgeschäfts wieder in die Nähe des Nestes gekommen, dasselbe inspizierte, fand ich das tote Rotkehlchen in dem Neste und dessen Umgebung nicht mehr vor. Den jungen Kuckuck brachte ich nun zur Probe zuerst drei Tage und Nächte in dem Neste einer fahlen Grasmücke mit Jungen von etwas geringerer Ausbildung als derselbe, sodann in dem Neste eines Hausrotschwanzes mit Jungen von dem Alter des Pfleglings unter. In beiden Fällen verhielt sich der Kuckuck ganz friedlich gegen die Nestlinge, das heißt er machte, obgleich von mir mehrmals in die Tiefe des Nestes zwischen und unter die jungen Grasmücken gebracht, keinen Versuch, sie aus dem Neste zu werfen, und lebte auch ebenso äußerst verträglich mit den Rotschwänzchen. Er bekam viel und mehr Atzung als die Nestlinge; die Eltern wußten ihnen aber trotz des dominierenden Sperrens des viel größeren Pfleglings durch Überbiegen u. s. w. Futter zu verschaffen und vergaßen keines ihrer Kinder. Wiederholt bemerkte ich, daß der Kuckuck sich immer

wieder in die Höhe des Nestes und an dessen Rand arbeitete und bei dieser schwerfälligen und unbehilflichen Bemühung die Stiefgeschwister eher in die Tiefe drückte, als über sich schob, jedoch denselben, wenn sie unruhig unter ihm wurden, nachgiebig Platz machte. Zu betonen ist noch, daß, nachdem die Rotschwänzchen, früher flügge als der Kuckuck, das Nest einmal verlassen hatten, der Pflegebefohlene von den Pflegeeltern verlassen und eines Morgens in dem unter einem Wetterdache freistehenden Neste verhungert gefunden ward.

Der geehrte Leser sieht, daß dieser letztere Fall ganz mit den beiden im vorigen Hefte geschilderten Erscheinungen (unter den Belegen zur Schlußfolgerung) zusammentrifft, wo ein Bachstelzenpaar einen jungen Kuckuck verhungern ließ und die Uferschwalben einen solchen in der Fütterung sehr vernachlässigten, ganz so wie auch das Fitispaar in der Fütterung seines Pfleglings sich verhielt, verglichen mit derjenigen, die dasselbe seinen eigenen Jungen angedeihen ließ.

In Bezug auf das Verhalten des jungen Kuckucks neben seinen Stiefgeschwistern steht mir auch eine mit meinen eigenen Wahrnehmungen ganz übereinstimmende Beobachtung eines sehr tüchtigen Naturkundigen zu Gebote. Herr Kaufmann Kießel in St. Johann schrieb mir seiner Zeit hierüber folgendes: „Im Forst Hallberg fand ich ein Kuckucksei in dem Neste eines Rotkehlchens mit vier Eiern des genannten Vögelchens, und erachtete ich jenes damals frisch gelegt, da ich dieses Nest, auf dem Boden unter den Ästen einer Fichte stehend, nur dadurch fand, daß der Hund eines Freundes den alten Kuckuck von demselben jagte. Das Rotkehlchen legte den folgenden Tag ein fünftes Ei und bebrütete nun die sechs Stück, bis dreizehn Tage später, wo ich Sonntags gegen sechs Uhr abends vier eben dem Ei entschlüpfte Junge, das Kuckucksei und ein Rotkehlchenei im Neste fand. Den folgenden Tag war das Kuckucksei noch nicht ausgegangen, das letzte Ei des Rotkehlchens aber gedrückt und faul im Neste. Dienstag früh um fünf Uhr fand ich hingegen einen ganz nackten, bloß an Schultern und Kopf mit etwas dunklem Flaum besetzten Kuckuck, der noch im Laufe der Woche sich so kräftig entwickelte, daß er die jungen Rotkehlchen erstickte und den folgenden Sonntag, also nach kaum sechs Tagen, sich bei ihm die Federn zeigten, was Förster Lamarche, dem ich das Nest zeigte, bestätigen kann. Die jungen Rotkehlchen fand ich in noch unentwickeltem Zustande, nach meinem Dafürhalten höchstens vier Tage alt, unter dem jungen Kuckuck auf dem Boden des Nestes, ziemlich platt gedrückt, aber noch unverwest, tot. Zu meinem Bedauern wurde der Kuckuck am Abend dieses Sonntags ausgenommen, da in der Nähe eine Partie Herren und Damen sich gelagert hatte, so daß die Rotkehlchen nicht füttern konnten und er sein Nest durch lautes Piepen verriet."

Diesen Thatsachen gegenüber steht eine ganz entgegengesetzte Erscheinung, welche einen sprechenden Aufschluß giebt über die große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit im Verhalten des jungen und alten Kuckucks in der Fortpflanzungsperiode.

Wegen der wichtigen und interessanten Erscheinung gestatte ich mir, meine Beobachtung in ihrer ganzen Ausführlichkeit hier zu reproduzieren.

Am 24. Mai 1868 wurde meinen Angehörigen von einem Waldarbeiter angezeigt, daß er zwei junge Kuckucke in einem Neste des Rotkehlchens gefunden habe. Da es schon ziemlich gegen Abend war, als ich von meinem Dienstgeschäft nach Hause kam, und der Nistort nach der Beschreibung eine Stunde Wegs weit von hier entfernt sein mochte, so schickte ich einen zuverlässigen, von mir die Jahre her im Beobachten von Nestern und Vögeln unterwiesenen Mann nach dem Finder des Nestes, der inzwischen fortgegangen war, aus, damit er von diesem den Platz des Nestes erkunde. An die Niststelle geführt, fand der Abgesandte zwei noch blinde Kuckucke in dem Nest des Rotkehlchens, das sie erwärmte. Vier Eier

des Brutvogels lagen vor dem Neste im Heidekraut. Ein Ei davon, welches der Abgesandte öffnete, erwies sich als ein vollkommen gezeitigtes, indem das Rotkehlchen darin noch etwas Leben zeigte. — Des anderen Morgens früh ließ ich mich von dem Manne in meiner Nachbarschaft zu der Stelle des Nestes führen. Ich fand daselbst noch die drei Eier des Rotkehlchens in verschiedenen Abständen bis zu vier Zoll, eins etwas näher, etwa nur zwei Zoll, von dem Nestrande liegen. Das Rotkehlchen saß auf den beiden jungen Kuckucken etwa drei bis vier Zoll weit außerhalb der eigentlichen Nestmulde. Ich schlich bis auf einen Schritt nahe vor die Stelle, die Tiere beobachtend. Ein Kuckuck war sehr unruhig unter dem Muttervogel. Ich scheuchte das Rotkehlchen auf und erblickte zwei noch blinde Kuckucke, an denen jedoch schon hin und wieder die Kiele in der Haut sichtbar waren, so daß also bei dem jüngsten ein Alter von einigen Tagen angenommen werden konnte. Der eine Kuckuck war entschieden dem anderen an Alter und Entwickelung voraus, er war namentlich bei merklicherer Größe viel dunkler anzusehen als sein Nestbruder; bei beiden gewahrte man indes noch die muldenförmige oder platte Bildung des Rückgrats etwas hinter der Insertion der Flügeloberarme. Beide wurden nun mit den drei Rotkehlcheneiern in das Nest gethan. Die Vögel waren von Zeit zu Zeit unruhig; der große jedoch immer nur auf Veranlassung des Kleineren; namentlich bemerkte man an letzterem öfters ein zitterndes Lüften und Emporrecken der Flügelarme, zuweilen auch ein plötzliches heftiges Emporschnellen des Halses und Vorderkörpers nach hinten, worauf dann wieder Ruhe eintrat. Da ich Dienstgeschäfte halber keine Zeit hatte, an dem Neste länger zu verweilen, ließ ich meinen Führer daselbst mit dem Auftrage, die jungen Kuckucke eine Stunde etwa von den Rotkehlchen füttern zu lassen, dann wieder die ersteren scharf zu beobachten und auf diese Weise abwechselnd so lange zu verfahren, bis ich ihn nachmittags ablösen würde. Um drei Uhr nachmittags wieder am Platze angelangt, erzählte mir der Mann, die jungen Kuckucke wären etwa fünf- bis sechsmal gefüttert worden, hätten sich aber in beständiger Unruhe mehrmals gegenseitig zum Nest hinausgedrängt; übrigens sei der kleinere entschieden flüchtiger, immer der Angreifende und gewöhnlich derjenige, welcher den anderen hinausschiebe. Ich überzeugte mich alsbald von der Wahrheit der Aussage meines Begleiters. Ich schob den kleinen Kuckuck auf den Rücken des größeren. Sobald dieser die Last fühlte, hob er seine unverhältnismäßig starkbänderigen und langen Flügelarme wagerecht nach oben, so daß er damit eine Gegenwehr gegen die nach vorn arbeitenden Flügel, den Kopf und den Hals des anderen setzte, stemmte seine rechts und links sägebockartig auseinandergestellten und die ganze Nestmulde ausfüllenden Beine nach vorn, krallte sich mit den Nägeln in das Moos und Geflechte des Nestes und schob sich nun, das Vorderteil etwas und den Hals bedeutend nach hinten hebend, mit seiner Last auf dem Rücken zum Nestrande empor, indem er, auf die Fersen gestützt, mit den Beinen spinnen- oder besser krötenartig abwechselnd immer etwas weiter nach oben, also rückwärts griff. Oben am Nestrande angelangt, hielt er ermattet und förmlich keuchend mit aufgesperrtem Schnabel eine Zeit lang inne, sank auf den Kopf und Hals nach vorn, richtete sich aber bei der leisesten Bewegung des Gegners sogleich mit dem Vorderteil wieder auf und begann sein Schieben nach hinten wieder von neuem, und so fort, bis vier Zoll weit außerhalb des Nestrandes hinaus an irgend ein Hindernis, das sich in Wurzelwerk und Heidestengeln in einem etwa vier bis fünf Zoll im Durchmesser haltenden rundlichen, kahlen Vorplätzchen vor dem Neste entgegenstellte. Erstaunte ich über die mehrmals durch Anlegen meines Fingers gegen die Flügelarme erprobte Gewalt der jungen Kuckucke, so war ich noch mehr überrascht, als ich die beiden blinden Kämpen mehrmals nach

einem Kampfe immer wieder die Nestmulde durch Krabbeln finden sah. Sie krochen mit vollständig ausgestrecktem Körper wie Kröten, indem sie die Flügelarme und Finger sowie Beine zum Fortschreiten gebrauchten. Das Merkwürdigste von allem war aber, daß namentlich der kleine, wenn er die Nestmulde als Schiebender oder Geschobener glücklich durch Kriechen wieder erreicht hatte, sich dennoch plötzlich aus derselben vor das Nest verfügte, gleichsam um den anderen zu suchen. Der größere dagegen war viel friedlicher und begnügte sich mehr mit jedem Plätzchen der Ruhe; der kleinere, wahrhaft satanisch, war selten stille und schnellte mit dem Oberkörper von Zeit zu Zeit so stark gegen hinten, daß er manchmal überstülpte oder purzelte. Wenn er den anderen auf den Rücken bringen wollte, drängte er ihn mit seinem Hinterteil, das er unter den Gegner zu schieben verstand, an und befolgte dann das beschriebene Gebaren. Ich untersuchte eines der Eier und fand ein vollständig ausgebildetes Rotkehlchen darin, das ich zu den Eiern und den Kuckucken in das Nest legte. Die letzteren machten gar keine Anstalten, diese Gegenstände aus dem Nest zu entfernen, selbst dann nicht, wenn ich sie den Kuckucken auf den Rücken zwischen die Flügelarme legte. Nur einmal schob sich zufällig ein Ei bei dem Kampfe der Kuckucke mit dem einen der Vögel aus dem Neste. Der Embryo aus dem Ei des Rotkehlchens wurde aber, nachdem ich mich eine Zeit lang vom Neste zurückgezogen hatte, alsbald von einem der alten Rotkehlchen entfernt. Am 26. Mai früh wieder zum Nest gelangt, fand ich den größeren Kuckuck erstarrt vor dem Neste, das Rotkehlchen aber über dem kleineren Pflegling und den Eiern im Neste sitzen. Ich that denselben Morgen noch zur Probe einen etwa sechs bis acht Tage alten Sperling zu dem Kuckuck. Dieser, von mir mehrere Stunden lang beobachtet, machte nicht den geringsten Versuch, den Sperling aus dem Neste zu drängen, auch dann nicht, wenn ich ihm denselben auf den Rücken legte. Auch die Eier, ihm auf den Rücken zwischen die Flügelarme oftmals gelegt, ließ er unberücksichtigt, gerade wie beide Kuckucke den Tag zuvor es thaten. Nichtsdestoweniger sah ich den Sperling des anderen Morgens tot auf derselben Stelle wie den größeren Kuckuck tags vorher vor dem Nest, ein Zeichen, daß er von dem jungen Kuckuck später doch noch hinausgeschoben worden, nachts über unbedeckt geblieben und erstarrt war. Am folgenden Tage wurde meinen weiteren Beobachtungen an dem Kuckuck leider ein gewaltsames Ziel gesetzt, indem ich ihn, kaum noch kenntlich, verstümmelt und ohne Kopf im Neste fand. Erwähnt zu werden verdient noch, daß ich während dieser meiner Beobachtung einigemal einen an seiner bräunlichen Färbung als weibliches Exemplar kenntlichen alten Kuckuck ganz nahe an dem Nistplatze tief an der Erde vorbeifliegen sah.

Ich reihe an diese Beobachtung ein ebenfalls von mir selbst belauschtes, noch auffallenderes Gebaren zweier alter Kuckucke bei einem fremden Neste und entlehne es einer Angabe aus unserem Werke „Tiere der Heimat" (erste Auflage): An einem uns vorher schon bekannten Neste des Weidenzeisigs gewahrten wir „den dreizehnten Tag, daß ein junger Kuckuck ausgekrochen ist, aber noch keines der Eier des Weidenzeisigs zum Aufbruche reif erscheint. Erst des anderen Tages frühe liegen zwei junge Weidenzeisige unter den vier Eiern. Der junge Kuckuck verhält sich vollkommen friedlich gegenüber seinen Stiefgeschwistern und den Eiern. Währenddessen fällt uns das wiederholte Erscheinen zweier Kuckucke in der Nähe auf, infolgedessen wir uns rasch zurückziehen. Gleich darauf kommen die Kuckucke durchs Gebüsch tief an der Erde hergeflogen, fußen in der Nähe des Nestes, und wir sehen, wie der eine derselben zwei Eier aus dem Neste holt und heißhungrig verschluckt, die übrigen sodann aus der Nestmulde samt einem jungen Weidenzeisige wirft. Der andere Kuckuck kommt nun herzu und würgt rasch hintereinander den eben herausgeworfenen Nestvogel, sowie

eines der noch übrigen Eier, wie vorher sein Begleiter, jedesmal nach dem Verschlingen eines Gegenstandes das Gefieder schüttelnd, worauf beide auf einem nahen Baum fußen. Nach einer Weile fliegen dieselben, umflattert von dem klagenden Weidenzeisigpaare, wieder vor das Nest, zerren abwechselnd dessen Inhalt heraus, um auch diesen zu verschlingen. — Indem wir diese merkwürdige Thatsache in unser Tagebuch verzeichnen, beschäftigt uns natürlicherweise die naheliegende Erwägung, ob die beiden Räuber die Eltern des jungen Kuckucks seien. Da uns hierzu aber unmittelbare, greifbare Merkmale und Beweise fehlen, so lassen wir den einzigen Fall vorerst bloß als eine Thatsache gelten: daß Kuckucke als Nestplünderer auftreten und dabei selbst junge Vögel ihrer eigenen Art verzehren."



Junge, zugleich in einem und demselben Neste ausgebrütete Kuckucke im Kampfe um das Nest miteinander begriffen.

In die Kategorie dieser Bethätigung des alten Kuckucks fallen Behauptungen einiger Beobachter, deren Namen sowohl als die Schriften, in welchen sie jene niedergelegt, mir entfallen sind, nämlich die, daß das Kuckucksweibchen beim Unterschieben seines Eies das Nestgelege der Brutvögel zerstöre. Wie einige erklären, werfe der alte Kuckuck sämtliche Eier heraus und verzehre sie, so daß sein Ei allein im Neste verbleibe, nach anderen soll der Kuckuck die Nesteier nach und nach sämtlich bis auf das seine aus dem Neste werfen. Päßler — welchen A. Brehm in seinem „Tierleben" anführt — beobachtete das Kuckucksweibchen, wie es nach dem Ablegen seines Eies das erwählte Nest immer wieder besuchte und endlich nach dem Ausschlüpfen seines eigenen Jungen die Eier und eventuell die jungen Nestvögelchen herauswarf.

Den Behauptungen, daß der Kuckuck das ganze Gelege des Nestes, in das er sein Ei gebracht, herauswerfe, kann ich nun viele sprechende Thatsachen entgegenstellen, die ich selbst erprobt und mit angesehen habe. Von vielen nur einige. Die oben angeführte fahle Grasmücke, der

ich ein Ei der Klappergrasmücke untergelegt, fütterte beim Brüten auf ihren Eiern das schon am vierten Tage ausgegangene junge Klappergrasmückchen fortwährend mit dem Gatten, bis seine Fähnchen aus den Kielen stoßen wollten. Ich zerstörte nun das Leben zweier Eier des Geleges durch sichtliche Eindrücke und fand schon nach kurzer Zeit die beiden Eier aus Nest und Busch ohne jede Spur verschwunden. Später tötete ich das Leben der übrigen Nesteier durch Stiche mit einer Nadel und gewahrte Tags darauf nur noch ein Ei und den jungen Pflegling tot im Neste. — Bei einigen anderen Nestern der fahlen Grasmücke und der Heidelerche erfolgten regelmäßig dieselben Erscheinungen: die Brutvögel verließen das fremde untergelegte Ei sofort, wenn ich ihr ganzes Gelege, sei es mit einemmal oder nach und nach, zerstörte, obgleich sie sich das Zerstören oder Entfernen eines und des anderen ihrer eigenen Eier ohne Anstand gefallen ließen. Wenn also der Kuckuck das ganze Gelege zerstören sollte, um sein Ei allein der Brütung der Nesteigentümer zu überlassen, so erreichte er seinen Zweck sicher niemals, weil die Brutvögel ob der Zerstörung ihres Geleges sofort das Nest verließen.

Ziehen wir das Vorstehende mit vergleichendem Überblick zusammen, so ergiebt sich folgendes Resümee: 5) der weibliche alte Kuckuck scheint zeitweise die Niftorte, woselbst er seine Eier untergeschoben, zu besuchen und nach dem Ausschlüpfen des jungen Kuckucks das Nestgelege der betreffenden Brutvögel teilweise oder ganz aus den Nestern herauszuwerfen. Alte (fremde) Kuckucke fressen zuweilen die sämtliche Brut nebst dem jungen Kuckuck. Sobald zwei Kuckucke in einem Neste auskommen, entsteht in den ersten Tagen ihres Lebens ein Kampf zwischen beiden, der mit dem Tode des schwächeren endet, der von dem stärkeren aus dem Neste geschoben wird. Auch besitzt der junge noch blinde Kuckuck nach Jenner die Geschicklichkeit, auf dieselbe Weise die Eier seiner Pfleger aus dem Neste zu schieben. Es ereignet sich aber auch ferner, daß der junge Kuckuck in den Fällen, in welchen er mit Stiefgeschwistern zugleich ausgebrütet wird, diese vermöge seiner Körpergröße und Schwere erstickt oder niederdrückt, oder daß er gleich anfangs nicht friedlich gegen seine Stiefgeschwister sich verhält, späterhin in allen Fällen aber stets friedlich.

Aus mehreren Referaten des Vorhergehenden ersieht man indessen auch, daß der junge Kuckuck in den weitaus meisten Fällen allein in den Nestern auskriecht, das Gelege der Brutvögel aber entweder nur bis zu einem gewissen Grad oder gar nicht zur Zeitigung kommt. Der Grund dieser Erscheinung ist einfach und natürlich darin zu finden, daß das zwar verhältnismäßig zur Größe des Vogels kleine Ei doch in der Regel die Eier der Gelege, bei welchen es gefunden wird, an Umfang übertrifft, gewöhnlich sogar auffallend übertrifft und hierdurch die größte Summe von Brutwärme empfängt, da es mit dem Leib des Brutvogels in unmittelbarere Berührung und auch endlich durch seine notorische Dünnschaligkeit meist vor den anderen Eiern zur Reife gelangt.

In dem Niedergelegten findet der geehrte Leser das in der weitaus größeren Hälfte meines Lebens über die Materie von mir Erforschte und Erprobte enthalten. Nun sollte mir am Abende meines Lebens noch die Freude und Genugthuung werden, eine höchst wichtige, schon vor zwanzig Jahren von dem oben citierten Naturbeobachter Kießel gemachte, aber von manchen Seiten angezweifelte Entdeckung durch eine ganz gleiche in der Fortpflanzungsgeschichte des Kuckucks selbst bestätigen zu können. Ich habe diese Entdeckung unseres Vogels zu einem Teile schon in der „Gartenlaube" veröffentlicht, erlaube mir hier aber die Beobachtung in ihrem ganzen Vorgange einem weiteren Leserkreise zum erstenmal zur Kenntnis zu bringen in dem Referate, in welchem ich sie ohnlängst in der Fachschrift „Der Zoologische Garten" einem engeren Kreise von Tierkundigen veröffentlicht habe.

„Den 16. Mai d. J. (1888), vormittags acht Uhr, als ich im Walddistrikte Hohenschied meines Dienstbezirks eine Pflanzung besichtigte, stand plötzlich aus Gestrüpp sehr nahe vor mir ein Kuckuck auf, den ich sogleich an seiner blassen, bräunlichen Farbe als einen weiblichen Vogel erkannte. Ich entdeckte alsbald nahe der Stelle, wo der Vogel aufgeflogen war, in einer flachen Erdvertiefung drei Eier, welche mir dadurch auffielen, daß sie eine verschiedene Färbung besaßen und das eine gegen die beiden anderen eine merklich geringere Größe hatte. Da ich dieselben, als von keinem einheimischen kleineren, in erdständigem Neste brütenden Vogel herrührend erkennen konnte und der Kuckuck mich auch auffallenderweise mehrmals umkreiste, so zog ich mich in eine nahe Deckung der jungen Hege zurück, um den Vogel näher zu beobachten. Innerhalb weniger Minuten ließ sich derselbe wieder, nahe am Boden hinfliegend, sehen und fußte alsbald nächst der Stelle, an welcher ich die Eier entdeckt hatte. Ich vermutete, der Kuckuck sei im Begriff, sein Ei zu den gefundenen abzulegen, und wartete mindestens gut dreiviertel Stunden hinter meiner Deckung, ohne daß ich den Vogel sich entfernen sah. Dies sowohl, wie der Umstand, daß keine um ihr Gelege besorgten Nistvögel in der Nähe sich zeigten, ließ mich stark vermuten, daß hier ein außerordentlicher Fall obwalte, den zu ergründen ich nunmehr eifrig bestrebt war. Ich näherte mich jetzt vorsichtig der fraglichen Stelle, und in deren Nähe erhob sich der Kuckuck zum zweitenmal, diesmal, nachdem er einen Halbkreis um mich beschrieben, weiter in eine Nadelholzdickung streichend. Die nähere Betrachtung der Eier ergab nun, daß zwei davon keinen auffallenden Unterschied in der Größe und Gestaltung zeigten, wohl aber in der Grundfärbung voneinander abwichen. Ich erkannte sie als normale Eier des Kuckucks von sehr zartem Korn und dünner Schale. Das eine trug die charakteristische Färbung in weißgelblichem (blaßwachsfarbenem) Grundton, mit dunkelbraunen Punkten und einzelnen dunklen Strichen und Schnörkeln hin und wieder versehen; das zweite, gleichgroße, war rötlichgelb oder lehmfarben begrundet und trug ölfarbene, verschwommene Zeichnung, so daß es einige Ähnlichkeit mit den Eiern des Rotkehlchens aufwies. Beide waren mindestens von der Größe eines Goldammereies, aber schlanker. Das auffallendste, von diesen beiden wesentlich verschieden, war das dritte. Es erinnerte sehr an die Eier des Buch- oder Edelfinken, bot auf graugrünlichem Grunde spärliche, kleine rötliche und größere dunkel rotbraune Punkte und war ungewöhnlicherweise gehäuft punktiert am spitzen statt am stumpfen Pole. Es erreichte nicht einmal die Größe der Eier der eben genannten Finkenart. Wie schon erwähnt, lag das Gelege in einer flachen Bodenmulde, die zwischen Gras und Ginstergestrüppe ringsum in einem Abstand von 30 bis 35 Centimetern frei war.

Rasch entfernte ich mich nach dieser Untersuchung nach einem etwas erhöhteren Hinterhalt in dem Jungholze des Buchenlichtschlages. Von diesem Punkte aus konnte ich mit meinem glücklicherweise mitgenommenen Fernglase die Stelle an dem abschüssigen Hange des Raines genau übersehen. Innerhalb etwa der sechsten Minute kehrte der Kuckuck zurück und fiel nach mehrmaligem Umkreisen des Ortes wieder an der Niststelle ein, um sich gleich darauf in seinem charakteristischen unbeholfenen Gange auf das Gelege zu begeben. Über anderthalb Stunden behielt ich die Stelle noch im Auge, während welcher Zeit der Kuckuck unbeweglich auf den Eiern verharrte, so daß kein Zweifel mehr über das thatsächliche Brüten des Kuckucks über seinen eigenen Eiern bei mir obwaltete.

Ich ließ nun bis zum 25. Mai l. J. den Kuckuck ungestört in seinem Brutgeschäfte. Am Morgen des gedachten Tages besuchte ich die Niststelle und fand zu meiner großen Freude — nach dem Abstreichen des Brutvogels — einen jungen Kuckuck in der Erdmulde liegen. Er

mochte nach meinen früheren Erfahrungen in Bezug auf junge Kuckucke etwa seit fünf bis sechs Tagen dem Ei entschlüpft sein, denn die Kiele leuchteten aus der Haut der Flügelarme und der Schultern und das Augenlicht aus den Ritzen der kaum noch geöffneten Augenhaut. Das eine rötlichbraune und das kleine Ei fand ich etwas abseits des Brutlagers. Das erstere war eingedrückt und erwies sich als ungezeitigt und faul (verbrütet), das kleine war unversehrt. Ich erkannte aber beim Versuche, es auszublasen, daß es unbefruchtet und mit nur wenig halbvertrocknetem, halb verdorbenem Inhalt versehen war. Unstreitig war es, wie das halbzerdrückte (aber vollständig ausgebildete), ein während des Brütens nachgelegtes, aber noch nicht ausgebildetes, unbefruchtet gebliebenes Ei, was sein auffallend geringer Umfang, die äußerst zerbrechliche, dünne Schale, sowie sein dürftiger Inhalt bewiesen.

Unermüdlich, immer wieder nach kurzen Zwischenzeiten, umkreiste mich in niedrigem Fluge der Brutvogel, ein Zeichen, daß er große Besorgnis um sein Junges hegte. Meine Versuche mit dem jungen Vogel ergaben ein ganz anderes Resultat als das, welches mir früher die zwei in dem Neste eines Rotkehlchens aufgefundenen jungen Kuckucke in ihrem Verhalten zeigten. Diese waren" (wie oben beschrieben) „beständig unruhig, reckten zitternd die Flügelarme über dem Rücken, und der eine derselben schickte sich zeitweilig heftig mit Kopf und Hals nach hinten, so daß er öfters überfiel. Der neue Gegenstand meiner Beobachtung verhielt sich hingegen sehr ruhig, mit Kopf und Hals auf dem Boden liegend. Er reagierte auch gar nicht, wenn ich ihm den Rücken — der noch die charakteristische Vertiefung der ersten Jugend des Kuckucks trug — mit dem Finger berührte oder ihm das eine Ei oder einen entsprechenden anderen runden Gegenstand auf den Rücken legte. Daraus schließe ich, daß die brütende Mutter selber die ungezeitigt gebliebenen Eier abseits geschoben haben muß, nicht aber der junge Kuckuck, wie das die jungen Individuen in fremden Nestern hin und wieder zu thun pflegen, indem sie die Nesteier oder ihre Stiefgeschwister hinausschieben oder hinauswerfen.

Ich zog mich darauf wieder auf meine frühere Beobachtungsstelle zurück, vermochte aber noch nicht zur genanen Auskundschaftung des Atzens vom alten Vogel zu kommen. Ein ferneres Verweilen wurde auch von Grasdieben unterbrochen, welche in der Nähe den Ort beunruhigten, und ich verschob die weitere Erforschung dieses Gegenstandes auf einen ruhigeren Tag, da auch die grasrupfende Bevölkerung an der nahen Grenze des an den fiskalischen Wald stoßenden Gemeindewaldes ihre berechtigte Nutzung, störend für meine Absicht, fortsetzte.

Am Morgen des 26. am Orte eingetroffen, hatte ich einigemal Gelegenheit zu sehen, wie der Brutvogel den jungen Kuckuck — wie mir's schien — mit grünen Räupchen atzte. Dabei wurde der junge Nestling von der Mutter viel und anhaltend erwärmt. Ich schlich mich nämlich bei meiner Annäherung an den Ort gedeckt auf meinen Beobachtungsplatz und sah durch mein Fernrohr den alten Vogel auf der Niststelle sitzen. Zweiundzwanzig Minuten beobachtete ich ihn in dieser Situation, worauf ich plötzlich durch sein Aufstehen und Fortstreichen überrascht wurde, welches tief an der Erde her mehrere Schritte entfernt von dem Nistorte auf einer Blöße geschah. Ich untersuchte, die Abwesenheit des Vogels benutzend, sogleich die Stelle und fand den jungen Kuckuck mit beinahe gänzlich offenen Augen in der Mulde liegen. Bei meiner Annäherung richtete er den Vorderkörper in die Höhe und sperrte den orangefarbenen Rachen auf, seine feinen piepsenden Töne ausstoßend. Die Lagerstelle um den jungen Vogel war vollständig von Exkrementen desselben reingehalten, ein sprechender Beweis dafür, daß der Muttervogel die übliche Eigenschaft der Nistvögel ebenfalls besitzt, die verhält-

nismäßig sehr großen Auswurfsstoffe des Nestlings im Schnabel zu entfernen. Nach etwa drei Minuten, nachdem ich mich in meinen Hinterhalt zurückgezogen, sah ich atzte und dasselbe hierauf wieder ungefähr eine Viertelstunde bedeckte. Die Entfernung des Muttervogels erfolgte durch Auffliegen abermals in der früher



Junger Kuckuck in dem Neste eines Paares schwarzköpfiger Grasmücken.

den alten Kuckuck auf einen der freien Plätze etwa sechs bis acht Schritte von der Niststelle einfallen, wonach er vor dem Felde meines Fernrohres mit Atzung von grünlichen Gegenständen — wahrscheinlich Räupchen — erschien, das Junge eingeschlagenen Richtung und nicht unmittelbar von der Brutstelle aus, sondern von einem freien Raume außerhalb der Bodenbedeckung. Innerhalb weniger Minuten kam der alte Vogel mit gleicher Atzung von etwa einem Quadratcentimeter

Umfang zurück, entfernte sich aber nach der Fütterung gleich wieder in der beschriebenen Weise. Nach der zweiten alsbaldigen Rückkunft und Atzung erfolgte das Erwärmen des jungen Vogels wieder. Ich entfernte mich nach einer guten Viertelstunde gedeckt, ohne Störung des alten Vogels.

Schon während der Beobachtung hörte ich in dem Waldorte auffallend zahlreiche Rufe männlicher Kuckucke" und beobachtete auch sowohl deren Jagen und Minnekämpfe unter sich, als auch mit weiblichen Individuen... „Begierig, den Grund einer solchen Anhäufung von Kuckucken in diesem Waldbezirke zu erforschen, begab ich mich in das benachbarte Gehölz, wohin der Muttervogel vorher bei Erbeutung der Atzung mehrmals geflogen war. Ich entdeckte daselbst alsbald an den Gruppen von Eichenoberständern eine Ansiedelung des Eichenwicklers (Tortrix viridana L.); schon von weitem sah ich Exemplare davon an den bekannten Seidenfäden herabhängen und fand auch die Eichenwicklerraupen in ziemlicher Anzahl auf den Blättern vor. Ganz gewiß bildete diese Ansiedelung die Ursache, daß sich hier die Kuckucke so zahlreich zusammenfanden.

Am Vormittage des 5. Juni besuchte ich wieder die Stelle, woselbst der junge Kuckuck ausgeschlüpft war, und fand denselben, vollständig befiedert, auf dem freien Platze zwischen dem Gestrüpp der Brutstelle unter einen Ginsterbusch gedrückt. Als ich demselben vorsichtig genaht war, richtete er sich hoch auf, sträubte die Kopf- und Halsfedern und schnellte empfindlich mit dem Schnabel nach der vorgestreckten Hand, schlug auch einigemal mit den Flügeln nach derselben. Losung (Exkremente) fand ich nirgends vor. Schnell zog ich mich auf meinen alten Beobachtungsplatz zurück und sah alsbald den Brutvogel in der Nähe der Niststelle, einen Bündel Atzung im Schnabel, einfallen. Ich erkannte deutlich die Art der Fütterung, welche in zweimaligem, rasch hintereinander erfolgendem ruckweisem Stopfen in den weitgeöffneten Rachen des Jungen geschah. Innerhalb zehn Minuten wurde auf diese Art der junge Vogel dreimal geatzt: jedesmal mit starken Partien von Raupen, teils von grünen des Eichenwicklers, teils von größerer Art, die ich bei der Entfernung trotz meines Fernrohres nicht zu erkennen vermochte. Das Geschrei: ‚Zipp, zipp!‘ — das der junge Kuckuck in den Nestern der Sänger-Pflegeeltern hören läßt — konnte ich hier bei angestrengtestem Horchen nicht vernehmen. Dies stille Verhalten war mir auch erklärlich, da den Vogel die reichlich zugebrachte Nahrung vollständig befriedigte.

Den 10. Juni früh schlich ich mich nochmals gedeckt in der nahen Hege bis zu meiner Beobachtungsstelle heran und bemerkte bald den alten Kuckuck etwa fünfundzwanzig bis dreißig Schritte von dem Nistplatze entfernt einfallen und alsbald wieder aufstehen und nach dem Nadelholzwalde in der Nähe streichen. Ich suchte sogleich die betreffende Stelle, woselbst der alte Kuckuck vorher eingefallen war, aufmerksam ab. Auf einer kleinen Blöße sah ich plötzlich nicht weit von mir den jungen Kuckuck aufflattern und lief dem zuerst niedrig am Boden hinfliegenden eine Strecke nach, in der Absicht, ihn womöglich zu haschen. Es gelang mir dies aber nicht, indem der Vogel schon so flügge sich erwies, daß er einen etwa vier Meter hohen Ast eines Buchenoberständers erreichte. Ich ließ von der Verfolgung ab und verfügte mich wieder zur weiteren Beobachtung zurück. Kaum daselbst angelangt, erschien der alte Kuckuck, umkreiste die Brutplatzgegend mehrmals und fußte — wahrscheinlich durch das jetzt erfolgende zirpende Locken des jungen Vogels veranlaßt — endlich auf dem Buchenast, daselbst den jungen Kuckuck atzend. Als der alte Vogel abstrich, flog der junge ihm nach und verschwand in einem nahen Nadelholzhorste, worin er trotz eifrigen Nachsuchens nicht mehr zu entdecken war."

Das Vorstehende beweist unwiderleglich klar die Thatsache: 6) daß der Kuckuck ausnahmsweise im stande ist, eines und

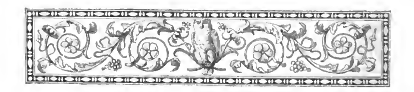
das andere seiner Eier — die er dann ohne Nestbereitung an irgend einer sicheren Stelle des Bodens wahrscheinlich sämtlich ablegt — selbst auszubrüten und das Junge bis zum Selbständigwerden zu pflegen und großzuziehen; 7) daß die Eier von einem und demselben weiblichen Kuckuck sehr verschieden gefärbt und gezeichnet sein können, mithin die von gewissen Seiten aufgestellte, rein theoretische Behauptung völlig entkräftet wird, jedes Kuckucksweibchen lege gleichgefärbte und gezeichnete, sogenannte „typische“ Eier, welche für das „zum Verwechseln ähnliche Gelege“ einer besonderen Art der Kleinvögel bestimmt seien und regelmäßig dieser Art von dem weiblichen Kuckuck oktroyiert würden.

Es beweist meine Beobachtung aber auch ferner: 8) daß der junge Kuckuck — entgegen meinen mehrfachen Erfahrungen an jungen der Art, welche von den gewöhnlichen kleinen Brutvögeln erzogen worden waren — in cirka einundzwanzig Tagen (sein Ausschlüpfen kann mit ziemlicher Gewißheit als am 20. oder 21. Mai geschehen angenommen werden) vollständig flugbar geworden war; während die in Sängernestern ausgebrüteten jungen Kuckucke kraft meiner Beobachtungen bis sechs Wochen zur Flugbarkeit brauchen. Ohne Zweifel ist an diesem raschen Emporwachsen des Kuckucks in gegenwärtigem Falle die viel reichlicher vom Muttervogel ihm zugebrachte Nahrung die einzige Ursache.

Ich kann mit Fug und Recht meine bei dem Vortrage der Kießelschen Entdeckung (im Novemberheft des „Zoologischen Garten“ von 1868) ausgesprochene Behauptung hier wiederholen: „daß durch Entdeckung dieser Begebenheit die Vogelkunde um einen höchst merkwürdigen, bis jetzt noch ganz unbekannten“ (oder angezweifelten, nicht anerkannten) „Zug in der Fortpflanzungsgeschichte unseres vielfach geheimnisvollen und unerkannten Vogels erweitert sei, wodurch sich derselbe seinen beiden nordamerikanischen Vettern, dem gelbschnäbligen oder Regenkuckuck (Cuculus s. Coccygus americanus) und dem schwarzschnäbligen oder rotäugigen Kuckuck (Cuculus s. Coccerythrophtalmus dominicus), in seiner Nistweise unter Umständen nähert.“*

Ich bedaure es sehr, obwaltenden ungünstigen Verhältnissen gegenüber, daß ich nicht Vorkehrungen treffen konnte, rechtzeitig den alten Kuckuck zu erlegen. Ich verfolgte diese Absicht nicht, einmal, um meine in den Vordergrund gerückte Beobachtung an dem lebenden Tiere nicht zu unterbrechen oder zu zerstören, zum anderen, weil die Jagd auf dem Gebiete dem Königlichen Forstfiskus, mithin also mir, als dessen Verwaltungsbeamten, nicht zustand, auch überhaupt die Erlaubnis zum Schießen des Vogels in mehrfacher Hinsicht umständlich und auch für mich, so mancherlei Verhältnissen gegenüber, nicht angänglich gewesen wäre. Unter günstigeren Umständen wäre die Erlegung des Muttervogels hier sehr am Platze gewesen und ganz gewiß auch von mir erfolgt zum Behufe eingehender secierender Untersuchungen an dem Vogel, namentlich des Unterleibes mit der Kloake und den Zeugungsapparaten, der Beschaffenheit des Magens u. s. w., um hierdurch etwaige Anhaltspunkte und anatomische Aufschlüsse erhalten zu haben über das Selbstbrüten des Vogels.

* Mitteilungen von Naturkundigen und Naturfreunden, welche mir und der Redaktion der „Gartenlaube“ noch fortwährend zukommen, die bestätigen, daß alte Kuckucke gesehen wurden, welche junge ausgeflogene Vögel ihrer Art fütterten, scheinen zu bestätigen, daß das Selbstbrüten des Kuckucks nicht so sehr selten sei. Und soeben, als ich Gegenwärtiges niedergeschrieben, meldet mir Herr Eckstein, Assistent der zoologischen Professur an der höheren Forstakademie zu Neustadt-Eberswalde, daß ihm bei seinem Aufenthalt zu Gießen im September v. J. Herr Professor Spengel mitteilte, Herr Konservator Zinßer am dortigen zoolog. Kabinett habe einen weiblichen Kuckuck mit einem knapp thalergroßen Brutfleck ausgestopft. Herr Eckstein bestätigt, daß er selbst an dem unter Vornahme des Präparierens befindlichen Kuckuckskörper die kahle Stelle gesehen habe.



Litterarische Notizen.



Jeschua von Nazara. Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet, von Paul Ador. (München, Fr. Bassermann.) — Seit Beginn einer deutschen Dichtung hat der germanische Geist versucht, die erhabene Gestalt des Heilands zum Helden eines Romanes oder Epos zu machen. Nach Klopstocks lyrisch ausklingendem „Messias“ begann man, im Einklange mit den modernen Anschauungen auf der einen Seite, das rein Menschliche zur Darstellung zu bringen: ein solcher neuer Versuch liegt in obengenanntem Werke vor. Nur hat der Verfasser Erfindungen eingeführt, die ästhetisch überflüssig waren und auch wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen sind. Wozu den Knaben Jesus seinen Eltern entlaufen lassen, seinen Zorn gegen den Hohenpriester auf ein eigentümlich persönliches Motiv zurückführen und ähnliche Dinge mehr? Die Zeit ist historisch treu geschildert; aber man fragt eben bei einem Kunstwerke, wozu diese Fülle von Nebenfiguren, die für die Haupthandlung ohne Wert sind? Einzelne Wendungen wie: „Auch das noch! stöhnte er“, sind unschön; andere wie: „Götzenbilder, welche sich ohne Zweifel in den Straßen befanden“, gehören in eine wissenschaftliche Abhandlung, aber nimmer in einen Roman. Trotz schöner Einzelheiten und mancher fesselnden Charakterzeichnungen kann auch dieser Roman gleich einigen seiner Vorgänger nur als immerhin beachtenswerte Vorstufe zu dem ersehnten Ideale auf diesem Gebiete poetischen Lebens angesehen werden.

Vier Weihnachtserzählungen von Wilhelm Jensen. (Leipzig, B. Elischer Nachfolger.) — Wenige der fast zahllosen Werke des Verfassers bringen einen so ungetrübt künstlerischen Eindruck hervor wie die vorliegenden, meist humoristisch gefärbten Geschichten: die Kürze kam eben der Darstellungsform zu gute. Eine neue Figur ist der lustige Bruder Studio, welchen der Dichter stets in drolligen Knittelversen reden läßt.

Ebenso empfohlen zu werden verdient: **Der Insulaner**, eine Bergsee-Novelle von H. Meißner. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Der Held, ein Gelehrter, lernt nach unglücklicher Neigung zu einer Schauspielerin ein bisher unbeachtetes Wesen kennen und lieben, das nur den einen Fehler hat, ihm auch als Schriftstellerin Achtung einzuflößen. Die Charakteristik der Nebenfiguren ist wohlgelungen, alles Schablonenmäßige vermieden.

* * *

So unfreundlich im allgemeinen die gegenwärtige Zeit sich zeigt gegen Erzählungen in gebundener Form, so hindert das viele unserer jüngeren Poeten doch nicht, mutig den Kampf aufzunehmen und nach jenem Lorbeer zu ringen, welcher Baumbach, Wolff und noch ein paar anderen zu teil geworden ist. Die beiden Epen: **Rudolf der Stifter in Tirol** von Engelbert Winder (Innsbruck, Wagnersche k. k. Univ.-Buchhdlg.) und **Der Helfensteiner**, ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff (Köln, Albert Ahn) können in diesem Sinne genannt werden; und die Verfasser würden wohl noch größere poetische Wirkung erzielt haben, wenn sie ihren verlockenden Vorbildern weniger treu nachgestrebt hätten. Eigenartiger und bedeutender dagegen erweist sich das kleine historische Liebesidyll von Anton Breitner: **Vindobonas Rose.** (München, J. Schweitzer.) Ein liebenswürdig schalkhafter Humor durchweht das Ganze; nur hätten einige der eingestreuten Lieder getrost fehlen können.

* * *

Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker von Friedrich Fiedler. (Dresden, Heinrich Minden.) — Unsere Übersetzungslitteratur, mit der es kein fremdes Land aufnehmen kann, schon aus dem Grunde, weil nur die deutsche Sprache im stande ist, alle

Versformen nachzubilden, hat mit der vorliegenden Blumenlese eine wirkliche Bereicherung erfahren; gleichsam verdichtet, greifbarer noch tritt uns jener schwermütige, pessimistisch gefärbte, eigentümlich russische Geist mit seiner so zu sagen weiblichen, energieberaubten Passivität entgegen, den wir Deutschen schon aus der bekannter gewordenen russischen Romanlitteratur kennen. Seltsam berührt der Mangel an Begeisterung und Flug der Gedanken: überall meist trübe Stimmungsbilder voller Hoffnungslosigkeit. Die Proben aus den Gedichten von achtundfünfzig russischen Lyrikern lesen sich wie — gute Übersetzungen. Den Reigen eröffnet Lomonosoff, der russische Lessing, geboren 1711, und schließt Mereschkowskij, geboren 1865. Charakteristisch sind die fünf mitgeteilten Gedichte von Turgenjew. Bei den Freunden der Poesie — und eine solche Sammlung läßt uns einen tieferen Einblick thun in das melancholische Wesen der russischen Volksseele als mancher vielgenannte Zeit- und Sittenroman — darf diese Anthologie einer freundlichen Aufnahme sicher sein.

* *
*

Schillers Dramen. Von L. Bellermann. Erster Teil. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) — Während der Verfasser in einer umfangreichen Einleitung über das Drama im allgemeinen spricht, sodann das Wesen des Tragischen und die Einheit untersucht, wobei er zu gewissen eigenen Ansichten gelangt, unbestreitbar gewiß, analysiert er die ersten vier Dramen Schillers, von den „Räubern" bis zum „Don Karlos". Bei jedem Drama führt er den Gang der Handlung vor, zeigt Einheit und Verknüpfung der Handlung, prüft die Charakterzeichnung, giebt, wo sie vorhanden sind, eine Vergleichung der Bearbeitungen und bespricht dann einzelne Stellen. Das Buch ist mit großer Wärme, Begeisterung und auch tiefster Sachkenntnis geschrieben. Viele Vorwürfe gegen einzelnes, aus früherer Zeit her und immer oberflächlich wiederholt, werden glänzend widerlegt und Schiller mit Recht als der bisher erste und höchste deutsche Dramatiker und Bühnendichter gepriesen. Ist bei Verbreitung dieses Buches mehr an Schulmänner und Schülerkreise gedacht, so dürfte es doch auch den Freunden Schillers warm zu empfehlen sein und besonders unseren zahllosen angehenden Dramatikern, um der Begriffe des Tragischen, der Handlung völlig Herr zu sein, ehe ihnen ein neues Werk wiederum mißlingt — auch Schiller hat über seine Kunst viel, sehr viel nachgedacht, wie jeder echte Künstler im Gegensatz zu dem bloß nachahmenden Kunsthandwerker.

Calderon und seine Werke. Von E. Günthner. Zweiter Band. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.) — Der zweite Band, mit welchem das Werk abgeschlossen vorliegt, giebt klar und übersichtlich geschriebene Analysen der Lustspiele, heroischen, geschichtlichen Dramen und der geistlichen Festspiele. Bei letzteren wäre es vorteilhafter gewesen, statt der vielen allzu kurz geratenen Inhaltsangaben ein paar derselben ausführlicher zu behandeln: wer noch keines dieser Festspiele im Original oder in Lorinsers Übersetzung gelesen hat, wird sich nach derartigen Analysen kaum einen richtigen Begriff von Wesen und Form dieser eigentümlichen Dichtungsart machen können. Aber vielleicht veranlaßt gerade die Lesung dieser Inhaltsangaben so manchen, dem genialen Spanier von neuem näher zu treten, dessen, wenn auch einseitige, doch noch lange nicht veraltete Weltanschauung auf jeden für reine Poesie Empfänglichen immer den Eindruck größter Erhabenheit machen muß. Und wird dieses erzielt, so hat der Verfasser sicherlich das, was er wollte, gleichfalls aufs schönste und würdigste als Lohn seiner Mühen erreicht.

* *
*

Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild von Julius Ernst v. Günthert. (Stuttgart, A. Bonz u. Comp.) — Ganz eigenartig und neu hat der Verfasser seine Aufgabe erfaßt; er verfährt nicht kritisch, objektivhistorisch, sondern teilt, mit eigenen Zwischenbemerkungen durchwoben, die Briefe mit, welche der große Ästhetiker seit 1861 an ihn richtete — erst gegen Schluß schildert er, als beide in gleicher Stadt zusammenwohnten. Auch das beigegebene litterarische Porträt Mörikes zeigt die ganze Liebenswürdigkeit dieses noch immer nicht genug gelesenen schwäbischen Lyrikers. Aus Vischers Briefen, bald voll Humor, bald bitter ernst, doch immer die höchsten Fragen behandelnd, wird so recht klar, daß er in seinem Romane „Auch einer" seine eigene Persönlichkeit geschildert hat, eine Art urwüchsigen, tief angelegten Menschentumes, das heut im Aussterben begriffen ist; man möchte es Diamanten vergleichen, denen noch der letzte Schliff fehlt, Naturen, die in ewigem Wandel und Werden stehen, die erst wenige Augenblicke vor dem Tode über sich und die Welt ins reine kommen. Das Buch enthält so viel Neues und Interessantes, daß es nicht bloß die Freunde unseres größten Ästhetikers, der zugleich als Schartenmayer noch länger leben wird, mit großem Vergnügen lesen werden.

Ich fahr in die Welt. J. V. v. Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens, von Professor J. Stöckle.

(Paderborn, Ferdinand Schöningh.) — Wer die Lebensbeschreibung von Alfred Ruhemann und Prölß kennt, sowie die Erinnerungen Zernins, wird nur wenig Neues in dem sonst frisch und anziehend geschriebenen Büchlein finden; aber seine Billigkeit, trotz eines beigegebenen Porträts Scheffels in Autotypie und eines faksimilierten Gedichtes, macht es größeren Kreisen empfehlenswert, auch für Schüler- und Volksbibliotheken, wenn eben Scheffels Werke schon vorhanden sind.

Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Von H. Zeise. Mit dem Porträt und Faksimile Zeises. (Altona, A. C. Reher.) — Der Dichter, dessen Name leicht mit einem ähnlich klingenden verwechselt werden könnte, ist zwar nicht ganz so bekannt, wie er verdiente; aber die vorliegende Lebensbeschreibung einer bescheidenern, liebenswürdigen Dichternatur wird man schon um ihrer Darstellung, ihres Inhaltes willen mit großem Vergnügen lesen, ohne sich viel um den mehr und minder großen Wert ihrer Leistungen zu kümmern. Interessanter und wertvoller werden manchem die Erinnerungen sein, welche heute längst verschollenen Hamburger und Altonaer Dichtern, Journalisten sowie Gelehrten gewidmet sind.

Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur. Im Lichte seiner und unserer Zeit dargestellt von F. Meyer. (Berlin, R. Mückenberger.) — Leben und Werke des bekannten großen Realisten des achtzehnten Jahrhunderts werden in angenehm leichter Schreibweise vorgeführt. Einzelne zeitgenössische Kritiken über den Meister der Radierkunst, welche der Verfasser mitteilt, sind auch heute noch anziehend zu lesen. Die beigefügten Holzschnitte sind gelungen; besonders sei erwähnt die in Photogravüre wiedergegebene Darstellung der „Königlich preußischen Familie“ vom Jahre 1796: — hier (nach den ersten Abdrücken) erblicken wir „das erste, allerdings imaginäre, Bildnis unseres Kaisers“ (Wilhelms I.)!

* * *

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Herausgegeben von Dr. H. Simon. Erster Band. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) — Mit Freuden wird jeder Musikfreund diese billige Volksausgabe begrüßen; die musikalisch-litterarischen Aufsätze unseres großen Romantikers unterscheiden sich himmelweit von der üblichen Schablone: welcher Geist, welche Frische, welcher oft phantastische Humor lebt selbst in der kleinsten dieser Besprechungen — man darf eben nicht vergessen, daß Robert Schumann, ein glühender Verehrer Jean Pauls und Goethes, auch eine gediegene Schulbildung besaß. Hier finden wir jene so seltene Art der produktiven Kritik. Das Buch sollte im Bücherschranke eines Musikfreundes nicht fehlen; es gehört zu jenen Werken, die man nicht auf einmal in einem Zuge ausliest und beiseite legt, sondern die man gelegentlich und wiederholt hervorlangt, um hier und da, heut diese und morgen jene geistanregende Betrachtung von neuem zu lesen.

Handbuch der Theorie der Musik. Von C. F. Weitzmann. Herausgegeben von Felix Schmidt. (Chr. Th. F. Enslin.) — An ähnlichen Werken herrscht kein Mangel, vielmehr ein Überfluß; aber jenen Schülern, welchen der Erwerb des „Marx“ und anderer umfangreicherer Lehrbücher zu schwierig ist, kann dieses Werk empfohlen werden, freilich nicht zum Selbststudium, sondern nur an der Seite eines erfahrenen und vorurteilsfreien Musiktheoretikers. Der letzte und vierte Teil über die Kompositionsformen, sowie der dritte über den einfachen Kontrapunkt sind ein wenig mager; aber wer über die kurz und trefflich gefaßte Harmonielehre hinaus ist, wird ja doch wohl den „Bellermann“ und ähnliche Werke zu Rate ziehen müssen.

* * *

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien von Max Nordau. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Bände. (Leipzig, B. Elischer.) — Wenn es ein derartiges Werk zu drei Auflagen bringt, so bürgt ein solcher Erfolg am besten für seinen Wert. Ist vielleicht die Nebenbezeichnung „Kulturstudien“ statt Reiseschilderungen ein wenig zu viel versprechend — selbst auf Island dürfte man mehr als zwei Monate weilen müssen, um wissenschaftlich gründlich über Vergangenheit und Gegenwart dieser Insel schreiben zu können —, so erhalten wir doch eine Fülle von geistanregenden Beobachtungen und Schilderungen. Rußland, Skandinavien, Belgien, Island, England, Frankreich, Spanien — all diese Länder hat der Verfasser besucht, allein, nicht in Begleitung einer Stangenschen Reisegesellschaft, ohne Rundreisebillet — mancher wird sicherlich unseren Reisenden beneiden wegen des Gebrauches und der Gewandtheit, mit welcher er sich in sieben Sprachen auszudrücken wußte, um wirkliches Leben sehen, erlauschen, verstehen und nachschildern zu können! Das Werk verdient die Aufnahme, die ihm bisher zu teil geworden ist.

Auf ähnlichem, nur enger umschränktem und daher mit größerer Sachkenntnis behandeltem Gebiete, zugleich hier und da die Reize poetisch erzählender Form nicht verschmähend, bewegt sich K. E. Franzos in seinen neuen Kulturbildern aus Halbasien: **Aus der großen**

Ebene. Zwei Bände. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) Hier lernt man erst das orthodoxe Judentum mit seinen Schwächen und Vorzügen verstehen. Und daß der Verfasser, wo es wirklich zu tadeln giebt, mit unerbittlicher Strenge verfährt, sei ihm zu besonderem Lobe angerechnet. Mehr novellistisch gehaltene Lebensbilder wie der „Deutsche Teufel", „Nathan, der Blaubart", der „Galilei von Barnow" u. s. w. legen Zeugnis ab von der poetischen Kraft, mit welcher selbst unerquickliche oder beschämende Dinge zu echt künstlerischem Leben verklärt und erhoben werden. Von sittengeschichtlichem Werte sind die längeren Aufsätze: „Volks- und Schwurgerichte im Osten", „Frauenleben in Halbasien"; namentlich der letztere legt einem Manne viele humanitäre Gedanken nahe, welche manchen Anhängerinnen der Frauenemancipation so himmelfern liegen; deshalb sollten sich deutsche Frauen den Genuß dieser überaus fesselnden Lektüre nicht entgehen lassen.

Kreuz und Quer. Wander- und Rasttage im Süden und Norden von Karl Pröll. Zweite Auflage. (Berlin, A. Landsberger.) — **Berliner Federzeichnungen eines Deutsch-Österreichers.** Zweite Auflage. Von ebendemselben. (Ebenda.) — Die landschaftlichen Schilderungen des ersten, die feuilletonistischen Plaudereien des zweiten Bändchens fesseln durch ihre geistvolle Behandlung und poetisch empfindungsvolle Wärme. In seiner Darstellung einzelner Züge des Berliner Lebens zeigt sich der Verfasser als scharfer und doch freundlich wohlwollender Beobachter, der nicht anderen blindgläubig nachschreibt, sondern nur von dem erzählt, was er selber gesehen und erlebt hat.

* * *

Geschichte der ungarischen Litteratur. Von Dr. J. H. Schwicker. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wenn in dieser umfangreichen Darstellung die Werke der ungarischen Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart einer ausführlichen Analyse unterzogen werden, so hat der belesene Verfasser doch vornehmlich die Poesie der neueren Zeit einer manchmal scharfen, doch stets gerechten Kritik unterzogen, oft die Urteile großer ungarischer Litterarhistoriker anführend. Seinen eigenartigen Wert erhält das Werk durch die Mitteilung zahlreicher Proben, die oft freilich besser übersetzt sein könnten, und durch sorgfältige Inhaltsangaben bedeutenderer Nationaldichtungen. Auch die Darstellung der jeweiligen Kulturzustände, unvermeidlich bei einer von moderner Art beeinflußten Darstellung der Litteratur, in welcher die geistigen Strömungen zum unvergänglichsten Ausdruck gelangen, ist anschaulich und beruht auf gründlicher Durchforschung und Benutzung des reichlich vorhandenen Materials. Das Buch, trotz seines wissenschaftlichen Wertes, ist doch für Gebildete aller Kreise geschrieben und kann diesen rückhaltlos empfohlen werden, zumal es ein ähnliches Werk für dieses Litteraturgebiet bis jetzt nicht giebt.

* * *

Kunst und Handwerk in Japan. Von Dr. Justus Brinkmann. Erster Band. Mit 225 Illustrationen. (Berlin, R. Wagner.) — Trotzdem wir über das noch immer märchenhafte Wunderland des Ostens in den Werken von Reim, Anderson und Gonse drei hervorragende Leistungen besitzen, so dürfte doch gerade die vorliegende Darstellung am meisten geeignet sein, auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erregen. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Das japanische Kunstgewerbe mußte in seinem Zusammenhange mit der Landschaft, mit der Pflanzen- nnd Tierwelt, mit der Religion und Geschichte, mit den Sitten und dem täglichen Leben, mit der Baukunst und Malerei des japanischen Volkes geschildert werden" u. s. w. Demgemäß erhalten wir eine Reihe von überaus fesselnd und glänzend geschriebenen Kapiteln, deren Kunst schon mehr den Griffel eines schildernden Poeten verrät. Denjenigen Praktikern freilich, welche aus einem solchen Werke eine bequeme Bereicherung ihres nationalen Formenschatzes zu ziehen hoffen, erwidert zugleich der Verfasser mit Recht mit folgenden Worten, die, ebenso für andere Gebiete passend, in unserer stilzerfahrenen, unproduktiv eklektisch zugreifenden Zeit Beherzigung gerade in den Kreisen unserer gebildeten Laien verdienen; Brinkmann sagt: „Muß vor der einfältigen Nachahmung hier wie überall gewarnt werden, so wird andererseits das wahre Verständnis der geist- und poesievollen Kundgebungen des japanischen Schönheitssinnes und Naturgefühles in ihrem tiefinnerlichen Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwickelung und dem gesamten geistigen Leben dieses merkwürdigen Volkes zeigen, daß eine Nachahmung so fest im nationalen Boden wurzelnder Gebilde auch im besten Falle nur eine rein äußerliche bleiben müßte, weil an diese Gebilde sich Vorstellungen knüpfen, die unserem Volke fremd sind." Also lernen kann aus dem Werke nur der produktiv beanlagte Künstler und Kunsthandwerker, zurückgeführt werden in neuer Weise auf den unerschöpflichen Born der vorbildlichen Natur; von belehrendem, reichem Genuß ist es für jeden. Besondere Erwähnung verdienen die zahlreichen, äußerst sauber und zierlich wiedergegebenen Illustrationen nach japanischen Originalen.

* * *

Dem größten Widerspruche in philologischen und archäologischen Fachkreisen wird sicherlich Dr. Karl du Prels neueste geschichtsphilosophische Studie begegnen: **Die Mystik der alten Griechen** (Leipzig, Ernst Günthers Verlag). In den vier Kapiteln: Tempelschlaf, Orakel, Mysterien, Dämon des Sokrates, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß das Religiöse der Antike auf spiritistischer Grundlage beruhe, daß wir erst im modernen Spiritismus den Schlüssel gefunden haben, um die Geheimnisse der antiken Religion zu erschließen. So glänzend und scharfsinnig auch seine Beweisführungen sind, werden sich doch die Eingeweihten kaum überzeugen lassen, das heißt die wirklichen Kenner des antiken Lebens. So weist z. B. die Religion der eleusinischen Mysterien auf ein ganz anderes, ewig dauerndes Gebiet und hat mit unseren Medien und Geistererscheinungen gar nichts zu schaffen: derartige Erscheinungen gab es natürlich auch im Altertume, aber sie gehören ebensowenig zum Wesen der antiken Religion wie in späterer und in unserer Zeit zum Christentume. Für gewisse Kultusgebräuche, Schaustellungen und Geistesabstumpfungen geheimnisvoller Art lagen Vergleichungen, aus anderem Gebiete hergeholt, viel näher. Immerhin ist das Werk sehr interessant geschrieben und fesselt trotz seines Grundirrtums.

* * *

Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Bayern, Schwaben, Franken und der Pfalz. Von Dr. Berthold Riehl. Mit sechs Abbildungen. (München, G. Hirths Verlag.) — Diese vortreffliche Monographie beruht auf gründlichsten Fachkenntnissen; der Verfasser schöpft stets aus eigener Anschauung. Die historische und ethnographische Betrachtungsweise, welche der Verfasser nie aus den Augen läßt, sind wohl geeignet, das Werk auch größeren Kreisen zugänglich zu machen, wenn es sich freilich auch in erster Linie an den Fachgelehrten wendet. In stilistischer Beziehung ist der trocken wissenschaftliche Ton glücklich vermieden; man empfängt den Eindruck, als stünde der Leser mit dem Verfasser vor den jeweilig geschilderten Bauten und hörte seinen niemals ermüdenden, immer klaren und überzeugenden Ausführungen mit Aufmerksamkeit zu.

* * *

Der Reim in seiner Entwickelung und Fortbildung. Von Sigmar Mehring. (Berlin, S. Mehring.) — Das kleine Werk dürfte wohl auch in weiteren Kreisen Interesse erregen. Aus der Art, wie unsere Klassiker und Modernen den Reim behandeln, werden Schlüsse gezogen, denen sicherlich jeder Freund der Form beistimmt. Nur scheint uns die Empfehlung der Anwendung von Makame und Ghasel für den deutschen Sprachgenius weniger empfehlenswert. Vieles Neue enthält der Abschnitt: „Das Verhältnis zwischen Reim und Sprache."

Im Anschluß hieran verdient das Heftchen erwähnt zu werden von Hermann Schärf: **Professor Konrad Beyers Lehre vom deutschen Versbau und H. Heines Stellung zu demselben.** (Czernowitz, Heinrich Pardini.) Beyers Poetik wird in gedrängtester Kürze wiedergegeben mit seiner Behauptung, daß eigentlich erst mit Heines Lyrik wieder das altgermanische Betonungsprincip in unserer Litteratur zum Durchbruche gekommen sei, daß, im Grunde genommen, all die verschiedenen Versarten des Auslandes wenig bedeuten wollen und von Jamben und Trochäen im antiken Sinne in unserer sinnbetonenden Sprache nicht die Rede sein sollte.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, d. Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Abtheilung: Cigarren.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Die nachfolgend verzeichneten Marken zeichnen sich durch guten Brand und feines Aroma besonders aus.

Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnehme v. 1 Mille	Name	Charakter	Kiste von 25 St.	Kiste von 100 St.	Bei Abnahme v. 1 Mille
		M.	M.	M.			M.	M.	M.
Punch . . .	mittelkräftig	1.—	3 75	36.50	Las Elfas . . .	leicht, pikant	1 80	6.—	59. —
El Floron . .	„	1.15	4.—	39.—	La Patria .	leicht	1.80	6.—	59
El Salida . . .	kräftig	1.20	4.30	42.—	Campanilla .	kräftig	1.80	6. —	59.
Loreley	mittelkräftig	1.25	4.50	44.	Laura . . .	mild, mittelkräftig	1.85	6.25	61 —
El Damiento	mittelleicht	1.30	4.60	45. —	Graciosidad .	fein, mild	2.—	7.—	69. —
La Dadiva .	mittelkräftig	1.30	4.60	45. —	La Resulta .	mittelkräftig	2.—	7.—	69.
Mi Pasion . .	leicht mittelkräftig	1.40	5.—	49	Romeo	kräftig, pikant	2.15	7.50	73.
Felicitas . . .	„	1.40	5. —	49.—	Casa de Campo	voll, kräftig	2.25	8. —	78 —
La Claridad .	mild	1.40	5. —	49.—	El Rico	fein, mittelkräftig	2.25	8. —	78 —
La Partura .	mittelkräftig	1.50	5.25	51.50	La Driada . .	fein, pikant	2.40	8.50	8[illegible]
Titania	leicht, mild	1.50	5.50	54.—	Irma	mittelkräftig	2.60	9.25	90
La Corona . .	„	1.60	5.50	54.—	Passada . .	„	2.70	9.75	94 —
El Brillante . .	mittelkräftig	1.75	6.—	59.—	El Verano . .	sehr pikant	2.80	10.50	102 —
Regatta	pikant	1.75	6.—	59.—	Prima Doña .	mittelkräftig	3.25	12. —	115 —

Auf 1 40-Packung (25 Stück) kann absolut keine Preis-Ermässigung eintreten.

Sortiments-Musterkisten

von Cigarren aus importirten Tabaken vorstehend genannter Sorten

Sortiments-Musterkiste Nr. 11.

Enthält 10 Sorten à 10 Stück:
Punch, El Floron, El Salida, Loreley, El Damiento, La Dadiva, Mi Pasion, Felicitas, Claridad, Partura.
Preis M. 4.75.

Sortiments-Musterkiste Nr. 12.

Enth. 4 Sorten à 10 St. u. 4 Sorten à 15 St.:
Titania, La Corona, El Brillante, Regatta, Las Elfas, La Patria, Campanilla, Laura.
Preis M. 6.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 13.

Enth. 4 Sorten à 15 St. u. 4 Sorten à [illegible]
Romeo, Casa de Campo, El Rico, La Driada, Experimento, La Passada, Graciosidad, Resulta.
Preis M. 8.50.

SPECIALITÄTEN.

Concurrenzia — Eine sehr preiswerthe, feine und aromatische Marke. Leicht und mild. Feiner Samatra-Decker mit Havanna-Einlage. — Die Kiste v. 50 Stück M. 4. . ; „ „ „ 100 „ „ 7.50.

Sogenannte Pflanzer-Cigarren.

Havanna-Ausschuss.
Felix-Brasil m. Havanna.
Mittelkräftig, gute Qualität. Unsortirt, alle Farben enth.
Kiste v. 100 Stück M. 5.75.
„ „ 500 „ „ 26.50.
Das Mille M. 52.—.

Plantadores.
Grosse, lange Form, gepresst.
In Reispapierpäckchen von 10 Stück eingedreht.
Kiste v. 100 Stück M. 6.25.
„ „ 500 „ „ 29.50.
Das Mille M. 58.—.

In origineller Packung.

Cazadores.
Nur in $^1/_{10}$ Packung (100 St.)
Volle, stark gepresste Form.
Manila-Java-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig.
Kiste v. 100 Stück M. 6.75.
Das Mille M. 65.—.

Esparteros.
Nur in $^1/_{10}$ Packung (100 St.)
Volle stark gepresste Form.
Sumatra-Decke, Felix-Brasil-Einlage.
Mittelkräftig, etwa [illegible]
Kiste v. 100 Stück M. 7. .
Das Mille M. 67.

Unsortirte Cigarren.

Samarang.
Java-Samarang-Decke, rein Felix-Einlage.
Kiste v. 100 Stück M. 5.75.
Das Mille M. 55.—.

Havanna.
85er Havanna-Decke, Felix Umblatt, Havanna-Einl.
Kiste v. 100 Stück M. 7.75.
Das Mille M. 75.—.

Legitimos Remedios.

Eine kleine, schlanke, sehr preiswürdige reine Havanna-Cigarre mit Felix-Umblatt.
Kiste von 200 Stück M. 13.—, das Mille M. 64.—.

Sortiments-Musterkiste Nr. 7

enthält von vorstehenden Marken: Havanna-Ausschuss, Plantadores, Samarang je 20 Stück und je 10 Stück von Cazadores, Esparteros, Legitimos Remedios und Havanna.
Preis der Kiste M. 6.75.

Extrafeine Cigarren.

Wir empfehlen insbesondere folgende hochfeine Mark[illegible] welche den importirten an Qualität und feinem Aroma [illegible] ständig gleichkommen, dabei aber sich mild und angenehm rauchen und vor jenen den Vorzug grösserer Bi[illegible] besitzen.

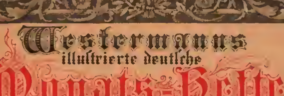
Flor de Campo. Mittelform. Mild und fein. Kiste v. 50 St. M. 7.—. Mille M. 13[illegible].
Docks. Londres-Form. Mild und fein. Kiste von 50 Stück M. 7.50. Mille M. 147. .
La Plana. Kegelform. Mittelkräftig. Kiste v. 50 Stück M. 9.—. Mille M. 1[illegible]5. .
La Redera. Volle Form. Sehr fein und mild. Kiste v. 50 Stück M. 10. . Mille M. 195.
Julio Cavoura. Grosse Form. Sehr fein und mild. Kiste v. 50 St. M. 12.50. Mille M. 240.

Sortiments-Musterkiste Nr. 16

enth. von vorstehenden Marken je 10 St. zusammen al[illegible]
Preis der Kiste M. 0.50.

Special-Catalog üb. Cigarren u. Rauchrequisiten versenden wir auf Verlangen unberechnet u. portofrei

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, LEIPZIG-PLAGWITZ.



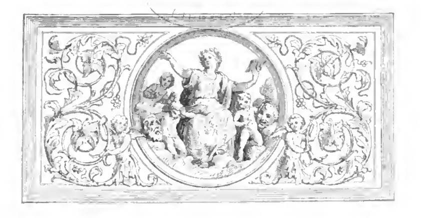
Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Inhalt.

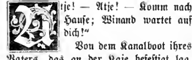
Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.



Die Handschuhbraut.

Novelle
von
Wilhelm Berger.



Atje! — Atje! — Komm nach Hause; Winand wartet auf dich!"

Von dem Kanalboot ihres Vaters, das an der Kaje befestigt lag, sprang das zwölfjährige Mädchen hurtig ans Land, kreuzte auf klappernden Holzpantoffeln das Pflaster der Straße und eilte in einen Keller hinab, an dessen Eingang allerlei Hökerwaren zum Verkauf auslagen.

In diesem Keller hauste die Familie des Schiffers Koops, der auf den Wasserstraßen der Niederlande, von und nach Leeuwarden, Güter beförderte. Besagte Familie aber bestand nur aus seiner Ehefrau, einer betriebsamen Person, die er einst in Amsterdam frischweg geheiratet hatte, und Atje, dem einzigen Kinde der beiden.

Ein fünfzehnjähriger Knabe wartete in dem geräumigen, peinlich sauberen Keller auf Atje. An einem Tische hatte er sich niedergelassen, der durch ein Fenster, das unmittelbar unter der Decke angebracht war, Licht empfing, und blätterte dort in mitgebrachten Büchern.

Winand Quintus, ein lang aufgeschossener junger Mensch von echt holländischem Typus, war der Sohn eines Lehrers, der in demselben Hause ein Stockwerk inne hatte. Zwischen ihm und Atje bestand ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis. Der Knabe hatte von früh an von der Wichtigkeit des Lernens reden hören; es war ihm eingeprägt worden, daß er nur durch Wissen es zu etwas in der Welt bringen könne. Dies hatte er begriffen und war ein Musterschüler geworden, in dessen junger Brust sich die Überzeugung festgesetzt hatte, er werde dereinst eine hohe Stellung einnehmen. Atje dagegen war nichts weniger als eine aufmerksame Schülerin. Ihre hübschen braunen Augen wanderten gern während des Unterrichts umher und ihre Gedanken auch. Und die häuslichen Arbeiten waren ihr eine schreckliche Last. Eines Tages hatte sie zu Winand gesagt: „Du könntest mir wohl helfen," und seitdem erschien

Winand fast täglich in dem Keller, obgleich keine Verabredung getroffen war, und teilte dem Mädchen von seiner Weisheit mit.

Heute versuchte er, dem Verständnis seiner Schülerin einen geometrischen Lehrsatz zu erschließen.

Nach einer Weile sagte Atje lachend: „Gieb dir nur keine weitere Mühe, Winand; dafür bin ich zu dumm.“

„Das bist du nicht,“ versetzte er eifrig. „Du hast einen offenen Kopf; merke nur ein bißchen auf; du wirst sehen, wie rasch du begreifst.“

Und wieder demonstrierte er ein langes und breites von Linien und Winkeln.

Atje hörte mehr auf die Worte als auf den Sinn. Träumerisch folgten erst ihre Augen der Spitze von Winands Bleistift, wie sie auf dem Papier hin und her sprang, dann glitten sie zu dem ernsthaften Gesicht des jungen Lehrers empor. Als er aufhörte zu sprechen, fragte sie: „Weshalb quälst du dich eigentlich so sehr mit mir ab?“

Der Knabe umriß das gezeichnete Dreieck nochmals mit dem Bleistift, während eine leichte Röte auf seine Wangen trat. Dann blickte er auf und erwiderte: „Weil ich dich später heiraten will und eine ungebildete Frau mir nicht passen würde.“

Die Zwölfjährige erstaunte nicht eben sehr über diese Eröffnung. Nachdem sie einige Sekunden nachgedacht hatte, erkundigte sie sich nur, ob zur Bildung auch Kenntnisse in der Geometrie erforderlich seien, und als Winand diese Frage sehr bestimmt bejahte, bat sie ergeben: „Dann erkläre mir das noch einmal von der Summe der Winkel; ich will jetzt genau aufpassen.“

Und sie stützte den Kopf in die Hand und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf die kabbalistische Figur mit den Buchstaben an den Ecken, deren verborgene Gesetze Winand unverdrossen aufs neue erläuterte.

Abends, als sie in ihr Bett gestiegen war, das sich in einem Schranke an der Rückwand des Kellers befand, ging ihr Winands Mitteilung doch durch den Kopf. Sie rief ihre Mutter an, die bei der Lampe Garderobestücke ausbesserte, und vertraute ihr die Neuigkeit.

„Kinderei!“ ließ sich Frau Koops verächtlich vernehmen. „Wenn der junge Quintus zum Manne geworden ist, wird er dich längst vergessen haben.“

Atje antwortete nicht; nach einiger Zeit indessen hörte Frau Koops ein unterdrücktes Schluchzen. „Dummes Ding!“ schalt sie. „Willst du gleich schlafen! — Wenn der junge Herr nicht selbst noch ein großes Kind wäre, würd ich ihm einmal den Kopf zurechtsetzen. Daß er dich unterrichtet, dagegen hab ich nichts. Je mehr du weißt, desto weiter kannst du es bringen. Nütz ihn aus, solang er Geschmack an dir findet; in ein paar Jahren geht er zur Hochschule, dann hört der Spaß von selbst auf.“

Aber die nüchtern praktische Auffassung der Mutter machte keinen Eindruck auf das Mädchen; zu sehr hatte die Äußerung Winands ihre junge Seele erregt, und alles, was darin noch schlummerte, begann traumhaft zu leben. In den Dämmerschein, den die Lampe durch den Keller verbreitete, blickte sie starr hinein und sah märchenhafte Gebilde . . .

Als Frau Koops eine halbe Stunde später in Atjes Schlafstelle hineinleuchtete, fand sie das Mädchen ruhig schlafend, doch mit glühenden Wangen. Des Kindes blühende Schönheit war ihr noch nie so auffallend gewesen. „Sechs Jahre weiter,“ meinte sie, „und wir brauchen auf Herrn Quintus nicht zu warten. Und bis dahin hat sich auch ein Kapitälchen angesammelt, und ein Freier hat nicht nötig, in den Keller hinabzusteigen, um Atje Koops zu holen.“

* * *

Nach einigen Jahren bezog Winand die Universität zu Leiden. Schon auf dem Gymnasium hatte er von jener Staatseinrichtung Gebrauch gemacht, welche be-

fähigten Schülern kostenfreie Ausbildung unter der Bedingung gewährt, daß dieselben nach vollständig absolviertem Studium sich eine Anzahl von Jahren dem Kolonialdienst widmen. Auch in Leiden, wo er sich für den ärztlichen Beruf vorbereitete, blieb er ein solcher Pensionär des Staates.

Der Student vergaß keineswegs seine Jugendliebe in Leeuwarden, vielmehr blieb er mit Atje in beständiger brieflicher Verbindung, stets darauf bedacht, ihre geistige Entwickelung zu fördern. Und in den Ferien, wenn er dieselben zu Hause zubrachte, war er täglich in Koops' Kellerwohnung zu finden.

Der Verkehr der jungen Leute blieb äußerlich ungefähr derselbe. Noch immer war Winand der Lehrer, Atje die Schülerin; nur vermochte der junge Mann nicht mehr, der aufblühenden Jungfrau gegenüber den überlegenen Ton anzuschlagen, worin er sich früher gefallen hatte. So sehr indessen stand er im Bann seiner ehrgeizigen Zukunftspläne, daß ihm kaum jemals die Versuchung nahe trat, zu der Rolle eines Liebhabers überzugehen. Und wenn dies der Fall war, dann erinnerte er sich immer rechtzeitig, daß die Frucht noch nicht reif für ihn sei, die in Verborgenheit stetig an Lieblichkeit zunahm. Niemals wieder hatte er auf die Hoffnung angespielt, die er insgeheim hegte; sein Gefühl sagte ihm, das Unausgesprochene bilde einen festeren Kitt in seinem Verhältnis zu Atje als der Austausch von Eiden und Schwüren.

So war es in der That. Daß Atje die Zukunft nur verschleiert sah, nur in unbestimmten Umrissen — gerade das verlieh ihrem Leben einen romantischen Reiz und gewährte ihrer Phantasie süße Nahrung. Sie war zumeist sich selbst überlassen; der Einfluß Winands hatte zur Folge gehabt, daß sie ihrer Umgebung entfremdet worden war. Der Mutter half sie freilich noch aus alter Gewohnheit, aber doch mit einer Miene der Herablassung, die den kleinen Kunden des Geschäfts schlecht anstand; den Umgang dagegen mit ihresgleichen, mit ihren früheren Gespielinnen am Kanalufer, verschmähte sie; ihr feineres Empfinden empörte sich gegen die derbe Art derselben, und ihren kleinen alltäglichen Interessen vermochte sie keine Teilnahme zuzuwenden.

Wie ihr Verhältnis zu Winand eigentlich beschaffen sei, untersuchte Atje nicht näher; sie betrachtete sich einfach als zu ihm gehörig und aller seiner künftigen Ehren teilhaftig.

Als Winand sein Staatsexamen gemacht hatte, wurde ihm eröffnet, daß er zunächst im Inneren von Java Verwendung finden würde. In vier Wochen habe er sich zur Einschiffung nach Batavia bereitzuhalten, woselbst er den ihm zugewiesenen Distrikt erfahren solle.

Im Beisein ihrer Eltern empfing Atje den Abschiedsbesuch Winands.

Er erläuterte nochmals seine Aussichten und fügte hinzu: „Es wird sich finden, ob mein Körper sich dem tropischen Klima, der veränderten Lebensweise anpassen kann, ob er den Beschwerden einer möglicherweise sehr anstrengenden Berufsarbeit gewachsen ist. Soweit ich meinen Organismus durch eigene genaue Beobachtung kenne, glaube ich, daß er sich als tauglich bewähren wird. Doch darf ich, als rechtlicher Mann, nicht eher als ich dies bestimmt weiß, daran denken, eine mir teure Person an mich zu binden."

„Sehr richtig," fiel Frau Koops ein.

Winand fuhr fort: „Andererseits aber wünsche ich darüber keinen Zweifel zu lassen, daß ich Atje auffordern werde, zu mir zu kommen, sobald ich auf dem fremden Boden festen Fuß gefaßt habe und im stande bin, sie mit demjenigen Komfort zu umgeben, den meine und ihre sociale Stellung erfordert. Von Ihnen, Herr und Frau Koops, erbitte ich mir das Versprechen, daß Sie, wenn solche Aufforderung eintrifft, der Entscheidung Ihrer Tochter sich nicht widersetzen."

Schiffer Koops nickte zustimmend; seine Frau indessen fragte vorsorglich: „Und Atje ist vollständig frei bis zu diesem Zeitpunkte?"

„Vollständig frei," versicherte Winand. Er wandte sich an Atje: „Du hast den Pakt gehört, den ich mit deinen Eltern gemacht habe."

„Wann darf ich erwarten, gefragt zu werden?" forschte Atje.

„In zwei Jahren, wenn mir alles nach Wunsch geht."

„Du arbeitest, ich warte; das ist ein Unterschied," klagte das Mädchen.

Winand überlegte. „Dabei bist du allerdings im Nachteile," gestand er. „Es wäre gut, du ergriffest eine schickliche Beschäftigung, die dich vollauf in Anspruch nimmt. Hättest du nicht Lust, das Seminar zu besuchen? Du würdest es bald zur Lehrerin bringen; dann wärst du in bevorzugter, sicherer Stellung. Bedenke: ich kann erliegen; du darfst nicht versäumen, auch diese Möglichkeit ins Auge zu fassen."

„O Winand!" rief Atje vorwurfsvoll.

„Herr Quintus spricht vernünftig und sein Rat ist gut," mischte Schiffer Koops sich ein. „Ein guter Seemann hält immer ein paar Segel in Reserve."

Frau Koops ließ keinen Einwand laut werden; sie dachte: wenn er erst unterwegs ist nach Indien, der weise junge Herr, dann wird sich schon finden, was wir thun und lassen.

Es kam ein Weib die Treppe hinabgepoltert, das einen Artikel aus dem Laden forderte. Schiffer Koops erhob sich, schüttelte Winand zum Abschiede die Hand und begab sich auf sein Boot; Atjes Mutter war genötigt, sich mit der Kundin zu beschäftigen. In dem Winkel des Kellers, welcher seitwärts von der Treppenwand lag, blieb das Paar allein zurück.

„Hast du noch ein gutes Wort für mich, ehe du gehst?" fragte Atje unter Thränen des Ärgers.

„Was meinst du?"

„O, du bist sehr bedächtig, sehr vorsichtig, Winand!"

„Muß ich's nicht sein?"

„Auch jetzt noch, da du mir, für lange Zeit zum letztenmal, Aug in Auge gegenüber stehst?"

„Atje! — Bedarf es zwischen uns noch einer Aussprache?"

„Weil du glaubst, daß du über mich verfügen kannst... Bis jetzt war dein Stillschweigen rücksichtsvoll, deine Voraussetzung unseres Einverständnisses genügend; nach deiner Erklärung an meine Eltern kannst du auch gegen mich die Lippen öffnen."

„Ich darf dich nicht binden, Atje."

„O diese abwägende Klugheit!" rief Atje empört. „Zehnmal lieber würde ich als deine Verlobte zurückbleiben, denn als eine scheinbar Freie, die ich doch nicht sein soll. Weshalb dieses Spiel, das niemandem dienlich ist?"

Winand stand verwirrt. Er hatte seinen Kurs auf das genaueste ausgelegt, aber vergessen, die Empfindung des Weibes, dessen er sicher zu sein glaubte, in seine Berechnung mit aufzunehmen.

„Die Sache würde dieselbe sein," entschuldigte er sich.

„Nicht so ganz. Wenigstens hätte ich einmal aus deinem Munde gehört, daß du mich liebst. Ein solches Wort muß einen ganz besonderen Klang haben."

Noch immer verstand Winand nicht, daß hinter dem vermeintlichen Zorn des Mädchens nur das Bedürfnis sich verbarg, dem scheidenden Manne ihre Liebe gestehen zu dürfen. Nur ein Wort, nur eine Gebärde, und sie hätte sich ihm in die Arme geworfen mit einem jubelnden: Dein auf ewig!

Aber Winand bot ihr nur die Hand: „Wie ich mein Verhältnis zu dir auffasse, habe ich deutlich genug ausgesprochen; ich muß es dabei bewenden lassen. Wenn die Zeit gekommen ist, wirst du mich nicht säumig mit der Versicherung finden, die du schon heute hören möchtest. Lebe wohl, Atje! Sei geduldig und treu; schneller, als wir uns vorstellen, verrinnt ein Jahr."

„Lebe wohl!" sagte Atje mit gesenkten Augen, ohne den Druck seiner Hand zu erwidern.

Winand ging mit dem beklommenen Gefühl, daß ihn seine Gewissenhaftigkeit verhindert habe, das Richtige zu thun;

doch beruhigte er sich durch die Erwägung, daß die Verstimmung Atjes schwerlich den nächsten Tag überdauern werde.

Atje indessen, allein zurückgelassen, warf die Arme über den Tisch und bettete ihr Haupt darauf.

„So sehr geht dir die Trennung zu Herzen?“ fragte Frau Koops, die sie in dieser Stellung vorfand.

„Diese Trennung?“ fuhr Atje auf. „Warum sollte mir weh thun, was ihn nicht anficht? Was bin ich ihm, daß ich ihm nachweinen sollte?“

Verwundert sah ihr die Mutter in die funkelnden Augen. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte: „Desto besser. Es ist mir auch weit lieber so wegen der Zukunft. Erinnere dich: du bist vollständig frei!“

Atje nagte an den Lippen. „Das ist eben seine Thorheit und mein Unglück,“ erwiderte sie heftig.

Frau Koops verstand ihre Tochter nicht, was häufiger der Fall war. Dann pflegte sie das Gespräch abzubrechen, um nichts zu verderben. Dies that sie auch jetzt, und um so lieber, als sie in der Hauptsache beruhigt war: der ihr unsympathische Winand saß doch nicht so fest in dem Herzen ihrer Tochter, als sie gefürchtet hatte.

* * *

Atje langweilte sich zu Hause. Und aus Langerweile befolgte sie Winands Rat: sie ließ sich in das Seminar aufnehmen. Anfänglich fand sie sich schwer zurecht; sie entbehrte sehr die Hilfe des pedantischen Freundes. Allmählich gewöhnte sie sich; Geschmack an der Sache aber gewann sie erst, als ihr Talent für fremde Sprachen rühmend anerkannt wurde. Von nun an betrieb sie ihre Studien mit einem ganz anderen Eifer, angefeuert durch das Bewußtsein, etwas zu leisten, gespornt durch den Wunsch, sich vor den Genossinnen hervorzuthun. Und dann gewann sie Anschluß; der strebsamen Schifferstochter, die sich so gut zu benehmen wußte, öffneten sich Kreise, in welche sie ohne ihre Seminarbekanntschaften niemals eingedrungen wäre. Auch hier zeigte sie, nachdem sie erst heimisch geworden war, Talente, die ihr einen freundlichen Empfang sicherten. Ihre lebhafte, erfinderische Phantasie, sowie eine gewisse Geschicklichkeit, sich in erdichtete Zustände zu versetzen, dazu ihre meist heitere Laune befähigten sie ganz besonders dazu, gesellige Vergnügungen in Schwung zu bringen. In einem Lande, worin auch die Jugend, lebenslustig wie sie sonst ist, sich durch einen nüchternen, prosaischen Sinn vielfach zu einer schmerzlich empfundenen Einförmigkeit in ihren Unterhaltungen verurteilt sieht, mußte Atje, indem sie bekannten Spielen einen neuen Reiz zu geben verstand und unter dem Sporn des Augenblicks neuen Zeitvertreib ersann, bald beliebt werden. Mit zunehmender Übung stieg ihre Gewandtheit in allen Künsten geselligen Verkehrs; die letzten Spuren ihrer plebejischen Herkunft verschwanden, und nach einiger Zeit war Atje in der Kellerwohnung ihrer Eltern am allerwenigsten zu Hause.

Als Frau Koops sah, wie die sociale Stellung ihrer Tochter sich verbesserte, setzte sie sich in den Kopf, daß auch sie nunmehr für den Handel mit Hökerwaren zu gut sei. Sie versilberte ihre Vorräte, zog ihr Schild ein und verbrachte ihre Zeit hauptsächlich damit, in der Nachbarschaft von den Erfolgen ihrer Tochter umherzuprahlen. Der Zufall wollte, daß ihr bald darauf ein Lotteriegewinn zufiel, und nun war kein Haltens mehr: die verachtete Kellerwohnung mußte verlassen und ein einstöckiges Häuschen an einer der Außenstraßen der Stadt bezogen werden. Schiffer Koops, der sich meist auf seinem Schiffe aufhielt, auch wenn er in Leeuwarden war, und keinerlei Ehrgeiz hegte als den, sich den Ruf der Zuverlässigkeit, den er erworben, zu erhalten — Schiffer Koops ließ zwar seine Frau gewähren, doch warnte er mißtrauisch: „Du läufst zu früh in den Hafen; deine alten Tage sind noch nicht gekommen.“

Frau Koops aber versicherte: „Wir

können's uns leisten. Und Atje mußte aus dem Keller heraus. Alles, was sich schickt. Auch schon des Lehrers Quintus wegen, der von seinem Sohne als Aufpasser angestellt zu sein scheint. Forschte er doch beständig nach, was Atje triebe und mit wem sie umgehe. Als ob er ein Recht dazu hätte! Solche Anmaßung! Ich werd ihm heimleuchten, wenn er nochmals spionieren kommt. Auf seinen Sohn, den Regimentsfeldscher in Buitenzorg, ist Atje, Gott sei Dank, nicht mehr angewiesen."

„Winand Quintus ist ein ehrlicher Mann und uns von Jugend an bekannt," erinnerte der Schiffer.

„Was könnten wir von ihm als Schwiegersohn haben?" sagte Frau Koops geringschätzig. „Fünf Jahre muß er jetzt noch in den Kolonien sein, und kommt er dann etwa heim, so ist er auch noch nichts. Da giebt es noch ganz andere Leute!"

Frau Koops sah, wie dies Frauen ihres Standes gewöhnlich thun, in jedem männlichen Bekannten ihrer schönen Tochter einen Freier. Sie hatte noch keinen derselben von Angesicht gesehen, doch hatte sie ihre Namen am Schnürchen und ging täglich auf Kundschaft aus, um über den einen oder anderen etwas Näheres in Erfahrung zu bringen. Atje lachte zwar über die geschäftige Neugier der Mutter; angenehm aber war ihr die taktlose Einmischung der schwatzhaften Frau in ihre persönlichen Beziehungen nicht, da sie fürchten mußte, durch eine Unvorsichtigkeit derselben in ein falsches Licht gestellt zu werden. Und fortan schränkte sie ihre Mitteilungen im Elternhause aus ihrem gesellschaftlichen Leben möglichst ein.

Am verschwiegensten war sie über neue Bekanntschaften, denen sie selbst eine gewisse Wichtigkeit beimaß. Von einem Fremden aus Süd-Holland, der in Leeuwarden aufgetaucht war und alle Mädchen bezauberte, erfuhr Frau Koops gar nichts. Cornelis van Zanten, dessen Vater eine große, rühmlichst bekannte Zuckersiederei bei Rotterdam besaß, hatte sich, auf seiner jährlichen bequemen Rundreise zu den alten Kunden des Geschäfts begriffen, einige Wochen in der Provinzialhauptstadt festgesetzt. Vorher schon war Atje von diesem Tausendsasa allerlei zu Ohren gekommen. Nicht allein sollte Cornelis van Zanten ein bildhübscher Mann sein, der die Züge seiner Mutter trug, einer Dame aus altem portugiesischem Adel und früher eine anerkannte Schönheit, sondern man pries ihn auch als ein Muster aller geselligen Tugenden. Dazu spielte er Klavier wie ein Schüler von Liszt, sang französische Romanzen wie Monsieur Melchisedec von der Großen Oper in Paris, improvisierte Verse in drei Sprachen und erzählte komische Anekdoten so, daß man aus dem Lachen nicht herauskam.

Atje fand, daß ihr von Herrn van Zanten die Wahrheit berichtet worden sei. Bei der ersten Begegnung kam sie aus dem Staunen gar nicht heraus; sie kam sich ganz klein vor, wie ein Haushündchen, das einige Kunststücke machen kann, neben einem dressierten Pudel. Dann, als Cornelis ihr dennoch Beachtung schenkte, war sie auf das angenehmste überrascht; sie empfand ein Vergnügen, das sie nicht einmal zu verbergen sich bemühte. Zwei Abende später, als sie gewiß war, ihn wieder anzutreffen, kleidete sie sich mit größerer Sorgfalt an, als sie sonst zu thun pflegte; der Wunsch, zu gefallen, bewog sie dazu, ihr selbst unbewußt. Cornelis zeichnete sie aus; als gemeinschaftliche Spiele vorgeschlagen wurden, bat er sie, die Leitung zu übernehmen; bei der Aufführung eines Sprichwortes aus dem Stegreif wählte er sie zu seiner Partnerin. Angeregt durch die Aufmunterung, die ihr zu teil wurde, übertraf sie sich selbst; der Triumph, den sie feierte, stieg ihr zu Kopf wie prickelnder Schaumwein. Sie wußte nicht, wie gut ihr die Lebhaftigkeit stand, der sie sich hingab; sie schwamm in der Luft gesteigerten Selbstgefühls wie in einem leichteren Elemente. Cornelis van Zanten aber war Kenner genug, um sich an dem Gebaren dieses veredelten Natur-

kindes auf das innigste zu ergötzen, und noch nicht so blasiert, um nicht von den frischen Reizen des anmutigen Mädchens einen starken Eindruck zu empfangen.

Die geselligen Zusammenkünfte in den Provinzialstädten Hollands sind von überaus zwangloser Art. Man besucht sich ohne Einladung abends zur Tasse Thee und bleibt beieinander, wie es sich gerade fügt, kurz oder lang, je nach dem Belieben des Kreises, den der Zufall bildet, ohne daß weitere Umstände seitens der Wirte gemacht werden, als etwa in vorgerückter Stunde die Darreichung eines Glases Wein. Jungen Leuten, die sich leiden mögen und die in denselben Häusern eingeführt sind, ist es ein Leichtes, sich zu treffen, ohne daß die Absichtlichkeit der Begegnung offenbar wird. Cornelis und Atje fanden sich, ehe ihre Bekanntschaft zehn Tage alt geworden war, noch am dritten und vierten Orte. Als man von dem letzteren aufbrach, gesellte er sich vor der Hausthür zu ihr.

„Darf ich ein Streckchen Weges mit Ihnen gehen?" fragte er in leichtem Ton, eine höflich bejahende Antwort als selbstverständlich annehmend.

Atje war indessen, sobald sie sich mit Cornelis allein sah, von ihrer schlagfertigen Keckheit jäh verlassen worden; sie stotterte: „O, bemühen Sie sich nicht — ich gehe immer allein."

„Also machen Sie heute eine Ausnahme von der Regel," entschied Cornelis, über die Zaghaftigkeit seiner Begleiterin lächelnd. „Übrigens scheinen Sie sich hier einer seltenen Gediegenheit der Sitten zu erfreuen; in unseren großen Städten darf eine junge Dame kaum bei Tage wagen, sich allein auf der Straße zu zeigen."

„Was hat sie denn zu fürchten?" fragte Atje.

„Nun — mein Gott, sie wird angeredet, belästigt —"

„Ist das schlimm? Ich bin ein Schifferskind und würde mich schon zu schützen wissen. Geben Sie mir einmal Ihre Hand, Herr van Zanten!"

Verwundert entsprach Cornelis dieser Aufforderung, um gleich darauf aufzuschreien: „Donnerwetter, das thut weh — Sie quetschen mir ja die Knöchel gegeneinander, als ob Sie Muskeln von Eisen hätten!"

Atje lachte laut; sie hatte ihre Unbefangenheit wiedergefunden.

„Solche Kraft konnte ich nicht bei Ihnen vermuten," sagte Cornelis. „Bilden Sie sich vielleicht zur Turnlehrerin aus?"

„O nein, mein Herr; ich besuche überhaupt das Seminar nur zu meinem Vergnügen."

„Wirklich? Ach ja, ich habe gehört, daß Sie —" Er unterbrach sich.

„Was haben Sie gehört, Herr van Zanten?"

„Entschuldigen Sie; diese Liaison aus der schönen Kinderzeit ist, wie mir eben einfällt, ein Geheimnis."

Der Spott in dieser Anspielung reizte Atje. „Jawohl, ein Geheimnis, das ich selbst nicht kenne," erwiderte sie.

„Nicht möglich! Man sagte mir doch — es war ein Nachbarssohn, meine ich, ein kleiner flachshaariger Streber — jetzt ist er in Indien und verschreibt unseren teuren Truppen Chinin; nächstens, wenn er's bis zum Generalstabsarzt gebracht hat, würde er seine erste Liebe heimführen. So lautete die Mär, die man mir in die Ohren blies."

Atje hatte keine Ahnung davon gehabt, daß von ihrem Verhältnis zu Winand Quintus etwas in die Öffentlichkeit gedrungen sei. Und nun mußte sie hören, und noch dazu von Cornelis hören, daß sie allgemein als verlobt galt! Und in welchen Ausdrücken sprach der Großstädter, diese Zierde vornehmer Kreise, von ihrem alten Freunde; sie schämte sich beinahe, daß sie sich jemals in der Kellerwohnung von ihm hatte helfen lassen.

„Welch abscheuliche Verdrehung der Thatsachen!" rief sie ärgerlich aus. „Es ist möglich, daß der Herr, von dem die Rede ist, sich Hoffnungen macht; gewiß

aber ist, daß ich mich zu nichts verbunden habe."

„Das freut mich. Sie haben nicht nötig, die indische Gesellschaft aufzusuchen, um zu glänzen."

„Sie meinen, dazu böte mir Leeuwarden Gelegenheit genug?"

„Ich meine etwas anderes. Eine Rose wie Sie sollte nicht im Dunkel der Provinz verblühen."

„Recht hübsch gesagt," erwiderte Atje lachend. „Rosen aber blühen am besten in dem Boden, wo sie erwachsen sind."

„Je nachdem sie Pflege finden. Möchten Sie sich nicht verpflanzen lassen?"

„Wenn ich zu dem Gärtner Vertrauen fassen kann — warum nicht?"

Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die unmittelbar zu einer Erklärung Cornelis' zu führen schien; dieser indessen sprang plötzlich ab, indem er sagte: „Was möchte man nicht alles! Wenn man nur frei wäre! Aber wer kann immer seiner Neigung folgen in dieser dummen Welt?"

Nach diesem melancholischen Ausruf des jungen Mannes gingen die beiden stumm nebeneinander her bis zu dem Häuschen, worin Frau Koops ihre Visionen von künftigen Schwiegersöhnen hatte.

„Hier wohne ich," sagte Atje kleinlaut.

Aber Cornelis van Zanten schenkte dem Gebäude, das doch immerhin bare dreitausend Gulden gekostet hatte, nicht die geringste Beachtung. Er nahm Atjes Hand und hielt sie mit leichtem Druck. „Morgen reise ich," sagte er, „ein Telegramm hat mich nach Hause berufen. Verwünschte Pflichten! Und ich bliebe so gern, seit ich weiß, welchen Schatz Leeuwarden birgt. Aber ich komme bald wieder. Vergessen Sie mich nicht! Was heute unmöglich scheint, kann in einigen Monaten, vielleicht schon in einigen Wochen möglich werden."

Mit diesen dunklen Worten nahm Cornelis van Zanten Abschied. Frau Koops hatte ohne Licht gesessen und auf Atje gewartet; nun stürzte sie auf die Eintretende zu: „Wer war's, der dich nach Hause begleitet hat?"

„Niemand von Bedeutung," antwortete Atje. „Wenn du es durchaus wissen mußt: Pieter Schildhuis, der Sohn des Getreidehändlers."

„Ach, der!" sagte Frau Koops enttäuscht. „In dem Hause sind zu viele Kinder."

Atje zündete Licht an. „Da ist auch ein Brief von Herrn Quintus gekommen," meldete Frau Koops. „Der Alte hat ihn gebracht; er hat mir die Leviten gelesen; du lebtest zu sehr in Saus und Braus, meint er; ich sollt es nicht dulden. Wir sind hart aneinander geraten, er und ich."

„So?" versetzte Atje zerstreut, und ohne nach Winands Brief auch nur hinzublicken. „Ich bin müde; wir haben getanzt heut abend."

Frau Koops wurde Feuer und Flamme. „Ei, habt ihr? Wer hat dich am meisten aufgefordert?"

„Ich weiß es nicht mehr; vielleicht fällt mir's morgen wieder ein."

Sie ging in die Schlafkammer; Frau Koops folgte ihr und fuhr fort, zu fragen. Ungeduldig wies Atje sie zurück: „So laß mich doch in Ruhe; ich habe für diesen Tag genug gesprochen."

Frau Koops versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen, während sie sich entkleidete. Etwas ihr Fremdes drückte sich darin aus, eine ratlose Nachdenklichkeit, ein gespanntes Sinnen. Was ihr nur begegnet sein mag? dachte Frau Koops; sie scheute sich jedoch, weiter nachzuforschen, und begab sich schweigend zu Bett. Nach einiger Zeit — sie wußte nicht, ob sie schon geschlafen hatte — sah sie das Licht noch brennen. Verwundert blickte sie nach Atjes Ruhestätte hinüber. Das Mädchen lag auf der Decke, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, und hielt die weit geöffneten Augen auf die Flamme der Kerze gerichtet.

„Kind, was ist dir?" rief Frau Koops erschrocken.

„Nichts. Ich träume nur, was sein könnte."

„Du denkst an Winand Quintus. Immer die alte Kinderei!"

Atje antwortete nicht. Da sprang Frau Koops ärgerlich aus dem Bett und löschte das Licht.

* *
*

Einige Wochen später brachte die Post aus Utrecht ein kleines Paket an Atjes Adresse. Frau Koops nahm die Sendung in Empfang; vor Neugier fiebernd, wartete sie auf Atje.

„Sieh einmal, was für dich gekommen ist!" rief sie ihr entgegen, als sie endlich kam. „Aus Utrecht! Wen kennst du dort? Was mag darin sein?"

Sofort ahnte Atje den Absender. „Was wird's sein?" erwiderte sie mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Vermutlich ein Scherz irgend einer Bekannten."

Sie steckte das Paket in die Tasche. „Trage das Frühstück auf, Mutter, ich bin hungrig."

So leicht aber ließ Frau Koops sich nicht hinwegsenden. „Wie arglos du bist, Kind!" sagte sie überlegen. „Die Umhüllung ist mit dem Siegel eines Juweliers verschlossen; das sieht nicht nach einem Scherze aus."

Atje fühlte, daß sie rot wurde, und wandte sich ab. „Mir sendet niemand Schmucksachen," versicherte sie. „Mach nur; ich will dir hernach schon zeigen, was es ist."

Kaum hatte Frau Koops sich murrend in die Küche begeben, als Atje hastig das Paket öffnete. Es enthielt eine Schachtel von weißem Glanzkarton; in der Schachtel lag ein Etui mit einem Zettel. Atje beeilte sich, den Zettel zu verbergen; dann atmete sie freier und löste mit Muße den Haken des Etuis. Dasselbe enthielt eine kostbare Busennadel· eine halb erblühte Rose von getriebenem Silber mit drei Blättern, auf denen kleine Diamanten wie Tautropfen verstreut lagen.

Schon stand Frau Koops lauernd wieder in der Thür. „Sagte ich's nicht!" rief sie, indem sie triumphierend näher trat. Als sie das Geschmeide funkeln sah, war sie zuerst vor Staunen sprachlos. „Glückskind!" stammelte sie endlich. „Solche Geschenke macht nur ein reicher Mann, und nicht ohne Absicht. Den Tausend auch: muß der verliebt sein! Wer ist es, Atje?"

„Der Absender hat sich nicht genannt."

Frau Koops lachte behaglich. „Ist auch wohl nicht nötig! Du wirst ihn längst erraten haben."

„Wie sollt ich?" entgegnete Atje heftig. „Wen treff ich nicht alle! Wie viele sagen mir nicht Angenehmes! Kann ich's den Leuten ansehen, was sie mit mir im Sinn haben?"

„Bist du aber eine Unschuld!" sagte Frau Koops kopfschüttelnd.

„Die Erklärung wird folgen," warf Atje hin.

„Das soll ich meinen. Zum bloßen Vergnügen verschenkt man dergleichen nicht." Plötzlich fiel ihr etwas ein. „Sollte das Ding am Ende von Quintus sein? Neulich in dem Briefe stand, er würde dir eine Kleinigkeit schicken. Eine Kleinigkeit — nun, so sagt man immer, wenn's nicht grade ein Fortepiano oder eine Equipage ist, was man schenkt. Er muß sich jetzt schon ein nettes Sümmchen erspart haben."

„Du wirst auf der richtigen Fährte sein," entschied Atje. „Die Nadel ist von Winand, von keinem anderen. Irgend ein Freund wird die Bestellung nach Utrecht vermittelt haben; seinem Vater, dem Knauser, hat er nicht damit kommen mögen."

Das Entzücken von Frau Koops hatte sich bedeutend vermindert, seit sie glaubte, die Gabe rühre von Winand Quintus her. „Nun ja, man sieht doch wenigstens den guten Willen," meinte sie. „Er hätte aber doch etwas mehr Gold nehmen können."

Als Atje allein war, holte sie den Zettel hervor. Er enthielt nichts als ein kurzes galantes Gedicht, vier Zeilen in französischer Sprache ohne Unterschrift — ein Gedicht ohne individuelle Färbung,

aus schönen Redensarten zusammengesetzt, wie sie in Bonbonversen umlaufen. Für Atje indessen, die in der konventionellen Sprache der Galanterie noch wenig bewandert war, hatte jedes Wort Bedeutung, jede Phrase tiefen Sinn. Sie las hinein, was sie wünschte, und nahm die falsche Münze der Schmeichelei für eine vollwichtige, echte Liebeserklärung.

Schiffer Koops, dem bei nächster Gelegenheit das Schmuckstück vorgewiesen wurde, kraute sich bedenklich hinter den Ohren. „Es sieht dem Winand eigentlich nicht ähnlich," äußerte er sich. „Er muß eine schwache Stunde gehabt haben, als er für das Ding sein Geld hingab. Was wollt ihr damit anfangen? Wer Geschenke annimmt, namentlich solche, bindet sich."

Atje wurde rot. Frau Koops indessen kam ihr tapfer zu Hilfe. „Ach was," sagte sie, „wer wird alles gleich so wichtig nehmen? Ist denn eine Bedingung dabei? Es ist eine Gabe der Freundschaft, die höchstens zu einer Gegengabe verpflichtet. Atje mag ihm eine Schlummerrolle arbeiten, oder ein Paar Pantoffeln oder meinetwegen eine Satteldecke; damit ist die Sache erledigt."

Und Schiffer Koops beruhigte sich bei dieser Erklärung seiner Frau.

Es war Winter geworden, ehe Cornelis van Zanten sich wieder in Leeuwarden blicken ließ. Atje begegnete ihm auf der Straße, als sie aus dem Seminar zurückkehrte. Er blieb einen Augenblick bei ihr stehen; ihre Hand zitterte in der seinen.

„Ich bin bei Meulenaars heute abend," sagte er rasch, mit einem vielsagenden Blick. Ehe Atje sich zu einer Antwort aufraffen konnte, hatte er nochmals höflich den Hut gelüftet und war davongegangen.

Während sie weiter schritt, klopfenden Herzens, kam ihr unwillkürlich das Wort ihres Vaters in den Sinn: Wer Geschenke annimmt, bindet sich. Ja: war es nicht so? Hatte Cornelis ihr nicht befohlen: Komm zu Meulenaars, und mußte sie nicht gehorchen, kraft des Talismans, den sie sich von ihm hatte anheften lassen? — Jetzt, da sie ihre Knechtschaft empfand, empörte sie sich dagegen. Sie wollte Cornelis die Nadel zurückgeben, gleich heute abend.

Das Etui in der Tasche, begab sie sich um die Theezeit zu Meulenaars. Sie fieberte; noch nie war sie so erregt gewesen, noch nie so wenig Herrin ihrer selbst. Wenn Cornelis, der mit voller Selbstbeherrschung alle seine geselligen Künste spielen ließ, sie anredete, bebte sie bis in die Fingerspitzen. Endlich, nach Stunden kaum erträglicher Spannung, war sie allein mit ihm, neben ihm hinwandelnd auf knisterndem Schnee, in dem ungewissen Lichte halb erfrorener Gasflammen.

„Ich kann Ihr Geschenk nicht behalten, Herr van Zanten," begann sie hastig, drängend. „Nehmen Sie es zurück; es brennt mich."

Sie wollte in die Tasche langen; Cornelis umspannte ihr Handgelenk und verhinderte sie daran.

„Keine Thorheiten, Atje, ich bitte Sie," sagte er ungehalten. „Sie würden mich tief kränken, wenn Sie meine kleine Gabe verschmähten, die Sie ja nur an mich erinnern soll, wenn ich fern bin." Er hatte sich ihrer Hand bemächtigt und hielt sie fest. „Wenn Sie wüßten, wie oft ich in Schmerzen Ihrer gedacht habe," fuhr er in melancholischem Tone fort. „O, welche Kämpfe habe ich Ihretwegen durchgemacht! — Ich bin abhängig; mein Vater ist ein Tyrann. Er behauptet mein Glück zu wollen und verhindert mich, meinem Herzen zu folgen. Er weiß nicht, wo ich bin, ich habe mich fortgestohlen, nur um Sie wiederzusehen."

Atje war für diese Sprache nur zu empfänglich; doch erregte es ein leises Befremden in ihr, daß Cornelis heute wieder seine Unfreiheit so sehr hervorhob. Sie erwiderte ehrlich: „Daß Sie so unselbständig sind, bedaure ich herzlich, obgleich ich nicht recht verstehen kann, wie dies möglich ist — bei Ihren Jahren und sonstigen Verhältnissen," setzte sie zögernd und etwas verlegen hinzu.

„Nicht wahr, das ist schwer zu begreifen?" sagte Cornelis vertraulich. „Wer mich so sieht, glaubt's nicht, und ich hüte mich natürlich, die dunklen Punkte in meinem Dasein vor den Leuten paradieren zu lassen. Ihnen, Atje, bin ich Offenheit schuldig; Sie müssen klar sehen, ehe Sie sich entscheiden, ob Sie mich lieben dürfen."

Nun schämte Atje sich ihrer Einrede. „So war es nicht gemeint," rief sie lebhaft. „Ich brauche nichts zu wissen; nein, ich will nichts wissen. Sagen Sie mir: so ist es, dann bleibt mir nur übrig, zu tragen, was sich nicht ändern läßt. Aus Selbstsucht liebe ich nicht."

„Davon bin ich überzeugt. Dennoch bitte ich Sie, mich anzuhören; es ist mir ein Bedürfnis, mein Herz gegen Sie zu erleichtern. Wenn ich nur einmal recht ruhig unter vier Augen mit Ihnen sprechen könnte!

„Wir können hier am Kanal auf und nieder gehen," schlug Atje arglos vor. „Und wenn es Stunden dauert — ich werde nicht müde."

„In dieser Kälte! Wo denken Sie hin? Der Atem gefriert auf Ihrem Schleier; hören Sie, wie der Schnee unter unseren Füßen knirscht! Ich kann es nicht verantworten, Sie im Freien zu halten — nein, nein, um keinen Preis!"

Er beschleunigte seine Schritte; dann hielt er plötzlich wieder an. „Freilich — ich bin ganz ratlos — wo könnten wir uns treffen? Es ist eine lange Geschichte, die ich zu erzählen habe. Ich kenne in ganz Leeuwarden nur einen Ort, wo wir ungestört sein würden; und dorthin zu kommen, mag ich Ihnen nicht vorschlagen."

Er hielt vorsichtig inne; Atje indessen zeigte nicht das mindeste Mißtrauen. „O, ich kenne auch einen," sagte sie, lustig lachend. „Meines Vaters Kanalboot; dort liegt es eingefroren. Wir können uns ein Feuerchen in der Kajüte machen."

„Der Rauch würde uns verraten; es ist nicht sicher dort."

„Das ist wahr. Aber was meinten Sie denn?"

„Es ist eine Person hier verheiratet, die früher Magd in unserem Hause war. Es würde ihr eine Ehre sein, uns in ihrem Stübchen eine Tasse Thee vorsetzen zu dürfen. Verschwiegen ist sie; dafür bürge ich."

Atje sah nichts Bedenkliches in diesem Vorschlage; sie hatte lange genug bei kleinen Leuten verkehrt, um vor der Schwelle ihrer Hausthüren keine Furcht zu haben. Wo die Frau wohne? erkundigte sie sich.

Cornelis nannte Straße und Hausnummer. „Es müßte morgen abend sein," fügte er hinzu. „Übermorgen früh muß ich abreisen; mein Vater vermutet mich ganz anderswo; ich muß mich beeilen, daß ich wieder auf meine Route komme. Solch ein Sklave bin ich!"

Atje schüttelte den Kopf. „Ich werde ja erfahren, welcher Art die Ketten sind, die Sie tragen," sagte sie. „Man trägt zuweilen aus Gewohnheit ein Joch weiter, das längst morsch geworden ist und in Stücke fällt, wenn man sich einmal ordentlich schüttelt."

Sie waren vor Atjes Wohnung angekommen. Cornelis machte den Versuch, sie zu küssen, doch stieß er mit den Lippen gegen die harte Eisschicht des Schleiers.

Atje schlug das Gewebe empor: „Jetzt bin ich frei." Herzlich, mit kindlicher Unbefangenheit erwiderte sie seinen Kuß. „Es wird schon alles gut werden, wenn wir uns nur lieb behalten," versicherte sie, in der Absicht, ihrem verzagten Liebhaber Mut einzuflößen.

„Um acht Uhr," erinnerte Cornelis noch, als Atje in die Hausthür schlüpfte. Dann kehrte er eiligst, mit halb erstarrten Füßen, in sein Hotel zurück, unterwegs zuweilen leise vor sich hin lachend und dann doch wieder an einem guten Ende des Abenteuers zweifelnd, wenn er sich Atjes Benehmen vergegenwärtigte.

* * *

Am nächsten Tage, nach dem Frühstück, begab sich Atje mit einigen Freundinnen vor die Stadt auf das Eis, um Schlitt-

schuh zu laufen. Der Gedanke an die ihr bevorstehende Zusammenkunft beunruhigte sie nicht übermäßig, und ganz frei war sie von der Empfindung, daß sie irgend etwas dabei wage. Sie genoß die Bewegung in der frischen, stählenden Luft mit der ganzen Spannkraft ihrer Jugend, und längst war die Sonne untergegangen, als sie heimkehrte, auf das angenehmste durchwärmt und kaum ermüdet.

An dem Eingange zu ihrer Straße trat ihr eine Frau entgegen, deren Tracht — die weiße Mütze mit Tüllbehang über den Ohrblechen, die weite Kattunjacke mit den langen Schößen — sofort erkennen ließ, daß sie dem Arbeiterstande angehörte.

„Sie sind Fräulein Koops, nicht wahr?" fragte die Frau.

„Die bin ich. Und ein paar Schritte von hier wohne ich. Kommen Sie mit und erzählen mir in der Wärme, was Sie von mir wollen. Hier an der Ecke weht's; Sie sind dünn bekleidet."

Die Frau hielt Atje am Arme zurück. „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist nur für Sie. Hier ist eine Gasse, die ins Feld führt; bleiben Sie neben mir."

Atje erriet. „Sie sind Frau Gruyter und haben eine Bestellung an mich."

„Frau Gruyter bin ich; aber niemand hat mich zu Ihnen gesandt. Ich komme aus freien Stücken."

Atje betrachtete ihre Gefährtin genauer, so gut das Licht der letzten Laterne, der sie sich näherten, dies zuließ. Sie blickte in ein gutes, bekümmertes Gesicht. „Was ist? was soll ich?" fragte sie rasch, Unheil ahnend.

„Sie sind von unserem Schlage, Fräulein, wenn Sie auch besseres Zeug tragen als unsereins und mehr gelernt haben. Ich kann es nicht vor mir verantworten, Sie zu Schaden kommen zu lassen."

„Was meinen Sie?"

„Ich hab es dem jungen Herrn nicht abschlagen können, ihm heut abend meine Wohnung zur Verfügung zu stellen; ich bin der Familie großen Dank schuldig. Aber Sie dürfen nicht hingehen."

„Warum nicht? Herr van Zanten hat mir Wichtiges mitzuteilen. Es betrifft unser beider Zukunft," fügte sie zögernd hinzu.

„Ja, ja," sagte Frau Gruyter auffahrend, „das ist der alte Köder, auf den die jungen Fischlein immer wieder anbeißen."

Betroffen erwiderte Atje: „Herr van Zanten ist ein Ehrenmann."

„Mag sein. Aber eine Schiffertochter heiratet er nicht und wenn sie zehnmal so schmuck wäre wie Sie, Fräulein."

„Nur sein Vater ist dagegen, von dem Cornelis abhängig ist," verteidigte Atje eifrig den Geliebten. „Sie müssen ja die Familienverhältnisse kennen, Frau Gruyter."

„Die kenn ich ziemlich genau, glaub ich. Der alte Herr hat gewiß seinen Stolz; dafür ist er ein reicher Mann. Aber seinem Sohne Cornelis würde er keine Vorschriften machen. Das hat er noch nie gekonnt und wird jetzt nicht mehr damit anfangen. Der junge Herr hat die Züge seiner verstorbenen Mutter. Verstehen Sie, Fräulein? Es war seiner Zeit eine große Liebe zwischen seinem Vater und der schönen Josepha."

Atje blieb stehen. Der Schlag, den sie empfangen hatte, war schwer. Noch konnte sie das Gehörte nicht glauben. „Er ein Betrüger?" rief sie aus. „Wie ist das möglich, da er mich liebt?"

Eindringlich erwiderte die Alte: „Ihr reiner Sinn faßt nicht, wessen die Leidenschaft fähig ist, mein liebes Fräulein. Liebe und Vertrauen — das ist Ihr Katechismus. Gott schütze Ihre Jugend! Ich beschwöre Sie: bleiben Sie meiner Wohnung fern. Warten Sie das Weitere ab. Verloren ist Ihnen nichts, wenn der junge Herr von gleichen Gefühlen beseelt ist wie Sie."

Sie befanden sich auf freiem Felde. Von dem schwarzen Winterhimmel funkelte, lebhaft glitzernd, das figurenreiche Gewimmel der Sterne. Atje ließ den Blick darüber hinschweifen. So nah schienen ihr die glänzenden, rätselhaften Punkte,

wie hervorgetreten aus der Tiefe, um sich ihr zu nähern, um ihr eine Warnung zuzuflüstern. Ein Gefühl der Bangigkeit überfiel sie; sie wandte sich zurück zu den Häusern.

„Ich werde nicht kommen," sagte sie hastig. „Ich danke Ihnen; Sie meinen es gut. Doch — o Gott! wie soll ich's überstehen? Und kann ich ihn denn lassen?"

„Ob Sie es müssen — es wird sich finden," versuchte Frau Grutyter zu trösten. „Und erweist sich dieser unwert, so reißen Sie das Herz von ihm, und wenn's noch so weh thut. Reine Bahn ist immer das Beste. Mein Gott! Sie sind jung, so zu sagen eben flügge geworden. Erste Wahl ist selten die beste. Und halten Sie die Augen von den Vornehmen; zwischen ihnen und Mädchen wie Sie ist das Spiel ungleich. Ich bin nur eine einfache Frau, liebes Fräulein, und es mag anmaßend klingen, daß ich Ihnen dies alles sage; aber ich habe früher in den großen Städten allerlei von der Welt gesehen, Gutes und Schlimmes, und ich weiß, daß gleich und gleich zusammengehört."

Stumm war Atje neben der Redenden einhergeschritten; es war etwas in den Ermahnungen dieser ihr wildfremden Frau, das ihr wie die Stimme der Wahrheit in die Ohren klang. Sie reichte ihr die Hand an der Ecke, wo sie ihr zuerst begegnet war: „Ich werde an Ihre Worte denken — später; jetzt wirbelt's mir im Kopfe. Leben Sie wohl!"

„Armes Ding!" murmelte Frau Grutyter vor sich hin, als sie davonhuschte. „Es wird sich am Ende doch noch die Flügel verbrennen."

* * *

Atje erstaunte nicht wenig, als sie zu Hause den Lehrer Quintus vorfand, der sich seit Monaten fern gehalten. Und ihr Befremden wuchs, als ihr der würdige Mann in seiner gemessenen Weise entgegentrat und mit einer gewissen Feierlichkeit ihre Hand ergriff und festhielt.

Sie blickte im Zimmer umher: ihr Vater saß an dem kleinen Ofen vor dem Kamin und spielte nachdenklich mit der Pfeife, die er hatte ausgehen lassen; ihre Mutter machte sich, in offenbarer Verlegenheit, etwas in dem Geschirrschrank zu schaffen.

Atje erschrak: war es möglich, daß dem Lehrer Quintus eine unbestimmte Kunde von ihren Heimlichkeiten zugeflogen war? Hatte ihre Mutter von der Nadel geplaudert?

Es schien doch nicht so. Die Miene des Lehrers war zwar ernst, doch nicht unfreundlich. Atje faßte Mut. „Wir haben Sie eine Ewigkeit nicht bei uns gesehen, Herr Quintus," sagte sie.

„Ganz richtig. Als ich zuletzt hier war, gab mir Frau Koops zu verstehen, daß meine Besuche lästig seien, und da ich mich niemandem aufdränge, wenn ich nicht muß, so blieb ich weg. Du würdest mich auch heute nicht hier erblicken, Atje, wenn ich nicht einen Auftrag an dich hätte."

„Von Winand?" fragte Atje mit gesenkten Augen.

„Von Winand," bestätigte Quintus. „Ich will nur gleich zur Sache kommen. Mein Sohn ist in Anerkennung seiner Geschicklichkeit und des von ihm bewiesenen Pflichteifers mit einer ansehnlichen Gehaltserhöhung nach Surabaya versetzt worden. Er befindet sich jetzt in der Lage, das Versprechen einlösen zu können, welches er vor seiner Abreise nach Indien gemacht hat. Ich frage dich, Atje, im Namen meines Sohnes: Willst du als sein eheliches Weib zu ihm gehen und ihm in Freude und Leid eine treue Gefährtin sein?"

„Darüber muß man sich doch erst besinnen, Herr Quintus," fiel Frau Koops ein. „Vorhin schon habe ich mir ausgebeten, dem Mädchen sollte nicht die Pistole auf die Brust gesetzt werden."

„Mit Ihnen, Frau Koops, habe ich nichts zu schaffen," entgegnete der Lehrer mit gerunzelter Stirn. „Sie haben ausdrücklich auf jeden Einspruch verzichtet. Ist es nicht so, Schiffer Koops?"

Koops nickte. „Es ist so. Ein Mann, ein Wort." Und mit der Pfeife aufklopfend, wandte er sich an seine Frau: „Schweig still, Sientje!"

„Setzen wir uns, Atje, und sprechen ruhig miteinander," begann Quintus wieder. „Siehst du, mein Kind: du hast seit einiger Zeit, unberaten dem Triebe deiner Jugend folgend, dich in Kreisen heimisch gemacht, die du allein nimmermehr hättest betreten sollen. Man hat dich gefeiert, wie man in der Welt mit jedem neuen Menschen, der seine Gaben im Dienste der Gesellschaft verwertet, leicht ein wenig Abgötterei treibt. Ich habe gefürchtet, aufrichtig gestanden, man würde dir das Köpfchen verdrehen. Eine eitle, gefallsüchtige Frau aber, deren Sinn auf oberflächliche Vergnügungen gerichtet ist, würde keine Frau für meinen Sohn gewesen sein. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, ihm meine Bedenken darzulegen; er hat mir geantwortet: Vater, du kennst Atje nicht; sie mag ein Weilchen ausflattern, aber sie kehrt immer wieder zu sich selbst zurück. Sei nicht besorgt ihretwegen; mich kann nichts in dem Glauben an ihre Goldnatur irre machen. — Nun, Winand mag wohl den richtigen Blick haben, Atje; jetzt, da ich dich wieder vor mir sehe, bin ich geneigt, seiner Ansicht beizupflichten."

Atje, im Innersten getroffen, von dem unverdienten Lobe tief gedemütigt, warf sich vor dem milden Richter nieder und senkte den Kopf auf sein Knie. „O, Herr Quintus!" rief sie unter Thränen. Weiter vermochte sie nichts hervorzubringen.

Der Lehrer hob sie sanft auf und küßte sie auf die Stirn. „Ich habe dich verkannt, Atje," sagte er, selbst gerührt. „Du bist mir nicht böse darum, seh ich, und das ist mir eine große Beruhigung. Nun laß uns wieder auf unsere Angelegenheit kommen. Winand hat es eilig. Du weißt ja, daß unsere Gesetze eure Verbindung vor dem hiesigen Standesamt ermöglichen. Winand, von deiner Einwilligung überzeugt, hat alles vorgesehen. Das Aufgebot in Surabaya ist bereits erfolgt; die Papiere darüber sind heute in meinen Besitz gelangt. Ich bin von Winand bevollmächtigt, vor dem Standesamt seine Stelle zu vertreten. Wir können, wenn du einverstanden bist, bei beschleunigtem Verfahren in vierzehn Tagen Handschuhhochzeit* feiern. Der nächste Regierungsdampfer würde dich dann als Frau Doktorin Quintus deinem Manne zuführen."

„Aber das ist ganz unmöglich!" fiel Frau Koops ein. „Selbst wenn Atje sich zu dem Schritt entschlösse, den man ihr zumutet: ich kann in vierzehn Tagen keine Aussteuer beschaffen."

„Mein Sohn bittet um die Erlaubnis, die Aussteuer besorgen zu dürfen," entgegnete Quintus. „Ich habe bereits mit einem Geschäftsmann Rücksprache genommen; er will die Lieferung in zehn Tagen übernehmen, falls dies verlangt werden sollte."

Frau Koops fuhr auf: „Das können wir uns nicht gefallen lassen! Wir sind keine Bettler! Und wir wissen auch, was sich schickt. Sprich du auch mal ein Wort, Mann!"

Schiffer Koops, auf solche Weise um seine Meinung angegangen, führte die Pfeife zum Munde, um sich aus einigen Zügen Inspiration zu holen. Dann, als er inne wurde, daß die Pfeife nicht brannte, legte er sie langsam nieder, und sein Blick wanderte von dem einen der Anwesenden zum anderen. Endlich fand er den rettenden Gedanken. „Atje soll entscheiden," sagte er, „sie ist die nächste dazu."

Während dieser Unterhaltung war es Atje gewesen, als erwachte sie aus einem langen Anfalle von Schwindel und fühlte wieder festen Boden unter sich. Nur eine Gestalt aus dem verlassenen Zustande

* Es ist nicht mit voller Bestimmtheit nachzuweisen, woher diese in ganz Holland gebräuchliche Bezeichnung für die standesamtliche eheliche Verbindung eines Mädchens mit einem durch einen Bevollmächtigten vertretenen Kolonialbeamten ihren Ursprung genommen hat. Die Erklärung, daß in früheren Zeiten der Bevollmächtigte dabei die Handschuhe des Bräutigams getragen habe, die ihm zu diesem Zweck übersandt worden seien, dürfte die wahrscheinlichste sein.

blieb ihr noch gegenwärtig: die Gestalt jenes schönen Lügners, der jetzt, mit einem neuen Märchen ausgerüstet, in die Wohnung der Frau Gruyter schlich.

Ein kalter Schauder überlief sie; auf ihre Lippen trat der Entschluß: Ich muß, ich muß, sonst bin ich verloren.

Sie glaubte, sie habe laut gesprochen, und erschrak, als sie um sich schaute und aller Augen auf sich gerichtet fand.

Doch Quintus erinnerte sanft: „Wir warten auf dich, mein liebes Kind; es soll alles sein, wie du es am liebsten hast."

Da faßte sie sich und sagte mit halb erstickter Stimme: „Ich will Winand alles verdanken — hört ihr, alles! Er soll mich kleiden, er soll mich nähren, er soll mich führen; nichts sein will ich vor ihm. Alles ist gut, was Winand verfügt hat; ich bin bereit, heute noch, wenn es sein muß. Zu ihm! dort ist Sicherheit. Hier ist alles nichtig und schal. O, wär ich doch schon unterwegs!" Sie fuhr sich mit den Händen an die Schläfen: „Mir wird so wunderlich!"

Frau Koops stand starr vor Erstaunen.

„So helfen Sie doch!" mahnte Quintus besorgt. „Sehen Sie denn nicht, wie die plötzliche Gemütsbewegung das gute Mädchen mitgenommen hat? Mein Gott, sie wird uns ohnmächtig! Ihr Riechfläschchen, Frau Koops! Geschwind! Oder etwas Essig —"

Schon aber war Atje über die Anwandlung von Schwäche Herr geworden. Sie erhob sich mit Anstrengung. „Bringe mich in die Kammer, Mutter," bat sie. „Und dort laßt mich allein. Es war zu viel auf einmal."

Als die Thür sich hinter den Frauen geschlossen hatte, sagte Quintus nach einer Pause: „Ich bin ein bißchen plump vorgegangen. Nehmt mir's nicht übel, Koops. Ich hatte mich in ein Vorurteil gegen Atje hineinräsonniert. Na — irren ist menschlich. Immer besser so, als wenn ich recht gehabt hätte. Atje — nun: die wird morgen früh mit klarem Kopfe und fröhlichem Herzen aus den Federn springen. Den ersten Choc muß eben jede überwinden. Aber welch eine Liebe ist das, Koops! Eh? — das habt Ihr Euch auch nicht träumen lassen, daß mein Winand in dem Herzen Eurer Tochter so fest saß? Wir können uns zu dem Bunde gratulieren, denk ich."

Und die beiden Männer schüttelten sich behaglich die Hände.

* * *

Weder war Atjes Kopf klar, noch ihr Herz fröhlich, als sie spät am nächsten Morgen das Bett verließ. Wie einer Kranken war ihr, die eben eine schwere Krisis überstanden hat.

Frau Koops beobachtete sie, wie die Henne einen fremden Vogel, der aus ihrem Nest hervorgegangen ist. Unbegreiflich war ihr die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Atje den Antrag Winands ergriffen hatte; unschicklich schien ihr die Bereitwilligkeit Atjes, den frühesten Hochzeitstermin, der überhaupt möglich war, sich gefallen zu lassen. Sie schmollte mit der Tochter und war gegen ihre Gewohnheit einsilbig.

Spät am Morgen, als Atje, zum Ausgehen fertig, in das Zimmer trat, konnte sie doch die Bemerkung nicht unterdrücken: „Warum legst du Winands Nadel nicht an? Seit du dich ihm verkauft hast, kannst du das empfangene Angeld getrost sehen lassen."

Atje machte sich mit den Knöpfen ihrer Handschuhe zu schaffen. „Von dieser Nadel darf nie wieder die Rede sein," antwortete sie. „Sie war nicht von Winand."

„War nicht von Winand?" wiederholte Frau Koops, ihren Ohren nicht trauend. „Aber, du thörichtes Kind, von wem war sie denn?"

„Es ist einerlei jetzt. Ich habe sie niemals als mein Eigentum betrachtet."

„Du hast einen Mann ausgeschlagen, der seine Werbung mit einem solchen Geschenk zu unterstützen vermochte? Bist du denn ganz und gar von Gott verlassen gewesen?"

„Ich weiß es nicht, Mutter. Jedenfalls habe ich gethan, was ich mußte."

„Die schöne Nadel!" klagte Frau Koops. „Als Doktorin Quintus wirst du so etwas nicht zu tragen bekommen."

„Wenn auch. Lieber schmucklos als —"

Sie vollendete nicht. Frau Koops schüttelte unmutig den Kopf. „Mir wird's immer klarer, daß du im Begriff stehst, einen dummen Streich zu machen," sagte sie. „Und wo ist deine Dankbarkeit gegen deine Eltern? Haben wir etwas von dir, wenn du in Indien wohnst?"

„Laß diese Erörterungen," versetzte Atje müde. „Du änderst nichts damit. Der Welt Ende ist gerade weit genug für mich."

Sie entfernte sich mit schleppenden Schritten. Durch das Fenster sah Frau Koops ihr nach. „Und das ist eine Braut!" murmelte sie, fast empört. „Geht einher wie ein altes Mütterchen! Und gestern abend, welche Seligkeit war das da! Nicht schnell genug konnte sie dem lieben Winand an den Hals fliegen! Ich geb es auf, den Querkopf verstehen zu wollen."

Atje begab sich geradeswegs in die Wohnung von Frau Gruyter.

„Gott! Sie kommen zu mir, Fräulein?" empfing die Alte sie, etwas erschrocken.

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte Atje, schmerzlich lächelnd. „Ich habe nicht die Absicht, Ihr Gewissen zu beschweren."

Besorgt fiel Frau Gruyter ein: „Wie blaß Sie sind! Hier ist ein bequemer Sessel; das Sofa ist hart geworden im Laufe der Zeit. Nehmen Sie Platz, mein liebes Fräulein. Und warten Sie, ich will Ihnen eine kleine Stärkung herbeiholen."

Atje sah sich in dem Zimmer um. Sie kannte sie so gut, die Einrichtung der kleinen Wohnräume dieser Leute: die laut tickende Uhr auf der Mitte des Kaminbretts, umgeben von bunten, übermäßig vergoldeten Vasen und Schalen, auf der Kirmeß in Glücksbuden gewonnen oder am Tage des heiligen Klaus zugeflogen — die kleinen Photographiebilder an den Wänden, stumpfsinnig lächelnde Gesichter zeigend — den blinkenden Mahagonischrank neben der schmalen Thür, an jeder Ecke ein glänzender Messingleuchter mit roter Papiermanschette und langer, dünner Stearinkerze — die gelbgemalten Holzstühle mit dem viergeteilten Sitz aus Strohgeflecht — die Schonmatten auf dem breitgedielten, sauber gescheuerten Fußboden — die geschlossenen Alkoven an der Rückwand, worin sich die federreichen Betten verbargen.

Hier also, bei dem Schein jener Prunklampe mit geblümter Milchkuppel und mit Rußfänger, die dort auf dem Ecktischchen stand, würde sie mit Cornelis gesessen, hier würde sie, ungewarnt, gläubigen Herzens, vertrauensvoll, mitleidig seinen Erklärungen gelauscht haben.

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, glühend vor Scham.

Frau Gruyter trat wieder ein mit einem Gläschen Liqueur und einem Teller mit Kuchen.

„Bis zehn Uhr hat er hier gesessen," berichtete sie. „Ich hielt mich in der Küche, beständig fürchtend, daß Sie doch noch kommen möchten."

„Ist er abgereist?" fragte Atje.

„Ohne Zweifel."

„Dies wollte ich wissen, um ruhig atmen zu können. Und noch eins. Hier ist eine Brosche, die Herr van Zanten mir vor einiger Zeit gesandt hat. Getragen hab ich sie nicht. Ich bitte Sie, stellen Sie ihm dieselbe wieder zu. Sagen Sie ihm, was Sie wollen, ich werde ihn nicht wiedersehen; in spätestens einem Monat bin ich unterwegs nach Indien."

Frau Gruyter sah sie forschend an. „Sie wollen eine Stelle annehmen, die Ihnen angeboten ist; ich kann mir's denken. Aber ich will nichts darüber wissen. Besser ist besser. Und die Brosche verwahr ich, bis Sie abgereist sind."

„Leeuwarden ist klein; Sie werden wahrscheinlich bald genug erfahren, zu welcher Art von Stelle ich mich entschlossen habe. Ich heirate mit dem Hand-

schuh — meinen alten Spielkameraden Winand Quintus, jetzt Arzt in Java. Heute ist das Aufgebot besorgt worden."

Die Züge der alten Frau erhellten sich. „Das ist brav, das ist wacker," sagte sie herzlich. „Es war ein rascher Entschluß, Fräulein — auch wohl ein schwerer Entschluß. Aber ich sehe, Sie tragen Herz und Kopf auf dem richtigen Flecke. Nun bin ich außer Sorge um Sie. Warten Sie, jetzt kann ich Ihnen auch ein Blatt geben, das er gestern abend für Sie beschrieben hat; ich hätt es sonst nicht gethan."

Sie holte aus dem Mahagonischrank ein Stück Papier hervor, ein Blättchen, das augenscheinlich aus einer Brieftasche gerissen war.

„Gelesen hab ich's nicht," versicherte sie, „und vernichten durft ich's nicht, da es fremdes Eigentum ist."

Atje zauderte. Was ging sie noch an, was jener glaubte ihr sagen zu müssen, um nicht schmachvoll vom Schauplatz abzugehen? Und doch: konnte es ihr jetzt noch schaden, wenn sie die heuchlerischen Worte las, die er im Fieber getäuschter Erwartung sich abgerungen hatte?

Verächtlich die Lippen verziehend, nahm sie das Papier.

„Du kommst nicht; du mißtraust mir. Dies ist gerechte Strafe für mich. Ich habe nicht gewagt, dir die Wahrheit zu sagen. Nicht meines Vaters Wille steht meinen Wünschen entgegen; auch bin ich von ihm in keiner Weise abhängig. Aber ehe ich dich sah, war ich in die Netze einer Kokette geraten; ich mußte mich daraus befreien, ehe ich dir mit dem offenen Wort entgegentreten konnte: sei die Meine. Ich erfand ein Hindernis, das nicht besteht, weil ich deine Eifersucht fürchtete, weil ich bange war, in deinen Augen zu verlieren, wenn ich dir meine wirkliche Lage eingestand. Nun weißt du alles; urteile milde über einen Unglücklichen. Laß mich, wenn du kannst, durch Frau Gruyter wissen, daß du mir die Täuschung verzeihst. Ich werde dir nicht wieder nahen, bis ich meine Ketten zerrissen habe; dann aber hoffe ich, baue ich auf deine Güte. Ohne deine Liebe hat das Leben keinen Wert für mich."

Zweimal las Atje diese Zeilen, langsam, mißtrauisch, kritisch; dann zerriß sie das Blatt in kleine Stücke.

„Er hat mit einer neuen Ausrede sein Glück versucht," sagte sie geringschätzig. „Das Wort aber, das einzige, welches ihn rechtfertigen konnte, hat er ungesagt gelassen. Wohl mir, daß er's gethan hat!"

Sie erhob sich, um zu gehen. Frau Gruyter geleitete sie zur Thür. „Gott sei mit Ihnen auf Ihrem Wege, mein liebes Fräulein," entließ die alte Frau sie auf der Schwelle.

Ehe Atje hundert Schritte zurückgelegt hatte, begann es leise in ihr zu fragen: Und wenn es doch wahr wäre, was er geschrieben? Warum kann es nicht so sein? Hatte er nötig, sich zu dem Geständnis herabzulassen, daß seine erste Neigung einer anderen gehörte — zu diesem Geständnis, das dem Werte seiner Liebe Eintrag that? War es nicht am Ende doch das tiefe Bedürfnis der Wahrhaftigkeit, das ihn zwang, sich der Geliebten auf Gnade oder Ungnade zu übergeben?

Immer lauter redete die Stimme. Und es war ein gewandter, ein in allen Künsten der Sophistik geschulter Advokat, der da in dem Herzen des jungen Mädchens als Verteidiger des abwesenden, des „unglücklichen" Cornelis das Wort führte, für den das Leben ohne Atjes Liebe keinen Wert hatte! O, er hatte sich diese allezeit wirksame Phrase sehr genau eingeprägt, dieser Anwalt des schönen, des liebenswürdigen Rotterdamers in Atjes eigener Brust, und schlug nach Kräften Kapital daraus!

Als sie sich ihrer Wohnung näherte, sah sie den Lehrer Quintus in der Hausthür stehen, sie erwartend. Da wandte sie sich zornig gegen den Geist, der sie quälte: Schweig! Es ist zu spät. Er soll ein Betrüger sein; er soll — ich will es!

* *
*

Das Aufgebot war erfolgt. Die Lokalblätter meldeten diese Thatsache mit jener lakonischen Kürze, deren sich die Standesämter bei ihren öffentlichen Kundgebungen befleißigen. Nach der Landessitte galt Atje nun als Braut; die Bekannten statteten ihre Glückwünsche ab; Blumensträuße aus den Gewächshäusern von Assen, vor der Winterkälte sorgfältigst geschützt, wurden im Hause abgegeben und von Frau Koops mit feierlicher Miene empfangen; Geschenke der Freundinnen liefen ein und fanden bald nur noch mit Mühe einen Platz auf den Möbeln der Wohnstube. Noch nie war ein solches Leben und Treiben bei Koops gewesen. Die vielen Ehrenbezeigungen, die Atje zu teil wurden, machten großen Eindruck auf Frau Koops; sie söhnte sich mit der Heirat aus, der sie so lange hartnäckig widerstanden, und machte sich dann eine rührende Geschichte zurecht von der langjährigen treuen Liebe zwischen den lieben Kindern — eine Geschichte, die sie nicht müde wurde, zu erzählen. Unendlich wichtig kam sie sich vor, beinahe so wichtig als die Braut selber. Und zu dem Lehrer Quintus, diesem „ausgezeichneten Manne", stellte sie sich so, als ob er von jeher der intimste Freund ihres Hauses und ihr specieller Verehrer gewesen sei. Dem Schiffer Koops war die Unruhe unheimlich, die in seinem Hause herrschte; er fühlte sich den Anforderungen nicht gewachsen, die an ihn als Brautvater gestellt wurden, und wanderte mit seiner Pfeife ratlos im Orte umher, bald hier, bald dort einkehrend, und nur darauf bedacht, zu den Mahlzeiten sich pünktlich an seinem eigenen Tische einzustellen.

Mittlerweile ging Atje umher wie im Traum. Sie küßte die Freundinnen, die ihr gratulierten; sie fand schickliche Worte, um zu bestätigen, was jedermann annahm, daß diese Heirat schon lange geplant sei; sie versicherte, daß sie vor der Seereise und dem Aufenthalte im fremden Lande nicht die mindeste Furcht habe. Dabei besorgte sie, was für sie zu besorgen war, mit einer lässigen Geschäftigkeit, wie etwas, das im Grunde gleichgültig ist. Der Lieferant der Aussteuer war entzückt von ihrer Gefügigkeit; es war ihm noch keine Braut vorgekommen, die so leicht zu befriedigen gewesen wäre. Nur in Betreff ihres Hochzeitsstaates zeigte sie sich eigensinnig und folgte einer seltsamen Laune. Schiffer Koops nämlich verwahrte unter seinen Habseligkeiten den Anzug, in welchem seine Großmutter sich hatte trauen lassen und der seitdem nicht wieder getragen worden war. Es war die Galatracht einer Bäuerin aus der Gegend von Stavoren und der Stoff von nicht geringem Wert. Atje erklärte, diesen Anzug wolle sie an ihrem Hochzeitstage tragen und keinen anderen. Vergebens stellte man ihr das Aufsehen vor, welches sie durch diese Mummerei erregen würde, und bat sie, sich ihrem künftigen Stande und der Tagesmode gemäß zu kleiden. Atje blieb bei ihrem Entschluß. „Ich bin eine Tochter des Volks und will es zeigen," sagte sie. „Zu den Vornehmen gehöre ich nicht und bin stolz darauf. Laß sie ihre weißen Schleppkleider tragen, wie das neueste Modejournal sie vorschreibt; ich will die alte Gediegenheit wieder zu Ehren bringen."

Quintus war auf ihrer Seite. „Es liegt etwas darin, was sie vorbringt," unterstützte er sie. „Und wenn sie sich nicht scheut, vor allem Volk in dem altfränkischen Aufputz zu erscheinen — ich, als Stellvertreter meines Sohnes, habe kein Bedenken, ihr Geleitsmann zu sein. Nur soll sie nicht verlangen, daß auch ich mich in die Tracht meiner Vorväter stecken lasse."

Und es blieb dabei: das Kleid der Urgroßmutter wurde für Atje zurecht gemacht. Der Einfall sei doch gar nicht so übel, bekannten die Freundinnen, die sie am Hochzeitsmorgen herausputzten. Der knappe, etwas kurze Rock von schwerem, lavendelfarbenem, geblümtem Brokatstoff, der sich in weiten Falten bauschte — das weiße, mit den Enden übereinander geheftete Spitzentuch, das die Schultern bedeckte und eben den Hals frei ließ, den

eine Kette von Granatschnüren umschloß — die eng anschließende Haube von mullartigem Stoff, durch welchen die stark vergoldeten Kopfbleche mit ihren getriebenen Agraffen schimmerten — die bis zum Ellenbogen reichenden leinenen Halbhandschuhe, auf den Klappen mit Seide bestickt: das war eine Tracht, viel kleidsamer als die seitdem gebräuchlich gewordene, die mit ihrem Mangel an Farbe doch nur einen recht nüchternen Eindruck macht. Ein Reif von Myrtenzweigen mit eingestreuten Orangenblüten vervollständigte den Anzug der Braut.

Frau Koops hatte darauf bestanden, daß zu der Fahrt nach dem Stadthause, wo sich das Standesamt befand, Wagen erster Klasse gemietet werden müßten. Sie wollte einmal in ihrem Leben so fühlen, als ob sie zu den Spitzen der Gesellschaft gehörte. Demgemäß vollzog sich die Auffahrt vor dem Portal des Stadthauses mit mehr als gewöhnlichem Pomp. Es war Markttag, und die vier heranrollenden Kutschen, mit reich ausgezierten Pferden bespannt, erregten sofort die Aufmerksamkeit der beweglichen Menge. Von allen Seiten strömte das Volk herbei; Schutzleute mußten für die Aussteigenden Bahn schaffen. Als Atje das Coupé verließ, worin sie mit Quintus an der Spitze des Zuges gefahren war, erscholl ein Gemurmel des Beifalls, und die vorwitzige Jugend brach in ein Hurra aus. Es folgten Atjes Eltern, ebenfalls in einem besonderen Wagen, dann die vier Trauzeugen, endlich einige Verwandte, die zur Erhöhung der Feierlichkeit herangezogen worden waren. Alle spazierten, ihrer Wichtigkeit sich vollauf bewußt, in der Mitte des ausgelegten Teppichs in das Stadthaus hinein und erklommen die breite Steintreppe in würdevoller Haltung. Oben wurden sie von einem städtischen Diener empfangen und in den Saal gewiesen, wo die Trauung geschehen sollte. Vor einem großen, mit grünem Tuch bedeckten Tische nahm die Braut mit dem Bevollmächtigten des Bräutigams Platz; hinter ihnen, auf Stühlen, die im Halbkreise umhergestellt waren, ließ sich ihre Begleitung nieder; das Volk drängte nach und erfüllte stehend den übrigen Raum.

Es schlug elf Uhr. Während das Glockenspiel des nahen Kirchturms das Gebet Agathens aus dem „Freischütz" intonierte, trat der Beamte, von einem Sekretär begleitet, ein und begann ohne Verzug mit Verlesung des Aktenstücks, durch welches die eheliche Verbindung der Jungfrau Atje Koops, wohnhaft zu Leeuwarden, mit dem Doktor der Medizin Winand Quintus, zur Zeit Bataillonsarzt in Surabaya in Java, rechtskräftig gemacht werden sollte. Atje, mit gesenkten Augen und zusammengepreßten Lippen unbeweglich verharrend, hörte nichts als ein unverständliches Gemurmel. Als der Sekretär ihr das große Buch zuschob und eine Feder darreichte, schrak sie empor. „Was soll ich?" flüsterte sie ängstlich, sich an Quintus wendend.

„Hierher deinen Namen schreiben, weiter nichts."

Weiter nichts? klang es schreckhaft in ihrer Herzgrube nach. Weiter nichts? Ein Leben verschenken mit einem Federzuge — den letzten, unwiderruflichen Schritt thun, mit dem sich die Trennung von der Jugend, der Verzicht auf stillgehegte, heiße Wünsche vollzieht — das also galt für nichts, für eine unbedeutende Form, für eine rein mechanische Handlung!

Atje zauderte, die Feder in der Hand.

„Hierher!" wiederholte Quintus befremdet, mit dem Finger die Stelle bezeichnend. „Deinen vollen Namen."

Wie aus einem Traum erwachend, starrte Atje ihn an. Dann setzte sie die Feder an und stockte wieder. „Ich habe vergessen, wie ich heiße," sagte sie leise.

Der Beamte, der ihre Äußerung verstanden hatte, bemerkte lächelnd: „Das kommt hier öfters vor. Schreiben Sie nur: Atje Koops." Und er buchstabierte langsam den Namen, während sie schrieb.

Als sie den letzten Strich gethan, ließ sie die Feder aus der Hand fallen und es entstand ein großer schwarzer Klecks auf dem sauberen Papier.

„Ich bin ganz verwirrt," entschuldigte sie sich. Quintus, der sie verwundert beobachtete, gewahrte, daß sie sich schüttelte, wie vor Frost.

Das arme Kind wird nüchtern sein, dachte er mitleidig. Und dazu die innere Aufregung! Gott sei Dank, daß die Geschichte gleich vorüber ist!

Und schleunig vollzog er seine Unterschrift. Dann folgten, einzeln an den Tisch tretend, Atjes Eltern und die Trauzeugen. Den meisten war das Schreiben eine ungewohnte Arbeit, zu welcher mancherlei Vorbereitungen getroffen werden mußten. Die sechs Personen gebrauchten so viel Zeit, als Quintus bedurft hätte, um ebensoviel Hefte zu korrigieren. Endlich war der letzte Zeuge zurecht gekommen; der Beamte erklärte die Ehe für gesetzmäßig geschlossen, fügte einige glückwünschende Worte hinzu, verneigte sich vor der Gesellschaft und entfernte sich in ein Nebenzimmer; der Schreiber klappte das große Buch zu, worin der Anfang so vieler verschiedenartiger Verbindungen verzeichnet stand, nahm es unter den Arm und ging gleichfalls seiner Wege. Ein Angestellter des Armenwesens, der bis dahin still in der Ecke gesessen, trat vor und begann Gaben einzusammeln, eine große kupferne Schüssel an langem Stiel der Reihe nach den Anwesenden darbietend. Dies war für die unbeteiligten Zuschauer das Signal, sich eiligst zu verziehen, während die Hochzeitsgesellschaft, auf diese Schlußscene wohl vorbereitet, den Armen der Stadt einen angemessenen Tribut entrichtete.

Und schließlich war auch der Mann mit der kupfernen Pfanne abgezogen, die eingeheimsten Silberstücke auseinander rüttelnd und mit raschem Blick zählend. Frau Koops machte den in steifer Haltung umherstehenden Gästen bemerklich, es sei an der Zeit, nunmehr die Wagen wieder zu besteigen, und setzte sich an die Spitze des Zuges.

Als sie alle den Rücken gewandt hatten, scheute sich Quintus nicht länger, seinen Empfindungen gegen Atje Ausdruck zu geben. Er zog sie an sich und küßte sie auf beide Wangen. „Habe guten Mut, meine liebe Tochter," ermunterte er die blasse junge Frau. „Eins nach dem anderen wirst du überstehen, bis du am Ziel bist. Denk an Winand; er weiß nicht einmal, daß heute seine Hochzeit ist."

Atje versuchte zu lächeln. „Ich will mich zusammennehmen, Vater Quintus. Doch ist eine seltsame Bangigkeit in mir, als ob dies alles nur nebenher geschehe und der eigentliche Lauf meines Lebens ganz anderswohin gerichtet sei."

Quintus verstand nicht recht, was Atje meinte; doch war weder die Zeit noch der Ort geeignet, eine Erklärung zu fordern. Er ließ deshalb die unbestimmten Ahnungen seiner erregten Schwiegertochter auf sich beruhen und beeilte sich, sie aus dem nunmehr öden Saale hinauszuführen.

* * *

Am Tage nach der Handschuhhochzeit lief ein Schreiben aus dem Haag ein, welches die Frau des Arztes Quintus in Surabaya benachrichtigte, daß sie auf dem Transportdampfer der Generalstaaten „Prinz von Oranien", welcher am ersten Februar von Rotterdam in See gehen werde, nach Indien befördert werden solle.

Eine Woche noch hatte Atje bis zur Abreise — eine unruhige Woche. Als die Zeit anfing zu drängen, fielen Frau Koops allerlei notwendige kleine Anschaffungen ein, die gemacht werden mußten. Schien es ihr doch auf einmal, als ob in Surabaya weder ein Knopf noch ein Stück Litze käuflich zu haben sei. Sie rannte täglich von einem Laden zum anderen, überall verkündend, daß sie ihre Tochter, die Frau Doktorin Quintus, für Indien ausrüste, und kam nach stundenlanger Abwesenheit mit einem Dutzend Paketchen im Werte von einigen Gulden heim, entzückt von ihren Einkäufen. Atje ließ sie gewähren; die Idee hatte sich ihrer bemächtigt, alle die Sachen, die nacheinander in den letzten Koffer wan-

derten, seien gar nicht für sie bestimmt. Wenn sie von ihrer Mutter getrieben wurde, auch sie möge sich regen und herbeischaffen helfen, was für ihre behagliche Existenz in dem wilden Lande erforderlich sei, dann wehrte sie müde ab: „Wozu alle diese Umstände? Ich brauche nichts."

Frau Koops beklagte sich bei Quintus über das apathische Wesen ihrer Tochter. „Ist das eine schickliche Stimmung für eine Braut, die auf dem Sprunge steht, zu ihrem Manne zu reisen?" fragte sie entrüstet. „Thut, als wenn die ganze Sache sie nichts anginge, und steht müßig dabei, wenn ich mich abrackere! Träumt den lieben langen Tag, Gott weiß, wovon!"

„Lassen Sie mir Atje zufrieden," entgegnete Quintus. „Das Mädchen ist von besonderem Schlage. Wir beide können uns nicht vorstellen, was in ihr vorgeht. Es ist doch auch nichts Gewöhnliches, was sie durchzumachen hat. Ein junges Ding wie Atje hat nicht die robusten Nerven von unsereinem. Und das Kind hat viel Gemüt; bei ihr arbeitet's beständig in der Tiefe. Winand wird sich wundern; so hat er sie doch nicht gekannt. Aber er wird sie schon verstehen, und er bekommt eine Frau, auf die er stolz sein kann."

Eine merkwürdige Zärtlichkeit zeigte Atje in dieser Zeit gegen ihren Vater, mit dem sie bis dahin sich ziemlich fremd gestanden. Es zog sie etwas zu ihm, das sie sich nicht zu deuten wußte — ein Gefühl des Taumels, das unwillkürlich nach einem festen Gegenstande sucht, der im Falle der Not zu einer Stütze werden könnte. Der einfache Mann von wenigen Worten legte sich diese Annäherung auf seine Weise aus. Es ist mein Fleisch und Blut, meinte er. Nun es zum Abschied geht, regt sich's. — Abends saßen sie stundenlang beieinander am Ofen. Die Unterhaltung war keine lebhafte; manchmal fiel kein Wort zwischen ihnen von einem Schlage der Uhr zum anderen. Aber es war seine Gesellschaft, worin Atje sich befand, wenn auch die Mutter gegenwärtig war. Zuweilen, wenn er seine Pfeife leer geraucht hatte, nahm sie dieselbe und stopfte sie von neuem. Gab sie sie ihm dann zurück, so ergriff sie stillschweigend eine seiner großen, schwieligen Hände und hielt sie mit leichtem Druck eine Weile zwischen den ihrigen. Diese Berührung that ihr wohl wie dem leidenden Gläubigen die Berührung eines Steinbildes seines Heiligen. Gestärkt fiel sie zurück in ihr stilles Träumen und vermochte die Gedanken abzuweisen, die sie nicht hegen durfte.

So kam der Tag der Trennung heran. Quintus hatte sich Urlaub erwirkt, um die Frau seines Sohnes nach Rotterdam zu geleiten und ihr bis zum Abgange des „Prinz von Oranien" Gesellschaft zu leisten.

Am Abend vor der Abreise entfernte Atje sich von Hause, unter dem Vorgeben, noch einen notwendigen Abschiedsbesuch machen zu müssen. Zehn Minuten später trat sie bei Frau Gruyter ein, glühend vor Erregung.

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich nochmal aufsuchen, Frau Doktorin Quintus," lautete die freundliche Begrüßung der Alten. „O, ich war auch neulich auf dem Stadthause. Das war eine prächtige Idee von Ihnen, den alten Staat anzulegen; nichts konnte Ihnen besser stehen. Gern hätte ich Ihnen die Hand gedrückt. Nun soll's wohl bald hinausgehen in die Welt?"

Atje hatte Kapuze und Mantel abgenommen und auf den nächsten Stuhl geworfen. Jetzt trat sie dicht an Frau Gruyter heran und schrie ihr ins Ohr: „Zu Grunde geh ich aus Angst vor der Zukunft. Und daran sind Sie schuld!"

Die Alte erschrak heftig. „Wie kann das sein? Kind, ich erkenne Sie nicht wieder. Was ist denn geschehen?"

Doch Atje schien nicht auf sie zu hören; sie warf sich in den Strohsessel und rang die Hände im Schoße. Erst nach einer Weile begann sie: „Es ist nicht, wie Sie meinen; er hat nichts von sich hören lassen. Dennoch aber ist er mir gegenwär-

tig, immer und überall. Und das ist viel, viel schlimmer."

Ratlos stand Frau Gruyter vor ihr und wußte nichts zu erwidern.

„Ich muß mich einmal aussprechen," fuhr Atje fort. „Alles still in mir verarbeiten zu müssen — ich halt es nicht aus. Sie sind die einzige, der ich mich offenbaren kann."

Traurig sagte die Alte: „Reden Sie nur, wie Ihnen ums Herz ist, wenn Sie meinen, daß es Ihnen gut thut. Aber lieber hätte ich Sie nicht wiedergesehen als so!"

„Ich habe gefallen als Brouwje von Stavoren, nicht wahr?" fing Atje wieder an. „Nun ja, meine zwanzig Jahre sind eben zur Geltung gekommen. Aber soll ich Ihnen sagen, weshalb ich mich mit meiner Urgroßmutter Kleidern habe behängen lassen? Nicht für die Leute, wahrhaftig nicht, sondern für mich. Ich wollte mich an jenem schrecklichen Tage der Wirklichkeit entrückt fühlen; dazu sollte mir diese Verkleidung helfen. Und sie hat ihre Schuldigkeit gethan. Das war nicht ich, die vor dem grünen Tische saß und jemandem die Treue brach, es war eine andere, die man Atje Koops nannte, wie eine Schauspielerin in der Komödie ja auch einen beliebigen Namen empfängt. Ich habe mich gar nicht verheiratet, ich nicht — bewahre! Es war nur eine Rolle, die ich spielte."

„Liebes Kind, Sie machen sich wissentlich blauen Dunst vor. Wohin soll das führen? Geschehenes kann man nicht dadurch ungeschehen machen, daß man die Augen dagegen verschließt. Thatsachen sind hart und nehmen auf keine Einbildungen Rücksicht. Sträuben Sie sich, soviel Sie wollen — jetzt ist's zu spät; Sie werden dennoch vorwärts gestoßen. In Indien wartet der Mann, dem Sie angehören; schon wird das Schiff, das Sie hinüberführen soll, seine Kohlen einnehmen; ehe Sie sich's versehen, liegt die Heimat hinter Ihnen. Schließen Sie ab mit der Vergangenheit; richten Sie getrost den Blick auf die unvermeidliche Zukunft, sie ist selten so schlimm, als sie sich einem getäuschten Herzen darstellt. Von dem Doktor Quintus hört man nur Gutes, nur Rühmliches."

„Und ich soll ihn betrügen?" fiel Atje ein. „Gerade ihn, den ich hochachte? Er erwartet von mir, was ich ihm nimmermehr geben kann. Und er hat das Recht dazu. Wenn er mich fragt: Liebst du mich? — was soll ich ihm antworten?"

„Das sind Spitzfindigkeiten," entgegnete Frau Gruyter. „Wenn Sie ihm nur mit gutem Willen sind, was Sie ihm sein können — weiter ist nichts nötig."

„So leicht vermag ich nicht, mich mit meinen Pflichten abzufinden."

„Du lieber Himmel, Tausende thun es und merken keine Unbequemlichkeit davon. Man wägt im Leben nicht alles mit der Apothekerwage."

Atje nagte an den Lippen, ohne zu antworten. Es war ihr klar geworden: diese Frau verstand sie nicht. Und ihre Anschauungen konnte sie sich nicht zu eigen machen, dazu hätte sie erst eine andere werden müssen, als sie war. Wieder fand sie sich auf sich selbst zurückgewiesen, und nur schärfer noch, seit sie sich ausgesprochen, stand der Konflikt, worin sie sich befand, vor ihrer Seele.

Sie erhob sich und griff nach ihrem Mantel. „Ich muß sehen, wie ich zurechtkomme," sagte sie leichthin. „Morgen reise ich; vielleicht gewinne ich ein leichteres Herz und frische Hoffnung, wenn mir erst neue Sterne im Süden erscheinen."

„Das gebe der liebe Gott," seufzte Frau Gruyter, indem sie Atje behilflich war. „Wo werden Sie sich einschiffen?"

„In Rotterdam."

„Und wer begleitet Sie?"

„Mein Schwiegervater, der Lehrer Quintus."

„Das ist gut; dann sind Sie sicher," sagte die Alte erleichtert.

„Wieso? Welche Gefahr sollte mir drohen?"

„Rotterdam ist groß; aber der Zufall spielt oft wunderbar," versetzte Frau Gruyter mit Beziehung.

„Er könnte mir begegnen, meinen Sie. Nichts Besseres wünsche ich mir; ich glaube, ich würde ihn hassen lernen, wenn ich ihn wiedersähe."

Frau Grunter schüttelte den Kopf. „Immer weniger begreife ich Sie, je länger ich Sie höre."

„Wasser, worin der Sturm wühlt, verändern fortwährend ihre Oberfläche; nur das Eis bleibt sich ewig gleich. Leben Sie wohl, Frau Grunter!"

In Unruhe blieb die Alte zurück. „Das nimmt kein gutes Ende," murmelte sie vor sich hin. „Ein Federchen hier, oder ein Federchen dort, und die Schale schießt über. Solch ein wackeres Mädchen — es wäre schade! Wenn sie nur weniger über ihre Lage nachdenken wollte! Dabei muß sie ja konfus werden. Ich hab es immer gesagt: das viele Lernen heutzutage verdreht den Mädchen den Kopf und unterdrückt die Natur. Wie sollen sie denn da eine verwickelte Sache resolut am richtigen Ende anfassen können?"

* * *

Atje war abgereist.

Am Abend des 31. Januar kam ein Telegramm aus Rotterdam an den Schiffer Koops: „Ist Atje dort? Antwortet sofort. Quintus."

Beide Eltern waren zu Hause, als das braune Papier mit dem aufgeklebten weißen Streifen anlangte. Die blaugedruckten Buchstaben darauf sahen sehr ordentlich und geschäftsmäßig aus; man war gleich sicher, daß alles seine Richtigkeit hatte.

Koops setzte sich an den Tisch und glättete bedächtig das Blatt aus; seine Frau guckte ihm neugierig über die Schulter. Beide lasen zusammen, während Koops langsam mit dem Finger unter den Worten herstrich.

„Dumme Frage!" brauste Frau Koops auf, nachdem sie zu Ende gelesen hatten. „Was fällt dem Schulmeister ein? Verstehst du, was er will, Koops?"

Der Schiffer antwortete nicht. Zum zweitenmal wanderte sein Finger unter der Buchstabenreihe her und dann zum drittenmal.

„Wie kann Atje hier sein?" polterte Frau Koops weiter. „Hat der Quintus denn seinen Kopf verloren in der großen Stadt? So sprich doch, Koops, und sage deine Meinung!"

Aber Schiffer Koops schwieg noch immer. Er erhob sich schwerfällig und blieb über den Tisch gebeugt stehen, die Hände aufgestemmt. Er hatte verstanden.

Plötzlich reckte er sich in die Höhe und wandte sich zu seiner Frau. Es war etwas in dem Ausdruck seines Gesichts, das sie erschreckte.

„Pack meinen Reisesack," sagte er barsch.

„So erkläre mir doch —"

„Deine Tochter ist durchgegangen; ich will sie suchen helfen."

Frau Koops sank auf einen Stuhl. „Herr Gott, jagst du mir einen Schrecken ein!" stammelte sie. „Ich zittere am ganzen Leibe. Atje durchgegangen? Das ist nicht möglich! Wie kommst du darauf?"

In den Zügen des Schiffers arbeitete es heftig; seine wasserblauen Augen richteten sich forschend auf seine Frau, als wenn sie ihr bis ins Innerste blicken möchten. „Irgend ein Halunke hat seine Hand dabei im Spiele," sagte er bedachtsam. „Vielleicht weißt du, wer dies sein kann?"

„Bist du von Sinnen?" fuhr Frau Koops auf. „Ich? Das Nächste wird sein, daß du mich beschuldigst, ich hätte das Unglück angestiftet."

Schiffer Koops indessen war nicht so leicht von einer einmal gefaßten Idee abzubringen. „Du bist immer gegen Wiinand Quintus gewesen," erwiderte er. „Habt ihr hinter meinem Rücken niemals etwas anderes betrieben?"

„Niemals, so wahr ich hoffe, selig zu werden."

Koops setzte sich nieder, stützte die Ellenbogen auf die Knie und barg das Gesicht in den Händen. Geduldig wartete seine Frau auf das Ergebnis seines Nachdenkens; sie war verschüchtert und fühlte sich

durch die Anklage ihres Mannes getroffen. Endlich hörte sie seine Stimme: „Es ist unser Kind, Sientje; sie kann nicht schlecht sein."

„Das mein ich auch, Vater," stimmte sie bereitwillig ein. „Laß einmal sehen: kann sie nicht Angst vor der Seereise bekommen haben, und Heimweh dazu? Da ist sie dem Quintus ein paar Stunden davongelaufen, und der hat gleich die Angst gekriegt. Sie wird schon rechtzeitig zu ihm zurückkehren. Wo sollte sie auch die Nacht bleiben? Morgen erst geht das Schiff."

Koops richtete sich auf; er war seiner Bewegung Herr geworden. „Das ist die eine Möglichkeit," gab er zu. „Die zweite ist, daß sie sich nach Hause zurückgeflüchtet hat. Um elf Uhr trifft der letzte Zug ein, ich will zum Bahnhof gehen."

Als er aufstand und nach seinem Hute griff, machte seine Frau ihn darauf aufmerksam, daß er noch zwei Stunden Zeit habe.

„Ich weiß es," sagte Koops. „Aber draußen werden sie mir schneller vergehen als hier. Auch muß ich an Quintus telegraphieren."

„Du willst also nicht nach Rotterdam reisen?"

„Das bleibt mir noch. Vor morgen früh könnte ich doch nicht; ich hatte es vorhin vergessen. Wir wollen sehen, was die Nacht bringt."

Ehe er die Stube verließ, wandte er sich nochmals um. „Was die dritte Möglichkeit betrifft, Mutter —" begann er und stockte. Dann faßte er sich und vollendete: „Ich will meine Schuldigkeit an dem Kinde thun, so wahr mir Gott helfe! Und noch eins," fügte er hinzu. „Ich werde das Haus abschließen und den Schlüssel mit mir nehmen. Du könntest noch Besuche in der Nachbarschaft mit dem Telegramm machen wollen. Es ist nur der Vorsicht halber."

Frau Koops erhob keinen Einwand gegen ihre Einsperrung; sie wußte, daß ihr Mann, wenn er einmal eine Angelegenheit in die Hand genommen hatte, mit unbeugsamem Starrsinn seinen Willen durchsetzte.

Allein gelassen, richteten sich ihre Gedanken ohne ihr Zuthun auf die dritte Möglichkeit. Angst vor der Seereise — Heimweh — sie glaubte selbst nicht daran. Mit dieser Mutmaßung hatte sie sich nur gegen den Vorwurf, gegen den entsetzlichen Verdacht ihres Mannes verteidigt, hatte sie nur ihre eigene ahnungsvolle Unruhe zu beschwichtigen versucht. Denn sofort bei seiner Frage war ihr die Busennadel eingefallen: Atjes Lüge beim Empfang derselben, später ihr gezwungenes, halbes Eingeständnis der Wahrheit. Gewiß war, daß Atje in geheimen Beziehungen zu einem Manne gestanden, dessen Namen sie sorgfältig verschwieg. Und jetzt, indem sie, von diesem Umstande ausgehend, Atjes ganzes Betragen sich vergegenwärtigte, von jenem Abende an, da sie Winands unerwarteten Antrag mit rätselhafter Überstürzung annahm, bis zu den letzten Tagen — jetzt dämmerte ihr langsam die Gewißheit auf, daß neben ihr, unbemerkt von ihr, ihr Kind einen schweren, verhängnisvollen Kampf gekämpft habe. Wie derselbe verlaufen sein mochte — ihr schauderte, wenn sie sich das Schlimmste vorstellte. Und frei von aller Mitschuld wußte sie sich nicht; sie hatte beständig das Mädchen ermuntert, einen reichen Freier zu suchen.

O, diese Stunden des Wartens, der wechselnden Furcht und Hoffnung, wie langsam schlichen sie dahin! Es war Mitternacht vorüber, als Koops zurückkehrte — allein. Frau Koops sagte nichts; sie sah den Eintretenden nur angstvoll an. Er trat schweigend zum Ofen; dort, in der strahlenden Wärme, packte ihn der Frost, dem er draußen widerstanden, und schüttelte ihn, daß seine Zähne klapperten.

„Mache mir ein Glas Grog, Mutter," stieß er hervor.

Es wurde kein Wort weiter gewechselt, bis Koops getrunken hatte. Dann erzählte er: „Ich wartete auf den Zug; erst, als Atje nicht darin war, telegraphierte ich. Hier hab ich mir's aufgeschrie-

ben." Er zog ein Papier aus der Brusttasche und las: „Nichts von Atje gehört. Soll ich kommen? Antwortet sofort Bahnhof. — Darauf wartete ich wieder; der Verwalter that mir den Gefallen, die Leitung offen zu halten. Ich saß im Bureau mit ihm, dicht am Apparat; das Signal sollte mir nicht entgehen, wenn es käme. Es dauerte lange, bis das blanke Ding zu ticken anfing. Striche und Punkte kamen auf das Papier; der Verwalter hat mir diktiert, was sie bedeuten." Er las wieder: „Kommen unnütz. Bin morgen mittag dort."

„Und was entnimmst du aus dieser Antwort?" fragte Frau Koops mit Zittern.

„Daß wir die dritte Möglichkeit ernstlich ins Auge zu fassen haben."

Nun erzählte Frau Koops, was Atje nach ihrer Verlobung über die geschenkte Busennadel ausgesagt, und hielt auch die Vermutung nicht zurück, die sich ihr aufgedrängt hatte. Ihr Mann hörte sie an, ohne eine Miene zu verziehen.

„Hier also hat sich's angesponnen; ich dacht es mir," sagte er und nickte traurig mit dem Kopfe. „Verloren! Verloren!"

„Verwirf sie nicht zu schnell," mahnte Frau Koops. „Noch ist nichts sicher. Zehn vieldeutige Worte des Telegraphen — das ist alles, was wir gehört haben. Warten wir Quintus ab. Du möchtest doch deinem Kinde kein Unrecht thun?"

Koops antwortete nicht; er saß in tiefem Sinnen, die Hände auf die Knie gelegt. Wie zu sich selbst sprechend, begann er endlich: „Am letzten Abend, als sie und ich ein paar Minuten allein miteinander waren, kam sie zu mir heran und streichelte meine Hände, wie sie in letzter Zeit so oft gethan. Auf einmal saß sie auf meinem Schoße, legte mir die Arme um den Hals und den Kopf an die Schulter. ‚So hab ich nicht gesessen, seit ich ein kleines Mädchen war,' sagte sie. ‚Wär ich's doch immer geblieben! Für mich giebt's bald keinen Vater mehr, dem ich mich anhängen kann. Und doch weiß ich jetzt erst, was solch ein Vater wert ist, auch wenn er sich nur Winters im Hause einstellt und dann lieber schweigt als redet.' Das sagte sie und lachte dazu, obgleich ihr, wie ich glaube, die Augen feucht waren. Und dann preßte sie mich an sich und küßte mich auf die Backe." Und er wiederholte: „Ja, ja, sie küßte mich. Und nun frage ich dich, Mutter," fuhr er aufblickend fort, „ob sie mich hätte küssen können, wenn sie damals schon wußte, was sie mir anthun würde? Ich sage dir, sie hat es nicht gewußt, und da unten in Rotterdam, in dem Teufelsnest, ist ihr etwas zugestoßen, was sie wirre gemacht hat. Und wer dabei mitgeholfen hat — Gott straf ihn, wenn ich's nicht kann!"

Er streckte die geballten Fäuste vor sich hin, und in seinem verwitterten Gesicht kam ein solcher Grimm zum Ausdruck, daß seine Frau sich vor ihm fürchtete. So war er noch nie gewesen; ihre sonst so flinke Zunge fühlte sie wie gelähmt.

Eine Viertelstunde verrann; da sagte Koops: „Wir wollen zu Bett gehen, Mutter. Von Kräften dürfen wir nicht kommen; wer weiß, was uns noch bevorsteht."

Und die beiden bejahrten Leute krochen in ihre Lade und versuchten, einander glauben zu machen, daß sie schliefen.

* * *

Keiner verließ das Haus am nächsten Morgen; sie mochten sich nicht sehen lassen; es war ihnen, als ob die schreckliche Kunde schon in der Stadt verbreitet sein müsse, auf geheimnisvollen Wegen reisend, wie jede Unglücksnachricht.

Um zwei Uhr sagte Koops: „Jetzt ist der erste Zug herein. Quintus kann bald hier sein. Es liegt mir ein Strick um den Hals und wird immer fester angezogen." Er lockerte seine Halsbinde. „Ich muß hinaus an die Luft."

Und draußen, an den grüngestrichenen Zaun seines winzigen Vorgärtchens gelehnt, unempfindlich gegen den strömenden Regen, der über Nacht eingetreten

war, stand er unbeweglich, die Arme auf der Brust gekreuzt, bis Quintus von der nächsten Ecke her wie blindlings heransteuerte. Da kam wieder Leben in ihn; er that dem rasch sich Nähernden ein paar Schritte entgegen.

„Endlich! Tretet herein, Quintus!"

Er schob den Ermüdeten vor sich her in das Haus und verriegelte hinter sich die Thür. „Was wir zu verhandeln haben, gehört in die Verborgenheit," sagte er mit zuckenden Lippen.

„Gott, wie Sie aussehen!" rief Frau Koops, als sie des Lehrers ansichtig wurde. „Zehn Jahre älter geworden! O Himmel, welch ein Erlebnis!"

„Seit dreißig Stunden hab ich keinen Schlaf gehabt," sagte Quintus schwach. „Und diese Aufregung! Ich fühle mich wie zerschlagen. Immer auf der Jagd und ohne Spur, ohne die geringste Spur! Es ist zum Tollwerden."

„Nimm Quintus den Überrock ab und gieb ihm eine Tasse schwarzen Kaffee, Mutter," ordnete Koops an. „Setzt Euch, Quintus, und sammelt Euch. Wir haben Zeit. Thut ganz nach Eurer Bequemlichkeit; Ihr seid hier so gut wie zu Hause. Und dann, wenn Ihr Euch der Sache gewachsen fühlt, dann erzählt. Von Anfang an, wenn Ihr so gut sein wollt."

„Wenn da nur etwas zu erzählen wäre!" rief Quintus verzweiflungsvoll aus. „Gestern morgen, als ich aufgestanden war und mich nach Atje umsah, hieß es, sie sei ausgegangen, ganz früh schon, ohne etwas zu sich zu nehmen. Dies befremdete mich, aber ich dachte nichts Arges; ich sagte mir, sie habe noch irgend eine Besorgung zu machen und werde sich bald genug wieder einstellen. Erst als es auf Mittag ging, ohne daß sie zurückkehrte, wurde ich unruhig. Nochmals forschte ich im Hotel nach, ob sie nicht irgendwem eine Bestellung an mich gegeben. Da sagte mir das Zimmermädchen, sie habe Atjes Bett unberührt gefunden. Diese Nachricht versetzte mich in große Unruhe. Ich lief zu dem Schiffe, dem ‚Prinz von Oranien'; dort war ihr bereits eine Kabine angewiesen; es war immerhin möglich, daß sie an Bord gegangen war und nun nicht wieder an Land kommen konnte, weil vielleicht das Schiff an eine andere Stelle gelegt wurde. Aber nein: das Schiff lag am alten Platz und Atje hatte sich nicht blicken lassen. Ich vertraute meine Not einem Offizier an, einem älteren Herrn, dessen Bekanntschaft ich schon bei meinem ersten Besuch an Bord gemacht hatte. Dieser beruhigte mich; es komme zuweilen vor, daß so eine junge Handschuhbraut kurz vor der Einschiffung noch einen Anfall panischer Angst zu überstehen habe, erzählte er mir. Die Frau Doktorin, meinte er, werde sich im Laufe des Tages schon wieder zu mir finden. Wenn ich etwas Übriges thun wolle, möge ich, ganz im Vertrauen, die Polizei unterrichten, da ein einzelnes Frauenzimmer in einer Stadt wie Rotterdam leider nicht absolut sicher sei. Diesem Rate folgte ich. Der Direktor, ein artiger Mann, schien der Meinung des Offiziers zu sein; er empfahl mir auch, an Euch zu telegraphieren. Ich wieder zum Hotel zurück: keine Atje. Nun, in steigender Angst, begab ich mich selbst auf die Suche; in der mir wildfremden Stadt lief ich straßauf straßab. Die Laternen brannten; ein paarmal glaubte ich in der Ferne Atje zu erkennen und schoß wie wild auf die Gestalt zu, um schließlich vor einem unbekannten Gesicht zurückzuprallen. Dazwischen kehrte ich immer wieder im Polizeibureau ein, natürlich vergebens, bis man mir barsch sagte, ich sollte mich nicht weiter aufregen, sondern lieber nach Hause reisen, wo ich am besten aufgehoben sei. Das habe ich denn auch gethan, nachdem ich die ganze Nacht vergebens aufgesessen und gewartet habe."

Erschöpft schwieg Quintus; Frau Koops rückte den Kaffee vor ihn hin.

„Trinkt einmal, Quintus," sagte Koops trocken. „Und dann besinnt Euch, welchen Bekannten Atje unterwegs oder in Rotterdam getroffen hat."

„Ach Gott — ganz recht. Wie kommt

Ihr nur darauf? Der wird sich schön wundern, wenn er dies hören sollte. Also vorgestern abend in einer Art von Theater, wo Jongleurs, Gymnastiker und dergleichen Leute auftreten — ich wollte Atje etwas aufheitern —, kam ein Herr zu uns in die Loge, begrüßte Atje sehr höflich und fragte, ob Fräulein Koops sich seiner noch erinnerte. Das that sie denn auch, nachdem sie sich einen Augenblick besonnen. Sie haben sich einmal hier bei Meulenaars getroffen, glaube ich verstanden zu haben."

„Und der Name, Quintus, der Name?" fiel Koops ein, und seine Nasenflügel gingen auf und nieder, als ob er die Spur witterte, auf die er sich zu stürzen gedachte.

„Ein Herr van Zanten war's," erwiderte Quintus unbefangen. „Er ist der Sohn des reichen Adriaan van Zanten, der in Rotterdam eine Zuckerraffinerie besitzt."

„Mutter, merk dir den Namen, falls ich ihn vergessen sollte," sagte Koops mit grimmigem Humor. „Danke, Quintus. Und wie ward es weiter an dem Abend?"

„Was soll da weiter passiert sein?" fragte Quintus verwundert. „Herr van Zanten ist bei uns geblieben und nach der Vorstellung haben wir in einem Restaurant zusammen gespeist. Ach Gott! der Abend war so gemütlich, der junge Herr war so unterhaltend — Atje taute ordentlich auf — es ist unbegreiflich, was ihr während der Nacht in den Kopf gefahren sein mag!"

„Selbstverständlich seid ihr drei immer beieinander gewesen an jenem Abend?" forschte der Schiffer.

Quintus hatte keine Ahnung von dem Zweck dieser Frage; er glaubte den Durst nach Einzelheiten befriedigen zu müssen, von dem, seiner Meinung nach, Atjes Vater erklärlicherweise verzehrt wurde. „Nun ja, meistenteils," erwiderte er gutmütig. „Im Theater hab ich einmal während der Trapezkünste eine halbe Stunde unten gesessen; Herr van Zanten riet mir dazu."

„Ja, ja, der Herr mußte es wissen," sagte Koops wie abwesend und machte mit den Händen eine Bewegung, als ob er jemandem den Hals zuschnürte. Dann besann er sich: „Ich will Euch nicht länger aufhalten, Quintus. Was Ihr noch erzählen könntet, hilft uns doch nicht weiter. Geht und schlaft Euch aus; Ihr habt's bitternötig. Noch eine Frage: Empfangt Ihr Nachricht von der Rotterdamer Polizei, falls dieselbe etwas ausfindet?"

„Ich habe dem Direktor Eure Adresse gegeben."

„Recht so; ich bin der Nächste dazu. Und noch eins: wir halten einstweilen reinen Mund über die Geschichte, wie? Ich möchte mich nicht gern darauf anreden lassen, wenn es vermieden werden kann."

Als Quintus gegangen war, lachte Koops bitter auf. „Blind gewesen wie wir!" rief er aus. „Ich werde ihm den Star nicht stechen."

„Und du meinst wirklich —" begann Frau Koops schüchtern.

„Van Zanten. Halte den Namen fest, Mutter. Das ist der Mann."

„Du bist davon überzeugt. Gut. Aber du kannst doch nicht lediglich daraufhin der Polizei sagen: der und der hat meine Tochter entführt; sucht ihn auf und nehmt sie ihm ab?"

„Der Polizei? Nein. Mit dergleichen Sachen inkommodiert man die Polizei überhaupt nicht."

„Was willst du thun?" fragte Frau Koops erschrocken.

„Warten, Mutter. Meine Zeit kommt. Und bald, du wirst es sehen. Noch ist Atje nicht zu retten. Aber sie wird zu sich kommen, ehe der Mond voll ist. Dann ruft mich Gott: Richte und räche!"

* *
*

Früher und auf andere Weise, als Koops erwartete, wurde er zur Thätigkeit berufen. Schon am nächsten Tage brachten Rotterdamer Zeitungen die Nach-

richt, daß eine junge Dame aus einer nördlichen Provinz, die Handschuhbraut eines vielversprechenden jungen Arztes in den Kolonien, am Tage vor der Einschiffung spurlos verschwunden sei. Man las den Artikel in Leeuwarden und riet sofort auf Atje Koops. Um diese Vermutung bestätigt zu finden, brauchte man nur das verstörte Gesicht anzusehen, mit welchem der Lehrer Quintus umherging. Näherstehende befragten ihn; er konnte sich nicht überwinden, zu leugnen; die traurige Wahrheit kam heraus und verbreitete sich von Mund zu Mund, aus den Wohnstuben in die Küchen, aus den Küchen unter die kleinen Leute. Und es dauerte nicht gar lange, da erfuhr auch Frau Gruyter, was sich zugetragen hatte.

Spurlos verschwunden sei Atje Koops, sagte das Gerücht. Ja, das hatte wohl seine Richtigkeit. Sie aber, Frau Gruyter, sie kannte die Spur, die vergebens gesucht wurde. Und da sie Atje lieb gewonnen hatte und ihre Verirrung nur tief bedauern konnte, lag es ihr an, sie vor gänzlichem Verderben zu retten. Und sie begab sich in der Dunkelheit zu Atjes Eltern und enthüllte ihnen die geheime Geschichte von Atjes Leidenschaft, von ihrem Verhalten bei der Entdeckung, daß sie ihre Liebe einem Unwürdigen zugewandt habe, von den Bedenklichkeiten, die nach Schließung der Ehe mit Winand Quintus in ihr aufgestiegen waren. „Ich hielt Atje für sicher vor jeder weiteren Anfechtung, als sie zum letztenmal von mir ging," schloß Frau Gruyter. „Und ich bin überzeugt, es ist hauptsächlich die aus übertriebener Gewissenhaftigkeit entsprungene Furcht gewesen, sie sei ihres Mannes unwert und betrüge ihn, die sie Cornelis van Zanten in die Arme getrieben hat. Eine That sinnloser Verzweiflung war's, nichts anderes, und ich, die ich in dem Mädchen gelesen habe wie in einem Buch — ich kann mir nicht helfen: ich kann keinen Stein auf sie werfen."

Am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge reiste Schiffer Koops nach Rotterdam. „Sollte ich zu spät kommen, Mutter," war sein letztes Wort zu seiner Frau, „so muß uns trösten, was wir wissen. Ist unser Kind erlegen: Gott wird ihr ein milder Richter sein."

Geradeswegs zum Hause des Adriaan van Zanten ging Koops, als er in Rotterdam angekommen war. Keinen Blick hatte er für die prunkende Pracht des Vestibüls, für die unverschämte Haltung des ihm entgegentretenden Lakaien. Er wollte und mußte den alten Herrn sprechen, nachdem ihm von dem jungen, wie er erwartet hatte, gesagt worden war, derselbe sei auf Reisen, und er setzte es durch, daß ihn der Bediente zum Arbeitszimmer Adriaan van Zantens führte. Dort nahm Koops den listiger Burschen, der vor ihm hineinschlüpfen wollte, beim Kragen und sandte ihn mit einem kräftigen Schwunge in den Korridor zurück. „Leute wie ich legen keinen Wert auf vorherige Anmeldung," erläuterte er sarkastisch sein Verfahren und trat ein, ohne anzuklopfen.

Adriaan, ein behäbiger Mann von blühender Gesichtsfarbe, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er die guten Dinge dieses Lebens zu schätzen wußte, saß vor seinem Schreibtisch auf einem Lehnstuhl und machte Notizen aus einem Haufen von Briefen, die vor ihm lagen. Da es die Thür zu seiner Privatwohnung war, welche sich öffnete, und die starken Tritte des Schiffers in dem weichen Teppich verklangen, so nahm er an, daß einer seiner Hausdiener eingetreten sei, und fuhr in seiner Beschäftigung fort, ohne umzublicken. Dies machte sich Koops zu nutze. Er hatte sofort begriffen, daß die zweite, halb geöffnete Thür des Zimmers die Verbindung mit den Geschäftsräumen des Personals herstellte, und fürchtete, von dort aus in seiner Unterhaltung mit dem Vater des Verführers gestört zu werden. Quer durch das Zimmer gehend, schloß er die Thür und machte dann Front nach dem Sessel Adriaans.

Der alte Herr, nunmehr inne werdend, daß etwas Ungewöhnliches in seiner Umgebung vorgehe, wandte sich um.

Keinen Augenblick seine Fassung verlierend, maß er den Eindringling rasch von Kopf bis zu Fuß und fuhr ihn dann barsch an: „Was wollt Ihr?"

„Das will ich Euch mit ein paar Worten sagen," erwiderte Koops, einige Schritte herantretend. „Euer Sohn Cornelis hat meine Tochter entführt; Ihr sollt mir helfen, daß ich sie wiederbekomme."

„Wer seid Ihr?"

„Ein Vater, der sein Kind lieb hat, Mynheer."

Adriaan van Zanten wurde etwas betroffen von diesen Worten; er rückte unbehaglich auf dem Stuhle. „Ich Euch helfen?" sagte er dann. „Unsinn! Mein Sohn ist längst mündig; ich habe keine Gewalt über ihn, nicht die mindeste. Wendet Euch an ihn selbst."

„Ganz recht. Sagt mir nur, wo ich ihn finde. Weiter will ich nichts von Euch."

„Was weiß ich?" erwiderte van Zanten ungeduldig. „Der ist heute hier, morgen dort. Wartet's ab, bis er zurückkommt."

„O ja, das wär das Einfachste. Für mich auch. Aber wenn jemand in einem leichten Boot auf die hohe See verschlagen worden ist und ein barmherziger Mensch will auslaufen, um ihn zu retten, würden Sie dem sagen: Wartet's doch ab, ob Strom und Wind ihn nicht wieder ans Land treiben?"

Es war etwas in dem Auftreten und der Sprechweise des schlichten Schiffers, das dem reichen Herrn van Zanten wider Willen imponierte. Noch sträubte er sich; abweisend entgegnete er: „Der Fall ist ein ganz anderer."

„Da haben Sie wieder recht; so schlimm wie der vorliegende ist er nicht. Die See kann Erbarmen haben; Verschlagene können, heil an Leib und Seele, an ein rettendes Ufer gelangen. Meine Tochter kann's nicht mehr."

Koops' Stimme zitterte trotz aller seiner Anstrengung, fest zu bleiben. Und es war gerade dies verhaltene Weh, aus Wort und Miene hervorlugend, was auf den im Grunde gutmütigen Lebemann Eindruck machte.

„Na, meinetwegen seht zu, daß Ihr das Schäfchen wieder in die Hürde bekommt," sagte er hastig, wie um mit einer unangenehmen Sache schleunigst fertig zu werden. „Mein Sohn hat mir aus Arnhem geschrieben, er wolle ein paar Tage nach Deutschland hinein. Mehr weiß ich nicht. Wollt Ihr daraufhin Euer Heil versuchen, so wünsch ich Euch Glück."

Kaum hatte er sich zu dieser Auskunft herbeigelassen, als er bereute, sie gegeben zu haben, da er in den Augen des Schiffers ein Aufleuchten bemerkte, das ihm nichts Gutes für seinen Sohn zu verkünden schien. „Ich nehme an, daß Ihr vernünftig seid, Mann," fuhr er rasch fort. „Ihr werdet kein Aufsehen erregen wollen. Davon hättet Ihr keinen Nutzen und Eure Tochter auch nicht. Bedenkt: was geschehen ist, ist geschehen. Bei manchem, was das Leben bringt, muß man ein Auge zudrücken. In Eurem Stande pflegt ja über dergleichen bald Gras zu wachsen. Und gegen billige Ansprüche wird mein Sohn sich nicht verschließen."

In Koops' Arm zuckte es; einen Augenblick schwebte die scheinende Glatze des alten Herrn mit den bequemen Grundsätzen in der höchsten Gefahr, mit einer harten Schifferfaust Bekanntschaft zu machen. Koops indessen bezwang sich. „Ich weiß, wie es in der Welt zugeht," sagte er, wie im besten Einverständnis mit Adriaan van Zanten. „Eure Art ist oben, die unserige unten. So ist's hergebracht, und es muß deshalb ja wohl so in der Ordnung sein. Für uns hat das manchmal etwas Hartes, wenn wir's da merken, wo das Herz sitzt. Vielleicht gebt Ihr das zu, Mynheer. Und nun bedank ich mich auch für die freundliche Aufnahme."

Als Koops sich in das Wohnhaus entfernt hatte und Adriaan van Zanten nicht mehr unter dem Banne seines Kummers stand, wunderte er sich doch, daß er dem

dreisten Verlangen eines unbekannten Plebejers so leicht nachgegeben hatte. „Ich hätt es nicht thun sollen," warf er sich vor. „Was gehen mich Cornelis' Streiche an? Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo er sich befindet!. Ich würde ihn von dem ihm zugedachten Besuch telegraphisch unterrichten. Der Mann scheint nicht schlimm und wird ja Raison annehmen; aber solch eine Begegnung Aug in Auge ist immerhin fatal. — Na, hoffen wir, daß der Schiffer vergebens umherkreuzt. Er hat keine andere Direktion empfangen als Deutschland, und Deutschland ist groß; auch sind Leute seines Gewerbes meist auf dem Lande nicht sonderlich gerieben. Pah — im Notfall wird Cornelis schon mit Herrn Teer und Werg fertig werden."

Adriaan van Zanten warf einen zärtlich-stolzen Blick auf das Bild seines Sohnes, welches vor ihm stand, neben demjenigen seiner noch immer von ihm angebeteten Frau, der schönen Josepha. Dann wandte er sich beruhigt zu seiner Arbeit zurück.

* *
*

Der nachsichtige Vater hatte doch die Schlauheit seines Gastes unterschätzt. Es gelang Koops sogar ohne sonderliche Mühe, in Arnhem auszukundschaften, daß das Paar nach eintägigem Aufenthalte nach Köln weitergereist sei. Und nach Köln, das ihm aus früheren Jahren wohlbekannt war, folgte er, keinen Augenblick zweifelnd, daß es ihm gelingen werde, auch dort, in der großen Stadt, die Spur der Gesuchten zu entdecken.

Es war frühmorgens, als er ankam. Seit acht Tagen hatte es fast ununterbrochen geregnet; über Nacht schien endlich der Südweststurm ausgerast zu haben. Von den Straßen war Schnee und Eis verschwunden; die spitzen Steine des Pflasters lagen wieder frei am Tage. Koops, seinen kleinen Reisesack tragend, suchte in dem Gassengewirr zwischen Heumarkt und Leyenstapel ein Wirtshaus auf, worin er vormals verkehrt hatte. Nachdem er sich Einlaß verschafft, ließ er sich eine Schlafstelle anweisen, um noch einige Stunden zu ruhen. Man ließ ihn schlafen. In der Dachkammer mit kleinem Fenster, die er bezogen, wurde es spät hell, und es war neun Uhr, als der übermüdet gewesene Mann endlich erwachte und so hastig auffuhr, als ob er bereits einen Teil seines Tagewerks versäumt hätte. Unten in der Schenke herrschte reges Leben. Während der Nacht war der Rhein aufgebrochen; der rasch steigende Strom hatte seine Eisdecke gesprengt und trug nun mit weithin hörbarem Getöse fußdicke Felder und Schollen der Nordsee zu. Für alle diejenigen, die ihren Erwerb auf und an der großen Wasserstraße fanden, bedeutete dies Ereignis die Wiederkehr guter Zeiten; daher die Menge des Volks in der Nähe des Stroms, daher das erregte Treiben in den anliegenden kleinen Schenken und Weinstuben schon in der frühen Stunde des Tages.

Koops kümmerte sich wenig darum. Ein Landsmann, der mit seinem Fahrzeuge eingefroren war, sprach ihn an, während er eilig seinen Kaffee trank; er gab verkehrte Antworten und schien jenem nicht recht bei Trost. Nur auf das eine Geschäft, das ihm oblag, war sein Geist gerichtet, und kein Nebengedanke fand Raum in ihm. Sobald er sich notdürftig erquickt hatte, begann er seine Nachforschungen — auf seine Weise, methodisch, unermüdlich. Von einem vornehmen Gasthause zum anderen wanderte er, immer die hinteren Eingänge nehmend, in die Höfe, die Ställe, die Remisen dringend. Es waren die Hausknechte, die niedrigen Bediensteten, bei denen er Kunde suchte. Aber er hatte wenig Glück. Wer abkommen konnte, befand sich am Ufer des Rheins, um das Schauspiel des Eisgangs gaffend und schwatzend zu genießen. Und es war wenig zu thun in den großen Hotels; das Personal hatte halbe Ferien und benutzte die schöne Veranlassung, ihr bißchen Arbeit zu unterbrechen. In der Hälfte der Gasthöfe, die Koops besuchte,

vermochte er keine Seele zu ermitteln, die ihm hätte Auskunft erteilen können.

Da begab er sich endlich, die Wiederaufnahme seiner Nachfragen notgedrungen auf den Nachmittag verschiebend, ebenfalls an den Rhein.

Der Himmel hatte sich geklärt und die Luft war milde. So heiter strahlte die Sonne herab, daß der letzte Winterspuk, den sie lächelnd beleuchtete, der Menge der Zuschauer, die sich auf der Kaje bis dicht an den Rand des brodelnden Stromes drängte, schier unbegreiflich vorkam. Der Frühling war unverkennbar über der erwachten Erde angebrochen; durch alle Sinne zog er ein in die Brust der aufatmenden Menschen. Sie hatten getragen, standhaft und geduldig, was die Mächte der Finsternis in der langen nordischen Nacht über sie verhängten; jetzt begrüßten sie mit frohen Hoffnungen die nahende Herrschaft der Engel des Lichts.

Doch nicht alle. Koops nicht, der sich langsam vordrängte, kaum wissend, was er wollte, und auch ein Paar nicht, das auf einem Mauervorsprunge gegenüber dem Domthor Posto gefaßt hatte. Der Herr sah gelangweilt und verdrießlich aus und begähnte das ewige Einerlei der vorüberziehenden Eisschollen; die Dame, leicht an seinem Arme hängend, zeigte einen seltsam müden, gleichsam weltsatten Ausdruck in dem blassen hübschen Gesicht, und ihre wie verschleierten Augen starrten bewegungslos nieder in das Geschiebe der Eismassen dicht unter ihren Füßen.

Er fühlte, daß sie zusammenschauerte. „Was ficht dich wieder an?" sagte er unwillig. „Das kommt davon, daß du fast nichts zu dir nimmst; alle Tage wirst du matter und elender. Auf mich hörst du nicht. Weshalb du überhaupt mit mir gezogen bist, weiß ich nicht, da du dich mir in allem versagst. Und kurzweilig ist deine Gesellschaft wahrlich auch nicht."

„Es thut mir leid, daß ich dir zur Last bin," versetzte Atje ruhig. „Doch bindet dich nichts an mich als dein freier Wille."

Eine Zeit lang schwieg Cornelis. Dann begann er wieder: „Du wirst mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich auf deine Gemütsstimmung alle mögliche Rücksicht genommen habe. Jetzt aber solltest du dich doch allmählich finden. Wir gehen umher, als ob uns beständig ein Trauermarsch vorgeblasen würde; dabei wird einem schließlich ganz wunderlich. Diese Eisbesichtigung ist auf die Dauer auch kein Vergnügen. Laß uns gehen! Komm, sei etwas gesellig; wir wollen ein Restaurant aufsuchen und frühstücken; ein Glas Champagner wird dir die Wangen wieder färben."

Atje zögerte mit der Antwort. Noch immer betrachtete sie angelegentlich die Eisschollen, die hart aneinander gedrängt vorüberzogen. Nirgendwo eine Lücke! Es war, als wenn das Bett des Stromes bis zum Grunde erfüllt sei von unheimlich arbeitenden Eismassen, die alle nach oben schoben. „Man würde nicht untersinken," dachte Atje laut.

„Ich würde dir raten, es nicht darauf ankommen zu lassen," erwiderte Cornelis mit einem leichten Unbehagen über den Gedankengang seiner Gefährtin. „Laß uns gehen!" wiederholte er dringender. „Aus der Nähe betrachtet, erregt dieses wilde Vorübertaumeln der glasigen Massen Schwindel — wenigstens ist es ungemütlich."

Atje ließ ihr Auge an der Menschenmenge entlang wandern, die in der Richtung nach der Brücke das Ufer säumte; sie schien zu erwägen, ob die dort versammelte Kraft und Geschicklichkeit im stande sein würde, ein am Rande hintreibendes Opfer dem Verderben zu entreißen. Auf einmal zuckte sie heftig zusammen und ihr Blick haftete ängstlich an einer Stelle etwa fünfzig Schritte abwärts.

„Was ist nun wieder?" fragte Cornelis mit steigendem Unmut.

„Mein Vater! Er hat mich gesehen!"

„Schon wieder diese Einbildung," schalt Cornelis. „Es ist noch kein Tag vergangen, wo dir nicht in irgend einem

alten Schiffer dein Vater erschienen wäre. Unsinn! Wie sollte dein Vater hierher kommen? Sieh noch einmal scharf hin; der Spuk wird verschwunden sein."

„Ich kann ihn nicht mehr ausfindig machen," gestand Atje und schmiegte sich unwillkürlich fester an den Genossen.

„Nun aber ist's genug," sagte Cornelis in hellem Ärger. „Wir wollen uns an einem Orte bergen, wo sich keine Gespenster sehen lassen!"

Diesmal widerstrebte Atje ihm nicht. Das Paar wandte sich um und suchte in die lebendige Mauer einzudringen, die ihm den Rückweg in die Stadt versperrte. Die Nächststehenden zeigten sich willig, Raum zu machen; doch war der Druck von rückwärts und von den Seiten nicht so leicht zu überwinden; es entstand ein Schieben hin und her und es dauerte einige Zeit, ehe sich eine Lücke bildete, in welche Cornelis, Atje nach sich ziehend, eindringen konnte.

Da kam aus der in Bewegung geratenen Menge der Ruf in holländischer Sprache: „Her zu mir, Atje, mein Kind! Hier bin ich!"

Von Entsetzen erfaßt, einem blinden Impulse folgend, wandte Atje sich zur Flucht, Cornelis mit sich reißend. Drei Schritte vor ihr knirschte Scholle um Scholle an das Bollwerk, schob sich empor und glitt wieder zurück, blasigen Gischt aufspritzend. Schon war Atje am Rande. „Was willst du thun, Unselige?" schrie Cornelis und bot alle seine Kraft auf, sie zu halten. Es gelang ihm, sie zur Seite zu ziehen und ihr den Weg in die Tiefe zu versperren; da stürzte sie sich auf ihn, der atemlos dastand, des plötzlichen Anpralls nicht gewärtig, und beide, in jähem Falle, verschwanden vor den Augen der tödlich erschrockenen Zuschauer.

So schnell, so unerwartet hatte sich der Vorgang vollzogen, daß die Katastrophe schon eingetreten war, als die Nächststehenden begriffen, um was es sich handelte. Nun erscholl aus Hunderten von Kehlen ein Schrei der Bestürzung; man rief nach Haken und Stangen; die Menge geriet in tumultuarische Gärung. Dicht am Ufer trieben die Unglücklichen hin, Cornelis voran, auf eine Scholle hingestreckt, um Hilfe rufend; getrennt von ihm, auf einem größeren Eisstück kniend, Atje, stumm und mit dem Ausdruck wilden Triumphs in den Zügen. Sie blickte zurück, dahin, wo sie eben noch gestanden. Ihr Vater hatte sich zu der Stelle hindurchgearbeitet; von zehn Armen festgehalten, verfolgte er die grausige Fahrt seiner Tochter in den Tod.

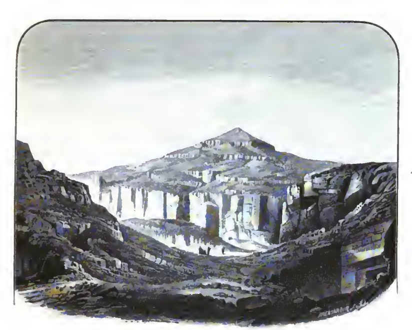
„Vergieb mir, Vater! Ich konnte nicht anders!"

Dies waren die letzten Worte, die er von ihr hörte; gleich darauf hatte sie sich abgleiten lassen und ward nicht mehr gesehen.

Die wendende Strömung führte Cornelis van Zanten vom Ufer hinweg, ehe passendes Rettungsgerät herbeigebracht werden konnte. Immer weiter trieb er in den Strom hinaus. Jetzt schoß er zwischen den Brückenpfeilern hindurch, von der entsetzten Menge betrachtet, die oben stand. Schweigend, ohne sich zu rühren, schwamm er jetzt dahin. Bald sah man ihn nur noch zuweilen von der hohen Warte der Brücke aus als schwarzen Fleck inmitten der weißlichen Massen, die unübersehbar dahinfluteten; dann war er nicht mehr zu unterscheiden.

Lange vorher schon hatte Koops die Blicke von dem Gerichteten abgewandt. Zu den Leuten, die ihn noch immer hielten, sagte er: „Laßt mich los. Ich hatte es anders gemeint; so aber war es besser. Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Man machte ihm eine Gasse. Aufrecht schritt er hindurch, ohne um sich zu schauen, und verlor sich zwischen den Häusern.



Aus dem Totenthale bei Theben.

Erinnerungen an Theben.

Von

Theodor Harten.

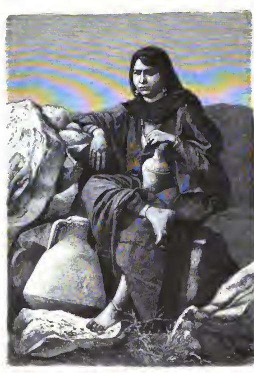
II.

Das westliche Theben.

Ein Ausflug nach der Totenstadt von Luksor aus wird meist frühmorgens angetreten und ist mit allerlei Umständlichkeiten verbunden, denn die Bootfahrt über den Nil, ein guter Führer, frühzeitige Bestellung von Eseln für das jenseitige Ufer, sowie Proviant für die ganze Dauer der Exkursion sind unerläßliche Bedingungen dabei für den Fremden. Dagegen kommt die Wetterfrage nur höchst ausnahmsweise in Betracht, in den drei Wintermonaten zumal, wo die Hitze stets erträglich bleibt und die Chamsihnstürme sehr selten sind.

Der bei Theben durch Inselbildungen beunruhigte Nil, dessen Breite dort von etwa 780 zu 1650 Metern variiert, wird wegen der gefährlichen Strömungen im Zickzack überfahren. Als wir dem zierlichen Segelboot des Hotels an den Sandbänken der Insel Gesiret (= Eiland) entstiegen, standen bereits die bestellten Eseljungen mit ihren Tieren unser wartend da, und zwei Mädchen von etwa neun und zwölf Jahren, Fatmeh und Aischeh, hoben soeben ihre frisch gefüllten

Ghullen auf die dürftig bekleideten Schultern und riefen uns zu, daß sie uns mit frischem Trinkwasser versorgen würden. Zwar wollte der Führer sie mit harten



Arabische Wasserträgerin.

Worten zurückdrängen, doch verwandten wir uns für sie, da es uns rührte, daß sie eines geringen Verdienstes wegen sich einer so großen Mühe unterziehen wollten. In Anbetracht der Fremdensaison fehlte es sogar nicht an einer jener Obstverkäuferinnen, die den Inhalt ihres Kaffas (Korbes) zwar mit seltener Überredungskunst anzupreisen wissen, andererseits aber auch ungemein freigebig sind, besonders Glaubensgenossen gegenüber.

Vorläufig ging es über den feuchten Ufersand weg und danach an den grünen Feldern des auf der fast 400 Meter breiten Insel gelegenen Dorfes Qumaso entlang, worauf dann in einem plumpen Fährboot, das in allereinfachster Weise den Transportdienst versieht, der westliche, 200 Meter breite Nilarm überfahren wird. Unendlich komisch war es, das Ein- und Ausladen der Esel zu betrachten, da die armen Tiere nämlich eine fast unüberwindliche Abneigung davor zu haben schienen und sich nur schwer entschlossen, den verhängnisvollen Sprung über den Rand des Bootes hinweg auf das faulige Bohnenstroh im Inneren desselben zu thun.

Während die Eseljungen sowie auch die beiden Mädchen mit einem Platz zwischen den Tieren fürlieb nehmen mußten, ward uns Touristen auf einigen quer gelegten Planken am Steuerende des Fahrzeugs ein Stehplatz angewiesen, dessen Unsicherheit wegen des beständigen Schwankens so groß war, daß wir uns gegenseitig mit den Händen umfaßten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Unweit eines durch Ochsen getriebenen Bewässerungswerkes (Sakliehe genannt), das uns der Neuheit wegen interessierte, da wir bislang nur immer die nach uraltem Muster eingerichteten Schaduf, das heißt durch Menschenhände bewegte Schöpfmaschinen bei den Fellachen gesehen hatten, betraten wir den Boden der alten Totenstadt, wo es uns anfangs vergönnt war, unseren Weg zwischen üppigen Saatfeldern fortzusetzen. Allmählich jedoch ward der schmale Pfad unliebsamer, bis er, angesichts der malerischen Kalksteinfelsen der libyschen Berge, mehr und mehr ins Gebiet der Verödung führt, auf jene ungeheuren Schuttfelder der Nekropolis, wo Tod und Vergänglichkeit allein noch

zu uns reden und wo Trümmer von Konstruktionen aller Zeiten und der verschiedensten Völker mit Bündeln und Fetzen von stark riechendem Mumientuch, sowie mit Schädeln, Knochen und abgerissenen Mumiengliedern hier und da auf dem schwärzlich-braunen Staube in widerwärtiger Weise untermischt sind.

Die Erklärung zu diesem Bilde eines Schlachtfeldes ganz eigener Art giebt uns ein Blick auf die terrassenförmig abfallenden Felswände des nahe tretenden Gebirges, denen die zahllos darin enthaltenen Katakomben, Mumienbrunnen und Gräber jeder Gattung das Ansehen einer riesenhaften Anhäufung von Zellen geben, weshalb der Vergleich mit einem vertikal durchschnittenen Bienenstocke nahe liegt.

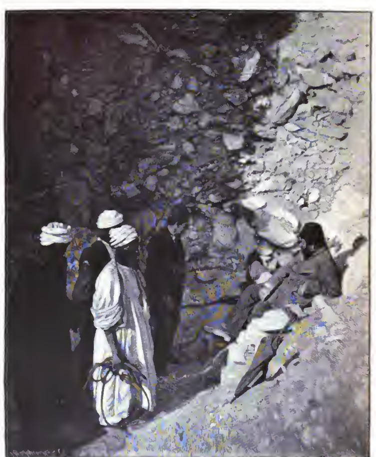
Auf diesem Gebiet nun haben allzulange unbefugte Schatzgräber und Mumiensucher heimlich oder öffentlich ihr frevelhaftes Spiel getrieben, in letzterem Falle nicht selten „wissenschaftliche Zwecke“ zum Deckmantel für Handlungen nehmend, deren alleiniger Beweggrund ungezügelte Habgier war.

Nördlich von Medinet-Habu bogen wir auf das öde Wüstenterrain ein, das ins Totenthal führt, jene sich mehrfach abzweigende Schlucht zwischen hochragenden, abenteuerlich gestalteten Felsen, auf deren Thalsohle reißende Gebirgsströme schmale Wasserrisse ausgewühlt zu haben scheinen, die auf das Wort „Weg“ kaum Anspruch machen können. Biban-el-Moluk (Pforten der Könige) werden diese



Obstverkäuferin.

unwirtlichen, jeder Spur von Leben beraubten Thäler genannt, deren nackte, sonnenverbrannte Felswände in ihrem Herzen die Pharaonengräber bergen, jene Korridore, Galerien und Säle, in welche nie ein Sonnenstrahl gedrungen und die nur für den Toten bestimmt waren, die diese wunderbaren Bauten in gewisser



Abd-er-Rasuls Brüder, Emil Brugsch-Bey und Prof. Maspero am Eingang der „cachette“.

Prachtlabyrinthe, die Pococke für unterirdische Königspaläste ansah und mit denen sich an Großartigkeit kein Mausoleum der Erde vergleichen kann. Es ist der ungeheure Aufwand von Kraft und Arbeit, von Geduld und Gewissenhaftigkeit bei der Errichtung und Ausschmückung dieser tief ins Gebirge dringenden Treppen und Weise staunenswerter machen als die Riesenhallen von Karnak, als die Pyramiden von Gizeh oder die Felsentempel Nubiens.

Als wir schweigend unseren mühsamen Weg fortsetzten, kam ein Reiter quer durch die Sand- und Steinwüstenei auf uns zugeeilt. Schon wollte er mit flüchtigem

Gruß an uns vorüberjagen, als unser Führer ihn bat, einen Moment zu verweilen. Der Effendi erbot sich dann freundlichst, uns an jenen Felsenschacht zu führen, wo der große Mumienfund im Jahre 1881 durch Emil Brugsch-Bey gehoben ward. Trotz der nun glühenden Hitze und des steilen Aufganges sagten wir zu und standen etwa zehn Minuten später am Rande der senkrecht eingehenden Felsenhöhle, die zu dem unterirdischen, 80 Meter breiten Raum leitet, wo die vielen Herrlichkeiten aus alter Zeit aufgespeichert gestanden hatten. Die berühmt gewordene „cachette" lehnt sich an das großartige Felsen-Amphitheater des Der-el-bachre an, und der zuvorkommende Effendi war niemand anders als der ehemalige Schakal- und Hyänenjäger Abd-er-Rasul. Dieser unternehmende und schlaue Mann hatte von jeher in einsamen Stunden wertvollen Antiquitäten eifriger noch als Wildfährten nachgespürt, und er war, vom Zufall begünstigt, der Finder des Mumienschatzes geworden, der — ganz gegen des Fellachen Absicht — schließlich ins Bulaq-Museum gewandert ist. Maspero, einer uralten Erfahrung eingedenk, ernannte dann Abd-er-Rasul zum Oberaufseher der Totenstadt, zum verantwortlichen Schützer also von eben jenen Interessen, die er bislang so arg geschädigt hatte.



Eingang in das Grab Sethos' I

Der wider Willen zu Ansehen Gelangte, welcher aber inzwischen von Masperos Nachfolger Grébaut seines Dienstes entsetzt worden ist, mag freilich oft genug während seiner Amtsverrichtungen der schönen Zeiten gedacht haben, wo er, ganz unbehelligt, auf eigene Rechnung arbeitete, doch hatte er sich klug ins Unvermeidliche gefügt und man rühmte ihn als einen tüchtigen Beamten.

Unter den Königsgräbern von Biban-el-Moluk sind einige ganz besonders sehenswert, so z. B. das von Ramses IX. durch sinnreiche Darstellungen über die Entstehung des Menschengeschlechtes, sowie durch Nachrichten über die zur Zeit jenes Herrschers von In- und Ausländern stark besuchten Orakel von Theben. Ein ganz von der vorschriftsmäßigen Ausführung abweichendes Bild des toten Königs läßt

vermuten, daß es durchaus naturgetreu gewesen. Ramses IX., in dessen Regierungszeit der vielfach bezweifelte Aufenthalt Helenas in Ägypten gesetzt wird, ist derselbe Pharao, unter welchem — noch vorhandenen Aktenstücken zufolge — ein großer Prozeß gegen die Leichenräuber der Nekropolis angestrengt ward, der aber so wenig erfolgreich war, daß man später die Mumien aus den am meisten bedrohten Gräbern in jenen schmucklosen Felsenschacht überführen ließ, wo Abd-er-Rasul und seine Brüder sie drei Jahrtausende später entdeckten.

Künstlerisch schön vollendet bis zur geringsten Kleinigkeit hin ist das wenig umfangreiche Grab Ramses' VI., welches sich durch hoch originelle, freilich ziemlich dunkel gehaltene, das Leben nach dem Tode betreffende Darstellungen auszeichnet und über dessen Abbildung von dem Affen,* der das Schwein aus der Barke treibt, sich schon so viele Besucher belustigt haben, ohne der Symbolik des Bildes gerecht geworden zu sein. Man nennt dieses Grab die Gruft der Seelenwanderung.

Geradezu unerschöpflich in lehrreichen Bildern und Inschriften ist das „Grab des Harfners", welches diesen poetischen Namen einer entsprechenden Darstellung verdankt. Hier giebt uns Ramses III. eine Idee von seinem musterhaften Hauswesen, von seiner prächtigen Einrichtung und praktischen Garten- und Feldverwaltung. Backen, Schlachten, Keltern, Kanalisieren und dergleichen Verrichtungen geschehen, so zu sagen, vor unseren Augen, und außerdem können wir Ausstellungen von den verschiedensten Natur- und Kunstprodukten aus der Zeit dieses Fürsten gemalt oder gemeißelt in seiner Felsengruft bewundern, aus der wir mit der lebhaften Empfindung weggehen, daß dem prunkliebenden Ramessiden der Abschied von seiner irdischen Herrlichkeit recht schwer geworden sein muß.

* Das Schwein stellt die „zu leicht befundene" Menschenseele vor, die von einem heiligen Tiere des Thot, dem die Wägung besorgenden Hundskopfaffen, aus dem Kreise der Erwählten verstoßen wird.

Durch räumliche Ausdehnung (nach Wilkinson 470 Fuß Länge und 180 Fuß Tiefe) sowohl als durch gediegene Pracht zeichnet sich Seti's I. Grab aus. Hier findet sich das Original einer bedeutsamen Inschrift über die von den Göttern beschlossene, aber nicht durchgeführte „Vernichtung des Menschengeschlechtes". Die in dem Ausspruch: „Eure Sünden sind hinter euch, Mord nimmt den Mord weg!" gipfelnde Darstellung von Schuld, Sühne, Vergebung zeigt uns gewissermaßen den Ursprung der Sühnopferidee und hat die verdiente Beachtung gefunden.

Von den äußerst fein gehaltenen symbolischen Bildern werden der weinende Genius und die Prozession der Menschenrassen vor Amon-Ra bewundert, und in einer unvollendeten Halle kann man noch den mit Rotstift gezeichneten Entwurf des Kunstjüngers und die mit Schwarz gemachte Verbesserung des Meisters sehen. Obwohl es ein dem unseren ähnliches Hilfslinienssystem gab, mußte sich der Schüler doch befleißigen, aus freier Hand auf unpräpariertem Grunde zu zeichnen, was zu der großen Kühnheit der Linien und Reinheit der Konturen führte, die wir noch heute in der altägyptischen Kunst bewundern.

Nachdem wir diesem herrlichen Mausoleum entstiegen waren, ward das unsern gelegene Portal eines durch Verfall unzugänglich gewordenen Grabes zum Frühstücks- und Ruheplatz auserkoren, und nun kamen endlich Aischas und Fatmehs Wasservorräte zur Geltung, wenn freilich auch nur bei dem sehr nötig gewordenen Händewaschen, da wir zum Trinken mit allerlei anderem versorgt worden waren.

Daß selbst die Eingänge der Königsgräber vorübergehend von Menschen bewohnt werden, ist bekannt; daß aber eines derselben — und zwar das scheinbar verfallenste — den Kopten lange Zeit zur Abhaltung heimlicher Gottesdienste und zur Aufbewahrung ihrer heiligen Bücher gedient hat, dürfte manchem neu sein. Als Curzon im Jahre 1837 in Theben weilte und von diesem dann noch ängstlich

geheim gehaltenen Versteck hörte, ließ er sich von seinem Gewährsmann (einem koptischen Zimmermann) und dessen kleinem Sohn zu nächtlicher Stunde in den Berg führen, um den Inhalt der Bücher zu prüfen.

Schauerlich erschien ihm der heimliche Gang durch die Region des Todes, wo Schakale und Hyänen beutelüstern umherschleichen, sobald die Nacht hereinbricht, und er mochte aufatmen, als das Ziel endlich erreicht war. Mühsam, teils kriechend, teils gleitend, ging's nun in die unterirdischen Räume hinunter, bis man zu dem in der Nische einer Halle errichteten Altar gelangt war. Kaum hatte jedoch Curzon beim Schein dreier Kerzen zu lesen begonnen, als ein dumpfes Grollen die Felsen entlang rollt und schnell zu grauenhaftem Getöse anschwillt. Noch halten die drei stand und der Knabe reicht den Männern die Folianten vom Altar zu. Als es aber dann aus nächster Nähe wie das Geheul von Legionen entfesselter Höllengeister erschallt, da ist kein Halten mehr. In wilder Flucht stürzen die Geängsteten vorwärts; der Knabe löscht im Fallen die Kerzen aus und sein Schreien vermischt sich mit dem Aufruhr der unsichtbaren Mächte. Staubwolken vor sich aufwühlend, trotz der Finsternis in rasender Hast weitereilend, da sie sich verfolgt hören, erklettern die Flüchtigen endlich atemlos, halb erstickt, den letzten steilen Schutthaufen und kriechen ins Freie: Gerettet! — Gott sei Dank!

Da wird hinter ihnen im bleichen Mondlicht der böse Feind sichtbar ... „Ach, Vater," sagt kleinlaut der Junge, „ist das nicht der alten Fatmeh weißer Esel, den sie seit zwei Tagen sucht?"

Wer da weiß, welchen sinnverwirrenden Lärm die Stimme eines ägyptischen Esels machen kann und wie furchtbar ein unterirdisches Felsenecho ein Geräusch vervielfältigt, der wird es Curzon glauben, daß dieser niemals von selbst auf eine so unschuldige Ursache des höllischen Spuks geraten hätte.

Wir nahmen unseren Rückweg aus dem östlichen Totenthal — das westliche mit den Gräbern der achtzehnten Dynastie, die mit Ausnahme desjenigen von Amenophis III. uneröffnet sind, wird selten von Touristen besucht — zu Fuß, von den vorsichtig schreitenden Tieren gefolgt, über den Felsengrat weg, auf schmalem Pfad an Abgründen vorüber, eine Mühe, welche



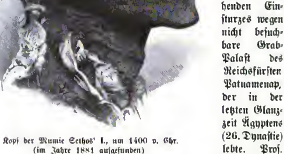
Mumie Sethos' I., Vaters des Sesostris (im Jahre 1881 aufgefunden).

überreichlich durch den Blick auf die wildromantische Landschaftsscenerie belohnt ward. Der Rücktritt durch die Ebene führte uns später an den Memnonkolossen vorbei, die früher schon in diesen Blättern besprochen worden sind.

Was alles wir während der nachfolgenden Tage in West-Theben noch eingehend besichtigt haben, kann hier nur sehr kurz erwähnt werden. Es waren zu-

nächst die aus dem alten Reiche datierenden Gräber von Drah-Abu'l-Negga, die ältesten der Nekropole, und der kleine, aber teilweise höchste künstlerische Vollendung zeigende Sethos-Tempel von Alt-Qurnah, von Sethos I. und Ramses II. zum Gedächtnis des ersteren erbaut. Dieser Tempel war mit dem großen Heiligtum von Karnak, dessen berühmtes Hypostyl er nur etwa halb ausgefüllt hätte, durch lange Sphinxalleen verbunden, die an jedem Ufer in gerader Linie ans Wasser führten, auf dem zu bestimmten Zeiten reich geschmückte, von kostbaren Baldachinen beschattete Barken der Prozessionen harrten, um sie über den Strom zu geleiten.

Von diesem Sethos-Tempel führen noch heute die spärlichen Reste einer anderen Sphinx-Allee weit älteren Datums bis tief in das Felsenthal El-Assasif, wo sich einst, in einer Entfernung von nahezu 2600 Metern vom Nil, in vier Terrassen symmetrisch an die Kalkfelsen gelehnt, der Prachtbau eines Gedächtnistempels erhob, welcher in der glanzvollen Epoche von Thutmosis I. und seinen Kindern erbaut und besonders durch die Königin Makara mit sehr wertvollen Inschriften und Bildern versehen wurde.* Leider sind die schönen Reste dieses teilweise ins Mark der Felsen gemeißelten Terrassentempels durch die schmutzigen Lehmwände des in ihn hineingebauten koptischen Klosters Dair-el-bahari („das nördliche Kloster") arg beeinträchtigt, so daß man — wie so oft in Ägypten! — auch hier wieder höchst unliebsam daran erinnert wird, daß einer der rücksichtslosesten Feinde des klassischen Ägyptertums und seiner Denkmäler in der koptischen Christenheit früherer Jahrhunderte zu suchen ist. Unweit des Terrassentempels befindet sich — auf dem Assassif-Gräberfelde — der noch jetzt 23 809 Quadratfuß haltende, der darin hausenden Fledermäuse und des drohenden Einsturzes wegen nicht besuchbare Grab-Palast des Reichsfürsten Patuamenap, der in der letzten Glanzzeit Ägyptens (26. Dynastie) lebte. Prof. Dümichen, der den reichen Textschatz dieses gewaltigen Felsenfolianten im Jahre 1883 unter großen Gefahren und Mühsalen kopiert hat, nennt diese Gruft „ein in Stein gehauenes Totenbuch der alten Ägypter".

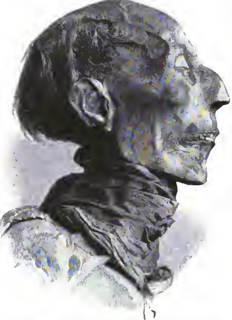

Kopf der Mumie Sethos' I., um 1400 v. Chr. (im Jahre 1881 aufgefunden)

Südlich von Dair-el-bahari liegt das malerisch an die grabdurchsetzten Bergabhänge gelehnte, aber überaus staubige Schech-abd-el-Qurnah, eine Art Troglodytendorf, da sich seine Bewohner fast sämtlich in den Eingängen der Felsengräber eingenistet haben. Es ist ein ziem-

* Siehe Dümichen: Die Flotte einer ägyptischen Königin.

lich armseliges, aber gastfreundliches Völkchen, das dort haust, meistens aus Tempelwächtern, Führern, Eseljungen, Kameltreibern, die mit ihren bepackten Tieren den dichten Staub aufwirbeln, Mumiensuchern und Antiquitätenhändlern bestehend.

Von dem langen Umherstreifen stark ermüdet, nahmen wir die dringende Einladung eines der „Eseljungen" (eines Mannes von etwa dreißig Jahren), der uns zum Ausruhen in seiner kühlen Wohnung aufforderte, mit Vergnügen an. Seine — unverhüllten Gesichtes gehende — Frau und drei halb erwachsene Kinder empfingen uns zwar mit sehr erstaunten Mienen, aber freundlich, und beeilten sich, uns die Vorräte des Haushaltes, nämlich Ziegenmilch, arabisches Brot und weißen Käse, sowie getrocknete Datteln und außerordentlich gutes Zuckerrohr, zur Verfügung zu stellen. Der Wohnraum dieser allem Anschein nach wirklich glücklichen Familie bestand aus einem ziemlich geräumigen, mit Matten belegten und mit etwas irdenem Hausgerät versehenen Grabeingang, der in den Felsen gehauen und von vier Pfeilern gestützt war. Die schmale Öffnung nach außen, sowie eine andere tiefer in den Berg führende zeigten sich ebenfalls mit Matten behängt, die indessen zierlicher gearbeitet waren. In einem umzäunten Vorhof wurden zwei langohrige Ziegen und etwas Federvieh von einem gelben Wächterhund bewacht, der trotz seines Herrn Zuspruch unseren Eintritt anfangs durchaus nicht erlauben wollte und sich schon durch diesen Mangel an Menschenkenntnis höchst unvorteilhaft von den Ermenthunden des Luksorhotels unterschied.



Kopf der Mumie Ramses' II. Sesostris, um 1350 v. Chr. (im Jahre 1881 aufgefunden).

Wir hatten die kleine Familie beim Anfertigen von Flechtwerk angetroffen, zu welchem das Material — Nilbinsen und in feine Streifen zerschnittene Dhum-Palmenblätter — in einer Ecke des Wohnraumes aufgehäuft lag. Als wir die reinliche, aber sehr staubige Behausung verließen, nahmen die Kinder freudig das dargebotene Backhschisch in Empfang; eine größere, für die Mutter bestimmte Gabe ward jedoch mit großer Festigkeit von derselben zurückgewiesen: „Geht in Frieden," sagte sie mit anmutiger Handbewegung, „Allah gab uns genug, um einen Gast mit frohem Herzen zu bewillkommnen." Der Gatte dieser hochherzigen Frau schien indes viel praktischer zu sein, und der Mißmut lag so deutlich in seinem Gesicht ausgeprägt, daß ihm das verschmähte Geldstück, welches uns nach dem Glauben des Volkes doch nur zum Unsegen gereicht hätte, später-

hin als ein Extrageschenk gegeben ward. — Der Führer meinte nun, nicht hinter dem Eseljungen zurückstehen zu dürfen, doch brachte er die — überdies nur an die zwei Damen der Reisegesellschaft gerichtete — Einladung mit so sichtlicher Verlegenheit über die Lippen, daß sie unter irgend welchem Vorwand abgelehnt ward. Neugierig, die Ursache der plötzlichen Schüchternheit des Mannes zu erfahren, hörten wir, daß derselbe vor einigen Tagen zu seinen zwei Frauen — wegen deren Kinderlosigkeit — eine dritte genommen habe, wodurch denn der Hausfriede bedenklich erschüttert worden sei. — „Warum entläßt er nicht die beiden Unzufriedenen, da das Gesetz ihm dies gestattet?“ — „Es giebt viel Feld- und Hausarbeit bei ihm; wer anders würde so billig und stätig arbeiten als sie, während er mit den Fremden geht?“ erwiderte verschmitzt lächelnd unser Gewährsmann, des geplagten Ehemannes eigener Schwager, und er setzte hinzu: „Da nun meine Schwester nicht schweigen kann und allzu viel auf ihre Schönheit und Jugend baut, so wird der Streit kein Ende nehmen. Nun, ich weiß wohl, wie ich sie zur Ruhe brächte!“ — „Und wie denn? — „O, sehr einfach, ich würde noch eine vierte Frau dazu nehmen, oder doch drohen, es zu thun!“



Eseljunge.

Von den Tempeln der Westseite, die nicht wie diejenigen des Ostufers den Göttern, sondern dem Andenken der Könige gewidmet sind und Memnonien* genannt werden, seien hier nur noch der Votivtempel Ramses' II. (das Ramesseum) und Medinet-Habu erwähnt. Ersterer liegt hart am Rande des bebauten Landes und erfreut sich außer großen architektonischen Schönheiten und Inschriften auch der Auszeichnung, die größte Riesenstatue Ägyptens zu besitzen. Arg zerstückelt liegt sie nun freilich am Boden, doch kann man ihre ungeheuren Dimensionen — am Ellbogen 5,4 Meter — nach den Bruchstücken noch berechnen und die Feinheit der Ausführung wie die Farbenfrische des Granits von Syene noch bewundern. Über dem Bibliotheksaale dieses Tempels standen die Worte: Baù paùtu (Nahrungsmittel der Seele), welche, ins Lateinische übersetzt, über dem Portal der königl. Bibliothek in Berlin zu lesen sind.

Zur Besichtigung des Tempelkonglomerates von Medinet-Habu ist ein voller Tag nötig, falls man nur einigermaßen eine Übersicht davon bekommen will.

Auf einem großen, ein längliches Viereck bildenden Hügel finden wir das umfangreiche Heiligtum Thutmosis' I., an welchem sich behufs Erweiterung oder Ausbau während zweier Jahrtausende — bis zu den römischen Kaisern hinab — so viele verschiedene Herrscher Ägyptens beteiligt haben, daß ein recht stilloser, wenn auch sehr interessanter Bau als Resultat der mannigfaltigen Anstrengungen schließlich dastand. Innerhalb seiner zahlreichen, teils gut erhaltenen, teils gewaltsam zerstörten oder überbauten Hallen und Höfe befinden sich mehrere haushohe

* Vom altägyptischen ma mennu, wenn nicht von memnon

Schutthaufen, in deren einem drei junge Leute nach Antiquitäten suchten. Ihre Ausbeute war sehr gering und lohnte nicht die darauf verwandte Zeit und Mühe, aber der Orientale hat zu allem Zeit, und so schaufelten diese Schatzgräber unverdrossen weiter.

Zwischen Bauresten aller Art, abseits und auf dem Gesicht liegend, fand sich ein Kopf aus schwarzem, schön poliertem Granit. Der Führer half mir, das Bruchstück umzuwenden, und behauptete, es rühre von der Statue einer Königin Tua oder Taï her — er wußte mit dem Namen nicht recht fertig zu werden. Der Ausdruck der Züge war ungemein sprechend und erinnerte wirklich an den prachtvollen Kopf der Königin Taia im Bulaq-Museum. So hatte ich also vielleicht ein Bildnis von Amenophis-Memnons geliebter Gemahlin vor mir? jener schönen und bedeutenden Frau, deren Abkunft und ganzes Leben noch immer so viel Unerklärtes darbietet und die man fälschlich beschuldigt hat, die Verehrung des Sonnendiskus aus einer fernen Heimat an die Ufer des Nils verpflanzt und ihren Sohn den Glaubensformen seiner Väter abtrünnig gemacht zu haben?

Meine eigene Wehmut ließ mir das steinerne Antlitz vor mir immer trauriger erscheinen. Gewiß, könnten diese schwellenden Lippen sprechen, so wäre es ein Nachhall von Memnons Klage über die Vergänglichkeit der Dinge gewesen, die sie mir ausgesprochen hätten! Auf meinen Wunsch ward das granitene Haupt derartig gestellt, daß seine Augen auf die Sonne zu blicken vermochten, den mächtigen „aten“, dessen Kult derjenige von Taias unglücklichem Sohne, Chuen-aten, gewesen und dem die Königin gewiß nicht fremd geblieben war.

Weit prächtiger als der Thutmosistempel, aus einem Guß gegossen und trotz seiner Größe von einem Herrscher errichtet, ist das Memnonium Ramses' III., des ebenso unternehmenden als reichen und üppigen „Rhampsinit“, dessen Namen die hübsche Geschichte vom Schatzdiebstahl so bekannt gemacht hat.

In seinem Bau vereinigen sich technische Fertigkeit mit künstlerischer Genialität, und feinstes Material entspricht dort aufs glücklichste einer meisterhaften Bearbeitung. Überdies liefern die Darstellungen an den Säulen und Wänden einen kostbaren Beitrag zur Kenntnis des ägyptischen Hoflebens jener Zeit, in welchem die erotische Frage eine allzu große Rolle spielte, bis eine höchst verwickelte Palastverschwörung dem liebedürftigen Pharao die Augen öffnete und ihn, selbst schönen Favoritinnen gegenüber, vorsichtig werden ließ.

Ein Ptolemäertempel bildet den Abschluß der Denkmälergruppe von Medinet-Habu. Das Dorf dieses Namens, dessen



Kameltreiber.

noch zahlreiche Reste von Bauten unedelsten Materials überall störend in die Tempelruinen eingreifen, erhob sich im dritten Jahrhundert, sehr zum Schaden der alten

Heiligtümer, in deren größtem überdies eine umfangreiche Kirche errichtet ward. Das Dorf behauptete sich lange Zeit als die weitaus größte Christengemeinde Oberägyptens und die erste Diöcese der koptischen Kirche. Gelegentlich feindlicher Überfälle zerstört, ward es später notdürftig von Arabern wieder aufgebaut, steht aber jetzt abermals verödet und verfallen da, so daß die Stätte, wo so viele in Freud und Leid gelebt haben, zur Zeit keinem Menschen ein bleibendes Asyl gewährt. Pfeilschnell dahingleitende Eidechsen von allen Größen und Farben, vereinzelte Ricinusstauden (deren glatte Bohnen von den Eingeborenen roh gegessen werden) und einige verkümmerte Bäumchen, das war alles, was wir an organischem Leben in dieser Tempelwüstenei vorfanden.


Hof aus dem Ramsestempel in Medinet-Habu.

Der letzte Ausflug nach dem westlichen Theben hatte einen Besuch des Memnon bei Sonnenaufgang und die Besteigung der höchsten Spitze des Gebel-Assaß („Berg der Grundlage") zum Zweck, da er unbestritten der erste Aussichtspunkt Ägyptens ist. Als wir bei den ewig denkwürdigen Kolossen ankamen, schienen die Sterne noch, doch war ihr Glanz schon an dem aufleuchtenden Tagesschimmer stark erblichen. Das geheimnisvolle Zwielicht vergrößerte die Steinbilder bis ins Ungeheure und ließ sie uns furchtbar erscheinen, und ob auch der Sonnenaufgang, den wir auf dem Sockel des „singenden Memnon" abwarteten, diesem letzteren die einst gehörte Stimme nicht wiedergab, so verweilten wir doch schweigend noch einige Zeit zu Füßen des verstummten Nekropolewächters, eilten dann aber auf dem kürzesten Wege unserem weiteren Ziele entgegen. Jeder Schritt in die oberen Regionen ließ uns froher aufatmen: willkommen, reine Wüstenluft und freie Aussicht! Aber der Gebel-Assaß (der gleich dem gesamten Totengebirge der Nekropolis nach dem erwähnten Dair-el-bahari auch Der-el-bachre genannt wird) ist schwierig zu besteigen, und obwohl die Betrachtung

des uns in tausend originellen Formen überall entgegentretenden Muschelkalkes, der Versteinerungen aller Art, sowie der möchte sagen, daß die königliche Würde dem Aar, falls er nur frei in den Lüften lebt, nicht gut zu Gesicht steht?



Memnonkolosse.

farbenprächtigen, oft wunderlich gezeichneten Silexarten, die schichtweise im Gebirge eingelagert sind, uns immer wieder zum Verweilen nötigt, so dürfen wir uns doch nicht ungebührlich aufhalten, da wir nimmer den Gipfel des 550 Meter hohen Berges erreichen würden. Höher hinan führt der Weg am Thale des Todes vorüber jenem schwarzen Adler zu, der in stolzer Ruhe auf einem vorspringenden Felsblock sitzt und mit dem stätigen Blick seiner klugen Augen auf die Eindringlinge in sein luftiges Revier forschend niederblickt. So nahe wir dem herrlichen Vogel auch kommen, so sehr wir seine Geduld auf die Probe stellen, erlaubt es sein stolzes Selbstgefühl dennoch nicht, die Flucht zu ergreifen; doch wendet er, um unsere Indiskretion zu strafen, in philosophischer Ruhe den Kopf nach der anderen Seite und bleibt im übrigen unbewegtich. Wer

Da sind wir nun endlich auf der Höhe des interessanten, von jeder Seite eine andere Gestalt zeigenden Berges angekommen. „Labik!" (Meine Zuflucht nehme ich zu dir!) ruft einer der Leute und sieht andächtig zum Himmel auf. Das feierliche Wort — der arabische Pilgerruf — hallt in unseren Herzen wieder; auch wir sind Pilger auf fremder Erde und bedürfen des göttlichen Schutzes! Der Gebel-Assaß, den die alten Ägypter Sargberg nannten, wird selten bestiegen, trotz des großartigen Panoramas, das er bietet. Einer arabischen Legende zufolge liebte es einer der Pharaonen so sehr, vom Gipfel dieses Berges aus auf seine glanzvolle Hauptstadt niederzublicken, daß sein Geist selbst aus dem Jenseits wiederkehrt, um des Anblicks nicht zu entbehren, und daß er keine Ruhe findet, solange noch ein Stein auf dem anderen haftet von den

alten Bauten. Du stolze Amon-Stadt — Homers Hekatompylos! — die du mit den hundert Pylonenthoren deiner Tempel die Ewigkeit überdauern wolltest, wo ist deine Macht, deine Herrlichkeit? Vanitas vanitatum! Nur die herzerschütternde Klage, mit den gewaltigen Schriftzeichen deiner Ruinen auf Felder klassischen Staubes geschrieben, nur das bleibt uns noch von dir, du „ewige“.

In der klaren Wüstenluft tritt jeder einzelne Punkt scharf aus dem Ganzen hervor: am Ostufer Luksor, Karnak, Kum-Madu, das spätere Maximianopolis der Römer, dessen malerische Tempelruinen eine gute Stunde nordöstlich vom Reichsheiligtum vereinsamt in der Wüste liegen und das als Matu zur Blütezeit Thebens die nördliche Grenze des Stadtgebietes bezeichnete; am Westufer die beiden Qurnah, Medinet-Habu und — viel südlicher — Erment, das Hermonthis der Griechen, mit Erinnerungen an Cäsar, Kleopatra und beider Sohn Neo-Cäsarion. Das uralte An-Menth, des ägyptischen Kriegsgottes Stadt, dessen ehrwürdige Reste leider zur Errichtung des heutigen Erment haben dienen müssen, bestand schon vor Thebens Gründung. Es bildete später die südliche Grenze des Weichbildes der Metropole des neuen Reiches und blühte lebensfrisch zu neuer Selbständigkeit empor, als jene in Trümmer sank.

Durch ein lustiges Zelt vor der Sonnenglut geschützt, gedachten wir noch längere Zeit auf dem Berge zu verweilen, aber der wetterkundige Führer hatte seit Mittag einen Wechsel in der Atmosphäre bemerkt und prophezeite einen heftigen Wüstensturm, obwohl die weite Wüste mit ihren pfadlosen, goldig schimmernden Sandwellen schlummernd unter dem von keinem Schatten getrübten, leuchtenden Himmel dalag. Schweren Herzens traten wir daher vor der bestimmten Zeit den Rückweg an und bestiegen unten in der Ebene nach einem letzten bewundernden Blick auf die kühnen Felsengebilde der libyschen Berge unsere in voller Sonnenglut harrenden Tiere. Leider stieß das Fährboot, mit einer starken Ladung von Fellachen und Eseln versehen, gerade vom Ufer ab, als wir seiner bedurften, und der Führer hatte gut wütend werden, es prallte alles an dem stoischen Gleichmut der zwei alten Schiffer ab. Endlich am anderen Ufer angekommen, galt es äußerste Eile, obwohl den Tieren das Laufen auf dem fetten feuchten Boden hart ankam. Das Hotelboot wartete schon unser, und kaum waren wir, da auch der Lotse dringend zur Abfahrt mahnte, in atemloser Hast darin untergebracht, so sahen wir über der vorderen Felsenreihe der libyschen Kette einen gelblichen Dunst aufsteigen; auch verdunkelte sich der westliche Horizont, und die schnell sinkende Sonne sah erschreckend groß und flammend aus.

Über den seltsam fahl erscheinenden Nil wurde das Boot mit thunlichster Schnelligkeit, jedoch wegen der gefährlichen Strömungen im Zickzack gerudert. Scharen kreischender Vögel kamen von der Westseite herübergeflattert, und förmlich von ihnen umringt, stiegen wir schließlich ans Ufer. Erdrückend schwül war die Luft und lautlose Stille herrschte ringsum, selbst der Strom schien den Atem anzuhalten — es war, als ob die ganze Natur in banger Spannung die Herausforderung des näherkommenden Gegners erwartete. Da erhebt sich starkes Brausen, die Luft über dem westlichen Theben verfinstert sich und gestaltet sich zu einem wirbelnden Staubmeer, pfeifende Windstöße kommen mit Macht übers Wasser und der Nil beginnt laut zu rauschen. Überraschend furchtbar ist nun der Anblick der Sonne, deren unterer Rand fast die kaum mehr zu unterscheidende Horizontlinie berührt: nicht nur ist sie — scheinbar — zwei- bis dreimal so groß wie gewöhnlich und von solch intensiver Glut, daß der vor ihr in rasender Schnelligkeit kreisende dunkle Staub von blutigen Farbentönen übergossen und gleichsam durchleuchtet wird, sondern das entsetzte Auge meint diesen riesigen Sonnenkörper in schwin-

delnde Bewegung geraten zu sehen: in schwärzlich purpurner Lohe hebt er sich vom düsteren Himmel ab und kreist mit sinnverwirrender Geschwindigkeit in sich entgegenlaufender Doppelbewegung um seine eigene Achse.

Ein Wirbelsturm! Von den Wogen des libyschen Sandmeeres hat er sich über die Bergkette hinweg mit tobender Wut auf die Mumienfelder geworfen, und jetzt kommt er auf Riesenschwingen von Sand- und Staubwolken dahergebraust, um sich gegen den Strom zu stürzen, dessen erschreckte Wasser wild auffahren und in weißem Gischt aus der plötzlich verfinsterten Tiefe heraufsprühen. Grollend windet sich der mächtige Nil unter dem wuchtigen Griff des Gegners, der sich, trunken vor Kraft, mit rasendem Ungestüm in die feuchten Massen einwühlt und übermütig die schäumenden Wellen hier- und dorthin schleudert. Aber im Kampfe mit dem königlichen Strom geht dem Wirbelsturm der Atem aus. Noch einige Augenblicke titanenhaften Ringens — dann wird es ruhig in den Lüften, und das Rauschen der brandenden Hochflut klingt wie ein Triumphruf des Nilgottes durch die lautlose Stille ringsum.

Kein Mensch, kein Tier zu sehen am sonst so belebten Ufer von Luksor! Freilich ist auch die Luft noch voll von erstickenden Sand- und Staubmassen, doch klärt sie sich allmählich, der Himmel zeigt sich wieder, die beängstigende Chamsihnschwüle kühlt sich ab durch eine aufspringende Nordost-Brise, und die ganze Natur atmet auf, wie von schwerem Druck befreit.

Der Wüstensturm hatte uns freilich das Vergnügen an unserem letzten Ausflug arg geschmälert, doch zürnten wir ihm keineswegs, sich so ohne weiteres auf unser Tagesprogramm gedrängt zu haben.

Als wir uns nach Mitternacht an Bord des Dampfers begaben und vom Verdeck aus schweren Herzens einen langen, letzten Abschiedsblick auf die Landschaft warfen, bot sich uns dasselbe traurig-schöne Bild wie bei der mehrere Wochen früher erfolgten Ankunft dar: die Sternenpracht eines oberägyptischen Wüstenhimmels, der aus endloser Höhe hernieder sich liebevoll schützend auf das tote Antlitz der heiligen Thebä beugte.





Hermann Lotze.

Von

Thomas Achelis.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so neigt sich das Stadium der Verachtung und Geringschätzung, unter welchem einige Decennien lang die Philosophie als eine im eminenten Sinne unpraktische Wissenschaft empfindlich zu leiden hatte, seinem Ende zu. Gerade in den Fächern, welche vor noch nicht langer Zeit am heftigsten der früheren Königin der Wissenschaften Opposition machten und ihre Diener als leere Charlatane zu verdächtigen suchten, also gerade in den naturwissenschaftlichen Disciplinen, tritt unverkennbar das Verlangen nach einer über die enge fachwissenschaftliche Sphäre hinausgreifenden, allgemeinen, das heißt philosophischen Begründung der Erkenntnis hervor. Wir können diese gegenseitige Annäherung im Interesse sowohl der einzelnen, als auch der zusammenfassenden philosophischen Wissenschaften nur mit Freude begrüßen; wie wenig ersprießlich mindestens das frühere Verhältnis der wechselseitigen Verketzerung für beide Teile gewesen ist, das ist in der That für eine unbefangene Beurteilung unleugbar. Einer der Führer dieser geistigen Bewegung, dieser Regeneration des philosophischen Bewußtseins in der unmittelbaren Berührung mit der Erfahrung, war der Anfang dieses Decenniums verstorbene Hermann Lotze, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind.

Die wenigen hervorragenden Daten seines Lebens sind bald erzählt; pflegt doch das Dasein unserer deutschen Gelehrten schlicht und ohne viel Gepränge zu verlaufen. Lotze, gleich seinem geistigen Verwandten G. Th. Fechner ein Sachse, war geboren in Bautzen in der Oberlausitz am 21. Mai 1817. Nach dem üblichen Bildungsgange widmete er sich dem Studium der Naturwissenschaften und der Medizin, um praktischer Arzt zu werden; zugleich aber fesselten ihn philosophische Neigungen, so daß er 1839 sich in Leipzig in den Fakultäten der Philosophie und Medizin zugleich habilitieren konnte. 1844 folgte er einem Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er fast vierzig Jahre lang wirkte, bis er sich endlich höchst ungern und nur dem Drängen seiner Freunde zuliebe entschloß, das stille Heim einer kleinen Provinzialstadt mit dem lärmenden Treiben der Reichshauptstadt zu vertauschen. Doch kaum war im Frühling des Jahres 1881 der Umzug bewerkstelligt, da riß ihn auch schon am 1. Juli desselben Jahres der Tod aus der Reihe der Lebenden.

Was Lotzes Persönlichkeit (ähnlich wie seinem eben erwähnten Landsmann) eine, ich möchte sagen, kulturgeschichtliche Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sich in ihm die Geschichte der modernen Wissenschaft oder, um den allgemeineren, aber hier wohl zutreffenderen Ausdruck zu gebrauchen, der modernen Weltanschauung so recht unverkennbar wiederspiegelt. Sein erstes Auftreten fällt in die Zeit des Nie-

derganges der Spekulation, wo die Naturwissenschaften und insbesondere der Materialismus immer energischer und radikaler sich dem Idealismus und überhaupt jeder Erkenntnistheorie entgegenstellte; ist es doch bezeichnend, daß der Göttinger Weise eine Zeit lang von den Materialisten als einer ihresgleichen begrüßt wurde, als er durch seinen bekannten Artikel über Leben und Lebenskraft in Wagners Handwörterbuch der Physiologie die unklaren Ansichten der Vitalisten mit Entschiedenheit bekämpft hatte. Daß gegenüber dem seichten Sensualismus einer einseitig physiologischen Weltbetrachtung eine ernstere psychologische und erkenntnistheoretische Auffassung der bezüglichen Probleme Platz greifen konnte, das haben wir außer den eigentlichen Berufsleuten, wie Johannes Müller, Helmholtz und anderen, wesentlich der unscheinbaren, aber nachhaltig wirksamen Thätigkeit Lotzes zu verdanken. Andererseits war es sein unausgesetztes Bestreben, die Philosophie vor den Irrtümern und Übereilungen zu bewahren, welche gegen die Mitte dieses Jahrhunderts ihren jähen Sturz veranlaßt hatten, mit anderen Worten ihr einen möglichst engen Anschluß an die Erfahrung zu empfehlen. Man hat deshalb oft geringschätzig Lotzes Philosophie als Eklekticismus ausgegeben, als ob überhaupt die Systeme urplötzlich aus dem Nichts emportauchten und nicht gerade hier der Begriff der geschichtlichen Entwickelung sich geltend machte. Im übrigen ist, wenn irgend, so in der Philosophie der Name Schall und Rauch; der Idealismus Lotzes und andererseits seine Stellung zur modernen Naturwissenschaft war wahrhaftig eine von Grund aus verschiedene z. B. von der Hegelschen, nicht auf die



Hermann Lotze.

äußere Form, sondern allein auf den Inhalt kommt es an. Um aber die Eigenartigkeit dieser Weltauschauung zu verstehen und damit (soweit das für den vorliegenden Zweck in Frage kommt) ihre kritische Begründung zu prüfen, bedarf es vor allem einer Darstellung der naturwissenschaftlichen Grundlagen und der sich daran schließenden psychologischen Probleme; daran wird sich eine knappe erkenntnis-theoretische Übersicht reihen und endlich eine kurze ethische Erörterung diese Skizze schließen.

Mit unzweideutiger Klarheit hat unser Philosoph von Anfang seines litterarischen Auftretens an die Principien und das maßgebende Ziel seiner ganzen Forschung geschildert, ein Ziel, das nicht (wenigstens zunächst nicht) in der Lösung irgendwelcher weltfremder Probleme bestand, sondern in der angestrebten Versöhnung zwischen den hohen Idealen, die unsere Brust erfüllen, und den unerbittlichen Forderungen und Folgerungen der unbestechlichen Wissenschaft. Mit der ganzen Meisterschaft der Sprache, die Lotze ja in so reichem Maße zu Gebote stand, entwarf er ein Bild dieses unseligen Zwiespaltes, um daran um so beredter die Mahnung einer Schlichtung dieser Widersprüche zu knüpfen. „Zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Zwist. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag, diese Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden. Und gewiß ist das, was man so gern als höhere Ansicht der Dinge dem gemeinen Erkennen gegenüberstellt, am häufigsten doch nur eine sehnsüchtige Ahnung, wohl kundig der Schranken, denen sie entfliehen, aber nur wenig des Zieles, das sie erreichen möchte. Denn aus dem besten Teil unseres Wesens entsprungen, empfangen doch jene Ansichten ihre bestimmtere Färbung von sehr verschiedenartigen Einflüssen. Genährt an mancherlei Zweifeln und Nachgedanken über die Schicksale des Lebens und über den Inhalt eines doch immer beschränkten Erfahrungskreises, verleugnen sie weder die Eindrücke überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtungen, noch sind sie selbst unabhängig von dem natürlichen Wechsel der Stimmungen, die andere sind in der Jugend, andere nach der Aufsammlung mannigfaltiger Erfahrungen." (Mikrokosmus Vorr. S. V.) Bei dieser Mißlichkeit der Sachlage darf es nicht überraschen, wenn die meisten Menschen sich leichten Kaufes mit diesen widerstreitenden Ansprüchen abfinden, ohne nur den Versuch einer wirklichen Lösung der Rätsel zu wagen. Deshalb fährt unser Gewährsmann fort: „Daß diese Zwiespältigkeit der Überzeugung häufig die einzige Lösung ist, die man findet, ist nicht befremdlich; trauriger, wenn sie als die wahre Fassung unserer Stellung zur Welt empfohlen würde. Die Unvollkommenheit menschlichen Wissens kann uns wohl am Ende unserer Bemühungen zu dem Geständnis nötigen, daß die Ergebnisse des Erkennens und des Glaubens sich zu keinem lückenlosen Weltbau vereinigen; aber nie können wir teilnahmlos zusehen, wie das Erkennen durch seinen Widerspruch die Grundlagen des Glaubens unterhöhlt, oder dieser kühl im ganzen das ablehnt, was die Wissenschaft eifrig im einzelnen gestaltet hat. Immer von neuem müssen wir vielmehr den ausdrücklichen Versuch wiederholen, beiden ihre Rechte zu wahren und zu zeigen, wie wenig unauflöslich der Widerspruch ist, in welchen sie unentwirrbar verwickelt erscheinen." Ja diese Aufgabe war für Lotze eine um so dringlichere, als er selbst, wie früher bemerkt, sich allen schwärmerischen naturphilosophischen Deutungen gegenüber ablehnend verhalten und sich streng auf den Boden der exakten Erfahrung gestellt hatte. „Und je mehr ich selbst bemüht gewesen bin, den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung Eingang in das Gebiet des organischen Lebens zu bereiten, das sie zaghafter zu betreten schien,

als das Wesen der Sache es gebot, um so mehr fühle ich den Antrieb, nun auch jene andere Seite hervorzukehren, die während aller jener Bestrebungen mir gleich sehr am Herzen lag. Ich darf kaum hoffen, ein sehr günstiges Vorurteil für den Erfolg dieser Bemühung anzutreffen; denn was jene früheren Darstellungen an Zustimmung etwa gefunden haben mögen, das dürften sie am meisten der Leichtigkeit verdanken, mit der jede vermittelnde Ansicht sich dahin umdeuten läßt, daß sie doch wieder einer der einseitigen äußersten Meinungen günstig erscheint, welche sie vermeiden wollte. Gleichwohl liegt in dieser Vermittelung allein der wahre Lebenspunkt aller Wissenschaft; nicht darin freilich, daß wir bald der einen, bald der anderen Ansicht zerstückelte Zugeständnisse machen, sondern darin, daß wir nachweisen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus im Bau der Welt zu erfüllen hat." Diese Begründung enthält in knapper Form den eigentlichen Gehalt der ganzen Lotzeschen Philosophie; auf der einen Seite steht der komplizierte Mechanismus der äußeren Welt, bis in die kleinsten Atome hinein einer strengen mathematischen Anordnung und Berechnung zugänglich — das weite Gebiet der Naturwissenschaften, die unerschütterliche Grundlage unserer ganzen Existenz und all unseres Denkens —, auf der anderen Seite steht unser empfindendes Bewußtsein, das sich aus diesen vielfältigen Anregungen erst ein unendlich fein gegliedertes und deshalb individuell abweichendes Weltbild entwirft. Und durch diese Fassung ist zugleich für beide Faktoren ein scharfer Wertunterschied festgestellt, der sich in dem weiteren Aufbau dieser Principien (in der Erkenntnistheorie und Ethik) klar verfolgen läßt; denn während uns die äußere Welt nur die Mittel zur Entwickelung unseres geistigen Seins an die Hand giebt, erscheint als der letzte, entscheidende Endzweck dieses ganzen Prozesses eben die Ausgestaltung unserer Persönlichkeit in dem Spiegelbilde des Universum. Diese doppelte Perspektive gilt schon für den Beginn unseres seelischen Lebens, für die Empfindungen, die Lotze aus der einheitlichen Natur unseres Ich ableitet, indem es auf die Reize der Außenwelt in entsprechender Weise reagiert. Über diesen rein formalen Zusammenhang findet zwischen den beiden Gliedern des Vorganges durchaus keine innere Gemeinschaft statt, vielmehr stehen ganz unvergleichbar die Erscheinungen des psychischen Lebens den materiellen Elementen gegenüber. Denn in der That, was haben Ätheroscillationen mit Farbe, was Schallwellen der Luft mit Klang zu schaffen? Rastlos durchkreuzen eine unendliche Anzahl von Atomen den Raum und werden durch ihre Berührung mit unseren empfindenden Organen die Veranlassung zum Aufbau einer ihnen völlig fremdartigen Welt. „Weder finster noch hell, weder laut noch still, vielmehr völlig beziehungslos zu Licht und Klang liegt die Welt um uns her, ohne Duft und Geschmack die Dinge; selbst was auf das unwiderleglichste die Wirklichkeit des Äußeren zu bezeugen schien, Härte, Weichheit, Widerstand der Dinge sind zu Formen der Empfindung geworden, in denen nur eigene Zustände unseres Inneren zum Bewußtsein kommen. Und weder diese Atome noch jene Bewegungen sind so, wie sie sind, Gegenstände unserer Beobachtung; beide sind die notwendigen Voraussetzungen, auf welche nur die Berechnung der Erscheinungen, diese aber notwendig, zurückführt. Jene einfachen Elemente selbst können wir nicht schildern, da sie allen sinnlichen Eigenschaften, dem einzigen anschaulichen Material unserer Schilderungen, fremd sind; ihre Bewegungen können wir wohl verzeichnen, aber nie sind sie in ihren wirklichen Formen Gegenstände unserer wirklichen Wahrnehmung. Unserem Bewußtsein wird in aller Wahrnehmung unmittelbar nichts zu teil, als was es in sich selbst erzeugt hat; nur die spätere Überlegung der Bedingungen, unter denen unsere Empfindungen entstehen, leitet uns

allmählich zu der Annahme jener Ursachen zurück, die für sich der Beobachtung stets entzogen bleiben. So ist denn das Reale der äußeren Welt von unseren Sinnen völlig geschieden, und die ganze Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt eine Erscheinung in uns selbst, die wir freilich rückwärts über die Dinge ausbreiten, als sei sie ihre natürliche Gestalt und Beleuchtung, die aber doch so wenig an ihnen haftet oder aus ihnen hervorgeht, als etwa die Reflexionen, zu denen uns die Erfahrung veranlaßt, fertig an den Dingen hängen, an welche wir sie knüpfen." (Mikrok. I, 390.)

Diese Lehre von der sogenannten Idealität unserer Empfindungen ist jetzt ein Gemeingut der naturwissenschaftlichen und zugleich der philosophischen Erkenntnis geworden, und dieser Umstand ist nicht zum wenigsten Lotzes scharfsinniger Kritik der herkömmlichen Irrtümer zuzuschreiben; daß er in seiner Theorie der Lokalzeichen für das physiologische Verständnis unserer Gesichtswahrnehmungen einen besonders wertvollen Beitrag geliefert hat, sei hier nur beiläufig erwähnt. Aber wohl drängt diese Erörterung nach einer anderen Seite gebieterisch zur Fortsetzung, resp. zum endgültigen Abschluß; jene Atome nämlich, die letzten Träger jedes Geschehens, können für eine höhere Auffassung nicht mehr in dieser Starrheit und Unveränderlichkeit verharren, welche ihnen die Physik zuschreibt, sondern wir sind genötigt, sie uns als Kraftmittelpunkte zu denken, die eben damit den in und an sich geschehenden Veränderungen nicht völlig teilnahmlos gegenüberstehen. Ihre Räumlichkeit ist nur ein Schein, den sie durch die mannigfaltig abgestuften Wechselwirkungen für unsere sinnliche Organisation erzeugen, die ihnen aber ebensowenig an sich zukommt wie etwa die Ausdehnung; und in dieser Perspektive erhält auch die gewöhnliche Ansicht von der Materie eine ganz andere Fassung. „Jeder Druck, jede Spannung, welche die Materie erleidet, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts wie die Trennung früherer Zusammenhänge, alles dies geschieht nicht nur, sondern ist geschehend zugleich der Gegenstand irgend eines Genusses; jedes einzelne Wesen, mit abgestuften Wechselwirkungen in das Ganze der Welt verflochten, ist, wie einer der größten Geister unseres Volkes es nannte, ein Spiegel des Universum, den Zusammenhang des Weltalls von seinem Orte aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, welche er diesem Orte und diesem Standpunkte gewährt. Kein Teil des Seienden ist mehr unbelebt und unbeseelt; nur ein Teil des Geschehens, jene Bewegungen, welche die Zustände des einen mit denen des anderen vermitteln, schlingen sich als ein äußerlicher Mechanismus durch die Fülle des Beseelten und führen allem die Gelegenheiten und Anregungen zu wechselnder Entfaltung des inneren Lebens zu."

Damit sind wir freilich unversehends tief in die berüchtigte Metaphysik geraten; aber es ist dies eben ein neuer Beweis für die Thatsache, daß sich selbst die Sphäre der streng naturwissenschaftlichen Forschung in ihrer weiteren Konsequenz nicht von den Problemen der Erkenntnistheorie trennen läßt, und aus diesem Grunde werden wir, soweit die Nötigung dazu vorliegt, uns einer kurzen derartigen Betrachtung nicht entziehen können. Haben wir als vorläufiges Ergebnis unserer Untersuchung gewonnen, daß Materie und Geist nicht kontradiktorische Gegensätze sind, sondern in ihrem Wesen miteinander vergleichbar, wenn auch nicht, wie eine schwärmerische Naturphilosophie wollte, identisch, so fragt es sich danach, was verstehen wir unter dem Sein der Dinge, die wir dem gleichmäßigen Fluß des Geschehens als anscheinend unveränderliche Marksteine entgegenzusetzen pflegen. Hier war es besonders Herbart, den Lotze auf das entschiedenste bekämpfte, trotzdem er ihm in mancher Hinsicht wieder nahe stand, namentlich bezüglich des realistischen Ausgangspunktes der psychologischen Analyse, der Reinigung der Erfahrung von den ihr anhaftenden Widersprüchen und der erkenntnis-theoretischen Annahme einer ur-

sprünglichen, nicht erst durch das Denken geschaffenen Position des Seins. Es würde natürlich zu weit führen, an dieser Stelle die subtilen Beweisführungen Lotzes in voller Ausführlichkeit zu reproduzieren, um so mehr, als unsere Zeit an diesen rein dialektischen Untersuchungen den Geschmack gründlich verloren hat. Wir begnügen uns dagegen mit der Hervorhebung des abschließenden Ergebnisses seiner Spekulation; statt jener einfachen, unveränderlichen, starren Qualität erblickte Lotze das Wesen der Dinge in einer unaufhörlichen inneren Wechselwirkung, auf Grund deren überhaupt erst ihre Realität gesichert ist. Selbstverständlich darf dieser Vorgang nicht irgend wie räumlich gefaßt werden, als wenn ein Netz von Beziehungen sich zwischen den Dingen ausbreitete, sondern der Ausdruck bezeichnet eben ein zusammenhängendes System innerer Erregungen, durch welche sich die Individualität der Elemente in den mannigfachsten Formen bekundet. Aber auch hier stockt nicht die Konsequenz des Gedankens; denn es wäre ja nur eine leere Wiederholung der Leibnitzschen prästabilierten Harmonie gewesen, wenn dieses ganze Gewebe von aller Ewigkeit her und vor den einzelnen Dingen etwa bestehen sollte; vielmehr weist dieser sympathetische Rapport zurück auf die Wirksamkeit des einen, umschließenden Weltgrundes, dem alles Sein entquollen ist. So gelangt Lotze zu dem Begriff eines wahrhaft Seienden, eines Absoluten, aus dessen unausgesetzter Reaktion auf sich selbst der ganze Weltlauf entspringt, und dieser monistische Abschluß enthält somit den denkbar schärfsten Gegensatz gegen den zersetzenden Pluralismus Herbarts. Aber solange wir die Dinge nur als die Formen dieses beherrschenden Weltprincips auffassen, scheinen wir ihnen nicht durch diese strenge Immanenz gerade ihren eigentümlichen Charakter, ihre Selbständigkeit zu rauben, das, was unser Gewährsmann das Fürsichsein nennt? Wir können nicht leugnen, daß, wie auch schon öfters hervorgehoben, das berüchtigte Problem der Transcendenz auch von einem so scharfsinnigen Denker, wie Lotze es unstreitig war, nicht widerspruchslos gelöst ist. Hören wir ihn selbst: „Diese echte, wahre Realität, für sich etwas zu sein oder überhaupt für sich zu sein, erlangen die Dinge nicht durch ein Heraustreten aus dem einen Unendlichen, als wäre diese Transcendenz, deren eigentlichen Sinn dann anzugeben unmöglich sein würde, die vorangehende Bedingung, an welcher das ersehnte Fürsichsein als Folge hinge, sondern indem etwas für sich ist, sich auf sich selbst bezieht, sich von anderem unterscheidet, löst es sich eben hierdurch, durch dieses sein Thun, von dem Unendlichen ab, erwirbt nicht hierdurch, sondern besitzt hierin in der einzig denkbaren Weise jene Selbständigkeit eines wahrhaften Seins, die wir mit einem sehr unpassenden räumlichen Bilde aus dem unmöglichen Akte einer Transcendenz entspringen lassen." (Metaph. S. 190.) Man mag noch so sehr die Unfähigkeit des menschlichen Verständnisses beklagen, das immerfort, auch in die abstraktesten Ausdrücke, unvermerkt die Spuren seiner sinnlich bedingten Entwickelung mit hineinbringt, so werden wir eben dieser Thatsache wegen doch niemals im stande sein, diese Beziehung ohne Zuhilfenahme jener Analogie uns zu verdeutlichen. Aber auch hiervon abgesehen bleibt die wichtigere Frage nicht gelöst, wie es denn den einzelnen Elementen gelingen kann, sich aus jener Umklammerung des Absoluten zu befreien, um so zu einer, wenn auch sehr bedingten Selbständigkeit zu gelangen. Alle sich hieraus ergebenden Folgerungen werden vielmehr bald die völlige Hoffnungslosigkeit erkennen lassen, über dies Welträtsel eine zureichende exakte Erkenntnis zu erlangen; bescheiden wir uns lieber mit dem Geständnis, hier an dem Endpunkt menschlicher Forschung angelangt zu sein, der eben, weil er das Gebiet der möglichen Erfahrung übersteigt, nur noch Gegenstand unbestimmten Meinens und Fürwahrhaltens sein kann.

Trotz aller Vorliebe Lotzes für abstrakte

psychologische und metaphysische Untersuchungen, eine Neigung, die gegenüber der naturwissenschaftlichen Methode und Begründung sich immer wieder bei ihm geltend machte, war doch sein Herz am meisten interessiert bei der Rettung unserer sittlichen Ideale sowohl gegen den Skepticismus des frivolen Unglaubens wie gegen den kalten Fanatismus der Rigoristen. Bei solchen Anlässen verschwindet die sonst so bezeichnende Nüchternheit, um nicht zu sagen Farblosigkeit seines Stils, und weicht einer berauschenden Rhetorik. Wir können es uns nicht versagen, einen solchen charakteristischen Abschnitt seiner Betrachtungen hierherzusetzen, welche er den verschiedenen geschichtsphilosophischen Systemen widmet. „Was ein Gut sein soll, hat den einzigen und notwendigen Ort seines Daseins in dem lebendigen Gefühl irgend eines geistigen Wesens; alles, was außer, zwischen, vor und hinter den Geistern liegt, alles, was Thatbestand, Ding, Eigenschaft, Verhältnis oder Ereignis ist, gehört zu dem Reiche der Sachlichkeit, das zwar Güter vorbereitet, aber ohne je selbst ein Gut zu sein. Solange wir Atem haben, wollen wir streiten gegen diesen nüchternen und doch so furchtbaren Aberglauben, der völlig in der Verehrung für Thatsachen und Formen aufgehend die sinnvollen Zwecke des wirklichen, warmherzigen Lebens gar nicht mehr kennt oder mit unbegreiflicher Gelassenheit über sie hinwegsieht, um den tiefsten Sinn der Welt in der Beobachtung einer geheimen Entwickelungsetikette zu suchen... Und wenn nun in der Geschichte die tausendfarbige Glut und Leidenschaftlichkeit des menschlichen Lebens sich vor ihnen aufthut, die unergründliche Eigentümlichkeit der einzelnen Gemüter, die erschütternden Verwickelungen der Geschichte, die vielfach ähnlich in ihren Umrissen, doch unausdenkbar verschieden in ihrer Besonderheit sind: wenn dieses große Bild sich vor ihnen aufthut, dann machen sie sich auf und fragen, ob es denn gar kein Mittel gebe, auch dieses Große wieder auf etwas Kleines und Kümmerliches zurückzuführen? Jawohl, zurückzuführen; denn zurück und nicht vorwärts kommen wir, wenn wir uns als letzten Sinn und Zweck der Welt die öde Langeweile einer denknotwendigen Entwickelung aufdrängen lassen. Und deshalb wollen wir beständig gegen diese Vorstellungen streiten, die von der Welt nur die eine und geringere Hälfte kennen wollen, um das Entfalten von Thatsachen zu neuen Thatsachen, von Formen zu neuen Formen, aber nicht die beständige Wiederverinnerlichung all dieses Äußerlichen zu dem, was in der Welt allein Wert hat und Wahrheit, zu der Seligkeit und Verzweiflung, der Bewunderung und dem Abscheu, der Liebe und dem Haß, zu der fröhlichen Gewißheit und der zweifelnden Sehnsucht, zu all dem namenlosen Hangen und Bangen, in welchem das Leben verläuft, das allein Leben zu heißen verdient." (Mikrok. III, 43.)

Es ist deshalb sehr zu beklagen, daß ein feindliches Geschick es Lotze nicht vergönnt hat, den Ausbau seiner sittlichen Weltanschauung in systematischer Form zu vollenden; dennoch kann über die Grundzüge derselben — und darauf kommt es uns hier nur an — kein Zweifel bestehen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß er sich den beliebten utilistischen Ableitungen unserer ethischen Normen und Verbindlichkeiten nicht anschließen kann, so wenig er im übrigen die Thatsache verkennt, daß der Inhalt dieser Ge- und Verbote ein sehr wechselnder, ja geradezu ein sich widersprechender sein mag. Je mehr die ethnographische Forschung uns über diese Verschiedenheit dieser sittlichen Anforderungen belehrt, je weniger läßt sie daran einen Zweifel aufkommen, daß wir für jede, auch noch so dürftige Entwickelung einen apriorischen Keim anzunehmen haben. Man wird nie Erfolg haben (bemerkt unser Gewährsmann mit Recht), wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtsein des Sollens nur vermittels der Eindrücke der Erfahrung bringen will. (Mikrok. II, 311.) Hoffentlich wird diese psychologisch schon

antiquierte tabula rasa Lockes auch für die Ethik bald beseitigt! Was sodann die eigentlichen Principien unseres Handelns anlangt, so hat Lotze (auch darin wieder Fechner ähnlich) sich mit Nachdruck des durch Kant verdammten und somit als völlig unphilosophisch verschrienen Begriffs der Lust angenommen und diesen wieder zum Eckstein der Moral erhoben. Natürlich gilt das nicht von jeder einfach sinnlichen Regung — dieser flache Sensualismus lag unserem feinfühligen Denker ganz fern —, aber wohl von der ausschlaggebenden freudigen Wertschätzung, durch die erst überhaupt ein sittliches Gut für uns entsteht. Die berühmte Erklärung Kants: Handle so, daß die Maxime deines Handelns sich jederzeit zum Princip einer allgemeinen Gesetzgebung eignet, wird daher von Lotze einer scharfen Kritik unterzogen. „Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des sittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu gestehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der That, wie verstände es sich denn von selbst, daß unsere Maximen im Handeln sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung eignen müßten? Und welches sind denn diejenigen, die sich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Bestrebungen, allgemeine Unordnung entspringen würde. Aber dieses Interesse für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolges unseres Wollens, was ist dies anders als entweder ein großartiges umfassendes Utilitätsprincip anstatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeständnis, daß andere Maximen als jene verlangten zu allgemeinem Übelbefinden führen würden und deshalb zu verwerfen seien?" (Mikrok. II, 314.) Ganz besonders aber verwirft er dies Schema, weil darin die maßgebende Beziehung auf ein wertschätzendes Bewußtsein fehlt, das jene Forderungen als wirklich erstrebenswerte Ideale betrachtet. Deshalb fügt er hinzu: „Es ist gar nicht mehr zu sagen, worin der Wert oder die Güte eines Gutes oder eines Guten dann noch bestehen sollte, wenn man sich das so Bezeichnete außer aller Beziehung zu einem Geiste denkt, der daran Freude haben könnte. Nehmen wir an, in der ganzen Welt gäbe es niemanden, der überhaupt Lust oder Unlust über irgend etwas empfinden könnte, so wüßte man gar nicht, zu welchem Ende in dieser Welt etwas geschehen sollte und noch weniger inwiefern eine Handlung besser sein sollte als irgend eine andere, da ja jeder neue Zustand b, der durch eine Handlung erzeugt würde, aller Welt ebenso gleichgültig sein würde wie der frühere a, den sie verändert hat. Mit einem Worte, es giebt gar keinen Wert oder Unwert, der an sich einem Dinge zukommen könnte; beide existieren bloß in Gestalt von Lust und Unlust, die ein gefühlsfähiger Geist erfährt." (Vorlesungen über prakt. Philos. S. 7.)

Die sich so ergebende Stufenleiter der verschiedenen Lustempfindungen wird durch das Centralorgan des sittlichen Bewußtseins, das Gewissen, hergestellt, das, in seinen Äußerungen höchst mannigfaltig, ja widerspruchsvoll, doch nie den Grundtrieb jedes moralischen Thuns, das Sollen, außer acht läßt. Die genauere Ausgestaltung dieses Princips, der Versuch einer Versöhnung zwischen dem Kausalgesetz und unserer individuellen Willensfreiheit (wobei Lotze sich gegen die Resultate und Folgerungen der Statistik und Sociologie überhaupt sehr ablehnend verhält), die Beziehung des einzelnen zum Staat und zur Gesellschaft u. s. w. gehört nicht mehr in den Rahmen dieser allgemeinen Skizze. Nur ein Moment, das ganz besonders das geschichtliche Bewußtsein unseres Gewährsmannes veranschaulicht, möchten wir noch zum Schluß hervorheben, die Beurteilung und Wertschätzung der Kultur gegenüber der erträumten paradiesischen Reinheit der sogenannten Naturzustände. Eigentlich dem vorigen Jahrhundert entsprungen, findet diese krankhafte Sehnsucht doch auch noch

in unseren Tagen, unterstützt durch allgemeine kulturhistorische Motive, so viele Verfechter, daß sie sich selbst in die Sphäre der exakten Wissenschaft Eingang zu verschaffen weiß. „In solchen Stimmungen," bemerkt Lotze, scheint uns Diogenes in seiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Kultur, die uns umgiebt, am besten zu thun, wenn sie sich selbst aufhöbe und nicht die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, welche die menschliche Natur unabweisbar fühlt, durch die unnützen Schranken unzähliger Künstlichkeiten erschwerte. Gleichwohl hat schon Diogenes erfolglos gegen die Bildung seiner Zeit protestiert, und alle die einzelnen, die nach ihm der menschlichen Kultur den Rücken wandten, haben doch ihre Einsamkeit stets nur mit den Gedanken, Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten verdankten. Die Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat nur Reiz, solange die Opposition bleibt; entschlösse sich die Menschheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichsten Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel dieselben Kräfte des Gemütes, die zu diesem Entschlusse führten, im nächsten Augenblick schon geschäftig sein, alle die hingeworfenen Überflüssigkeiten der Kultur der Reihe nach wieder zu erzeugen... Je lebhafter wir uns in einen einfachsten Naturzustand zurückdenken, um so klarer wird es uns, nicht nur, daß er nie ausreichen würde, unsere Seele zu füllen, sondern auch, daß die in uns lebenden Strebungen, die ein solches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeschick jener friedlichen Armut des geistigen Daseins vorgezogen zu werden, die nur als Pause unseres bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswert erscheint... Es liegt eine flüchtige Überschätzung des bloß sinnlichen Wohlseins in jener Sehnsucht nach Rückkehr zu einfacherer Gestaltung des Lebens, und wir besinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüt weit zahlreicher strömen und oft mit geheimnisvollem Ursprung... Man täuscht sich gern, wenn man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft, die Einfachheit des naturwüchsigen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wissenschaft, Kunst und Religion erzogen, der äußeren Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzustand zurückverlangen; aber sie alle sind Erzeugnisse einer Kultur, die undenkbar ist ohne den ganzen weitverzweigten Mechanismus, durch dessen Geräusch und Härte wir uns zuweilen gestört fühlen." (Mikrok. II, 418.)

Im Gegensatz zu diesem pessimistischen Radikalismus, dem die Achtung vor einer naturgesetzlichen geschichtlichen Entwickelung abhanden gekommen ist, hält Lotze an der durch jahrhundertlange Arbeit der Menschheit geschaffenen socialen Organisation fest, durch die jedes individuelle Streben erst erklärlich wird, und im Einklang mit Schleiermacher bestimmt er deshalb die Aufgabe des sittlichen Handelns dahin, einerseits die sittlichen Güter zu verwirklichen, andererseits die wirklichen Naturverhältnisse zu versittlichen. Aber niemals konnte er sich dazu verstehen, in der politischen Entwickelung die Realisierung einer um ihrer selbst willen wertvollen Idee zu sehen, etwa eine Entfaltung des Weltgeistes in dem bekannten idealistischen Sinne. „Es giebt kein wahrhaftes Subjekt (so ruft er aus), keine andere Substanz, keinen anderen Ort, in welchem irgend ein wertvolles oder heiliges Gut Wirklichkeit hätte, als das einzelne Ich, das persönliche Gemüt; über das innere Leben des subjektiven Geistes hinaus mit seinem Bewußtsein von den Ideen, seiner Begeisterung für sie, seinem Streben nach ihrer Verwirklichung, giebt es kein an sich weiteres Gebiet eines sogenannten objektiven Geistes, dessen Gestaltungen und Gliederungen durch ihr bloßes Bestehen wertvoller wären als jenes. Alle Verhältnisse zwischen den ein-

zelnen — denn in lauter Formen des geselligen Lebens sollte jener objektive Geist sich offenbaren — haben nur Wert, sofern sie Verhältnisse zwischen bewußten Wesen sind, und eben deswegen nicht bloß zwischen ihnen im Leeren, sondern auch in ihnen bestehen, in dem lebendigen Gemüt ihrem Wert nach gefühlt und genossen werden." (Mikrok. III, 425.)

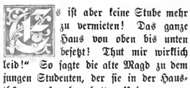
Die vorstehende Schilderung konnte sich nur, wie schon hervorgehoben, mit der Charakteristik der wesentlichsten Züge der Lotzeschen Philosophie befassen, ohne sich in einzelne Probleme einzulassen; um so mehr fühlen wir uns gedrungen, der überaus anziehenden Persönlichkeit des verehrten Mannes noch einige Worte zu widmen. Wie sein ganzes Streben darauf gerichtet war, zwischen naturwissenschaftlicher Methode und idealistischer Weltanschauung einen dauerhaften, ehrlichen Frieden zu stiften, so suchte er auch in dem gewöhnlichen Leben die Härten und Widersprüche des Daseins schonend zu heben und zu lindern. Deshalb seine, bei dem stupenden Maß seiner Kenntnisse doppelt anerkennenswerte Bescheidenheit, mit der er bei aller kritischen Begabung die Ansichten seiner Gegner behandelte und in immer erneuerter Prüfung ihnen eine möglichst günstige Seite abzugewinnen suchte, daher seine hervorragende Objektivität, die ihn so weit gehen ließ, in zartfühlender Schonung häufig kaum den Namen seiner philosophischen Widersacher anzugeben. Und über welchen Umfang und welche Tiefe des Wissens gebot unser Philosoph! Genährt mit einer ungemein reichen naturwissenschaftlichen Erfahrung, geschult in dem Feuer philosophischer Dialektik — diese Vorliebe für scharfsinnige metaphysische Untersuchungen hat ihn zeitlebens nicht wieder verlassen —, ein vorzüglicher Kenner des klassischen Altertums (so daß z. B. anerkannte Autoritäten wie der Göttinger Schneidewin sich gelegentlich seinem Urteil unterordneten) und ein feinsinniger Ästhetiker, blieb er trotzdem von einer Anspruchslosigkeit und Gelassenheit, die in unserer Zeit der Effekthascherei leider ganz besonders bemerkt zu werden verdient.





Die Herbergsmutter.

Novelle
von
Otto Roquette.



Es ist aber keine Stube mehr zu vermieten! Das ganze Haus von oben bis unten besetzt! Thut mir wirklich leid!" So sagte die alte Magd zu dem jungen Studenten, der sie in der Hausthür angesprochen hatte. Und zwar geschah dies in der berühmten Universitätsstadt Halle an der Saale, kurz vor Beginn des Sommersemesters.

Der Jüngling mochte sich nicht so unbedingt abweisen lassen. „Es findet sich vielleicht doch noch ein Unterkommen!" begann er von neuem. „Lassen Sie mich nur selbst mit der Kiliane sprechen!"

Die Magd zuckte die Achseln. „Ich sagte Ihnen schon, die Kiliane ist ausgegangen. Aber ich kann's Ihnen ebenso gut versichern wie die Kiliane selbst. Wo kein Loch ist, kann keine Maus unterschlupfen. Für zehn Studenten ist das Haus eingerichtet, der elfte geht nicht mehr hinein! Schade ist's, und es thut mir gar zu leid."

„Ei was!" sagte der Student lächelnd. „Wo noch kein Loch für die Maus ist, da könnte man vielleicht eins für sie machen! Denken Sie einmal darüber nach!"

„Na, so was!" rief die Magd, über das ganze Gesicht lachend, und bedauerte mehr und mehr, den hübschen Jungen abweisen zu müssen.

„Ich habe mir fest vorgenommen, bei der Kiliane zu wohnen, denn mir ist gesagt worden, in Halle sei man in ihrem Hause am besten aufgehoben. Mein Bruder hat vor sechs Jahren auch hier gewohnt."

„Ei was?" rief die Magd. „Wie hieß denn der Herr Bruder?"

„Er heißt noch bis auf den heutigen Tag Albrecht Erckmann und ist jetzt Doktor, um demnächst praktischer Arzt zu werden."

Die Augen der Magd verklärten sich, und indem sie die Hände zusammenschlug, rief sie: „Da schlag ein heiliges Freudendonnerwetter drein! Der Herr Erckmann? Und Sie sind sein Brüderchen?" Und

schnell in das Haus zurückgewendet, fuhr sie fort: „Kämpfern! Kämpfern, kommen Sie her! Des Herrn Erckmann Bruder ist da! Er will bei uns wohnen!"

Eine noch ältere, etwa fünfzigjährige Magd kam herbei, betrachtete den Studenten wohlwollend und sagte: „Das ist jetzt freilich schade! Wären Sie nur acht Tage früher gekommen! Bei uns sind immer alle Stuben vergeben, lange bevor die Kollegia beginnen."

„Wenn ich's recht bedenke," begann die jüngere — sie war doch auch fünfundvierzig Jahre alt —, „am Ende wär's noch zu ermachen!"

„Aber, Schmeißern!" fiel die ältere ein, „wie können Sie dem jungen Herrn Aussicht machen, da doch gar kein Platz mehr da ist?"

„Sind Sie die Schmeißern?" wendete sich der Student zu der jüngeren. „Ich dachte mir's gleich, da mir Ihre Kleidung beschrieben worden ist."

Die Schmeißern hatte nämlich, obschon so lange Zeit in Halle, niemals ihre heimische Landestracht von der lausitz-schlesischen Grenze aufgegeben und trug stets einen roten, nicht bis auf die Knöchel reichenden Faltenrock, ein buntgeblümtes Tuch um Rücken und Brust gesteckt, aus dem die gestärkten weißen Ärmel hervorquollen und den Arm unten frei ließen, auf dem angegrauten Scheitel ein knappes weißes Käppchen mit einer leinenen Schleife im Genick, die steif wie Windmühlenflügel nach rechts und links starrte.

„Schmeißern," begann der Student von neuem, „Sie sollen nicht nur eine sehr lustige Person sein, sondern auch ein gutes Herz haben, wie mein Bruder mir erzählt hat. Machen Sie es möglich, daß ich hier unterkomme! Sie haben schon durchblicken lassen, daß es noch möglich ist!"

Die Angeredete war schon ganz und gar gewonnen, und es lag ihr bereits daran, das gar zu nette Bürschlein im Hause zu behalten. „Gott soll mich strafen," rief sie, „wenn ich nicht alles versuche, verlassen Sie sich auf mich!"

Inzwischen war aus dem Garten eine dritte weibliche Gestalt herbeigekommen, ein Körbchen mit Salat am Arm und einiges Grünzeng in der Hand. Dem Studenten fiel ein, daß das die älteste Magd des Hauses, die sechzigjährige Riedlingern sein könnte. Und er täuschte sich nicht.

„Riedlingern," rief die Kämpfern ihr entgegen, „die Schmeißern meint, es könnte für den jungen Herrn im Hause noch Platz geschaffen werden! Helfen Sie mir doch, ihm das auszureden! Es ist ja keine Möglichkeit!"

Die Älteste, welche von verdrießlichem Aussehen war, schüttelte den Kopf, und wollte, ohne sich weiter in die Angelegenheit zu mischen, ins Haus treten, aber die Schmeißern hielt sie zurück. Diese sprach jetzt lebhaft auf die beiden anderen ein, von einer einfensterigen Kammer im dritten Stock, von Möbeln, die vom Boden geholt, und von alten Kleidern und sonstigen Gegenständen, die dafür auf den Boden geschafft werden könnten, während die Kämpfern nur wiederholte: „Das geht nicht, das thut die Kiliane nicht!" und die Riedlingern mürrisch dazwischen rief: „Das thu ich nicht! Das wär ja ganz was Neues! Nein, das thu ich nicht und das thu ich nicht!" Trotzdem ließ sich die Schmeißern in ihrem Eifer nicht herabstimmen und setzte der Ältesten auseinander, daß sie gar keine Mühe davon haben sollte, da sie selbst alles auf sich nehmen wollte.

Dem Studenten wurde die Verhandlung langweilig, und so fuhr er hinein mit der Frage: „Wann kommt die Kiliane wohl nach Hause?"

„Das ist so bestimmt nicht zu sagen," entgegnete die Schmeißern; „denn sie ist mit anderen zum Kaffee nach Trotha spaziert; aber ich denke, um sieben Uhr wird sie wieder da sein, da wir heut noch Abrechnung haben."

„So werde auch ich um sieben wieder hier sein," entgegnete er, „denn ich will die Kiliane jedenfalls selbst sprechen." Er wendete sich zum Fortgehen, von der

Schmeißern bis an die Thür des Lattenzaunes begleitet, der den Vorgarten von der Straße abschloß, und unter neuen Versicherungen seiner Gönnerin, daß sie für ihn thun werde, soviel sie vermöge.

Nach einigen Schritten blieb er stehen und blickte zurück, wie um sich die Gegend und das Haus zu merken, denn er war fremd hier und kaum seit ein paar Stunden in Halle. Und als er die drei Parzen, welche den Faden seiner Hoffnung spannen und zugleich bedrohten, noch immer im Gespräch sah, kam ihm ein gewisser Zweifel, ob es denn unter dem Dache der Kiliane wirklich so schön sein könne? Aber wie dem auch sein mochte — sein Bruder, der für den Elternlosen wie ein Vater sorgte, und den er selbst über alles liebte und verehrte, hatte ihn nicht nur hierher gewiesen, sondern ihm geradezu zur Pflicht gemacht, bei der Kiliane Wohnung zu nehmen. Und so, meinte Hans Erckmann, würden sich die Vorteile davon mit der Zeit schon herausstellen. Inzwischen wollte er sich bis um sieben Uhr die Stadt, den Schauplatz kommender Erfahrung, den er mit den glücklichsten Hoffnungen betreten hatte, ein wenig näher ansehen.

Von dem guten alten Halle der früheren Zeit, auch wie es nur vor jenen fünfzig Jahren aussah, macht sich der keine Vorstellung, der nur das heutige kennt. Denn eine ganz moderne, umfangreiche Stadt hat sich um den alten Kern gesammelt, ihn vollständig eingeschlossen, und streckt ihre Arme nach allen Seiten aus, um Gegenden einzufangen, zu welchen man damals auf eine Stunde weit zu gehen pflegte, um zwischen Kornfeldern sich ganz auf dem Lande zu fühlen. Der Bahnhof — denn der Schienenweg führte an Halle doch schon vorüber bis nach Eisenach — der Bahnhof lag auf freiem Felde und gewährte den Anblick der langen Pappelreihen, welche rechts und links die Chaussee nach Magdeburg und nach Leipzig bezeichneten, wie endlos in der ebenen Ferne verschwimmend. Die Leipziger Straße, welche man vom Bahnhof aus zu durchschreiten hatte, zeigte nur kleine ackerbürgerliche Häuser, Scheunen und dörfliche Gehöfte, bis zum runden Turm, einem Überrest der Stadtbefestigung. Von hier aus sah man nach links in den breiten Zwinger zwischen hoch aufgemauerten Gärten und noch höher aufgebauten Hinterhäusern, uraltem Gemäuer und Dachgiebeln von jeder Größe. Jetzt ist dort die „Neue Promenade", damals aber war es eine unliebsame Gegend, in welcher immer Schutt abgeladen wurde, der bergehoch umherlag, während eine Menge Gruben und Löcher noch der Ausfüllung harrten. Obgleich der Zwinger die nächste Verbindung nach dem westlichen Stadtteil bildete, ging man diesen Weg nicht gern. Im Sommer vermied man ihn wegen der schattenlosen Sonnenglut, im Frühjahr und Herbst um des tiefen Schmutzes und der Gefahr willen, sich die Beine zu brechen, im Winter, weil niemand Lust hatte, als erster hier die Bahn zu treten. Vom runden Turm aus aber bekam die Leipziger Straße schon ein städtisches Ansehen, welches altertümlicher wurde, je mehr sich ihre Windung dem Marktplatz näherte. Hier aber fühlte man sich überrascht, denn mit seiner Gruppe von Türmen, dem alten Rathause, dem Umkreise von bejahrten und verräucherten Häusern machte er einen durchaus würdevoll historischen Eindruck. In dem Gewirr von Straßen, Gassen und Gäßchen, welches sich wie ein Netz um den Markt herumzog, mußte man schon eine Zeit lang Pflaster treten, um sich darin zurechtzufinden. Es gab aber schon damals, außerhalb dieses Kerns der Stadt und doch zu ihr gehörig, oft versteckt zwischen winkligen dörflichen Gassen, sehr schöne Wohnhäuser, manche von ihnen den älteren Professoren gehörig, umgeben von großen, schon parkartigen Gärten, wohin der Braunkohlendunst, der sonst über der Stadt lagerte, gar nicht zu dringen schien.

War der erste Eindruck des alten Halle nicht eben bestrickend, so fühlte sich jeder Musensohn doch in kurzer Zeit hier hei-

misch, und ist wohl noch keiner aus der Stadt geschieden, ohne sie herzlich lieb gewonnen zu haben. Denn sie war noch durchaus Universitätsstadt, in welcher der Professor und der Student als die Hauptpersonen galten. Zwar stand auch Militär dort und es gab Civilbeamte, diese aber lebten in ihren Kreisen, während das akademische Personal doch den Ton in der Stadt angab. Die gelehrten Herren Professoren (und es waren damals große Berühmtheiten unter ihnen) lebten kollegialisch oder auch sehr unkollegialisch, vertraten die verschiedensten Standpunkte und Richtungen, führten große Fehden und Feindschaften, und manche haßten einander wie die Sünde. Unter den Studenten aber herrschte der „Duz-Comment", was sie nicht hinderte, miteinander zu fechten und sich die Gesichter zu zerhauen, wenn sie verschiedene Farben trugen. Das alles aber beeinträchtigte den großen akademischen Körper wenig, Gelehrsamkeit und Wissenschaft gediehen und blühten dabei doch, und die Stadt wußte, daß die Universität es war, welche ihr Ansehen vertrat.

Zu den großen alten Häusern mehr außerhalb des einst festen Stadtringes gehörte auch das der Kiliane. Es lag zwischen dem Jägerberge und dem botanischen Garten, in einer Reihe von Gehöften mit kleineren Gebäuden zwischen ihren Gemüse- und Obstgärten. Von außen erschien das vielbegehrte Studentenhaus nicht eben ansprechend. Ein grauer, dreistöckiger Kasten mit hohem Dach und kahlen Wänden, ohne jede architektonische Gliederung. Aber auf dem Platze vor der Thür, der wie eine gestampfte Tenne aussah, standen mehrere breitästige Kastanienbäume, während rechts und links sich Lauben von Flieder befanden, mit Tischen und Bänken aus eingerammten Pfählen und Brettern. Dies war der Garten für die Herren Studenten, wo man häufig Rappiergerassel vernahm und Fechtübungen ansehen konnte, und wo aus den Lauben Gespräch, Gelächter und auch wohl Gesang erscholl und die Stimme der Schmeißern oft lachend mitten drunter, wenn sie auf Wunsch eine Kanne Bier geholt hatte und hinterher geneckt wurde.

Die Besitzerin des Hauses hieß Fräulein Kiliane Bärwald, ihr Familienname wurde aber selten mitgenannt. Sie hatte das Haus und die ganze Einrichtung von ihrem Vater geerbt, war darin geboren und bewohnte es seit fünfzig Jahren. Sie war nicht mehr jung, als ihr Vater starb, und als eine selbständige und tapfere Natur ließ sie alles darin bestehen, wie er es hinterlassen hatte, um fortan selbst die Zügel des akademischen Haushaltes zu führen.

Zehn Studenten konnte das Haus in seinen beiden ersten Stockwerken beherbergen, wobei auf jeden eine Stube und eine Schlafkammer gerechnet war. Zwei Aufwärterinnen, die Kämpfern und die Schmeißern, hatten je in einem Stockwerke die Bedienung, dazu nach der Rückseite des Hauses ihre eigene Stube und Küche, denn sie besorgten auch den Morgenkaffee für ihre jungen Herren. Unten waltete die Schmeißern für vier Mann, im zweiten Stock hatte die Kämpfern für ihrer sechs die Aufwartung. Beide waren unvermählt, aber bereits in gesetzten Jahren ins Haus gelangt, denn Kiliane hatte, nach Vorgang ihres Vaters, in löblicher Vorsicht den Grundsatz, niemals jüngere Mägde in Dienst zu nehmen. Und so hatte sie sich auch gewöhnt, die Vornamen ihrer Untergebenen beiseite zu lassen und sie bei ihren Familiennamen zu rufen, mit welchen sie dann für Witwen gelten konnten. Sie aber, die Herrin, war für ihr Haus sowie für die ganze Stadt nur „die Kiliane". Sie bewohnte das oberste Stockwerk des Hauses mit ihrer eigenen Magd, der Riedlingern. Wohlhabend wie die Kiliane war, liebte sie es, viel Raum für sich zu haben, und mehr als sie brauchte, um darin mancherlei Urväterhausrat, und manches bemerkenswerte Stück darunter, zu verteilen. Sie lebte keineswegs vereinsamt, hatte auch Zusammenhang mit der Universität,

da ihre jüngere, schon verstorbene Schwester an einen Professor in Göttingen verheiratet gewesen war, während ihr Bruder, ebenfalls Professor, erst vor einigen Jahren Halle verlassen hatte, um einer Berufung nach Gießen zu folgen. In diesen Professorenkreisen war ihr zuerst der Name der „Herbergsmutter" beigelegt worden, ein Name, der sich bald verbreitete. Und doch sagte selten einer: Ich wohne bei der Herbergsmutter, sondern es hieß: bei der Kiliane. Und dann folgte als Entgegnung ein Ah! zum Zeichen, daß er sich Glück wünschen könne, in so guter Herberge zu sein.

Im ganzen bekamen die akademischen Hausbewohner ihre Wirtin wenig zu sehen. Nur am Schlusse des Semesters, wenn die Miete gezahlt werden mußte, empfing sie manche Besuche, und wußte dann immer genau, was dieselben zu bedeuten hatten. Denn für gewöhnlich wurde das Geld der Kämpfern und der Schmeißern eingehändigt, die es dann hinauf beförderten. Es kamen nun aber Fälle vor, wo der Wechsel nicht angekommen oder in verfrühte Verwirrung geraten war, und es kam auch vor, daß sich dies wiederholte und den Mieter recht verlegen machte. Dann entschloß er sich denn, wenn er sonst auch keck genug war, etwas befangenen Mutes zur Kiliane hinaufzusteigen; und wenn sie ihn eintreten sah, pflegte sie zu lächeln oder eine ganz ernste Miene anzunehmen, je nachdem. Sie hatte in den zwanzig Jahren, seit sie selbständig ihr Haus verwaltete und Hunderten von jungen Männern Wohnung darin gegeben, eine genaue Kenntnis des verschiedenen Gesichtsausdrucks ihrer Besucher in solchen Fällen erworben. Überdies erfuhr sie von ihren Dienerinnen doch immer mancherlei über die Bedürfnisse und die Lebensart ihrer Mieter; ob dieser und jener arm oder wohlhabend, ob er gut oder unordentlich wirtschafte, ob er von solider oder leichtsinniger Gemütsart sei. Konnte einer von den ärmeren seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, dann sagte sie: „Nun, so schreiben wir es auf!" und die Sache war geordnet. Trat aber ein Leichtfuß, der sonst einen ausreichenden Wechsel empfing, mit der Trübsalsmiene bei ihr ein, dann — schrieb sie es zwar auch auf, allein sie verfehlte nicht, einige ernste Worte hinzuzufügen; nicht sowohl wegen des mangelhaften Rechnungsschlusses, sondern um seines regellosen Wandels willen, bei welchem nur Unordnung und Verlegenheit das Ende sein könne. Und so stieg mancher fröhlich erleichtert die Treppe wieder hinunter, mancher etwas verstimmt, aber doch in der Ansicht, daß die Kiliane eine ganz gute Person sei. Nur wenige dachten: Gott sei Dank, daß dem alten Drachen mit Versprechungen beizukommen ist! Die Kiliane hatte ein sehr altes Schuldbuch, in welchem mancher Posten schon seit zehn Jahren stand. Aber da noch ältere Rückblicke von Männern in Amt und Würden bereits getilgt waren, und die Erfahrung, daß noch Pflichtgefühl in der Welt vorhanden sei, sich immer erneuerte, war ihr Vertrauen und ihre Nachsicht unerschüttert geblieben. Es ging sogar das Gerücht, daß sie insgeheim, und ohne allen Eigennutz, schon Barzahlungen gemacht habe, um unbemittelten jungen Männern, selbst wenn sie die akademischen Studien vollendet hatten, ihren Lebensweg zu erleichtern. Als echte Herbergsmutter aber trat sie auf in Krankheitsfällen ihrer Hausgenossen. Zwar die kleinen ungefährlichen Verwundungen, „Schmisse" genannt, von welchen ihre Mieter hier und da nicht verschont blieben, bedurften selten einer besonderen Sorgfalt und Pflege, es genügte, daß sie möglichst geheim gehalten wurden, worauf die Schmeißern und die Kämpfern genügend abgerichtet waren. Aber es waren doch auch schon ernstere Niederlagen ohne solche Vorgänge in ihrem Hause vorgekommen, bei welchen sie dann persönlich eintrat und ganz mütterlich zu walten verstand. Sie hatte sich dadurch viel Dank von den entfernt lebenden Eltern ihrer Patienten und den ehrenvollsten Leumund in der Stadt erworben. Das Gerücht, welches von ihrer ausge-

sucht trefflichen Küche in solchen Zeiten ausging, war so anziehend, daß manche von einer etwas leckeren Gemütsart den Wunsch hegten, auch einmal wenigstens eine längere Rekonvaleszenz bei der Kiliane durchzumachen.

Doch es sei nun genug der Einleitung in Kilianes Hauswesen, zumal die zwei Stunden, nach deren Ablauf sich Hans Erckmann wieder einstellen wollte, bald um sein müssen. Die Herrin kam früher zurück, als man erwartet hatte. Gleich bei ihrem Eintritt in das Haus wurde sie von der Schmeißern lebhaft empfangen, die ihr von dem so dringenden Wunsche des jungen Studenten Mitteilung machte und mit ihr die Treppe hinaufstieg. Im ersten Stockwerk trat ihr die Kämpfern entgegen mit der gleichen, aber schon ablehnender gegebenen Nachricht, um ihr ebenfalls hinauf zu folgen. Als aber im zweiten Stockwerk die Riedlingern sie empfing und im verdrießlichsten Tone dieselbe Meldung that, mit tadelnden Worten gegen die Schmeißern, daß sie den jungen Menschen habe wiederkommen heißen — da rief Kiliane: „Nun ist's aber genug! Wie kann man so viele Worte darüber verlieren, da keine Möglichkeit ist, noch einen unterzubringen."

„Nu eben!" sagte die Riedlingern beruhigt, während die Kämpfern die Achseln zuckte und gegen die Schmeißern die Worte: „Da haben Sie's!" verlauten ließ. Die letztere aber ließ sich nicht abschrecken, sondern folgte der Herrin in das Wohnzimmer, was die beiden anderen denn in diesem Falle auch nicht unterließen. „Er ist ja doch der kleine Bruder von unserem Herrn Albrecht Erckmann, den wir ganze drei Jahre bei uns gehabt haben!" so begann die Schmeißern als Anwalt ihres Klienten. „Den sollten wir doch nicht fortschicken! Und ich weiß auch, wo wir ihn hinthun können. Da ist das einfensterige Stübchen neben der Küche, das jetzt nur als Kleiderkammer dient. Wir schaffen alles hinaus, holen ein Bett vom Boden und was sonst nötig ist, und für den Anfang wird er's sich schon gefallen lassen."

„Es ist nicht einmal ein Ofen drin!" warf die Kämpfern dazwischen.

„Den braucht er im Sommer nicht!" entgegnete die Schmeißern. „Er hat dafür die hübsche Aussicht auf den Jägerberg. Es braucht auch nur ein Unterkommen für den Sommer zu sein. Mein langer Kandidat unten ist zum Herbst fertig und geht ab. Dann thun wir den jungen Herrn zu mir hinunter, wo er seine schöne Stube und Kammer bekommt."

„Und derweilen soll's hier oben werden, wie's noch nie gewesen ist?" rief die Riedlingern unwillig. „Ich soll hier die Bedienung für den Studenten kriegen? Ich soll den Wichsier und die Wäscherin und junges Volk den ganzen Tag auf der Treppe sehen und hören und die Last davon haben? Das wäre was Neues!"

„Nein, nein!" rief die Kiliane. „Sie brauchen sich nicht zu ängstigen!" Die Herrin hatte gegen eine so alte und bewährte Magd einige Rücksicht zu üben und fügte sich ihr gegenüber in manches, worauf sie gerade nicht großen Wert legte.

„Riedlingern," begann die Schmeißern mit neuem Eifer, „Sie sollten gar keine Last davon haben, die Bedienung wollte ich bei ihm schon übernehmen. Was liegt mir an den zwei Treppen? Für den Wichsier hole ich die Kleider und Stiefel herunter; na, und die Wäscherin kommt nicht so oft, daß sie Ihnen die Treppe einträte! Sie schwätzen ja doch jedesmal mit ihr, wenn sie im Hause ist. Sie aber, Fräulein, sollten den jungen Menschen mal sehen, was das für ein lieber Kerl ist. Achtzehn Jahre, wenn es hoch kommt, frisch von der Schule, ein Gesicht wie Milch und Blut, gerade zum Anbeißen. Hätte ich nicht meine fünfundvierzig Jahre auf dem Buckel —"

„Schmeißern, Sie wird nie gescheit werden!" rief die Herrin verweisend. „Einen Bruder von unserem Herrn Erckmann abzuweisen, thäte mir freilich leid, und — das Stübchen da ließe sich am Ende für ihn einrichten, ohne daß die

Riedlingern davon Nachteil hätte — aber — überhaupt, wer weiß, ob er wiederkommt? Er kann inzwischen auch schon eine andere Wohnung gefunden haben."

„Der kommt wieder!" rief die Schmeißern. „Heiliges Donnerwetter, ich mein, ich hör ihn schon auf der Treppe!" Sie flog zur Thür. „Richtig, da ist er!" rief sie frohlockend. „Kommen Sie nur, Herr Erckmann! Die Kiliane ist jetzt zu Hause."

Der Jüngling trat ein und sah verwundert auf seine auch hier vereinigten drei Parzen, von welchen die älteste ihn feindlich, die zweite nur kalt, die dritte aber mit heiterer Zuversicht anblickte. Er begrüßte die Hausherrin artig und brachte sein Gesuch vor. Kiliane hieß ihn Platz nehmen und gab ihren Dienerinnen einen Wink abzutreten. Sie ließ den Zweck seines Besuches zuerst beiseite, um ihn nach seinem Bruder zu fragen, und erfuhr, daß derselbe als Reisearzt im Gefolge eines Fürsten weit in der Welt umherfahre. Augenblicklich sei er in Madeira, welches der Fürst, um seiner Gesundheit willen, zu einem längeren Aufenthalt gewählt habe. Die Reise könne aber noch weit gehen und sei auf die Dauer mindestens eines Jahres berechnet. Herr Erckmann gab dann über seinen eigenen bisherigen Aufenthalt in Schulpforta Auskunft — Kiliane wußte, daß er seit früher Kindheit elternlos war — und plauderte sich in eine so zuversichtliche Stimmung hinein, daß er endlich sagte: „Ich kann also bei Ihnen einziehen, nicht wahr?"

Es ging der Kiliane beinahe wie der Schmeißern, der unbefangene Knabe gefiel ihr, er schien auch nicht eben anspruchsvoll. „Ich bin verlegen," begann sie lächelnd, „wie ich Ihren Wunsch erfüllen soll. Das einzige Zimmerchen, welches ich für Sie einrichten könnte, habe ich noch nicht einmal in dem Zustande, um es Ihnen zu zeigen. Es würde eine etwas bescheidene Ausstattung bekommen, nicht einmal für ein Sofa ist Platz darin."

„Ein Sofa?" rief er lachend. „Ein solches Möbel habe ich noch nie im Zimmer gehabt und brauche es nicht! Wenn ich ein Bett finde, einen Schreibtisch und einen Stuhl —"

„Nun, nun!" unterbrach ihn Kiliane erheitert. „Etwas mehr sollten Sie schon finden! Ich will einmal zusehen."

„Gut! Dann ziehe ich also ein. Ich bin recht froh darüber!"

„Aber erst morgen, um diese Zeit etwa, dürfen Sie kommen. So lange brauchen wir, um Ihnen die Stätte zu bereiten."

Kiliane hatte wirklich mit dem alten Herkommen in ihrem Hause gebrochen, aber acht Tage nach dem Einzuge des Studenten in ihr Stockwerk war sie mit der Veränderung ganz einverstanden. Nicht so ihre alte Dienerin, die sich in die Neuerung nicht finden wollte. Obgleich die Schmeißern ihr jede Last abnahm und sie gar keinen Zuwachs von Arbeit durch den Studenten fand, ärgerte sie sich den ganzen Tag über ihn. Schon morgens in aller Frühe begann ihr Ärger, wenn sie seine Stimme neben der Küche hörte. Denn er pflegte gleich laut in den Tag hineinzusingen, mit hellem Tenor, lauter schöne Lieder, und manchmal alle durcheinander. Und hatte er dann genug gesungen, dann legte er sich zum Fenster hinaus, sah in den Wipfel des Kastanienbaums, der in strahlendem Frühlingsgrün prangte, während die Finken darin trillerten, und pfiff in den Morgen hinaus, immer in die Wette mit ihnen, als ob die Finken und er es wunderhübsch auf der Welt fänden. Die Riedlingern aber mißbilligte dergleichen durchaus. Um ihm zu zeigen, daß er Nachbarschaft habe, lehnte auch sie sich aus dem Fenster und sah ihn mit bitterem Ausdruck an. Er aber nickte ganz vergnügt, rief ihr: Guten Morgen, Riedlingern! zu und pfiff fröhlich weiter. Darüber ergrimmte sie aber erst recht, und sie grollte zugleich ihrer Herrin, daß sie dem Studenten gestattete, ihre Wohnzimmer beinah als die seinigen zu betrachten. Zuerst war Kiliane auch befremdet, als sie ihn eintreten sah. Sie vermutete, er habe noch Wünsche in betreff seiner Einrichtung. Er aber kam nur, um ein wenig zu plaudern. Bekannte

hatte er in den ersten Tagen noch nicht, die Kiliane aber kannte seinen Bruder, über den er gar zu gern sprach, und so fühlte er kein Arg dabei, als Hausgenosse bei ihr einzutreten. Er erzählte ihr von seinem Studienplan, und die Kiliane, einmal zur Teilnahme angeregt, machte es sich zur Pflicht, ihn auf diesen und jenen Professor hinzuweisen. Sie kannte alle, wenn nicht aus näherem Verkehr, doch ihren Leistungen nach, und konnte somit dem angehenden Studenten Vorschläge machen, welche Kollegia von allgemein bildender Art er etwa zu hören hätte. Und wenn er dann die ersten gehört hatte, dann erschien er bei ihr, um sich mit ihr darüber zu unterhalten, und sie hatte nichts dagegen einzuwenden und mußte oft über seine Aufrichtigkeit und seine harmlose Art und Weise lachen. Und was das Lachen betrifft, so erscholl das der Schmeißern fortan in jeder Stunde. Denn da ihr roter Faltenrock den Tag über durch das ganze Haus schwenkte, mußte Hans Eckmann ihr häufig genug begegnen, und wenn er ihr dann etwas Lustiges zurief, empfing sie es mit jubelndem Verständnis. Auch die Kämpfern hatte sich in den Zuwachs des Hauspersonals gefügt, nur eben die Riedlingern hegte feindliche Gesinnungen gegen den Nachbar ihrer Küche.

Nun kam der Monat Mai, brachte zwar noch manchen kühleren Tag und Regenschauer, aber doch auch schöne Frühlingstage, und die Gärten, sowie die Umgebung von Alt-Halle standen in Glanz, Duft und Blütenbäumen. Kilianes jüngster Mieter gestand, daß es recht schwer sei, nachmittags in den Hörsälen auszuhalten, und erzählte, da er nun Kameraden genug gefunden, von lustigen Ausflügen an den Felsenufern der Saale entlang, nach Giebichenstein, der Bergschenke, Kröllwitz und wohin er sonst gegangen war.

In dieser Zeit erhielt Kiliane einen Brief, der ihr beinah die Fassung raubte, da er die bisherige Form ihres Lebens im Innersten zu bedrohen schien. Es war die stillste Stunde des Tages, zwischen zwölf und ein Uhr, da die gesamte männliche Bewohnerschaft des Hauses sich zu ihren Mittagstischen verteilt hatte. Oben in der Küche bei der Riedlingern hielten die drei Dienerinnen ihre Mahlzeit. Kiliane, welche später speiste, kam von einem Ausgange zurück, als sie den Brief auf ihrem Tische fand. Gewöhnt, mit ihrer alten Magd alle Hausangelegenheiten zu beraten, geriet sie in die Küche, das offene Blatt in der Hand, und sagte: „Riedlingern — ja so, Sie sind beim Essen! Sobald Sie fertig sind, kommen Sie zu mir herein!"

Die Angeredete aber, betroffen von dem Ausdruck in den Mienen ihrer Herrin, legte den Löffel hin, um ihr sofort zu folgen, und die beiden anderen trieb die Neugier auf den gleichen Pfad. „Riedlingern," begann die Kiliane, „ich muß ein junges Mädchen in mein Haus aufnehmen. Es geht nicht anders. Die Tochter meines verstorbenen Bruders in Göttingen hat kein anderes Unterkommen in der Welt, wenn ich es ihr nicht biete."

Die älteste der Mägde stand sprachlos vor Schreck, die zweite kopfschüttelnd, die dritte aber schlug freudig in die Hände und rief: „Ein junges Mädel ins Haus? Hurra! Jetzt kann's bei uns lustig werden!"

„Schmeißern, halten Sie Ihre Zunge im Zaum!" rief die Herrin ungeduldig. „Hier handelt es sich nicht um lustige, sondern um sehr ernste Dinge. Jetzt ist auch die Frau von dem Vormund meiner Nichte gestorben, und der Mann schreibt mir, es ginge nicht, daß er mit dem jungen Mädchen allein zusammen bleibe, und ob ich sie nicht haben wollte. Lieber Gott — ich hätte das Kind schon vor drei Jahren, da mein Bruder und seine Frau so rasch hintereinander starben, gar zu gern zu mir genommen, aber ich dachte, sie paßt nicht in meine Wirtschaft. Ich gab es denn auch zu, daß der Vormund, in dessen Hause Töchter waren, sie bei sich aufnahm. Wie es aber jetzt steht — wo soll sie bleiben? Mein Bruder in Gießen zählt genug Köpfe um den Tisch.

Es bleibt nichts übrig, die Charitas muß zu mir!"

„Ja, wenn's noch ginge," sagte die Riedlingern zwischen Furcht und Groll. „Hätten Sie das Stübchen neben der Küche nicht vermietet, dann könnte das Mädchen da untergebracht werden. Wo soll aber sonst Platz hergenommen werden? Sie müßten denn den Studenten 'nauswerfen, und das sollte lieber heut als morgen geschehen."

„Der Student bleibt, wo er ist," entgegnete die Herrin mit Bestimmtheit, „und Sie sind im Irrtum, Riedlingern, wenn Sie glauben, das junge Mädchen sollte nur so herumgestoßen werden! Die Tochter meines Bruders ist eine Professorstochter, und dazu in günstiger Lage, sie wird bei mir wohnen, wie sie's gewohnt ist. Habe ich sieben Stuben, die Kammern abgerechnet, so kann man auch zu zweien darin wohnen."

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft, und herein trat ein Herr in langem blauem Überrock, einen roten Regenschirm unter dem Arm. Über der weißen Halsbinde saß ein ziemlich dicker Kopf mit etwas gerötetem Gesicht, darin eine runde, etwas ins Bläuliche spielende Nase, während sich um den Mund ein Zug des Schmunzelns festgesetzt hatte, als sollte eben ein Witz unterdrückt werden. „Ach, der Herr Sekretär Rumpel!" rief die Schmeißern, indem sie dem Eintretenden einen Stuhl holte.

„Rumpel, Sie finden mich mit einer merkwürdigen Angelegenheit beschäftigt!" rief ihm die Kiliane entgegen.

„Ist gar nicht zu verkennen, da man das ganze Ministerium um die Herrin versammelt sieht," entgegnete der Gast. „Darf man denn wissen —?"

Auf einen Wink Kilianes verließen die drei Mägde das Zimmer und setzten sich in der Küche wieder zu Tische. Die Riedlingern brachte vor Erregung keinen Bissen mehr hinunter, die Kämpfern schüttelte häufig den Kopf, aß jedoch mit Gelassenheit, der Schmeißern aber schmeckte es vortrefflich, obwohl sie fortwährend dabei sprach und die Arme schwenkte, als sollte es nur gleich an den Zuwachs von Bedienung gehen. Denn, so versicherte sie, weder die Riedlingern noch die Kämpfern brauchten sich vor neuer Arbeit zu fürchten, sie allein werde den Dienst bei dem jungen Fräulein übernehmen, und das solle jetzt erst ein „Gaudium" für sie werden!

Unterdessen hatte Kiliane ihrem alten Jugendfreunde, der schon zu Lebzeiten ihres Vaters das Haus häufig besuchte, den Inhalt ihres Briefes mitgeteilt, und wie sie zwar entschlossen sei, das Mädchen bei sich aufzunehmen, ohne doch die Furcht vor einem solchen Schritt überwinden zu können.

„Hm, hm, hm!" begann der Sekretär. „Unseres guten Reinhold Tochter! Wie das liebe Kind wohl sein mag? Wie es aussehen mag?"

„Ja, Rumpel! Das ist es, was auch mir im Kopfe herumgeht," entgegnete Kiliane. „Ob die Charitas hübsch oder häßlich —? Ich kenne sie ja gar nicht. Ob sie ein gutes, anstelliges Kind oder ein verwöhntes, anspruchsvolles Ding ist? Ob sie einen soliden Charakter hat oder von flatteriger und leichter Gemütsart ist — stellen Sie sich in dem letzten Falle die Gefahr vor! Ich habe das Haus voll Studenten — zwar jetzt gerade zumeist ganz ordentliche, aber wer kann da so fest vertrauen? Ich habe jetzt schon eine wahre Angst —!"

„Angst? Wovor?" unterbrach sie der Freund. „Es wäre zum erstenmal, daß Kiliane Angst empfände! Und Kiliane wird doch weiblicher Würde und Hoheit eingedenk sein! Hat sie selbst diese Tugend nicht bewährt, da sie doch auch in diesem Hause erwachsen ist, umschwärmt von strebsamer akademischer Männerjugend —"

„Ach, das war ja mit mir ganz anders! Solange ich jung, hatte ich meinen Vater zur Seite — übrigens war ich immer eine häßliche Person und wußte, daß die Studenten über mich spotteten."

„Wie darf Kiliane sich selbst so nahe treten? Gedenkt sie nicht so mancher Rei-

gung, die ihr entgegenkam? Und wenn sie sich erinnert, was ich selbst in jener Zeit —"

„Sie kommen wieder auf Ihre alten Fabeleien, Rumpel! Als ob Sie unter meinen Verehrern gewesen wären! Gezeigt und gesagt haben Sie es mir nie. Warum haben Sie nicht rechtzeitig den Mund aufgethan?" Kiliane lachte und betrachtete den Freund mit komischer Würde.

„Rechtzeitig gesprochen?" entgegnete der Sekretär, die Augenbrauen erhebend. „Es war stets zu erwägen, wann und ob auch wohl die rechte Zeit sei. Unsereins stand noch auf bescheidenem Fuße des Werdens, die Kiliane aber wollte hoch hinaus —"

„Ach, Thorheiten, Rumpel! Ich wollte auf der Höhe bleiben, auf der ich war, nämlich zwei Treppen hoch in meinem Hause, wo ich denn auch geblieben bin. Verschonen Sie mich mit Ihren alten Späßen. Raten Sie mir lieber in meiner jetzigen Verlegenheit."

„Was ist noch zu raten, wo alles beschlossen und zwar wohl beschlossen ist? Fürs erste wird das liebe Kind von Kiliane empfangen werden und unter guter Obhut sein. Sollten sich später Verlegenheiten ergeben, dann wird immer noch Zeit zum Raten sein."

„Wenn man seinem Hauswesen seit so vielen Jahren eine bestimmte Form gegeben hat," seufzte Kiliane, „dann hält es schwer, einzugreifen und umzugestalten. Habe ich noch die Fähigkeiten, einem jungen Mädchen etwas zu sein? Manche Veränderungen werden sich nicht vermeiden lassen."

„Veränderungen — richtig! Man kommt nicht darüber hinaus," sagte der Sekretär mit schmunzelnder Bedeutung. „Und so will ich Ihnen auch die Ursache meines heutigen Besuches mitteilen. Ich komme, um Ihnen zu melden, daß auch ich mich, trotz meiner Jahre — demnächst verändern werde."

Kiliane sah ihn fragend und fast erschrocken an. „Rumpel — Sie werden doch nicht —?"

„Allerdings, ich werde! Die neue Wohnung ist auch schon gemietet, nämlich in Ihrer Nähe, nebenan bei dem Gärtner. Es ist ein ganz trauliches Heim, und die Nachbarschaft Kilianes ist auch von Belang."

„Aber bester Rumpel — haben Sie auch bedacht? Wer ist es denn?"

„Mein bisheriger Hauswirt, der mir, nachdem ich zwanzig Jahre bei ihm gewohnt habe, plötzlich gekündigt hat. Er will das Haus umbauen. Und da das Bauen in der Stadt bereits einreißt, muß eingerissen werden, auf daß man bauen könne." Der Sprecher sah seine Freundin mit schlauem Augenzwinkern an, vergnügt sowohl über sein Wortspiel, wie über den gelungenen Scherz, sie zu einer falschen Vermutung verlockt zu haben.

„Ach so!" entgegnete sie. „Nur Ihre Wohnung wollen Sie verändern?"

„In der That, das ist die Veränderung. Was hegte Kiliane sonst für Argwohn gegen mich? Wenn sie unserer Jugend gedenkt, kann sie glauben, daß ich ungetreue Gesinnungen im Alter gegen sie hegen werde?"

„Sie sind heute in Ihrer allerverrücktesten Stimmung, Rumpel, während ich mehr zu denken und zu überlegen habe und über Ihre Späße nicht wie sonst lachen kann."

Da stürmte Hans Erckmann in das Zimmer mit dem fröhlichen Rufe: „Sie werden Besuch bekommen, Fräulein Kiliane?" Die Schmeißern hatte ihm, als er zu Tisch gehen wollte, auf der Treppe das bevorstehende Ereignis hastig mitgeteilt.

Da haben wir's, dachte Kiliane ärgerlich. Das Mädchen ist noch nicht im Hause, und es geht schon los. Und mit gemessenem Tone entgegnete sie: „Der Besuch ist schon da, Herr Erckmann! Herr Sekretär Rumpel, ich stelle Ihnen hiermit meinen jüngsten Mieter vor. Es ist der Bruder des Herrn Albrecht Erckmann, den Sie ja auch gekannt haben."

Rumpel hatte von jeher mit den Studenten in Kilianes Hause anzuknüpfen

gewußt, und es verdroß ihn nicht sonderlich, wenn sie sich über ihn lustig machten. „Freilich habe ich ihn gekannt!" rief er. „Und dies ist also das Brüderlein sein — Brüderlein sein? Ei, ei, ei!"

Der Sekretär und der junge Student maßen einander mit prüfenden Blicken. In den Zügen des ersteren lag Wohlwollen und Wohlgefallen an der frischen Jugend, in den Mienen des anderen ein verwundertes Lächeln über die absonderliche Erdengestalt mit der bläulichen Nase im Gesicht.

„Jetzt aber, meine Herren," rief Kiliane, „erkläre ich die Audienz für geschlossen. Gehen Sie zu Tisch, sonst wird Ihre Suppe kalt und — meine auch!"

In der nächsten Zeit hatte nun die gute Herbergsmutter mancherlei zu thun, und machte sich noch mehr als nötig zu schaffen, um ihren neuen Gast zu beherbergen; einen Gast, der wohl ihr dauerndes Pflegekind bleiben würde. Die Einrichtung in ihrer Wohnung war bald getroffen. Der Brief, welchen sie auf ihre Einladung hin von Charitas erhielt, gefiel ihr sehr. Das junge Mädchen schrieb gewandt, in einer selbständigen Ausdrucksweise, im voraus dankbar für ihre Einwilligung, und sprach die Hoffnung aus, daß es nicht nur unter dem Schutz der gütigen Tante zu leben, sondern ihr auch etwas zu leisten hoffe. Kiliane las den Brief wiederholt und suchte sich daraus ein Bild von ihrer Nichte zu machen. So günstig dasselbe ausfiel, es kamen doch immer wieder Zweifel und Beängstigungen, die sie manche Nacht nicht schlafen ließen. Wie wird sie sein? Ist es recht, das Mädchen in ein Studentenhaus aufzunehmen? Wie werden wir miteinander auskommen? Diese Fragen, nebst manchem Seufzer, währten bis zu dem Tage, da sie ihre Nichte vom Bahnhof abholte.

Nun kam der Zug an. Kiliane schritt herzklopfend an der Wagenreihe entlang, die Aussteigenden musternd. Aber die Hast machte sie zerstreut, so daß sie keine weibliche Gestalt recht ins Auge faßte. Schon kehrte sie um, die Reihen nochmals zu überblicken, als eine junge Dame in Trauerkleidern sich ihr näherte und prüfend fragte: „Tante Kiliane? Ich bin Charitas."

Die Angeredete fuhr fast zurück vor dem Jugendglanz, der aus diesen Zügen, aus diesen Augen leuchtete, und blickte sprachlos auf die schlanke, anmutige Gestalt. Dann öffnete sie ihre Arme und rief: „O du liebes, liebes Kind! Ja, ich bin die alte Kiliane! Du sollst bei mir zu Hause sein!" Sie bemerkte, daß des jungen Mädchens Augen feucht wurden, obgleich es lächelte, und fügte hinzu: „Habe Vertrauen zu mir! Wir wollen uns ineinander zu finden suchen!"

In der ersten Stunde des Beisammenseins in Kilianes Wohnung war noch eine gewisse Fremdheit zu überwinden, ehe Nichte und Tante den rechten Ton zueinander gefunden hatten. Aber Charitas machte es ihrer Tante leicht. Sie fand für alles eine heitere Wendung, eine freundliche Bemerkung. Sie zeigte sich als eine gewandte junge Weltdame, welche in liebenswürdiger Weise zu überwinden wußte, was ihr auffiel oder sie fremd berührte. Als Kiliane ihr ihren Hausstand vorstellte, reichte sie der Riedlingern, der Kämpfern und der Schmeißern die Hand, und wußte jeder ein freundliches Wort zu sagen. Sie ließ es sich auch nicht anfechten, daß die erstere mürrisch beiseite sah und die zweite nur mit einem gewissen Rückhalt lächelte. Als ihr aber aus den Augen der dritten ein wahrer Freudenjubel entgegenlachte und die Schmeißern ihr herzhaft die Hand küßte, da nickte sie dieser noch einmal zu und hatte das Herz derselben für immer gewonnen.

Charitas meinte es aufrichtig, wenn sie die Wohnung der Tante lebhaft pries; die Reihe von großen Zimmern, darin manches alte Schaustück, eine Stube sogar mit einem Mobiliar, weiß lackiert mit Goldstreifen, noch von Kilianes Großmutter her. Und dann fand sie ihr eigenes Schlafzimmer und ihre Wohnstube einzig schön und die Aussicht durch die

Baumwipfel in den Garten ganz prächtig. Hatte sie doch bei dem Vormund in einer düsteren Straße gewohnt, da derselbe für seine Anwaltsgeschäfte den Mittelpunkt der Stadt vorzog. „Es soll uns hier alles gemeinsam sein, liebes Kind," sagte Kiliane, „aber ich wollte dir doch auch deine eigenen vier Wände einrichten, wenn dir manchmal zu Mute wäre, dich zurückzuziehen."

„Gute Tante!" rief Charitas; „die ersten Schritte durch dein Bereich zeigen mir, daß du mich verwöhnen willst!" Und dann legte sie das Bekenntnis ab, daß sie selbst in den Vormund gedrungen, sie aus seinem Hause zu entlassen und bei der Tante die erste Anfrage zu thun. Denn von ihm mußte sie ausgehen. Nachdem seine Töchter verheiratet und dann seine Frau gestorben war, habe man es auffällig gefunden, daß sie allein bei dem Vormund lebte, und obgleich weder er noch sie selbst etwas Befremdendes darin sahen, gaben wohlwollende Familien ihr den Rat, eine Änderung eintreten zu lassen. Man hätte sie hier und da nicht ungern aufgenommen, sie selbst aber wünschte denn doch lieber erst die Anfrage bei ihrer Tante, von der sie so viel Gutes gehört haben wollte.

„Ach, Kind!" entgegnete Kiliane. „Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich dich nicht gleich nach dem Tode deiner Eltern zu mir einlud. Aber sieh, bei mir war immer das Haus voll Studenten, und ich fürchtete, das — könnte dir unangenehm sein."

Charitas lächelte. „An Studenten war ich bis zu meinem siebzehnten Jahre im Hause meines Vaters gewöhnt, und ich sah sie in allen Straßen Göttingens. Hernach habe ich auf den Bällen mit ihnen getanzt, und wenn sie gute Tänzer waren, es auch recht gern gethan. Die Mehrzahl fand ich doch stets als gesittet und höflich gegen Damen. Oder — sind sie hier in Halle so schlimm?"

„Nein, nein! Das habe ich nicht gehört!" rief Kiliane. „Und in diesem Semester habe ich lauter besonders ordentliche junge Leute." Es war aber ein Punkt, der ihr aus dem Bericht ihrer Nichte plötzlich heraussprang und ihr zu denken gab. Charitas war Balldame — tanzte gern. Die Herbergsmutter konnte zur Rolle der Ballmutter aufgerufen werden, einer Rolle, die ihr neu und für den Augenblick fast beängstigend war. Aber man lebte ja noch im Anfang des Sommers, die Ballzeit stand erst in ferner Aussicht! Nachdem Kiliane ihre Nichte nach dem warmen Reisetage erquickt hatte, machten sich die Frauen bald an das Auspacken, wobei die Schmeißern sich zum Dienst meldete. Es war ein umfangreiches Gepäck von der Bahn geschickt worden, da Charitas alle ihre Habseligkeiten mitgebracht hatte, mehrere Koffer, Körbe und Kisten, deren Inhalt nicht zur Hälfte in den Schränken untergebracht werden konnte. Die Schmeißern schrie ein paarmal laut auf vor Verwunderung über die schönen Sachen, die Tante aber dachte: Wenn wir jetzt die Kleiderkammer hätten, in welcher der Student wohnt! So aber mußte der Rest vorerst auf den Boden wandern. „Was ist denn darin?" fragte Kiliane, als die Schmeißern mit Beil und Stemmeisen an dem Deckel einer schweren Kiste arbeitete.

„Meine Bücher," entgegnete Charitas, indem sie an den Wänden vergeblich nach einem Aufstellungsort für dieselben suchte. „Lassen Sie nur! Wir stellen die Kiste fürs erste in eine Ecke."

„Die Kämpfern hat unten noch das Bücherreck, das sich dazumal der Herr Albrecht Erckmann hat machen lassen, aber nicht mitnehmen wollte," rief die Schmeißern.

„O! das ist noch da?" fragte Charitas schnell, indem ihr Gesicht sich lebhafter färbte. Ebenso schnell aber wendete sie sich zur Seite, um in ein geöffnetes Schubfach zu blicken.

„Das schaff ich herauf!" fuhr die Schmeißern fort. „Es steht beim Herrn Schmidt, der gar keine Bücher hat und es nur zu seinen Stiefeln und Pfeifen benutzt."

„Aber das ist ja ein ganz verbrauchtes Stück!" entgegnete die Tante. „Was sechs Jahre lang in den Studentenstuben gestanden hat, paßt nicht zu unserem Mobiliar hier oben! Wir wollen für die Bücher schon anderen Rat finden." Im stillen aber dachte Kiliane: Also auch eine halbe Gelehrte ist meine Nichte! Freilich, ihr Vater war ja Professor und sie ist sein einziges Kind.

„Liebe Tante!" begann Charitas. „Die Luft scheint sich so schön abgekühlt zu haben, wollen wir nicht einen Gang durch deinen Garten thun?"

„Ach, Kind, an meinem Garten ist nicht viel zu sehen!" entgegnete die Tante. „Aber komm nur, damit du auch den kennen lernst."

Als sie hinuntergingen, ließ Kiliane auf dem Treppenabsatz die Blicke prüfend umhergehen, ob nicht Thüren sich öffneten und neugierige Gesichter hervorlauschten. Aber ebensowenig wie ihre Furcht sich bestätigt hatte, daß bei der Ankunft ihrer Nichte aus jedem Fenster des Hauses sich ein Studentenkopf beugen werde, ebensowenig erkannte sie irgendwo eine Thürspalte. Sie wunderte sich beinahe darüber, denn die Schmeißern hatte doch jedenfalls geplaudert.

An den Hof des Hauses schloß sich, durch einen Stacketenzaun abgesondert, Kilianes Privatgarten, der von ihren Mietern nicht betreten wurde. Ein großes Stück Land bis an den Jägerberg, eingeteilt in Gemüsebeete, durchsetzt von Obstbäumen. Blumenkultur wurde hier nicht getrieben, es blühte im Sommer, was sich von alters her ausgesät hatte, und Kiliane kümmerte sich nicht sonderlich darum. Es war der Bereich der Riedlingern, welche, da die Wirtschaft doch nur einen kleinen Teil der Produkte verbrauchte, mit verschiedenen Marktleuten in Verbindung stand und den Verkauf des Überschusses leitete. Diesen kleinen Vorteil hatte das Haus von jeher wahrgenommen und Kiliane ließ ihn gelten. Obgleich dieser Nutzgarten den Augen nichts Sonderliches bot, freute sich Charitas doch darüber, pries den ländlichen Anblick und die erquickende Luft zwischen jungen Pflanzungen. Am Ende des langen Ganges, der dieselben durchschnitt, stand eine etwas verfallene Laube von Brettern, welche nur noch zur Aufbewahrung von Gartengerätschaften diente. Hier aber sprach Charitas ihre lebhafte Freude aus über die Fülle von Rosengesträuch, welches auf Beeten und den Zaun entlang wucherte. Es waren Centifolien, denn die hochstämmigen und vielfarbigen Rosen fand man damals erst selten, und in Kilianes Grundstück war noch kein solches Stämmchen gelangt. „Das sind ja Millionen von Knospen!" rief Charitas. „In kurzer Zeit muß hier eine Herrlichkeit, eine ganze Welt von Rosen aufblühen!" Die Tante war ganz verwundert, daß in ihrem Garten etwas Schönes zu finden sei, Charitas aber fuhr fort: „Nur schade, daß das alles so ungepflegt und wild umherliegt! Dabei können die Blüten nicht zu ihrem Recht kommen. Man sollte Stöcke in den Boden schlagen und Latten darüber nageln, daß die Zweige einen Anhalt fänden und sich darüber hinlegen könnten. Deine Rosenpracht würde sich dann um vieles schöner darstellen!"

„Ja, das soll geschehen, liebes Kind," entgegnete die Tante. „Die Riedlingern hat mir niemals gesagt — also du hast Gartenliebhaberei?"

Charitas sprang plötzlich einige Schritte fort. „Sieh doch!" rief sie; „da ist ja schon eine verfrühte Rose halb aufgebrochen! Und da noch eine! Darf ich sie abpflücken? Die eine stecke ich mir vor die Brust, die andere dir! So tragen wir am ersten Tage unseres Beisammenseins Rosen aus deinem Garten, das soll uns ein fröhliches Zeichen für die Zukunft sein!"

„O du herziges Kind!" entgegnete Kiliane. „Um deinetwillen und weil du sie mir giebst, will ich denn eine Rose tragen. Sonst — wär mir's niemals eingefallen; ja, ich habe nicht einmal gewußt, daß so viele Rosen bei mir sind.

Aber du machst, daß mir die Augen aufgehen!"

Und auch in den nächsten Tagen gingen Kiliane durch Charitas über vieles die Augen auf. Sie fand, daß das junge Mädchen in jeder Bildung weit über ihr stehe, und fühlte sich doch angenehm berührt, daß ihre Nichte sich ihr überall anzubequemen wußte, nicht hinausstrebte, sondern sich mit ihr zuerst häuslich einzuleben suchte. An die Stelle der Befürchtungen trat bei der Kiliane die ihr ganz neue Anregung, welche ein liebenswürdiges junges Mädchen ihr brachte und jeder Stunde des Tages eine heitere Stimmung verlieh. Die Notwendigkeit des Trauerkleides der Nichte wollte ihr schon nicht mehr einleuchten. In Göttingen hätte sie es tragen mögen, in Halle schien es ihr ohne Belang, zumal die Tage recht warm waren und die hellen Gewänder bei der Jugend zur Jahreszeit gehörten. Überdies dachte sie ihre Nichte doch bald ein wenig unter Leute zu führen und wünschte mit ihr Staat zu machen. Charitas war denn auch bereit, eine Übergangsfarbe an die Stelle der schwarzen treten zu lassen. Da es dazu aber einiger Besorgungen bedurfte, beschloß Kiliane, mit ihr auszugehen.

Am Morgen dieses Tages, beim Frühstück, begann Charitas: „Wer ist denn nur der Sänger, der mich in jeder Frühe mit seiner hellen Tenorstimme und lebhaftem Geflöte weckt? Er muß ganz in der Nähe wohnen."

„Das ist mein jüngster Mieter, Herr Studiosus Erckmann," entgegnete Kiliane lachend. „Die Riedlingern klagt auch über sein Singen, aber verbieten kann ich es ihm doch nicht!"

Charitas stutzte, als sie den Namen des Studenten hörte, und ein leichtes Erröten flog über ihr Antlitz. „Erckmann?" fragte sie verwundert. „Ist es — Hans Erckmann?"

„Nun ja, Hans Erckmann! Ein älterer Bruder von ihm wohnte vor Jahren auch bei mir. Aber du kennst den jüngeren wohl gar?"

„O nein! Ich habe ihn nie gesehen. Aber die Familie stammt, wie du vielleicht weißt, aus Göttingen. Nach dem Tode seiner Eltern wurde der Knabe nach Schulpforta gegeben. Verwandte hat er nicht mehr in Göttingen, doch hörte ich in einer Familie einmal von ihm reden. Auch daß er die Universität in Halle bezogen. Unter deinem Dache hätte ich ihn aber nicht gesucht."

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sagte Kiliane, „daß er fast eine Woche lang nicht bei mir eingetreten ist. Sonst kam er alle Tage. Vermutlich scheut er sich vor der jungen Dame, er ist noch ein recht jugendliches Studentlein."

Tante und Nichte rüsteten sich bald zu ihrem Geschäftsgange. Der Weg vom Jägerberg durch die Große Ulrichstraße hatte für Charitas nichts Fesselndes, sie fand sogar alles recht dumpf und verräuchert. Als sie aber den Marktplatz betrat, rief sie: „Ah! Das ist schön! Das macht den Eindruck des Historischen!"

Da wurden die Damen von einem Studenten gegrüßt. Kiliane erwiderte den Gruß, Charitas aber sah den jungen Herrn kaum an, da ihre Augen sich nach der Brücke richteten, welche die beiden Hausmannstürme oben verband. „Das war ja mein jüngster Mieter, Hans Erckmann," sagte die Tante.

„Wo?" rief Charitas lebhaft und hätte sich beinahe nach ihm umgewendet. Aber sie that es nicht, sondern schritt mit ihrer Tante dem Geschäftsladen zu.

Dafür aber blieb Hans Erckmann stehen und sah den Damen nach, bis sie in der Thür verschwunden waren. Er hatte in diesem Augenblick Charitas zum erstenmal zu sehen bekommen. Nicht daß es ihm an Bemühungen dazu gefehlt, da er vor Neugier brannte, den Gast Kilianes kennen zu lernen. Aber die Riedlingern stand, ohne Auftrag zu haben, wie ein Drache vor Kilianes Wohnung und wies jeden Versuch zurück. So oft er sich der Thür näherte, fuhr sie aus der Küche und vertrat ihm den Weg. Die Fräuleins wären beim Anziehen; die Fräuleins

wären ausgegangen; die Fräuleins wären für niemand zu sprechen; das mußte er jeden Tag ein paarmal von seiner mürrisch blickenden Gegnerin hören, bis er die Versuche einstellte. Aus Rache dafür (denn er wußte durch die Schmeißern, daß die Alte sich über sein Pfeifen aus dem Fenster ärgerte) pfiff er der Riedlingern jeden Morgen sein Ständchen um so lauter und ausdauernder vor und freute sich, wenn sie in der Wut endlich ihr Küchenfenster zuschlug.

Da erhielt er eines Tages einen Brief von seinem Bruder Albrecht nebst einer Einlage ohne Aufschrift. Das Schreiben kam nicht mehr aus Madeira, sondern aus Sicilien. Der Brief an ihn war kaum zwei Seiten lang, die wohlverschlossene Einlage mußte mehr als das Dreifache umfassen. Hans Erckmann las und geriet in das äußerste Erstaunen. Er empfing brüderliche Bekenntnisse, Verhaltungsregeln, herzliche Bitten, besonders um Vorsicht und Verschwiegenheit, und den Auftrag, die dicke Einlage ganz insgeheim in eine bestimmte Hand zu geben. Nein, dieser Albrecht! rief er. Aber er fühlte sich doch angenehm aufgeregt durch die Vertrauensrolle, die er spielen sollte, und freute sich des reizenden Geheimnisses. Jetzt mußte er, trotz seiner alten Widersacherin aus der Küche, bei den Damen vorzudringen suchen, und zwar wollte er es gleich thun. Schnell zog er seinen Sonntagsrock an, sogar Handschuhe, steckte den Brief in die Brusttasche und war zum feierlichen Antrittsbesuch bei Charitas gerüstet. Aber kaum hatte er sein Zimmer verlassen, als auch die Riedlingern schon bei der Hand war und ihm den Zugang zu Kilianes Gemächern vertrat mit dem Ruf: „Es ist niemand zu Hause!"

„Vielleicht doch!" entgegnete er. „Ich höre die Damen ja eben lachen." Damit schritt er an der Alten vorüber. Diese aber fuhr dennoch zwischen ihn und die Thür und schalt ihn mit lauter Stimme einen „unverschämten" Menschen. Da trat Kiliane heraus.

„Haben Sie den Befehl gegeben, Fräulein Kiliane," fragte er, „daß mir der Eintritt zu Ihnen nicht mehr gestattet sei?"

„O nein, gewiß nicht!" entgegnete die Angeredete verwundert und mit einem vorwurfsvollen Blick gegen ihre Dienerin. „Treten Sie nur näher, Herr Erckmann, ich kann Sie gleich meiner Nichte vorstellen."

Es geschah so, und Charitas und Hans sahen einander prüfend, aber mit lächelndem Wohlgefallen an. Das Mädchen, gewandter als der Student, wußte ihn in heitere Unterhaltung zu ziehen, sprach von Göttingen und fragte, ob er noch Erinnerungen an seine Vaterstadt habe. Und dann kam sie auf Schulpforta, wußte sogar lustige Schülerstreiche von dorther, machte ihn reden und lachte über seine Unbefangenheit. Mit einemmal waren sie bei Büchern und Dichtungen, sprachen von Uhlands Gedichten und Eichendorffs „Taugenichts" und freuten sich der gleichen Geschmacksrichtung. Kiliane hörte zu und zeigte auch schweigend eine achtungsvolle Teilnahme, als es so immer „gelehrter" zwischen den jungen Leuten herging. Hans fühlte, daß ihm vor Aufregung das Gesicht glühte, noch mehr aber braunte ihn der Brief in der Tasche, doch sah es aus, als ob er ihn heute nicht mehr würde überreichen können.

Da begann die Tante: „Was ist denn nur mit der Riedlingern? Sie poltert ja in der Küche, als wollte sie alles kurz und klein schlagen!" Sie erhob sich und verließ das Zimmer.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich, als Hans seinen Brief aus der Brusttasche zog und ihn Charitas reichte, mit den vor innerer Hast beinahe gestammelten Worten: „Von meinem Bruder Albrecht — für Sie!"

Charitas errötete vor Schreck. „Um Gottes willen — Sie wissen?" Aber schon hatte sie den Brief ergriffen und geborgen, und halb verlegen, halb beglückt fuhr sie leise fort: „Albrecht hat Sie eingeweiht? Was schreibt er?"

„Mir nur wenige Zeilen, aber es steht

viel drin und — was mir große Freude macht. Er verlangt meine Beteiligung, aber Vorsicht, viel Vorsicht —"

„Darum bitte auch ich, lieber Hans — ich darf Sie doch so nennen?"

„O, sehr gern — das heißt, wenn Sie so gütig sein wollen!" Er wurde von neuem rot, fuhr aber schnell fort: „Meine Hand darauf, ich will sehr vorsichtig sein! Ich soll, so will Albrecht, Ihre Briefe an ihn empfangen und adressieren, wenn Sie sie nicht selbst zur Post geben können — es sei denn, daß Sie es anders wünschten."

„Ich will es überlegen. Aber ich muß Sie gleich um etwas — sehr Lächerliches bitten. Suchen Sie sich mit der Riedlingern gut zu stehen! Die Schmeißern hat mir schon verraten, daß die Alte Ihnen nicht sehr wohl will."

„Was gehen mich die alten Weiber an?" entgegnete Hans lachend.

„Bitte, bitte! Für unseren Verkehr wäre es nicht gut, wenn wir sie als Gegnerin dauernd zu scheuen hätten. Es ist mir sehr peinlich, auch der Tante gegenüber auf diese Heimlichkeit angewiesen zu sein, und doch muß es so sein, wenigstens noch für einige Zeit. Lieber Hans — Albrecht liebt Sie sehr und hat mir viel über Sie geschrieben — wir wollen gute Freunde werden, aber auch recht vernünftig sein! Gerade weil wir unter demselben Dache wohnen, müssen wir sehr über uns wachen. — Die Tante kommt!"

Kiliane war zerstreut und etwas erregt nach einem Gespräch, welches sie mit der Riedlingern gehabt. So sehr sie ihre alte Magd zu schonen suchte, mußte diese doch einmal gründlich zurechtgewiesen werden. Denn die Neuerung, welche auf Charitas' Vorschlag durch die Einhegung der Rosen in den Garten gedrungen war, erbitterte sie auch gegen das junge Mädchen. Der Garten sei ihr Bereich, sagte sie, und darum habe sich niemand zu bekümmern. Worauf Kiliane ihr entgegnete, auf ihrem eigenen Grund und Boden dürfe sie einrichten, was sie Lust habe, und die Riedlingern habe ihr nicht dreinzureden. Diese aber erklärte, wenn sie zu nichts mehr im Hause sei, dann werde sie ihrer Wege gehen, worauf die Herrin entgegnete, daß sie daran nicht gehindert werden solle. Dieser Austritt hatte sich in aller Kürze in der Küche abgespielt. Die Riedlingern dachte ja nicht daran, zu gehen, und Kiliane war überzeugt, daß sie nicht gehen werde, aber das in der letzten Zeit erwachsene Mißverhältnis zu der alten Magd war doch zeitweise recht verstimmend.

Hans Erdmann, welcher nicht wieder in das Fahrwasser unbefangenen Gespräches gelangen konnte, fand es geraten, sich zu empfehlen, und wurde nicht zurückgehalten. Kiliane war zartfühlend genug, ihrer Nichte zu verschweigen, daß sie selbst ein Gegenstand des Widerwillens für die Alte geworden, aber das junge Mädchen hatte es längst gemerkt und empfand es peinlich, daß ihrer Tante manches Unbehagliche dadurch erwuchs.

Noch bedenklicher aber war Charitas über das Verhältnis zu ihrem jungen Vertrauten. Der achtzehnjährige Student war fast zwei Jahre jünger als sie — jedenfalls ein guter Knabe, wohlerzogen, aber auch noch sehr unerfahren. Würde er fähig sein, die Rolle des heimlich Verbündeten, welche ihm augenscheinlich viel Freude machte, in jedem Augenblicke zu wahren? Das Geheimnis war ein unschuldiges, aber ernstes, es handelte sich um das Heiligtum ihres Herzens, und sie bebte vor dem Gedanken, daß es durch eine Unvorsichtigkeit zu früh preisgegeben werden könnte. Und auch daß vor den Augen der Tante ein geheimes Spiel getrieben werden sollte, beängstigte sie, da eine plötzliche Entdeckung das herzliche Verhältnis zu Kiliane beeinträchtigen konnte. Nichte und Tante konnten somit auch nicht gleich wieder in die gewohnten Gespräche kommen und saßen schweigend jede an einem Fenster, Kiliane mit einem langen Strickzeug, Charitas mit einer kleinen Stickerei beschäftigt.

Da fügte es sich nicht ungünstig, daß der Sekretär Rumpel eintrat, um sich als

neuer Nachbar zu melden und zugleich die Nichte der Freundin kennen zu lernen. Seine Augen wurden sehr wacker, als sie das junge Mädchen betrachteten, und seine Rede, mit der er den Gast als den neuen Morgenstern des Hauses begrüßte, gestaltete sich sehr wohlgesetzt. Charitas fühlte sich durch die Erscheinung und das Benehmen des alten Herrn so humoristisch berührt, daß sie nicht umhin konnte, ihm ins Gesicht zu lachen. Ja, es kam über sie wie ein Rückschlag gegen ihre eben noch so besorgliche Stimmung, daß sie über alles lachen mußte, was er sagte. Aber dagegen hatte er gar nichts einzuwenden, er schmunzelte ganz vergnügt, denn er war daran gewöhnt, daß man bald lachte, wo immer er sich zeigte.

„Nun, Rumpel," begann Kiliane, „sind Sie mit Ihrer Einrichtung im Gärtnerhause fertig?"

„Und jederzeit bereit, meine Räume der höheren Geselligkeit zu öffnen!" entgegnete er. „Wünsche mir auch nichts sehnlicher, als meine Jugendfreundin und die schöne Sternenjungfrau bei mir im Garten bewirten zu dürfen!"

„Damit schmeicheln Sie sich nur nicht, Rumpel!" entgegnete die Freundin gelassen. „Ich habe mit meiner Nichte noch keinen Besuch unter Leuten gemacht und werde nicht mit ihr zuerst zu einem Junggesellen gehen. Das wäre ein schöner Anfang!"

Der Sekretär nahm das nicht übel, hatte auch die Einladung nicht ernst gemeint und empfahl sich nach einer Weile, indem er die Hoffnung aussprach, sich den Damen künftig auf Spaziergängen und an öffentlichen Orten anschließen zu dürfen.

Das war nun keineswegs nach Kilianes Sinn, und Charitas lachte, nicht ohne geheimen Schauder, bei der Aussicht, sich künftig in solcher Gesellschaft öffentlich zu zeigen.

Kiliane hatte keinen großen Umgangskreis, obgleich sie in der Stadt sehr bekannt war. Die Professoren schätzten sie, sprachen in öffentlichen Gärten mit ihr, und manche liebten es, in heiterer Weise mit ihr anzubinden. Ihr eigentlicher Verkehr aber bestand doch nur aus älteren Witwen und Jungfrauen, welche sich mit einer bescheideneren Bildungsstufe begnügten. Und als sie ihre Nichte nun wirklich „unter Leute" führte, nämlich in die sommerlichen Kaffeegärten nach Wittekind oder nach der Weintraube, wo dann ein Kreis strickender und eifrig plaudernder Damen um den Tisch saß, unter welchen Kiliane wie eine Königin thronte, da erschrak Charitas, die so ganz andere Gesellschaft gewohnt war, vor der geistigen Sphäre, in der sie sich zurechtfinden sollte. Trat dann der Sekretär Rumpel, wie er gedroht hatte, wirklich dazu, von den Damen als einziger Kavalier lebhaft begrüßt, scherzend, zum Lachen herausfordernd und Heiterkeit um den Tisch verbreitend, dann konnte Charitas nicht, wie das erste Mal, über ihn lachen, sondern mit einem unterdrückten Seufzer kaum noch lächeln.

Allein das schöne Mädchen erregte Aufsehen, und an dem Tisch, an dem sie unter den Alten saß, wurde viel vorüberspaziert und gemustert. Es fehlte nicht an Studenten, welche den Platz wiederholt umkreisten. Hans Erckmann pflegte auch in der Nähe zu sein, hielt sich aber beobachtend zurück. Mit ihm hatte Charitas, da er sich täglich einstellte, schon wiederholt gesprochen und war mit seinem Betragen zufrieden. Aber sie ahnte, daß er auf einen Wink von ihr, zu einem Gespräch unter vier Augen lauerte, und es bedrückte sie, daß sie desselben, und wäre es nur auf eine Minute, in der That benötigt war.

Die drei ersten öffentlichen Damensitzungen im Freien wirkten so niederschlagend auf sie, daß sie ihre Tante dringend bat, sie künftig nicht mehr mitzunehmen. Kiliane war ganz verwundert, da sie gehofft hatte, ihr einen Genuß zu bereiten, aber ebenso gern bereit, sich fortan nur auf Spaziergänge ohne Einkehr zu beschränken. Denn Charitas war ihr mit jedem Tage lieber geworden, sie wollte ihren bescheidenen Wünschen gern

nachkommen und freute sich ihres häuslichen Sinnes.

Nun hatte Charitas seit mehreren Tagen einen Brief in der Tasche, dessen baldigen Abgang sie sehnlichst wünschte. Allein konnte sie ihn nicht auf die Post tragen, da Kiliane sie noch bei jedem Ausgang begleitete. Die Schmeißern freilich wäre spornstreichs damit an den Schalter gelaufen (Briefkästen in den Straßen gab es damals noch nicht), aber ihr durfte sie ihn auch nicht anvertrauen. So mußte sie eine unbewachte Begegnung mit ihrem Vertrauten abwarten.

Da fiel ihr eines Morgens ein, nach den Rosen im Garten zu sehen, die nun bald in Blüte stehen mußten. Auf dem Treppenabsatz der Kämpfern angelangt, hörte sie jemand pfeifend heraufstürmen, und im nächsten Augenblick stand Hans Erdmann vor ihr. Schnell den Moment wahrnehmend, zog sie ihren Brief aus der Tasche. „Dies zur Post, lieber Hans!“ rief sie flüsternd. „Machen Sie die Aufschrift! Heute noch!“

„Wird umgehend besorgt!“ rief er fröhlich, den Brief einsteckend. Und als Charitas denselben in sicheren Händen zu wissen glaubte, lächelte auch sie erleichtert und reichte dem guten Boten dankbar die Hand. „Wenn wir nur einmal recht ordentlich miteinander sprechen könnten!“ sagte Hans.

Charitas aber erschrak und wendete sich um, denn es war ihr, als hörte sie leise eine Thür gehen. Es war nichts zu bemerken, dennoch aber legte sie den Finger auf den Mund und eilte hinunter, während Hans in sein Gemach stieg.

Gleich darauf bog sich lauschend ein Kopf aus einer Thür, und die Kämpfern schlich behutsam die Treppe hinauf, um mit der Riedlingern in der Küche ein längeres Gespräch zu pflegen. Unten aber war der rote Rock der Schmeißern auch vorbeigehuscht, und jetzt trat die Trägerin desselben schnell hervor, und wie in dem Gefühl, daß es für etwas einzutreten gelte, flog auch sie hinauf in die Küche.

Von diesem Tage an fand sich für Hans Erdmann häufig Gelegenheit, mit Charitas allein zu reden. Die Tante hatte sich an das Geplauder der Jugend gewöhnt und ging ihren Geschäften nach, ohne an eine Beaufsichtigung zu denken. Auch daß sie zuweilen in den Garten spazierten, sah sie unbedenklich an. Da drangen aus der Küche dunkle Reden und Warnungen an ihr Ohr, zwar von der Schmeißern als Lug und Trug erklärt und von Kiliane ruhig abgewiesen, aber doch etwas beunruhigend. Und ärgerlich war es ihr, daß in ihrer Umgebung gelauert, beobachtet und Leumund gemacht wurde. Sie wollte nichts hören, sondern selbst mehr aufmerken.

Eines Morgens, da Hans wie gewöhnlich schon früh aus dem Fenster lehnte, sah er Charitas über den Hof und in den Garten schreiten. Hastig vervollständigte er seinen Anzug, flog hinunter und eilte den Gang zwischen den Gemüsebeeten hinauf, wo er seine schöne Hausgenossin bei den Rosen fand. Diese waren über Nacht in duftigster Herrlichkeit aufgeblüht, erst der Anfang einer wie endlos erscheinenden Blütenfülle. „Guten Morgen!“ rief Charitas ihm heiter entgegen. „Sehen Sie nur diese Schönheit in Glanz und Morgenfrische. Mein Strauß wird wundervoll!“

„Ich habe aber auch etwas zur Morgenüberraschung,“ rief er. „Gestern angekommen! Aus Neapel!“ Damit reichte er ihr einen Brief, den sie mit hoher Freude empfing und zu verbergen wußte. „Albrecht schreibt mir wieder nur kurz,“ fuhr Hans fort; „er meint, Sie würden mir das weitere wohl erzählen. Aber darin irrt er sich sehr —“

Charitas lächelte. „Hans,“ rief sie ablenkend, „haben Sie ein Taschenmesser bei sich?“

„Ja, immer.“

„Dann helfen Sie mir die Rosen abschneiden. Der Strauß wird für die Tante. Ihr Geburtstag ist heut. Es scheint sonst nicht Notiz davon genommen zu werden, aber auf meine Weise will ich ihn doch feiern.“

„Kilianes Geburtstag? Ich mache ihr auch einen Strauß zum Geschenk! Zwar von ihren eigenen Rosen —“ Charitas lachte mit ihm über die ansprechend wohlfeile Art, Geschenke zu machen, und beide fühlten sich in der fröhlichsten Morgenstimmung.

Nun aber lagen die drei Küchen auf der Rückseite des Hauses so übereinander, daß man aus ihren Fenstern gerade in den Mittelgang des Gartens und bis zur Laube hinaussehen konnte, und an diesen drei Fenstern stand zufällig die gesamte ältere weibliche Bewohnerschaft des Hauses, die Blicke scharf beobachtend auf die beiden jungen Leute in den Rosen gespannt. Oben stand die Riedlingern, welche ihre Herrin herbeigeholt hatte, damit sie sich vom sträflichen Wandel überzeuge; im mittleren Stockwerk die Kämpfern, die, seit jeher in einer gewissen inneren Abhängigkeit von der Riedlingern, alles so sah, glaubte, befolgte, wie diese es wollte. Unten aber stand die Schmeißern, ganz Wohlwollen und Herzensgunst, und doch in diesem Augenblicke von dem Wunsche beseelt, irgend einen Warnungspfiff ertönen zu lassen, denn sie witterte Unheil in den oberen Regionen. In der höchsten derselben aber eiferte die Riedlingern gegen ihre Herrin anklägerisch fort: „Und wenn es sonst nichts wäre — die Studenten gehören nicht in den Hausgarten, das haben sie nie gedurft, und der dumme Junge soll mir zum letztenmal drin gewesen sein! Und da reißen sie mir beide die Rosen ab, gerade jetzt, wo die ersten noch teuer sind. Die Rosen gehören auf den Markt, wie es immer gewesen ist, und wenn die zwei mir da Sträuße, groß wie die Besen, um nichts und wieder nichts abreißen, so giebt das eine Einbuße an der Jahreseinnahme für den Garten —“

„Die paar Pfennige kann ich noch entbehren!“ rief die Herrin mißmutig.

„Ja, ja,“ fuhr die Alte fort. „Und wenn Sie die ganze Geschichte nicht glauben wollen, so weiß ich doch, was daran ist. Sie stecken heimlich immer zusammen. Die Kämpfern hat es mit eigenen Augen gesehen, wie sie ihm auf der Treppe einen Brief gegeben hat.“

„Wenn sie doch heimlich miteinander sprechen,“ rief Kiliane, „so haben sie nicht nötig, einander noch Briefe zuzustecken! Oder wenn es geschehen ist, so wird es ein Brief nach Göttingen gewesen sein, wo sie noch Freundschaft hat.“

„Ja, so ist es auch gewesen!“ rief plötzlich die Schmeißern, welche hinter ihnen stand. „Der Herr Erckmann hat mir nachher den Brief gegeben“ — so log sie mit der ganzen Frechheit des Parteibewußtseins — „und ich habe ihn auf die Post getragen. Die Adresse des Vormunds in Göttingen konnte ich ganz deutlich lesen!“

„Es ist nicht wahr!“ schrie die Riedlingern und wies auf die Kämpfern, welche ebenfalls in der Küche erschienen war, und es entwickelte sich ein Zankduo zwischen der Alten und der Schmeißern, wie es die Küchenwände noch nicht vernommen hatten. Vergebens gebot Kiliane Stillschweigen, die Streitenden hatten zu viel gegeneinander auf dem Herzen und kamen von der Hauptsache auf ganz andere Dinge. Und als die Alte sich zu der Wendung verstieg, die Schmeißern sollte ganz stille sein, denn sie habe in früherer Zeit auch einmal „eine Geschichte gehabt“ — da ließ die Beschuldigte das keineswegs auf sich sitzen, und der Haderstoff wurde während des Gefechts immer ausgiebiger. Kiliane war höchst ärgerlich über diesen Auftritt, dessen Ende gar nicht abzusehen war. Plötzlich sagte die Kämpfern: „Da kommen sie ja!“ Im Nu wurde es still und vier Gesichter drängten sich dem Fenster zu.

Wirklich kamen Charitas und Hans Erckmann den Gang herunter, jedes mit einem großen Rosenstrauß in der Hand, nickten hinauf und lachten, als sie die vier weiblichen Köpfe zusammen im Fenster erblickten. Kiliane trat zurück und rief mit ernstem Tone: „Wer gegen meine Nichte oder Herrn Erckmann ferner etwas verlauten läßt, den jag ich aus dem Dienste!“

Aufgeregt schritt sie in ihr Zimmer, in welches sie bald darauf die beiden Angeschuldigten eintreten sah, beide in fröhlicher Unbefangenheit. Charitas flog in ihre Arme. „Tante!“ rief sie, „es ist dein Geburtstag! Tausend herzliche Glückwünsche! Laß dir's gefallen, daß ich dir den Tag ein wenig schmücke!“

Und Hans darauf: „Ich hatte kein Recht, mich an Ihren Rosen zu vergreifen, Fräulein Kiliane, aber ich bringe sie Ihnen wenigstens zurück, und wünsche, daß Sie unsere gute Herbergsmutter bleiben mögen.“

Kiliane stand wie erstarrt vor Überraschung, um aus ihrer Aufregung in den Gegensatz der Rührung und Ergriffenheit zu fallen. Man legte Wert auf ihren Geburtstag! Man beglückwünschte sie! Ihre Augen wurden feucht, als sie die beiden Sträuße empfing. Dann umarmte sie ihre Nichte und drückte die Hand ihres jüngsten Mieters herzhaft. „So einen Geburtslagsmorgen hab ich noch nicht erlebt,“ sagte sie. „Rosen — nein, das ist nie vorgekommen.“

„Und nun soll auch wirklich heut Geburtstag sein, nicht wahr?“ rief Charitas.

„Ja, ja! Herr Erckmann, wollen Sie bei uns zu Mittag speisen?“

Die Einladung wurde mit Vergnügen angenommen. Ja, die Riedlingern mußte es sich mit tückischem Schweigen gefallen lassen, daß an diesem Tage mittags noch ein viertes Gedeck aufgelegt wurde, nämlich für den sogenannten langen Kandidaten. Dieser hatte durch Hans Erckmann von der Bedeutung des Tages erfahren, und da er nun schon im vierten Jahre im Hause wohnte und mit Kiliane auf gutem Fuße stand, ging auch er hinauf, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen. So lud sie auch ihn zu Tische. Zwar dachte sie einen Augenblick: wenn die übrigen acht Studenten auch zur Gratulation kämen, so könnte es bedenklich werden. Allein das war nicht zu befahren und geschah auch nicht.

Der lange Kandidat, Namens Fritz Heyder, jetzt der älteste unter den Mietern, war der einzige im Hause, an welchen der jüngste sich näher angeschlossen hatte. Hans Erckmann kannte sie zwar alle, sprach mit ihnen, übte sich auch mit ihnen im Vorgarten im Rappierfechten, ja, er wurde auch von ihnen über die hübsche Nichte der Kiliane befragt, ohne darüber viel Auskunft zu geben. Da er oben in der Nähe der Frauengemächer lebte, häufig darin verkehrte und noch so sehr jung aussah, vermutete man, daß er zur Kiliane in Pension gegeben worden sei. Man sah ihn für studentisch nicht recht voll an und bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Der Kandidat war ihm gleich anfangs näher getreten, und Hans Erckmann hatte Fühlung zu ihm gefunden, so daß er täglich einmal bei ihm eintrat. Heyder war Theolog, ein gebildeter junger Mann, solid und fleißig, leider von schwacher Gesundheit, die er durch zu anhaltendes Studieren nicht eben verbesserte. Er hielt sich sehr zurück, doch wußte der jüngere ihn auch wohl zum Spaziergang zu überreden, wobei er dann ganz heiter sein konnte.

Und heiter ging es heute auch an Kilianes Tisch her. Charitas hatte ihren Brief gelesen, der sie glückselig stimmte, denn ein Wiedersehen stand näher, als sie erwartet hatte. Der Kandidat brachte ein Lebehoch auf die „treue Herbergsmutter“ aus, das erste, welches ihr überhaupt zu teil geworden und sie sehr bewegte. Und einmal hob Hans sein Glas, sah Charitas verschmitzt von der Seite an, und sie wußte, wem es galt, und nippte lächelnd an ihrem Glase.

Kiliane war in einer Stimmung, den Tag voll auszukosten. Sie schlug einen gemeinsamen Spaziergang vor. Und als die Gesellschaft abends heimkehrte und Charitas es so angenehm kühl im Garten fand, lud die Tante die Herren ein, in der Laube auch das Abendbrot mit ihr zu teilen. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, die Laube mußte eigentlich erst dazu in stand gesetzt werden. Aber die jungen Männer wußten zu helfen. Die Riedlingern zwar erklärte tückisch, sie

werde keine Hand rühren zu dem neuen Gastgebot, dafür rannte die Schmeißern mit doppeltem Eifer auf und nieder, und Charitas und Hans trugen mit ihr Teller, Gläser und alles Nötige, sowie endlich die Lampe hernuter. Fröhlich tafelte man, fand die Walderdbeeren köstlich, die Milch erquickend, Butterbrot und was es sonst gab, nicht minder ansprechend, die jungen Männer fanden sogar Kilianes „Naumburger“, den einzigen Wein, welchen ihr Keller lieferte, auch abends sehr angenehm, und dazu dufteten die Rosen umher fast berauschend.

Da näherte sich durch das Dunkel eine Gestalt, stand plötzlich hell beleuchtet vor der Laube und sagte mit Pathos: „Willkommen, o seliger Abend — dem Herzen, das froh dich genießt!“

Charitas fuhr zusammen, Kiliane aber rief: „Na, Rumpel, Sie konnten sich auch wohl etwas besser anmelden!“

„Was muß ich hören — von der geflügelten Botin des Hauses, genannt die Schmeißern, hören?“ so fuhr er fort. „Man feiert der Jugendfreundin Geburtstag! Und dieses Datum konnte Kiliane mir verhehlen? Soll mich nicht Wehmut überkommen, daß — ich — ich —“

„Rumpel, Sie haben dreißig Jahre lang Zeit gehabt, sich nach meinem Geburtstag zu erkundigen!“ entgegnete Kiliane mit Gelassenheit. „Sie haben es nicht gethan, wie Sie manches andere auch nicht gethan haben. Jetzt sollen Sie aber nicht mit Wehmut renommieren, sondern sich da hinsetzen, und Herr Heyder wird Ihnen ein Glas Wein einschenken.“ Der Sekretär schmunzelte in das Lachen der Jugend vergnügt hinein und trug selbst zum Vergnügen der nächsten Stunde durch seine Unterhaltung wesentlich bei.

Dieser Abend bildete den Abschluß guter Tage für eine längere Zeit. Kiliane fühlte sich ganz wohlauf, was in den letzten Wochen keineswegs der Fall gewesen, obgleich sie es ihrer Umgebung, ja sich selbst, zu verhehlen gewußt. Sie, die niemals krank gewesen, sträubte sich gegen eine Erfahrung, die ihr in den Zuschnitt ihres Lebens gar nicht zu passen schien, allein die Aufregungen der letzten Zeit mochten bewirkt haben, daß ein inneres Leiden sich plötzlich entschiedener geltend machte. Am Morgen nach ihrer kleinen Geburtstagsfeier mußte Kiliane sich krank erklären und wieder zu Bett gehen. Der herbeigerufene Arzt wollte ihren Zustand nicht bedenklich finden, da das Übel trotz der Schmerzen, die es verursachte, noch keineswegs ausgebildet sei, verlangte aber, daß Kiliane unverzüglich eine Badekur in K. antreten solle. Diese ärztliche Verordnung bereitete der braven Herbergsmutter einen gewaltigen Schreck und sie erklärte die Ausführung für unmöglich. Wie konnte sie mitten im Semester eine Badereise unternehmen und das Haus den Mägden überlassen? Selbst für den Beginn der Herbstferien däuchte ihr das ganz unthunlich. Einige Studentenstuben sollten neu tapeziert, andere neu gedielt werden, eine Hausumkehr, wie sie in jedem Jahre mit allerlei Reparaturen nötig war, stand bevor. Dazu bedurfte es ihrer Anordnung und Überwachung. Kurzum, an Reisen war nicht zu denken. Der Arzt zuckte die Achseln, wiederholte bei jedem Besuch seinen Ausspruch, Charitas bat und suchte zu überreden — alles vergebens. Auch fühlte sie sich ja schon besser, wie sie meinte, verließ das Lager und hoffte bald wieder gesund zu sein. Ihre Nichte war ihr die sorgfältigste Pflegerin, und sie empfand die Hilfe des lieben Mädchens mit dankbarem Herzen. Charitas verschwieg ihr, daß sie in der Küche, die sie nun häufiger betreten mußte, viel zu überwinden hatte, da die Eifersucht der alten Gegnerin sie oft mit der raffiniertesten Bosheit zu hindern wußte.

Da geschah es eines Morgens in Gegenwart des jungen Mädchens, daß die Riedlingern am Herde zusammenzuckte und, von einem Schlaganfall getroffen, umfiel. Charitas schrie entsetzt auf und Hans sprang aus seinem Zimmer herbei. Als er die Alte am Boden liegen sah, rief er nach der Schmeißern, welche, gefolgt von der Kämpfern, sofort herauskam. Cha-

ritas eilte zu ihrer Tante, welche den Lärm der Weiber gehört haben mußte, Hans aber faßte an und trug mit Hilfe der Schmeißern die Leblose in ihr Zimmer und auf das Lager. Die Schmeißern flog zum Arzt, während die Kämpfern bei ihrer Kameradin blieb. Der Arzt konnte nur den Tod der Alten bestätigen, indessen die Kämpfern schluchzend wiederholte, das käme nur von dem „großen Zorn" her, den die Riedlingern in der letzten Zeit Tag und Nacht in sich getragen habe.

Kiliane war doch sehr ergriffen durch den plötzlichen Tod ihrer alten Magd. War ihr dieselbe mit der Zeit auch eigentlich mehr eine Last denn eine Hilfe gewesen, so hatte sich ein äußeres Band, welches sie dreißig Jahre lang zusammengehalten, nun gelöst, und die Sorge um einen Ersatz wurde für die Herrin sehr aufregend. Sie mußte selbst wieder das Lager suchen und fühlte sich kränker als zuvor. Charitas tröstete sie, versprach, selbst die Zügel der kleinen Wirtschaft zu führen, und hoffte dieselbe mit Hilfe der Schmeißern zu bewältigen.

Die letztere war es allein, welche die Verstorbene zu Grabe geleiten konnte, wobei sie von Thränen überfloß; nicht um die Riedlingern weinte sie so sehr, sondern weil ein Begräbnis überhaupt etwas so Trauriges war und im Hause sich nun so vieles ändern mußte. Denn die Kämpfern konnte sich auch kaum rühren, da ihr der Schreck „in die Beine gefahren war", wie sie sagte. Wirklich war sie wie gelähmt, konnte die Bedienung in ihrem Stockwerk nicht mehr durchführen, und die Schmeißern mußte mit Hilfe der Wichsiers auch da nachhelfen. Kiliane fühlte sich durch diesen neuen Zuwachs von Sorge so überwältigt, daß sich an eine Reise für sie vorerst nicht denken ließ.

Nun war es einige Tage vor dem Schluß des Semesters und man fing im Hause bereits an, abzureisen. Da kam die Schmeißern eines Morgens mit der Schreckensnachricht herauf, ihr Kandidat habe über Nacht einen Blutsturz gehabt und liege auf den Tod danieder. Der Arzt, von einem der Studenten herbeigeholt, sei bereits bei dem Kranken. Hans eilte auf die traurige Nachricht hinunter, um die Pflege am Lager seines Freundes zu übernehmen. Und da nach einigen Tagen ein Zimmer unten frei geworden, quartierte er sich dort ein, um Tag und Nacht in der Nähe zu sein.

Bald wurde das sonst so belebte Haus leer und still und in jedem Stockwerk war eine Krankenstube, denn auch die Kämpfern konnte nicht mehr aufstehen. Am gefahrvollsten stand es mit Fritz Heyder. Auf eine Meldung seines jungen Freundes erschien die einzige Schwester des Kranken, welche in Erfurt verheiratet war, und bezog, da der Arzt es verlangte, das Nebenzimmer. Die Schmeißern aber fuhr wie der Wind die Treppen auf und nieder, und das Bewußtsein, daß auf ihren Beinen jetzt alles beruhe, schien ihr Flügelschuhe zu geben.

Eines Morgens wollte sie sich in der Küche, wo Charitas waltete, eben des längeren verbreiten, was die Frau Rätin aus Erfurt für eine liebe Dame sei, als Charitas ihr die Rede abschnitt: „Hier sind mehrere Rezepte, die sogleich in die Apotheke müssen. Sie thun am besten, darauf zu warten. Wie geht es heute der Kämpfern?"

„Krumm und lahm ist sie, wie gestern!" entgegnete die Schmeißern. „Daß die auch noch zu bedienen sein würde, das hätt ich nicht gedacht, obgleich ich mir schon manches gedacht habe. Sehen Sie, liebes Fräulein, auch daran ist nur die Riedlingern schuld. Ich will der Riedlingern nichts nachsagen, jetzt wo sie tot ist, aber eine niederträchtige Bestie, wie sie in der letzten Zeit geworden war, hat sie auch die Kämpfern nach sich gezogen, denn die that alles, was die Riedlingern gut hieß, und bei allem, was sie that, fragte sie erst die Riedlingern. Die Kämpfern — ich will ihr nichts nachsagen — hat gar keine ‚Inneregie' (so lautete das Wort Energie in dem Munde der

Sprecherin), und ich habe ihr oft gesagt: Kämpfern, hab ich gesagt, wenn Sie mehr Inneregie hätten, so würden Sie der Riedlingern nicht alles nachmachen! Und wenn die Riedlingern einmal stirbt, hab ich gesagt, so meinen Sie, Sie hätten nichts eiliger zu thun, als gleich hinterher zu sterben! Sehen Sie, Fräulein, so hab ich gesagt, und ist es nicht beinah so gekommen? Jetzt liegt sie schon, und wer weiß —"

„Liebe gute Schmeißern!" unterbrach Charitas den Redestrom der Sprecherin. „Machen Sie, daß Sie in die Apotheke kommen! Der arme Herr Heyder muß die Arznei unverzüglich haben!"

„Herr du mein, daß ich auch das Maul nicht halten kann!" rief die Botin und eilte die Treppe hinunter.

Nicht lange darauf kam Hans Erckmann, um Charitas guten Morgen zu sagen und sich nach Kilianes Befinden zu erkundigen. „Sie kommen mir sehr gelegen, lieber Hans!" sagte sie. „Ich habe ein Suppenhuhn für unsere Kranken aufzusetzen, finde aber kein Kleinholz, um Feuer zu machen. Bitte, spalten Sie mir gleich etwas Holz, hier ist ein Beil dazu! Aber da ist ja auch kein Wasser in den Eimern! Nun, spalten Sie nur, ich gehe unterdessen nach Wasser."

„Sie wollen zwei Eimer Wasser vom Hofe herauftragen?" rief Hans. „Warum nicht gar! Mir die Eimer! Bleiben Sie nur bei Ihrem Suppenhuhn! Erst hole ich Ihnen Wasser, dann spalte ich das Holz — reizende Ferienarbeiten!" Und in der Thür stehen bleibend, fuhr er mit erwachendem Übermut fort: „Charitas! Wenn der Albrecht Sie so sähe! Denn jetzt sind Sie die Herbergsmutter geworden. Ich freilich nur so etwas wie Hausknecht in der Herberge. Aber was thut man nicht für so eine Herbergsmutter!"

Charitas lächelte, und doch war ihr traurig und weh zu Mute. Selbst die Aussicht auf ein beglückendes Wiedersehen wurde getrübt durch die Furcht, daß dasselbe in Tage fallen könnte, die vielleicht einer noch traurigeren Pflicht, als sie jetzt ausübte, gehörten. Denn Kiliane wurde von Tag zu Tag hinfälliger. Suchte man ihr gleich die Lage in den übrigen Krankenstuben möglichst gefahrlos darzustellen, sie witterte doch die Wahrheit und empfand es bitter, nicht selbst hilfreich eingreifen zu können.

Eines Tages zog Kiliane ihre Nichte näher an sich, hielt ihre Hand fest und begann: „Du liebes Kind! Ich habe dich nur so kurze Zeit bei mir gehabt, und du bist mir mit jedem Tage lieber geworden. Wie brav du bist, das haben mir die letzten Wochen erst recht gezeigt. Und nun wird es mir recht schwer, dich zu verlassen. Was soll aus dir werden so allein auf der Welt? Zwar für dein äußeres Leben ist gesorgt, denn du wirst meine Erbin, aber du bist noch so jung — wo wirst du bleiben?"

„Liebe, gütige Tante!" rief Charitas, indem sie sich vor dem Lager auf die Knie niederließ. „Ich hoffe, wir bleiben noch beisammen! Du wirst genesen, und dann — ach, gute Tante, ich will dir ein Bekenntnis thun — obgleich ich es eigentlich nicht darf — aber vielleicht zerstreut es deine Sorge um meine Zukunft. Laß dir sagen — ein geliebter, teurer Mann wird meine Stütze sein — ich bin ihm verlobt für das Leben —"

„Ach, um Gottes willen!" rief Kiliane erschreckt, denn ein Verdacht richtete sich plötzlich doch auf ihren jüngsten Mieter. „Wer ist es denn?"

„Du wirst ihn schätzen lernen und kennst ihn schon. Es ist Doktor Albrecht Erckmann!"

„Der Albrecht? Der? Ach, Gott sei Dank! Ja, das ist freilich einer — aber weshalb hast du mir das nicht eher gesagt?"

„Es ging nicht, liebe Tante! Unser Verhältnis ist so eigentümlich! Wir haben uns noch niemals als Verlobte gesehen, haben uns noch niemals die Hand gegeben, wir wissen noch nicht, wie Brautleuten zu Mute ist, wenn sie beieinander sind."

„Na, das versteh ein anderer!" sagte

die Kranke, und mit erwachendem Humor fuhr sie fort: „Ihr werdet ja nicht durch ein Heiratsbureau zusammengekommen sein!"

Charitas lächelte. „Nein, aber durch Briefe. Laß dir erzählen! Es war im vorigen Winter in Göttingen, als ich Albrecht Erckmann kennen lernte. Es entging mir nicht, daß er mir gut sei, und ich verhehlte ihm durch mein Betragen auch nicht, daß ich mich ihm gegenüber in dem gleichen Falle befände. Der Augenblick, daß wir es uns eingestanden, konnte jeden Tag kommen. Und doch wollte kein Tag uns die Gunst eines Augenblicks unter vier Augen gewähren. Da erfahre ich, daß Doktor Erckmann plötzlich abgereist sei. Ich war sehr befremdet und — recht traurig darüber. Aber nicht lange! Denn bald darauf erhielt ich einen Brief von ihm, den ersten, der mir seine Handschrift zeigte. Er war schon in England geschrieben. Der Prinz nämlich, welcher ihn zum Reisebegleiter und Arzt wünschte, hatte gleich auf ihn Beschlag gelegt, und so mußte er ohne Aufenthalt mit ihm abreisen. Und was sonst in Albrechts Briefe stand — es war ja die Hauptsache! — das, liebe Tante, brauche ich dir nicht auseinanderzusetzen. Er liebt mich, er fragte, ob ich Herz und Mut besäße, mit ihm verbunden durch das Leben zu gehen. Ja, ich hatte Herz und Mut und werde beides für ihn behalten! So antwortete ich ihm, und so sind unsere Briefe hin und her durch die weite Welt gegangen. Aber wie hätte ich indessen schon von meiner Verlobung sprechen dürfen? Habe ich mit ihm selbst doch eigentlich noch nicht davon gesprochen. Und Albrecht denkt auch so. Er will erst selbst kommen und bei dir um meine Hand werben."

„Das ist brav!" sagte Kiliane. „Aber wie ging das zu mit den Briefen? Wie erlangtest du sie? Da fällt mir ein — der kleine Bruder war wohl gar im Einverständnis? Jetzt geht mir ein Licht auf! Das Ganze war eine abgekartete Geschichte!"

„Von mir nicht, liebe Tante! Albrecht hat mir später brieflich gestanden, daß er wirklich von Anfang an die Fäden sehr intrigant gesponnen. Da in Göttingen schon eine Zeit lang von meiner möglichen Übersiedelung zu dir gesprochen wurde, bestimmte Albrecht seinen Bruder, für alle Fälle bei dir Wohnung zu nehmen. Der gute Knabe ist ganz unschuldig in die Falle gegangen. Erst als ich bei dir war, eröffnete Albrecht ihm das Geheimnis und machte ihn zum Vermittler unserer Briefe. Ich war anfangs sehr erschrocken darüber und hatte manche Angst auszustehen wegen des jungen Verbündeten."

„So war also die Sache. So — so!"

„Bist du mir böse?" fragte Charitas, ihre Tante mit bittenden Augen ansehend.

„Böse? Dir? Nein, Kind! Das ist ja Freude, die helle Freude! Und jetzt möchte ich erst recht nicht sterben, nein! Ich will auf deiner Hochzeit sein, will euch die Wirtschaft einrichten, ich will — ich bin vielleicht noch nötig auf der Welt, und so will ich auch wieder gesund werden. Und jetzt werde ich auch gesund — mir ist in diesen Augenblick schon so wohl zu Mute — das macht die Freude! Wann kommt denn dein Schatz — aber nein, so darf ich ihn noch nicht nennen, den Herrn Doktor! Na, dem will ich sein Intriguenspiel noch heimgeben!" Kiliane stand nach ein paar Stunden auf und fühlte sich in den nächsten Tagen geistig und körperlich schon freier und kräftiger.

„Ja," sagte die Schmeißern zu Herrn Rumpel, der sich nach dem Befinden der Freundin erkundigte. „Ja, die Kiliane, die hat Inneregie, und das wußt ich ja, daß sie wieder auf die Beine kommen würde. Und mein armer Kandidat, der Herr Heyder — ja, zum Arbeiten und Studieren hat er auch seine Inneregie, aber zum Gesundwerden reicht sie bei ihm doch nicht aus!" Der Sekretär Rumpel, obgleich der nächste Nachbar und seit so langer Zeit wie zum Hause — wenn auch mehr als ein fröhlicher Luxusartikel — gehörig, fühlte sich mit Be-

trübnis jetzt persönlich abgeschnitten von allem, was darinnen vorging. Aber die Schwelle betrat er doch jeden Tag ein paarmal und wartete geduldig, bis der Arzt oder die Schmeißern oder auch Hans Erckmann heraustrat. Sein Schmunzeln war ein bedenkliches, fast trauriges geworden, seine geschmückte Ausdrucksweise aber, mit der sein Reden einmal verwachsen war, blieb dieselbe, und in dieser fragte er besorglich nach den Zuständen Kilianes, des Kandidaten, sogar der Kämpfern. Die Nachrichten über die erstere lauteten ja nun schon tröstlicher, und doch seufzte er, denn er sah voraus, daß eine neue Ordnung des Hauses bevorstehe — und die alte war doch, nach seiner Meinung, so schön gewesen.

Eines Tages im August war nach großer Hitze ein Gewitter gekommen, welches sich bald in einen ruhigen breiten Regen ausgab. Da sah die Schmeißern auf einem Tische im Vorgarten ein paar Rappiere liegen. Hans hatte sich abends zuvor mit einem Kameraden, der ihn besuchte, im Fechten geübt und die Waffen draußen vergessen. Die Schmeißern aber, sorglich jedes Eigentum ihrer Studenten behütend, sprang hinaus, um die Waffen zu holen, auf daß sie nicht rostig würden. Wieder auf der Schwelle angelangt, hörte sie Tritte und sah einen Herrn unter dem Regenschirm heraufkommen und gerade auf sie zuschreiten. Es war ein stattlicher junger Mann mit leicht gelocktem Vollbart und von Reiselust frisch gefärbtem Angesicht. Er trat ein, nickte ihr zu und sah sie wie fragend an. Sie starrte gegenfragend in seine Züge, als ob sie in ihrer Erinnerung suchte, wobei sie unwillkürlich die beiden Rappiere an die Brust drückte. Der Fremde fing an zu lachen: „Aber, Schmeißern — Sie stehen ja da, wie die Jungfrau von Orleans vor ihrem letzten Waffengange! Kennen Sie mich nicht mehr?"

Sie erkannte seine Stimme und jetzt auch seine Züge. „Heiliges Freudendonnerwetter!" rief sie, „das ist ja unser Herr Erckmann!"

„Freilich, alte Seele!" entgegnete er, ihr die Hand schüttelnd. „Wie sieht es im Hause aus?"

„Ach, Herr Erckmann — ganz miserabel! Die Kiliane ist ja krank! Die Riedlingern ist tot, die Kämpfern krumm und lahm und mein langer Herr Kandidat liegt auf den Tod!"

„O! o!" rief Albrecht Erckmann mit ernsterem Gesicht. „Das ist ja viel auf einmal! Aber ist nicht sonst noch jemand im Hause — wie geht es da —?"

„Ein junges Fräulein haben wir noch, die Nichte der Kiliane, Charitas geheißen. Das ist ein wahrer Engel an Leib und Seele und sorgt und schafft für alle."

Über das Antlitz des jungen Mannes flog ein lebhafteres Rot und seine Augen glänzten heller. „Das freut mich! Das freut mich! Und mein Bruder?"

Hans trat aus dem unteren Krankenzimmer, gelockt von der bekannten Stimme, und flog jubelnd in Albrechts Arme. Die Schmeißern stand wie in lächelnder Andacht bei der Betrachtung dieses brüderlichen Willkommens, und als hätte sie das Bedürfnis, auch etwas zu umarmen, drückte sie die Rappiere nochmals an die Brust.

„Laufen Sie, Schmeißern," rief darauf Hans, „und sagen Sie der —"

Aber Albrecht legte schnell die Hand auf den Mund des Sprechers, so daß kein Name über die Lippen desselben kam. „Nein!" sagte er. „Es braucht noch niemand von meinem Besuche zu wissen. Und da, wie ich höre, ein Todkranker im Hause ist, so ziemt es sich wohl, daß ich als Arzt zuerst bei diesem vorspreche."

„Ja, ja, der Herr Medizinalrat ist auch eben bei ihm drin!" sagte die Schmeißern.

„So, der Arzt ist bei ihm? Dann will ich doch vorerst nicht eindringen, aber —"

Die Stubenthür öffnete sich und heraus trat die Frau Rätin, die Schwester des Kranken, und fragte in bescheidenem Tone: „Könnte dieses Rezept wohl nach der Apotheke gebracht werden?" Die Schmeißern griff sogleich danach, reichte

Hans die Waffen, welche sie noch nicht abgelegt hatte, und flog aus dem Hause. Sie wäre auch im stärksten Regen fortgeeilt, dieser aber hatte aufgehört, und die Sonne schien wieder hell.

„Jetzt, mein Hans, wie fangen wir es an?" begann Albrecht, der eine so ganz andere Lage der Dinge im Hause vorfand, als er erwartet hatte. „Charitas ist doch wohl am Krankenlager der Kiliane?"

„Die Kiliane ist ja bereits aufgestanden — gesprochen habe ich sie freilich noch nicht. Aber Charitas ist jedenfalls in dieser Stunde in der Küche. Sie kocht selbst für die Patienten. Komm nur mit herauf! Wie sehr wird sie sich freuen!"

„Lieber Junge, ihre Freude kann nicht größer sein als die meinige — und doch, sie jetzt gerade in der Küche aufsuchen —" Es drängte ihn zwar mit aller Macht eines liebenden Herzens zu Charitas hin, sie hätte sein mögen, wo sie wollte, und doch zögerte er, in einer gewissen Besorgnis, der Geliebten durch einen unrichtigen Schritt zu mißfallen. Ihr Verhältnis war ein so zartes und eigentümliches. Er hatte Charitas bisher nur in der gewähltesten und gebildetsten Gesellschaft gesehen, wo sie durch ihre Anmut und ihr geistiges Leben eine Art von Mittelpunkt unter alt und jung bildete. Sie war, wie er erkannte, freiwillig aus ihrer Sphäre herabgestiegen, und er schätzte sie darum nur noch höher, aber sie zum erstenmal als Braut in Kilianes Küche zu umfangen, erschien ihm um Charitas' selbst willen nicht thunlich.

„Warte! Ich will einmal zusehen!" rief Hans, indem er die Treppe hinaufsprang. Aber schon auf dem ersten Absatz kehrte er um und zurück. „Sie ist im Hausgarten!" rief er. „Dort durch das Fenster habe ich sie gesehen. Sie pflückt grüne Petersilie für die Mittagssuppe."

Albrecht hastete die Stufen hinan, und durch das Fenster sah er Charitas niedergebückt an einem Beete. Sein Herz klopfte mächtiger bei ihrem Anblick. „Bleib du zurück!" rief er. „Kann es denn nicht anders sein, so suche ich sie mir in der grünen Petersilie!"

Er eilte über den Hof, stand in der Gartenthür — sie erkannte ihn, sprang errötend auf, und das Glück der nächsten Viertelstunde entzieht sich jeder Schilderung.

Als die Botin aus der Apotheke zurückkehrte, fand sie Charitas bereits wieder in der Küche, die verschiedenen Mittagssendungen für die Krankenzimmer abteilend — zwar etwas aufgeregt und beinahe zerstreut, aber mit so heiter glänzenden Augen, daß die Schmeißern sagte: „Na, Fräulein, wenn ich einmal krumm liegen müßte und Sie sähen mich so an, ich spränge schon dadurch ganz gesund wieder auf die Beine! Aber habe ich heut eine Freude gehabt! Des Herrn Erdmann älterer Bruder, der früher auch bei uns gewohnt hat, ist dagewesen! Den sollten Sie kennen! Es ist gut, daß ich schon vierzig Jahr alt war, wie der dazumal ins Haus kam."

Charitas wendete sich errötend zur Seite. „Haben Sie bei der Frau Rätin schon gedeckt?" unterbrach sie die Schwätzerin. „Dann eilen Sie, hinunterzutragen, was ich hier zurechtgestellt habe! Dies hier ist für die Kämpfern. Bei der Tante decke ich selbst."

Die junge Braut hatte Augenblicke unnennbarer Freude nur als eine kurze Bestätigung ihres Glückes empfangen, aber für sich nicht ausbeuten wollen. Denn ein starkes Pflichtgefühl gebot ihr, jetzt, wo so viel Verantwortung auf ihr ruhte, nicht zuerst an sich selbst zu denken, sondern für ihr Hospital zu sorgen. Und Albrecht, so viel er dabei zu überwinden hatte, wollte sie daran nicht hindern. Er schied von ihr in gehobenster Stimmung und nahm seinen Bruder und Verbündeten mit sich.

Charitas schwankte, ob sie ihrer Tante Albrechts Ankunft schon melden sollte, denn diese fühlte sich wieder recht unbehaglich und brauchte ihre Hilfe. Überdies wurde Kiliane von trüben Gedanken in die Zukunft gepeinigt und aufgeregt.

Die Riedlingern war tot, die Kämpfern vorerst invalid, die Einrichtung des Hauses konnte nicht in früherer Weise fortbestehen. Wo sollte sie zum Ersatz ein paar neue ältere Dienerinnen hernehmen (denn mit jüngeren wollte sie erst recht nichts mehr zu schaffen haben) jetzt, da sie, an das Zimmer gefesselt, keine Erkundigungen einzuziehen vermochte? Und darüber konnten die Ferien vergehen und das Haus war nicht gesäubert und ausgebessert! Wie sollte sie in das Wintersemester eintreten? Die arme Herbergsmutter war in der übelsten Lage, denn sie fühlte sich ratlos. Solange die alte Form ihres Haushalts bestanden, wußte sie sich als ruhig wirkende Macht darin, thatkräftig und allen Widerwärtigkeiten gewachsen. Nun aber war diese Form gebrochen und ihre eigene Fassung damit erschüttert. Gern hätte sie sich mit jemand beraten — wer aber war dazu geeignet? Rumpel, der Jugendfreund, konnte nicht ernstlich in Betracht kommen. Mit ihren weiblichen Bekannten hätte es nur ein endloses Geschwätz gegeben, das wußte sie, denn sie übersah sie alle. Und der Hausarzt gab ihr Ratschläge, die sie von sich wies, über die sie sich sogar ärgerte. Ein fremder, recht durchgreifender Wille, der ihr Respekt einflößte, hätte ihr in ihrer Lage vielleicht helfen können. Freilich kam Kiliane dieses Auskunftsmittel nicht in den Sinn, und wäre es geschehen, so würde sie sich erst recht davor gefürchtet haben. Und dann quälte es sie, daß Charitas so viel zu thun hatte, was ihr gar nicht zukam, und sie wunderte sich nur, daß das liebe Mädchen sich über nichts beklagte und ihr stets ein heiteres Gesicht zeigte. Heute ganz besonders, da sie mit ihr zu Tische saß. „Du hast gewiß einen Brief von deinem reisenden Doktor erhalten!“ sagte sie. „Ich wünschte, er bliebe noch eine Weile unterwegs! Denn wie ich jetzt bin, möchte ich ihm nicht entgegentreten. Ich hätte auch keine rechte Freude davon. Muß ich doch in schlaflosen Nächten immer denken: Jetzt ist er da und holt dich von mir weg! Und ihr seid plötzlich verheiratet und geht in die Welt, und ich sitze hier ganz allein, und was das Schlimmste ist, ihr könnt mich nicht brauchen, weil ich nutzlos geworden bin! Ach, es wär am besten, ich stürbe nur bald!“

Charitas fand freundliche Worte, sie zu beruhigen, hütete sich aber wohl, ihr heute schon die Heimkehr ihres Bräutigams anzukündigen. Nachmittags jedoch, als sie ihren jungen Vertrauten die Stiege heraufkommen hörte, eilte sie ihm entgegen, um ihm ein in der Eile hingeworfenes Brieschen für Albrecht zu übergeben. Ein gleiches hatte Hans ihr zu bringen. Es stand nur ein herzlicher Gruß darin und die Nachricht, daß Albrecht noch heute den Hausarzt besuchen wolle, um sich von ihm über Kilianes Zustände eingehend unterrichten zu lassen.

Der junge Arzt kannte den Medizinalrat, der das Haus der Kiliane seit einem halben Menschenalter besuchte, von seinen Universitätsjahren her. Wenn er ihn gegen eigene Leibesgebresten niemals nötig gehabt, so hatte er sich in Krankheitsfällen von Hausgenossen ihm zu nähern gewußt und war durch ihn in mancherlei ärztliche Dinge eingeweiht worden. Und nachdem das auch diesmal in vertraulicher Weise geschehen, sah Albrecht ein, daß er nicht ohne geheime Umtriebe werde wirken können, und daß er dazu seiner Gönnerin, der Schmeißern, notwendig bedürfe. Mit dieser hatte er denn noch desselben Tages ein eingehendes Gespräch. Die Schmeißern, welche die ganze Tragweite ihrer Mitwirkung sofort begriff, zumal auch für sie selbst einiges davon abhing, war im Nu bereit, ihre Beine zu schwenken, und war auch keinen Augenblick ratlos, wohin sie ihren Weg zu richten hatte. Vorher aber mußte sie den jungen Arzt erst zur Kämpfern führen, in deren Krankenstube Albrecht eine Kur ausübte, welche später zur Sprache kommen soll.

Als Kiliane tags darauf grübelnd und verstimmt in ihrem Lehnstuhl saß, trat der Medizinalrat bei ihr ein. „Nun, es

wird Sie freuen," sagte er, „eine gute Nachricht zu hören. Das Befinden Ihres Herrn Studiosus Heyder hat sich so gebessert, daß seine Schwester ihn in einigen Tagen mit sich nach Erfurt nehmen kann. Seine völlige Genesung ist nun wohl gesichert."

„Gott sei Dank!" rief Kiliane. „Das hat auch wie ein Alp auf mir gelegen!"

„So wird sich nach und nach auch jeder andere Druck verlieren!" fuhr der alte Herr fort. „Und so kann ich denn getrost auch meine Bade- und Erholungskur antreten. Für diese Zeit von drei bis vier Wochen lasse ich Ihnen meinen Assistenten zurück, einen sehr geschickten jungen Arzt, dem Sie durchaus vertrauen dürfen. Treten Sie doch näher, Herr Doktor Erckmann!"

Kiliane erschrak fast beim Anhören dieses Namens und erkannte den aus dem Nebenzimmer Eintretenden nicht sogleich. Albrecht aber ging auf sie zu (während der Medizinalrat sich schweigend empfahl) und reichte ihr die Hand. „Ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen!" begann er, „und bedaure nur, Sie nicht so wohlauf zu finden, als ich Sie sonst gekannt habe."

„Ja, sind Sie's denn wirklich, Herr Erckmann?" entgegnete Kiliane verwundert. „Und Sie kommen als — Arzt zu mir?"

„Und ich hoffe, Sie bald hergestellt zu sehen. Der Herr Medizinalrat hat mich über Ihr Leiden unterrichtet und ich bin mit seinen Anordnungen im ganzen einverstanden. Vor allem rate ich Ihnen jetzt —"

„Aber, Herr Erckmann — Sie haben mir doch gewiß noch ganz andere Dinge zu sagen?"

„Die Pflicht des Arztes geht allem anderen vor."

„O, Sie hinterlistiger Charlatan!" rief Kiliane zwischen Ernst und Scherz. „Wo ist meine Nichte?"

„Gar nicht weit!" entgegnete Charitas, welche hinter ihrer Tante bereits eingetreten war. Halb in holder Verschämtheit, halb in strahlendem Glück eilte sie jetzt herbei, ließ sich vor Kiliane auf die Knie nieder und umschlang sie mit beiden Armen.

Diese schickte ihre Blicke zwischen Charitas und Albrecht prüfend hin und her, dann sagte sie: „Kind, deine Umarmung ist bei mir wohl an die falsche Adresse gekommen! Jetzt thut mir den Gefallen und umarmt und küßt euch einmal, damit ich es sehe!"

Die Glücklichen thaten ihr gern den Gefallen, und ihre Umarmung währte gerade lange genug, daß Kiliane sich das Bild einprägen konnte. „So!" sagte sie. „Ihr habt also jetzt endlich eure persönliche Bekanntschaft gemacht. Und nun, Herr Doktor, werben Sie bei mir um die Hand meiner Nichte!"

Albrecht that es in einfachen, aber herzlichen Worten, durch welche Kiliane sehr bewegt wurde. Sie nahm die Hände der Liebenden, legte sie ineinander und sagte mit feuchten Augen: „So habt euch denn! Aber vergeßt bei eurem Glück die alte Kiliane nicht ganz!"

Charitas umarmte sie mit lebhaften Versicherungen ihres Dankes und ihrer Liebe, während Albrecht der Tante die Hand küßte. Und nachdem das Ergreifende des Auftritts sich etwas beruhigt hatte, rief Kiliane: „Nun aber — der Vormund!"

„O, der ist bereits gewonnen!" entgegnete Albrecht, indem er einen Brief aus der Tasche zog. „Hier seine Einwilligung schwarz auf weiß!"

Kiliane schlug die Hände zusammen: „Also auch das schon ergattert. Nein, dieses Liebhabervolk ist doch ein hinterlistiges Gelichter!"

„Doch nun lassen Sie mich als Arzt reden!" sagte Albrecht. „Wollen Sie gesund werden, Tante Kiliane?"

„Das ist ja jetzt mein größter Wunsch!"

„Dann müssen Sie sofort Ihre Badekur antreten! Heut ist Montag, spätestens Donnerstag reisen Sie!"

„Warum nicht gar! Wie kann ich denn jetzt fort, da nichts im Hause geordnet

ist? Ich würde keine ruhige Stunde haben unterwegs und immer nur denken, wie es im nächsten Semester werden soll."

„Es sind erst vierzehn Tage vergangen, die Ferien dauern noch fast zwei Monate. Einen davon rechnen Sie auf Ihre Reise, dann bleiben Ihnen noch vier Wochen zur Hausumkehr und zum Anwerben neuer Bedienung."

„Liebe Tante," begann Charitas, „mußt du denn das Haus gerade an Studenten vermieten? Warum nimmst du nicht Familien auf? Dann fällt die Last der Bedienung für dich weg."

Kiliane seufzte: „Ach, Kind, daran habe ich auch wohl schon gedacht, aber es geht nicht. Das Haus ist für lauter einzelne Leute gebaut, immer Stube und Kammer, und die Zimmer haben keine Verbindung untereinander. Da müßten erst Thüren durchgebrochen werden und hernach gäbe es doch keine Wohnungen für anspruchsvollere Familien. Ich kriegte nur kleine Leute herein, und davor soll mich Gott bewahren! Nein, nein, die Einrichtung muß nun schon so bleiben oder — Doktor! Mit der Badereise lassen Sie mich zufrieden!"

„Keineswegs!" entgegnete Albrecht mit Bestimmtheit. „Ich dringe nur um so ernstlicher darauf, denn Sie würden die Folgen Ihrer Weigerung hart zu büßen haben. Und überdies muß auch für Charitas etwas geschehen. Die ungewohnte und angestrengte Thätigkeit für die Krankenstuben, noch dazu in diesen heißen Sommertagen, hat sie sehr angegriffen. Eine Erholung ist für sie unbedingt nötig." Charitas sah ihren Bräutigam überrascht an. Sie fühlte sich gesund und frisch und wollte eben jedes Bedürfnis nach Erholung für sich ablehnen, als ein Blick Albrechts ihr sagte, daß er etwas im Schilde führte. Sie lächelte kopfschüttelnd, er aber fuhr fort: „Sehen Sie unsere Charitas nur einmal ordentlich an! Die Aufopferung für alle hat ihre sonst so blühende Gesichtsfarbe ganz verblaßt! Sie darf in diesem Zustande nicht in den Winter hinein!"

Kiliane machte große Augen. Ihre Nichte war auch leidend? Und das liebe Mädchen hatte nicht darüber geklagt! Daß sie für alle thätig gewesen, wußte und anerkannte die Tante, ja sogar mit Bedauern. Und obgleich Charitas beschämt errötete, fand Kiliane jetzt wirklich, daß sie eigentlich recht elend aussehe. „Das ist freilich etwas anderes!" sagte sie. „Das verändert die Sache. Nun werden wir uns wohl entschließen müssen —"

In diesem Augenblick steckte die Schmeißern den Kopf zur Thür herein. Albrecht warf ihr einen fragenden Blick zu, den sie mit triumphierender Miene entgegnete.

„Was ist denn, Schmeißern?" fragte Kiliane.

„Darf ich hereinkommen?"

„Wenn Sie etwas bringt, was der Rede wert ist."

„Der Rede wert ist's schon!" rief die Eintretende. „Ich weiß jetzt, wie die Riedlingern zu ersetzen ist und alles noch besser werden kann, als es gewesen ist. Da meldet sich ein rüstiges und ordentliches Ehepaar, der Mann heißt Schlosser und ist gelernter Gärtner. Auf die Art wäre auch für den Garten gesorgt. Sie haben freilich zwei Söhne, aber der eine ist in der Papiermühle, der andere beim Tischler in der Lehre. Wenn Sie den Leuten die zwei Stuben, Kammer und Küche nach dem Hofe hinaus geben, so kann die Schlossern auch die Aufwartung unten bei den Studenten übernehmen." Die Schmeißern brachte einen fertigen Plan mit, den sie in aller Ausführlichkeit darlegen konnte. „Ich ziehe hinauf und hantiere bei den sechs Studenten eine Treppe hoch. Dann bin ich Ihnen auch näher, wenn es was zu besorgen und zu laufen giebt. Dann bleibt die Kämpfern für Sie hier oben. Kochen kann sie ja, das hat sie der Riedlingern abgelernt. Und so ist alles in Ordnung. Die Schlossern ist auch schon da — soll ich sie heraufrufen?"

„Nur nicht gleich kopfüber!" rief Kiliane. „Man wird doch überlegen dür-

fen?" Allein der vorgetragene Plan für die neue Hausordnung hatte etwas so Annehmbares, daß es der Überlegung kaum bedurfte. „Nur eins," so wendete Kiliane ein. „Wie können wir schon so bestimmt auf die Kämpfern rechnen? Die liegt ja doch gelähmt danieder!"

„Die Kämpfern?" rief die Schmeißern vergnügt lachend. „Die Kämpfern kann ja wieder laufen! Ja, seit gestern geht sie am Stocke und heute schon viel besser. Und das hat der Herr Doktor Erckmann zuwege gebracht!" Die Hausherrin richtete ihre Blicke mit Erstaunen auf Albrecht, die Sprecherin aber fuhr fort: „Ja, erst gestern! Der Herr Doktor kam und sagte zur Kämpfern, sie solle augenblicklich aufstehen, denn das Liegen im Bett sei nichtsnutzige Faulenzerei! Und wenn sie nicht gleich aufstände und am Stocke sich im Gehen übte, so würde er sie ins Spital schaffen lassen. Und morgen würde er wiederkommen und dann müsse sie laufen können. Auftreten! sagte er. Tüchtig auftreten! Und das hat er so laut gesagt und sie dabei so angefaßt, daß der Kämpfern ganz angst vor ihm wurde. Und wie er weg war, so half ich ihr aufstehen, aber wie nun kein Stock da war, so fiel mir ein, daß der Herr Schmidt seinen Ziegenhainer hat stehen lassen, den die anderen immer die Herkuleskeule nennen. Den holte ich ihr und sie fing an, daran zu humpeln und hernach zu gehen, und heute spaziert sie schon mit dem Herrn Schmidt seinem Ziegenhainer aus einer Stube in die andere und meint selbst, daß sie jetzt bald wieder ganz aufkäme. Sehen Sie, das hat der Herr Doktor Erckmann ganz ohne Medizin und Pflaster, bloß durch Inneregie zu stande gebracht! Ja, das ist einer!"

„Also solch ein Wunderdoktor sind Sie?" begann Kiliane zu Albrecht gewendet. „Ja, dann thut man wohl am besten, sich willenlos Ihren Anordnungen zu fügen. Wann müssen wir reisen?"

„Spätestens Donnerstag. Und für den Fall, daß die Damen unterwegs eine Hilfe brauchten, gebe ich ihnen meinen Hans als Reisemarschall mit. Hat er keine Kur nötig, so wird er sonst schon seinen Vorteil dabei finden. Ich selbst kann leider nicht mitkommen, aber, wenn es Ihnen recht ist, so lasse ich meinen Koffer aus dem Gasthofe herschaffen, und da ich mich noch sonst nach keiner Wohnung umgethan habe, beziehe ich inzwischen mein altes Studentenzimmer." Die Schmeißern klatschte jubelnd in die Hände. „Auf diese Weise," fuhr Albrecht fort, „kann ich Ihre neuen Anordnungen im Hause zugleich überwachen. In vier Wochen aber komme ich nach und hole die Gesellschaft ab, um sie gesund und frisch in den alten Bau zurückzuführen."

Und so geschah es. Als Kiliane im besten Wohlsein heimkehrte, fand sie in ihrem Hause alles nach ihren Anordnungen fertig, das Schlossersche Ehepaar unten schon eingewohnt, die Schmeißern ihrer sechs Studenten gewärtig, die Kämpfern auch ganz zufrieden mit ihrer neuen Stellung.

Die Hochzeit Charitas' und Albrechts wurde bis in die Weihnachtsferien aufgeschoben. In der Zwischenzeit fuhr Kiliane mit ihrer Nichte mehrmals nach Leipzig, wo der Doktor Erckmann sich als Arzt niedergelassen und zugleich Vorträge an der Universität begonnen hatte. Bei der Trauung des jungen Paares überraschte der Sekretär Rumpel die Beteiligten durch seine besondere Teilnahme, indem er sich plötzlich neben Kiliane als eine Art von Brautvater stellte und durch sein Schmunzeln die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Da er nicht gut abzuweisen war, mußte man ihn als zugehörig gelten lassen. Und als die Gesellschaft die Kirche verließ, flüsterte er: „Warum konnten Kiliane und ich vor dreißig Jahren nicht so den Altar mit dem Segen des Priesters verlassen, wie heute das beglückte Paar?"

„Rumpel!" entgegnete sie. „Es ist mir lieber, daß es anders gekommen ist und daß wir so aus der Kirche gehen wie heute." Sie sagte im Laufe der Jahre ihrem Jugendfreunde noch manche ruhige

Grobheit, die dieser nach wie vor als den Ausdruck besonderen Vertrauens aufnahm.

Kiliane blieb noch zehn Jahre die Herbergsmutter. Die Ferienzeit pflegte auch sie fortan zum Reisen zu benutzen und zwar ein für allemal nach Leipzig, wo sie von den Ihrigen stets heiter empfangen wurde. Und als endlich eine ernstliche Krankheit sie daniederwarf, eilte Charitas zu ihrer Pflege herbei, und auch Doktor Erckmann war zur Hilfe bereit. Freilich vergebens. Kilianes Tod rief die Aufmerksamkeit der akademischen Kreise für die Allbekannte und Geschätzte noch einmal lebhafter wach. Und da sie kurz vor dem Schluß des Semesters starb, wurde sie auf ihrem letzten Wege von ihren sämtlichen studierenden Hausgenossen und einem zahlreichen Gefolge begleitet. Unter den Leidtragenden ging in erster Reihe der Sekretär Rumpel in ernster Fassung, seinen roten Regenschirm unter dem Arme.

Kiliane hatte ihre Dienerschaft testamentarisch so ausgestattet, daß dieselbe nach dem Tode der Herrin gesichert leben konnte. Das nahm die Kämpfern nach einem thränenreichen Abschiede von dem alten Hause für sich auch wahr. Der Schmeißern aber wäre es unmöglich gewesen, sich zur Ruhe zu setzen, daher sie in Charitas drang, sie mit nach Leipzig zu nehmen. Und da nun im Hause des Doktor und Professor Erckmann sich bereits eine kleine Mannschaft in der Kinderstube tummelte, war die Schmeißern bei ihrer Unverwüstlichkeit und Zuverlässigkeit sehr willkommen.

Das alte Haus am Jägerberg in Halle soll nachher abgerissen und der Platz anderweitig verwertet worden sein. Die Schmeißern aber lebte noch lange und waltete für ihre drei jungen Studenten; denn eine andere Zukunft konnte sie sich für die drei Knaben im Erckmannschen Hause nicht denken. Sie hatte sich einer dauernden Rüstigkeit zu rühmen, und sie sagte Hans Erckmann, der ebenfalls in Leipzig lebte, auf den Kopf zu, daß sie auch seine jungen Studenten noch auf dem Arm tragen werde, obgleich dieser noch keine Veranstaltung dazu getroffen hatte.





Die Ruinen des Baptisterium in Salona.

Eine Fahrt durch Dalmatien.

Skizzen
von
H. E. v. Berlepsch.

II

Was nun außer der großartigen Erscheinung, welche dieser Platz inmitten der Stadt gewährt, der Sache eine kunstgeschichtlich hohe Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß das Gebäude des Palastes des Diocletian, aus einer Zeit stammend, von der wir sehr wenige Überreste besitzen, so zu sagen die Grenze der römischen Baukunst bezeichnet, bevor diese durch den altchristlichen und romanischen Stil eine totale Umgestaltung erfuhr. So wie die Bauten der Diadochenzeit ein Bindeglied zwischen griechischer und römischer Architektur bilden, so ist der diocletianische Palast zu Spalato eine Vermittelung zwischen römischer und christlicher Architektur. Es tritt hier gleichzeitig ein neues architektonisches Motiv auf, welches sich an keinem der früheren Monumente nachweisen läßt. Es ist dies die direkte Verbindung des Bogens mit der Säule. Bis dahin setzte der Bogen stets auf das gerade, von der Säule getragene Gebälk auf; es trennte denselben also eigentlich von der Stütze. Hier dagegen setzen die Bogen mit der Profilgliederung des Architravs direkt auf das Säulenkapitell sich auf, ein Moment, von dem die Baukunst aller späteren Zeiten den ausgiebigsten Gebrauch machte, während es der antiken Baukunst völlig unbekannt war. Der ganze Peristyl des diocletianischen Palastes zeigt die Verbindung der Säulen untereinander durch derart angeordnete Bogen, nur bei der Vorhalle zu den kaiserlichen Ge-

mächern geht der Architrav über die beiden äußeren Interkolumnien gerade dahin, über der Mitte aber geht er aus der Horizontale ohne weitere Vermittelung in den Kreisbogen über. Die nämliche Verbindung von Mauerbogen, welche auf freistehenden, von Konsolen getragenen Säulen aufruhen, zeigt die Porta Aurea, bei welcher außerdem noch die Seltsamkeit hinzutritt, daß der Mittelbogen der ganzen Anordnung einen kleineren Durchmesser hat als die seitlichen.

Was die ornamentale Ausschmückung der architektonischen Glieder betrifft, so ist dieselbe zwar in reichlichem Maßstabe angewandt, doch kann man ihnen weder eine sehr liebevolle Behandlung im Detail, noch eine gerade übermäßige Wirkung nachrühmen. Sie sprechen, wie manches an dem ungeheuren Bau, für die Hast, mit der an der Vollendung gearbeitet wurde. Wenn man bedenkt, daß das Material hierzu teilweise bis aus Ägypten geholt wurde (der größere Teil der Bausteine ist auf der südlich von Spalato gelegenen großen Insel Brazza gebrochen, die auch heute noch vortreffliches Baumaterial bietet), daß jedenfalls die innere Ausschmückung eine außerordentlich reiche gewesen ist, so kann man die Bauzeit von zwanzig Jahren, welche für das Monument verwendet wurde, wohl kaum als eine allzu lange bezeichnen.

Bis heute steckt der größere Teil des Gebäudes noch inmitten von einem Gewirre kleiner Häuser. Hätte Marmont, der geniale Feldherr Napoleons, mehr Muße gehabt, seine Projekte auszuführen, so würde ein wesentlicher Teil des Ganzen in seiner vollen Würde und Pracht wieder dastehen, frei von jedem störenden Einbau, denn in seinen Memoiren spricht sich der Marschall mit ernster Bewunderung für die ganze Anlage aus, und er schließt diese Betrachtungen mit den Worten:

„Spalato ist einer jener Orte, die dazu angethan erscheinen, uns einen hohen Begriff von der Größe des Römertums zu geben! Ein kaiserlicher Philosoph, angewidert von den Schattenseiten, welche das Herrschertum mit sich bringt, hegt den Wunsch, sich aus dem Weltgetriebe zurückzuziehen, als Einsiedler zu leben, und die Einsiedelei, die er sich zu diesem Zweck baute, ist groß genug, um heute die Hälfte einer Stadtbevölkerung von 9000 Seelen in sich zu fassen. Die Einsiedelei ist ein Palast mit stolzer Architektur, an der sich bereits stark die Spuren des Verfalles der Kunst zeigen. Immerhin drängt sich die Frage unwillkürlich auf: Was hat unser modernes Dasein zu bedeuten im Vergleich zu den Zeugen solcher Machtentfaltung und solcher Größe!"

Vielleicht erschließen sich auch andere Kreise einmal solcher Anschauung, und darauf wäre allenfalls die Hoffnung zu setzen, daß das wertvollste aller römischen Monumente in Österreich, eines der wertvollsten für die Kunstgeschichte, nicht nur mehr und mehr vor dem Verfall geschützt wäre, sondern wenigstens stellenweise in seiner alten Pracht wieder erstehen würde. Es ist damit wie mit einem kostbaren alten Goldbrokat oder einem ähnlichen Stoffe, über den vor Zeiten eine geringere Hülle genäht wurde. Es bedarf nur des Herausschälens, und der Kern steht in seiner ganzen Ursprünglichkeit da.

Ein Anfang ist insoweit gemacht, als die geradezu lebensgefährlichen Stellen des alten Bauwerkes mit einem Gerüst umgeben und stellenweise behufs gründlicher Restauration abgetragen worden sind. Doch schreitet die Rekonstruktion aus Mangel an genügenden Mitteln sehr langsam voran, und es können Menschenalter darüber vergehen, bis ein Teil dessen wieder im ursprünglichen baulichen Zustande sich befindet, wozu die kaiserlichen Werkleute im ganzen seinerzeit zwanzig Jahre brauchten.

Anderthalb tausend Jahre sind dahingegangen, seit Stein auf Stein sich fügte zum mächtigen Palaste. Verschüttet sind die mächtigen Substruktionen mit ihren Pfeilern und Gewölben, auf dem Fußboden des Palastes haben andere Mauern sich erhoben, es bleiben uns nur Ver-

mutungen darüber, wie einst die Gemächer ausgesehen haben mögen, da ein kaiserlicher Hofstaat dort wohnte; durch keines menschlichen Zeugen schriftliche Aufzeichnung ist Kunde davon auf unsere Tage gekommen.

Nur eines ist's, das den Glanz jener Zeiten sah, das Meer; es wälzt noch heute zum Fuße der Palastmauern seine breiten Wogenkämme heran, daß sie donnernd dort sich brechen. Das ist die gewaltige Sprache der Natur, die unablässig das ewige Gesetz vom Kommen und Vergehen kündet und über den letzten Resten des kaiserlichen Bauwerkes ein Echo wachruft, das wie ein von ehernem Munde gesprochenes memento mori klingt.

Es wurde zuvor schon einmal erwähnt, daß zu römischer Zeit Salona, die Colonia Claudia Augusta Pia Veteranorum, auch Colonia Martia Julia Augusta genannt, Hauptstadt der ganzen römischen Provinz gewesen sei. Ihre Trümmer bedecken den sanftgeschwellten Bergabhang, der nördlich von Spalato, und von letzterer Stadt durch einen schönen stillen Meerbusen getrennt, sich zwischen dem Mossorgebirge und dem Kosiak erhebt. Die Entfernung beider Städte voneinander beträgt auf dem Landwege etwas über zwei Miglien. Viele Schriftsteller, sogar Autoritäten wie Schnaase, verlegen den Wohnsitz Diocletians dorthin. Indessen ist das ganz einfach nicht der Fall, da die beiden Örtlichkeiten, wie gesagt, räumlich voneinander nicht allein durch Hügel, sondern sogar durch einen Meeresarm getrennt sind.

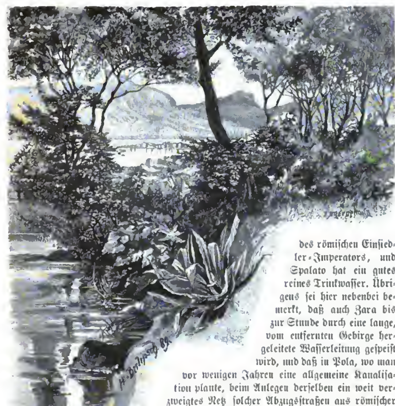
Wandert man von Spalato durch die alten Bastionen aus venetianischer Zeit hinaus (man kann auch mit der Staatsbahn nach Salona fahren), dem Borgo zu, so sieht man an der gestrüppüberwachsenen Mauer auch hier ein gewaltiges Exemplar des Löwen von San Marco ausgemeißelt. Neben ihm sprossen aus den Ritzen des Gesteins alle möglichen blühenden Blumen, rote und blaue, lange Grashalme überwuchern da und dort den Leib des gewaltigen Tieres, an dessen Mähne ein paar Schwalben ihre Nester angebaut haben. Einst ein Symbol der Macht und Gewalt, hat er so, wie er sich jetzt zeigt, etwas von einem gemütlichen Alten, dem das Stirnrunzeln aus thatkräftigen Tagen zwar geblieben, der aber keines ernsthaft gemeinten Schlages mehr fähig ist. Unweit davon hängt das Wahrzeichen der heutigen Gewalthaber, ein Doppeladler aus Blech, mit Spuren einer stark verblichenen Vergoldung. Nach dem ist offenbar schon mehr als ein Stein geworfen worden, denn er zeigt starke Beulen. Dann geht's des Weges weiter bergauf; einzelne Villen oder sagen wir Häuser, die den Zweck einer Villa erfüllen sollen, zeigen sich rechts und links, und zwischen Weinbergen führt der Pfad nach dem Kloster Paludi, einem kostbaren stillen Plätzchen, wo im Garten Lorbeer und blühender Oleander, duftende Rosen und Geranien zwischen Gruppen hoher alter Cypressen stehen, in deren Schatten die Patres auf und ab wandeln, ihr Brevier zu beten, Meditationen oder gar Examina conscientiæ anzustellen. Unweit davon ragt die Punta di Paludi, ein kleines Promontorium, das landschaftlich von geradezu entzückendem Reiz ist, in die salzigen Wasser hinaus. Das Ufer senkt sich da wieder in die leise schwellenden Fluten, deren spielendes Gewelle zwischen mächtigen, vom Erdreich losgelösten Blöcken sich verliert oder kosend über Kiesel und Gerölle am Strande verläuft. Auf dem vordersten Block lag, als ich dahin kam, ein bildschöner Bub, halb nackt, faktisch nur mit Fetzen bekleidet oder vielmehr behangen, denn der Ausdruck des „Bekleidens“ schließt jenen des „Verbergens“ in sich, und das war da durchaus nicht der Fall. Er schlief, beide Arme unter die dichten schwarzen Locken des Kopfes gelegt. Ein Fuß war heraufgezogen, der andere hing herab, und wenn nun gerade ein paar kleine Wellen da vorüberhuschten, so benetzten sie ihn einen Augenblick und ließen dann an den Zehen große perlende Tropfen hängen. Um ihn her aber, in den Mulden zwischen dem

Gestein des Ufers, kletterten ein paar Ziegen hin und her, und zu Häupten des Schläfers stand ein Geißbock mit mächtigem Bart und betrachtete lange und offenbar mit eingehendem Interesse das daliegende Menschenkind, durch dessen Haar der leise, warme Wind strich; draußen schwellte er die Segel der Schiffe. Weit, weit dehnt sich davor die glitzernde Wasserfläche, und fern im Sonnennebel verschwimmend, zeichnen sich die Linien der Berge ob Sebenico. Das ist ein Teil der Aussicht. Geht man aber nur wenige Schritte in dem schönen Terrain weiter, so erschaut man in entgegengesetzter Richtung zwischen saftigem Grün und zierlichen Stämmen hindurch die klassischen Linien des Mossorgebirges, an dessen Einsattelung die vielumstrittene Festung Clissa liegt. Weiter unten oder an den Ausläufern des Gebirgsstockes, da, wo das Terrain in leicht gewellter Form das Gestade bildet, dort liegt die alte Salona, und vor ihr, auf schmaler Landzunge weit ins Meer hinausgebaut, das Fischerdorf Vranizza, auch Venezia piccola genannt, ein armselig aber malerisch Nestchen; da sollen einst die Vorratsräume und Lagerhäuser von Salona gestanden haben. Sie sind verschwunden, und nur an der äußersten Spitze der Landzunge sieht man in den Wassern Mauerüberreste und ein paar umgestürzte Steinsarkophage, in denen aus und ein die Fische ihr Spiel treiben.

Entweder fährt man von Punta di Paludi mit einem Boot hinüber nach Salona und hat dabei Gelegenheit, das Territorium der Castella und den herrlichen Blick auf die Gebirge zu gewinnen, oder man geht der Landstraße entlang, wobei die wiederhergestellte römische Wasserleitung ins Auge fällt. Zwölfhundert Jahre lag sie, die leicht und ohne große Kosten herzustellen gewesen wäre, in Trümmern, und die Bevölkerung von Spalato war gezwungen, entweder schlechtes Cisternenwasser zu genießen oder von Salona her aus dem Jadro trinkbares Wasser per Achse zu beziehen. Daß letzteres teurer war als Wein, läßt sich leicht denken. Lange Zeit hindurch war es ein oft geäußerter Wunsch der Städter, die Wohlthat



Reste des Amphitheaters in Salona.



Blick von Punta Paludi gegen den Mossor.

des römischen Einsiedler-Imperators, und Spalato hat ein gutes reines Trinkwasser. Übrigens sei hier nebenbei bemerkt, daß auch Zara bis zur Stunde durch eine lange, vom entfernten Gebirge hergeleitete Wasserleitung gespeist wird, und daß in Pola, wo man vor wenigen Jahren eine allgemeine Kanalisation plante, beim Anlegen derselben ein weit verzweigtes Netz solcher Abzugsstraßen aus römischer Zeit entdeckt wurde. Man reinigte und restaurierte es, und heute thut es wieder seinen Dienst wie vor tausend Jahren. Gerade in solchen Dingen zeigt sich die kolonisatorische Befähigung, der staatlich praktische Geist der Römer am deutlichsten. Den Legionen folgten damals allerdings noch keine Missionäre, die in erster Linie für das Seelenheil neu gewonnener Landstriche sorgten, sondern man folgte

einer richtigen Wasserleitung zu genießen. Doch — es geschah nichts. Als nun die österr. Staatsbahndirektion es unternahm, die Linie Spalato-Knin-Sebenico zu bauen, da führte sie endlich nach genauen Untersuchungen seitens des leitenden Ingenieurs A. Lott den Wiederaufbau des Ganzen, sowie die Instandsetzung der unterirdischen Teile aus; heute fließen wieder die klaren Fluten des Bergstroms in den gleichen Bahnen wie zu Zeiten

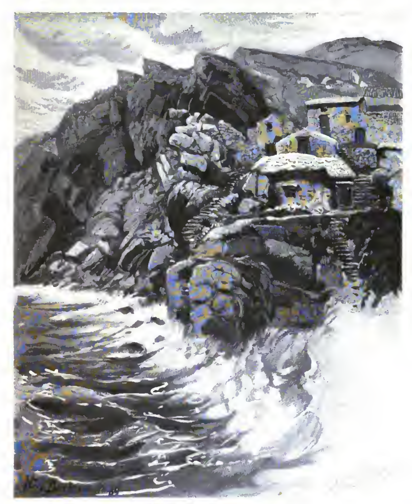
zunächst dem Princip, daß man da, wo man sich niederlasse, gesund müsse wohnen können. Es ist ganz undenkbar, daß diesen praktischen Römern die schwärmerischen, an ein Ideal sich haltenden Christen nicht hätten sollen ein Stein des Anstoßes sein!

Weiter! Gegen Salona zu senkt sich die Straße und überbrückt den klaren grünen Bergstrom, den Jadro, der unweit davon am Mossorgebirge in solcher Mächtigkeit entspringt, daß er wenige Schritte

vom Quellenmund bereits mehrere Mühlen treibt. Jenseit der Brücke, die noch aus römischen Zeiten stammen soll, gabelt die Straße. Rechts steigt sie in weiter Mulde an, führt hinauf gen Clissa und weiter über die fürchterlich öden Karstplateaus nach dem lieblichen Thale der Cettina und von dort über die Prologh Planina hinüber nach Bosnien; rechts, dem Meeresufer folgend, berührt dieselbe Castella, geht dann nach Traù und Sebenico. Beide Straßenzüge führen direkt vom Orte ihrer Gabelung aus auf das Trümmerterrain Salonas, das, seit langer Zeit der Ort von Nachgrabungen, doch erst in den letzten Jahrzehnten Funde von hoher Bedeutsamkeit geliefert hat. Die Ausdehnung in dem hügeligen, heute mit Wein und Olivenhainen bedeckten Boden ist eine sehr große. Alte Schriftsteller geben an, daß Salona halb so groß wie Byzanz gewesen sei. Sicher ist jedenfalls, daß es eine äußerst volkreiche und schöne Stadt war, deren Umfassungsmauern und zum Teil noch erhaltenen Türme (wenn ich mich recht erinnere, sind es nicht weniger als achtundachtzig) den richtigen Rückschluß thun lassen, daß hier ein mächtiges Kulturcentrum gestanden habe. Es fiel, wie gar so vieles andere, an den Folgen der Hyperkultur, welche von halb wilden, aber wenig angekränkelten Stämmen beim ersten Anlaufe über den Haufen geworfen wurde.

Über die Gründung der Stadt und die ersten Ansiedler sind keine bestimmten Anhaltspunkte vorhanden. Indes spricht die Sage vom Zuge der Argonauten, von Herakles und dem Kriege der Achaier gegen Priamos' Feste; all diese Namen sind verwoben mit der Nennung der ersten Niederlassung dort, und man wird nach Abstreifung des poetischen Beiwerks wohl nicht weit fehlgehen, wenn man annimmt, daß griechische Kolonisten hier den Grundstein zu einem lange Zeit blühenden Gemeinwesen legten. Inschriften mit griechischem Text haben sich gefunden, und außerdem ist es eine feststehende Thatsache, daß manche der Inseln, besonders gerade jene, welche südlich von Spalato vor der Küste liegen, von Hellenen besiedelt waren. Als wichtige Stadt jedoch tritt Salona erst viel später auf, und zwar zu der Zeit, da die Römer sich des Landes bemächtigten. Nach der Zerstörung von Delminium durch den römischen Konsul Narsica (637 nach Gründung der Stadt Rom) wurde es 133 v. Chr. Hauptstadt der ganzen Provinz. Die erste Einnahme erfolgte durch L. Cäcilius Metellus 117 v. Chr. Eine zweite Belagerung durch Cn. Conoscius endigte damit, daß die Stadt freiwillig ihre Thore öffnete, 78 v. Chr., und während des Krieges zwischen Pompejus und Cäsar hielt es entschieden zum letzteren. Zweimal umschloß Octavius die Stadt mit seinem Heere, doch vergeblich. Hier war es, wo die Frauen Salonas durch eine Heldenthat bestimmend in den Gang der Ereignisse eingegriffen haben sollen. Die Belagerer, durch den zähen Widerstand etwas ermüdet, waren in Beobachtung ihrer Vorsichtsmaßregeln nicht mehr sehr peinlich; da erschienen plötzlich flüchtigen Fußes in einer Nacht Furien mit brennenden Fackeln, von schreckhaftem Aussehen, im Lager, andere bestiegen die Stadtmauer, und gleichzeitig machte der männliche Teil der Belagerten einen wohlberechneten Ausfall — kurzum das Heer des Octavius zog ab. Die Frauen Salonas hatten das Wagestück vollführt. Ob sie indessen alle verkleidet gewesen seien, um sich wie Furien zu gebärden, davon berichtet der Chronist nichts. Für diese Anhänglichkeit an den späteren Imperator ward der Stadt der Ehrentitel einer Colonia Julia verliehen. Später hielt sich die Stadt zur Partei von Brutus und Cassius, wurde deswegen von C. Asinius Pollio im Jahre 42 v. Chr. eingenommen und verblieb nun im Besitze Octavians. Im Jahre 6 unserer Zeitrechnung hielt sie die Belagerung des dalmatischen Feldherrn Bato, der selbst durch das Projektil einer Schleudermaschine schwer am Kopfe verletzt worden war, aus, bekam dann unter Augustus den Namen eines Conventus Romanorum Salonitanus. Ga-

binius suchte und fand hinter seinen Mauern Schutz gegen die Dalmater. Bald hieß die Stadt Respublica, dann Conventus, Colonia, Metropolis, Präfectura oder verschönert und durch reiche Bauten geziert, kam die Zeit der allergünstigsten Verhältnisse unter Diocletian, der nach Porphyrogenetus ganze Stadtteile neu



An der Tabaccaria bei Ragusa.

Prätorium, und in christlicher Zeit wurde sie der Sitz eines Bischofs, dessen Amt hier im Laufe der Zeit durch zweiundsechzig Nachfolger verwaltet wurde. Schon unter den früheren Kaisern mannigfach erbauen ließ. Vielleicht hatte er dabei selbst irgend eine Villa oder ein großartig eingerichtetes Haus, was ihm bei den oft wiederholten Besuchen von seinem Palatium aus zum Absteigequartier diente.

Hermann Lingg in seinem bereits einmal citierten Einakter läßt den alternden Imperator hier sterben, halb freiwillig, halb gezwungen. Licinius, befürchtend, daß der ehemals Gewaltige nochmals nach dem Scepter greifen möchte, sendet einen Vertrauten, Herodian, mit Mannschaften gen Salona, um den Kaiser zu ermorden. Es ist just der Jahrtag jener Heldenthat der Frauen, welcher durch Aufführung einer Schaustellung vor Diocletian festlich begangen werden soll. Herodian mit seinen Leuten hat sich des Palastes bemächtigt und dem ehemals kaiserlichen Herrn sein Schicksal verkündet, wobei es sich im Verlaufe des Dialogs herausstellt, daß Herodian demjenigen, den er morden soll, *sein* Leben dankt. Da stürzen durch eine verborgene Thür die verkleideten Frauen Salonas herein:

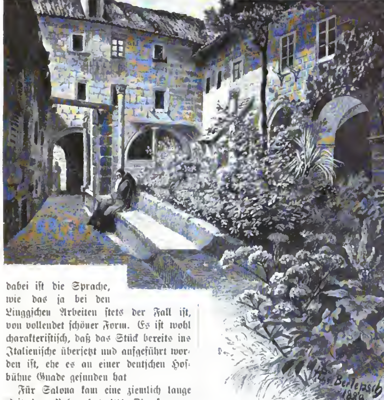
So bestürmten den Wall und der Feinde Gezelt
Unsre Mütter dereinst in dem Krieg um die Welt.
Sie befreiten die Stadt, denn sie schwangen mit Mut
In der rächenden Hand die zerstörende Glut,
Sie errangen sich Ruhm und unsterblichen Dank.
In den Flammen versank
Der beschildete Turm der Belagrung.
Wir rufen dein, Herr! Wir beginnen den Tanz,
Sei gütig und komm; gieb dem Feste den Glanz,
Und der ersten von uns, ihr gewahre den Kranz —
Dich grüßen die Frauen Salonas

Herodian ist bestürzt ob der Erscheinung der furienhaften Weiber, und diese, wähnend, der greise Imperator sei durch seine Hand gefallen, stürzen sich auf ihn und er fällt unter ihren Dolchen. Da erscheint Diocletian, der sich in ein Nebengemach zurückgezogen; die Frauen umringen ihn und er ersticht sich, angeekelt vom Leben und seiner Gemeinheit, vor ihren Augen. Wie die Chorführerin erst ihren kaiserlichen Herrn begrüßte, so stimmt sie nun die Klage über den Toten an:

— — denn die Klage beginnt
Und die Klage, sie zeugt
Von dem großen Geschick, das allein uns beugt.
Es beschützt davor nicht die Höhe der Macht,
Nicht die Liebe, wie zehe sie sich sorget und wacht;
Das Verhängnis kommt, wenn die Zeit sich erfüllt,
Es schreitet heran, unnahbar, und hüllt
Die vergessene Schuld und den Rächer zugleich
In ihr finsteres Reich.
So bahnt es die Wege der Zukunft.

Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Ragusa.

Der Dichter hat es verstanden, in kurzen Zügen eine außerordentliche Großartigkeit der Handlung zu entfalten, und



Im Apothekerhof des Franziskanerklosters zu Ragusa.

dabei ist die Sprache, wie das ja bei den Linggschen Arbeiten stets der Fall ist, von vollendet schöner Form. Es ist wohl charakteristisch, daß das Stück bereits ins Italienische übersetzt und aufgeführt worden ist, ehe es an einer deutschen Hofbühne Gnade gefunden hat.

Für Salona kam eine ziemlich lange Zeit der Ruhe, bis 481 Odoaker vor seinen Mauern erschien und es einnahm; später folgte Totila, und unter der Herrschaft Justinians ward es wiederum von den Goten befreit. Es scheint bereits bei dieser Gelegenheit gelitten zu haben, wenigstens spricht für die nicht genügende Zustandhaltung seiner Befestigungen das Faktum, daß der gotische Feldherr Grippa nicht innerhalb derselben die Ankunft Constantius erwartete, sondern ihm entgegenzog, wie denn auch Procopius hinsichtlich des gleichen Umstandes sich unzweifelhaft ausdrückt: „Mœnia magna parte hiantia ruinis.“ Seine erste Sorge war, Wall und Graben wieder in stand zu setzen und dann, also gerüstet, Asinarius und Ulesigalus, die Feldherren des Vitiges, zu erwarten, welche Dalmatien erobern sollten. Zur See und zu Lande fanden Angriffe statt, doch brachen sie sich an der Zähigkeit der Verteidiger, und die Goten mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Noch einmal erschien plötzlich Totila daselbst, dann blieb Salona weiterhin ungestört bis zu seinem Untergange. Belisar und Narses unternahmen von hier aus ihre Züge nach Italien.

Das lange friedliche Leben, der durch Handel und Schiffahrt erworbene Reichtum hatten nach und nach den alten kriegerischen Geist der Salonitaner eingeschläfert. Glückliche Überwindung vergangener

Gefahren ließ sie nicht mit der nötigen Vorsicht für die Zukunft sorgen, und als nun im Jahre 639 die Avaren Dalmatien überschwemmten, als das über Salona gelegene Clissa, die trotzige Bergfeste und quasi der Hauptvorposten Salonas, in ihre Hände gefallen war, da gewann allgemeine Bestürzung und Ratlosigkeit die Oberhand, und statt dem Feinde entgegenzugehen und ihm die Spitze zu bieten, suchte, wer nur

San Domenico in Ragusa.

immer dazu in der Lage war, sein Heil in der Flucht. So zu sagen ohne Schwertstreich überstiegen die Barbaren Graben und Wall, und dann begann ein fürchterliches Zerstörungswerk. Es war so gründlich, daß an ein Wiederaufleben, auch in geringem Maßstabe, nicht mehr zu denken war, und so liegt denn die alte stolze Stadt seit mehr denn zwölfhundert Jahren in Trümmern. Was noch hier und da oberirdisch stand, mag wohl die Hand des Menschen, Wind und Wetter nach und nach gestürzt haben. Es müssen außerdem Abrutschungen oder Anschwemmungen vom Gebirge her stattgefunden haben; anders ist es nicht denkbar, wie sonst die in unseren Tagen aufgegrabenen wichtigen Ruinen beinah drei Meter tief unter das Niveau der Grundstücke zu liegen gekommen wären. Theater und Amphitheater, Bäder und andere öffentliche Gebäude sind noch deutlich durch die Anlage der Grundmauern erkennbar.

Die Zahl der Fundobjekte innerhalb derselben ist unnennbar, denn seit Jahrhunderten gräbt der ackernde Bauer und Weingärtner Objekte römischen Ursprungs aus; eigentlich erst in neuester Zeit hat der Staat als zuständige Behörde ein Auge auf die Sache geworfen und spendet alljährlich eine nicht allzu große Summe zur Erforschung, eine Summe, die im Vergleich zum Betrage, den ein Artillerieregiment an einem einzigen Schießübungstage verbraucht, verschwindend gering genannt werden kann.

Die Umfassungsmauern, wenn auch nicht erhalten, lassen sich doch ziemlich genau verfolgen. Nur nach dem Jadro hin

Qua maris Adriatici longas ferit unda Salonas,
Et tepidum in molles zephyros excurrit Jader,
(Lucan)

verschwinden ihre Spuren. Sie zeigen verschiedene Arten der technischen Ausführung, und wenn irgendwo außer an gefundenen Inschriften ein weiterer Anhaltspunkt für ursprünglich griechische Besiedelung gegeben wäre, so thäten dies gewisse Stellen der Mauer, die in ihren unteren Partien (an der Westseite hauptsächlich) frappante Ähnlichkeit mit ähnlichen Konstruktionen an neugriechischen Werken besitzt, Mauerwerk in Kolossalklötzen ohne Mörtelverband. Aus späterer Zeit, aber immerhin die ersten in ihrer Art, stammen die bastionierten Türme. Vier gewaltige Thore, die Porta anderica,

capraria, suburbia und cæsarea, führten ins Innere der Stadt, die ebenfalls, um ein schon berührtes Thema hier nochmals zu erwähnen, ihre stets frisches Wasser liefernde Leitung, abgesehen vom Fluß, an dem sie lag, hatte. Der mauerumschlossene Stadtraum beträgt 720000 Quadratmeter; wie weit sich indessen Vorstädte und einzelne Ansiedelungen außerhalb erstreckten, läßt sich nur nach und nach durch immer neu auftauchende Ruinenreste feststellen.

Das in seiner Grundrißanlage am besten erhaltene Gebäude ist ohne Zweifel die erst seit kurzer Zeit bloßgelegte christliche Basilika, deren stehengebliebene Mauern aus Säulenbasen, sowie Trümmer von Kapitellen und Schäften ein klares Bild von der bedeutenden Anlage geben. Hier ist es auch, wo man auf eine ungezählte Menge von Sarkophagen gestoßen ist, die, zum großen Teil ohne jeglichen Zierat, doch manches interessante Fundstück zu Tage förderten. Freilich hatten schon früher die Avaren da gründliche Umschau gehalten, und Gegenstände von edlem Metall sind daher selten. Nahe der Basilika findet sich das sogenannte Baptisterium. Auch hier, wie anderweitig auf dem großen Trümmerfelde, stehen Mauerüberreste zu Tage, zwischen denen Disteln ihre verzackten Stengel, ihre glühend roten Blüten hervortreiben. Ginsterstauden und graugrüner Salbei sprossen zwischen gestürzten Säulen und zerschlagenen Kapitellen. Am steinübersäten Hügel drüben glänzen zwischen allerhand Steingetrümmer die fetten grünen Blätter der Lorbeerstaude, hin und wieder beschattet der Wipfel einer immergrünen Eiche ein stilles Plätzchen, oder schwerbehangene Granatsträucher, hochragende Agavenstengel und allerlei buntfarbiges Blumenleben sproßt da zwischen dem mittäglich durchwärmten Gemäuer hervor. Die Sonne steht hoch, beinahe senkrecht, kein Lüftchen rührt sich, und unbeweglich steht über dem sonnenduftigen Mons Caprarius eine mächtige geballte weiße Wolke. Über die Wipfel der Ölbäume hin schweift der



Im Hofe des Dominikanerklosters zu Ragusa.

Blick auf die silberne, bewegungslos daliegende See, jenseit deren, halb nebelhaft verschwimmend, der Monte Mariano herüberwinkt. Still ist's ringsum, nur die Grillen freuen sich des prallen Sonnenscheins und machen ein Geräusch, daß einem die Kehle trocken werden möchte. Es hat etwas wirklich Trockenes, dies überlaute Zirpen. Vor mir am Boden liegt, braun gefärbt, ein hohläugiger Totenkopf — weiß Gott, wo der Rumpf dazu gebettet ist. Sprach er einst römisch, gotisch, slavisch, dieser Kopf, und auf was für Schultern saß er? Ich fühlte ihn unwillkürlich an: er war heiß von der Sonnenglut, und ein blendendweißer kleiner runder Zahn fiel aus dem Kiefer. Die anderen mögen wohl auch so gewesen sein, und das Lachen, das diese Zähne einst entblößte, hat wohl einmal eines Menschen glücklichste Stunden ausgemacht. Und da ich ihm so in davon. Es war wie ein Gruß aus anderen Sphären.

Manch einer, der da zwischen dem Gestrüpp herumstolpert, knurrt vielleicht ob unerfüllter Erwartungen, wenn er sich vorstellt, da halb eingestürzte Paläste, Tempelruinen oder dergleichen zu finden. Nein, das liegt alles tief, tief begraben und es sind wohl noch viele Schätze zu heben. Wer aber Sinn für landschaftliche Schönheit hat, der vergißt seine Lebtage die Ruinen von Salona nicht. Will er sich aber eines ganz besonderen Anblicks erfreuen, so steigt er hinauf gen Clissa, der alten Feste, die bei Plinius als Andetrium verzeichnet steht, während Strabo sie Ἀνδήτριον, andere Schriftsteller wieder anders bezeichnen. Daß ihr heutiger Name aus dem griechischen κλεῦσα, schließen, komme, erscheint mir der ganzen Lage nach als eine sehr rationelle Deutung, denn wer Clissa besetzt, hat den Schlüssel zum davorliegenden Küstenlande.

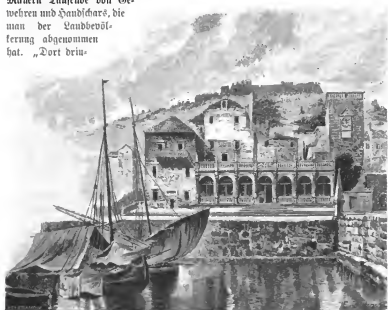


Weg zwischen Ragusa und Travoja.

die leeren dunklen Augenhöhlen sah, kam ein schöner großer Schmetterling, ein Trauermantel, geflogen und setzte sich auf dem Schädel nieder, wiegte die Flügel langsam, langsam auf und ab und setzte sich dann auf meine Hand. Dann flog er

Wer da oben alle die Herrschaft inne gehabt, das ist eine zu lange Geschichte, um hier aufgeführt zu werden. Ein paar harmlose Uniformträger, ihres Zeichens Artilleristen, bewachen heute diesen „Schlüssel“ und haben, glaube ich,

nichts zu thun, als alle im Kalender rot angestrichenen Tage mit Salutschießen zu feiern. Außerdem aber beherbergen die Mauern Tausende von Gewehren und Handschars, die man der Landbevölkerung abgenommen hat. „Dort drinnen liegt ein gut Teil unserer Wehr," sagte mir ein Bauer, „aber wenn es darauf ankommt, so haben wir doch noch Waffen genug und bekommen auch rasch welche."



Loggia in Lesina.

Die Aussicht, die man genießt, ist ohnegleichen schön und großartig. Senkrecht stürzt der Fels ab, auf dem die Festungsmauern stehen. Zu Füßen liegt, halb unter Bäumen versteckt, das Dorf Clissa mit seinen weißgetünchten Häusern, weiter links hört plötzlich die Vegetation auf, und das nackte kahle Gestein, dessen Schichten in seltsamen Linien geknickt sind, tritt zu Tage. Dort unten ist in den lebendigen Felsen eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten gemeißelt: „I. O. M. Sacrum. L. Egnatius. L. N. N. Nep. Tro. Clemen. Decurio. Augur." Die Inschrift stammt aus der Zeit der Belagerung her, welche Tiberius im Auftrage des Augustus unternahm. Die Einnahme des Felsennestes war die letzte That bei der gänzlichen Unterwerfung des Landes unter die Römer. Dies nebenbei.

Über Halden, die mit Bäumen und Buschwerk besetzt sind und terrassenförmig nach der Tiefe hin sich senken, schaut man dann auf das breite, grüne Thal des Jadro, auf die Stätte, da Salona stand, kurz auf den ganzen gesegneten Erdstrich, der gleich einem Eden sich um die Meeresbucht legt. Weiter drüben erheben sich die langgestreckten Hügelketten, jenseit deren Spalato liegt, und über diese hinweg baut sich Insel um Insel aus der blauenden See auf, erst Solta und die mächtige Brazza, dann Lesina, Curzola und die Menge der kleineren Eilande, und endlich weit, weit draußen die steilen Ufer von Lissa. Rechts und links ist das prächtige Bild eingefaßt von den schroffen zerrissenen Abstürzen des Gebirges, das

die Mulde von Clissa umschließt. Man spricht so viel von berühmten Aussichtspunkten, und ich habe deren selbst schon genug genossen. Aber jenem von Clissa kommt nicht leicht einer gleich, denn die großartige Landschaft, welche sich da in unermessener Weite hindehnt, spricht gleichzeitig von einer mehr denn tausendjährigen Kultur, und die Bilder, die sich aus dieser entrollen lassen, gleichen in der Großartigkeit ihres Wesens dem Anblicke, den das leibliche Auge da oben genießt. Und last not least sei auch gesagt, daß die Herbergen da oben zwar schmutzig und elend sind, daß sie starren von Unreinlichkeit und daß man von den Fliegen beinahe aufgefressen wird. Wer aber den Clissawein versuchte, o der vergißt überall diese Nebenumstände sicherlich, sofern ihn die Natur mit jener freudigen Empfindung begabt hat, die jeden frohen Zecher überkommt beim Schlürfen eines edlen Tropfens. Ich kenne ihn, diesen Clissawein, und weiß auch, daß wenn man ihn genügend gewürdigt hat, ein Ritt über die öden, felsigen Karstplateaux bis zum Thal der Cettina ein seltsam Ding werden kann — doch Gott gab auch dem Pferde Verstand, und es versteht seinen Reiter oft recht wohl.

Zum vollständigen Bilde von Dalmatien aber gehört außer der Anschauung seiner wilden, öden Hochgebirgsnatur, der einzelnen reichgesegneten Landstriche in den Tiefen und ihrer menschlichen Monumente vor allem auch die Kenntnis seiner Inselwelt, die ebenso vielgestaltig in ihrer natürlichen Form wie in ihrer politischen Entwickelung ist. Manches schöne Architekturmonument aus vergangenen Tagen spricht auch dort von einer Zeit, die vermöge anderer Verhältnisse den Reichtum des Handels da festzuhalten wußte. Doch verwittert, wie die vielen Abbildungen des Löwen von San Marco, sind die Loggien und die Kampanilen; aus den massigen, trotzig dreinschauenden Festungswerken, welche viele Hügel krönen, dröhnt kein Schuß mehr hinaus auf die See, keine Flagge grüßt die vorbeifahrenden Schiffe — alles ist dem Zerfall anheim gegeben. Und doch liegt über alle dem ein unnennbarer Reiz ausgegossen, der Reiz unberührter Schönheit. Zwar lockt kein gastlich Dach dem Fremdling, der mit der Segelbarke in die stillen Buchten einfährt, keine dampfenden Schüsseln voller herrlichen Maccaroni oder duftenden Risottos, wie drüben an Italiens Küste, kitzeln als leckere Mahlzeit den Gaumen, und wenn man es nicht vorzieht, die Mutter Erde als Lagerstatt und den gestirnten Himmel als Decke zu genießen, so ist man lediglich auf gastfreundliche Aufnahme angewiesen, denn Wirtshäuser zum Logieren giebt es nicht überall. Die Wege sind rauh, steinig, kein frisch sprudelnder Quell bietet kühlenden Trunk dar — und doch, wer einmal durch diese Meeresarme gefahren ist und die schwarzen Scoglien, an denen zerstäubend der Gischt der Wogen emporspritzt, gesehen hat und die tiefen geheimnisvollen Höhlen und Schlünde, in deren weiter Wölbung donnernd die Brandung sich bricht, dem bleibt der Eindruck unvergeßlich. Und wenn unendlicher blauer Himmel sich über die Gestade und über die weite See spannt, wenn nur leise kosend die Wellen an des Bootes Rand spielen, die Segel vom Greco leicht geschwellt sind und also Bild um Bild in langsamer Folge vorüberzieht, wem stiegen da nicht Erinnerungen auf an all das, was seit grauer Vorzeit in diesen Meeren vor sich ging, bald im Frieden, bald in blutigem Streite, in männermordender Schlacht. Und je weiter man dem Jonischen Meere entgegenfährt, desto reicher, schöner und größer wird alles! Die ganze Farbenpracht, die nur unter südlichem Lichte gedeiht, ist über die Lande ausgegossen, und es ist, als wehte der Odem homerischer Gesänge über die wogenden Wasser.



Ossip Schubin.

Von

Ludwig Pietsch.

eit der Mitte des vorigen Jahrzehnts wird dieser russische Eigenname als der des Verfassers einiger deutscher Novellen und Romane genannt, welche durch ihre Eigenart die allgemeine Aufmerksamkeit unserer litterarischen Kreise und des Lesepublikums erregten. Seitdem ist der Ruhm desselben fort und fort gewachsen. Längst aber ist es auch bekannt geworden, daß dieser Name ein von einer Schriftstellerin angenommener ist, die mit ihrem wirklichen eigenen Familien- und Vornamen Fräulein Lolo Kirschner heißt.

Weibliche Dichter und Schriftsteller haben in Deutschland auch heute noch mit eingewurzelten starken Vorurteilen gegen die „Blaustrümpfe" zu rechnen und zu kämpfen, wenn die ungünstige Meinung von der Befähigung des weiblichen Geschlechts für alles künstlerische Schaffen auch mehr und mehr von ihrer einstigen Verbreitung und Unbedingtheit verloren hat. Lolo Kirschner mochte wahrscheinlich durch den Wunsch, das Urteil über ihre Arbeiten nicht durch diese Voreingenommenheit gegen „Damenschriftstellerei" beeinflußt zu sehen, dazu bestimmt worden sein, einen solchen männlichen „nom de guerre" zu wählen und in einer männlichen Maske vor dem Publikum zu erscheinen. In vollem Maße ist ihr die Genugthuung geworden, daß diese Maske selbst die kundigsten kritischen Fachmänner unter ihren Beurteilern getäuscht hat. Ihre ersten bekannter gewordenen reiferen Schöpfungen, wie der große Roman „Ehre", haben ihre Freiheit von den charakteristischen Eigenheiten und Schwächen weiblicher Dichtung am besten dadurch bewiesen, daß niemand darauf verfiel, Arbeiten einer Schriftstellerin darin zu erkennen, und daß die Beurteiler nur in ihren Meinungen von der Lebensstellung und dem Alter des unbekannten Verfassers mit dem russischen Namen differierten.

Diesen hat sich Lolo Kirschner weder frei erfunden, noch einer wirklichen russischen Persönlichkeit oder Familie entlehnt. Wer Iwan Turgenjews erzählende Dichtungen kennt, weiß, daß dieser Name der einer seiner liebenswürdigsten Figuren, des jungen Bildhauers in dem Roman „Helena" oder „Am Vorabend", ist, einer glücklichen Künstlernatur voll jugendlichem Sanguinismus, in der sich Freudigkeit, Schwermut, Naivetät und Empfindsamkeit, Feuer und bequeme Lässigkeit, Zärtlichkeit und Spottlust aufs anmutigste mischen. Lolo Kirschner hatte an dieser Gestalt des von ihr innig verehrten russischen Dichters ein solches Wohlgefallen gefunden, daß sie deren Namen annahm, ohne daß eine besondere Ähnlichkeit oder nahe geistige Verwandtschaft zwischen ihr und jenem Charakter vorhanden wäre, deren Erkennen die Schriftstellerin dazu bestimmt hätte.

Dieser weibliche Ossip Schubin zeigt eine ganz verschiedene künstlerische Physio-

gnomie in seinen größeren Romanen und in seinen kleinen Novellen und Erzählungen. Die letzteren sind meist reine Phantasiegebilde und wirken auch als solche: Sittenbilder aus vergangenen Jahrhunderten mit möglichst genauer Wiedergabe des geschichtlichen Zeit- und Lokalkolorits; düstere Lebensbilder einzelner seltsamer krankhafter, einem feindlichen Schicksal verfallener und erliegender Charaktere. Die großen Romane aber entlehnen ihre Stoffe durchweg dem Leben der modernen Gesellschaft. Und zwar sind es besonders zwei ganz bestimmte „Welten", welche Ossip Schubin darin mit Vorliebe schildert: die österreichische Aristokratie in allen ihren Varianten — diplomatischer, militärischer und Landadel — und das internationale Virtuosentum. In diesen Romanen trägt alles, im Gegensatz zu jenen kleineren Erzählungen, so sehr das Gepräge der Wahrheit, der scharfen genauen Beobachtung der Wirklichkeit, daß man unmittelbar überzeugt wird, die Verfasserin müßte in diesen beiden Welten durchaus heimisch sein, viel Selbsterlebtes und Selbstgesehenes dargestellt und erzählt haben. In dieser Meinung ist ein Fond von Wahrheit. Zwar täuschte man sich anfangs unter dem ersten Eindruck des Romans „Ehre" darin, daß man annahm, der Verfasser müsse unter den österreichischen Aristokraten selbst gesucht werden, selbst Offizier oder Diplomat sein. Wohl aber hat Ossip Schubin wirklich mit jenen Kreisen immer genaue Fühlung und jederzeit reichliche Gelegenheit gehabt, ebenso die zu ihnen Gehörigen, wie die Virtuosen, die Meister und Lehrer der Musik, wie ihre Schüler und Schülerinnen und ihr ganzes Heergefolge von Anbeterinnen, Enthusiasten, Schmarotzern, Impresarien, Kritikern, gründlich nach der Natur zu studieren. Aus Ossip Schubins eigenem Leben erklärt sich erst so manches in ihren Romanen. Von dem, was ihre eigene Seele in Lust und Leid, in Wonne und Schmerz bestürmte und ergriff, hat sie sich nach der Art echter Poeten zu befreien versucht, indem sie es künstlerisch ausgestaltete und in ihre Dichtungen verwob.

Dies Leben ist ein ganz eigentümlich bewegtes gewesen; der Bildungs- und Entwickelungsgang Lolo Kirschners liegt weitab von der gewohnten herkömmlichen Straße, auf welcher sich der unserer gebildeten jungen Damen vollzieht. Im Jahre 1854 am 17. Juni ist sie zu Prag geboren. Ihr Vater war ein österreichischer Beamter am Prager Landesgericht gewesen und hatte dann eine kleine Besitzung, Lochkow, in der Nähe der Stadt erworben und bewohnt. Hier ist die Tochter, eine jüngere Schwester, Marie, und ein Bruder aufgewachsen. Die Mutter, von der die Kinder die künstlerischen Talente und Neigungen hauptsächlich geerbt zu haben scheinen, war das Kind eines der glänzendsten Advokaten. Er stammte aus einer polnischen Familie Namens Pollak, war im italienischen Waisenhause zu Prag erzogen, eine genialische Natur, ungewöhnlich auch in seinen Schicksalen. So war er in seinen jüngeren Jahren einmal anscheinend bereits gestorben und sollte dem Grabe übergeben werden; in Wahrheit aber nur scheintot. Noch im letzten Augenblick erweckte ihn das heftige Weinen seiner Mutter aus der Erstarrung und rief ihn in das Leben zurück.

Lolos Mutter nahm sich aufs gewissenhafteste und liebevollste der Erziehung der Töchter an. Sie wurden zum Teil durch jene, zum Teil durch die besten Lehrer unterrichtet; sie lernten mehrere Sprachen, darunter auch Latein. Eine reiche Bibliothek war ihnen zur freien Benutzung gestellt, an deren Bücherschätzen Lolo ihre früh erwachte Leseleidenschaft nach Herzenslust befriedigen konnte. Wiederholt nahmen die Eltern das frühreife Kind nach Wien mit, wo sie bei einem Onkel, dem wahren Mustertypus eines eleganten österreichischen Kavaliers und Reiteroffiziers, Wohnung nahmen. Sein ganzes Wesen scheint einen tieferen dauernden Eindruck auf die Phantasie des Mädchens gemacht zu haben. Manche Züge von ihm lassen sich in einzelnen Gestalten

der späteren Erzählungen Lolos wiedererkennen.

Daß letztere in jeder Hinsicht ungewöhnlich veranlagt und geartet und nicht bestimmt sei, sich „mäßig ein bescheiden Los zu spinnen", darüber konnte schon in ihren Kinderjahren kein Zweifel obwalten. Unwiderstehlich trieb es sie, niederzuschreiben, dichterisch zu verarbeiten, was sie träumte, erfuhr und beobachtete. In ihrem dreizehnten Lebensjahre schrieb sie ihre erste, freilich nie zum Druck gelangte Novelle. Ebenso lebhaft aber erwachte in ihr die Leidenschaft für die Bühne, für die theatralische Kunst. Sie wollte sich derselben gänzlich widmen. Die Mutter führte sie zu Lewinsky, damit er der Tochter Begabung zur Schauspielerin prüfen möge. Sein Urteil klang grausam. Er sprach ihr jedes Talent zur Tragödie wie zur Komödie ab. Auch den großen Schmerz dieser Enttäuschung legte sie in einer Novelle nieder. Ebenso den gewaltigen Eindruck eines von Anton Rubinstein gegebenen Konzerts, dem sie beiwohnte, und der Persönlichkeit des Meisters. Diese Novelle, „Nikolaus Z." betitelt, scheint eine Art Vorläufer und Vorarbeit ihrer neuesten Künstlerromane „Asbein" und „Boris Lensky" gewesen zu sein. Bald ward der jungen Schriftstellerin die beglückende Genugthuung, sich gedruckt und sogar wirklich honoriert zu sehen. Sie war 16½ Jahr alt, als es einem Freunde des Hauses gelang, die Aufnahme einiger kleiner Novellen von ihr ins Feuilleton der Prager „Bohemia" zu bewirken. Volle 13 Gulden und 40 Kreuzer betrug das Honorar für die erste gedruckte Arbeit, die am 18. Januar 1871 in jener Prager Zeitung erschien.

Neben der leidenschaftlichen Lust an schriftstellerischer Thätigkeit hatte sich in Lolo Kirschner eine nicht minder lebhafte Neigung zur Musik und dem Gesange entfaltet. Sie hatte eifrig an ihrer künstlerischen Ausbildung gearbeitet. Es gelang ihr, auf einem Schulprüfungskonzert durch ihre Leistungen einen großen Erfolg zu erringen. Aber zwei Tage später traf sie eine schwere Heimsuchung. Ihre schöne Stimme brach, wurde tonlos und unbrauchbar. Diese Vernichtung ihrer liebsten Hoffnungen und Lebenspläne stürzte sie in wahre Verzweiflung. Sie wurde krank vom Weinen. Ihre Familie hatte noch mehr als sie selbst an ihren Beruf zur großen Sängerin geglaubt. Die besten Lehrer waren ihr gehalten worden, um ihr Talent zur vollsten Entwickelung zu bringen. Und nun sollte alles vergeblich gewesen sein! Die Mutter mochte an den dauernden Verlust dieser Stimme noch nicht glauben. Mit beiden Töchtern und dem Sohne ging sie nach Paris, um dort jeden Versuch anstellen zu lassen, Lolo wieder in den Vollbesitz ihres kostbaren Kleinods einzusetzen. Die dortigen damaligen Erlebnisse und Erfahrungen bei ihren Gesangsstudien und den Bemühungen zur Wiederherstellung der Stimme hat sie mit großem Geschick und liebenswürdigem Humor in den Schilderungen der musikalischen Pariser Studienzeit der holden Heldin ihres späteren Romans „Erlachhof" verwendet und bearbeitet. Die Schwester Marie aber arbeitete gleichzeitig mit glücklichstem Erfolge an der Ausbildung ihres schönen Landschaftsmaler-Talents in dem Atelier von Dupré. .Wie scharf und fein beobachtet, wie genau studiert und sich eingeprägt Lolo damals auch das künstlerische Treiben und Leben dieses Pariser Damenateliers hat, beweisen die köstlichen lebenswahren Darstellungen desselben, welche zu den glänzendsten Partien des neuesten Romans Ossip Schubins „Boris Lensky" gehören.

In jenem Winter 1873 machte die junge Schriftstellerin in Paris zuerst die Bekanntschaft Iwan Turgenjews, der sich die Verehrung der geistvollen eigenartigen Kollegin aus Böhmen gern gefallen ließ und den ersten Flügen dieses großen Talentes mit freundlichem Interesse folgte. Die Gesangsstudien und die resultatlos bleibenden Kehlkopf- und Luftröhrenkuren Lolos nahmen deren Zeit und Eifer nicht so vollständig in Anspruch, daß sie nicht

gleichzeitig auch an einer neuen Erzählung gearbeitet hätte. Sie sollte ursprünglich den Titel „Wips Sainsberg" führen. Später entwickelte sich der Roman „Ehre" daraus. Nach längerem Aufenthalt in Paris hatte sie die Vergeblichkeit ihrer Gesangsstudien erkannt und die Einsicht gewinnen müssen, daß der Verlust ihrer Stimme ein dauernder sei und bleiben werde. Sie hatte sich resigniert, war in ihre böhmische Heimat zurückgekehrt und konzentrierte ihre Kraft fortan auf die Schriftstellerei, die Roman- und Novellendichtung allein. Ein kleiner novellistischer Beitrag, welchen sie für die von Fritz Mauthner, damals noch Student in Prag, dem späteren bekannten Schriftsteller, herausgegebene „Sammelbüchse" für das abgebrannte Dorf Joachimsthal lieferte, machte sie mit jenem bekannt. Als er mehrere Jahre später in die Redaktion des „Berliner Tageblattes" eingetreten war, sandte ihm Ossip Schubin den vollendeten Roman „Ehre". Vergeblich versuchte er, denselben bei jenem und anderen Journalen zur Aufnahme zu bringen. Erst nach zwei Jahren erschien er, durch Mauthners Vermittelung von dem Dresdener Buchhändler Minden in Verlag genommen, gleich in Buchform (1878). Groß war die Freude der Verfasserin, als sie die ersten Korrekturbogen zur Durchsicht zugesendet erhielt. Aber größer noch ihre nervöse Aufregung in der Ungewißheit darüber, welche Aufnahme ihr Werk bei dem Publikum und der ernsthaften litterarischen Kritik finden würde. Gleichsam um diese Aufregung zu betäuben und vor sich selbst zu entfliehen, reiste sie damals nach Rom. Dorthin wurde ihr ein Billet von Dr. J. Rodenberg mit einem beigelegten Fahnenabzug der höchst ehrenvollen und schmeichelhaften eingehenden kritischen Besprechung nachgesendet, die der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" über „Ehre" geschrieben hatte. Eine Hauptbesorgnis der Verfasserin war es gewesen, daß aus dem Roman selbst der weibliche Autor als solcher erkannt werden könnte. Daß Mauthner sie nicht verraten würde, dafür hatte sie seine Zusage. Mit einer gewissen Angst durchflog sie Rodenbergs Kritik, und bald ersah sie aufatmend, befreit von jener Sorge, daß selbst einem so feinen sachverständigen Beurteiler nichts Damenhaftes in ihrer Dichtung das Geschlecht des Verfassers offenbart hatte. Wem konnte es auch in den Sinn kommen, in dieser mit so intimer Kenntnis der Verhältnisse, Anschauungen, Sitten, Redeweise und Charaktertypen der österreichisch-ungarischen Aristokratie geschriebenen ergreifenden Erzählung die Arbeit eines bürgerlichen Mädchens von vierundzwanzig Jahren zu sehen. Freitich blieb dies Geheimnis nicht lange mehr bewahrt. In einer der weniger wohlwollenden Besprechungen des Romans wurde es durch einen Eingeweihten enthüllt und Rodenberg über seinen Irrtum aufgeklärt.

Lolo Kirschner hatte in Rom ihre Zeit nicht verloren gehabt. Ihre Verbindungen in der dortigen österreichisch-ungarischen Kolonie und manche Beziehungen zu Persönlichkeiten der dortigen diplomatischen Vertretung des Kaiserstaats und Königreichs hatten ihr reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen und Naturstudien dieser eigentümlichen Gesellschaft, wie sie sich auf römischem Boden und vor dem römischen Hintergrunde, im Umkreise des Vatikan und unter den dort herrschenden besonderen Bedingungen entfaltet, gegeben. Sie verarbeitete diese Eindrücke, Motive, Studien später zu dem zweiten größeren Roman, dem sie den vortrefflich gewählten Titel „Unter uns" gab. Sie sendete dies Werk an Rodenberg zum Abdruck in der „Deutschen Rundschau"; aber sie empfing es von ihm zurück. „Zum Glück", wie sie heute zugesteht. Mußte sie sich doch selbst überzeugen, daß der Roman in jener ersten Gestalt noch nicht die genügende Druckreife gehabt hatte, um dem Leserkreise einer vornehmen Monatsschrift geboten zu werden.

Die Verfasserin führte sich dort dafür desto glänzender mit einer ihrer feinsten

und originellsten Kunstschöpfungen ein, der „Geschichte eines Genies“, die sie unmittelbar danach geschrieben und dem Herausgeber der „Rundschau“ angeboten hatte. Im November und Dezember 1883 erschien diese Novelle. Der Brief des Herausgebers, welcher die Verfasserin von der erfolgten Annahme unterrichtete und ihr seinen Beifall ausdrückte, blieb durch einen Zufall wochenlang uneröffnet liegen. Der Abdruck verzögerte sich. Aber ihre sehr natürliche Unruhe über die dadurch erzeugte Ungewißheit in Bezug auf das Schicksal jener Erzählung bemeisterte sie, indem sie sich völlig in die Arbeit an einer anderen größeren versenkte, für welche Schorer in Berlin ihr bereitwilligst die Spalten seines „Familienblattes“ zur Verfügung stellte. Es ist der Roman „Bravo rechts, eine lustige Sommergeschichte“ mehr eine Kette aneinandergereihter scharf gezeichneter Genrebilder aus dem Leben des heutigen österreichischen Landadels von überwiegend heiterer und humoristischer Färbung und frappanter Wahrheit, als eine geschlossene einheitliche Komposition. „Bravo rechts“ erschien in „Schorers Familienblatt“ und erntete den größten Erfolg unter allen bisher von der Verfasserin veröffentlichten Arbeiten. Ein Honorar, das jedes je zuvor von ihr empfangene weit überstieg, war die ihr sehr willkommene und gelegene Anerkennung und Bekundung dieses Erfolges. Sie genoß die innige Befriedigung, mit diesem selbsterworbenen Gelde eine beabsichtigte Reise nach Paris ausführen zu können.

Den großen Roman „Unter uns“ unterzog sie einer gründlichen Um- und Durcharbeitung; in dieser neuen Gestalt kam er dann in der „Deutschen Rundschau“ zum Abdruck, ein würdiger Genosse der besten, welche die Hefte dieser Revue seit ihrer Begründung geschmückt haben. In rascher Folge entstanden dann die Novellen „Dolorata“, „Mal'ochio“, „Etikette“ (in der „Deutschen Rundschau“) und (1886) die großartig angelegte, tragisch erschütternde, erzählende Dichtung, welche durch manche Fäden an „Unter uns“ anknüpft, „Gloria victis“. Noch drei größere Romane sind seitdem von Ossip Schubin veröffentlicht worden. „Erlachhof“, der zuerst 1887 in „Über Land und Meer“ abgedruckt wurde — eine Art Zwillingsbruder von „Bravo rechts“, mit dem er die darin mit gleicher Feinheit beobachtete Gesellschaft, in welcher er spielt, und die gesamte Stimmung gemein hat; „Asbein“, der in diesen Monatsheften erschienen ist, und „Boris Lensky“, während des letzten Winters in fünf Nummern der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht, die Fortsetzung und der tragische Schluß der in „Asbein“ begonnenen und bis zu einem früheren Abschnitt des Lebens des Helden beider geführten Erzählung.

Diese Novellen und Romane sind meist in der Zwischenzeit zwischen Reisen geschrieben, deren Hauptziele Wien, Berlin, Rom, Brüssel und Paris waren. Die Werkstatt Ossip Schubins, in welcher die Mehrzahl ihrer Dichtungen entstand, war und ist die elterliche Besitzung in der Nähe von Prag. Dort in einem Gartenpavillon, der während des Winters oft ganz von Schneewällen umtürmt wird, floß ihr die dichterische Arbeit jederzeit am leichtesten von der Hand. Dort, von der Welt abgeschieden, ungestört durch alle jene gesellschaftlichen Verpflichtungen und Zerstreuungen, welchen sich der in der großen Stadt lebende und arbeitende Schriftsteller so schwer zu entziehen vermag, sitzt sie — nach der Schilderung ihrer Schwester, der trefflichen Künstlerin, die bald mit dem Pinsel, bald mit Pinsel und Sticknadel abwechselnd auf demselben Grunde so reizvolle, halb naturwahre, halb phantastische Gebilde voll Farbenpracht und -zartheit hervorzauberte — tagelang, wenn der Dämon über sie gekommen ist, rings umgeben von immer höher anschwellenden Massen weggeworfener, mit solchen Sätzen beschriebener Blätter, die ihr nicht genügten, und wirkt an ihren romantischen Geweben. Von Zeit zu Zeit sehen wir sie dann wieder in

Berlin erscheinen, begegnen ihr in dem Salon eines befreundeten Hauses oder im Atelier ihrer Schwester während der Nachmittagsstunden, in denen dieselbe dort Besuche ihrer Bekannten empfängt. Auch wenn wir nie eine Zeile von ihr gelesen hätten und der Ruf ihrer litterarischen Bedeutung nie zu uns gedrungen wäre, würden wir frappiert und gefesselt schon von dem Antlitz dieser Dame sein, deren große seltsame Augen mit der leuchtend transparenten, ganz lichtgrauen Iris dem, welchen sie anschauen, bis auf den Grund der Seele zu blicken scheinen. Man hat ihr gegenüber unmittelbar das bestimmte Gefühl, ein außerordentliches Menschenwesen vor sich zu sehen, zu dem der Herr einen ganz besonderen Thon genommen hat, um es zu formen. Und gewiß: dies Gefühl täuscht uns nicht.

Diese merkwürdigen großen durchdringenden Augen haben sehr früh schon aufmerksam und scharf beobachtend in die das junge Mädchen umgebende Welt geblickt, ebenso in den Seelen der Menschen, ungetäuscht durch deren Masken, gelesen, wie ihnen in deren Erscheinung und in der der ganzen Wirklichkeit nichts entgangen ist, was sich ihnen je gezeigt hat. Ein erstaunlicher Beweis dieser rasch gereiften Fähigkeit des Sehens und des Beobachtens, aber auch des gleichzeitigen Aufnehmens aller Eindrücke, auf welchen die Stimmung der verschiedenen Bilder des Lebens und der Natur beruht, durch alle Sinne, und ebenso der Beweis der echt dichterischen Schöpfer- und Bildnerkraft ist schon jener erste größere Roman „Ehre“. Es ist ein so fertiges, wohl abgerundetes Kunstwerk, das Talent der Verfasserin kommt darin in seiner ganzen Eigenartigkeit so rein zum Ausdruck, daß wir dieselbe aus diesem Werk besser und vollständiger kennen und würdigen lernen als aus manchen ihrer späteren Erzählungen.

„Ehre“ ist die Geschichte eines glänzenden, leichtlebigen, jungen österreichischen Reiteroffiziers aus altadeligem Geschlecht, Felix von Lanzberg, der in einem unseligen Augenblick, unter der sinn- und geistbethörenden Macht einer tollen Leidenschaft für eine spanische Tänzerin seine Ehre geopfert hat. Um das Verlangen der Geliebten nach einem Paar Brillantboutons zu befriedigen, hat er, da er nur unter dieser Bedingung Geld von einem Wucherer zu erhalten vermochte, die gefälschte Unterschrift seines Vaters unter einen Wechsel gesetzt. Ein Nervenfieber, das den Unglücklichen infolge der furchtbaren Täuschung seiner vertrauenden Liebe für jene Juanita und der Gewissensbisse über seine Handlung gepackt hat, hält ihn wochenlang im Zustande der Bewußtlosigkeit, so daß er die Einlösung des falschen Wechsels und das Geständnis an den Vater versäumt. Der von Felix ehedem mit geflissentlicher Verachtung behandelte Wucherer ergreift die Gelegenheit, sich an dem hochmütigen Junker zu rächen. Er klagt den Wechsel, dessen Echtheit der nichts ahnende alte Lanzberg bestreitet, ein. Die von Felix begangene Fälschung kommt dabei ans Licht. Er wird zur Festungsstrafe verurteilt. Der Vater ist ein gebrochener Mann. Des Sohnes Leben ist zerstört. Jede Bemühung, die einmal verlorene Ehre des Offiziers und Gentleman wieder herzustellen und von dem schmählichen Fleck rein zu waschen, bleibt fruchtlos. Vergebens hat er, als Gemeiner in das Heer wieder eingetreten, im Kriege von 1866 die ruhmvollsten Heldenthaten vollbracht, die Fahne seines Regiments mit übermenschlichen Anstrengungen vor dem Feinde gerettet. Er bleibt immer der „gewisse Lanzberg“, bei dessen Namen und Anblick jeder aus der Gesellschaft sich der alten Fälschungsgeschichte und der Festungsstrafe des Fälschers erinnert.

Der Vater hat dem Sohn das Wort abgenommen, sich nicht zu töten. So schleppt er das zerstörte Dasein in einem Zustande steter innerer Qual, „bei jedem Zufallswörtchen schwitzend“, ein Schatten seines einstigen Selbst, die Heimat, die Gesellschaft seiner Standesgenossen scheu und ängstlich vermeidend, dahin. Mit

seiner Kunst ist diese ganze Vorgeschichte des eigentlichen Romans während des größten Teils desselben verschwiegen. Der Leser sieht den unseligen Mann, erkennt, daß das unaustilgbare Bewußtsein einer großen nicht zu sühnenden Schuld mit erdrückender Wucht auf Felix lastet. Wir entnehmen diese Thatsache ebenso aus dem Verhalten der anderen eingeweihten Personen der Handlung zu dem Schuldigen, aus den Gesprächen untereinander und mit ihm; aus dem ganzen Wesen seiner liebenswürdigen Schwester Elsa, auf deren schönes Eheglück mit einem sie zärtlich liebenden Manne, Erwin von Garzin, und deren ursprüngliche sonnige Heiterkeit die That und die Schmach des Bruders für immer einen trüben Schatten gebreitet hat. Aber die eigentliche Art seiner Schuld bleibt uns verhüllt, und bis nahe ans Ende des Buches werden wir in Spannung und Ungewißheit über dieselbe erhalten.

Und nicht nur der Leser allein. Die schöne, eitle, ehrgeizige Tochter eines reichen bürgerlichen Parvenus, Harfink, befindet sich in derselben Ungewißheit. Felix, von ihrem Reiz bezaubert, vergißt in einer Stunde der Schwachheit seine wahre Situation und das der Schwester gegebene Versprechen, und in der völlig unbegründeten Meinung, daß die schöne Linda über „seine Vergangenheit" durch ihre Mutter unterrichtet sei, wirbt er um ihre Hand, die ihm nicht versagt wird, und heiratet die Ahnungslose. Den Hauptinhalt des Romans, in dessen ersten Kapiteln bereits diese Heirat erzählt wird, bildet die Schilderung aller der mannigfachen demütigenden Seelenqualen und Verwickelungen, welche Lanzbergs Rückkehr in die Heimat und in den alten Kreis seiner Verwandten und Standesgenossen mit seiner jungen Frau notwendig für ihn herbeiführt. Alles das ist mit einer staunenswerten Kenntnis dieser Gesellschaftskreise, wie des Menschenherzens im allgemeinen, und einer außerordentlichen psychologischen Feinheit gezeichnet und weitergeführt bis zur Katastrophe. Linda, welche die Menschenscheu und das gedrückte verlegene Wesen ihres Mannes seinen ehemaligen Freunden, den Kavalieren und blaublütigen Damen gegenüber sich als eine Folge der von ihm eingegangenen Mesalliance erklärt und ihrerseits sträflich mit dem Manne seiner Schwester und mit jenen anderen Junkern kokettiert hat, erfährt durch die Denunciation der von Felix beleidigten rachsüchtigen einstigen Geliebten, die inzwischen die Gattin des verwitweten alten Harfink geworden ist, die wahre Schuld und Buße, die wirkliche „Vergangenheit" ihres Gatten. In wütender Empörung entflieht sie ihm mit einem ihrer gräflichen Verehrer. Vor Felix' inneren Augen ziehen nun die Bilder jener Vergangenheit immer wieder in fürchterlicher Klarheit vorüber und bringen den Verlassenen, Ausgestoßenen dem Wahnsinn nahe. Um das unerträglich gewordene Dasein zu enden, öffnet er sich die Pulsadern, nachdem er der wieder mit ihrem Manne ausgesöhnten, von ihrem grundlosen Verdacht gegen diesen glücklich geheilten Schwester brieflich sein verlassenes Söhnchen anvertraut hat, daß sie Mutterstelle vertrete — am Kinde des „gewissen Lanzberg".

Der ganze Aufbau, die Komposition dieses Romans zeugt von ungewöhnlichem Kunstgeschick und einer überraschenden Reife. Aber dieselbe Reife nicht nur der künstlerischen Ausbildung und Technik, sondern auch der Welt- und Menschenkenntnis und Anschauung dokumentiert sich ebenso in allen Einzelheiten des Romans, in der Charakterzeichnung der Frauen wie der Männer. Ossip Schubin bewies schon hier jene künstlerische Gabe, welche in reichstem Maße Iwan Turgenjew auszeichnet: die Charaktere nicht vorwiegend oder gar allein durch Schilderung ihres Wesens und Aussehens und die Erzählung ihrer Handlungen, sondern vor allem durch sich selbst, durch ihr eigenes Sprechen, die besondere individuelle Art ihres Gedanken- und Empfindungsausdrucks, zur lebendigen Vorstellung des Lesers zu bringen. Jedes Wort, das

einer dieser Menschen spricht, klingt wie der Wirklichkeit abgelauscht. Wie Turgenjew, nach seinen mir wiederholt gemachten Mitteilungen, das, was seine Romangestalten zueinander reden, immer, von jeder in ihrer eigentümlichen Stimme und Betonungsweise gesprochen, mit seinen körperlichen Ohren zu hören meinte und nur das so Vernommene niederschrieb — so und nicht anders müssen auch die Gespräche in Ossip Schubins Romanen entstanden sein. Nur so konnten sie diesen Grad der unbedingten natürlichen Wahrheit, dies zwingend Überzeugende erhalten, was sie so vorteilhaft von den am Schreibtisch erdachten und in der nie gesprochenen Schriftsprache gehaltenen in der Mehrzahl der deutschen Romane unterscheidet.

Die so in ihren Worten und Werken, ihrer Redeweise und ihren Anschauungen von Menschen und Dingen, ihrem Denken und Empfinden, in ihrer ganzen Persönlichkeit vor uns hingestellten Kavaliere und Damen geben in ihrer Gesamtheit ein Bild der modernen adeligen Gesellschaft des österreichischen Kaiserstaates, welches deren eigenstes Wesen wie in einem treuen, aber nichts weniger als schmeichlerischen Spiegel zeigt. Daß jene Gesellschaft diesem Bilde heute noch ziemlich genau entspricht und die gleichen charakteristischen Züge zeigt, dafür haben die Wiener Ereignisse in den höchsten Kreisen während dieses März den traurigen Beweis geliefert.

Dieselbe aristokratische österreichische Gesellschaft gab Ossip Schubin den Stoff zu noch vier anderen größeren Romanen. Der erste derselben, „Unter uns“, zu welchem, wie schon erwähnt, die Verfasserin ihrem Aufenthalt in Rom die Motive und die Modelle dankte, zeigt von dieser Gesellschaft besonders die zur Diplomatie gehörige Species in ihrem intimsten Dasein „unter sich“; jene Gesellschaft, deren echteste Repräsentanten schon in „Ehre“ in den beiden Kavalieren Graf „Pistasch“ und Sempaly auftreten und mit Meisterhand gezeichnet sind. Für sie „fängt der Mensch erst beim Baron an“. Die Welt außerhalb ihrer Kaste existiert nicht für sie, wenn sie auch gegen jeden aus dem Volk bis zum Fiakerkutscher herunter, sobald er sich nicht etwa gelüsten läßt, sich als gleichberechtigter Mensch ihnen an die Seite stellen zu wollen, sich des verbindlichsten, sogar vertraulichsten Benehmens befleißigen — wenn es ihnen eben so beliebt. In zahlreichen Varianten ist diese Gattung von Mitgliedern der österreichischen Adelskette hier vorgeführt. Hervorragendere Geister oder Charaktere sind kaum darunter. Große Gegenstände beschäftigen sie nicht und regen sie nicht auf. Ihr ganzes Treiben ist nichtig und leer, ihre Interessen sind kleinlich und armselig. Um so leuchtender hebt sich ein grundtüchtiges, wahres und echtes Menschenpaar, die Geschwister Zinka Sterzel und ihr Bruder Cecil Maria, aus dieser Umgebung hervor. Der letztere ist Sekretär der österreichischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl. Durch eigene Kraft hat er sich emporgerungen zu der Stellung, in welcher er der höchsten Achtung als bester Arbeiter genießt. Die Hauptlast der eigentlichen Geschäfte ruht auf seinen Schultern. Ossip Schubin hat die Wirklichkeit zu richtig beobachtet, um an die „Gerechtigkeit“ des Schicksals zu glauben. Wie in Turgenjews Erzählungen, sind es auch in den ihrigen gerade die Guten und Besten, welche dem „gemeinen Geschick“ erliegen müssen, der Tücke des Zufalls, der überlegenen Schlauheit, der rücksichtsloseren Energie, dem blinden Glück der anderen, der Schlimmen, Schuldigen. So geschieht es auch in dieser Erzählung. Zinka, das liebenswürdige junge Wesen, deren mädchenhafter natürlicher Zauber selbst die Herzen dieser hochmütigen Aristokraten bezwingt und fesselt, besiegt auch jenen jungen österreichischen Diplomaten, dem wir in „Ehre“ begegneten und den wir hier bei der Gesandtschaft in Rom finden, den Grafen Sempaly, einen Mustertypus der Kaste, in dem sich alle Schwächen einer in der Decadence befindlichen alten Rasse mit den durch lange Vererbung eingeborenen Vorzügen

und Talenten zu einer wunderlichen Einheit verschmelzen. Er liebt sie aufrichtig und ist doch zu schwach, um den Spöttereien oder dem bedauernden Lächeln seiner hohen Verwandten und Freunde Trotz zu bieten und standzuhalten; schwach bis zu der Erbärmlichkeit, die öffentliche Verhöhnung und Beschimpfung des schuld- und harmlosen Mädchens durch das Geklatsch der Gesellschaft und durch die Skandalpresse nicht zu verhindern, als er es konnte, ja es sogar wenigstens mittelbar zu veranlassen. Der Bruder Zinkas tritt für ihre Ehre ein und fällt im Duell durch den Degen Sempalys. Zinkas Lebensglück scheint für immer vernichtet. Aber es ergeht ihr, wie es schon mancher Verzweifelten ergangen ist, die auszuhalten verstand: die tödlich scheinende Wunde heilt aus und Zinka findet noch ein schönes, reines, innig befriedigendes Glück in der Ehe mit einem edlen Freunde, dem Grafen Truyn, dem würdigen Vertreter der wahrhaft vornehmen Gesinnung und adeligen Wesens, die ja auch heute noch nicht gänzlich in der österreichischen Aristokratie ausgestorben sind. Die diesen Hauptgestalten des Romans beigesellten, an der Handlung mitwirkenden Nebenfiguren sind, jede in ihrer Art, mit der gleichen Meisterschaft hingezeichnet. Die Erzählung tritt hier fast noch mehr als in „Ehre" zurück gegen die Gespräche, aus welchen die Eigenart des Charakters noch klarer und bestimmter hervorgeht als aus allen Schilderungen. Wer eine breit entwickelte, spannende, vielverschlungene Handlung in einem Roman verlangt, für den hat Ossip Schubin nicht geschrieben. Desto mehr für diejenigen, welche an jedem Stück treu und fein gespiegelten Lebens, am Detail desselben, an der Genauigkeit der Beobachtung und an klugen eigenen Gedanken des Autors ihre Lust und das volle Verständnis dafür haben.

Die beiden Romane „Bravo rechts" und „Erlachhof" sind fast gänzlich frei von allem Düsteren und Tragischen wie von stärkeren dramatischen Konflikten. Noch mehr als in „Ehre" erscheint in ihnen der österreichische Landadel gleichsam im Hauskleide. In beiden ist das Leben solcher Familien von adeligen Offizieren, die sich noch im rüstigsten Mannesalter, sei es dauernd, sei es für eine gewisse Zeit, zur Ruhe gesetzt haben, nach genauester Kenntnis und frischer Anschauung geschildert. In beiden tritt in diese Kreise, zwischen diese Obersten z. B., ihre Frauen, die vornehmen benachbarten Schloßherren und -herrinnen, weiblichen Hausgenossen, ihre Gäste: alte und junge Kavaliere, verschrobene, wunderliche Offizierswitwen, klatschsüchtige alte Jungfern ꝛc. — ein holdes junges Geschöpf, ein näher oder entfernter verwandtes Fräulein von eigenartiger Natur und Bildung und sieghafter Anmut ein. Die ganze folgende Erzählung ist die Geschichte ihrer Wirkungen auf die verschiedenen Persönlichkeiten jenes Kreises und vor allem auf den hervorragendsten und liebenswertesten jüngeren Kavalier desselben — eine Wirkung, die schließlich zur unvermeidlichen Heirat unter anscheinend die glücklichste Zukunft verheißenden Bedingungen führt.

„Bravo rechts" ist der Spitzname eines jungen Edelmanns, des Grafen Wolf von Ruysbruck, den er wegen seiner pedantisch peinlich korrekten, streng nach allen Paragraphen des Codex der aristokratischen Lebensart geregelten Haltung und Führung von seinen Freunden erhalten hat. Diese Korrektheit verhindert freilich nicht, daß er jahrelang ein in seinen Kreisen bekanntes und geduldetes Verhältnis mit der Frau und dann der Witwe eines Barons Goldmann unterhält, ohne ihre Absicht, dasselbe durch Heirat zu legitimieren, je ernstlich zu teilen. Diese Korrektheit aber wird nach und nach völlig gesprengt und aufgelöst durch die vergeblich bekämpfte und verleugnete Naturgewalt einer wachsenden Leidenschaft für ein verwaistes schönes, südslavisches, schwarzäugiges zweiundzwanzigjähriges Fräulein, Dita von Nikoltschani, welche bei ihrem seltsamen Onkel, dem Obersten Alimpitsch, auf dessen Landsitz Ilmenstein in Steiermark

an der Mur als Gast lebt und von dort in das benachbarte Schloß der Grafen Ruysbruck, Aldringen, zu deren verwitweter Schwester Cecile verschlagen wird. Das ziemlich unbemittelte, originelle, charaktervolle Mädchen und seine brünette Schönheit thut es, trotzdem so vieles in der Familie, in der Lebensführung und Stellung Ditas ganz „inkorrekt“ ist, dem pedantischen Dandy an und erweckt den ganzen verborgen schlummernden reichen Schatz wahrer, echter, starker Empfindung in seinem Herzen, so daß er alle ihn bisher lähmenden, bindenden Fesseln und Vorurteile zerreißt und abwirft und zur Freude seines ernsten älteren Bruders, den schmerzliche Lebenserfahrungen längst schon davon befreit hatten, Dita seine Liebe bekennt und seine Hand fürs Leben reicht. Um Dita herum sind einige andere weibliche Figuren, Mina von Brandt, Hedwig Komtesse von Albano, Mucki Alimpitsch, Cecile von Ruysbruck und jene blonde Baronin Goldmann gruppiert, die ihrer edlen, scharf gezeichneten jungfräulich herben und reizvollen Gestalt zur wirksamsten Folie dienen. Die ganze Geschichte dieser entstehenden und triumphierenden Liebe spielt sich auf dem Lande ab; nur für kurze Zeit wird der Schauplatz einmal nach dem nahen Triest und Venedig verlegt. Es geht eigentlich wenig vor; aber die dargestellten Menschen sind in ihrem Thun und Reden in so köstlicher Lebenswahrheit dargestellt, daß unser Interesse keinen Augenblick an ihnen und ihrem ziemlich inhaltlosen Treiben erlahmt. Neben dem Bruderpaare und dem Obersten wird noch eine vierte echt österreichische Aristokratengestalt eingeführt: der ungarische Fürst Zino Capito, „der berüchtigtste Herzensbrecher, der gewissenloseste Taugenichts von Europa“. Auch er, dieser schöne, gutmütige, unwiderstehlich liebenswürdige Nichtsnutz, eine frappant getroffene typische Figur aus dieser Adelsgesellschaft des modernen Österreich-Ungarn, verliebt sich so ernsthaft in Dita, daß er sogar um sie wirbt und sich mit ihr verlobt. Aber beide trennen sich noch rechtzeitig in aller Freundschaft.

Demselben Zino Capito weist Ossip Schubin eine verwandte Rolle der zarten, blassen, dunkeläugigen, bezaubernden Heldin von „Erlachhof“ zu. Auch auf diesem Adelssitz finden wir einen Obersten a. D. von Leskjewitsch und seine Gattin Katerin von einer Gesellschaft von Gästen umgeben: einem Kavalier in den dreißiger Jahren, mit schon ergrauendem Haar, von Rohritz — ein welterfahrener, ebenfalls durchaus „korrekter“, scheinbar kalter und blasierter Lebemann, der klüglich das Gerücht verbreitet hat, sein großes Vermögen verloren zu haben —; einer zum Aufenthalte eingeladenen Verwandten, verwitweten von Meineck, der verschrobenen, egoistischen „femme savante“, der Mutter jenes Mädchens, Stella; und einer bösartigen, lästigen, verleumdungssüchtigen alten Jungfrau Stase. Auch an Stella ist fast alles „inkorrekt“: Geburt, Erziehung, des verstorbenen Vaters Leben, Ruf und Beispiel, die Manieren der Mutter, der Wunsch, sich dem Gesang und der Bühne zu widmen. Verstand, festgewurzelte Anschauungen, Vorurteile, Gewohnheit — alles in Rohritz sträubt sich gegen die Möglichkeit, für ein solches Wesen wärmer zu empfinden, ihm einen Platz in seinem Denken und Leben einzuräumen. Aber vergeblich! Wie Graf Wolf „Bravo rechts“ dem Zauber Ditas, so erliegt der zugeknöpfte, anscheinend durch eine Eishülle sicher geschützte Rohritz dem Stellas, und zwar mehr noch während der Zeit der Trennung von ihr als in der des Zusammenseins. Hier in diesem Roman wird der Schauplatz von dem stillen Erlachhof für längere Dauer nach dem lauten, glänzenden Paris verlegt. Stella läßt sich dort mit ihrer Mutter nieder, um ihre Musik-, Gesangs- und Bühnenvorbereitungsstudien ernstlichst zu betreiben. Aber Rohritz hat seinen Bruder, den dortigen Legationsrat bei der österreichischen Gesandtschaft, auf sie aufmerksam gemacht. Der völlig „verparisierte“ Diplomat und seine ebenso

französierte und doch echt wienerisch gebliebene Gattin nehmen sich der Musikschülerin freundlich an, gewinnen sie herzlich lieb und führen sie in die große Welt ein. Zino Capito tritt in Beziehung zu ihr; die Verstrickung in böse Konflikte, die Gefahren für ihren Ruf durch Bosheit, Klatschsucht, Neid und Leidenschaft bleiben dem edlen, weltunkundigen, reinen Mädchen nicht erspart. Rohritz erkennt erst in der Ferne, welches Glück er thöricht dahingegeben hat, eilt nach Paris und kommt noch rechtzeitig, um die Geliebte aus allen jenen Gefahren zu retten und gesichert für immer an seinem Herzen zu bergen.



Lolo Kirschner (Ossip Schubin).

Die österreichische diplomatische Gesellschaft in Paris ist hier mit ebenso gründlicher Kenntnis und mit ebenso fein treffender Kunst in ihrem ganzen beson-

deren Wesen und Lokalcharakter geschildert, wie in „Unter uns" die in Rom vereinigte. Aber noch fesselnder fast sind die Partien dieses zweiten Teils des Romans, welche das Dasein der beiden allein lebenden Frauen, der Meineck und Stellas in Paris, die Gesangsstudien der letzteren und die Welt der Musiklehrer und Impresarien zum Gegenstande haben. Hier hat die Verfasserin die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse während ihrer ganz ähnlichen Pariser Lebensepisode in bewundernswerter Weise auszunutzen verstanden und Bilder dieser Wirklichkeit von großer Meisterschaft, voll köstlicher Frische, glänzendem Geist, munterer Laune, ehrlicher Empfindung, gemütstiefem, „durch Thränen lächelndem" Humor und echtem Lokalkolorit geschaffen.

Noch eine ganz besondere Begabung — und eine der seltensten — bewährt Ossip Schubin in diesen beiden unter sich nahe verwandten Erzählungen; die: junge Mädchen von reinem Herzen bei großer Liebenswürdigkeit lebenswahr und überzeugend zu zeichnen. Den meisten Romanheldinnen auch unserer besseren deutschen Poeten sind diese Schubinschen Mädchengestalten darin überlegen. Sie haben so wenig von den naiven Gänschen und Gurlis, als von den wie ein Buch sprechenden, alle Männer an Geist und Tiefe überstrahlenden, am Schreibtisch ausgeheckten Idealwesen, als von den verhimmelnden, sentimentalen, romantischen Engeln, den amazonenhaften Titaniden, den sich gretchenhaft anstellenden, Männer angelnden Koketten, die wir aus so vielen deutschen Romanen kennen, denen wir aber nie in der wirklichen Welt begegnen. Es sind einfache, innerlich lautere, frische Mädchennaturen, voll gesunder Empfindung, Güte und Klugheit; aufrichtiger, starker, opferfreudiger Liebe und Hingebung fähig; ohne Tiefsinn, Bildungsglanz und romantische Phrasen; natürlich sprechend, aus ihrem eigensten Wesen heraus handelnd, voll Widerwillen gegen alle Lüge und alles Gemeine, die des Lesers inniges Interesse und Neigung so sicher gewinnen wie die Liebe der Helden.

Von ganz anderer Art und Stimmung wie diese beiden Erzählungen ist der zwischen „Bravo rechts" und „Erlachhof" geschriebene große Roman „Gloria victis", wenn er auch seinen Gegenstand denselben Gesellschaftskreisen, dem modernen österreichischen hohen Adel entnimmt. Er knüpft fast unmittelbar an „Unter uns" an. Graf Truyn und die anmutige Zinka mit seiner inzwischen zur schönen Jungfrau herangereiften Tochter aus erster Ehe, Gabriella, treten auch hier gleich von Beginn an wieder auf. Hier aber handelt es sich um mehr und größeres als um eine Liebesgeschichte, um ein umworbenes, ein verlassenes oder beglücktes Mädchen. Das Grundthema ist der moderne sociale Kampf zwischen zwei um die Herrschaft in Österreich ringenden Gesellschaftsklassen: des alten Geburtsadels und des bürgerlichen Großkapitals, das, durch Industrie und Spekulation erworben, jenen von seinem altererbten Besitz zu verdrängen, seine Vorrechte, Würden, Ehren für sich zu erobern trachtet. Der Vertreter dieser immer furchtbarer anwachsenden Macht, welche die Energie des Willens, die brutale Rücksichtslosigkeit, die praktische Intelligenz, die unermüdliche Betriebsamkeit, die Freiheit von der im Kampfe um den eigenen Vorteil immer lähmenden Anständigkeit der Gesinnung vor dem Gegner voraus hat, ist hier ein ehemaliger jüdischer Arzt Dr. Stein, der zu kolossalem Vermögen gelangt, zum italienischen Conte Capriani geworden ist und als solcher die großen Besitzungen einer alten verkrachten böhmischen Adelsfamilie, von Malzin, erworben hat. Der letzte dieses Geschlechts, eine zartbesaitete, feine, aber weiche und schwache Natur, hat zudem seine Existenz verdorben, sich, durch die Leidenschaft bethört, mit einem schönen ganz gemeinen Weibe, einer Schauspielerin, verheiratet und die demütigende Stellung eines Gutsbeamten im Dienst jenes „Grafen" auf der einstigen Herr-

schaft seiner Väter angenommen. Dem Grafen steht in geschlossenem Bunde der ganze Adel der Gegend, in den er sich durch jenen Kauf einzudrängen gedachte, wie eine festgefügte Schutzmauer gegenüber. Der, welcher den Parvenu am leidenschaftlichsten haßt und ihm seine Verachtung am rücksichtslosesten bezeigt, ist der mit den glänzendsten Gaben des Körpers und Geistes ausgestattete junge Graf Oswald von Lodrin, der Besitzer der benachbarten Herrschaft Tornow. Seine ihn vergötternde verwitwete Mutter bewohnt das Familienschloß. Das prächtig und üppig erblühte Mädchen hatte einst den alten Grafen Lodrin geheiratet und das traurige Leben einer Wärterin des kranken Greises bis zu dessen Tode zu führen gehabt, zur Qual für ihre heißblütige, nach Genuß dürstende Natur. Seit dem Hinscheiden des Grafen lebt die stolze, schöne Frau zurückgezogen, vereinsamt auf jenem Schloß. Ihre abgöttische Liebe für ihren schönen, ritterlichen Sohn, das Muster der Kavaliere, wird ihr von ihm, der in ihr das hohe Ideal einer Frau und Mutter verehrt, aufs zärtlichste erwidert. Sie teilt seine Liebe mit der, welche Oswald für Gabriella, die Tochter jenes von Paris in die Heimat übersiedelten Grafen Truyn, ergriffen hat.

Aber anfangs nur wie eine unbestimmte Ahnung, dann mit immer erschreckenderer Deutlichkeit geht dem Leser die unheimliche Erkenntnis der nahen Beziehungen auf, welche den gehaßten Eindringling Capriani mit diesem unversöhnlichsten Gegner, Grafen Oswald, und dessen Mutter verknüpfen. Als letzterer einmal im Spiegel mit ahnungsvollem Grauen sich bewußt wird, daß er dieselben Augen wie Capriani hat, erraten wir alles. Wie zermalmende Schläge treffen den Unglücklichen die Enthüllungen des Geheimnisses seines Lebens und seiner Geburt. Damals in den schwülen Sommertagen an der Riviera, als die junge Gräfin den todkranken Gatten pflegte, hatte der schöne Arzt desselben ihren Seelenzustand und ihr glühendes Temperament sich zu nutze gemacht. Sie ist dem Verführer erlegen, um ihn dann mit Abscheu von sich zu stoßen. Jahrzehnte lang war er aus ihren Blicken verschwunden. Sie glaubte alles vergessen zu können. Nun drängt er sich wieder in ihr und ihres Sohnes Dasein ein; der Abgrund des Jammers und der Schmach thut sich vor ihr auf. Oswald, durch einen Brief von Capriani, den er am Totenbette seines unglücklichen Vetters Malzin schwer beleidigt hat, ohne Umschweife über jene Vergangenheit aufgeklärt, richtet endlich schaudernd die verhängnisvolle Frage an sie. Die Lüge tritt nicht über ihre Lippen. Um Gnade flehend, sinkt die Mutter vor ihm zu Boden. Er nimmt die Forderung des Conte an und fällt von der Kugel seines natürlichen Vaters. Jene hochmütige Adelsgesellschaft, welche dem schwindlerischen Emporkömmling Trotz bieten, ihn ausschließen zu können meinte, ist in diesem Falle besiegt. Aber — „gloria victis!" Das Genie Ossip Schubins zeigt sich der Größe der gewählten Aufgabe in jedem Punkte gewachsen. Für die Leidenschaft hat sie die rechte Sprache darin gefunden, die nichts gemein hat mit dem Pathos des Theaters. Sie erreicht hier eine erschütternde Gewalt der Tragik; die höchste in den Scenen, deren Schluß jene furchtbare Frage des Sohnes an die Mutter bildet. Charakter- und Situationsmalerei, Schilderung und Dialog sind hier gleich außerordentlich; die Kunst, weise zu verschweigen und die weitere Ausmalung des nur Angedeuteten der mächtig angeregten Phantasie des Lesers zu überlassen, ist ebenso meisterlich ausgeübt als da, wo sie am Platze ist, die der delikatesten Detailzeichnung.

Der Kreis jener Romane Ossip Schubins, welche Bilder aus dem Leben des österreichischen Adels entrollen, ist vorläufig mit diesen vier Werken abgeschlossen. Wenden wir uns den anderen erzählenden Dichtungen der Verfasserin zu. Die kleineren Novellen, die meist in ein-

zelnen dünnen Bändchen zusammengefaßt erschienen sind, waren: „Blanche“, „Memento mori“, „Schneeglöckchen“, „Dolorata“, „Die Galbrizzi“, „Mal'occhio“, „Ein Frühlingstraum“, „Der Ballsaal des Grafen von Linkebeeck“, „Die Thränen der Mutter“, „Etikette (eine Rokoko-Arabeske)“, und die neuesten in diesem Jahre unter dem Gesamttitel „Unheimliche Geschichten“ erschienenen: „Hollunderblüte“, „Die Schlange“, „Stummes Leid“, „Die Chimäre“, „Die Hochzeit der Totenlida“, kann ich hier nur kurz erwähnen. Sie sind sehr verschieden an Wert wie im Stil, der Gattung wie der Behandlung nach: symbolische Märchen, Legenden, Novellen, die in vergangenen Epochen spielen, und einzelne Nachtstücke, in denen der Wahnsinn wie in „Memento mori“ und „Hollunderblüte“, oder eine dämonische Eigenschaft dessen, der sie erlebt und erzählt, wie in „Mal'occhio“, die Wurzel oder die bewegende Kraft ist, welche die düsteren, tragischen und grausigen Ereignisse hervorruft oder erzeugt. In den Geschichten der letzteren Art beweist die Verfasserin ihre reiche Begabung für das Phantastische. Sie weiß auch diese Saiten so gut erklingen zu lassen wie nur unsere älteren Romantiker. Und doch will es mir so erscheinen, als lägen diese Gegenstände ihrem eigensten Wesen ferner, als seien es bei aller Trefflichkeit der Arbeit Gaben aus zweiter Hand. Noch weniger ist Ossip Schubin er selbst, das heißt: der Autor, den wir in seinen gesellschaftlichen und seinen Künstlerromanen bewundern, noch weniger ist sie es in jenen historischen Genrebildern wie „Etikette“, „Blanche“, „Schneeglöckchen“. Da verfällt sie in eine eigentümlich gezierte und gesuchte Sprache und Manier des Vortrags und der Schilderung, die ihr sehr fremd zu Gesicht steht. Nur in Darstellungen der Wirklichkeit, welche sie selbst beobachten konnte, aus den ihr vertrauten Gesellschaftskreisen in der österreichischen Heimat und im Auslande, aber auch aus dem Landvolk (siehe z. B. die kleine Erzählung „Stummes Leid“) erhebt sich ihr großes, eigenartiges Talent zu seiner vollen Höhe.

Mindestens in gleichem Maß wie in jenen Romanen aus der heimischen Adelsgesellschaft, geschieht das in den drei herrlichen Musikerromanen: „Geschichte eines Genies“, „Asbein“ und „Boris Lensky“, dem neuesten und größten derselben. Man muß so durch und durch selbst Musiker sein, wie Ossip Schubin es ist, und so innig vertraut wie sie mit dem äußeren Treiben wie dem innersten Seelenleben der schöpferischen Musikgenies, der großen und kleinen Virtuosen und der ganzen Natur und Art der sich mit denselben zunächst berührenden, ihren Wirkungen zumeist zugänglichen Kreise, um Geschichten wie diese drei erzählen, so erzählen und Gestalten bilden zu können wie die der Haupt- und Nebenpersonen, der Männer, Frauen und Mädchen, die darin auftreten und mitwirken.

Alle drei Romane sind tragisch in ihrem Grundcharakter und in ihrem Ausgange. Die „Geschichte eines Genies“ ist die des traurigen Unterganges eines solchen, der durch einen hohlen Modevirtuosen Sterny um sein ganzes Glück und Leben betrogen wird. Gesa van Zuylen, der von seinem Vater und seiner Mutter, einer Choristin am Théâtre de la Monnaie zu Brüssel, noch als kleiner Knabe verlassene, ist der Pflegesohn des gutmütigen Witwers einer berühmten Sängerin, der Gualtieri, Mr. Delileo, geworden, eines Universalgenies, der es im Leben und in den Künsten doch zu nichts gebracht hat und von der Welt zurückgezogen ein wunschloses Stillleben in der engen Rue Ravestein der belgischen Hauptstadt führt. Das Genie des Zigeuner-Musikanten, des Vaters, hat sich auf Gesa vererbt. Der Virtuose Sterny nimmt sich seiner an. Er wird zum Geiger und Musiker ausgebildet. Als er von Paris wiederkehrt, findet er Delileos schönes Kind Annette bei ihm; aus dem Geschwisterpaar wird ein Brautpaar. Die Seele von kühnen Zukunftsträumen geschwellt, komponiert Gesa eine wunderbare Musik zu

Dantes Hölle voll dämonischer Glut und süßer Klage. Da kommt der von dem kindlich Vertrauensvollen blind verehrte „große“ Virtuose wieder nach Brüssel. Er sieht die Braut und hört die Musik des jungen Freundes. Er überredet ihn zu einer Tourné nach Südamerika. Als Gesa zurückkehrt, findet er seine Braut verführt und verlassen von Sterny. Vor Scham vergiftet sie sich. Seine Musik aber entdeckt er nach Jahren in einem Oratorium wieder, das der große Mann in Brüssel aufführt, welcher ihm in der Abwesenheit das Manuskript aus dem Pulte gestohlen und in seine eigene nichtige Komposition verflochten hat. Der schon dem Trunk verfallene Geiger schlägt dem Schurken am Dirigentenpult mit dem Bogen ins Gesicht. Das ist die einzige Rache. Er selbst sinkt tiefer und tiefer, findet zuletzt in Paris seine Mutter als Weib eines Akrobaten und Cirkushalterin wieder. Sie nimmt den Sohn mitleidig auf, der bei ihr völlig versumpft und in halbem Blödsinn still dahinlebt. — Mit wundervoller Kraft und Meisterschaft ist diese trostlose erschütternde Geschichte des Genies geschrieben. Kein Wort ist zu viel. Die ganze Darstellung ist knapp und gedrängt, und doch ist alles darin gegeben; nicht nur die Charaktere und die Entwickelung ihrer Schicksale aus ihnen heraus; ebenso auch die Stimmung jeder Lokalität, jeder Stadt, jeder Gasse, jedes Raumes, welche die Schauplätze der Vorgänge bilden, jeder Jahres- und Tageszeit und jedes Wetters. Man mag dieses Kunstwerk wiederholt lesen, seine Wirkung bleibt die gleiche und der Respekt vor dem Talent, vor der künstlerischen Weisheit der Anordnung, der vollendeten Durchführung wächst noch mit jeder Lektüre.

Diesem durch die Reklame großgezogenen elenden, schurkischen Vertreter des modernen Virtuosentums in seiner schlimmsten Form stellt Ossip Schubin in den beiden anderen Romanen den großartigen Typus des Virtuosengenies in seiner mächtigen Ursprünglichkeit mit all den herrlichen und all den abstoßenden unheilbringenden Eigenschaften seiner zugleich dämonisch wilden und vornehmen, brutalen und weichen, zarten, zärtlichen, feinbesaiteten Künstlernatur, in dem russischen Geiger Boris Lensky, gegenüber. Unzweifelhaft sind viele Züge zu seinem Bilde, besonders der körperlichen Erscheinung, der Sprache und der künstlerischen Wirkungen, einem der genialsten Virtuosen aller Zeiten, Anton Rubinstein entlehnt. Aber Lensky ist darum noch kein Porträt. So wenig in seinen Handlungen als in seinen Schicksalen gleicht er jenem berühmten lebenden Urbilde. Die Leser der „Monatshefte“ kennen den ersten dieser Romane, „Asbeïn“, welcher die Anfänge Lenskys und die erste Hälfte seines Lebens bis zu der Katastrophe, dem Tode seiner Gattin, der russischen Fürstin, jener holdseligen, rührenden, adeligen Frauengestalt, einer der lieblichsten, die Ossip Schubin je geschaffen hat, erzählt. Sie wissen, zu welch fesselndem Kunstwerk der Stoff dieses Künstlerdaseins, der allmählichen Entwickelung dieser aus so widerstrebenden Elementen geformten Ausnahmenatur, und die von ihren großen Tugenden und großen Fehlern ausgehenden zerstörenden und beglückenden Wirkungen auf anderer Menschen Seelen und Leben durch die Dichterin ausgestaltet worden ist. Es wäre überflüssig, an dieser Stelle den Inhalt von „Asbeïn“ zu rekapitulieren und die Vorzüge des Romans meinen Lesern noch erst klarlegen zu wollen.

Der zweite, welcher während dieses Winters in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wurde, nach dem Helden beider mit dessen Namen „Boris Lensky“ betitelt, bildet die Fortsetzung des ersteren und führt die Erzählung dieses Lebens bis zu seinem tragischen Ende. Sein ganzer Inhalt ist eine neue Bestätigung des uralten furchtbaren Naturgesetzes. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern; in den Konsequenzen unserer Leidenschaften und unserer Thaten liegt unsere Strafe und Buße. Neben dem

Virtuosen selbst, der hier als stark gealterter und in sich mehr und mehr zerfallener Mensch und Künstler auftritt, stehen im Mittelpunkt der Handlung des Romans seine erwachsenen Kinder: der Sohn Kolja, eine vornehme, grundanständige Natur, ein korrekt erzogener junger Mann, auf den sich von dem Künstlergenie und dem Zigeunertum des Vaters nichts vererbt hat, und Mascha, die kaum dem Kindesalter entwachsene süße Mädchenblüte mit dem zärtlichen, ahnungslosen, vertrauenden, stürmisch erregten Kinderherzen, mit dem heißen Blut des Vaters und dem berückenden Liebreiz, dem tiefen Liebesbedürfnis der Mutter. Gleich bewundernswert wie dieser Mädchencharakter, dessen Darstellung und Durchführung des größten Dichtergenies würdig ist, erscheint mir die Zeichnung der anderen weiblichen Hauptfigur, der reiferen thatkräftigen ernsten Freundin Maschas, Nita, einer vornehmen jungen Österreicherin, welche in einem Pariser Atelier die Malerei studiert und glänzende Erfolge davonträgt. Eine verborgene Wunde in ihrer Seele „blutet heimlich fort". Boris Lensky, der Meister, den sie einst abgöttisch verehrte, hat vor Jahren in einem seiner Anfälle brutaler sinnlicher Leidenschaft ein Attentat auf sie gemacht, eine gewaltsame Umarmung, aus der sie sich noch eben zu befreien vermocht hat, deren Erinnerung aber ihr kühles keusches Herz noch immer mit Schauder und mit tiefem Haß gegen den Mann erfüllt, der ihr hohes Ideal, sein eigenes Bild, so plump und grausam zertrümmert hat. Und für diese Nita wird Lenskys Sohn Kolja von tiefer Leidenschaft ergriffen! Wie ein Entsetzliches, das wider die Natur ist, weist sie seine Bewerbung um ihre Hand ab. Als der Vater, der sie nicht mehr kennt und jene Episode fast vergessen hat, für den Sohn eintritt, um dessen Werbung zu unterstützen, steigt das Gespenst der alten Schuld plötzlich vor ihm auf und er sieht sich als den Zerstörer des Glückes seines geliebten Sohnes vergeblichem Jammer hingegeben. — Mascha, das früh der Mutter beraubte, in ungenügender liebloser Aufsicht sich selbst und ihrem ungezügelten Naturell überlassene, süße Geschöpf, über dessen Erziehung und Entwickelung zu wachen der Vater, trotz der innigsten Liebe für das Kind, durch sein unruhiges Virtuosen- und Reiseleben verhindert wurde, wird das Opfer eines jungen österreichischen Diplomaten, von dem sie sich wahr und treu geliebt glaubt. Sie sucht den Tod in der Seine, um ihrer Schmach zu entgehen, und Lensky, der sein angebetetes blühendes Kind in die Arme zu schließen kommt, findet das dem nassen Grabe entrissene, in welches es die Verzweiflung trieb, fast ohne Hoffnung, es dem Leben zurückzugeben. Die Darstellung der Fahrt Maschas auf dem Seinedampfer, um sich zu ertränken, und die jener Stunden, welche Lensky am Lager der Geretteten, aber Bewußtlosen, halb Entseelten zubringt, gehören zum Schönsten, Ergreifendsten und Kunstvollendetsten, was ich in der Romandichtung kenne. Maschas Ehre wird durch die Energie und Klugheit Nitas wiederhergestellt, welche es erreicht, ihren Vetter, den Verführer Maschas, zur Erfüllung seiner Pflicht gegen diese zu bestimmen. Aber Lensky bleibt ein gebrochener Mann. Auch in seiner Kunst ist er nur noch ein Zerrbild seines einstigen Selbst. Bis es ihm der Mißerfolg seiner Konzerte zur Erkenntnis bringt, bleibt er sich dieser traurigen Wandlung unbewußt. Noch einmal will er sich trotzdem dem Publikum in seinem vollen alten Glanze zeigen. Vergebens! Es sieht nur den traurigen Verfall der früheren Größe. Aber zum Schluß entströmt seiner Geige dennoch ein Gesang von so hinreißender Schönheit und süßer Gewalt, wie man ihn nie gehört. Es ist der Schwanengesang des Meisters, der Bogen entsinkt seiner Hand und er haucht in den Armen der ihn Umringenden Leben und Seele aus. Die Schlußscene des Romans ist von großartiger poetischer Macht, deren packender Wirkung sich niemand entzieht. Und welcher Reichtum an köstlichen Einzelheiten und Partien voller Humor, voll

zartester Empfindung, voll Kühnheit und Originalität der Zeichnung! von lebensvollen grundverschiedenen Nebenfiguren! an besonderen Zügen, an Stimmungsgemälden, zu denen die Straße, die Landschaft um Paris, der Konzertsaal, das Hotel, das Haus der bettelhaften Vornehmen, vor allem das Malerinnenatelier und die darin arbeitenden Damen die Motive und die charakteristischen Lokaltöne herliehen! welche Schätze an Lebensweisheit, an Völker- und Menschenkenntnis, an Beobachtungen der Natur und Kunst, des menschlichen Denkens, Empfindens, Schaffens und Handelns, an eigenen überraschenden Gedanken, an treffenden frappierenden Bemerkungen, Worten, Vergleichungen und Bildern enthält diese Dichtung! Ich meine, auch diejenigen, welche sich so manchen anderen Romanen und Novellen Ossip Schubins gegenüber mehr kritisch, anzweifelnd, tadelnd, abweisend oder gleichgültig verhielten und in denselben ein Zurückgehen, ein Herabsinken der Verfasserin von der in „Ehre“ erreichten Höhe erkennen wollten, müßten durch „Asbeïn“ und „Boris Lensky“ zur vollen Anerkennung des ganz Außergewöhnlichen im Talent und der reifen Künstlerschaft unseres Autors bekehrt werden.

Zu dem am häufigsten gehörten Tadel gegen dessen Arbeiten freilich ist solchen kritischen Lesern auch in diesem großen Roman nicht aller Grund genommen. Dieser Tadel lautet: „sie schreibt kein Deutsch.“ Unzweifelhaft liegt eine der empfindlichsten Schwächen und Eigenheiten der Werke Ossip Schubins in ihrer Schreibweise. Sie hat von den modernen Franzosen (wie von den Russen) in der Kunst des Sehens, des Auffassens mit allen Sinnen, der Darstellung der Gesamtstimmung jeder Scene und jedes Schauplatzes und der Wiedergabe der Sprechweise der einzelnen Gestalten viel gelernt. Aber wie in der Ausdrucksmanier der von ihr gezeichneten österreichischen und russischen Aristokraten und Aristokratinnen, so sind auch in ihrer eigenen Schreibweise zahlreiche Gallicismen und Austriacismen haften geblieben. Französische Redensarten, überflüssige Fremdwörter, die sie sich nicht die Mühe nimmt, durch ganz nahe liegende allgemein gebräuchliche deutsche zu ersetzen; neuwienerische Konstruktionen, deren immer drohenderem Eindringen in unsere edle deutsche Schriftsprache wir uns mit allen Kräften widersetzen sollten, beeinträchtigen für jeden, der eine feinere Empfindung für diese Dinge besitzt und strengere Forderungen an Stil und Sprache stellt, den Eindruck der Erzählungen Ossip Schubins sehr wesentlich und beeinflussen das Urteil über die Bedeutung dieser Werke und ihres Autors zu dessen Ungunsten.

Solche Mängel und solche Ausstellungen aber können uns und der immer wachsenden Zahl der Verehrer dieses eminenten Talents nicht die Freude an dessen Schöpfungen rauben, nicht die Schätzung des hohen künstlerischen Wertes und der überwiegenden Schönheiten derselben verringern, nicht die Erwartungen von der Zukunft unserer Dichterin herabstimmen, die — so viel des Besten sie uns in ihres reichen Lebens erster Hälfte auch bereits gab und sagte — sicher noch vieles und vielleicht noch Vollendeteres sagen und geben wird.





David und Goliath.

Novellette
von
Hermine Villinger.



Täglich konnte man das Näh-Dorle die Landstraße daherkommen sehen, welche die kleine Ortschaft durchschnitt, deren Häuser sich rechts und links an die grünen Berge lehnten. Das Dorle ging jedoch nie allein, sondern befand sich bei ihren Ausmärschen in der steten Begleitung eines ungefähr sechsjährigen Buben, der ebenso selbständig, sieghaft und gesundheitstrotzend ins Leben sah, als das Dorle zart, unentschlossen und bleichsüchtig ihrer Wege wandelte. Sie verdankte den kleinen Helden einer ihrer schwachen Stunden, aus denen sich ihr Leben zusammensetzte, und obwohl das Bürschlein sie allezeit unter lustigem Getrommel und Trompetengeschmetter auf ihren Gängen begleitete, so hatte die junge Mutter doch immer noch nicht Trost und Ergebung gefunden und zehrte so hin in Reue und Sehnsucht nach ihrem verlorenen Glück. Zu zart, um Feldarbeit zu verrichten, hatte sie die paar Äcker, die ihr die Eltern hinterlassen, verkauft, und lebte mit ihrem David von dem Erlös ihrer Näharbeit. Sie wohnte in der Miete bei einer alten Bäuerin, die ein kleines Haus besaß und allein stand. Die Frau saß den ganzen Tag, wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, vor der Thür, die Krücke neben sich, die Füße warm umwickelt, und schaute sich in der Welt — das heißt, in dem engen Thälchen — um. Sie war die einzige Person, vor welcher der kleine David Respekt hatte; die Mutter mußte ihm folgen wie ein Hündlein, und sie that's. Immer sprach er im Ton eines Befehlshabers, die Hände auf dem Rücken, und wenn sich dieser oder jener der Dorfbuben einmal nicht fügen wollte, so stürzte er sich wie ein junger Löwe auf den Widerspenstigen los, unbekümmert, ob ihn derselbe um eine oder zwei Kopflängen überragte.

Also genoß er nicht gerade des besten Rufes im Orte, und doch steckte ihm jeder zu, was er konnte, und streichelte ihm gern über die blonde Lockenmähne, welche sein sonnenverbranntes Gesichtchen mächtig umrahmte.

Daß jedoch die Mutter nie lachte, nie fröhlich plauderte und scherzte wie die anderen Weiber, hatte er mit seinem aufmerksamen Blick bald weg, und so geschah's, daß er ihr manchmal in hellem Zorn in die Flechten fuhr und sie mit einem „Sei lustig!" anherrschte. Aber wenn sie ihm dann zu Willen sein wollte und den schmerzlichen Mund zu einem Lächeln verzog, sah ihr blasses Gesicht noch erbarmungswürdiger aus als sonst, und David ging schnell zur Stube hinaus und begann mit Fäusten und Mund ein wütendes Getrommel zu vollführen, was ihm immer als Deckmantel für seine Empfindungen zu dienen pflegte. Denn hier waren die Verhältnisse vollkommen umgekehrt, und das Büblein David war derjenige, welcher an der verlassenen Mutter Elternpflichten vertrat, indem er sie keinen Schritt allein vors Haus setzen ließ, sie abwechselnd schalt und liebkoste und jede Unfreundlichkeit, die ihr widerfuhr, mit seinen kleinen Fäusten wett zu machen suchte.

Das Dorle aber wurde unter dieser energischen Vormundschaft alle Tage verhärmter und melancholischer, denn sie war nicht dumm und fühlte recht wohl, daß diese verkehrte Weltordnung für den Buben nichts taugte und die frühe Selbständigkeit seine herrischen Anlagen zu bösen Dingen führen konnte. Andererseits aber war sie viel zu schwach, dem kleinen Mann entgegenzutreten, um so weniger, als sie im stillen in seinem kräftigen Wesen die Art des Vaters bewunderte, der mit seinem blonden Kraushaar wie ein zweiter Siegfried die Axt schwang und dessen Stimme in so kräftigem Urton ihr einstens ein „Grüß Gott!" aus dem Walde zugejubelt.

Als jedoch die Holzfäller weiter gezogen, war auch der David Brand aus der Gegend verschwunden, und alles, was das Dorle thun konnte, war, daß es dem Burschen einen Befreundeten nachschickte, der anfragen mußte, ob er das Mädchen nicht heiraten wolle. Des Davids Antwort aber lautete: „'s ist mir zu langweilig!" worauf das Dorle in Gottes Namen sein Leben zum Alleinsein einrichtete und sein Kreuz trug, wie's eben ging; denn Fragen und Klagen war nicht ihre Sache, und die alte Bäuerin, bei der sie lebte, nicht die Frau, sich in anderer Angelegenheiten zu mischen. Allein sie verstand es gleichwohl, sich in ihrer Weise nützlich zu machen, indem sie den Buben gelegentlich vornahm, ihm das Register seiner Sünden aufzählte und ihn zum Schlusse mit ihrer Krücke ein wenig durchprügelte, wobei sie freilich sich viel weher that als ihm, denn ihre gichtkranken Hände eigneten sich nicht mehr zu dergleichen Kraftäußerungen, und es war wohl ihrem eigenen Gestöhne und Geseufze zuzuschreiben, daß der Bube stets mäuschenstill die Prozedur über sich ergehen ließ. Auch ließ er die Mutter niemals etwas von diesen Abstrafungen wissen, wohl in dem instinktiven Bewußtsein, daß seine junge Herrlichkeit leicht dadurch hätte in ihren Augen zu Schaden kommen können.

Die alte Bäuerin aber repräsentierte für ihn das Gewissen, und wenn er ihr auch gern aus dem Wege ging, so fiel es ihm andererseits auch niemals ein, ihren stillen Frieden zu stören. Denn still und friedlich lebte sie hin, eins mit der Natur, in deren Beobachtung sie ihr Tagewerk fand. Da freute sie sich mit allem, was um sie her wuchs, ihre Seele empfand das Sprießen und Gedeihen und spendete warmen Dank der freundlich reifenden Sonne. Oder sie trauerte, als gingen ihr liebe Eigene verloren, wenn früher Hagelschlag die schlanken Halme geknickt und das unreife Obst zur Erde geweht. So lebte sie in beständigem Wechsel hin und vermißte nichts, feiernd nach der Arbeit und noch thätig durch ihr Mitempfinden.

Das junge trauernde Weib that ihr oftmals leid, andererseits aber war sie ärgerlich, wie man inmitten der lieben Gotteswelt hinleben konnte, nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

„Schau doch einmal um dich, Dorle, wie's grünt," konnte sie sagen.

Aber gerade in der letzten Zeit war

mit dem Dorle noch weniger anzufangen als sonst, denn sie quälte sich, wie gesagt, nun noch zu allem hin um die Zukunft ihres Buben, von dem sie täglich neue Gewaltstreiche zu hören bekam.

David aber, dem dieser ewig thränennasse Blick der Mutter, den er sich durchaus nicht zu deuten verstand, alle Ruhe nahm, wußte sich schließlich nicht besseren Rats, als daß er eines Tages hinter der Bäuerin Stuhl schlich und sie ins Ohr fragte:

„Was fehlt denn der Mutter?“

„Hm,“ meinte die Alte, „was wird ihr fehlen — halt ein bißle Freud.“

Am Abend, als Dorle eben im Schein der untergehenden Sonne in ihre kleine Stube trat, lag ein großmächtiger Strauß von Feld-, Garten- und Waldblumen auf ihrem Tisch und erfüllte den ganzen Raum mit seinem Duft. David lehnte an der offenen Thür, die Klinke in der Hand, und beobachtete die Mutter wortlos.

„Um Gottes willen,“ jammerte sie auf, „da bist du gewiß wieder wie ein Dieb in alle Nachbargärten eingebrochen! Bub, Bub, daß ich nichts als Kreuz an dir erleb! Ich kränk mich noch schier zu Tod!“

Tags darauf — es war Sonntag und Dorle mit dem Ausbessern von Davids Kleidern beschäftigt — kam er atemlos, mit zerfetzten Hosen und wunden Knien und Händen in die Stube gestürmt und warf der Mutter ein Nest mit jungen Raben in den Schoß.

„Bis ich die hatte,“ verkündete er, „am höchsten Baum hab ich müssen hinauf!“

„Jesus Maria!“ schrie das unglückliche Dorle, „wie sehen deine Sonntagskleider aus — was wird aus dir, daß Gott erbarm — ich elendes Geschöpf!“

„Du,“ sagte David am anderen Tag in der Frühe der Bäuerin ins Ohr, „Blumen freuen sie nicht, und Vögel auch nicht — was ist denn sonst eine Freud?“

Die Frau wandte sich um, nahm den Buben plötzlich bei der Hand und zog ihn dicht vor sich hin. Sie schaute ihn eine Weile prüfend, wie sich besinnend an, dann sprach sie leise, in eindringlichem Ton:

„David Brand heißt die einzige Freud auf der Welt, die deine Mutter wieder froh machen kann. Zieh hin und hol ihn — es sind aber viele Stunden Wegs, mußt erst ins Thal hinab und dann den buckligen Berg, der so verstohlen zu uns hereinschaut, hinauf; drüben fließt der Fluß, da sind die Holzfäller um diese Zeit und treiben die Flöße das Wasser hinunter; da fragst nach dem David Brand und erzählst ihm, warum du ausgezogen bist — und komm mir nicht heim ohne ihn, das sag ich dir.“

David schüttelte das Haupt; er war ganz Entschluß und Unternehmungslust.

„Ist er groß?“ fragte er nach einer Pause des Besinnens.

„Freilich,“ nickte die Alte; „aber du kennst ja die Geschicht vom Hirtenknaben David, der den langen Goliath bezwungen — mach's auch so.“ Und sie stopfte ihm die Taschen voll Brot, nichts wissend von Gefahren in ihrem traulichen Thal und überzeugt, daß jeder dem Büblein eine Milch geben würde, so ihn durstete.

David aber zog aus, dumpf trommelnd im Hochgefühl seiner wichtigen Aufgabe; er trug nicht einmal ein Wämslein, und auch keinen Hut, aber einen mächtigen Prügel hatte er sich zugelegt, womit er der Mutter die Freude heimzutreiben gedachte, wenn sie nicht von selber ging.

Der Weg durchs Thal bot weiter keine Schwierigkeiten; wenn an einem der Häuser ein Stall offen stand und David merkte, daß gemolken wurde, heischte er in seiner sicheren Weise einen Schluck Milch, und bereitwillig bot ihm eine lachende Magd oder Frau den Melkkübel dar. Wollte man ihn ausfragen, lief er mit lautem Gelächter davon, denn er war froh, ein Geheimnis zu besitzen, und gönnte es niemandem.

Der Nachmittag war schon tief hereingebrochen, als David am Fuß des buckligen Berges anlangte, der ihn zu seinem Ziel führen sollte. Ohne sich lang nach

einem Weg umzusehen, begann das Bürschlein die Besteigung auf allen vieren und krabbelte so eine gute Weile, den Prügel im Mund, an der steilen Bergwand empor. Es wurde Abend, und in dem weglosen Gewirr von Tannen und Gestrüpp beinah Nacht; der kleine Mann schlug wohl manchmal nach einer seltsamen Baumwurzel, die in der unklaren Mondbeleuchtung ein Gesicht zu haben schien, oder er stand still und lauschte, wenn es hinter ihm raschelte und krachte; allein trotzdem er unter sich den Abgrund hatte und über sich eine Höhe, die sein Auge nicht zu ermessen vermochte, er kam vor lauter Eifer für seine gute Sache nicht ein einziges Mal dazu, an seine Lage zu denken. Einmal jedoch, als er über einen querliegenden Baumstamm fiel, vermochte er sich nicht gleich wieder aufzuraffen; im nächsten Augenblick hatte ihn die Müdigkeit übermannt, und nun atmete er ruhig und tief, als läge er treu gehütet neben der Mutter im Bett; der Baumstamm lag schützend zwischen ihm und dem Abgrund, und leise rauschte der nächtliche Wald über dem Haupte des Kindes.

Die Morgensonne tauchte eben ihre ersten Strahlen in den darob vor Freuden glitzernden Fluß, als ein Mann, der sich eifrig Gesicht und Nacken im klaren Wasser badete, plötzlich inne hielt und aufhorchte. Aus dem Waldesrande trat eine kleine Gestalt und blieb, wenig Schritte von dem Manne entfernt, unter lautem Getrommel stehen. Dem Büblein war der Magen öde und der Mut gesunken, weshalb es mit solcher Gewalt sein bisher bewährtes Mittel anwandte; daß es ihm nicht zum besten ergangen, dafür gab sein Aussehen beredtes Zeugnis, denn fast in Fetzen hing ihm das Hemdlein am Körper herunter, dessen Weiße die Morgensonne mit ihrem warmen Goldton übergoß, so daß das Davidlein aussah wie ein vom Himmel gefallener Cherub; und etwas Ähnliches mochte der Mann, der ihn betrachtete, wohl auch denken, denn er meinte mit einem gar freundlichen und hellen Auflachen:

„Der Tausend, Büble, was für ein Wind hat denn dich hergeweht?"

„Gar keiner," sagte David und nannte den Ort, wo er herkam.

„Aber doch nicht ganz allein?" wunderte sich der Mann.

„Freilich!"

„Ja, und wohin jetzt?"

„Zum David Brand."

Der Mann schüttelte sich die Tropfen Wasser vom Gesicht und schaute den Buben eine Weile aufmerksam an; er bemerkte, daß diesem das Haar ganz wie ihm in kräftigen Wellen die Stirn beschattete und nur um einige Töne heller als sein eigenes war.

„Was soll er, der David Brand?" fragte er mißtrauisch.

„Mitkommen zur Mutter, sie braucht ein bißle Freud."

„So, und wer ist die Mutter?"

„'s Dorle."

„Hat sie dich geschickt?"

„Du bist einmal dumm," lachte David auf, „sie weiß ja gar nichts; aber weil sie die Blumen nicht gefreut und die Vögel auch nicht, und die Bäuerin gesagt, der David Brand, der thät sie allein freuen, drum will ich ihn holen -- aber" — und mit einemmal hob sich die Brust des kleinen Mannes wie in tiefstem Entsetzen und er brach in ein verzweifeltes Wehgeschrei aus — „mein Prügel — jetzt hab ich ja den Prügel im Wald gelassen!"

„Nun, nun, was brauchst denn einen Prügel?" fragte der Mann und hielt den Buben fest, der wieder dem Walde zulaufen wollte.

„Freilich brauch ich einen," heulte der Bursche, „denn der David Brand ist ja so groß wie der Goliath — da zwing ich ihn ja nicht!"

Der Mann lachte laut auf, obwohl ihm zu gleicher Zeit etwas Feuchtes den Blick verdunkelte.

„Ich werde dir einen Prügel verschaffen," versprach er. „Komm jetzt nur mit, wirst müde sein und hungrig."

Er schaute an dem Kleinen herunter,

gewahrte dessen wunde blutige Füßchen und nahm ihn auf den Arm. Unweit vom Fluß stand eine kleine Bretterhütte, in der sich die Holzfäller eben ihre Morgensuppe kochten. Als der Mann mit dem Kinde hereintrat, rückten sie ein wenig zusammen, fragten nicht lang und reichten ihm einen Teller Suppe. Davidlein bekam einen Löffel, und so, wohlgeborgen auf dem Schoße seines Beschützers, aß er tüchtig darauf los, während ihm dieser den Teller hielt. Dann, als er genug hatte, lehnte er sich mit einem behaglichen Seufzer gegen die breite Brust des Mannes, und die Augen fielen ihm halbwegs zu. „Ich muß aber jetzt zum David Brand," murmelte er noch.

„Der ist da," beruhigte ihn der Mann, „ich bin's selber."

„So," atmete der Bube auf, „das ist gescheit, da brauch ich auch keinen Prügel."

Wahrlich nicht, wahrlich nicht! schrie es in der Brust des Mannes auf, und er mußte sich mit aller Gewalt zusammennehmen, um nicht in ein lautes Schluchzen auszubrechen. So ein liebes Eigentum nannte er sein, so ein tapferes Kerlchen, das in die weite Welt gegangen war und sich wund und blutig gelaufen, um der Mutter eine Freude zu suchen.

„Und ich alter Esel laß mir's wohl sein, als wär ich frei und ledig wie der Vogel in der Luft!" murmelte er und drückte das schlafende Kind fest an seine Brust. „Dich laß ich nimmer!"

Den Holzfällern bedeutete er, daß er den verlaufenen Buben heimbringen und bis zum Abend zurücksein wolle. Dann, ohne die Geduld zu haben, das Erwachen des Kleinen abzuwarten, schritt er, ihn sorgsam im Arm tragend, den Weg zurück über den buckligen Berg.

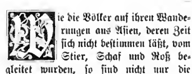
„Was schadet's halt," murmelte er, den Blick auf sein getreues Ebenbild gerichtet, „wenn's Dorle auch in Gottes Namen ein bißle langweilig ist — der Tausendsasa soll nicht umsonst nach mir ausgezogen sein, der hat seinen Goliath auch ohne den Prügel bezwungen."





Die Kulturpflanzen
im Dienste der Menschen.

Von
Wilhelm Richter.



Wie die Völker auf ihren Wanderungen aus Asien, deren Zeit sich nicht bestimmen läßt, vom Stier, Schaf und Roß begleitet wurden, so sind nicht nur die mehlreichen Früchte der Ceres dem Menschen gefolgt, auch andere Gruppen des Pflanzenreiches haben sich an den großen Zug der Begebenheiten des ganzen Lebens des Erdkreises angeschlossen und Einfluß auf dasselbe ausgeübt. Hauptsächlich sind es die nährenden und bekleidenden Gewächse, welche nach ihrer allmählichen Verbreitung über den Erdball unser Interesse erregen, weil sie zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse des Menschengeschlechts eine eigentümliche Mitgift der verschiedensten Heimat für die mannigfaltigen Völkerschaften waren. Sie mußten auf die fortschreitende Entwickelung der Massen der Völker, auf ihr Umherschweifen, ihren Ackerbau oder ihre gewerbliche Thätigkeit den größten Einfluß ausüben. Wir bezeichnen die angebauten Gewächse, welche für die Menschen Träger der Kultur gewesen, sinnig als Kulturpflanzen: der Mensch wäre durch eigene Kraft nicht im stande gewesen, zu humaner Gesittung sich zu erheben, hätte ihm die gütige Natur nicht eine Anzahl Pflanzen beigesellt, welche ihn in wunderbarer Weise in diesem Bestreben begleitet und unterstützt haben.

Das Aufsuchen der eßbaren Pflanzen, welche, an den Boden gefesselt, auch die Menschen an bestimmter Stätte festhalten, nötigte sie, eine dauernde Wohnung, einen Ort zum Aufbewahren der Ernte herzustellen. Der Ackerbau und die Pflanzenzucht brachte die Menschen zu sanfterer Gesittung und machte sie ausdauernder. Der stürmische und gewaltsame Mut des Jägers genügt dem Pflanzer nicht, seine Arbeit ist gleichmäßiger, seine Kraft wird nicht bald zu ungeheurer Anstrengung aufgeregt, bald in träger Ruhe eingewiegt, bei ihm wechseln ununterbrochen Arbeit und Erholung. Arbeit ist die Mutter der Aufklärung. Die Gestirne, die Wolken, die übrigen Erscheinungen der Atmo-

sphäre muß der Ackerbauer sorgfältiger und ruhiger betrachten, wenn er sich von seiner Pflanzung Erfolg versprechen will. Jener Häuptling, seinem Stamme den Ackerbau empfehlend, sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monde braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber nur zwei besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Ich sage also jedem, der mich hören will: Bevor die Cedern unseres Dorfes werden vor Alter abgestorben sein und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen zu säen."

Der Anbau des Landes ist der Anfang aller Kultur, der Anbau menschlicher Nahrungsmittel der Anfang des gemeinsamen Lebens, er bildet die Grundlage des Staates. Der Mensch hat sich ausgewählt aus der Pflanzenwelt, was nährt, sättigt, erquickt und labt, was seinem Gaumen schmeichelt und ihn erfreut. So sind die Pflanzen mit dem Leben des Menschen eng verbunden, so haben auch die Pflanzen ihre Geschichte.

Noch hat kein Geschichtsforscher des Menschen Geburtsstätte auch nur annähernd erkundet, doch mag es, mehr einer leisen Ahnung als einer klaren Anschauung folgend, erlaubt sein, seine Wiege, über welche keine schriftliche Überlieferung älter als sechstausend Jahre ist, unter den freundlichsten Himmel zu stellen und sie von der segensreichsten Natur zu umgeben. Sie stand wahrscheinlich in einem wärmeren, halbtropischen Klima, beschattet von den breiten Blättern der Banane und dem zartgefiederten Laube der Dattelpalme.

Was des Menschen erste Nahrung aus dem Pflanzenreiche war, wissen wir nicht, aber früh schon scheint er sich der genannten beiden Pflanzen bemächtigt zu haben, denn beide zeigen sich schon seit den ältesten Zeiten nicht mehr so, wie sie aus der Hand der Natur hervorgingen, sondern durch die Kultureingriffe der Menschen wesentlich verändert. Keine Pflanze gewährt dem Menschen so reichliche Nahrung als die Banane. Ebenfalls sehr früh müssen die Menschen die großsamigen Gräser ihrer Vorratskammer zinsbar gemacht haben. Wir kennen von keiner jetzt zum Brotkorn benutzten Pflanze die Zeit, in der sie aus dem Garten des Herrn auf die Felder der Menschen verpflanzt wurde. Ihre Benutzung ging von einem Völkerstamm auf den anderen über; aber wenn wir an die ältesten Quellen kommen, so berichtet uns die Sage in mannigfachem Gewande und verschiedenartiger Ausschmückung, daß sie Geschenke der Götter seien, daß diese den Menschen den Ackerbau gelehrt haben: Brahma in Indien, Isis in Ägypten, Demeter in Griechenland, Ceres in Italien.

Es ist dem Menschen seit undenklicher Zeit gelungen, das Nutzloseste, was ihm die Natur anbietet, zu einem wertvollen Gegenstande seiner Kultur zu machen, wilde, oft ganz ungenießbare Vegetabilien sind in die köstlichsten Zierden unserer Tafel umgewandelt. Nach den Früchten der Obstbäume konnten die Menschen nur die Hände ausstrecken und pflücken. Die Obstbäume bieten die ersten Nahrungsmittel, deren sich der Mensch bediente; sie sind ihm nach Uhlands Lied der wundermilde, gesegnete Wirt, der den Hungrigen und Durstigen labt.

Die Tropen sind die herrlichsten und fruchtbarsten Teile der Erde, und ihre Bewohner finden aus dem Pflanzenreiche ohne große Mühe Nahrung und Kleidung. Die Säfte der Pflanzen veredeln sich und kochen unter den Sonnenstrahlen zu Balsam und Gewürzen. Auf den stillen Ge-

wässern des segenbringenden Nils sprießt die üppige Lotosblume hervor, in ihren großen mandelähnlichen Kernen dem ältesten Menschengeschlechte leicht gewonnene Nahrung spendend. Nicht weniger ist der Brotfruchtbaum geeignet, dem Menschen einen leichten Unterhalt zu gewähren. Drei Bäume sollen hinreichen, einen Menschen in der Zeit von neun Monaten, während derer er mit Früchten beladen ist, zu ernähren, und Cook sagt einmal: „Wenn ein Bewohner der Südseeinseln während seines Lebens zehn Brotfruchtbäume gepflanzt hat, so hat er die Pflicht gegen seine Familie ebensogut erfüllt wie ein Bauer bei uns, wenn derselbe jedes Jahr gepflügt und gesäet, geerntet und gedroschen hat; ja, er hat nicht allein für seine eigene Lebenszeit Brot ins Haus geschafft, sondern in den Bäumen seinen Kindern ein kleines Kapital hinterlassen." Der Brotbaum ist auf Java, Sumatra, Celebes, auf den Philippinen, den Inseln der Südsee, den Molukken heimisch und nach den indischen Halbinseln verpflanzt; in das tropische Amerika gelangte er im Jahre 1793. Die Früchte dieses saftreichen Baumes sind bis zwei Kilogramm schwer, kopfdick und melonenförmig, sie werden gebraten oder zu Brot gebacken täglich gegessen. Der Baum überhebt den Menschen einer sorgsamen Pflege der Getreidearten, und wir finden daher die Völker, welche ihn besitzen, in einem behaglichen Dasein, aber auch ohne Trieb zum Fortschritt, stets verharrend in ihrer Ruhe. Die Kultur der Banane begleitet noch jetzt den Neger durch ganz Sudan, und in Uganda, am nördlichen Gestade des Victoria-Nyanza, lebt eine Bevölkerung, welche sich ausschließlich von der Banane ernährt; ihr stets quellender Nahrungsstoff bewahrt auch ganz unbeholfene Menschenstämme, wie die Waldindianer Südamerikas, vor ihrem Untergange. Die Kokospalme finden wir auf den Inseln der Südsee als die erste den Menschen nährende Frucht; das Innere der hartschaligen Nuß enthält einen wohlschmeckenden Kern und einen kühlenden Saft, die Kokosmilch. Der Baum dient nach der Volkssage der Hindus zu neunundneunzig Dingen. Überhaupt sind es die Palmen, denen als höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten die Völker stets den Preis der Schönheit zuerkannt haben. Die echte Dattelpalme ist noch immer der Nährbaum Nordafrikas.

Die europäische Flora ist vor allen übrigen geeignet, zu Untersuchungen über die Heimat und die Wanderungen der Pflanzen anzuregen, weil hier die Wohngebiete der einheimischen Pflanzen am vollständigsten bekannt sind. Aber nicht alle Pflanzen sind in gleicher Weise wanderungsfähig und in ihrer Ausbreitung unbeschränkt: der Weinstock reift dort keine Früchte mehr, wo die mittlere Temperatur des Jahres höher wird als 20 Grad, und umgekehrt gedeiht keine Dattel da, wo die Temperatur unter 20 Grad herabsinkt; beide berühren sich ungefähr unter dem 30. Breitengrade. Andererseits würden nicht Einwanderungen unter unseren Augen stattfinden, wenn die Erde überall erzeugt hätte, was sie in den einzelnen Klimaten zu erhalten fähig ist; manche Länder sind arm an nutzbringenden Pflanzen, in anderen wieder hat die Natur verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut, oft sind nur an bestimmten Orten die ersten Keime ausgeworfen, aber diese Orte erscheinen unzählig und bunt verstreut zu sein, und jeder hat die Fähigkeit, eine bestimmte organische Gestaltung hervorzubringen.

Während die Pflanzenfülle der Urwälder am Amazonenstrom und am Orinoko weder in Indien noch anderswo ihresgleichen findet, sind es die Länder um die Quellen des Euphrat und Tigris, woher die Verbreitung vieler Nutzpflanzen und vermutlich auch vieler Tiere nach anderen Gegenden und besonders nach Europa geschah. Diese Länder bilden eine hohe Bergebene, dergleichen sich in ganz Europa nicht findet. Die Reisenden wundern sich über die Menge von gemeinen in ganz Europa häufigen Pflanzen, welche sich am Ararat fanden. Und mit dem armenischen Hochlande steht Kleinasien

in ununterbrochener Verbindung. Gewiß sind viele der europäischen Gewächse von dort ausgegangen, und zwar alle, welche sich von derselben Art durch ganz Europa finden. Das Euphratgebiet wurde auch der vermittelnde Übergangspunkt jener Nutzpflanzen, welche in Indien ihre Heimat haben und von dort im Laufe der Zeiten in die westlichen Länder übertragen wurden. Der vielgereiste Herodot schreibt über Babylonien: „Außer Dattelpalmen hat das Land keine Bäume; allein zum Getreidebau ist es so vortrefflich, daß es immer zweihundertfältige und in recht guten Jahren dreihundertfältige Frucht trägt. Die Weizen- und Gerstenblätter werden leicht vier Finger breit, und zu welcher Höhe die Hirse und die ölgebende Sesamstaude wächst, will ich lieber gar nicht sagen, denn ich weiß recht gut, wer nicht in Babylonien gewesen, glaubt schon das nicht, was ich über das Getreide gesagt habe."

Nach neueren Untersuchungen gehören etwa vier Fünftel sämtlicher Kulturpflanzen der Alten Welt an, nur ein Fünftel derselben hat Amerika geliefert. Keine Art war ursprünglich den Tropen oder den südlichen Teilen der beiden Welten gemeinsam, nur einige Arten waren über die ganze nördliche Halbkugel verbreitet: Schnittlauch, Erdbeere, Johannisbeere, Hopfen und Champignon. Kulturpflanzen, welche, ohne Asien anzugehören, in Afrika und Amerika gebaut werden, sind meist afrikanischen Ursprungs und in westlicher Richtung über das Meer gelangt. Der Sklavenhandel hat in den letzten Jahrhunderten Amerika mit neuen Pflanzen bereichert.

Schon ein flüchtiger Blick auf die eine oder andere Kulturpflanze zeigt die hohe Bedeutung, welche sie im Laufe der Jahrhunderte erlangt hat. Durch die Kultur der Theestaude sind bis auf den heutigen Tag Europa und Amerika beim Bezug von Thee, welcher im Jahre 1610 zuerst durch die holländisch-ostindische Compagnie in Europa eingeführt sein soll, abhängig von China und Japan. Sie erstreckt sich, von engen Grenzen ausgegangen, heute über ein ungeheures Gebiet und bildet bei einer jährlichen Ausfuhr von etwa 110 Millionen Kilo eine Hauptquelle des Wohlstandes des chinesischen Reichs. Das Zuckerrohr, vor einem Jahrtausend noch in Indiens Wäldern heimisch, entriß, nach Amerika verbreitet, Millionen der schwarzen Bevölkerung ihrer afrikanischen Heimat und verdankt den Erfolg in der Neuen Welt eben der Negersklaverei; welche Pflanze hätte eine ähnliche Völkerwanderung hervorgerufen! Derselbe Zuckerstoff, durch die Chemie in der Rübe aufgefunden, veranlaßte eine große und merkwürdige Umwälzung in der Landwirtschaft Europas. Die Zuckerfabriken im Deutschen Reiche verarbeiteten im Campagnejahr 1885/86 die Summe von über 7000 Millionen Kilo Rüben. Welche Umänderungen unter den Völkern der beiden Welten hat die Baumwolle, einst zu Alexanders des Großen Zeiten nur die Bewohner am Indus und Ganges in leichte Gewande hüllend, hervorgebracht! Das Erzeugnis der Neuen Welt hat das der Alten vom Centralmarkt Europas zurückgedrängt, und die Maschinenfabrikation Englands und Mitteleuropas hat die persönliche Arbeit vieler Millionen der indischen Weberkaste, die Jahrtausende hindurch die bewunderungswerten Handgewebe fertiggestellt hatten, fast auf nichts gebracht und dadurch der indischen Bevölkerung zum großen Teil andere Lebensrichtungen vorgeschrieben. Diese Umwandlung in der Kultur und Industrie an diesem einen Gewächs erfordert zum Transport seiner gewaltigen Massen des Rohstoffes große Lastschiffe. Die Herstellung und die Verbreitung der baumwollenen Zeuge in alle Weltgegenden giebt Hunderttausenden Thätigkeit und Erwerb. Die Spinner in der ganzen Welt verarbeiteten im Betriebsjahre 1885/86 allein 6648000 Ballen amerikanische Baumwolle.

Der Mensch ist es in erster Linie, welcher bewußt von jeher für die Verbreitung der Pflanzen gesorgt hat und

sich noch jetzt bemüht, immer mehr nützliche Pflanzen aus ihrer Heimat in andere Länder zu tragen und dort einheimisch zu machen. Es fehlt aber auch nicht an Beispielen, daß unter der Mitwirkung der Tiere, namentlich der Vögel, oder durch die Strömungen des Wassers und der Atmosphäre sich einzelne Gewächse an entfernten Orten anzusiedeln vermögen. Es giebt Pflanzensamen, die besondere Einrichtungen zum Fliegen haben, wie der Löwenzahn, oder zum Schwimmen, wie die Kokosnuß. Manchen Kern trug Fluß und Meer an ein fernes Ufer, manche dornige Frucht hängte sich im Vließe weidender Schafe fest und gelangte mit der Wolle ausgeführt erst unter dem Abfall der Weberei zur Keimung; manches Samenkorn von Früchten, die ihres Fleisches wegen den Vögeln zur Nahrung gedient hatten, schlug, mit dem Miste abgeworfen, weit von der Stätte, wo es gewachsen, Wurzel. So soll unter anderem die Muskatnuß über die Südseeinseln, die Artischocke sich nach Südamerika verbreitet haben. Die Insel St. Helena weist von ungefähr 750 blühenden Gewächsen nur 50 einheimische auf. Jedoch werden die Wanderungen mancher Gewächse immer etwas Rätselhaftes haben, als wären sie wie ein vom Sturm verschlagenes Schiff an irgend einen entlegenen Strand geraten, ohne daß ihr Ausgangspunkt sich wird ermitteln lassen.

Die ältesten Kulturpflanzen sind Reis, Mais, Brotbaum, die Kartoffel, Dattelpalme, die Getreidearten und einige andere. Es sind größtenteils ein- und zweijährige Pflanzen, deren Wurzeln, Früchte oder Samen dem Menschen zur Nahrung dienen, dagegen sehr wenige ausdauernde. Die Menschen jener Zeit sorgten eben nur für ihre eigenen Bedürfnisse und bevorzugten diejenigen Pflanzen, deren Früchte möglichst schnell eingeheimst werden konnten.

Die verschiedene Entwickelung und Verbreitung der Pflanzenwelt wirkt entweder fördernd oder hemmend auf die Geschichte der Völker. Das üppige Wachstum des Getreides rief im frühen Altertum die Kulturstaaten in Mesopotamien hervor; durch den Reisbau auf den feuchten Niederungen Chinas sammelte sich dort eine ungeheure Bevölkerung an, welche sich durch große Betriebsamkeit auszeichnet, die fruchtbaren Erdkrumen sich dienstbar macht, um Nahrung daraus zu ziehen. Dagegen ist bewaldetes Grasland eine Eigentümlichkeit des australischen Bodens. Eine unbenutzbare und undurchdringliche Einöde von Sträuchern, welche selbst das Feuer nicht zu vertilgen vermag, stellt sich der menschlichen Kultur oft als eine unbesiegbare Schranke entgegen. Die Urbewohner Australiens blieben wegen der Schwierigkeit ihres Unterhalts wenig zahlreich und verharrten auf der niedrigsten Stufe menschlichen Daseins. Wie wenig aber auch die Natur in Australien für die Ernährung des Menschen gethan hat, wie sehr es den Eingeborenen an eßbaren Früchten und anderen Nahrungsmitteln fehlt, so ist doch für die weidenden Säugetiere kein ähnlicher Mangel zu spüren. Waldsavannen nehmen den größten Teil des australischen Kontinents ein, soweit sich derselbe der Kolonisation geöffnet hat.

Aus der ursprünglichen Heimat der Pflanzen ist durch die Hand des Menschen der Anbau derselben verbreitet über einen Bezirk, welcher bald enger, bald weiter gezogen ist; freilich wird auch durch die Kultur der Charakter der Pflanzen nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer chemischen Beschaffenheit ein anderer. Sobald ein Boden reich ist an den verschiedenen den Pflanzen überhaupt zukommenden Stoffen, so verändern sich die Charaktere der Pflanze, es entstehen Spielarten und Abarten, was in wildem Zustande der Pflanze, wo sie immer auf dem ihr zusagenden Boden sich hält, niemals stattfindet. Gerade diese Eigenschaft der Pflanzen aber ist es, welche sie geeignet macht, zu einem vorteilhaften Gegenstand der Kultur zu werden, daß sie nämlich sehr leicht verschiedene und beständige Arten bilden, aus denen der Mensch sich dann die für seine Zwecke vorteilhaften

aussucht und sie in die Zahl seiner vegetabilischen Unterthanen aufnimmt. Die Kulturpflanzen stehen im Dienste der Menschen, sie sind die Denkmäler einer wahren Geschichte der zeugenden Natur.

Aber nicht alle Länder haben mit der gleichen Leichtigkeit fremde Kulturpflanzen aufgenommen, manche sind durch die Bodenbildung oder klimatische Verhältnisse gezwungen, sich dieser Einführung zu widersetzen. Nur da, wo Wind und Wetter günstig sind, kann der Mensch seiner Aufgabe, die ungebundene Natur zu bekämpfen, gerecht werden. Am leichtesten acclimatisieren sich die Pflanzen des gemäßigten Erdgürtels außerhalb ihres Vaterlandes, gleichwohl giebt es auch für sie ein Maximum der Kälte und Wärme, das sie ertragen können. So haben sich die Kartoffeln, von denen infolge der Einflüsse des Klimas, Bodens und der verschiedenen Behandlung nach und nach über sechshundert verschiedene Sorten entstanden sind, der Mais mit seinen Spielarten und die Obstbäume bis zu den äußersten Grenzen verbreitet. Dagegen lauert in Sibirien unter der dünnen Humusdecke der Eissumpf. Die Kultur der Oasen kann nur durch künstliche Bewässerung für das Feuchtigkeitsbedürfnis der Dattelpalme sorgen, die Pflanzungen gedeihen nur da, wo die Spenden der Brunnen und Quellen unerschöpflich sind. Der Südteil Afrikas, das Kapland, vereinigt hingegen von Kulturgewächsen die Erzeugnisse fast aller Zonen. Aber auch unser Erdteil ist im stande, neben seiner eigentümlichen Vegetation einen großen Teil derjenigen der Fremde anzunehmen und zu erziehen, wodurch sich neben einem reicher entwickelten industriellen und kommerziellen Leben auch eine höhere geistige Kultur hat herausbilden können.

Die Bekanntschaft mit einer Reihe von Kulturgewächsen verdankt Europa den Völkern des Orients und zwar in erster Linie den Phöniziern, jenem weltklugen semitischen Volke, welches seit etwa 1400 v. Chr. anfing, mit den Völkern des Mittelmeeres in Tausch- und Handelsverkehr zu treten. Sie fanden in den Griechen der Inseln und des Festlandes gelehrige Schüler, welche nicht säumten, das fremde, entlehnte Kulturkapital in glücklichen Unternehmungen anzulegen und mit wachsender kolonialer Thätigkeit auch die Pflanzen einzuführen, von deren Früchten sie sich Gewinn versprachen. Das Hellenentum ist durch Aneignung und Überwindung des Fremden erwachsen. Durch den innigen Zusammenhang, in welchem das griechische Mutterland mit seinen Kolonien blieb, war der neuen Kultur eine gute Zukunft sicher. Dazu wirkten die Regenlosigkeit des Sommers und die Milde des Winters auf die Vegetation in den Mittelmeerländern nur vorteilhaft ein. Die Mischung verschiedener Klimate auf diesen Halbinseln ist es gewesen, was von seiten der Natur zu der alten Blüte der Civilisation, zu den vielfach gesonderten nationalen Entwickelungen mächtig beigetragen hat und was sich ebenso noch heute in den vegetabilischen Produkten der einzelnen Landstriche abspiegelt. Außerdem entspringt für Südeuropa schon daraus ein großer Vorzug vor dem Norden, daß derselbe Acker in demselben Jahre mehrere Ernten nacheinander erzeugen kann.

Unter solchen Bedingungen machte an den Küstenländern des Mittelmeeres die Kultur der nährenden und bekleidenden Pflanzen gute Fortschritte, so daß mit der Ausdehnung des römischen Reiches auch die Kulturpflanzen eine immer wachsende Ausdehnung in demselben erhalten konnten. Macht und Ansehen des großen römischen Reiches gewährte für die Handelsunternehmungen den möglichsten Schutz; die unter einem Gesetze und einer Staatsgewalt stehenden Länder dreier Weltteile tauschten ihre Produkte im friedlichen Verkehr aus.

Das Meer gehört von jeher dem Kaufmann, wie ja auch Schiller in dem bekannten Gedichte auf dem dahinsegelnden Schiffe sidonische Männer sieht, welche von dem frierenden Norden bringen den

Bernstein, das Zinn. Das Mittelmeer war es, welches in seiner Nähe die Wiege des Menschengeschlechtes sah, die erste Handelsflotte der Phönizier trug, die alten Griechen nicht nur zu Vorbildern in Kunst und Wissenschaft, sondern auch zu den bedeutendsten Kolonisatoren des Altertums machte, bis der Schwerpunkt der Weltherrschaft sich westwärts nach Italien verlegte. Die Verbreitung einzelner Kulturpflanzen hatte mit dem Untergang der römischen Weltherrschaft ihre Höhe erreicht: so bei der Olive, während die Rebe vom südlichen Gallien aus der Thäler der Marne und Mosel sich bemächtigte, den Rhein aber noch nicht überschritten hat.

Während in den meisten Gegenden, wo der Islam die herrschende Religion geworden ist, heute Gewerbefleiß und Ackerbau daniederliegen und aus einst blühenden Gebieten geradezu Einöden geworden sind, verdanken wir im frühen Mittelalter, seitdem mit der Weltherrschaft auch der Welthandel in die Hände der Araber gekommen war, diesen die Kultur und Verbreitung einer nicht geringen Anzahl von Kulturpflanzen nicht nur in Vorderasien, sondern namentlich auch in den Küstenländern des Mittelmeeres. Die Araber sind es gewesen, welche den Reis, der aus seiner indischen Heimat nach Babylonien und vielleicht an die Ostküste Arabiens vorgedrungen war, nach Ägypten brachten, wo er durch sie zuerst kultiviert wurde. Von dort aus verbreitete er sich nach Sicilien und Spanien. Nicht weniger machten sie sich durch die Kultur des Zuckerrohrs verdient; sie brachten die Papyrusstaude nach Sicilien und Sardinien. Besonders ist es Spanien, dessen Blüte der Landwirtschaft, welche es den Arabern verdankt, von keinem anderen Lande jener Zeit übertroffen wurde, das sich eines so allseitigen Anbaues seiner Felder erfreuen durfte. Die Araber kannten die Aprikose und den Pfirsich, sie führten den Granatapfel ein, ferner die Safranpflanze, deren arabischer Name fast unverändert in alle europäischen Sprachen übergegangen ist. Sie erwarben sich Verdienste durch die Weiterverbreitung des Seidenwurms und des Maulbeerbaumes, namentlich auch der Baumwolle. Mehr, als man gewöhnlich annimmt, verdankt Europa einer solchen durch eine Reihe von Generationen fortgesetzten Kulturarbeit.

Die arabische Herrschaft verschwand freilich, aber die von ihr zugebrachte Kultur, die hier angedeutet sein soll, wurde im Abendlande weiter entwickelt, und als die italienischen Seestädte aufblühten, zogen auch sie die Produkte der Pflanzen, deren Anbau die Mittelmeerländer und das Mittelalter den Arabern verdankt, in den Kreis ihres Handels. Die Auffindung des Seewegs nach Indien und die Entdeckung Amerikas gaben wieder der Oberherrschaft der Städte des Mittelmeeres einen empfindlichen Stoß. Das Mittelmeer trat die Verfügung über die Weltherrschaft an den Atlantischen Ocean ab, der sie nach einer vorübergehenden Begünstigung der Spanier, Portugiesen und Holländer den modernen Phöniziern, den Engländern, verliehen hat. Hatte schon die Bekanntschaft mit den Inseln und Küstenländern des westlichen Afrika zur Folge, daß eine Anzahl Produkte nicht mehr vom Mittelländischen Meere geholt wurde und man nur wegen der indischen Gewürze der Handelsnationen dieses Meeres bedurfte, so gab nun vollends die Entdeckung Amerikas, eines leicht zugänglichen Erdteils, eine große Veränderung des Bestehenden. War auch zunächst das Gold der Fingerzeig zu den Völkerwanderungen bis zum Stillen Ocean gewesen, durch die Kolonisation ist eine umfassende Ansiedelung europäischer, asiatischer und afrikanischer Gewächse erfolgt, die neben der Bodenkultur in das Aussehen der nordamerikanischen Wälder umgestaltend eingreift. Eine verschwenderische Natur schafft jenseit des Oceans eine Überfülle an Körnerfrüchten, welche für das konsumfähigere Europa treffliche Nahrung bieten. Die hervorragend klimatische Stellung nehmen zunächst die

südlichen atlantischen Staaten von Nordkarolina und Tennessee bis Louisiana und Florida in Anspruch: dort ist die Wärme des Mittelmeergebiets mit Niederschlägen verbunden, welche an tropische Verhältnisse erinnern und eine üppige Vegetation erzeugen. An Produktionsfähigkeit durch ihre Baumwolle, ihren Reis, ihr Zuckerrohr übertreffen sie das Mittelmeergebiet, aber in sicheren Ernten und in ausgedehnter Bewässerung durch befruchtende Gebirgsflüsse stehen sie China nach.

Als der Wanderungstrieb nach Westen die Prärien erreicht hatte, begann trotz der Weite des unbebauten Raumes die Kolonisation am Oregon und in Kalifornien, das sich durch ergiebige Bodenerzeugnisse auszeichnet. Hier hat der europäische Weinstock Wurzel geschlagen, die Feigen, der Pfirsich und andere seine Früchte reifen zu seltener Vollkommenheit, die Cerealien liefern streckenweise ungewöhnliche Erträge. In nicht geringerem Maße hat die Vegetation Westindiens Veränderungen erfahren, welche ebenso bedeutend sind wie die in den alten Kulturländern. Die Urbewohner Cubas, welche seitdem längst verschwunden sind, kannten außer dem Mais keine andere Kulturpflanze: in der Folge wurde das anfangs des sechzehnten Jahrhunderts von den Kanarischen Inseln aus eingeführte Zuckerrohr das Haupterzeugnis in dem flachen Lande, entstanden im Gebirge die Kaffeeplantagen.

Wie viele Kulturpflanzen fanden dort ausgezeichnete Existenzbedingungen! An den Anden Südamerikas wuchs die von klimatischen Einflüssen wenig abhängige Kartoffel, welche unter allen Gaben der Neuen an die Alte Welt die erste Stelle einnimmt. Brasilien entwickelt selbst unter den Tropen eine beispiellose Mannigfaltigkeit von wertvollen Produkten. Baumwolle, Kaffee, Zucker und Tabak sind die für die Europäer wichtigsten Produkte, die Grundpfeiler ihrer Existenz.

Während im Gebiete des Mittelmeeres in einzelnen Gegenden die dem Norden überlegene Zeugungskraft des Klimas auf die freiwillig gewährten Gaben der Natur so überaus vorteilhaft einwirkt, wo

> Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.

wird sie im tieferen Süden und im Orient erst durch die Mitwirkung des Menschen, durch die Unterhaltung einer künstlichen Bewässerung entfesselt. In den Nilländern sucht man nach dem Bericht Schweinfurths infolge des Sonnenbrandes und der Trockenheit vergebens einen Baum, an dem nicht ein Zweig gelitten oder dürr herabhängt: ein Teil des Ganzen ist immer abgestorben, sei es unten die Rinde des Stammes oder ein Ast, den die Sonne versengte, oder eine vertrocknete Schlingpflanze, die den Stamm verunstaltet; während der Regenzeit treiben dagegen die Gewächse mit unglaublicher Schnelligkeit und Üppigkeit. Bei uns erscheint die Cypresse hin und wieder als heimwehkranker Flüchtling, und in der nördlichen Zone giebt es viele Gegenden, wo die Lufttemperatur nur in den drei Sommermonaten über den Gefrierpunkt steigt, und da die Saftbewegung der Pflanzen nur dann möglich ist oder durch die Sonnenstrahlen eingeleitet fortdauern kann, wenn der Boden feucht bleibt, so müssen sie so eingerichtet sein, daß sie einen Winterschlaf von neun Monaten ertragen können. In einigen arktischen Ländern erstreckt sich die über dem Frostpunkt liegende Wärme auf einen längeren Zeitraum, in Island und an der grönländischen Westküste sogar bis auf sechs Monate, und doch verlängert sich auch so die Vegetationsperiode nicht bedeutend, denn es geht eine beträchtliche Zeit verloren, bis der Schnee des Winters geschmolzen ist, oder wenn in den Herbstmonaten neue Schneefälle eintreten. Dem Ackerbau unzugänglich, da die Vegetationszeit für die Cerealien zu kurz ist, hat der Boden der arktischen Flora für die nomadischen Völkerschaften, welche wie die Samojeden ihn im Sommer mit ihren Herden aufsuchen, doch nur eine untergeordnete Bedeutung. Auch da, wo der

Sommer der arktischen Flora am längsten dauert, läßt das Klima nicht einmal den Anbau der Gerste zu. Selbst der Isländer muß sich mit Viehzucht und dem, was das Meer ihm bietet, begnügen; nur einiges Gemüse bringt er zur Reife. Das isländische Moos dient dort ziemlich wie bei uns das Brot und die Kartoffel zur täglichen Nahrung in Gestalt einer Gallerte, nur selten mit Getreide vermischt. Eine gemeine Wickenart bezeichnet noch jetzt die ehemalige Wohnstätte der norwegischen Kolonisten in Grönland.

So hat die Natur ihre Gaben ausgestreut, hier reichlicher, dort spärlicher; Klima und Boden bedingen die Kultur der Pflanzen. Und nur einige Stellen auf unserer Erde giebt es, auf welche, wie auf das südliche Tirol im Thale der Etsch, die Worte passen:

Des Nordens Tann und Eichen messen
Sich mit des Südens Feigen und Cypressen;
Öl, Obst, Getreid und Weinbau weit und breit.

Es ist gewiß nicht eine der geringsten Segnungen der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, daß sie unserem Volke den Mut gab, den durch das Gefühl der früheren nationalen Ohnmacht und durch die Kleinstaaterei in die Enge gebannten Blick zu erheben und über den Ocean hinausschweifen zu lassen bis in die fernsten Länder, um die Kraft, welche wir in blutigen Kämpfen gezeigt, nunmehr zu erproben in dem friedlichen Wettbewerb des Handels und Verkehrs. Nach kurzem Besinnen gingen wir in unserer Kolonialpolitik zur Praxis über, und neben der Besitzergreifung fremder Länder ging die Besitzergreifung fremder Märkte durch unseren von Jahr zu Jahr sich steigernden Ausfuhrhandel. Hoffen wir von dem Plantagenbau in unseren neuen Kolonien den besten Erfolg für die Zukunft, der es uns zugleich möglich machen wird, unter anderem die beiden hochwichtigen Rohstoffe, Tabak und Baumwolle, bezüglich deren die deutsche Industrie vom Auslande abhängig ist, selbst zu ziehen. Beide erfordern ja verhältnismäßig nur eine geringe Kultur. Deutschland giebt jetzt etwa 500 Millionen Mark für tropische Produkte aus. In nicht zu ferner Zeit dürfte ein nicht unerheblicher Teil derselben in deutschen Kolonien erzeugt werden. Das Jahr 1884 zeigte die deutsche Flagge gehißt in Kamerun und Togoland, in Lüderitzland, in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel; zu Ende des Jahres wurden große Landstrecken in Ostafrika erworben, im Februar 1885 der kaiserliche Schutzbrief auch über Usagara und die umliegenden Gebiete erteilt. Unsere junge deutsche Kriegsflotte, welcher auch schwere Verluste nicht erspart geblieben, deckt das deutsche Ansiedlertum jenseit des Meeres da, wo ihm Gefahr droht, und behauptet das Ansehen des Reiches in fremden Ländern und fernen Meeren.





Litterarische Notizen.

Dahiel, der Konvertit. Roman von Richard Voß. Drei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ob die fieberhafte Produktion von Richard Voß zu einem plötzlichen Ermatten aller Kräfte des Autors führen wird, ist noch nicht gewiß. Das aber ist gewiß, zu bleibenden und wahrhaft bedeutenden Werken führt sie wohl kaum. Und das muß man aufs tiefste beklagen; denn das Talent des Verfassers ist ein ursprüngliches und reichquellendes. Wie wenig Möglichkeit und Sein bei Richard Voß in Übereinstimmung stehen, lehrt sein vorliegender Roman aufs deutlichste. Jede Seite zwingt zur Hochachtung vor der imposanten Individualität des Schreibers, jede Seite nötigt zugleich zum Beklagen der Vergeudung seiner Fähigkeiten. Richard Voß war von vornherein ein krankes Talent. Seine ersten Veröffentlichungen muteten an wie Erzeugnisse einer geistigen Skrophulose. Er ist späterhin ein krankhaftes Talent geblieben. Seine Sprache hatte stets etwas Wehes, Hinsterbendes, seine Konflikte etwas grausam Gequältes, gesucht Martervolles. Seine Muse war die Nervenzerrung. Seit drei Jahren etwa schien es, als ob die Freunde von Richard Voß, die auf eine Gesundheit seines reichen Talentes hofften, neuen Mut fassen könnten; sein Stil wurde einfacher, kraftvoller, männlicher, seine Stoffe weniger quatvoll, eine gewisse Hinneigung zu einem freilich sehr bescheidenen Realismus machte sich angenehm bemerkbar. Etwas burlesk fiel diese Wendung in dem Schauspiel „Der Mohr des Zaren" aus. Die Größe der Wandlung veranschaulicht am besten der Abstand seines Schauspiels „Alexandra" von dem Roman „Bergasyl", dessen Dramatisierung es ist. Voß schien also ernstlich an sich arbeiten zu wollen. Er hätte es so nötig gehabt! Es scheint aber, daß er diesen Läuterungsprozeß doch nur sehr sprungweise durchzumachen gewillt ist, denn der „Dahiel", sein neuestes Werk, zeugt von einem zügellosen Produktionseifer. Es kommen in diesem Buch Seiten vor, auf welchen sich eine Inbrunst des Leidens kund thut, die nur von einem mächtig drängenden Talent ans Tageslicht gefördert werden kann, von einem Talent freilich, das, wie es scheint, an einer unheilbaren Wunde eitert. Dann werden wieder Episoden über Episoden gehäuft ohne künstlerische Zucht und Wahl, und die Erzählung vertiert sich in unendliche Öden. Dahiel ist ein Judenknabe aus dem römischen Ghetto, der um den Anfang des Jahrhunderts lebt und von der Konvertierungswut der römischen Kirche in das Christentum hinübergezerrt wird. Die abscheulichsten Verfolgungsscenen, die vom christlichen Pöbel gegen die römischen Juden aufgeführt werden, spielen merkwürdigerweise gerade zu einer Zeit, wo die französische Invasion das Ghetto aufgehoben, die Juden befreit, zu Staatsbürgern gemacht und die römische Republik eingerichtet hatte. Daß dieser zufällige historische Umstand Richard Voß gänzlich kalt läßt, ist bezeichnend für seine Produktionsweise. Historische Fakta zu ignorieren, kostet ihm gar keine Überwindung. Er springt über alle Hindernisse der geschichtlichen und natürlichen Wirklichkeit mit dem Entrechat des zeit- und raumlosen Genies hinweg. Durch solche Werke darf man nicht hoffen, auf seine Zeit wirken zu können. Dahiel, der Konvertit, ist und bleibt innerlich ein verstocktester Jude, er muß sich höllenartigen Prüfungen unterziehen, in deren Schilderung Richard Voß eine raffinierte Wollust der Fleischesmarter, aber auch eine große Kraft der Darstellung verrät. Hiernach wird Dahiel nacheinander Heuchler, christlicher Fanatiker, Judenhetzer, Heiliger, Bandit und Selbstmörder. Hätte Richard Voß in der Entwickelung dieser Skala strenge künstlerische Zucht bewiesen, er würde uns vielleicht ein bedeutendes Werk geliefert haben.

Das Kind der Straße. Roman von H. Schobert. (Berlin, J. H. Schorer.) — Ein naives, nie versiegendes, aber auch wenig wähle-

risches Fabuliertalent, verbunden mit gefälliger, kunstvoller Form und zuweilen spannender Komposition, kennzeichnet die Arbeiten der Verfasserin, die zu den anspruchslosesten und wenigst affektierten Vertretern der Familienblatt-Litteratur gehört. Der vorliegende Roman versteht es, den Klatsch und die Intriguenspielerei eines kleineren deutschen Hofes mit realistischer Anschaulichkeit vors Auge zu führen. Tiefe der Charaktere und Originalität der Probleme wird man darin nicht finden, desto mehr sorglose Leichtigkeit der Form und Keckheit der Pinselführung. Die Verfasserin hat die Anregungen des französischen Sittenromans für die deutsche Familienblatt-Romantik zu verwerten gesucht, womit sie offenbar dem Bedürfnis mancher Leserkreise entgegenkommt. Die ernsthafte Kritik wird ihren Maßstab an dergleichen Arbeiten nicht anlegen.

* * *

Einleitung in das Studium der Geologie. Von David Brauns. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) — Wer nach dem Titel des vorliegenden Buches eine elementare Anleitung zum Studium der Geologie erwartet, etwa in der Art, wie sie A. W. Hofmanns Einleitung in die moderne Chemie bietet, wird sich sicher enttäuscht fühlen. Das Buch enthält eine Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen, welche — allerdings in sehr klarer und leicht verständlicher Form — die Hauptfragen der Geologie behandeln, aber wohl weniger dem Zwecke dienen, Anfänger zu informieren, als vielmehr die zuweilen nicht ganz friedlich beschaffenen Ansichten des Verfassers bekannt zu machen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist das Buch von großem Interesse. Brauns wendet sich gegen die meisten älteren geologischen Hypothesen, welche den Entwickelungsgang unserer Erde aus der Annahme eines feuerflüssigen Inneren zu erklären suchen. Wenn auch bei fortschreitender Annäherung an das Erdinnere, z. B. in den Bohrlöchern und Bergwerken, die Temperatur beständig wächst, so ist doch diese Temperatur**zunahme** keine kontinuierlich wachsende, wie man annehmen sollte, wenn man sich einer sehr hohen Wärmequelle nähert, sondern die Zunahme, die allerdings vorhanden ist, wird, wie sich aus den verschiedensten Messungen ergiebt, mit wachsender Tiefe immer geringer. Das spricht für ein baldiges Eintreten einer konstanten Temperatur, welche von den höchsten bisher im Erdleibe gemessenen Temperaturen (40 bis 50 Grad C.) nur wenig abweichen dürfte. Die vulkanischen Auswürfe können schon deshalb einem feuerflüssigen Erdinneren nicht gut zugeschrieben werden, weil sie meist nur lokal auftreten und z. B. selbst die beiden Nachbarn Vesuv und Ätna keine Abhängigkeit voneinander zeigen. Die große Hitze der Lava läßt sich leicht durch einen lokalen chemischen Prozeß erklären, während die Auswurfskraft erzeugt wird durch die in die Erdspalten hineindringenden Wassermassen, die plötzlich auf heißer Bettung verdampfen: liegen ja doch alle Vulkane in der Nähe des Meeres. Ebenso ist die Erscheinung der Erdbeben durch den Einsturz unterirdischer Hohlräume leicht verständlich, die durch Auslaugungen des Wassers gerade in vulkanischen Gegenden leicht entstehen. Der Gegenstoß eines flüssigen Erdkerns ist hierbei schon deshalb ausgeschlossen, weil der „Erschütterungsmittelpunkt" der meisten Erdbeben viel weniger tief liegt, als die Dicke der einen feuerflüssigen Kern umhüllenden festen Rinde zuließe. Einen Einfluß gar von Sonne und Mond auf die Erdbeben, wie Falb annimmt, läßt sich bei unparteiischen statistischen Zusammenstellungen nicht im geringsten nachweisen. — Auch die Entstehung der Gebirge will Brauns nicht aus einem allmählichen Abkühlungsprozeß und daraus entstehender Zusammenziehung und Fältelung der Erdoberfläche erklären, sondern einfach durch „Quellung" der unteren Gesteinsmassen: das in diese eindringende Sickerwasser bringt von oben aufgelöste Stoffe, Kalk, Kieselsäure mit, die sich hier bei der größeren Wärme wieder ausscheiden und dadurch das Volumen der unteren Schichten vergrößern, so daß diese durch Druck die oben und seitlich liegenden Massen emportreiben. Diese so emporgehobenen Gebirge werden von dem Wasser durch Erosion fortwährend wieder zerstört. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Alpen und die Gebirge Skandinaviens einst viel höher waren als heute, und daß die deutschen Mittelgebirge in einer früheren Periode Hochgebirge darstellten; auf höheren Bergen sammelt sich viel mehr Schnee an, welcher dann auch als Gletschereis in die Ebenen hinabgehen und die Temperatur erniedrigen wird. In dieser Weise erklärt sich ungezwungen die so viel besprochene „Eiszeit" unserer Hemisphäre, ohne daß man kosmische Ursachen anzunehmen brauchte. — Es sind in der That oft so überraschend einfache Erklärungen, welche Brauns von den geologischen Erscheinungen giebt, daß man ihnen unzweifelhaft vor vielen weit hergeholten Hypothesen den Vorzug einräumen wird. Zuweilen wird der Verfasser durch den Kampfeseifer wohl ein wenig zu weit geführt. Jedenfalls sollte kein Freund der Geologie das kleine Buch unbeachtet lassen.

* * *

Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie von W. Valentiner. (Stutt-

gart, Ferdinand Enke.) — Dieses Buch ist wirklich eine erste Einführung in das Studium der Astronomie, allerdings wohl bemerkt in das Studium, nicht in die bloß unterhaltsame Lektüre. Valentiner hat es verstanden, den gesamten Inhalt der Astronomie, ohne selbst entlegenere Gebiete derselben auszulassen, auf einem sehr knappen Raum zu behandeln. Es hätte sich vielleicht manches noch präciser fassen lassen, wenn der Verfasser nicht das Princip durchgeführt hätte, die mathematische Formel gänzlich zu vermeiden. Daß das Buch für einen größeren Leserkreis berechnet ist, welcher bekanntlich vor allem, was nur entfernt mathematisch aussieht, einen Abscheu empfindet, ist kein wirklich stichhaltiger Grund; denn von diesem größeren Leserkreise werden das Buch ohnehin nur diejenigen mit Nutzen gebrauchen, welche sich mit einer maßvollen Anwendung der Analytik wohl befreundet hätten. Setzt das Buch, so wie es vorliegt, auch nicht die Kenntnis mathematischer Formeln voraus, so erfordert es doch, um verstanden und leicht gelesen zu werden, mindestens elementar-mathematisch geschultes Denken. Hatte der Verfasser Leser mit solchem Denken nicht im Auge, wollte er nicht nur für das von Professoren sogenannte, sondern für das wirkliche „große Publikum“ schreiben, so muß allerdings ausgesprochen werden, daß er in der Darstellungsweise seinen Zweck vollkommen verfehlt hat. Sein Stil wendet sich so wenig an die Phantasie — die doch in astronomischen Dingen nicht allzu schwer ins Spiel zu setzen ist —, daß alle seine Ausführungen nur auf dem Umwege der gedanklichen Verarbeitung zur Vorstellung gelangen können. Das Buch ist mithin nicht für das große Publikum, aber es ist ein ausgezeichnetes kleines Handbuch zum gelegentlichen Nachschlagen für Studenten und andere mit diesen auf gleicher Stufe der Vorbildung stehende ernste Freunde der Astronomie.

* *
*

Romantic Love and Personal Beauty. Their development, causal relations, historic and national peculiarities by Henry T. Finck. (London, Macmillan & Co.) — Von England herüber kommt uns ein zweibändiges Werk über die Geschichte der Liebe. Der Verfasser, Henry T. Finck, ein in der deutschen Litteratur sehr bewanderter Schriftsteller, entwirft in dem Buche eine Entwickelungsgeschichte jener Leidenschaft nach den Principien der darwinistischen Lehre. Er führt den richtigen Grundgedanken durch, daß die Liebe heute eine andere ist als die der Griechen oder gar der Naturvölker. Die sogenannte „romantische Liebe“ ist den früheren Entwickelungsstufen der europäischen Völker fremd. Bei der nationalen Betrachtung der Liebe ist der Verfasser nicht ohne nationale Vorurteile. Die Deutschen kommen entschieden zu schlecht, die Amerikaner vielleicht zu gut weg. Der Vorzug des Buches liegt erstens in der geschmackvollen Darstellung, die es mit einer zwar nicht allzu tiefgehenden wissenschaftlichen Gründlichkeit verbindet, und zweitens in dem Vorwalten allgemeiner Gesichtspunkte, wodurch es vor den das gleiche Thema behandelnden Werken des Italieners Mantegazza einen gewissen Vorsprung gewinnt.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Versand-Geschäft Mey & Edlich

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland o. Dänemark.

Königl. Sächs. Hoflieferanten
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung für Herren-Wäsche und Cravatten.



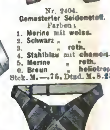
Nr. 2405.
Gemusterter Seidenstoff
mit feinen bunten Streifen.
Grundfarben:
1. Marine. 2. Weiss.
Stück M. —.75. Dtzd. M. 8.25.



Nr. 4.
Oberhemd ohne Einsatz
von Elsasser Madopolam.
In d. Halsweit. v. 36—44 Cm. vorräthig.
Rumpflänge 100 Cm.
Das Stück M. 3.—.

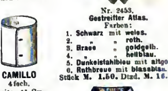


Nr. 8.
Elegant gearbeitetes Uniformhemd
aus kräftigem Chiffon,
Einsatz
doppelt aus gleichem Stoff.
Das Stück M. 3.50.



Nr. 2404.
Gemusterter Seidenstoff.
Farben:
1. Marine mit weiss.
2. Schwarz „ „
3. „ „ roth.
4. Stahlblau mit chamois.
5. Marine „ roth.
6. Braun „ heliotrop.
Stck. M. —.75. Dtzd. M. 8.25.

Nr. 2435.
(Für Steh- und Umlegekragen.)
Oben und unten zum Gebrauch eingerichtet.
Gestreifter Seidenstoff.
Farben:
1. Schwarz mit roth.
2. „ „ perlgrau.
3. Marine „ gelb.
4. „ „ perlgrau.
5. Dunkelbraun „ gelb.
6. Rothbraun „ weiss.
Stück M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.



RAFAEL 4fach.	**HORST** 4fach.	**CAMILLO** 4fach.
Breite: 11 1/2 Cm.	Breite: 11 Cm.	Breite: 11 Cm.
W.: 22-26, 28 Cm.	W.: 22-26, 28 Cm.	Weit.: 22-26, 28 Cm.
Dtzd.-P.: 8.75.	Dtzd.-P.: 8.50.	Dtzd.-Paar: 9.—.
Paar: —.80.	Paar: —.75.	Paar: —.80.

Nr. 2453.
Gestreifter Atlas.
Farben:
1. Schwarz mit weiss.
2. „ „ roth.
3. Braun „ goldgelb.
4. „ „ hellblau.
5. Dunkelstahlblau mit altgold.
6. Rothbraun mit blassblau.
Stück M. 1.50. Dtzd. M. 16.50.





ERICH
4 3/4 Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: 6.—.
Stück: —.55.



BISMARCK
4 3/4 Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: 6.—.
Stück: —.55.

Nr. 2473. **Gemusterter Seidenstoff.**
Farben:
1. Crême mit mattblau.
2. Weiss „ hellblau u. hellbraun.
3. Hellmode m. gelb „ „
4. Rosa mit mattblau.
5. Hellmode m. gelb u. bordeaux.
6. Weiss m. hellblau „ „
Stück M. 1.25. Dtzd. M. 13.75.

Nr. 2467. **Hellcarrirter Seidenstoff**
Farben:
1. Weiss m. marine
2. „ „ „ „ roth.
3. „ „ „ „ hellblau.
4. „ „ „ „ gelb.
5. „ „ „ „ mattblau.
6. „ „ „ „ dunkelbord.
Stück M. 1.25. Dtzd. M. 13.75.

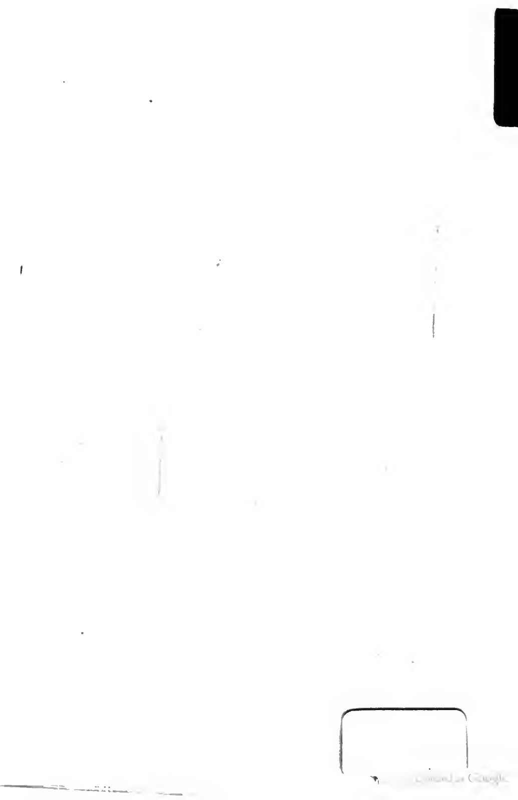
MICHAEL
Umschlag 7 1/2 Cm. br.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: 6.50.
Stück: —.60.

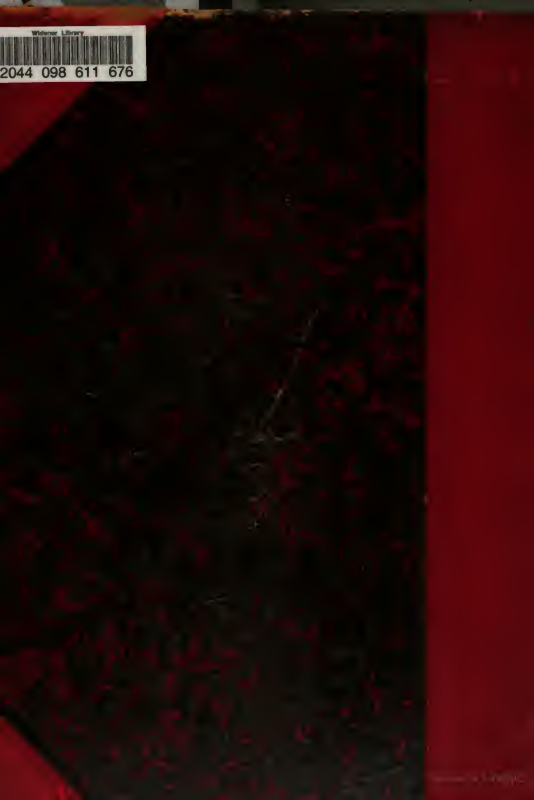
TORPEDO
Umschlag 6 Cm. br.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: 7.50.
Stück: —.70.

Grosse Auswahl in
Schwarzen u. bunten Cravatten,
Oberhemden,
Leinenen Kragen und Manschetten,
Taschentüchern.

Den Special-Catalog über alle Arten
Herrenbekleidungs-Gegenstände
versenden wir
unberechnet und portofrei.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Kgl. Sächs. Hoflieferanten, Leipzig-Plagwitz





Widener Library
2044 098 611 676